



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



1034





Zeitschrift
für das
Gymnasialwesen,

im Auftrage
des **Berlinischen Gymnasiallehrer-Vereins**
und unter Mitwirkung desselben sowie anderer Schulmänner

herausgegeben

von

W. J. C. Mätzell,
Dr. Phil. und Professor am K. Joachimsthal'schen Gymnasium.

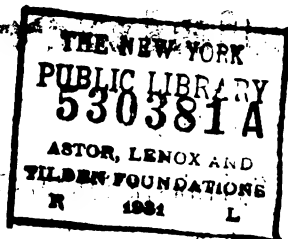
In monatlichen Heften.

Zehnter Jahrgang.

Erster Band.

BERLIN,
Verlag von Theod. Chr. Fr. Enslin.

1856.



NOV 1984
LIBRARY
WARD

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

	Seite
I. Programme der gelehrten Schulen des Königreichs Hannover 1854. 1855. Von Collaborator Dr. Schmidt zu Göttingen.	39
II. Thüringische Programme vom Jahre 1855. Von Oberlehrer Dr. Hartmann zu Sondershausen.	43
III. Radefeld, Beiträge zur Geschichte des Seminarwesens. Von Prof. Dr. Schiller zu Ansbach.	48
IV. Das höhere Schulwesen des Königreichs Hannover seit seiner Organisation im Jahre 1830. Von einem Hannoverischen Lehrer.	50
V. Strodtmann, Horatius Sermonendichtungen. Von Director Dr. Lübker zu Parchim.	62
VI. Mushacke, Preussischer Schulkalender für 1856. Von J. Mützell.	64
VII. Programme der Provinz Sachsen. 1854—1855. Von Director Dr. Jordan in Salzwedel.	153
VIII. Hollenberg, Hülfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in Gymnasien. Von Director Dr. Klix zu Glogau.	163
IX. Niemeyer, Lessing's Nathan der Weise, durch eine historisch-kritische Einleitung und einen fortlaufenden Commentar, besonders zum Gebrauch auf höheren Lehranstalten erläutert. Von Director Dr. E. Köpke zu Brandenburg.	181
X. Lübker, Die sophokleische Theologie und Ethik. Zweite Hälfte. Von Director Dr. Enger in Ostrowo.	189
XI. Programme der Provinz Posen. 1855. Von Oberlehrer Dr. Schweminski zu Posen.	259
XII. Rott, Griechisches Vocabularium. Von Collaborator Dr. Liebig zu Görlitz.	265
XIII. Platons Apologie des Kriton. Herausgegeben von Ludwig. Von Oberlehrer Dr. Hartmann zu Sondershausen.	269
XIV. Schmidt, Elementarbuch der lateinischen Sprache. Von demselben.	272
XV. Brandes, Ausflug nach England. Von Oberlehrer Dr. Hölscher zu Herford.	272
XVI. Programme der pommerschen Gymnasien vom Jahre 1856. Von Gymnasiallehrer Dr. Lehmann zu Greifswald.	289
XVII. R. v. Raumer, Ueber deutsche Rechtschreibung. Von Gymnasiallehrer Stier zu Witténberg.	301
XVIII. Homer, verdeutscht von J. Minckwitz. — Homers Iliade, erklärt von Fäsi. Von Director Dr. Enger zu Ostrowo.	319
XIX. Aeschylus' Agamemnon, herausgegeben von Enger. Von Gymnasiallehrer Dr. M. Schmidt zu Oels.	332 -

	Seite
XL. Erklärung. Von Director Dr. Schmidt zu Wittenberg.	520
XLI. Programme der katholischen Gymnasien und Realschulen der Provinz Schlesien. 1854—1855. Von Oberlehrer Dr. Hoffmann zu Neisse.	550
XLII. G. Wolff, Porphyrii de philosophia ex oraculis haurienda librorum reliquiae. Von Oberlehrer Dr. M. Schmidt zu Oels.	554
XLIII. Schultzii Orthographicarum quaestionum decas. Von Regierungs- und Schulrath Dr. Dillenburger zu Königsberg i. Pr.	557
XLIV. O. Eichert, Wörterbuch zu den Verwandlungen des Ovid. Von Oberlehrer Dr. Kindscher zu Zerbst.	562
XLV. R. Kühner, Lateinische Schulgrammatik. Von Oberlehrer Dr. Hartmann zu Sondershausen.	564
XLVI. Hoffmann, Uebungstücke zum Uebersetzen in das Lateinische. Von Gymnasiallehrer Albani zu Dresden.	565
XLVII. M. Seyffert, Uebungsbuch zum Uebersetzen in das Lateinische für Secunda. Von Protector Dr. Wagner zu Anclam.	566
XLVIII. L. Freese, Aufgaben zum Uebersetzen in das Griechische. Von Oberlehrer Dr. Hartmann zu Sondershausen.	567
XLIX. G. Brückner, Hebräisches Lesebuch. Von Oberlehrer Dr. Buddeberg zu Essen.	568
I. Andresen, Ueber deutsche Orthographie. Von Gymnasiallehrer Stier zu Wittenberg.	572
II. A. und F. Spiels, Deutsches Lesebuch. Von Oberlehrer Dr. Hölcher zu Herford.	576
LII. J. Hub, Die deutsche komische und humoristische Dichtung, I. Von Director Dr. E. Köpke zu Brandenburg.	578
LIII. W. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. I. 2. Von Oberlehrer Dr. Fofs zu Berlin.	580
LIV. A. Peters, Ueber die Nothwendigkeit zweckmäßiger mathematisch - naturwissenschaftlicher Lehrerbildungs-Anstalten. Von Prof. Dr. Hincke zu Halberstadt.	583
LV. Hetsch, Ueber Zeichenkunst. Von Director Dr. Kolster zu Meldorf.	588
LVI. Programme der Provinz Sachsen. 1855/56. Von Director Dr. Jordan zu Salzwedel.	641
LVII. Berger, Lateinische Grammatik. Von dem Domherrn und Gymnasialdirector Dr. Blasse zu Wesel.	650
LVIII. Cicero Philipp. I. II. Erklärt von K. Halm. Von Director Dr. Jordan zu Salzwedel.	659
LIX. Dünnebier, Lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Uebersetzungsbeispiele. Von Dr. Meister zu Eisenach.	664
LX. Xenophon's Memoiren. Erklärt von Breitenbach Von Oberlehrer Dr. Hartmann zu Sondershausen.	671

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

	Seite
I. Ernennungen.	111. 207. 288. 431. 528. 608. 736. 816. 896. 946.
II. Ehrenbezeugungen.	112. 208. 288. 432. 528. 608. 896. 946.
III. Todesfälle.	208. 288. 432. 608. 896.

zieht, so daß aus diesem Mangel an Einheit in ihrer Bildung eine gewisse Erschlaffung in ihnen entsteht. Und leider ist das gerade bei denen am meisten der Fall, die am gewissenhaftesten allen Anforderungen ihrer Anstalt zu genügen suchen. Eine geistige Frische, eine edle Lust zum Leben, Wirken und Schaffen bringen gewiß sehr wenige aus dem Abiturienten-Examen ihrem neuen Berufe entgegen.

Diese unleugbare Erscheinung ist aus den beiden erwähnten Gründen nur zu erklärlich.

Durch die unteren und mittleren Classen arbeitet sich der Schüler noch in naivem Vertrauen auf das, was ihm geboten wird, und gehalten durch die Zuchtmittel der Schule, ohne weiteren inneren Anstoß hindurch. Aber wenn er nun in die beiden letzten Classen des Gymnasiums kommt, wo er nun einerseits sich mit immer größerem inneren Antheil in die abstracte Welt des classischen Alterthums versenken soll, wo neue Gegenstände wie Physik, Philosophie und Hebräisch hinzutreten und Mathematik, Französisch, Geschichte immer höhere Anforderungen an ihn machen; andererseits dagegen der deutsche Unterricht und die deutschen Dichter eine unendliche Welt von wunderbaren Gedanken und Gefühlen in ihm aufgehen lassen, sein eigenes Fühlen, Denken und Sehnen erwacht und die Gegenwart mit ihren Ideen, Bestrebungen und Genüssen ihn umfängt, an denen er unwillkürlichen Antheil nimmt: wie ist es dann zu verwundern, wenn ein Dualismus in seiner Seele entsteht, der um so feindseliger wird, je lebendiger und ureigener seine Kräfte sind, und wenn er in dem Kampfe zwischen der Pflicht, die ihn dort gewaltsam festhält, und zwischen dem, was ihn hier in unaufgelöster Weise erregt und fortzieht, in Trübheit und Ermattung sinkt?

Ihn in klösterlicher Weise abzapferchen und ihn so gewaltsam von dem Einfluß der neueren Litteratur und den Ideenströmungen der Gegenwart auszuschließen und zu versuchen, ihn wie früher in bloß naiver Auffassung des Alterthums auf gut Glück hin erwärmen und erstarken zu lassen: dazu wird schwerlich ein Vernünftiger seine Stimme hergeben.

Denn abgesehen davon, daß der Jüngling dann ganz und gar der natürlichen Grundlage seines Lebens — der eigenen Familie entzogen werden müßte, würde es doch ein vergebliches Bemühen sein, ihn von jenen Einflüssen gänzlich zu befreien, weil sie in der Lebensluft des Volkes liegen und daher durch alle Ritzen und Klüften selbst der abgeschlossensten Gemächer eindringen.

Und selbst wenn es möglich wäre, — wer gäb' uns das Recht dazu, die Jugend von dem doch offenbar nach Gottes Rath sich entwickelnden Gang der menschlichen und Völkerbestimmung auch nur zeitweise auszuschließen? Und wer wollte die Bürgschaft übernehmen, daß er, nach einer solchen Abschließung auf einmal in die Freiheit des Lebens versetzt, sich dann in demselben zurecht fände?

Wie anders dagegen würde die Sache stehen, wenn wir den

weit mir bekannt, auch nur der Versuch eines Nachweises geliefert worden, wie und auf welche Weise durch ihn eine solche zu bewerkstelligen sei.

Im Gegentheil haben sich sehr gewichtige Stimmen, wie die von Wiese, Rinck, v. Raumer, Seyffert u. A., gegen den Einfluß erklärt, den er in seiner gegenwärtigen Ausübung auf die gesammte Gymnasialbildung in Anspruch nimmt und noch weiter in Anspruch zu nehmen strebt.

Der gegenwärtige Aufsatz versucht es nun, diesen Nachweis mit aller Bescheidenheit, aber auch mit voller Ueberzeugung für das, warum es sich handelt, zu liefern, und überläßt es den Sachverständigen, die darüber darzulegenden Ideen zu erwägen. Allerdings sind es zunächst nur Ideen, aber lang durchdachte: was daran gut ist, denk' ich, wird sich im weiteren Verfolg derselben wol auch praktisch machen lassen.

Freilich kann dieser Nachweis nur unter gewissen Voraussetzungen für die Gründe geliefert werden, die man für die Nothwendigkeit der Beibehaltung des classischen Sprachunterrichts als Grundlage des gesammten Gymnasialunterrichts in Gedanken hat, und für die Art und Weise, wie der deutsche gehandhabt und welche Stellung ihm dem ganzen Bildungsziele auf diesen Anstalten gegenüber gegeben werden müsse.

Und wiederum kommt es bei der Darlegung der zu dem beiderseitigen Zwecke abzielenden Gedanken darauf an, welche Vorstellungen man von dem geistigen Ziele der Menschheit hat und wie man sich daher das Ziel der Gymnasialbildung darunter subsumirt denkt.

Ich kann wol von dem Gedanken ausgehen, daß die geistige Entwicklung der Menschheit ein Continuum bildet bis auf unsre Tage. In nichts geringerem kann daher das Ziel der Gymnasialbildung liegen, als unsre Schüler in so weit vorzubilden, daß sie befähigt werden, dieses geistige Erbtheil anzutreten und es von einem gewissen Punkte aus seiner Idee gemäß selbstthätig nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren und weiter zu führen.

Fassen wir aber den Sinn und die Summe der ganzen alten Geschichte in kurzen Gedanken zusammen, so kann man sagen, daß sie, nach den verschiedenen Stufen, die die orientalischen Völker dazu bilden, in dem Hellenismus dahin gekommen sei, die freie und schöne individuelle Menschlichkeit im Sinne des bloß oder rein Menschlichen innerhalb des Staats, d. h. innerhalb einer auf nationaler Grundlage ruhenden organischen gesellschaftlichen Verbindung darzustellen, die also die bloß natürliche oder patriarchalische durchbrochen hat. Und ferner, daß sie in dem Römerthume oder der römischen Weltherrschaft dahin gelangt sei, eine allgemein-menschlich-organische Leiblichkeit oder Staatspersönlichkeit auszubilden und darzustellen.

Aber weil diese allgemeine Leiblichkeit, abgesehen von ihrer extensiven Unvollständigkeit, doch nur auf endlichem oder

göttlichen Verklärung und zur Annäherung an ihre Berufung zum Reiche, so unterliegt es auch keinem Zweifel, daß eine auf der tiefsten Regel ruhende Jugendbildung, wie sie das Gymnasium vorbildend allein geben soll und kann, auch lediglich darin bestehen kann, daß man den Schüler den geistigen Proceß, den die ganze Menschheit durchgemacht hat, in kurzen Schwingungen wieder durchmachen läßt und ihn schließlich zu dem Bewußtsein bringt, auf welches Ziel derselbe gerichtet ist. Denn nur auf diesem Wege kann zur Freiheit des Bewußtseins über unsere Bestimmung und zugleich zur praktischen Tüchtigkeit innerhalb derselben erzogen werden.

Nicht aus diesem Grunde wol hat man es dennoch bisher gethan und thut es noch, nur nicht vollständig und systematisch genug und ohne die Consequenzen sich erfüllen zu lassen: daher denn natürlich auch die Vollständigkeit der Frucht ausbleibt.

Denn indem man der Jugend das classische Alterthum als bei weitem überwiegendes Bildungsmittel unterschiebt; indem man von dem zur Universität reifen Schüler verlangt, daß er sich denselben bis auf einen gewissen Grad bemächtigt, es geistig durchdrungen und zu seiner inneren Anschauung gebracht haben soll: was ist das anders, als daß man ihn den geistigen Proceß wieder durchmachen läßt, den die Menschheit in jenem Zeitraume durcharbeitet hat?

Geschieht dies aber bis zu einem gewissen Grade der Vollständigkeit, dann vollziehen sich auch alle Anforderungen, die man an eine Erziehung und Bildung zur freien christlichen Berufung des Jünglings machen kann.

Denn in dem classischen Alterthume erblickt er wie in einem klaren Wasserspiegel zunächst sein eigen Bild: das Bild des Menschlichen, und zwar in einer Reinheit, Vollendung und Bestimmtheit wie sonst nirgend weder in aller noch in neuer Zeit. Er erblickt es aber in dieser Reinheit in den gegenseitigen Momenten, die in diesem Begriffe befaßt liegen: nach dem der in sich ganzen, harmonischen einzelnen Persönlichkeit innerhalb des Griechenthums und dem der allgemeinen oder Staatspersönlichkeit in dem Römerthume. Denn beide Momente bilden einander ergänzend erst die Vollständigkeit des wahrhaft Menschlichen, während bei jenem eine nationalpolitische Beschränktheit, bei diesem die organische Geltung des Besonderen ausblieb.

Nur am Menschen aber kann sich der Mensch in warmer, wahrer und edler Weise recht entzünden, daher hier der Grund liegt, warum nicht auch ein andres altes Volk, z. B. die Indier, mit ihrer reichen Litteratur das entsprechende Bildungsmittel abgeben können. Denn alle anderen alten Völker bilden ja nur mit ihren geistigen Erwerbnissen Vorstufen zu dem, was erst im Griechen- und Römerthume erreicht wird, nämlich eben die allgemeine, d. h. nicht mehr auf bloß natürlicher oder familienmäßiger Gemeinschaft ruhende organische Leiblichkeit oder Staatspersönlichkeit.

Drittens nämlich lernt er durch eine Anschauung des classischen Alterthums, was er in seinem Fühlen, Denken und Streben zu fliehen und was er durch dasselbe zu erreichen und zu schaffen suchen muß.

Denn einerseits muß er, je mehr er dasselbe nach seinem unterschiedlichen Wesen und seiner Ganzheit erfasset, auch erkennen, daß es mit all' seinen herrlichen, schönen und großen Erscheinungen, weil diese eben nur auf dem bloß menschlichen Geiste, selbst in seiner höchsten Aeußerung beruhen, doch nur auf höhere Sinnlichkeit und auf die höchsten Potenzen des Egoismus ausgeht, der wie ein Todtenwurm alles Leben der Zukunft durchfrißt. Die Summe aller Tugend, Schönheit und Größe des gesammten Alterthums muß ihm dann, qualitativ erwogen, niedriger erscheinen als die einfachste That der christlichen Aufopferung für unsere Nebenmenschen, die aus Liebe zu Gott in Demuth und im Verborgenen vollbracht wird.

So wird ihm wie durch nichts anders der Unterschied klar in seiner Seele aufgehen von einer auf der unendlichen Liebe der göttlichen Offenbarung in Christo ruhenden Religion und von der der heidnischen und er mit voller Ueberzeugung und mit ganzem Herzen dafür gewonnen werden, weil er ja nicht anders kann und seine eigene Vernunft mit aller Kraft dafür sich einlegt.

Indem aber andererseits in der Berufung zum Reiche oder in der, daß wir alle einen Leib in Christo ausmachen sollen, nichts anders liegt, als daß wir eine auf freier Bruderliebe ruhende, durch die einzelnen Nationalstaaten vermittelte organische allgemeine Staatspersönlichkeit oder einen Gottesstaat ausmachen sollen; gerade durch das Eindringen des Christenthums mit seinem Principe: subjective Freiheit und (relative) Geltung des Besonderen, zunächst eine höchste Entfernung von einer solchen Gemeinschaft bewirkt ward, und eine bloß ideale innerhalb der Kirche sich bildete und so einen immer tiefer schneidenden Dualismus in die Welt und in die Brust des Einzelnen brachte: welch' köstlichere Nahrung könnten wir da dem Geiste des Jünglings geben als die Vorbilder einer solchen organischen Einheit des Einzelnen mit dem staatlichen Ganzen und einer solchen allgemeinen Leiblichkeit und Staatspersönlichkeit, wie sie im Römerthume stattfand? Wird er hierdurch allein die Vorzüge nicht erst recht erkennen, die eine solche Einheit allen Aeußerungen des Lebens in Sitte, Staat, Recht, Kunst, Wissenschaft und Sprache u. s. w. einprägt? Wird er nicht nothwendig zu dem Verlangen hingetrieben werden, diese Vorzüge seinem eigenen und dem Leben überhaupt in allen dessen Aeußerungen einzupflanzen, und muß dadurch nicht eine ideale Spannung in ihn kommen und er sich Ideen bilden, wie dies der Gegenwart und ihren Bedingungen gegenüber zu vollbringen sei?

Solches ungefähr hatte auch schon Luther im Sinne, wie er es an verschiedenen Stellen seiner Schriften ausspricht, wie z. B. in der bekannten, in der er sagt: „— Und lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl erhalten werden ohne

Drittens nämlich lernt er durch eine Anschauung des classischen Alterthums, was er in seinem Fühlen, Denken und Streben zu fliehen und was er durch dasselbe zu erreichen und zu schaffen suchen muß.

Denn einerseits muß er, je mehr er dasselbe nach seinem unterschiedlichen Wesen und seiner Ganzheit erfasset, auch erkennen, daß es mit all' seinen herrlichen, schönen und großen Erscheinungen, weil diese eben nur auf dem bloß menschlichen Geiste, selbst in seiner höchsten Aeußerung beruhen, doch nur auf höhere Sinnlichkeit und auf die höchsten Potenzen des Egoismus ausgeht, der wie ein Todtenwurm alles Leben der Zukunft durchfrißt. Die Summe aller Tugend, Schönheit und Größe des gesammten Alterthums muß ihm dann, qualitativ erwogen, niedriger erscheinen als die einfachste That der christlichen Aufopferung für unsere Nebenmenschen, die aus Liebe zu Gott in Demuth und im Verborgenen vollbracht wird.

So wird ihm wie durch nichts anders der Unterschied klar in seiner Seele aufgehen von einer auf der unendlichen Liebe der göttlichen Offenbarung in Christo ruhenden Religion und von der der heidnischen und er mit voller Ueberzeugung und mit ganzem Herzen dafür gewonnen werden, weil er ja nicht anders kann und seine eigene Vernunft mit aller Kraft dafür sich einlegt.

Indem aber andererseits in der Berufung zum Reiche oder in der, daß wir alle einen Leib in Christo ausmachen sollen, nichts anders liegt, als daß wir eine auf freier Bruderliebe ruhende, durch die einzelnen Nationalstaaten vermittelte organische allgemeine Staatspersönlichkeit oder einen Gottesstaat ausmachen sollen; gerade durch das Eindringen des Christenthums mit seinem Principe: subjective Freiheit und (relative) Geltung des Besonderen, zunächst eine höchste Entfernung von einer solchen Gemeinschaft bewirkt ward, und eine bloß ideale innerhalb der Kirche sich bildete und so einen immer tiefer schneidenden Dualismus in die Welt und in die Brust des Einzelnen brachte: welch' köstlichere Nahrung könnten wir da dem Geiste des Jünglings geben als die Vorbilder einer solchen organischen Einheit des Einzelnen mit dem staatlichen Ganzen und einer solchen allgemeinen Leiblichkeit und Staatspersönlichkeit, wie sie im Römerthume stattfand? Wird er hierdurch allein die Vorzüge nicht recht erkennen, die eine solche Einheit allen Aeußerungen des Lebens in Sitte, Staat, Recht, Kunst, Wissenschaft und Sprache u. s. w. einprägt? Wird er nicht nothwendig zu dem Verlangen hingetrieben werden, diese Vorzüge seinem eigenen und dem Leben überhaupt in allen dessen Aeußerungen einzupflanzen, und muß dadurch nicht eine ideale Spannung in ihn kommen und er sich Ideen bilden, wie dies der Gegenwart und ihren Bedingungen gegenüber zu vollbringen sei?

Solches ungefähr hatte auch schon Luther im Sinne, wie er es an verschiedenen Stellen seiner Schriften ausspricht, wie z. B. in der bekannten, in der er sagt: „— Und lasset uns das gesagt sein, daß wir das Evangelium nicht wohl erhalten werden ohne

kommen; wenn endlich seine geistigen Kräfte erstarkt sind, ein Charakter sich in ihm gebildet hat und jene ideale Spannung des Willens in ihm entstanden ist, die Vorzüge des antiken Lebens in das christliche überzutragen, so ist zwar hiernit ein Großes, aber eben doch nur eine Seite seiner Bildung vollbracht, bei der er unmöglich stehen bleiben, oder vielmehr bei dem das Gymnasium ihn ohne die größte Gefahr nicht belassen kann.

Denn erstens sahen wir wohl, daß zur Vollendung der christlichen Bildung innerhalb der Schule gehörte, daß er den geistigen Bildungsproceß, den die Welt nach Gottes Rath durchgemacht hat, in ihm selber in kleinen Schwingungen durchmachen müsse: es bleibt also noch die ganze andere Seite für ihn zu erkennen, nämlich in wie weit sich denn nun die Idee vom Reiche oder der allgemeinen christlichen Leiblichkeit vollzogen hat, worin die Hemmnisse dazu liegen u. s. w.

Es gehört also noch ein anderer Unterricht hinzu, der diese Ergänzung übernimmt, die ihm doch durch das Griechische und Lateinische nimmermehr zukommen kann.

Aber selbst wenn wir eine solche Ergänzung voraussetzen, so bleibt eine Einsicht, wie sie der Schüler in den geistigen Proceß der Menschheit gewinnt, eben nur eine Einsicht oder etwas Theoretisches. Das Christenthum ist aber seinem innersten Wesen nach etwas Lebendiges und Praktisches, das die That als das Erste setzt.

Der geistige Proceß der Menschheit, von dem wir sprechen, muß daher zweitens nach seinen Momenten in dem Schüler praktisch durchgearbeitet werden, so weit dies wenigstens innerhalb der Schule durch Gegenstände des Unterrichts möglich ist.

Drittens aber muß der Jüngling bei der idealen Spannung seiner Seele, die Vorzüge des classischen Alterthums in unser Leben überzutragen, erkennen und lernen, wie dies allein in ersprißlicher Weise geschehen könne und solle. Daß dies alles aber innerhalb der Schule nicht geschieht, dies ist nicht nur ein Mangel, der sie nicht zu ihrer geistigen Einheit gelangen läßt, sondern eine Grausamkeit, die sie gegen ihre Pflinglinge begeht, und an der so manche der edelsten (man denke nur an Hölderlin und Leuau!) zu Grunde gegangen sind. Ihrem natürlichen Bewußtsein entrissen, die Seele voll dem heidnischen Leben entnommene Ideale auf der einen, den Ruf der christlichen Stimme und die Bedingungen der schwerfälligen Wirklichkeit auf der andern, stehen sie wie Mose voll Sehnsucht vor dem gelobten Lande, das ihnen zu erobern und zu besitzen versagt ist.

Daher muß es einen Unterrichtsgegenstand geben, der die Ergänzung und Vermittelung des classischen Sprachunterrichts nach diesen drei Stücken hin vollzieht, und daß dies seiner Natur und Bestimmung nach kein anderer sein könne als der deutsche Sprachunterricht, und wie er deshalb eingerichtet sein müsse, dies soll in dem Folgenden noch kürzlich gezeigt werden.

Poesie, zusammenzufassen, weil es eben nichts vereinzelt und zusammenhanglos in den Köpfen der Schüler lassen soll.

Aber überhaupt wird es aus gar vielen andern, hier und weiter zu erörternden Gründen nicht unterlassen dürfen, dem Schüler in der letzten Stadien seiner Bildungszeit eine Vorstellung von dem Gange und innern Zusammenhange seiner Nationallitteratur zu geben.

Die deutsche Nationallitteratur enthält aber, wie jeder ihrer Kenner weiß, den freiesten, geistigsten und normalsten Abdruck des Ganges, den die geistige Entwicklung der gesamten neueren Menschheit genommen hat. Und will also der Lehrer seiner Classe ein richtiges Bild oder eine solche Vorstellung von dem inneren Zusammenhange der deutschen Nationallitteratur geben, dann gibt er ihm eben eine Vorstellung von jener geistigen Entwicklung der Menschheit überhaupt, bei der die deutsche Nation nur gerade in dem Vordergrund und als Vorkämpfer steht. Die Summe des Ganzen ist aber nichts anders als das Streben nach freier Selbstbestimmung und Besonderung auf der einen und nach organisch-lebendiger und durch den Staat zu vermittelnder Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen auf der andern; nichts anders als der Kampf zwischen den beiden verschiedenen berechtigten Elementen zu einer auf freier Bruderliebe zu gründenden allgemeinen Leiblichkeit oder Staatspersönlichkeit in Christo, durch die der unendliche geistige und materielle Weltinhalt in immer reicherm und vollkommnerem Mafse zur Erscheinung kommt.

Und so gibt also ein richtig gefasster Vortrag in der deutschen Litteraturgeschichte zugleich mit ihrem besondern Inhalte eine Vorstellung von dem Gange des Menschengeschlechts zur Erfüllung seiner Berufung zum Reiche und wird dadurch nicht nur ergänzend für die Anschauungen vom classischen Leben der alten Völker, sondern vermittelt dieselben auch in dem Geiste der Schüler zur Einheit, in welcher sie die Vorzüge und Mängel des einen wie des andern erst richtig zu erkennen und zu erwägen vermögen.

Endlich aber wird kein Lehrer anders als umhin können, den Schüler bei dem, was er ihm anfangs unbewusst vollbringen läßt und was er ihm lehrt, endlich darauf hinzuweisen, was das eigentlich Lebendige dabei und darin sei, gleichsam die Methode oder das innere Gesetz, nach welchem es sich ewig vollbringt.

Es ist daher die Pflicht des Lehrers, den Schüler darauf hinzuweisen und ihn davon zu überzeugen, wie er einen Aufsatz gut nur dann vollbringt, wenn er, unter Voraussetzung einer Idee oder eines Vorbildes vom Ganzen, das Einzelne des Stoffs mit treuer und hingebender Arbeit so lange durchdringt, bis er ihm in dem richtigen Verhältnisse zum Ganzen erscheint und er also jenes durchaus im Sinne und im Lichte von diesem darzustellen vermag; zu überzeugen, wie die ganze Methode oder das Gesetz der vernünftigen Darstellung nach Form und Inhalt und

Poesie, zusammenzufassen, weil es eben nichts vereinzelt und zusammenhanglos in den Köpfen der Schüler lassen soll.

Aber überhaupt wird es aus gar vielen andern, hier und weiter zu erörternden Gründen nicht unterlassen dürfen, dem Schüler in der letzten Stadien seiner Bildungszeit eine Vorstellung von dem Gange und innern Zusammenhange seiner Nationallitteratur zu geben.

Die deutsche Nationallitteratur enthält aber, wie jeder ihrer Kenner weiß, den freiesten, geistigsten und normalsten Abdruck des Ganges, den die geistige Entwicklung der gesamten neueren Menschheit genommen hat. Und will also der Lehrer seiner Classe ein richtiges Bild oder eine solche Vorstellung von dem inneren Zusammenhange der deutschen Nationallitteratur geben, dann gibt er ihm eben eine Vorstellung von jener geistigen Entwicklung der Menschheit überhaupt, bei der die deutsche Nation nur gerade in dem Vordergrunde und als Vorkämpfer steht. Die Summe des Ganzen ist aber nichts anders als das Streben nach freier Selbstbestimmung und Besonderung auf der einen und nach organisch-lebendiger oder durch den Staat zu vermittelnder Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen auf der andern; nichts anders als der Kampf zwischen den beiden verschiedenen berechtigten Elementen zu einer auf freier Bruderliebe zu gründenden allgemeinen Leiblichkeit oder Staatspersönlichkeit in Christo, durch die der unendliche geistige und materielle Weltinhalt in immer reicherm und vollkommnerm Mafse zur Erscheinung kommt.

Und so gibt also ein richtig gefasster Vortrag in der deutschen Litteraturgeschichte zugleich mit ihrem besonderen Inhalte eine Vorstellung von dem Gange des Menschengeschlechts zur Erfüllung seiner Berufung zum Reiche und wird dadurch nicht nur ergänzend für die Anschauungen vom classischen Leben der alten Völker, sondern vermittelt dieselben auch in dem Geiste der Schüler zur Einheit, in welcher sie die Vorzüge und Mängel des einen wie des andern erst richtig zu erkennen und zu erwägen vermögen.

Endlich aber wird kein Lehrer anders als umhin können, den Schüler bei dem, was er ihm anfangs unbewusst vollbringen läßt und was er ihm lehrt, endlich darauf hinzuweisen, was das eigentlich Lebendige dabei und darin sei, gleichsam die Methode oder das innere Gesetz, nach welchem es sich ewig vollbringt.

Es ist daher die Pflicht des Lehrers, den Schüler darauf hinzuweisen und ihn davon zu überzeugen, wie er einen Aufsatz gut nur dann vollbringt, wenn er, unter Voraussetzung einer Idee oder eines Vorbildes vom Ganzen, das Einzelne des Stoffs mit treuer und hingebender Arbeit so lange durchdringt, bis er ihm in dem richtigen Verhältnisse zum Ganzen erscheint und er also jenes durchaus im Sinne und im Lichte von diesem darzustellen vermag; zu überzeugen, wie die ganze Methode oder das Gesetz der vernünftigen Darstellung nach Form und Inhalt und

tungsmäßig bestimmten Stoffen den Schüler stufenartig den geistigen Entwicklungsproceß der Menschheit, wie er sich durch die verschiedenen Völker und Zeiten hindurch vollzogen hat, im Kleinen an ihm durchmachen läßt, nicht nur seinen besonderen Zwecken am besten entspricht, sondern auch, so weit es an ihm ist, die Ergänzung der bildenden Wirkungen des classischen Sprachunterrichts und die Vermittelung derselben mit dem Bewußtsein der Gegenwart vollzieht: so kann ich mich hier kürzer fassen, als ich dies nach seinem ganzen Umfange und nach der dabei zu beobachtenden Methode in dem kürzlich von mir im Druck erschienenen Werke: „Methodisch-praktische Stil- oder Aufsatzlehre, Stuttgart 1855“ näher dargelegt habe. Hier also nur so viel, als zum Verständniß des von mir vorzutragenden Gegenstandes im Ganzen nöthig ist, und wobei ich also von aller sonstigen Beschreibung der zu handhabenden stilistischen Methodik und von deren weiteren Begründung absehen kann.

Ich will also nur sagen, daß, wenn sechs Entwicklungsstufen eines Volkes so wie des Schülers anzunehmen sind, wie sie den sechs Classen eines Normalgymnasiums entsprechen, auf der ersten und untersten die Gattung des Märchens und weiterhin der Fabel als der vorzulegende Stoff anzuwenden ist, in welchem die mündlichen und schriftlichen Sprachübungen zu vollbringen sind. Denn das Wesen eines normal sich entwickelnden Volkes sowol als Kindes ist die naive Vermischung des Göttlichen und Menschlichen, Wirklichen und Nichtwirklichen, des Thierlebens und des Menschenlebens, und insofern sich dieser Zustand productiv einen Ausdruck durch die Sprache gibt, erscheint die Mythe, das Märchen und die Fabel, und diese Gattungen sind deshalb die entsprechenden, in denen das Kind seine erste geistige Entwicklungsperiode zu durchleben und reproductiv wieder auszudrücken hat.

Die zweite solche Stufe eines Volkes liegt ihrem Wesen nach in dem Hervortreten sittlich-naiver heroischer Tapferkeit Einzelner im Sinne und Interesse ihres Stammes oder Volkes, und der productiv-litterarische oder gattungsmäßige Ausdruck ist die Heroensage, die dann später ihre Verdichtung und Verbindung im nationalen Epos findet. Diese Heroensage ist daher die entsprechende Gattung für die geistige und stilistische Bildung des nun zum Knaben erwachsenen Kindes, in welchem eine analoge Entwicklung durch das Erwachen seiner sittlichen und körperlichen Kraft und seines Muthes vorgeht, — was sich in gar manchen, hier nicht weiter zu erörternden Erscheinungen an ihm kund gibt.

Die dritte, freilich nur unter Einwirkung des Christenthums zu erreichende Stufe eines Volkes und des nun zum Jüngling werdenden Knaben besteht in der Anerkennung, daß der blos natürliche Trieb an sich keine Berechtigung habe, sondern ins ewige Verderben führe, vielmehr einem transcendent-göttlichen Willen geopfert werden müsse; ferner aus dem Kampfe, den deshalb unser natürliches Wesen mit dem religiösen

tungsmäßig bestimmten Stoffen den Schüler stufenartig den geistigen Entwicklungsproceß der Menschheit, wie er sich durch die verschiedenen Völker und Zeiten hindurch vollzogen hat, im Kleinen an ihm durchmachen läßt, nicht nur seinen besonderen Zwecken am besten entspricht, sondern auch, so weit es an ihm ist, die Ergänzung der bildenden Wirkungen des classischen Sprachunterrichts und die Vermittelung derselben mit dem Bewußtsein der Gegenwart vollzieht: so kann ich mich hier kürzer fassen, als ich dies nach seinem ganzen Umfange und nach der dabei zu beobachtenden Methode in dem kürzlich von mir im Druck erschienenen Werke: „Methodisch-praktische Stil- oder Aufsatzlehre, Stuttgart 1855“ näher dargelegt habe. Hier also nur so viel, als zum Verständniß des von mir vorzutragenden Gegenstandes im Ganzen nöthig ist, und wobei ich also von aller sonstigen Beschreibung der zu handhabenden stilistischen Methodik und von deren weiteren Begründung absehen kann.

Ich will also nur sagen, daß, wenn sechs Entwicklungsstufen eines Volkes so wie des Schülers anzunehmen sind, wie sie den sechs Classen eines Normalgymnasiums entsprechen, auf der ersten und untersten die Gattung des Märchens und weiterhin der Fabel als der vorzulegende Stoff anzuwenden ist, in welchem die mündlichen und schriftlichen Sprachübungen zu vollbringen sind. Denn das Wesen eines normal sich entwickelnden Volkes sowol als Kindes ist die naive Vermischung des Göttlichen und Menschlichen, Wirklichen und Nichtwirklichen, des Thierlebens und des Menschenlebens, und insofern sich dieser Zustand productiv einen Ausdruck durch die Sprache gibt, erscheint die Mythe, das Märchen und die Fabel, und diese Gattungen sind deshalb die entsprechenden, in denen das Kind seine erste geistige Entwicklungsperiode zu durchleben und reproductiv wieder auszudrücken hat.

Die zweite solche Stufe eines Volkes liegt ihrem Wesen nach in dem Hervortreten sittlich-naiver heroischer Tapferkeit Einzelner im Sinne und Interesse ihres Stammes oder Volkes, und der productiv-litterarische oder gattungsmäßige Ausdruck ist die Heroensage, die dann später ihre Verdichtung und Verbindung im nationalen Epos findet. Diese Heroensage ist daher die entsprechende Gattung für die geistige und stilistische Bildung des nun zum Knaben erwachsenen Kindes, in welchem eine analoge Entwicklung durch das Erwachen seiner sittlichen und körperlichen Kraft und seines Muthes vorgeht, — was sich in gar manchen, hier nicht weiter zu erörternden Erscheinungen an ihm kund gibt.

Die dritte, freilich nur unter Einwirkung des Christenthums zu erreichende Stufe eines Volkes und des nun zum Jüngling werdenden Knaben besteht in der Anerkennung, daß der bloß natürliche Trieb an sich keine Berechtigung habe, sondern ins ewige Verderben führe, vielmehr einem transcendent-göttlichen Willen geopfert werden müsse; ferner aus dem Kampfe, den deshalb unser natürliches Wesen mit dem religiösen

wie die Beschreibung das Moment der allmäligen Bemächtigung der realen Dinge, die Schilderung, in noch weiterem Umfange und Zusammenhange aber die Betrachtung und die Fantasie, jene subjective Einseitigkeit als ihr Wesen in sich tragen, mit der der Jüngling die Welt immer mehr nur nach sich ermisst, anschaut und zu gestalten sucht, und wie also alle diese Gattungen innere oder Unterstufen zu dem äußersten Extrem dieser Richtung bilden.

Zu jenem äußersten Subjectivismus kann aber die neuere Welt auf dem Gebiete der Thaten nicht mehr kommen, weil das Christenthum einem solchen principiell entgegensteht. Vielmehr muß die Menschheit von der Einseitigkeit und Unzulänglichkeit jenes willkürlichen Subjectivismus zu dem Gegensatz geführt werden, d. h. sie versucht von sich aus die Art und Weise, wie sie die Welt anschaut und gestaltet wissen will, als die für Alle gültige durch Gründe der Vernunft aufzuzeigen. Dieser fünften Stufe der Entwicklung der Menschheit, die man als die philosophische bezeichnen kann, entspricht litterarisch die wissenschaftliche Darstellung der Gegenstände oder gattungsmäßig ausgedrückt: die Abhandlung.

Auch der Jüngling hat eine ähnliche Entwicklungsphase in sich durchzumachen. Denn nachdem er sich eine innere Welt nach seinen Fantasien und Gedanken geschaffen hat, will er sie Andern als die auch für sie gültige aufweisen und die objective Wahrheit derselben darthun, und daher ist die Gattung der Abhandlung die für seine stilistische und geistige Durchbildung auf dieser Stufe die allein entsprechende.

Hier stellt sich ihm nun die Nothwendigkeit ein, zu einem Bewußtsein einestheils über die stilistischen Gesetze zu gelangen, andernteils über die Verhältnisse der Dinge in Gott als der höchsten Wahrheit. Denn ohne daß er das allgemein Gültige der Dinge nach Form und Inhalt erkennt, kann er sie Andern auch nicht überzeugend darstellen.

Da vermag nun der Lehrer ohne Schwierigkeit den Schüler, indem er ihn sein bisheriges stilistisches Thun zusammenstellen läßt, zum Bewußtsein über die Regeln der Composition zu führen, in einer Weise, wie ich dies in der vorhin angeführten methodisch-praktischen Stillehre näher dargethan habe, und worauf ich hier verweisen darf.

Und eben so vermag er, indem er ihn an das erinnert, was als das Wesentliche in der Ballade, Romanze und Märe ausgedrückt lag, nämlich ein zur Sitte gewordenes siegreiches Kämpfen gegen die natürlichen Triebe in uns aus Liebe zur (transcendentalen) Gottheit (um es so auszudrücken), und indem er ihn das, was die Gattungen der vierten und fünften Stufe als ihr Wesen in sich tragen, nämlich die individuelle Besonderung und das Bewußtsein von der Nothwendigkeit der freien Unterordnung unter den Willen Gottes (als insofern die höchste Wahrheit in ihm ist) hinzusetzen läßt, leicht auf Christus hinzu-

noch mehr ist, das classische Alterthum, das es in seiner Summe nur zu einer auf dem Egoismus ruhenden Weltherrschaft bringen konnte, wird mit seinem gesammten Ideengehalte durch die geistige Bildung, die die drei letzten Stufen gewähren, in dem Geiste des Schülers einer höchsten göttlichen Idee gegenüber nicht nur zur Einheit ergänzt, sondern auch vermittelt und in einen grossen Zusammenhang vor seinem Bewußtsein zurückgeführt.

Doch es genügt noch nicht zur vollständigen Ausrüstung des Schülers zur rechten Aufnahme der Wissenschaften und zum selbstständigeren Leben, daß ihm das Gymnasium eine richtige Vorstellung von dem geistigen Zusammenhange der alten und neuen Zeit dem Evangelium vom Reiche gegenüber beibringe, und ihn auch sonst durch Zucht und Lehre zu christlicher Thätigkeit gewöhne und mit der rechten christlichen Gesinnung erfülle: vielmehr ist es nöthig, daß er auch erkenne, wie weit und wie dieses Evangelium sich bereits erfüllt hat. Denn nur hierdurch wird er in sich selbst den festen Punct finden, in welchem er mit Vergangenheit und Zukunft in lebendigem Zusammenhange steht und wie auch auf ihn von Gott gerechnet ist. ihn, ein Sandkorn im Meere der Menschengeschichte; nur hierdurch wird er Muth und charaktervolles Selbstvertrauen gewinnen, das sich mit eben so viel Demuth paart. Nur hierdurch wird er vor der verwirrenden Unendlichkeit der Erscheinungen der neuen Welt auf allen Gebieten des Lebens und vor der Unendlichkeit seines eigenen Denkens, Sehnsens und Trachtens einigermaßen gesichert sein. Nur hierdurch wird er in Stand gesetzt werden, den rechten Sinn und das rechte Urtheil über das zu finden, was ihm dort aus dem Alterthume geboten wird, und was ihm hier aus der neueren Zeit und aus der unmittelbaren Gegenwart entgegenkommt. Nur hierdurch wird er aber auch die rechte Klugheit entnehmen und gleichsam die rechte Methode finden lernen, wie auch durch seine Bemühung das Bessere gefördert und in die Wirklichkeit versetzt werden kann.

Eine solche richtige Vorstellung vermag ihm aber unter den Unterrichtsgegenständen, die das Gymnasium lehrt, aus den vorhin entwickelten Gründen, nur ein recht gehaltener Vortrag über die deutsche Nationallitteratur zu geben, der aus gleichfalls dort besprochenen Gründen obnehin schon unerläßlich ist, und der die Ergänzung und Vermittelung des classischen Sprachunterrichts mit dem Bewußtsein der Gegenwart in dem Geiste des Schülers zur Einheit vollendet und abschließt.

Und wie dies geschehen könne: davon noch einige Worte, nur eine möglichst kurze Skizze des Ganges, den der Vortrag nehmen soll.

Es wird dabei auszugehen sein von dem mehrerwähnten Gedanken, wie die Summe des ganzen alten Völkerlebens dahin endete, eine organische, d. h. nicht mehr auf der bloßen Familie u. s. w. beruhende allgemeine Leiblichkeit oder Staatspersönlichkeit zu bilden, die aber auf dem bloß Menschli-

So sähen wir denn in dem ersten Zeitraume der deutschen Nationallitteratur das Leben und das Bewußtsein der deutschen Völker in Geschlossenheit und Einfachheit noch sehr unentwickelt; das eindringende Lebewesen als die fast einzige Grundlage organischer Verbindung; die Geistlichen im alleinigen Besitz der geringen Wissenschaft, aber nicht wenige von ihnen von Glaubenseifer durchdrungen. Daher seien sie die einzigen Träger der Litteratur, bemüht, dem Volke theils den biblischen Inhalt durch Umschreibung und Dichtung näher zu bringen, theils sowol alte nationale Sagen- und Gesangesstoffe als auch ausländische und vom Alterthum herübergekommene in gebildeterer Form, dem roheren Volksgesang gegenüber, zu überliefern, wodurch allerdings zuletzt eine dynamische Vermischung des Alten mit dem Neuen, des Nationalen mit dem Christlichen u. s. w. herbeigeführt wurde, die die Grundlage des sogenannten Romantischen abgab.

In dem zweiten Zeitraume (fährt der Vortrag fort) sahen wir unter dem Einflusse der Kirche und des aus dem germanischen Christenthume sich erzeugenden und befestigenden Königthums schon eine bedeutendere Entfaltung des individuelleren realen und geistigen Lebens und einen eben solchen Fortschritt zu größserer Freiheit des Bewußtseins und der organischen Lebensverbindungen. Der Klerus tritt zwar in Folge der Ausbildung der Hierarchie mehr vom Volke zurück, aber er bildet unter vereinzeltten Einflüssen antiker Wissenschaft die neue Wissenschaft der Scholastik aus, als eines ersten Versuchs der Vermittelung des systematischen Denkens mit dem Christenthume. Dagegen dringt nun der christliche Glaube in lebendiger Weise in das Herz des zweiten höchsten, des Ritterstandes, der sich organisch zusammenschließt, und wie in einem nationalen Volksfrühlinge übernimmt er die Vermittelung des Christlichen mit dem Nationalen in seinem specifischen Geiste, freilich zunächst nur im Gebiete der Poesie. Und so steht er als der lebendige Factor des Zeitraums da, der durch ihn specifisch gefärbt erscheint, und bringt den gesammten nationalen und ausländischen geistigen Stoff in kunstreichen poetischen Producten zu Tage, und weckt dadurch nicht nur auch die andern Künste zu ähnlichen Vermittelungen, sondern erzeugt auch die Lyrik des Minnegesanges, d. h. eine von christlichem Geiste durchdrungene weltliche Poesie des Gefühls.

Noch viel mannigfaltiger und reicher entfalte sich aber das reale und geistige Leben im dritten Zeitraume der deutschen Nationallitteratur, und der lebendige christliche Glaube und das Bewußtsein der Freiheit und Gemeinschaft in Christo erwache nun auch in dem dritten, dem Bürger- und Bauernstande, und erzeuge eine entsprechende freie organische Gliederung in den Gewerken, Innungen, Stadtreghimenten und Städtebünden. Dem einfacheren, kräftigen und realeren Charakter dieses Standes entspreche aber vollkommen das Streben desselben nach einer wahrhafteren Verwirklichung des Evangeliums und einer

Lebens, und der nähere Nachweis dieser stückweisen Eroberungen gibt die vielfache Gliederung dieser Geschichte selbst ab.

Einen ersten Abschnitt hierzu oder einen vierten Zeitraum der gesammten Nationallitteratur bilde aber — fährt der Vortrag fort — das 17te Jahrhundert, in welchem Gelehrte fast ganz allein die Träger der Litteratur und Poesie sind, und das (polyhistorisch) Gelehrte, Verstandesmäßige und nachgeahmte Fremde den ausgeprägten Charakter desselben ausmachen.

Denke man sich nämlich, wie das schwer erworbene Gut der religiösen Freiheit immerfort mit geistigen Waffen vertheidigt werden mußte, außerdem aber der Eifer für Rechtgläubigkeit sich in schroffer Weise aufthat: — was beides doch allein eine gelehrte Thätigkeit voraussetzte; denke man sich, wie die sogenannten wieder erwachten Wissenschaften und was sonst den geistigen Blick erweitert hatte, eine geistige Universalität eröffnete hatte, an der das Heimische erst reflectiren mußte, und denke man sich endlich die durch die historischen und politischen Verhältnisse herbeigeführte drückende und demüthigende Lage des Bürger- und Bauernstandes hinzu, dann begreife man hinlänglich, wie fast alle Theilnahme des Volks an den neuen Schritten der Litteratur schwinden und diese ganz in die Hände der Gelehrten kommen mußte.

Je mehr man aber in den alten Classikern die auf reiner Menschlichkeit ruhenden schönen und großen Thaten, Verhältnisse und Producte dieser Völker kennen lernte, die um so herrlicher leuchteten, als sie die Gebrechen unserer von Dualismus, Abstraction, Unnatur und armseliger Vereinzelung u. s. w. durchsetzten Zustände der neueren Völker erst recht zu Tage brachten, je mehr mußte eine übermäßige Begeisterung für sie entstehen, und sie als die alleinigen rechten Vorbilder für Kunst und Leben angesehen werden. Denkt man sich nun diese deutschen Gelehrten als die alleinigen Priester der Poesie dieses Jahrhunderts, dann begreift sich, wie diese Poesie und mit ihr der geistige Charakter des Jahrhunderts kein anderer als der des Verstandesmäßigen, Ausländischen, Gekünstelten und specifisch Gelehrten an sich tragen mußte.

Indem dies alles weiter entwickelt und an den Erscheinungen der Nationallitteratur nachgewiesen wird, kommt man auch auf die sich in dem Jahrhundert selbst bewegenden inneren Gegensätze und weitere Gliederung in der ersten und zweiten und den sächsischen Schulen, in deren letzter, der niedersächsischen, sich die neue Wandlung zu einem neuen Charakter des folgenden fünften Zeitraums kund gibt, der hauptsächlich das 18te Jahrhundert umfaßt.

In diesem — heißt es weiter — setzen sich im Allgemeinen die Bestrebungen des vorigen fort, d. h. bei der Zersplitterung der Nation, bei der Theilnahmlosigkeit an dem öffentlichen Leben und bei der immer fortschreitenden individuellen Besonderung ruht alle Bedeutsamkeit der deutschen Geschichte auf der Thätigkeit der Gelehrten, namentlich aber der Dichter, und

Anderen so wie auf dem von Milton fortging, auf die beiden Pole oder Axen hin, auf denen sich alle Poesie zu bewegen habe: auf (christliche) Religion und Vaterland. Aber freilich übersprang er die zum wahren poetischen Ausdrucke noch nöthige Vermittelung durch die Thatfachen des eigenen Lebens und blieb daher bei dem bloß allgemeinen empfindungsvollen Ausdrucke von beiden stehen und brachte die sentimentale (seraphische) Dichtung in ihrer ganzen Abstraction und Einseitigkeit zum Durchbruch.

Diese innere Hohlheit ironisch aufdeckend, suchte Wieland die Rechte des Sinnlichen und Menschlichen in Anerkennung zu bringen, wobei er freilich nur zu einer Transaction mit den idealen Forderungen der Menschheit kam und zugleich das Romantische gleichsam wieder fand, freilich nur, wie es im Ausgange des Mittelalters schon ironisch behandelt wurde.

Lessing dagegen ergänzte Klopstock nicht wie Wieland nur in negativer, sondern in positiver Weise dadurch, daß er, gestützt auf Winkelmann, der das Schöne als das Wesen der griechischen Kunst aufgezeigt hatte, nur darauf hinwies, wie die höchste Aufgabe der Poesie der Mensch selbst in seinem Thun und Leiden, Kämpfen und Streben u. s. w. sei. Daher erkannte er die griechische Poesie, deren Wesen in der Darstellung der schönen Persönlichkeit liegt, als höchstes Muster an, wies auf das Drama als die vollkommenste Dichtgattung und stürzte den bis dahin geltenden französischen Geschmack für immer.

Und nachdem endlich Herder die Bedingung der wahren Poesie darin erkannt und aufgezeigt hatte, daß ihr der individuelle Ausdruck der pathisch bewegten Volksseele zu Grunde liegen müsse: da stellte endlich Göthe wie ein junger Gott, nach dessen Offenbarung die Sehnsucht des Jahrhunderts gegangen war, die schöne Persönlichkeit in sich und außer sich in seinen Producten dar, in der die gesammte Bildung der Menschheit reflectirt. Er kommt mithin in analoger Weise auf den Standpunct des Griechenthums zurück, nur daß in seiner Individualität eben ein unendlicher Inhalt und Freiheit des Bewußtseins ist. Daher ist er nicht nur durch alle Phasen seiner eigenen Entwicklung hindurch ein Faust im vollkommensten Sinne, sondern er vermag auch den griechischen und deutschen Geist in dynamischer Weise zu verschmelzen: steht aber auch am weitesten von den Geiste der Kirche und dem positiven Christenthume ab und ist, wie er sich selbst nennt, ein reines Weltkind.

Gewissermaßen ergänzend tritt Schiller nach und mit Göthe ein, dessen Verdienst und Wesen, um es kurz zu sagen, darin besteht, der Dichter des Weltbürgerthums und der in diesem Begriff beschlossenen bürgerlichen oder politischen Freiheit, oder mit andern Worten: einer allgemein-menschlichen Persönlichkeit im bloß weltlichen Sinne des Worts zu sein. Schiller kommt also unter den gleichen veränderten Umständen, wie Göthe bei den

Die Geschichte der deutschen Nationallitteratur erschließt, wie ich mir nicht anders denken kann, nur durch eine solche Art der Auffassung und des Vortrags ihr inneres Wesen und ihren Zusammenhang, und nur so vermögen also auch die darin begriffenen Erscheinungen in ihrem wahren Sinne und Verstandnisse erkannt zu werden.

Durch einen so gestalteten Vortrag schließt sich aber ferner der gesammte deutsche Unterricht auf Gymnasien in sich selbst als ein organisch wohlgeordneter zusammen und vollbringt nach seinen beiden Hauptseiten sowol wie als Ganzes das, was wir als seiner Natur und Bestimmung gemäß erachteten: nämlich die Ergänzung und Vermittelung des classischen Sprachunterrichts und der davon ausgehenden Wirkungen mit dem Bewußtsein der Gegenwart in dem Geiste der Schüler zur wohlgeordneten Einheit.

Es ist auch nicht zu fürchten, wie dies wol von Rieck, Wiese, Rud. v. Raumer u. A. geschehen ist, daß ein so gestalteter deutscher Unterricht verfrüht sei und die Schüler zu geistiger Ueberhebung u. s. w. führe. Sind einzelne Mißgriffe, z. B. in dem Gebrauch, den man sie von den Musterstücken unserer Litteratur machen läßt, und in den Themen, die man ihnen zur Bearbeitung gibt, wirklich vorgekommen: nun wer wird so unbillig sein, sie dem Gegenstande an sich zuzuschreiben?

Vielmehr verlangt, wie ich aus Erfahrung weiß, wenigstens der fähigere Schüler eine solche Auflösung der ihn verwirrenden Vorstellungen von dem rechten Verhältnisse des classischen Alterthums zur neueren christlichen Welt, und es ist und bleibt ein bedenklicher Mangel, wenn ihm das Gymnasium die Einsicht davon nicht gibt oder vielmehr ihn selber an den Unterrichtsgegenständen finden läßt. Auch gewinnt er durch einen Vortrag, der ihm den inneren Zusammenhang überliefert, wie ich gleichfalls aus Erfahrung weiß, erst rechtes Interesse und rechte Liebe zu diesem Unterrichtsgegenstande, bei dem das betreffende materielle Wissen für ihn doch unmöglich die Hauptsache sein kann.

Hat aber der deutsche Unterricht bisher noch nicht die zu erwartenden Resultate geliefert, so liegt dies unstreitig daran, daß er eben seine organische Einheit und demgemäß gestaltete consequente Durchführung noch nicht gefunden hat.

Denke ich ihn mir aber in der vorbeschriebenen Weise zu einer Einheit mit dem classischen Sprachunterrichte in dem Geiste der Schüler gebracht, so würde es ja wol auch keiner Schwierigkeit unterliegen, zu erkennen, welche andere Unterrichtsgegenstände, in welchem Maße und nach welcher Methode gegeben, diese gefundene Einheit, anderweiten Anforderungen der Bildung gegenüber, noch unterstützen und organisch vermannigfaltigen, gleichsam verdichten müssen.

Hiermit wäre dann aber die lang gesuchte und vermifste organisch-lebendige Gymnasialeinrichtung gefunden, und hiermit müs-

haupt vernichtet sehen möchten. Andere haben um des vielen schönen, geistreichen und überraschenden willen, was sich darin zeigte, das verkehrte und verderbliche darin weniger streng gerügt. Selbst die strengen kritiker, wie Preller, haben doch die consequenzen nicht genug hervorgehoben, welche mit dieser tendenz nothwendig zusammenhängen. Die folge hiervon ist, dass sich Lasaulx mit diesen kindischen und eines wissenschaftlichen mannes ganz unwürdigen spielereien wieder herauswagt, und dass diese dinge bereits dazu gebraucht werden, um die ächt philologische thätigkeit eines Spengel herabzusetzen und zu unterdrücken. Ich fürchte zwar nicht, dass die philologie so wenig in Baiern wie anderswo dieser neuen weisheit erliegen werde: aber wir dürfen auch nicht vergessen, dass wir in einer zeit leben, in der das geistreiche mehr gilt als das wahre, und die sogenannten gebildeten mehr nach interessanten resultaten als nach der darlegung einer ernsten und strengen forschung verlangen. Die wahrheit ist wohl eine macht: aber in der wirklichkeit ist und wird sie es doch nur, wenn diejenigen, die ihr dienen, den muth haben, sie frei zu bekennen, und mannhaft für sie zu streiten.

Bei einer forschung, die auf gelehrten werth anspruch macht, ist die erste frage die, mit welcher sorgfalt, treue, wahrheit, mit welcher kritik die einzelnen erscheinungen, von denen sie ausgeht, beobachtet, die quellen, aus denen geschöpft wird, benutzt sind. Lasaulx's abhandlungen tragen durchaus das gepräge gründlicher studien, reicher belesenheit an sich: die hälfte der seite und drüber ist von gelehrten citaten angefüllt: sehen wir zu, ob diese gelehrsamkeit eine solide und wahrhafte sei, ob in den citaten urtheil, umsicht, kritik zu erkennen sei. Denn es ist niemand unbekannt, dass sich mit solchen citaten viel unfug treiben und das urtheil flüchtiger leser bestechen lässt; dass solche citatenmassen sich leicht und wohlfeil zusammenbringen lassen, wenn man die sammlungen anderer für sich auszubeuten weisz.

Die anmerkungen des verf. sind zum theil ganz überflüssig, ohne weiteren zweck, als um gelegentlich zu zeigen, was für vorräthe man besitze. So z. b. hat der verf. seine eigenen vorstellungen über die art und weise, wie die alten zu ihren autochthonen gekommen seien: dies veranlaszt ihn, ein paar citate zu geben, dass die Athener sich für autochthonen gehalten hätten. An den Consualien liesz man nach Varro pferde rennen: Lasaulx benutzt dies, um durch citate zu erweisen, dass Neptun das geschenk des rosses zugeschrieben werde. So wird p. 81 eine in mehr als einer hinsicht interessante anmerkung über die philologen angebracht: es ist darin unter andern jenes bekannte witzwort aus Athenaeus, *εἰ μὴ ἱατροὶ ἦσαν, οὐδὲν ἂν ἦν τοῖς γραμματικῶν μωρότερον*, welches seit jahren von der partei der herrn von Lasaulx breit getreten wird. Es ist einleuchtend wie eitelen prunk der verf. mit diesen dingen treibt. Was aber die wirklich sachgemäzen citate betrifft, so hat er auf eine über

er, ich gehe noch weiter, überhaupt nicht seine autoren zu dem zwecke, den er im vorworte angiebt, durchgearbeitet, sondern sich auf leichtere und wohlfeilere weise in den besitz seiner citate gesetzt hat. In dieser beziehung also ist die leistung Lasaulx's nicht allzuhoch anzuschlagen. Das fundament ist unsicher, so unsicher wie möglich: sollte das auf demselben errichtete gebäude solide sein?

Bei wissenschaftlichen untersuchungen, welcher art sie sein mögen, kann man seinen standpunkt innerhalb der betreffenden wissenschaft nehmen oder ausserhalb derselben. In jenem ersten falle wird man von den principien der wissenschaft ausgehen, eine durch die wissenschaft selbst gegebene und ihr entsprechende methode befolgen, und die förderung der wahrheit innerhalb der bestimmten wissenschaftlichen sphäre sich zum endziele setzen. In dem letzteren falle wird das auge von der wissenschaft selbst hinweg und auf dinge gelenkt, welche ausserhalb derselben liegen, und zu ihr in keinem realen verhältnisse stehen. Die gefahren der letzteren betrachtungsweise sind grösser, als es auf den ersten blick scheint. Wer einmal sich von den principien und gesetzen einer wissenschaft abwendet, läuft immer gefahr, nicht bloss hier und da zu irren, sondern er geräth sofort in ein meer von irrthümern, und es wird ihm die sehkraft für die gegenstände der betreffenden wissenschaft geraubt; statt zu einer höheren wahrheit zu gelangen, verliert er die organe für die erkenntniss der wahrheit. Die erfahrung giebt hierfür tausendfache belege, und es macht hierfür keinen unterschied, ob man durch eine religiöse oder durch eine philosophische oder durch eine andere der wissenschaft selbst fremde rücksicht sich leiten lässt. Die wissenschaftliche wahrheit ist verloren. Lasaulx steht ganz und gar auf diesem standpunkte: er blickt von ihm mit hohn zu denen hinüber, welche nicht über die engen gränzen ihrer einzelnen beschränkten wissenschaftlichen sphäre hinausreichen, und also auch unfähig sind, dem kühnen schwung der neuen wissenschaft zu folgen, und die tiefen beziehungen, welche Druiden-, Brahminenthum, Juden- und Christenthum mit der griechischen und römischen ideenwelt verknüpfen, zu verstehen. Lasaulx ist sich seines höheren standpunkts bewusst, und spricht dies unverholen aus: ich sehe nicht ein, warum wir anstehen sollten, ihm gegenüber offen zu erklären, dass wir seine forschungen sei es für leere phantasieen, sei es für kindische spiele, jedenfalls aber für entstellungen der wahrheit halten müssen. Wenn es dieser richtung gelingen sollte, die herrschaft zu erlangen, so würden wir in 25 jahren keine philologie mehr haben. Doch wir sind für diese urtheile den beweis schuldig, und sind bereit, ihn zu geben.

Die erste abhandlung (1851) hat die geologie der Griechen und Römer zum gegenstand. Das resultat derselben ist, 1) dass die alten bereits die versteinerungen, zu denen auch die angeblichen riesengerippe gehören, für producte einer früheren epoche gehalten hätten, 2) dass sie in vorgeschichtlichen zeiten eine tiefe

richt ausgegangen ist! Der verf. sieht nur die entfernte Ähnlichkeit an, und sieht die differenz in dem ursprunge gar nicht: er erwägt nicht, dasz zwei producte, sowohl in der geistigen wie in der physischen sphäre, sich in ihren letzten gestalten sehr ähnlich sehen können, die wesentlich völlig verschieden, und aus völlig entgegengesetzten anfängen hervorgegangen sind. Doch hiervon werden wir unten noch mehr belege erhalten. Auf jeden fall ist aber auch in dieser dritten hinsicht von einer geologischen theorie der alten keine spur geblieben, wie denn, wenn eine solche dargestellt werden soll, noch aus anderen quellen und mit einem andern sinn und geist geforscht werden musz, als bei Lasaulx geschehen ist.

Der zweite aufsatz über den entwicklungsgang des griechischen und römischen lebens hat mehr eine praktische als eine wissenschaftliche tendenz. Es werden darin sowohl die politischen als auch die religiösen entwickelungsstufen vorgeführt, durch welche das griechische leben hindurchgegangen ist, erst zur höchsten und glänzendsten entfaltung, dann zu allseitiger auflösung, und hiernach betrachtet, auf welcher dieser stufen sich die europäische welt befinde. Gegen den grundgedanken dieser abhandlung will ich nichts einwenden, obwohl das christenthum mit der heidnischen volksreligion nicht in parallele gestellt werden kann. Denn wenn die heidnische religion einmal zerrüttet und aufgelöst war, so war eine wiederbelebung derselben unmöglich; das christenthum dagegen hat, wie auch der gebildete katholik anerkennen darf, wenn eine entwickelungsform derselben erstarrte und erstarb, in neuen formen, die es aus sich selber erzeugte, diejenige lebensfülle und lebenskraft, welche dem lebendigen worte einwohnt, immer aufs neue geoffenbart. Auf wissenschaftlichen werth machen die zusammenstellungen in einer solchen arbeit keinen anspruch. Der verf. hat sein wohlgefallen an spielereien, wie die, es sei nicht zufällig, dasz in demselben jahre die herrschaft der Tarquinier zu Rom und die der Pisistratiden zu Athen gebrochen sei, oder an philosophischen thesen, wie die, die heidnische gotttheit sei innerweltlich pantheistisch, die jüdische persönlich und auszerweltlich, im christenthum seien diese beiden entgegengesetzten vereint, oder an hochklingenden phrasen. Man wird nicht erwarten, dasz für ihn irgend ein resultat der forschungen unseres jahrhunderts gelte, dasz für ihn irgend eine kritik vorhanden sei. So sind Olen, Linus, Orpheus u. s. w. für Lasaulx gerade eben so persönliche und historische wesen wie Euripides oder Thucydides. Eben so wenig bemüht er sich um Chronologie. Die Athener zur zeit des Demetrius Poliorceles sind für ihn die unmittelbaren nachkommen der männer von Marathon, und Plato gehört der stadt der Pallas unter Perikles an.

Die dritte abhandlung betrifft das studium der griechischen und römischen alterthümer. Es wäre zu niedrig, wenn man hoffen wollte, dasz für diese disciplin ein neuer begriff aufgestellt, neue gränzen gezogen, eine neue methode angebahnt wäre: die absichten des verfassers gehen auch hier höher hinauf. Die grie-

ner ansicht ganz recht, wenn er das opfer als ein geschenk betrachtete: als ein geschenk, durch das die menschen des Homer den göttern ihren dank bezeigen oder ihre gunst und hülfe sich erwirken oder ihren unwillen über eine that besänftigen wollten. Denn das gefühl einer tiefen qualitativen sündhaftigkeit des menschen, welche in die menschliche natur wie eine zweite wesenheit eingedrungen sei, ist dieser zeit wie allen folgenden im allgemeinen durchaus fremdartig. Die götter strafen die that und den willen zur that, haben aber keinesweges ein miszfallen an einer etwaigen sündhaften natur. Es erweist sich auch hier, dasz es nur einen einzigen weg zur forschung giebt, den, der in die sache und durch die sache führt, dasz dagegen ein ausgehen von fremdartigen principien, z. b. wie sie in jüdischer religion gegeben sind, für das griechische leben zu völligem miszverständnis hinleitet. Der historisch-kritische weg lässt den betrachtenden hier so wenig wie sonst durchaus irre gehen. Wolf, den man darum verketzert hat, wollte keinen andern als diesen weg anerkennen.

Die zehnte abhandlung hat das pelasgische orakel des Zevs zu Dodona zum inhalt. Es ist bedenklich, sich mit dem verf. in einen streit über die mantik einzulassen. Der verf. sieht darin eine thätigkeit, bei welcher die seele des menschen freier von der trübung durch die leiblichkeit sich im besitz ihrer vollen ursprünglichen klarheit befindet, und das zukünftige zu erschauen vermag, einen zustand, in dem die seele in die principien der dinge verzückt wird und an dem sein wissen Gottes participirt, der alle dinge weisz vor aller dinge schöpfung. Doch wenn er sagt, dasz in ihm nur das vorausgesagt werde, was nach der innern natur der dinge sich entwickele, so ist das eine unwahrheit: die weissagung richtet sich nämlich nicht auf das innerlich nothwendige, sondern auf das, was unter gewissen zufälligen umständen geschehen werde oder geschehen solle, und es ist ein eitles bemühen, auf jene weise die mantik mit der vernunft in einklang zu bringen. Eine geschichte des orakels zu Dodona dürfen wir auch hier nicht erwarten: die geschichte ist die todfeindin dieser speculation. Durch die erinnerung an die Dodanim der mosaischen völkertafel wird allerdings der ursprung des orakels in graueste vorzeit hinaufgerückt: dagegen bleibt die fruchtreichere frage nach dem thessalischen Dodona unberührt, wie denn derartige fragen für den verf. ein *Noli me tangere* sind. Wie wichtig wäre es, wenn man zu der einsicht gelangte, dasz in der Ilias das thessalische, in der Odyssee dagegen nur das thesprotische Dodona zu denken wäre! Der verf. nimmt nun neben der eiche und den künstlichen vorrichtungen noch die quelle am fusze der eiche als orakelgebend an. Meines erachtens ist die auctorität, auf welcher diese meinung ruht, nicht genügend. Ich erinnere auch hier daran, dasz dieser höheren philologie wesentlich ist, zeugnisse aus jeder zeit und jedem autor zusammenzulaufen, und nicht nach ihrer eigenen glaubwürdigkeit zu fragen, sondern einzig zu sehen, was sich aus ihnen machen lässt.

auf jedem schritte, was die sage gewesen, mit dem, was die dichter aus ihr gemacht haben.

Noch sind in der sammlung die aufsätze: zur geschichte und philosophie der ehe bei den Griechen und *de mortis dominatu in veteres*, der letztere 1835 geschrieben. Die ehe ist, wie mich dünkt, weder ein gegenstand der philosophischen betrachtung noch zu einer geschichtlichen verfolgung recht geeignet: doch ist wenigstens anzuerkennen, dasz der verl. sich zur geschichte bekehrt hat: vielleicht dasz er sich auch noch zur kritik bekennt, und hiermit dann diese gebiete verlässt, die des praktischen lebens, welche zwar stoff genug bieten, aber keine stoffe, die sich sehr zu einer geistigen durchdringung und verklärung qualificiren. Einer dieser stoffe ist auch der *dominatus mortis*, der überdies in höchst barbarischem latein geschrieben ist, wie der anfang dieses aufsatzes lehren möge: „*Christianae est dogma philosophiae, hominem primigenium quum ab ipsa sit trinitate divina creatus, directam quidem erga creatorem habuisse rationem sursum; deorsum autem, utpote in quo quasi in fine re-collectae sint omnes quae eum praecesserunt res creatae, naturaliter dominum atque regem earum ita fuisse constitutum, ut ipsi pax omnium credita esset.*“

So weit nun. Ich würde die abhandlungen Lasaulx's dieser betrachtung nicht werth gehalten haben, wenn nicht gerade jetzt auf ihn seitens einer partei hingewiesen würde als auf den ächten philologen: wenn nicht auch unter uns sich lautere und lautere stimmen gegen die philologie in ihrem ächten und wahren sinne erheben. Es ist gut für uns, zu sehen, was aus der philologie wird, wenn sie ihre principien, ihre methode und ihr ziel auszer sich sucht. In 30 jahren wird es von Lasaulx'scher jüngerschaft wimmeln — wovor uns Gott in gnaden bewahren wolle!

Greiffenberg in Pommern.

Campe.

chen der Armuth gefasst, Epp. I, 2, 52 *lomenta* statt *fomenta* vorgeschlagen, das Proömium von Carm. III, 3 kurz erklärt. Originell, wenn auch wenig wahrscheinlich sind einige lateinische Etymologien, die der Verf. mittheilt: *formido* von *formus* (i. q. *calidus*) i. e. *cura sollicita calore orto notata*, auch *fornax* und *forceps* (= *formiceps*) sollen zu demselben Stamme gehören. *Oppidum* = *orbidum*, Diminutivum von *urbs*, *congruere* von *grus*, weil die Kraniche immer geradeaus fliegen, daher *congruere* = *lineis aequae inter se distantibus uti* = *consentire*. *Oblivisco* wird zu *oblino* gestellt und von dessen Perfectform abgeleitet = *apud se aliquid delevisse*; *oblitus* soll das contrahirte *oblevitus* sein. Schließlich werden einige metrische Uebersetzungen von deutschen Sprichwörtern, auch dem bekannten Nachtwächterliede mitgetheilt, die der verstorbene Mitscherlich verfaßt hat (*lusus poetici ad fallenda insomnia effusi: vetus vigilum nocturnorum cantilena*).

Meppen (Kath. Gymn.). Rede des Director Dr. Wilken, gehalten bei der Feier der 50jährigen Regierung des Herzogs Prosper Ludwig von Aremberg-Meppen am 16. Nov. 1853 und Schulnachrichten (39 S. 8.). Oberlehrer Hilbrath wurde pensionirt, Hülfslehrer Rincklacke neu angestellt, Gymn.-Lehrer Schlöter erhielt den Titel Oberlehrer, Oberlehrer Grauert wurde Classenlehrer von Secunda. Das Gymnasium hat 7 Classen; Classenlehrer in I Dir. Dr. Wilken, II Oberlehrer Grauert, III Oberlehrer Deters, IV Oberlehrer Schlöter, V Gymn.-Lehrer Lücken, VI Gymn.-Lehrer Upmann, VII Gymn.-Lehrer Trütschel; außerdem Collaborator Völcker, Hülfslehrer Rincklacke, Zeichenlehrer Janson. Schülerzahl: 117. I 15, II 22, III 10, IV 17, V 15, VI 21, VII 17. Abiturienten Mich. 1854: 7 (von 1833—1853: 115).

Ostern 1855.

Celle. (18 S. 4.) Aus der vorangeschickten allgemeinen Uebersicht des in den 3 Realclassen des Gymnasiums ertheilten Unterrichtes geht hervor, daß die Trennung zwischen Gymnasiasten und Realisten nach der V. Statt findet. Die unterste Realclassen hat 9 Stunden mit IV combinirt, Religion, Geographie, Naturgeschichte und geometrische Vorübungen; der Cursus ist 1½—2jährig. Die zweite Realclassen hat 2 Religions- und 4 mathematische Stunden mit III, 3 Lateinisch, 3 Geschichte, 2 Geographie, 2 Physik, 2 Naturgeschichte mit der obersten Realclassen gemeinschaftlich; der Cursus ist ebenfalls 1½—2jährig. Die oberste Realclassen hat ausser den mit der 2ten gemeinschaftlichen Fächern 2 St. Religion, 2 Französisch, 2 Englisch und 4 Mathematik mit Secunda combinirt, ausserdem aber noch 2 St. Französisch, 2 St. Englisch und 2 St. Mathematik für sich. Auch hier wird geklagt, daß die Realisten die Anstalt zu früh verlassen, ohne zu dem wünschenswerthen Abschluß gekommen zu sein. — Statt des verstorbenen Zeichenlehrers Dankworth trat der Maler Schmidt ein. Von Weihnachten bis Ostern gab der Schulamtschmidt Mejer einige Stunden. Schülerzahl: 169. I 15, II 18, III 16, IV 18, V 39, VI 36; Real. II 2, R. III 17, R. IV 18. Abiturienten Ostern 1854: 4, Mich. 2, Ostern 1855: 12.

Clausthal. Abhandlung des Collab. Dr. Buchholz: *Emendationum Sophoclearum spec. I.* (18 S. 4.). Die durch Conjectur zu verbesserten Stellen sind: Phil. 716 (Schneidew.) *ῥευστὸν δ' εὖν' οὐ γροίη*. 727 *πλάθον, παρὶν, θελῶ*. 730 *ὄμμα δ' ἰδῶν γ' ἰσχυρὸς* = *officiat, o Somne, Philoctetae oculo, quominus jubar nunc diffusum cernat*. 1092 *αἱ αἱ πτέρ' ὅς' ἄνω etc.* = *proh dolor! aves, quotquot . . . sursum evolabunt, non amplius arceo*. OR 1526 *ὅτ' ἴσων ζήλῳ πολιτῶν καὶ τύχαις ἐκβλέπων* = *qui aequitatis studio ductus varios civium casus intuebatur*.

IV 41, V 42, VI 42. Vorschule 192. VII 45, VIII 45, IX 50, X zusammen 393. Abiturienten Mich. 1854: 1, Ostern 1855: 9.

Hildesheim (Andreanum). Abhandlung des Collab. F. H. Schder, über die Abhängigkeit zwischen chemischer Zusammensetzung, specifischem Gewicht und Krystallform bei den Carbonspathen (26 S. m. 1 Taf.). — Jahresbericht von Dir. Brandt (10 S.). Die III w in 2 selbständige Classen gespalten, Ober- und Unter-Tertia mit je jährigem Cours. Um eine Ueberfüllung der Elementarclassen zu vermeiden, wurde eine zweite gegründet, Octava, unter specieller Aufsicht Collab. Pastor Fündeling. Schulamtscand. Lorberg schied aus, C. Theol. Brauns II. gieng als Rector nach Flotbo, Rector Dr. Schröder wurde pensionirt. Neu angestellt wurden: Dr. Schumann, bisher Leiter eines Privatinstituts in Hildesheim, für französische und englische Sprache, besonders in den Realclassen, Cand. Theol. Kühnemund, besonders für Religionsunterricht, und Collab. Ruprecht, bisher am Gymnasium in Nordheim angestellt. Von Johannis an machte Schulamtscand. Brandt sein Probejahr, Schulamtscand. Scheller war zur Ausreise von Michaelis an bei der Anstalt beschäftigt. Schülerzahl: 406, darunter 157 Auswärtige. I 27, II 25, IIIa 27, IIIb 27, IV 29, V 59, VI 47, VII u. VIII 51. 1. Realcl. 14, 2. Realcl. 30, 3. Realcl. 44. Abiturienten Mich. 1854: 3, Ostern 1855: 3.

Leer (Progymn.). Schulnachrichten vom Rector Th. Ehrlenbusch (16 S. 4.). Im Lauf des letzten Jahres ist eine neue Schulordnung nach dem neuen Schulgesetze eingeführt worden; die letzteren werden im Anhange mitgetheilt. Im Lehrercollegium haben keine Veränderungen stattgefunden. Schülerzahl 121, darunter 27 Auswärtige. I 16, II 23, IIIa 16, IIIb 24, IV 27.

Lingen. Abhandlung des Corrector Reibstein: Iphigenie in Tauris (32 S. 8.). Nach einer kurzen Schilderung des Schauplatzes der Sage wird die Sage selbst besprochen und die Behandlung derselben bei Euripides und bei Göthe verglichen. Die Mittheilung der Schulnachrichten und des Lehrplans ist für ein zu Michaelis erscheinendes Programm reservirt.

Lüneburg. Abhandlung des Dr. J. N. Möhring: zur Theorie der Musik (18 S. 4.). — Schulnachrichten vom Dir. Hoffmann (4 S.). Für den Dr. Hansing, der wegen Kränklichkeit nicht alle Lehrstunden geben konnte, leistete der Schulamtscand. Dr. Müller Aushülfe. Der bisher gemeinsame Zeichenunterricht für die Realisten wurde von Joh. in 2 Abtheilungen zerlegt. Schülerzahl: 373, darunter 152 Auswärtige. Gymn.: I 21, II 28, III 31, IV 34, V 59, VI 53, VII 43. Realschule I 8, II 47, III 49. Abiturienten Ostern 1855: 8. — Bei Gelegenheit der Feier der 50jährigen Amtsthätigkeit des Cantors Anding am 21. Dec. 1855 erschien eine (12 S. 4.) Zusammenstellung des Dir. Dr. Volpert über das Cantorat am Johanneum und dessen 16 Cantoren seit 1532, über das Cantorat der Michaelisschule mit 7 Cantoren von 1555—1755.

Osnabrück (Rathsgymn.). Abhandlung des Rector Stüve: pädagogische Studien, den Gesangunterricht auf Gymnasien betreffend (24 S.). Nach einer Uebersicht des Verhältnisses der Alten, insbesondere der Griechen, zur Musik als pädagogischem Momente, würdigt der Verf. den Unterricht in der Musik, und zwar namentlich im Gesange im Verhältnisse zur Jetztzeit. Der Nutzen dieses Unterrichts wird zunächst erkannt in der Vermittelung der Herrschaft des Geistes über das leibliche Organ, wie Aehnliches der Turnunterricht bezweckt, der jenem auch darin ähnlich ist, daß beide — was als zweiter Nutzen hervorgehoben wird — die körperliche Ausbildung erheblich einwirken; Sprache und Gehör werden ausgebildet, die Lunge gestärkt und die Brust gekräftigt. Man

jahres in I. 6, II. 12, III. 11, IV. 19, V. 30, zusammen 78 Schüler, am Ende des Schuljahres zusammen 68. Abit. I. — Nach einer kurzen Charakteristik der Gestaltung des politischen Liedes bei den Deutschen führt uns der Verf. der Abhandlung in einer sehr ansprechenden Weise durch die verschiedenen Perioden der Geschichte des deutschen Volkes und zeigt wie diese in den politischen Liedern gleichzeitiger Dichter ihren Wiederhall gefunden hat, indem er bei dem einen Zeitraume länger, bei dem anderen kürzer verweilt, wie es zunächst die Natur seines Gegenstandes mit sich bringt. Neben wenig Erfreulichem klingen aus den alten Liedern so manche Disharmonien, die um so schmerzlicher berühren müssen, als sie häufig genug zu den noch immer ungelösten zu rechnen sind. Es versteht sich von selbst, daß unter den Dichtern der früheren Zeit vor allen Walther von der Vogelweide in den Vordergrund gestellt ist; in dem Zeitalter der Reformation nehmen der leidenschaftlich erregte Ulrich von Hutten und neben ihm der ehrenwerthe Hans Sachs die Aufmerksamkeit vorzugsweise in Anspruch. Ueber die letztbezeichnete Periode hinaus folgen dann nur wenige Andeutungen. (Ref. der Abhandlung: O. L. Irmsch).

Coburg. Der Jahresbericht enthält: Zur Erklärung des Thucydides. Drittes Heft. Von E. Forberg, Director des Gymnasiums, S. 3—10, Schulnachrichten S. 11—25. — Das 39. Capitel des ersten Buchs schließt mit einem Satze, der zu den dunkelsten Stellen des ganzen Buches gehört. Alle bisherigen Erklärungen verwirft der Herr Verf. als unbefriedigend. Die Worte lauten: *ἐγκλημάτων δὲ μόνων* (Var. *μόνων*) *ἀμετόχους* (Var. *ἀμετόχους*) *οὕτω τῶν μετὰ τὰς πράξεις τούτων μὴ κοινωνεῖν*. Das Infin. *κοινωνεῖν* muß von einem aus dem vorhergegangenen *χορῇ* zu supplirenden *χορῇ* abhängig gemacht, sonst aber der Satz als Ausdruck eines allgemeinen Gedankens gefaßt werden, so daß *ἀμετόχους* = *ἀνθρώπους ἀμετόχους* *ὅστας* Subject des Infin. *κοινωνεῖν* ist. In der Bedeutung von „so ohne Weiteres“ wird *οὕτω* gefaßt. Nachdem die Erklärungen des sonderbaren *μόνων* beleuchtet und zurückgewiesen sind, bezeichnet der Verf. das Wort *μόνων* als die einzige Schwierigkeit der ganzen Stelle; nur durch die Conjecturalkritik sei heilende Kraft zu erhalten, deshalb wird mit einer leichten Umstellung der Worte gelesen: *ἐγκλημάτων δὲ ἀμετόχους μόνων οὕτω τῶν μετὰ τὰς πράξεις τούτων μὴ κοινωνεῖν* und dann erklärt: Von einem Volke dagegen, das an den Vergehungen der Corcyrier sich nicht theiligt hat, kann man verlangen, daß es die bloßen Folgen ihrer Handlungen so ohne Weiteres nicht theile; *μόνων* gehört zu *τῶν μετὰ τὰς πράξεις τούτων* und hebt den Gegensatz dieser Worte zu dem vorhergegangenen *ἐγκλημάτων* hervor. Zuletzt emendirt der Verf. durch Umstellung die Stelle II, 93, 3 auf folgende Weise: *ἢ οὐδ' ἀπὸ τοῦ προφανοῦς τολμῆσαι ἄν, οὐδὲ καθ' ἡσυχίαν εἰ διανοοῖντο, μὴ οὐκ ἂν προαισθίσθαι*. — Die Tertia ist im Lateinischen und Französischen in zwei Abtheilungen getrennt. Schülerzahl in I. 7, II. 14, III. 14, IV. 22, V. 21. Mit Freuden hat Ref. gelesen, daß ein Schüler bei einem Redeactus in griechischer Sprache einen Vortrag hielt: *ἐγκύμιον τῆς γυμναστικῆς*.

Inhalt des Programms der Realschule: Schulnachrichten S. 1—4; Loben des Lehrers Löhnert, von dessen Sohne, Conrector in Neustadt S. 4 und 5; Chemische Abhandlung des Lehrers F. Schlegel. Schluß, S. 6—13; zuletzt: Statuten des Lehrervereins des Bezirks Coburg (wie sie vom Lehrerverein festgestellt und der Herzogl. Landesregierung zur Genehmigung vorgelegt worden sind), aus 12 §§. bestehend. Die chemische Abhandlung betrachtet zuerst die Verbindung der Metalloide unter sich und charakterisirt dann die Metalle und ihre wichtigsten Verbindungen. — An der Realschule besorgen 12 Lehrer den Unterricht, an der

absichtlich geübte Einfluß der Menschen auf die Pflanzenverbreitung in den verschiedenen Gegenden der Erde dargelegt werden. Der Verf. geht dabei von den östlichen Völkern aus, und hat in dem vorliegenden Programme, die Fortsetzung seiner Arbeit in einem späteren Programme verheißend, nur die Kulturgewächse Chinas behandeln können, einen Gegenstand, der allerdings bei der bekannten Vorliebe der Chinesen für Pflanzenkultur sehr vielen Stoff darbot. Der Verf. hat sich, wenn er in gleicher Weise auch die anderen Länder behandeln will, eine sehr weit-schichtige Aufgabe gestellt; das bereits Geleistete beruht auf einer äußerst fleißigen Sammlung des zerstreuten Materials, dessen gänzliche Erschöpfung indeß kaum möglich sein dürfte, und wird sich insbesondere auch den vielen Collegen, welche den naturhistorischen Unterricht an höheren Lehranstalten zu ertheilen haben, sehr empfehlen. (Referent: Gymnasial-Oberlehrer Th. Irmisch.) Schulnachrichten sind dem Programme nicht beigegeben worden.

Budolstadt. Inhalt des Jahresberichtes des Gymnasiums und der Realschule: Proben einer Uebersetzung des Ovid'schen Festkalenders vom Professor Dr. Klufsmann S. 4—23; Schulnachrichten vom Director Dr. Müller S. 24—37. Der Uebersetzung liegt der Text der kleinen Ausgabe von Merkel zu Grunde. Wo der Herr Verf. von dieser abweichen zu müssen glaubte, hat er die von ihm für richtig gehaltene Lesart mitgetheilt. Die Gründe für diese Abweichungen sollen im Philologus angegeben werden. Die Uebersetzung selbst soll zeigen, nach welchen prosodischen und metrischen Gesetzen ihr Verf. verfuhr; er bemerkt nur, daß es ihm Pflicht gewesen sei, den Bau des Verses möglichst dem Vorbilde anzupassen; man werde nicht viele Hexameter finden, wo er die von Ovid vor allen andern Dichtern beachtete Cäsur in der Mitte des dritten Fußes vernachlässigt hätte. Das Ganze wird im Verlage der Hoffmann'schen Buchhandlung zu Stuttgart erscheinen. — In den Schulnachrichten theilt der Herr Verf. mit, daß in dem verflossenen Schuljahre noch häufiger als früher Leute gekommen seien, welche die Schüler in kurzer Zeit irgend eine Fertigkeit (von der Mnemotechnik bis zum Glasblasen) lehren oder Merkwürdigkeiten in den Classen zeigen wollten. Er habe aus triftigen Gründen nur äußerst selten Erlaubniß ertheilt, derartige Dinge den Schülern vorzuführen. Wünschenswerth wäre es daher, die Herren Vorstände von Gymnasien und Realschulen berücksichtigten bei Ausstellung von Zeugnissen für derartige Leute weniger die Bedürftigkeit dieser, als den Werth dessen, was sie vorzeigen wollen. Das Lehrercollegium erlitt keine Veränderungen. Die Collegen Regensburger, Dr. Hercher und Dr. Sigismund wurden zu Professoren ernannt, Dr. Hörcher zum Oberlehrer. Die Gesamtzahl der Stunden der einzelnen Lehrer in dem Gymnasium und der Realschule vertheilen sich in folgender Weise auf die einzelnen Lehrer: Dir. Müller 19 (20), Prof. Obbarius 20 (18), Prof. Wächter 14, Prof. Klufsmann 25 (20), Prof. Gascard 14, Prof. Regensburger 29, Prof. Hercher 24 (25), Prof. Sigismund 26, Oberl. Hörcher 24, Milizprediger Günsche 6, Candidat Lenz 5, Hoforganist Junghans 4, Maler Schöne 6. Erfreulich ist zu lesen, daß auf die griechische Sprache in I. 7, II. 6, III. 6, IV. 6, also zusammen 25 wöchentliche Stunden verwendet werden. Ref. theilt die Vertheilung der Stunden auf die einzelnen Fächer aus dem Programme mit. Sie ist folgende:

definitive Anstellung. Die lateinische Sprache, an der nur wenige Schüler Theil nehmen, wird in 6 wöchentlichen Stunden gelehrt, so daß auf jede Abtheilung 3 Stunden kommen. Das Englische wird in I. und II. gelehrt; nur ausnahmsweise dürfen sich Schüler aus III. an diesem Lehrgegenstande betheiligen. Jede Classe hat wöchentlich 4 Stunden.

Sondershausen.

Hartmann.

III.

Beiträge zur Geschichte des Seminarwesens in unserem Vaterland, Abtheil. I., von dem Seminarlehrer A. Radefeld. (Als Beigabe zu einem Glückwunschsreiben des Directors Schlaikier am Hildburghäuser Schullehrerseminar zum fünfzigjährigen Amtsjubiläum des Kantors Anding in Herpf.) 24 S. Hildburghausen, 1855. In Kommission der Hofbuchhandlung von Brückner und Renner in Meiningen.

Da die verehrliche Redaction in ihrem Programme den engen Zusammenhang ausdrücklich anerkennt, in welchem die Gestaltung der Gymnasien mit der des gesammten Schulwesens stehe, so wird sie es wohl nicht für ungeeignet halten, eine Anzeige des obigen Schriftchens aufzunehmen. Die Gründung des Meininger Schullehrerseminars fällt in das Jahr 1775, und es gehört dasselbe demnach mit zu den frühesten Anstalten dieser Art in Deutschland. Das Seminar in Hildburghausen ist 1794 begründet, und 1827 sind beide vereinigt worden. Die vorstehende Schrift gibt die Geschichte des alten Meininger Seminars bis zu der Vereinigung, eine zweite Abtheilung dieser Beiträge soll die Geschichte der alten Hildburghäuser Anstalt bringen.

Wir heben zunächst das hervor, was über den Ursprung der Anstalt S. 7 f. erzählt ist. „Die Männer, welche zuerst die Begründung eines Seminars für das Herzogthum Meiningen in Vorschlag brachten und dann zur Ausführung desselben allzeit bereitwillig die Hand boten, waren die beiden Brüder Volkhart, Joh. Georg Wilhelm, Oberhofprediger und Consistorialrath, und Joh. Christian, Rektor am Lyceum. Veranlaßt wurde aber ihr Vorschlag durch die ihnen von der Freimaurerloge zu den 3 Nelken kund gegebene Absicht, daß die Gesellschaft dem Lande, welches ihr 1744 das Recht zu bestehen verliehen hatte, einen Beweis der Dankbarkeit zu geben und zugleich nach dem Vorgange anderer Logen den ihr inwohnenden Verpflichtungen sich zu unterziehen wünschte durch Stiftung eines Denkmals der Menschenliebe und der Wohlthätigkeit.“ Die Loge brachte durch Beiträge ihrer Mitglieder die Mittel für die zu begründende Anstalt auf und liefs, bewogen durch die Schilderung, welche der Geh. Rath und Kanzler von Eyben von den trefflichen Schulen in der Oberlausitz machte, auf ihre Kosten den Kandidaten der Theologie E. J. Walch dahin reisen, damit er sich durch eigene Anschauung eines gehobenen Schulwesens die für die Leitung eines Seminars nöthigen Kenntnisse verschaffe. Im October 1776 wurde derselbe als Leiter und erster Lehrer der Anstalt eingeführt; zugleich hatte die Loge eine Armenschule begründet, da es sich als unabweisbares Bedürf-

gewesen zu sein; man erzählt, daß die Gemeinden sich der Einführung der neuen Schulbücher, vorzüglich dem Rochow'schen Katechismus der gesunden Vernunft, widersetzen: „sie ließen ihre Kinder nicht in der Freimaurerreligion unterweisen.“ Herr Radefeld erwähnt S. 20, daß von dem Oberhofprediger Volkhart, um die Gemüther zu beruhigen und das Urtheil im Publikum zu berichtigen, gleich nach der Errichtung des Seminars 1776 eine Predigt auf Befehl des Herzogs Karl im Druck erschien. So mußte von der Kanzel für die neue Anstalt gewirkt werden, weil von dort aus auch ein Angriff erfolgt war.

Erlangen.

Schiller.

IV.

Das höhere Schulwesen des Königreichs Hannover seit seiner Organisation im Jahre 1830. Besonderer Abdruck aus der Hannoverschen Zeitung. Hannover 1855. 81 S. 8.

Diese für das größere Publikum bestimmte, wahrscheinlich von dem Oberschulrath Kohlrath verfaßte Denkschrift enthält schätzenswerthe Mittheilungen über die Geschichte des hannoverschen höheren Schulwesens seit dem Jahre 1830, wo dasselbe organisirt wurde. Wir wollen in unserem Berichte den geehrten Verf. selbst reden lassen, indem wir hier und da etwas kürzen. Vor der Erlassung eines Prüfungsgesetzes für die zur Universität übergehenden Schüler waren im Königreich Hannover 21 bis 22 Schulen, welche ihre Schüler zu den akademischen Studien vorbereiteten. Die Landesuniversität forderte nur ein Sittenzeugniß. Aber manche der kleineren gelehrten Anstalten hatten nur 2, andere 3, andere 4 Lehrer für den höheren Unterricht und etwa ebensoviel Classen. Die alten Sprachen bildeten den Hauptgegenstand des Unterrichts, doch ging man häufig nicht über den Cicero und Virgil, den Homer und Xenophon hinaus, und manche Lehrer, die größtentheils Theologen waren, brachten zur Erklärung dieser Schriftsteller nur sehr mäßige philologische Kenntnisse mit. Hebräisch wurde an vielen dieser Anstalten gar nicht gelehrt, neuere Sprachen und Mathematik ebensowenig; Geschichte und Geographie fanden nur dürftige Berücksichtigung, die deutsche Sprache wurde in veralteter Weise als Nebenfach betrieben. Der öffentlichen Stunden war zum Theil nur eine geringe Zahl, um die Schüler zu nöthigen, bei den schlecht besoldeten Lehrern Privatunterricht zu nehmen. — Wie unvollständig demgemäß die Vorbereitung vieler Studirenden war, bedarf keiner Auseinandersetzung.

Doch gilt die obige Schilderung hauptsächlich nur von den kleineren Schulen, welche auch nachher in die Reihe der Progymnasien gesetzt sind; eine ehrenvolle Ausnahme machten die meisten Gymnasien in den größeren Städten, welche aus innerem Triebe, von tüchtigen Directores geleitet, nach dem Beispiele der besseren Schulen des protestantischen Deutschlands ihre Verfassung und ihren Lehrplan geordnet hatten. Gleichwohl litten auch viele der besseren Gymnasien an einem Mangel der Lehrkräfte und eben deshalb an der Unvollständigkeit ihres Unterrichtsplans; wie denn z. B. Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Sprachen oft gar nicht oder sehr dürftig gelehrt wurden. Und ferner fehlte es

- 1 mit 5 Lehrern, 82 Schülern und 3150 Thlrn. Einnahme;
- 3 mit 6 Lehrern, je 74, 75 und 90 Schülern, je 4400, 6000, und 4900 Thlrn. Einnahme;
- 2 mit 7 Lehrern, je 50 und 60 Schülern, je 5600 und 3300 Thlrn. Einnahme;
- 3 mit 8 Lehrern, je 103, 210 und 156 Schülern, je 4900, 5600, 4200 Thlrn. Einnahme;
- 3 mit 10 Lehrern, je 200, 240 und 280 Schülern, je 6000, 6900 und 8577 Thlrn. Einnahme;
- 1 mit 15 Lehrern, 280 Schülern und 9662 Thlrn. Einnahme.

In der Zahl der Lehrer sind nur die Hauptlehrer und von den Hülfslehrern je 2, oder wegen der Unbedeutendheit ihrer Stundenzahl auch je 3 für einen ordentlichen Lehrer gerechnet.

Die Ritterakademie in Lüneburg und das königl. Pädagogium zu Ilfeld sind wegen ihrer ganz verschiedenen Verhältnisse hier nicht mit aufgeführt.

Ebenso ungleich war der innere Zustand dieser Schulen. In einer z. B. wurden in der ersten Classe der Jon des Euripides, Cicero de officiis und Virgils Aeneis mit einem Cötus von Schülern gelesen, in welchem 14jährige mit 24jährigen zusammensaßen, von welchen die jüngsten eben die griechischen Deklinationen und Conjugationen angefangen hatten, während mit den oberen der Jon gelesen wurde. Es war aber auch unter diesen keiner, der die genannten Schriftsteller auch nur erträglich verstanden hätte. In Sekunda war der Julius Cäsar noch viel zu schwer. Auf anderen Anstalten wurde dagegen etwas Ausgezeichnetes geleistet.

Da war also eine Sichtung nothwendig. 13 der bisherigen Gymnasien einschliesslich der Ritterakademie in Lüneburg und des Pädagogiums zu Ilfeld konnten gleich im ersten Jahre als solche anerkannt werden, denen das Recht der Entlassung zur Universität zustehe, wengleich bei den meisten eine Vermehrung der Geld- und Lehrkräfte bevorwortet werden mußte. Die Anstalten zu Lingen, Meppen, Clausthal wurden im zweiten Jahre, die zu Emden im sechsten den Gymnasien zugeaeilt, so daß die Zahl derselben auf 17 stieg.

Außer anderen Beweggründen waren es mehr aus dem Inneren der Sache geschöpfte Betrachtungen, welche die königl. Behörden zu Gunsten dieser in der Schwebe stehenden Anstalten stimmten. Die großen, mit einem zahlreichen Lehrercollegium und stark gefüllten Classen versehenen Anstalten in den größeren Städten haben ihre eigenthümliche starke Seite. Der größere Wetteifer, die in der größeren Lehrerzahl sich häufiger findenden ausgezeichneten Talente, die geistige Anregung der Umgebung, dieses und anderes kann dazu beitragen, die begabteren Schüler kräftig zu treiben und zu einer geistigen Regsamkeit zu führen, wie auf kleineren Anstalten seltener gefunden wird. Aber wie steht es mit der Bildung des Gemüths und Charakters? Hier stellt sich die Sache nicht so günstig; die Anreizungen zur Geld- und Zeitverschwendung sind größer, die äußeren Eindrücke verwirren mehr, als daß sie den Jüngling zur Einkehr in sich selbst führten; der Einfluß des Lehrers ist schwächer, schon weil er sich auf viele vertheilen muß und weil das Ansehen des Lehrerstandes überhaupt mehr in den Schatten tritt. Auch übt die zersetzende und erkältende Kritik hier schon mehr Gewalt. — In der kleinen Stadt ist die Schule die Hauptsache für den Schüler, wie sie meistens auch von Wichtigkeit für die ganze Einwohnerschaft ist. Der Schüler bleibt in seiner jugendlichen Sphäre, in der Lebensluft, die ihm wohlthut. Sein Charakter entwickelt sich naturgemäßer, und ein kräftiger Lehrer hat einen durchgreifenden Einfluß auf das Gemüth und, wenn er zugleich wissenschaftliche Tiefe besitzt, auf das Wissen des Schülers.

ringem Gehalte, dafür zu dotiren. Diese Mittel reichten anfänglich aus, weil die Stellen mit jungen Männern besetzt wurden; allein wie diese Lehrer älter wurden und mit Recht mehr Ansprüche machen durften, trat Verlegenheit ein, und noch jetzt ist das Mifsverhältniß nicht völlig ausgeglichen.

Um theils zu neuen Lehrerstellen, theils zur Verbesserung der zu schlecht dotirten die Mittel zu beschaffen, mußten alle Hilfsquellen in Fluß gesetzt werden. Als Grundsatz wurde von der Regierung angenommen und wird noch jetzt festgehalten, daß die Pflicht der Unterhaltung der höheren Schulen zunächst den Patronatbehörden, also bei der Mehrzahl unserer Gymnasien den Städten, in welchen sie bestehen, obliege. Denn wenn auch die Gymnasien nicht allein Orts-, sondern zugleich Provinzial-, ja Landesanstalten genannt werden können, so ist doch auf der anderen Seite der Nutzen, den die Städte aus dem Besitze einer höheren Schule für die Bildung ihrer eigenen Bürger und für den materiellen Wohlstand derselben ziehen, so groß, daß ihnen wohl zugemuthet werden darf, neben den Einkünften der Anstalten aus früheren Stiftungen auch aus Communalmitteln ein Ansehnliches zu ihrer Unterhaltung herzuschiefen. Gleichwohl wurde daneben die Billigkeit anerkannt, wo möglich auch aus Landesmitteln etwas beizutragen, und da als die einzige Quelle dieser Art damals der Haupt-Klosterfonds angesehen wurde, so trat dieser in den dringendsten Fällen nach seinen Kräften mit ein. Auch führte man da, wo biaber gar kein Schulgeld bezahlt war (1 Gymn. u. 2 Progymn.), ein solches ein und erhöhte dasselbe bei einigen anderen. Am Ende des 15jährigen Zeitraums wurden für die Gymnasien etwa 17000 Thlr. jährlich mehr verwendet, bis vor dem Beginne der Organisation. — Mit Hülfe dieser Mittel war die Zahl der ordentlichen Lehrer von 117 auf 159 gestiegen; auch war die Zahl der Classen an 15 Gymnasien um 20 vermehrt.

B. Die Progymnasien.

Wenngleich diese Fortschritte der Gymnasien noch nicht ausreichend waren, so waren sie doch bei weitem größer, als bei den Progymnasien. Hier waren die Mittel der Städte noch viel beschränkter, und aus Landesmitteln zuzuschiefen war ebenfalls weniger Veranlassung, weil die Anstalten einen streng örtlichen Charakter an sich trugen. — Dennoch wurde die Zahl der ordentlichen Lehrer der Progymnasien in den ersten 15 Jahren von 36 auf 49, und die Classenzahl von 33 auf 40 vermehrt.

Bevor nun die weiteren Fortschritte in der äußeren Lage des höheren Schulwesens vom J. 1846 an verfolgt werden, ist es nöthig, einen Rückblick auf die inneren Verhältnisse in den ersten 15 Jahren zu werfen.

Es konnte die Frage entstehen, ob nicht eine allgemeine Schulordnung für die höheren Schulen erforderlich sei und am schnellsten zur Herbeiführung einer Einheit des Systems, zur Richtschnur für die Lehrercollegien dienen werde. Das Oberschulcollegium entschied sich gegen die Aufstellung einer solchen allgemeinen Schulordnung, und zog es vor, die Elemente zu guten Schulen zu schaffen, also dafür zu sorgen, daß die Gymnasien die nöthigen Lehrkräfte besitzen, den Unterricht stufenweise seinem Ziele zuzuführen, und hinlängliche Geldmittel, um die Lehrer gegen Nahrungssorgen zu schützen und auch junge Leute von Talent, guter Erziehung und lebendigem Streben zu bewegen, sich dem Lehrerstande zu widmen; auch traf man Veranstaltungen, unfähige, unbrauchbare Lehrer abzuhalten, indem man eine Prüfungsbehörde errichtete und ein Reglement für die Bildung, Probezeit und Anstellung der Schulamts-Candidaten erließ.

gung, ein anderer aus Gewohnheit und Entfremdung von den theologischen Studien, im Schulstande geblieben waren. Aber ihre Zahl hatte nicht ausgereicht; ein nicht geringer Theil der Lehrer stammte aus anderen deutschen Provinzen, besonders den sächsischen Ländern.

Man errichtete eine wissenschaftliche Prüfungs-Commission in Göttingen, als deren erste Mitglieder die Professoren O. Müller, Dahlmann, Herbart, Jacob Grimm, Thibaut und Lücke ernannt wurden. So bildete sich allmählich aus den Inländern in genügender Anzahl ein Lehrerstand für die höheren Schulen.

Hier verfolgen wir zunächst die Veränderungen, die mit dem Jahre 1846 ihren Anfang nehmen.

Der Realunterricht.

Im Jahre 1846 erhielt der Gedanke an die Wichtigkeit des Realunterrichts, der schon lange sich geltend gemacht hatte, eine entschiedene praktische Bedeutung. Die ganze Richtung der Zeit brachte dieses mit sich. Bisher waren mit Ausnahme von Hannover und Lüneburg diejenigen Schüler, die einer über die Volksschule hinausgehenden Bildung für ihren Lebensberuf bedurften, ohne akademische Studien machen zu wollen, auf die Gymnasien hingewiesen, welche dem speziellen Bedürfnisse derselben wenig Aufmerksamkeit widmen konnten. — Die Stimmen gegen das ausschließliche Erlernen der alten Sprachen wurden immer lauter und drohender. Die Lehrer selbst mußten es täglich fühlen, daß sie einem Drittel, der Hälfte, ja hier und da zwei Dritttheilen ihrer Schüler nicht vollständig gerecht werden konnten und mit ihnen Uebungen vornahmen, die auf halbem Wege stehen bleiben mußten und darüber andere veräumten, welche ihnen nothwendiger gewesen wären.

Es gibt Gedanken, über welche sich vom theoretischen Standpunkte aus nach zwei Seiten hin fast mit gleichem Rechte streiten läßt; dahin gehört auch der über den Vorzug des humanistischen Unterrichts selbst für den, der nicht studiren, aber doch seinen Antheil an der höheren Bildung der Zeit gewinnen will. Wer noch die Zeiten des alten guten Bürgerthums im Gedächtnisse hat, wo der Kaufmanns- und wohlhabende Handwerkersohn sein Latein bis in die Secunda hin mit Eifer als den Mittelpunkt seiner ganzen Schulbildung betrieb, in dem einfachen Ideenkreise, welcher dem damaligen Leben genügte, verblieb, seinen Charakter ebenso einfach und einheitlich ausbildete und nachher als Senator, Bezirksvorsteher, Bauherr, Kämmerer mit gesundem Blicke und natürlicher Urtheilskraft rechtschaffen das Wohl seiner Vaterstadt fördern half, — ein solcher verwirft das Vielerlei des jetzigen Unterrichts im Allgemeinen und die Richtung des Realunterrichts auf das frühe Abrichten für die Geschäfte des Lebens im Besondern. Wer dagegen die möglichst frühe und möglichst gewandte Brauchbarkeit obenan stellt, der wird selbst für den Staatsmann in höherer Stellung den langen und mühsamen Weg der humanistischen Bildung für eine Pedanterie der Zopfzeit ansehen, wie vielmehr für den Mann des Erwerbs und der Theilnahme an dem, was jetzt die Welt am stärksten bewegt. Aber der erste wird seine gute alte Zeit nicht dadurch herstellen, daß er alle Bürgersöhne in die lateinische Schule schickt; sie lassen sich eben nicht schicken. Die Zeit schreitet unaufhaltsam weiter und gibt ihre Gebote, die bis zu einem gewissen Grade unabweisbar sind.

Der über den Bewegungen stehende Staatsmann und Pädagoge, welche beide in der Gesinnung mit dem das Alte festhaltenden Ehrenmann einig sind und die Gefahr sehen, welche aus dem unruhigen, eigensüchtigen Treiben der materiellen Richtung dem inneren Kerne des Gemeinwesens drohen, sie müssen es sich doch auch gestehen, daß die Schule

diese Dringlichkeit bewirkte auch, daß im Jahre 1852 die zweite Hälfte nachbewilligt wurde, so daß der Gebaltsverbesserungsfonds auf 12000 Thlr. stieg. Durch diese Bewilligungen aus der Landeskasse wurden die Mittel des höheren Unterrichts um jährlich 29800 Thlr. und eine einmalige Dispositionssumme von 2500 Thlrn. vermehrt. Eine fernere Hilfsquelle wurde für das höhere Schulwesen eröffnet durch die Aufhebung der Ritterakademie in Lüneburg im Jahre 1849, welche Anstalt bei 8 Hauptlehrern und 2 Hilfslehrern im Jahre 1848 nur noch 13 Schüler zählte. Der Hauptklosterfonds mußte alle auf dem Fonds der Ritterakademie ruhenden Gehälter und so auch die der vorhandenen Lehrer übernehmen. Diese selbst wurden anderen Anstalten, wo eine Hilfe besonders noth that, zugewiesen und nur ein Theil ihres Gehaltes dem Fonds dieser Anstalten zugemuthet. Auf solche Weise sind von den Einkünften der Ritterakademie dem höheren Schulwesen des Königreichs gegenwärtig noch 4250 Thlr. zugewachsen.

Mit Hülfe aller dieser Zuflüsse ist in den letzten 8 Jahren zwar nicht die Zahl der höheren Schulen vermehrt, — vielmehr ist dieselbe von 30 auf 29 zurückgegangen, — wohl aber sind die Classen im Ganzen von 151 bis auf 197 gewachsen, wozu die Realclassen der Gymnasien am meisten beigetragen haben. Die Zahl der ordentlichen Lehrer hat sich von 208 bis auf 248, die der Hilfslehrer von 42 bis auf 49 vermehrt.

Die Gesamteinnahme der 27 Gymnasien und Progymnasien (außer der Ritterakademie, dem Pädagogium zu Ilfeld und dem Progymnasium zu Duderstadt, welches keinen besonderen Schuletat hat) betrug im Jahre 1830 94,708 Thlr.; im Jahre 1846 betrug die Einnahme 120,505 Thlr., die Ausgabe 116,697 Thlr.; im Jahre 1854 die Einnahme 163,309 Thlr., die Ausgabe 159,995 Thlr., wobei der Ueberschuss der Einnahme zum nothwendigen Kassenbestande für außerordentliche Ausgaben und mitunter zur Vermehrung des Kapitalvermögens dient.

Völlig getrennt von Quarta an sind die Realclassen von den humanistischen jetzt in 4 größeren Gymnasien; größtentheils getrennt und nur in Fächern, welche mehr der allgemeinen Bildung angehören, vereinigt sind in 6 Gymnasien; zur Hälfte etwa getrennt und zur Hälfte vereinigt bei 3 Gymnasien. Ein einzelnes, das zu Aurich, hat die Vereinigung der Schüler bis jetzt in eigenthümlicher Weise bis zur Secunda festgehalten, neben welcher eine obere Realclassse besondere Stunden erhält. Zwei Gymnasien unterscheiden sich noch dadurch von dem Systeme der übrigen, daß sie die Real- und Gymnasialschüler auch in Quarta noch vereinigt halten, also nur 2 gesonderte Realclassen besitzen. An diesen 14 Gymnasien sind gegenwärtig 577 Realschüler.

In den 25 Jahren des Bestehens der Maturitäts-Prüfungen haben im Ganzen 3629 Schüler die Prüfung gemacht; die Durchschnittszahl beträgt also abgerundet 145. Während die Durchschnittszahl der Jahre von 1830 bis 1816 zwischen 149 bis 150 Abiturienten nachweist, beträgt dieselbe in den letzten 8 Jahren nur zwischen 135 und 136. Die Abnahme der Studirenden hat besonders die Theologie und Jurisprudenz getroffen; denn während bis 1846 incl. die Durchschnittszahl der Theologen zwischen 56 und 57 war, ist sie in den letzten 8 Jahren auf 44, die der Juristen aber von 50 bis 51 auf 45 gefallen. Die Mediciner dagegen, die in den ersten 17 Jahren circa 22 betrug, haben sich in den letzten 8 Jahren bis auf die Durchschnittszahl von 25 vermehrt.

Die Progymnasien haben bis jetzt den Umfang und die Geltung der höheren Bürgerschule noch nicht erlangen können; es fehlt ihnen dafür nicht nur an Lehrern und Classen, sondern auch an solchen Schülern, welche lange genug auf der Schule bleiben wollen.

Obwohl in den verfloßenen 25 Jahren viel für das höhere Schul-

das Ende ihrer Studienzeit mit der praktischen Seite ihres Lehrberufs durch Vorträge (K. F. Hermann's) bekannt gemacht und zugleich zur eigenen geistigen Verarbeitung der dahin gehörigen Fragen und Aufgaben durch Ausarbeitungen geübt. Die zweite Abtheilung ist für solche Candidaten bestimmt, welche ihre Schulamtsprüfung gemacht haben und sich durch Unterricht für die selbständige Versehung des Lehramts praktisch vorüben wollen. Sie finden dazu die Gelegenheit bei dem Gymnasium in Göttingen und sorgfältige Anleitung durch den Vorsteher dieser zweiten Abtheilung, den Director des Gymnasiums (Geffers). Mit der Stellung in beiden Abtheilungen des Seminars sind akademische Beneficien verbunden.

Aehnlich ist es mit dem im Jahre 1850 errichteten mathematisch-physikalischen Seminar.

Allgemeine Lehrerconferenzen. Oberschulrath Kohlrausch hatte sich schon früher für dieselben interessirt und sie in der preussischen Provinz Westphalen ins Leben gerufen. Vorläufig stand ihnen hier noch der Kostenpunkt im Wege, bis sich dieses 1846 in etwas änderte. Im September 1847 versammelten sich nun in Emden die Directoren und mathematischen Lehrer der Gymnasien aus den Provinzen Osnabrück und Ostfriesland und die Rectoren der Progymnasien der letztgenannten Provinz, um über zweckmässige Einrichtung des Realunterrichts zu berathen. In Emden wurden vorzüglich die Grundgedanken der Vereinigung der höheren Bürgerschule mit dem Gymnasium, wenn man es so benennen will, zu einem Gesammtgymnasium besprochen. Dieses geschah auch auf einer allgemeinen Schulconferenz im Jahre 1848, zu welcher die Directoren der Gymnasien und Rectoren der Progymnasien nebst je einem gewählten Deputirten von jedem Gymnasium von der Regierung nach der Hauptstadt berufen wurden. Es kamen 47 berufene Schulmänner und fast eben so viel freiwillige Theilnehmer zusammen, denen gleichfalls eine Mitwirkung bei den Berathungen eingeräumt wurde. Von den verhandelten Fragen blieben viele ohne praktische Folgen. Nicht unwichtig war, daß man die Erkenntniß gewann, eine Umgestaltung des höheren Schulwesens von Grund aus, wie manche Stimmen sie gewollt, sei nicht erforderlich, sondern nur Verbesserung und Fortbildung in einzelnen Punkten.

Die neueste Veranlassung zur Zusammenberufung von Lehrern gab die Verwirrung, in welcher sich der Unterricht über deutsche Rechtschreibung befand. Die Schulen hatten darin keinen festen Boden mehr unter den Füßen. In der hergebrachten Schreibweise fanden sich doch viele Inconsequenzen und Willkürlichkeiten; die historische Erforschung der Muttersprache brachte die Fehler noch mehr zum Bewußtsein und suchte eine größere Folgerichtigkeit herzustellen. Sie konnte auch nachweisen, daß unsere klassischen Schriftsteller aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in ihrer Orthographie nicht sehr consequent gewesen sind, sondern daß die Schreibung, die wir in den Ausgaben ihrer Werke jetzt finden, zum Theil von den Setzern und Correctoren herührt. Durch den Einfluß einzelner Lehrer war die Rechtschreibung an der einen Anstalt so, auf der anderen anders gestaltet, ja dieses erstreckte sich sogar auf die einzelnen Classen mancher Schulen. Dieser Verwirrung mußte für den Schulunterricht wo möglich ein Ende gemacht werden.

Diese rein praktische Rücksicht, nicht etwa die Absicht, die Sprachforschung zu hemmen oder selbst in dieselbe einzugreifen, hewog das Oberschulcollegium im Jahre 1853, den Versuch zu machen, für die höheren Schulen des Landes, vielleicht auch in gewissem Mafse für die Volks- und Bürgerschule, einen mittleren Weg aufzufinden, welcher das

Damit ist die Uebersicht über die Entwicklung unseres höheren Schulwesens in den ersten 25 Jahren seit seiner Organisation am Schlusse angelangt. Dasselbe braucht den Vergleich mit demjenigen der grösseren und kleineren Nachbarländer nicht zu scheuen. — Möge es sich nicht nur auf dieser Stufe erhalten, sondern auch kräftig fortzuschreiten sich bemühen!

Ein Hannoverscher Lehrer.

V.

Q. Horatius Flaccus' Sermonendichtungen. Lateinisch mit metrischer Uebersetzung und Anmerkungen von J. S. Strodtmann. Auch mit dem Titel: Q. Horatius Flaccus' Werke. Lateinisch mit metrischer Uebersetzung von J. S. Strodtmann. Zweiter Theil. Satiren und Episteln. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. 1855. VIII u. 369 S. 8.

Der Anzeige, welche ich von dem ersten Theile des obigen Werks in der gegenwärtigen Zeitschrift, 1853, S. 854 ff., gegeben habe, lasse ich jetzt mit Vergnügen die des zweiten Theiles folgen. Dieser ist in demselben Geiste und nach demselben Plane gearbeitet; eine Verschiedenheit liess sich nur darin erkennen, dass der Verf. die Uebersetzung der Oden schon früher vollendet und nun blos überarbeitet, die der Satiren und Episteln dagegen eben jetzt erst mit frischen Kräften unternommen hat, und dass er dort lyrische Maasse, hier Hexameter wiederzugeben hatte. Und wir müssen es in dieser Beziehung gleich bemerken, dass der Verf. das Metrische wiederum mit grossem Geschicke und Eifer berücksichtigt, und dass er die, nur ein paar Male absichtlich zugelassenen, Trochäen im Ganzen glücklich vermieden hat. An kritischen Hilfsmitteln war auch diese Mal die Ausbeute für ihn nicht gross; er verglich drei bisher unbenutzte Manuscriptfragmente der Hamburger Stadtbibliothek, und konnte ausserdem noch die neuen Bearbeitungen theils des ganzen Horaz, wie von Meineke und Stallbaum, theils der Satiren insonderheit, namentlich die zweite Bearbeitung von C. Kirchner bei seiner Ausgabe zu Rathe ziehen. Freilich hat er sich dadurch auch zugleich in die Vergleichung mit dem letztgenannten Uebersetzer hineingebracht, in welcher Beziehung es interessant sein wird, einige nähere Beobachtungen anzustellen. Was jene Handschriften bieten, ist im Ganzen wenig werthvoll; der Verf. hat jedoch das Wichtigste in seiner Ausgabe, oftmals fast genau, unter den Varianten verzeichnet. — Uebrigens hat er, aus nahe liegenden Gründen, die 2. Satire, wie früher schon die 8. und 12. Epode unübersetzt gelassen.

Eine Einleitung über Horaz als Sermonendichter (S. 1—26) ist eine sehr werthvolle Beigabe, weniger der Excurs über die Siebenzahl (zu Ep. 2, 2, 82 ff., wo sie auch als eine runde oder heilige Zahl gefasst wird), welcher zwar manches Interessante in gelehrter Nachweisung, aber weniger für das tiefere Verständniss unseres Dichters unmittelbar Nothwendige enthält. Bei der Recension des Textes hat sich der Herausgeber den bewährtesten Führern angeschlossen; wir finden daher wenige Ab-

nicht gut: Erbruhm), V. 17 *qui stupet in titulis et imaginibus*, das Aufschriften bestaunt und Ahnengebilde, V. 36 *ignota matre inhonestus*, von dunkler Mutter verunehrt, V. 48 weil als Kriegestribun mir gehorcht ein römischer Heertrupp; V. 57 und 75 hat Kirchner entschieden besser übersetzt, aber V. 26 und manche andere Stelle ist wiederum Herrn Strodtmann besser gelungen. Das grössere Lob ertheilen wir übrigens der Uebertragung der Episteln, wo Hartes oder Fremdartiges, wie I, 1, 105 deines an dir nur hangenden, dich rückschauenden Freundes, oder 6, 41 einhundert Chlamyden u. A. m., uns viel weniger aufgestossen ist. Nur mit der jot-artigen Behandlung des *i* in Eigennamen können wir uns nimmer befreunden, und Formen wie Italjen, Tilljus, Petilljus, Luciljus, Juljus, Gallonjus, und noch mehr, wo die liquiden Consonanten es nicht unterstützen, Suplicjus, Roscjus, Attjus, Catjus u. s. w., werden dem deutschen Obre niemals wohlthun, wie sie auch der römischen Wortbildungsart schwerlich entsprechen. — Die zum Schlusse angehängten Anmerkungen sind kurz, zur *ars poetica* zu kurz, weisen meist nur den Inhalt und Gedankengang nach, was freilich der Mehrzahl der Leser sehr willkommen sein wird, und vertiefen sich nur bei schwierigeren Stellen wie Ep. II, 1, 75 in umfassendere Erörterungen. — Genug, Ref. ist überzeugt, daß die zahlreichen Freunde des Dichters mit wahrer Freude zu dieser sinnig und gewissenhaft angelegten und ausgeführten Bearbeitung desselben greifen werden.

Parchim.

Fr. Lübker.

VI.

Preussischer Schul-Kalender für 1856. Fünfter Jahrgang. Mit Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben von Dr. Ed. Mushacke. Berlin, 1856. Decker. 224 S. 12.

Der Preussische Schul-Kalender des Herrn Dr. Mushacke hat sich bereits durch seine Zweckmäßigkeit und die von dem Herausgeber darauf verwendete Sorgfalt so sehr empfohlen, daß es kaum nöthig sein dürfte, auf dessen ferneres Erscheinen noch besonders hinzuweisen. Es ist nur zu wünschen, daß sämmtliche Directoren der Preussischen höheren Lehranstalten das Unternehmen rechtzeitig und eifrig unterstützen. Eine längere Serie des Schul-Kalenders wird mit der Zeit als Document für die Geschichte des Schulwesens angesehen werden können.

J. Mützell.

Wir hegen das Vertrauen, daß die Lehrercollegien der Unserer Oberleitung anvertrauten Anstalten sich in solchem Maße als ein Ganzes, als eine engverbundene Körperschaft ansehen, deren Mitglieder zu jeder gegenseitigen Unterstützung, welche dem Einzelnen und dem Ganzen förderlich sein kann, verpflichtet sind, daß sie den Sinn und Zweck Unserer obigen Verfügung recht erkennen und dieselbe gern zur Ausführung bringen werden. Es braucht dabei kaum daran erinnert zu werden, daß überhaupt kein Lehrer ein absolutes Recht auf eine bestimmte Lection in Anspruch nehmen kann, sondern verpflichtet ist, da einzugreifen, wo ihm eine seinen Kräften und Leistungen angemessene Wirksamkeit angewiesen wird. Wir sehen daher der Berücksichtigung Unseres Wunsches bei der künftigen Vorlegung der Lectionspläne mit Zuversicht entgegen.

Hannover, den 24. September 1855.

Königliches Ober-Schulcollegium.

Kohlrausch.

tientem societatem, habemus studiorum laetissimorum gratam communionem atque in iisdem adeo scriptoribus et negotium et otium nostrum collocamus. Concedas igitur quaeso, amicissime vir, ut, quum mihi in enarrandis Sophoclis sententiis ethicis tummaxime occupato ad te peregrinari non liceat, saltem animo ac mente in dulcissimo tuo colloquio versari mihi videar atque, postquam publicis omnium desideriis, tuis egregiis laudibus ac meritis, amicorum denique intimis exhortationibus satisfactum est, tandem aliquam otii tui particulam captem, qua mihi quoque in iis, quae utrique nostrum gratissima sunt, acquiescere tecum liceat. Neque me falli opinor, si Horatium atque Sophoclem eos esse dicam, quorum communis teneamur amore et ad quos vel coram discipulis nostris vel privata industria recurrere nobis suavissimum sit. Quamvis enim Te lubenter audiamus de parabasi comoediae Atticorum egregie exponentem atque impeditiores locos grammaticos subtiliter et exacte illustrantem, non minus nos delectat Te videre identidem ad tragicorum Graecorum, imprimis Sophoclis et Euripidis, aut universas rationes explanandas aut difficiliore quosdam locos expediendos accedentem, unde haud sane levis et exiguus ad juventutis nostrae utilitatem fructus redundat.

Atque quum censuram nuper legerem, quam de Horatio ab Nauckio edito exhibuisti, illud mihi gratissimum accidit, quod in illas stropharum leges, quibus Horatius usus est, accuratius eruendas Tu quoque gnauiter incubuisti. In his enim plurima insunt, quae nondum satis investigata, quae in dies magis et diligentius exploranda sunt. Ita poëtae suavissimo recte interpretando saepe verius ac melius consultum erit quam plurimis illis, qui nunc exercentur, sive emendandi sive ut rectius dicam poëtam ipsum corrigendi conatibus. Multaque quae novissima aetate obruta magis et inculcata ei quam restituta et felicitate inventa esse videntur, ipsa harum rerum accuratiori peruestigatione infringuntur. Equidem enim dolere soleo, quod hodie vel in apte sanandis vel in recte explicandis optimorum scriptorum difficultatibus extemplo ad conjecturarum medelam perfugiunt neque id, quo melius et omnibus qui in ea re sapiunt examinatur itaque simul rectior et plenior ad veritatem via insistatur, publice proponunt, sed etiam in ipsi operum munditie et elegantia insignibus editionibus tamquam poëtae verba collocant. Haud absimile mihi hoc videtur rationi istorum, hi temporibus magis frequentari solitae, qui etiam in sanandis corporis humani pravis membris cultro statim utendum esse putant imprimique exigua quaedam ossa exsecantes alia quaedam artificiose interponunt. In quo genere maxime mihi displicet inventum illud M. Hauptii, quod dulcissimum carmen (I, 32.) foedasse verius quam sanasse videtur, quum quod plane otiosum et ineptum est intrudatur, quod vero abesse non debet nobis eripiatur:

o laborum

dulce lenimen medicumque (mihi cumque) salve rite vocanti. Labores leniuntur, non medicinam accipiunt; sibi autem illud precor poëtam, vel gravissimum est, redit enim uno hoc modo ad id, unde orsus est. Contra quam multa interno sententiarum nexu et stropharum ratione carminum expensa melius intelliguntur! In qua ipsa re Nauckius complura recte vidit, alia aliis explananda reliquit. Libebit mihi Tecum duo contemplari carmina, quae hac diligentia sane dignissima sunt. Alterum est primi libri tricesimum quintum, alterum quarti libri quintum carmen. Est illud carmen ad Fortunam Antiaten, continetur autem decem strophis. Quae ita quidem possunt disponi, quam admodum voluit Nauckius, ut post apostrophem illam, quae inest in prima strophâ, ter deinceps se excipiant tres inter se arctius conjun-

easque deinceps ac diserte proponit. Atque in extrema quam pot ubi dominantur hominum cupiditates neque raro eos in omnem tatem abripiunt, prae ceteris fidem omni laude majorem ac a pretio dignissimam esse per se consentaneum est. Quae quod res ac redintegrata est post foeda illa atque omni veritate carentia pora, quibus ne frater quidem fratri aut parens filio fidem haberat, miraculi sane ac prodigii instar esse videtur. Verum si ha loco versamur in publicae vitae strepitu ac turbis, facilis nobis strophæ et promptus transitus paratur ad tranquillam domus et liae sedem. Etiam hic accommodata ac iuste sententias per singulis procedere vides a partibus ad universum genus, ab effectu ad sam. Sic pergit a pudicitia, qua omne incestum procul habet eam legem, qua etiam animi scelestæ propensio coercetur, a pr parentum simili ad ulciscentem illam justitiam, quæ culpam p premit (non, ut alibi vocatur, pede Poena claudo).

Ex hac ipsa mediâ parte efferunt sese proximo stropharum publicæ non minus quam privatae, domesticæ et quotidianæ con nes: nullum quod imminet ab exteris hostibus periculum, tran integrae ac solidæ possessionis fructus, laetus gratusque animus i tis atque jucundis conviviis hilare gestiens. Quam praeclare eti his progrediatur poëta, in enarrandis gentibus ab oriente usq occidentem solem, in efferenda causa rei (incolumi Caesare), e ejusdem generis plura sunt, recte vidit et monuit Nauckius. Exti autem stropharum par ad primum ideoque ad carminis exordium eique etiam per singulas partes accurate respondet. Etiam his g quaedam vis inest in comparatione, qua componitur Augustus ei numinibus, a quibus in vitam publicam et mores hominum major salus redundat. — In his omnibus Nauckius singula recte persp at totius carminis progressum et interiorum nexum non eadem di tia complexus esse videtur.

Quod me pigere Tibi dixi, quum, quæ locis singulis diligenti pensis et cum universo argumento accuratius compositis melius duntur, correctione sananda esse ducantur, idem nuper mihi acc loco fabulae Sophocleæ, in qua Tua industria praeclare versæ Oedipi Colonei v. 854. Ibi quod omnes exhibent codices βίη qίλον apte explicari posse diffidit, Schneidewinus mutandum ac βίη scribingum esse arbitratu est. Ac videtur quidem huius dubiti suæ originem cepisse, unde capienda certe non est; non enim enunciato de caecatione imprimis agitur. Quam si Creon vitupe haud sane levem culpæ partem ab Oedipo avertisse videretur, quo noluit facere. Videtur potius, qui in posteriore disjunctivi quod enunciati parte insit sensus, ex priore facile erui posse; est autem fere sententia; neque nunc bene agis, quod in patriam te redu sis, neque antea bene egisti, quod invitis amicis cupiditati ani obtemperasti, qua semper pessumdaris. Vult autem ea ratione h tius atsequi: quo minus inde progredi tibi unquam licuit, eo nunc tibi redeundum est. Quum ipsi Oedipus graviter expre (v. 770.): tum me exterminasti et propulisti, hoc tempore Creont xime intererat, ut causam exilii, quod ardentem concupiscens t nactus est, unice ex hoc ipsius consilio ac desiderio profectum i ret (cf. v. 766.). Non enim aliter conspirarent haec cum iis, quæ maxime in votis Creon habet, ut domum eum reducat; neque fier set, ut non facile veram hujus rei causam reperiret Oedipus, diligentissime occultare Creon, qua erat et prudentia fallaci et lata facundia, maxime conatus est.

Denique unum, qui mihi aliquid lucis desiderare videtur,

nobis in deliciis est poëta: τὰν δ' ἀνὴ τὸ χαλπεῖν, τὰλλ' ἐγὼ καπνοῦ σικῆς οὐκ ἂν προαίμην ἀνδρὶ πρὸς τὴν ἡδονήν. Quae incomparabilis interna animi laetitia, quo magis a fastigio declinat vitae nostrae aetas, tanto difficilius solet conservari ac saepius quam alibi inter nostri muneri labores curasque evanescit. Tu, veterum poëtarum amator, Tu, Graecorum hilaritate insignium admirator, juvenilem servabis etiam canescentibus capillis animum. Id saltem Tibi datum cupio ex sententia poëtae Venusini, ut frui paratis et valido Tibi contingat et precor integra cum mente nec turpem senectam degere nec studiis carentem. Vale.

II.

Zum Pensionsreglement.

Die Nachtheile, welche durch das neue Pensionsreglement für die zu pensionirenden Lehrer an Anstalten städtischen oder gemischten Patronats, namentlich aber an denen, welche keinen gesetzlich zur Zahlung der Pension verpflichteten Patron haben, entstehen, sind seiner Zeit in mehreren Zeitschriften, namentlich auch in der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, ausführlich besprochen worden. Die Erfahrung zeigt, daß auch die Anstalten oder die anderen Lehrer durch dies Reglement bedeutende Nachtheile haben. Was die Anstalten betrifft, so haben die vorgesetzten Behörden, wenn ein Lehrer vor der Zeit aus irgend einem Grunde unbrauchbar wird oder abstumpft, viele Mühe, die Curatorien zu der Pensionirung eines solchen zu bewegen. Nicht selten sucht man sich einige Jahre lang damit zu helfen, daß man einem solchen Lehrer solche Lehrfächer übergibt, in denen er, wie man glaubt, verhältnißmäßig am wenigsten der ganzen Anstalt schadet, oder ihm weniger, dagegen den andern Lehrern mehr Stunden überträgt, um ihn möglichst unschädlich zu machen. In anderen Fällen hat man, um die städtische oder Gymnasialcasse nicht mit neuen Leistungen zu belasten, zu dem Auskunftsmittel seine Zuflucht genommen, daß man den durch die Pensionirung eines Collegen aufrückenden oder neu anzustellenden Lehrern, so lange der Pensionär lebt, nicht das etatsmäßige mit der Stelle verbundene Gehalt gibt, sondern den Ertrag der Stellen, um die Pension ganz oder theilweise zu gewinnen, nicht unbedeutend verringert. So beziehen z. B. in Westphalen an einem Gymnasium 4 Lehrer seit einer Reihe von Jahren nicht das etatsmäßige Gehalt, wodurch es möglich geworden ist, einen alten Lehrer in verdienten Ruhestand zu versetzen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß dergleichen Aushülfsmittel von den vorgesetzten Behörden nicht geduldet würden. Wollen Städte die auch in materieller Hinsicht nicht unbedeutenden Vortheile des Besizes eines Gymnasiums genießen, mögen sie auch die daraus entstehenden Lasten tragen.

Hoffentlich wird das Pensionsreglement nach den Erfahrungen, die man in den wenigen Jahren seit Erlaß desselben gemacht hat, und nach dem Bemerkungen, die in einzelnen Artikeln in Zeitschriften etc. mitgetheilt sind, in der nächsten Zeit einer Revision unterzogen und dabei den Verhältnissen der Anstalten, die keinen gesetzlich zur Zahlung der Pension verpflichteten Patron haben, größere Rechnung getragen.

Pensums die Ausbildung der Fertigkeit verhindert. Kommt nun noch dazu Mangel an rechter Einheit des Sinnes unter den Lehrenden, was bleibt dann von der alten gesunden Einfachheit und Einheitlichkeit unserer Gymnasialbildung noch übrig? Das Schlimmste aber ist, daß die früher mit Energie auf die alten Sprachen concentrirte Arbeitskraft der Schüler, weil sie durch die große Zahl der in allen Unterrichtsgeständen aufgegebenen Arbeiten übermäßig angespannt werden muß, geschwächt und gebrochen wird. Und nun noch die Examennoth! Die gehobene Bedeutung, die neben den alten Sprachen die übrigen Disciplinen gegenwärtig gewonnen haben, trägt die Hauptschuld, daß trotz aller Instructionen und Ermahnungen die tumultuarischen Vorbereitungen zur Abiturienten-Prüfung noch im vollen Flore sind, und daß den Abiturienten gerade dasjenige Schuljahr, wo bei der erlangten höheren geistigen Reife eine Vertiefung in die klassischen Studien am fruchtbarsten gemacht werden kann, zum großen Theile verkümmert wird. Oder ist es nicht allbekannte Erfahrung, daß der letzte und ensigste Fleiß der Gymnasialisten nicht den alten Sprachen zugewendet ist, sondern vielmehr den wissenschaftlichen Disciplinen, und daß er hierin in einer gedächtnißmäßigen Einprägung von allerlei Notizen, Namen und Zahlen besteht! Die Voraussetzung von dem Vorhandensein dieses Uebelstandes ist so allgemein, daß Seyffert bei seinem Privatstudium auf Prima gar nicht recht zu bauen wagte. Und doch sollte die Pädagogik nicht länger darüber in Zweifel sein, daß nur durch Erregung und Erweckung eines selbstthätigen Fleißes in einem mit Lust und Liebe getriebenen Privatstudium ein haltbarer Grund für eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung gelegt werden könne.

So trübe auch diese Schilderung aussieht, die wir in allen den oben genannten Schriften antreffen, so dürfen wir uns doch zum Troste sagen, daß einerseits immer noch einzelne Anstalten mehr oder weniger vor diesen Mängeln bewahrt geblieben sind, und daß andererseits, wenn die Ausbreitung derselben wirklich eine fast allgemeine ist, das Bewußtsein von dem Vorhandensein derselben fast eben so allgemein ist, und daß somit der erste und wichtigste Schritt zur Abhülfe und Besserung bereits gethan ist. Immer mehr vernimmt man den Ruf zur Rückkehr zur früheren Einfachheit und zu dem alten gesunden Principe, bei dem man nicht Massen überlieferte, sondern am Einfachsten vorbereitete. Da nichts mehr vermisst wird, als ein einheitlicher lebendiger Mittelpunkt, so ist Concentration des Unterrichtes in dem Sinne einer Concentrirung der Arbeitskraft der Schüler in den alten Sprachen das Lösungswort des Tages geworden. Wenn man dagegen nachgewiesen hat, daß die gerühmte alte Einfachheit in den früheren, oft weit buntscheckigeren Lectionsplänen gar nicht vorhanden gewesen sei, so übersieht man dabei, daß sie thatsächlich allerdings dadurch bestand, daß Arbeit und häusliche Thätigkeit nur für die alten Sprachen in Anspruch genommen war, daß dagegen eine ganze Anzahl der anderen Disciplinen gewidmeten Stunden mehr einer *relaxatio* als *contentio animi* dienten, in denen die Schüler immerhin einige Belehrung gewannen, und zwar um so mehr, da die überlieferten Stoffe weit mehr als jetzt fundamentaler und elementarer Art waren. Bekannt ist es ja auch, daß das Maas der Forderungen in Mathematik und Naturwissenschaften, die noch nicht in den Händen von Fachlehrern waren, bedeutend geringer war. Eine Anzahl Lectionen endlich, wie Antiquitäten und Literaturgeschichte, lehnte sich unmittelbar an die alten Sprachen an. Dasselbe galt zum Theil von der Geschichte, bei der es auf die Geschichte des Alterthums, die als typisch betrachtet wurde, vorzugsweise abgesehen war. Dazu kam noch, daß der Vortrag in einzelnen dieser Disciplinen in lateinischer Sprache gehalten wurde. Aber man

übertragen. Die Erfahrung, daß die gegenwärtigen Aufsätze in dem günstigsten Falle, wenn sie historischer Art sind, mehr oder weniger den Geschichts-Compendien ihren Stoff entnehmern, muß dazu dringen, die Schüler immer mehr auf die rechte Quelle zu verweisen. Man bringe die Aufsätze wieder mehr in Verbindung mit dem Privatstudium und fordere, daß der Aufsatz auf der obersten Stufe Resultate einer fleißigen und gründlichen Lectüre liefere. Man vermindere die Zahl der Arbeiten, lasse beim Thema der freien Neigung mehr Raum und erwarte, daß der äußere Umfang eben so wie der innere Werth steigen werden. Nicht hoch genug kann es angeschlagen werden, daß dadurch das Privatstudium gefördert, Methode des Studirens geübt und der Schüler zur Detailforschung getrieben wird. In Frankfurt a. M. hat der Abiturient zu Anfange des letzten Semesters ein Thema zu einer größeren freien lateinischen Privatarbeit anzumelden, welche er, nach Billigung des Directors, ausführt und vier Wochen vor dem Schlusse der Schule abgiebt. Eine solche Arbeit ist sicherlich ein untrügliches Kriterium geistiger Reife und sprachlicher Bildung. Da die practische Handhabung des Lateinischen nicht fleißig genug geübt werden kann, so kehrt man auch zu den Uebungen des mündlichen Uebersetzens aus dem Deutschen ins Lateinische in allen Klassen mit Recht immer mehr wieder zurück. Vor allem aber breche man das Ansehen der deutsch-lateinischen Wörterbücher, denen man schon seit mehr als einem Decennium den hauptsächlichsten Theil der Schuld an dem allmählichen Verfall der Latinität mit Recht zuschreibt. Man übe die Schüler wieder tüchtig im Auswendiglernen von Vocabeln und Phrasen. Man dictire in Quarta und Tertia, wie ehemals, die Phrasen aus Nepos und Caesar nach jedem Capitel und nöthige die oberen Schüler, aus dem Vorrathe ihrer öffentlichen und privaten Lectüre in ihrer Phrasensammlung sich selbst ein deutsch-lateinisches Wörterbuch zu gründen. Allgemein ist die Klage, daß es unseren Schülern bis oben hinauf an hinreichender Wörterkenntniß gebricht, dem ersten Mittel, zu einer freien Herrschaft über die Sprache zu gelangen. Die Frage, wie diesem Bedürfnis durch den Gebrauch besonderer Vocabularen wieder genügt werden könne, gehört in Folge der in Altenburg gegebenen Anregung zu den noch schwebenden Fragen der Pädagogik. Wenn aber das Vocabellernen schon in der untersten Klasse in Verbindung mit dem Lesebuche tüchtig geübt wird, dann wird ein besonderes Vocabularium erst da recht fühlbar sein, wo die Wörter einer etymologischen Behandlung unterzogen worden können. Hier dient es zu einer practischen Einübung der Wortbildungslehre und zur Erklärung anomal gebildeter Wörter und übt nebenbei die Ableitung der Nebenbedeutungen von der Grundbedeutung. In diesem Sinne ist Döderlein's Vocabularium gearbeitet, das der Verfasser noch überdies mit meisterhaften Erläuterungen begleitet hat, und dem sich in neuerer Zeit die Mehrzahl der Schulmänner zuzuwenden scheint.

Der Mangel an grammatischer Sicherheit und Correctheit wird von vielen Schulmännern auch der jetzt herrschenden Grammatik-Noth zugeschrieben. Wohl ist die Grammatik-Noth auch eine von den Nöthen, an denen wir jetzt leiden. Daß aber Festigkeit im Fundamentalen und Elementaren, besonders in der Formenlehre, abgenommen hat, dürfte doch mehr Schuld einer verkehrten Methode sein. Die Scheu vor der dem jugendlichen Alter allein entsprechenden gedächtnisförmigen Einübung, als vor etwas Mechanischem, hat oft schon in den untersten Klassen bei Erlernung der Formenlehre zu einer auch sonst vielfach gemißbrauchten rationalen Behandlung der Sprache geführt, während man die rechte *ratio*, die practische Einübung, vernachlässigt hat. Ueber die Schulgrammatik-Frage hat sich ein recht practischer Schulmann erst neulich in dieser Zeitschrift sehr eingehend ausgesprochen. Wir sind wenigstens

als ein künstlerisches Ganzes aufzufassen, hat das Interesse an den griechischen Studien bei Lernenden und Lehrenden in einem Grade zugenommen, daß mancho darin bereits schon eine Ursache der geringeren Schätzung des Lateinischen gefunden haben. Je größer aber das Interesse ist, welches die Schüler an dem Inhalte des griechischen Lesestoffes nehmen, um so näher liegt die Gefahr einer Vernachlässigung der Form. Daher wird auch hier über grammatische Unsicherheit und über Ungründlichkeit im Fundamentalen und Elementaren hie und da geklagt. Die Wiederherstellung des griechischen Exercitiums bei der Abiturienten-Prüfung, die wir für die preussischen Gymnasien demnächst zu erwarten haben, wird sicherlich dazu beitragen, daß auch hier die Uebungen des Könnens wieder fleißiger betrieben und die Schüler zu einer gründlicheren Aneignung des grammatischen Stoffes genöthigt werden. Zu jenen Uebungen des Könnens rechnen wir auch das früher fleißiger geübte Uebersetzen aus dem Griechischen in das Lateinische, zugleich eine gute Förderung im lateinischen Ausdruck und ein von selbst gegebenes Mittel, die Verbindung zwischen den beiden alten Sprachen immer inniger herzustellen. Daß die Erweiterung der Lectüre besonders auf dem Gebiete der griechischen Poesie zu erstreben sei, das kann denen nicht zweifelhaft sein, die aus ihrem eigenen Unterrichte wissen, wie nichts anders im Stande ist, die Herzen der Jugend zu gewinnen, als die griechischen Dichter. Es ist ein schönes Zeichen der Würdigung, die man der griechischen Poesie für höhere Jugendbildung widmet, daß es immer mehr ein keines Beweises bedürftiges Axiom geworden ist, daß kein Abiturient abgehen soll, der nicht den ganzen Homer lesen und verstehen gelernt hat. Müchte man ein solches Postulat immer allgemeiner auch auf andere klassische Kunstwerke ausdehnen. Wir meinen besonders die Antigone des Sophocles (wenn es sein kann, auch die beiden Oedipus und Ajax), die Perserkriege des Herodot, die Perikleische Leichenrede des Thucydides, die Apologie, Kriton und den erzählenden Theil des Platonischen Phädon wegen des in ihnen enthaltenen Lebensbildes des Socrates. Es versteht sich von selbst, daß daneben noch vieles Andere gelesen werden kann und muß. Aber dem objectiven Werthe und der canonicen Normalität dieser Werke sollte die subjective Neigung so untergeordnet werden, daß sie in keinem Primaner-Cursus fehlten. Wem aber könnte die Wiederholung derselben Lectionen zu langweilig werden? „Es ist eine beständige Frische in jenen; jedesmal, daß ich sie wieder durchnehme, finde ich etwas Neues in ihnen“, sagen wir hier mit dem Rector von Rugby, und dieser immer frische Eindruck wird auch seine Wirkung auf die Schüler nicht verfehlen. Ich spreche nicht weiter davon, welche große Bedeutung ein solcher Canon für eine auch über die Grenzen der Schule hinaus verbreitete Pflege der klassischen Studien haben könnte und wie er ein geeignetes Mittel wäre, unter den Gebildeten wieder ein klassisches Gemeingut herzustellen, da ich das bereits an einem andern Orte ausgeführt habe. — Daß die Dichterlectüre endlich auch im Griechischen zur Nachbildung anreizt und daß die letztere eine der jugendlichen Kraft entsprechende Gymnastik und eine tüchtige Schule des Geschmackes werden könne, wer wollte das leugnen? Auf den altäthnischen Schulen wurde auch griechische Versification geübt, und die Redactus hatten auch griechische Poëme aufzuweisen.

Soll aber die Hauptthätigkeit der Schüler wieder mit Erfolg auf die alten Sprachen concentrirt werden, und sollen sie sich derselben als des lebendigen Mittelpunktes der Gymnasialbildung wieder bewußt werden, dann muß — darüber sollte nur eine Stimme sein — den altklassischen Sprachen wieder ein fleißiges und gründliches Privatstudium zugewendet werden. Ueber die wissenschaftliche und sittliche Bedeutung des-

von wenigen benutzt; statt wie gewöhnlich um 5, stand man am Ausschlafetage um 4 Uhr auf und studirte unablässig, die kleinen Unterbrechungen des Frühstückes und Mittags abgerechnet. Da wußte man nichts vom desultorischen Lesen und Arbeiten. Von früh bis Abends las man eine Rede des Cicero oder einen Abschnitt aus Livius, oder den Homer; oder hatte man eine Ballade Schillers in eine lateinische Elegie zu übersetzen angefangen, oder ein Gedicht von Göthe ins Griechische oder einen Abschnitt aus Virg. Aen. in griech. Hexameter, so ruhte man nicht eher, als bis man zu Ende war. Das war Tradition; wer es anders machte, galt nichts unter uns. Nun hören Sie einmal, wie oft wir in Pforta solche Studientage hatten. 1) Regelmäßig in jeder Woche einen, wenn kein Fest darein fiel; 2) am Tage, wo sich die Familie eines Lehrers um ein Mägdlein oder Männlein vermehrt hatte; 3) wenn berühmte Männer Pforta besuchten und einige Tage einsprachen, erbat sich eine Schüler-Deputation durch sie beim Rector einen Ausschlafetag, was nie abgeschlagen wurde; zu meiner Zeit geschah das, als Böttiger aus Dresden, Thiersch aus München, Fr. Aug. Wolf einige Tage in Pforta verweilten.“ Gönnst man unseren Schülern auch wieder solch festliches *otium* für ihre Studien, dann kann man mit einiger Zuversicht hoffen, daß wieder, wie ehemals, die Alten die Geliebten ihrer Jugend werden, die sie auch über die Schule hinaus durch das Leben begleiten. „Da las ich, heißt es in jenem Briefe weiter, mit meinem Stubenburken in Leipzig, einem Juristen und Portenser, täglich 2 Stunden in den Alten, Plato, Pindar und anderen; die für den Schüler noch zu hoch waren; zuweilen vereinigten wir uns mit anderen Portensern zur Lectüre eines Platonischen Dialogs, einer Pindarischen Ode, eines Sophocleischen Stückes, und gingen nicht eher auseinander, als bis das Stück durchgelesen war. Ob wohl jetzt noch solche Liebe zu den Alten und solche Ausdauer zu finden ist? Bei der Mehrzahl gewiß nicht; sie sind jetzt abgelenkt durch die officiellen schriftlichen Arbeiten; ein Tertianer weiß vielleicht jetzt mehr, als damals ein Primaner, aber dies selbständige Arbeiten, diese Activität, welche man sich damals zu eigen machen konnte, diese Liebe zu den Alten, die den Juristen, den Arzt von seinen Acten und Recepten zu ihnen ruft, sie mag wohl selten geworden sein und immer seltener werden. *Historia est magistra vitae*. Ja sie könnte, sie sollte es sein, sie ist es aber nicht, wie der Welt Lauf zeigt; wie sie vergeblich predigt auch in diesem Punkte auf dem Gebiete des Gymnasiums. Die Erfahrung von Jahrhunderten predigt meistens tauben Ohren; das Beispiel eines gediegenen Volkes, der Engländer, stellt sich unwirksam fast nur blinden Augen dar. Wer Wiese's deutsche Briefe über englische Erziehung gelesen, sollte doch aufmerksam werden und mit Hand anlegen, daß die Privatstudien wieder zu Ehren kommen.“ Der Schreiber dieses Briefes, ein hochgeachteter Schulmann, und die Leser mögen die Mittheilung freundlichst verzeihen. Jedenfalls kann sie lehrreich sein für eine Vergleichung des Sonst und des Jetzt.

Die Concentration des Unterrichts verlangt vor allem, daß das Deutsche auf ein bescheideneres Maass zurückgeführt werde. Viele Uebungen, die sich die Philologen zum Theil haben nehmen lassen, und die besonders in Folge von Hiecke's anregendem Buche dem deutschen Unterrichte zugewendet wurden, werden, je mehr in den alten Sprachen die alte gute Methode wieder Platz greift, dem Deutschen um so eher wieder entzogen werden können, da sie sich hier zum großen Theile als unfruchtbar und unpraktisch gezeigt haben. Namentlich ist man immer mehr darüber einig, daß die Interpretation, eben so frei von philologischer Akrilie, wie von ästhetischer Versteiegenheit, sich hauptsächlich durch sachliche Erläuterungen auf eine Anleitung zu verständiger Lectür

Zeit immer mehr aus ihrem Schwanken herausgearbeitet. Das, was in dieser Disciplin auf Grund ausgesprochener Erfahrungen der letzten Jahre Noth thut, läßt sich in sechs Sätze zusammenfassen: 1) tüchtige Einübung des Fundamentalen und Elementaren, 2) fleissigere Repetition, besonders der früheren Pensa, 3) ein regelmässiger Cursus der preussisch-brandenburgischen Geschichte, 4) eine Sichtung des Stoffes, bei der Unwichtiges ausgeschieden und die Kenntniss der Hauptpartien in den Vordergrund tritt, 5) eine Stärkung des Unterrichtes durch Lectüre, und endlich 6) eine von der herkömmlichen Ordnung abweichende Vertheilung des Stoffes über die einzelnen Klassen. — Dem ersten Bedürfnisse kommt man immer mehr durch Benutzung historischer Tabellen, wie ehemals, zu Hülfe. Ueber die Methode aber für Einübung des Fundamentalen, so wie für planmässige Repetitionen muß das als maassgebend betrachtet werden, was Peter in seinem Buche über den Geschichtsunterricht empfohlen hat. An der Unwissenheit der Schüler in der vaterländischen Geschichte ist ausser einem oft mangelnden besonderen Lehrkursus auch die Einrichtung unserer Geschichts-Lehrbücher Schuld, die, obgleich sie meist auf die preussischen Gymnasien berechnet sind, doch unsere vaterländische Geschichte nie im Zusammenhange behandeln, sondern hier und da zerstreut in der allgemeinen Masse verschwimmen lassen. Es hängt dies mit einem andern Fehler zusammen, an dem die Lehrbücher ohne Ausnahme und mit ihnen auch oft der Unterricht in den Gymnasien leiden, daß sie nämlich Alles mit gleicher Vollständigkeit und gleicher Wichtigkeit behandeln. Während man sich früher besonders der alten Geschichte bediente, um an ihr historische Anschauung zu bilden, haben wir die Universalgeschichte zu bebauen, die sich natürlich bei dem wachsenden Material immer mehr zur bloßen, aller Bildungskraft baaren Uebersicht verflüchtigt. „Der Geschichtsunterricht soll zwar das Gesamtgebiet der Weltgeschichte umfassen, aber nur die wichtigsten Abschnitte in detaillirter Ausführlichkeit darstellen, in diesen gewählten Abschnitten aber theils unmittelbare historische Anschauung und Reproductionskraft der Schüler üben, theils den Kreis ihres Wissens in der ihrem besondern Standpunkte angemessenen Weise erweitern. Eine große Ungleichartigkeit in der Behandlung der einzelnen Theile ist hiervon die Folge, und gerade in ihr besteht der Unterschied zwischen dem Schulunterricht und der Universität. Der Zweck der Schule ist erreicht, wenn die Schüler mit dem Bewußtsein, sehr wenig zu wissen, und mit der Sehnsucht, die empfundenen Lücken auszufüllen, die Schule verlassen.“ So Gravenhorst in einem Hildesheimer Programme (1852). Und ganz vor Kurzem erst forderte eine Stimme in dieser Zeitschrift, daß kategorische Bestimmungen erlassen werden über diejenigen Partien und Abschnitte, in denen der Schüler besonders zu Hause sein solle. Daß es aber je höher hinauf um so mehr nöthig ist, den Unterricht auf die Quellen zurückzuführen und mit der Lectüre der alten Klassiker ebensowohl, wie mit dem Studium einer Auswahl von Geschichtswerken in Verbindung zu bringen, auch darauf nehmen die gewöhnlichen Geschichtslehrbücher so gut wie gar keine Rücksicht, obgleich es besonders bei der Geschichte des Alterthums so nahe liegt. Darauf gründet sich die in neuester Zeit vielfach vernommene Forderung, daß die Geschichte des Alterthums dem zweijährigen Prima-Cursus zugewiesen werde. Das ist Concentration des Unterrichtes, durch die das Studium der alten Sprachen eine heilsame Förderung erfahren wird. Es wird nicht überflüssig sein, hier noch einmal an das zu erinnern, was der Verfasser der deutschen Briefe über englische Erziehung in Bezug auf den dortigen Geschichtsunterricht mittheilt. „Wo der Geschichtsunterricht in den Lektionsplan aufgenommen ist, besteht er nicht sowohl in Vorträgen als in Anleitung

ten-Reglements gezogene Grenze beschränkt, d. h. auf diejenigen Gesetze, welche mathematisch, jedoch ohne Anwendung des höheren Calcüls, begründet werden können, und kommt dazu noch eine populäre Belehrung über einige besonders wichtige Parteen, so wird in Zukunft auch in Prima eine Stunde dafür ausreichend sein, um so mehr, da durch eine von mehr als einer Stimme geforderte Herabsetzung des mathematischen Pensums jenes Maafs noch vermindert wird. Für die Ausführbarkeit dieses Vorschlags hat Ellendt das Beispiel von Pforta angeführt. Die dadurch gewonnene Stunde würde eben so, wie die beiden der philosophischen Propädeutik bestimmten, die gewiss ohne Nachtheil gestrichen werden können, zumal sie ohnehin jetzt schon meist für das Deutsche verwendet werden, den alten Sprachen in Prima zugelegt werden können.

Nicht leicht aber hat sich in einer Gymnasialdisciplin die systematische Wissenschaftlichkeit in Classifications- und Systemssucht zum Nachtheile des Jugendunterrichtes breiter gemacht, als in der Naturbeschreibung — und das gerade in den unteren und mittleren Klassen —, so dafs man mit Recht gesagt, sie werde jetzt nicht selten so betrieben, „als ob es eine Natur nur in Büchern gäbe“, während doch dieser Unterricht gerade bei allen, die ihn überhaupt für die Gymnasien befürworten, seine Empfehlung in der Uebung beobachtender Anschauung hat. Wird dies Vermögen geweckt und erregt, wozu hauptsächlich die Botanik mit ihren überall vorhandenen Exemplaren dienen mufs, dann sollte man das Beste und Meiste eigener Neigung überlassen, wenn man nicht in Gefahr kommen will, selbst Dinge, zu denen Knaben Lust haben, ihnen durch eine schulmässige Betreibung zu verleiden. Warum sollte es nicht möglich sein, den Schülern der unteren Klassen, d. h. Knaben, die das Alter und die Vorbildung einer ersten oder zweiten Klasse einer Elementarschule mitbringen, die allgemein vorbereitenden Kenntnisse in den Naturwissenschaften, ja auch in der Geschichte und Geographie in einem deutschen Lesebuche gesammelt zu bieten und die sämmtlichen, eben genannten Disciplinen mit dem deutschen Unterrichte zu verbinden? Da die formale Seite des letzteren nothwendig zur Verbindung mit dem Lateinischen führt, so wäre in den unteren Klassen eine Concentration gewonnen, bei der ausser den mechanischen Fertigkeiten neben dem Lateinischen und dem Deutschen nur die Religion und das Rechnen blieben.

Auf die hohe Bedeutung des praktischen Rechnens ist in neuerer Zeit wiederholt hingewiesen. Wie die Gymnasien wohl thun würden, auch die vierte Stunde, die jetzt durch die geometrische Formenlehre entzogen ist, wieder dem Rechnen zuzulegen, so hat man auch mit Recht verlangt, dasselbe da, wo es noch nicht geschieht, auch in Quarta und Tertia noch fortzusetzen. Eine Vermehrung der Stunden in der Mathematik ist dazu nicht erforderlich; im Gegentheil drängt in dieser Disciplin jetzt Alles nach einer Beschränkung des Pensums, damit eine intensivere Durcharbeitung und eine gröfsere Aneignung selbstthätigen Könnens ermöglicht werde. Die Absolvirung des Pensums, das für die meisten Schüler zu weit und zu hoch genommen ist, hat auch die Uebung des Könnens vielfach beeinträchtigt. Ist es nicht eine bekannte Thatsache, dafs es den Abiturienten nur selten gelingt, die 4 bei der Prüfung gestellten Aufgaben genügend zu lösen? Man unterweise und übe die Schüler mehr als bisher in den Unterrichtsstunden selbst und entziehe die Lösung von Aufgaben der häuslichen Thätigkeit, von der es ohnehin bekannt ist, dafs sie in keiner anderen Disciplin so betriebsam in Abschreibung und Täuschungsversuchen ist, wie in der Mathematik. Diejenigen Schulmänner, die einer Beschränkung das Wort reden, verlangen dagegen besonders eine auch über die oberen Klassen ausgedehnte Beschäftigung

aber verdient die in den protestantischen Monatsblättern gegebene Sammlung schwieriger Ausdrücke und Stellen der heiligen Schrift, die von Luther theils nicht ganz richtig wiedergegeben sind, theils überhaupt in Sinn und Zusammenhang auch für das Verständniß fleißiger Bibelleser leicht ein Anstoß werden. Ein bloßer Blick auf diese λέξεις zeigt, wie sie, obgleich sie uns in ihrer deutschen Uebersetzung von Jugend auf geläufig sind, doch nur durch eine gründliche, auf den Urtext zurückgehende Exegese dem Verständniß näher gebracht werden können. Und noch dazu sind mehrere derselben für die Erkenntniß der Hauptlehren des Christenthums besonders wichtig. Hier ist ein Feld, wo die im Religionsunterrichte sonst oft gemisbrauchte gymnasiale Methode sich zu bewähren hat. Ein Lexilogus von einem practischen Exegeten würde hier zu Nutz und Frommen für Lehrer und Schüler sein. — Die Bedeutung des kirchlichen Elementes, auf das sich die zweite Forderung für den Religionsunterricht bezieht, ist in neuerer Zeit immer mehr anerkannt und gewürdigt worden. Hierher gehört die wieder mehr geschätzte und geübte Aneignung der Kernlieder der evangelischen Kirche, die Bezugnahme auf das Sonntagsevangeliem und die kirchlichen Feste, in der obersten Klasse aber vor allem die Erläuterung der Haupt- und Kernsätze der *Confessio Augustana*. Was aber die Gymnasien thun können und thun müssen, wenn das Christenthum in ihnen wieder eine Lebensmacht werden und die alte Einheit der Sprachen und des Evangeliums, auf die unser Bau gegründet ist, wieder zu Ehren kommen soll, das ist eine Frage, auf deren Erörterung ich hier verzichten muß.

Ich beabsichtige nur, durch eine kurze Rundschau über die neuesten Bestrebungen im Gebiete des Gymnasial-Unterrichtswesens einen kleinen Beitrag zur Gymnasialfrage zu geben. Ich habe zusammengefaßt, was eigene und fremde Erfahrungen dargeboten haben. Diejenigen, die hier nur Bekanntes finden, werden am besten wissen, daß es Dinge gibt, die nicht oft genug gesagt werden können.

Stendal.

Heiland.

IV.

Ueber die Benutzung von Vocabularien zum selbständigen Vocabellernen.

Obwohl die Erforschung und Kenntniß der alten Sprachen in der neueren Zeit nach allen Richtungen sehr bedeutend zugenommen, und die Unterrichtsmethodik nicht minder unbestreitbare Fortschritte gemacht hat: so hören doch die Klagen über verhältnißmäßig mangelhafte Leistungen der Gymnasien in den alten Sprachen nicht auf; namentlich erscheinen die Ergebnisse eines 8—9jährigen Unterrichts im Lateinischen, der die größte wöchentliche Stundenzahl für sich in Anspruch nimmt, in keinem Verhältnisse zu stehen zu dem Aufwand der demselben gewidmeten Zeit und Kräfte. Daher sich denn auch die Angriffe wiederholen, welche, wenn auch nicht gegen die Betreibung dieser Objecte an sich, so doch gegen die Ausdehnung dieser Studien und gegen die Forderungen gerichtet werden, welche als Ziel dieses Unterrichts aufgestellt sind. Man ist deshalb wohl von einer Seite geneigt gewesen, von diesen Forderungen etwas

alten Sprachen gleichsam die Achtung als das geistige Bildungsmittel *παρ' ἑσχατέρῃ*; sie verloren dieselbe zuerst in den Augen des grösseren Publicums, selbst solcher Eltern, welche ihren Söhnen eine höhere wissenschaftliche Bildung wollten zu Theil werden lassen. Und dennoch konnten die Gymnasien jene Richtung ruhig gewähren lassen, wenn sie nur nicht selbst die günstige Stellung aufgaben, welche ihnen die Erfahrung von drei Jahrhunderten verschafft und die Geschichte der geistigen Entwicklung Deutschlands gesichert hatte, wenn sie nur in ihren Lehrern und Vertretern sich selbst getreu blieben und ruhig die Wogen jener Bewegung verlaufen liessen. Dafs von solcher Ansicht aus manche Angriffe gegen sie ausgingen, dafs von derselben ihnen manche Schwierigkeiten in Verfolgung und Erreichung ihres Zieles bereitet wurden, war natürlich: die Ansicht der Eltern ging über auf die zu bildende Jugend; auch sie, wenn auch der äusseren Nothwendigkeit sich fügend, da sie ohne die Gymnasialbildung nicht zu den höheren Studien der Universitäten übergehen, nicht in den Staatsdienst eintreten konnte, brachte nicht die rechte Liebe, nicht den rechten Eifer mit: war ihr doch die Achtung vor diesen Studien als dem vorzüglichsten Bildungsmittel genommen: fing doch auch sie, gleich den Eltern, an zu rechnen, was von dem ihr dargebotenen Bildungsgut sie nach der Schulzeit im Leben würde gebrauchen oder gar wohl äusserlich verwerthen können. Wie konnte eine solche Ansicht ohne sehr nachtheilige Folgen bleiben für den Unterricht! Aber sie waren zu überwinden durch die Lehrer, die noch festhielten an der Achtung vor diesen Studien, die noch durchdrungen waren von der Unentbehrlichkeit derselben, noch begeistert für dieselben. Aber die grösste Gefahr drohte, als selbst manche Lehrer der Gymnasien diese Achtung vor den classischen Studien als dem hauptsächlichsten Bildungsmittel verloren zu haben schienen: da schien die Gefahr gross, nicht als ob es jemals dahin hätte kommen können, dafs man die Gymnasien aufgegeben, wohl aber dafs vorübergehend und nicht ohne die nachtheiligsten Folgen Aenderungen in ihrer Einrichtung vorgenommen wären, welche sie von ihrer natürlichen Grundlage verrückt hätten. Doch Gott sei Dank! wir sind schon auf dem Wege zur Umkehr! Man hat von den niedrigsten bis zu den höchsten Regionen der Schule erkannt, dafs die Gymnasien die eigentlichen Träger der Bildung für uns Deutsche sind und bleiben müssen, ebenso in nationaler und religiöser, wie in wissenschaftlicher Hinsicht: werden sie dumm, so fehlt das Salz, welches die gebildete Welt der Deutschen durchdringen und gesund erhalten soll; man hat weiter erkannt und festgehalten, dafs die Gymnasien nicht ihr Ziel erreichen können ohne die alten Sprachen, dafs diese der Grund- und Eckstein aller wahren Gymnasialbildung sein und bleiben müssen: das halte man fest, das mache man geltend, sowohl nach Aussen hin, gegen alle Angriffe und scheinbar praktische Bedürfnisse, vor allem aber der lernenden Jugend gegenüber! Der Lehrer, dem dies bei seinen Schülern gelingt, wird mehr dadurch ausgerichtet, als durch eine geschickte Methode des Unterrichts: freilich darf er nicht glauben, dies durch Reden zu erreichen: durch seine ganze Haltung bei dem Unterrichte, durch seine Begeisterung für diese Studien mufs er ihnen diese Achtung beizubringen suchen. Dies mufs den Schülern gegenüber das Wichtigste sein und bleiben! Ausserdem aber darf man nicht irgend ein Zugeständnifs gegen die angeblichen Forderungen der Zeit machen, selbst wenn dasselbe an sich nicht von so wesentlichem Einflusse wäre. Mag z. B. immerhin der lateinische Aufsatz nicht so wichtig sein, als das lateinische Exercitium oder Extemporale, theils für den Unterricht des Lateinischen überhaupt, theils und besonders für die Beurtheilung der Leistungen eines Schülers, so würde doch, wollte man den lateinischen Aufsatz jetzt aufgeben, der Eindruck

sprechenden Lesestoffe verarbeitet, mindestens berücksichtigt sein: damit aber Beides zu einem klar und sicher erfassten Eigenthum des Schülers werde, muß es sowohl mündlich durch Fragen des Lehrers, als auch durch Extemporalien und Exercitien verarbeitet werden. Diese Art der Einübung, wie die Verbindung des Lesestoffs mit dem grammatischen Pensum muß auf den untersten Stufen der Gymnasialbildung die vorherrschende sein. Beide Uebungen ganz zu trennen, würde den doppelten Nachtheil haben, daß der Schüler selbst dies als etwas Getrenntes und Verschiedenartiges auffasste, mit seiner Aufmerksamkeit und ganzen geistigen Thätigkeit nicht auf einen Punkt concentrirt, sondern nach zwei Richtungen hingezogen, ferner daß der Inhalt der einen Uebung nicht auf die andere gestützt, mithin die eine Einübung nicht durch die andere erleichtert würde. — Auf die eben bezeichnete Weise wird ein großer Vorrath von Wörtern als Vocabeln der fremden Sprache Eigenthum des Schülers, zumal wenn, wie billig, vorausgesetzt wird, daß die Präparation zweckmäßig angefertigt wird.

Zu diesen beiden Uebungen, deren Vereinigung und gegenseitige Beziehung stets festgehalten worden muß, noch eine dritte hinzuzufügen, nämlich eine Reihe anderer Wörter (nach einem gedruckten oder dictirten Verzeichnisse von Vocabeln, die nach irgend einem Princip, mag dies an sich noch so richtig sein, zusammengestellt sind) lernen zu lassen und durch weitere Uebungen zum Eigenthum des Schülers zu machen, würde ich als nicht zum Ziele führend, ja sogar als bedenklich erachten, wenn nicht die Zeit für den betreffenden Unterricht noch erweitert würde. — Es wird hierbei vorausgesetzt, daß die so in stufenmäßiger Ordnung und Folge zu lernenden Vocabeln andere seien, als die in den oben bezeichneten grammatischen und Uebersetzungsübungen enthaltenen, da sie ja ohnedies einer neuen Einübung nicht bedürften. Sind sie dies aber, so erfordert nicht allein das Erlernen, sondern auch das Befestigen derselben eine neue Einübung; es würde diese aber um so nachdrücklicher und dauernder sein müssen, je weniger Anknüpfungspunkte für dieselben in den übrigen nothwendigen sprachlichen Uebungen vorhanden sind. Mithin würde die dafür nöthige Zeit entweder den andern nothwendigen Uebungen entzogen oder durch Hinzufügung neuer Stunden gewonnen werden müssen.

Ein weiteres Bedenken gegen eine solche Uebung überhaupt liegt aber namentlich für den ersten Unterricht darin, daß für die noch schwache geistige Kraft des Knaben zu den zwei Arten der Uebungen, die zu vereinigen schon das sorgsamste Streben des Lehrers sein muß, noch eine dritte hinzutreten soll, die an sich eine Verbindung mit den beiden ersten nicht hat: wollte man diese bewirken, was an sich möglich, so könnte es doch nur durch eine weitere Verarbeitung und Anwendung geschehen, die jedenfalls mehr Zeit und Kräfte, als jene ersten beiden, erfordert, mithin zweckmäßiger jenen zugewendet würde. Die schon bei der durch den vorgeschriebenen Lektionsplan gebotenen Vermehrung der Unterrichtsobjecte veranlaßte und durch mancherlei Zeitumstände vermehrte Gefahr einer Zersplitterung der geistigen Kräfte, der mit aller Entschiedenheit entgegengearbeitet werden muß, darf nicht ohne drängende Noth durch ein Verfahren vermehrt werden, das leicht eine Zersplitterung der geistigen Kräfte auch noch in ein und dasselbe Object hineinträgt. Eine solche drängende Noth scheint mir aber nicht vorzuliegen, nämlich dann nicht, wenn das für die unterste Stufe des Gymnasiums oben bezeichnete Verfahren in geeigneter Weise auch auf die mittlere und selbst obere Stufe übertragen, vor allem aber darauf gesehen wird, daß kein Wort gelernt werde, dessen Bedeutung nicht zugleich miterfaßt wird, daß ferner die Präparation sich in allen Klassen darauf richte, die Bedeutung

V.

Der Unterricht in der Mathematik auf den westfälischen Gymnasien.

Das Protokoll der elften Versammlung der Direktoren der westfälischen Gymnasien, welches im Supplementbände der Zeitschrift für das Gymnasialwesen vom Jahre 1853 veröffentlicht worden ist, spricht harten Tadel über die Lehrer der Mathematik an den dortigen Gymnasien (S. 195—199) aus. Gegen denselben mögen die Angeklagten sich selbst vertheidigen; ich werde mich bloß mit dem amtlichen Berichte beschäftigen, welcher für die Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes und die Geschichte der westfälischen Gymnasien in der That sehr merkwürdig ist. Ob unter den Männern, welche das Wohl der ihnen anvertrauten Schulen berathen haben und alle unzweifelhaft dem die alten Griechen hinsichtlich der Jugendbildung leitenden Geiste aufrichtig huldigen, einer gewesen sein mag, der im Sinne Platos, des eben so großen Mathematikers als Philosophen, die Größsenlehre treuflässig erlernt hat, gestatten die Aussagen nicht deutlich zu erkennen. Den Urtheilen fehlt es zwar nicht an Härte, desto mehr aber an Schärfe der Begriffe; viele erregen Bedenken und Verdacht gegen unbefangene und richtige Auffassung von Thatsachen, welche zu segensreicher Belehrung und Besserung der Angeeschuldigten nach ihren wesentlichen Merkmalen hätten erzählt und mit mehr eindringender Sachkenntniß geprüft werden sollen.

Ich folge der Ordnung der Aussagen im abgedruckten Protokolle.

Der Vorsitzende, Regierungsrath Dr. Savels, beginnt einleitend mit den Worten: Es hat sich gezeigt, daß vorzugsweise ¹⁾ der mathematische Unterricht in den Gymnasien das Geforderte ²⁾ nicht leistet. Dies kann nur in eigenthümlichen ³⁾ Schwierigkeiten seinen Grund haben, die sowohl in dem Lehrstoffe ⁴⁾ als in der Lehrweise ⁵⁾ liegen müssen ⁶⁾. Auf diese beiden Punkte ist also hauptsächlich die Berathung zu richten.

Ueber das, was die Versammlung zu diesem Vorschlage ihres Vorsitzenden gesagt haben mag, schweigt das Protokoll. Vielleicht ist da anderer Meinung gewesen; denn sie beschäftigt sich nicht weiter mit der Beantwortung jener beiden Fragen. Der Mehrzahl der Mitglieder mag wohl bis dahin die Methodologie des Unterrichtes nicht so unbekannt ge-

¹⁾ Also auch andere Unterrichtszweige trifft der Tadel.

²⁾ Wahrscheinlich in Beziehung auf die Vorschriften für die Abgangsprüfungen.

³⁾ Mit solchen hat jeder Lehrer zu kämpfen, gleichviel in welchem Zweige des Wissens und des Könnens er unterrichte oder unterweise.

⁴⁾ Sollte richtiger heißen: Unterrichtsstoffe; denn auf Gymnasien paßt man in der Mathematik zu unterrichten, sie aber nicht, wie z. B. auf Universitäten, zu lehren. Der Lehrer, welcher da schon lehrt, wo er noch unterrichten sollte, begeht einen argen Mißgriff in der Mittheilungsweise. Allein mit der Wahl der Kunstausdrücke der Schulwissenschaft nimmt man es gewöhnlich nicht sonderlich genau.

⁵⁾ Unterrichtsweise.

⁶⁾ Mögen oder können; denn Nothwendigkeit dazu, die Schwierigkeiten allein in dem Unterrichtsstoffe und der Unterrichtsweise zu suchen, ist nicht vorhanden, weil auch mannigfache äußere Ursachen die Wirksamkeit des Lehrers hemmen können.

Mathematik, der Naturwissenschaften u. s. w. wird demnach in ric Erkenntniß des ihm ertheilten amtlichen Auftrages schwerlich so daß an einer Gelehrtenschule bei Versetzungen und Abgangsprüfung Schüler Fortschritte und Leistungen derselben in der Größenlehre u genau so viel wiegen sollen, als die in den philologischen Unter zweigen, aber verstehen, trotz aller Hindernisse auch schwachen Se so weit fortzuhelfen, daß von ihnen den gesetzlichen Vorschriften t atens nothdürftig genügt werde. Mehr zu verlangen in dieser Hi ist eine Behörde nach Maßgabe der begrifflich festgestellten Verhü nicht berechtigt, dagegen verpflichtet, bei der Berechnung des di schen Werthes eines Lehrers, d. h. des Werthes des Lehrers für de terriert, alle Umstände, unter denen er wirkt, in Anschlag zu bring daß fördernde diesen Werth vermindern, hemmende ihn erhöhen. die schulwissenschaftliche Rechenkunst, ein wichtiger Zweig der bi Schulwissenschaft, scheint, wie diese selbst, ein dorniges Gebiet zu auf welchem nicht Alle, die es von Amtswegen im Schweiße ihre gesichtes bebauen sollten, mit sonderlichem Wohlgefallen arbeiten z wenn ihnen auch natürliche Geschicklichkeit dazu nicht mangelt. Protokolle lassen leider mehrfach Dinge bemerken, die nicht da si

Das, was Dir. Wilms in Betreff der Einrichtung der Gymnasie die gegenseitigen Beziehungen der Mathematik und der übrigen l richtszweige, namentlich der philologischen, äußert, ist fast durcha fehlt und falsch. Er sagt nämlich: Der Natur der Sache nach si Direktoren und überwiegend die übrigen Lehrer Philologen, deres die Mathematik zu fern liegt, als daß ein fortdauerndes Int dafür von ihnen gefordert werden kann. — Der erste Theil dieses i ist, wie ich oben bereits gezeigt habe, richtig, der zweite aber, w auch in der Versammlung aus hinreichendem Grunde Widerspruch i den hat, falsch, weil der Begriff der Philologen ein Merkmal nich hält, welches Kenntnisse in der Mathematik und fortdauerndes Int an derselben ausschließt ¹⁾. Im Gegentheile läßt sich unwiderspr behaupten, daß ein Philolog, welcher guter Kenntnisse in der Math und den Naturwissenschaften entbehrt, nur mit sehr starker Ems kunng das sein kann, was er sein soll und gern will. Hierbei b man nicht an viel umfassende Gelehrsamkeit, sondern nur an da Philologen, besonders als Gymnasiallehrer, reiche Frucht tragend sogar nöthige Hilfswissen zu denken. Wahrscheinlich hat Dir. W zu billiger Entschuldigung mit Arbeiten beladener Lehrer so gered daß erinnert sich vielleicht der eine oder der andere Lehrer, wi aus eigener Erfahrung auch gewisser Schriftsteller, welche, schels und auf das ihnen selbst fremde und verschlossene Wissen Andere disch oder von dem seltsamen Wahne, ihre wirklichen Vorzüge u logener Bescheidenheit mehr hervorzuheben, verblendet und irre g unbesonnen genug vor Schülern mit ihrer Unwissenheit in der Math prahlen und über diesen Unterrichtszweig mit erheuchelter Harmlo Scherze, die von ihnen selbst feine, scharfe Witze, von Andere nach genauerer Begriffsbestimmung Albernheiten genannt werden,

¹⁾ Die Literaturgeschichte widerlegt die Aussage des Dir. Wilms sam, indem sie zahlreiche Beispiele von Philologen, die zugleich i Mathematiker, von Mathematikern, die zugleich tüchtige Philologen g sind, liefert. Ich erinnere nur an vielleicht Vergessenes, an Phil. M thons Urtheil über den Werth der Mathematik. Siehe unter Ander Vorreden zu *Theoriae novae planetar. Georg. Purbachii etc. Wit burgae 1601.*

und Rektor Benjamin Hederich seinen amtlichen Titel verdeutscht, ist durch seine höhere amtliche Stellung und durch die Obliegenheit, für Förderung des wahren Wohles und des freudigen Gedeihens der ihm anvertrauten Schule nach allen Seiten hin gewissenhaft zu sorgen, verpflichtet, jedem Unterrichtszweige fortdauerndes und gleichmässiges Interesse zu beweisen¹⁾. Unterläßt er dies, so verletzt er die Amtspflichten eines Direktors oder zeigt sich unfähig, den geringsten der Ansprüche zu genügen, die an ihn dem Begriffe des Direktors gemäß gerichtet werden müssen.

Wird die Mathematik, wie Dir. Wilms weiter anführt, von Schülern nicht selten als Nebenfach angesehen, d. h. als ein Unterrichtszweig, in welchem Etwas zu lernen geistvolle Jünger Geist sprudelnder Lehrer für eine Schande halten oder faule Schüler viel zu faul sind; so liegt die Ursache dieser Erscheinung offenbar nicht in dem Umstande, in welchem Dir. Wilms sie seltsamer Weise findet, darin nämlich, daß die Mathematik an diesem oder jenem Gymnasium von einem einzigen Fachlehrer vertreten wird, sondern natürlicher Weise in abgeschmackten Vorurtheilen zahllos verschiedener Art, in stümperhafter Leitung der Schule, in verderblichem Einflusse Erwachsener, die aber strengerer Aufsicht eines verständigen Vormundes noch lange nicht entwachsen sind, auf die leichtfertige Schuljugend u. s. w. — Ist übrigens ein irrthümlicher Schluss der Gymnasiasten von der Anzahl der Lehrer auf die Bedeutsamkeit und den wahren Werth eines Unterrichtsgegenstandes — ich unterlasse gern, andere Beispiele dagegen zu halten²⁾ — von so schwerem Gewichte für einen Gymnasialdirektor, der pflichtschuldig Irrthümer seiner Schüler, zu

Geschick dazu nicht besitzt. Nun suchen, wie die Erfahrung zeigt, Menschen das Begehrte entweder von Vorurtheilen geleitet, oder blind, oder vorurtheilslos und des Weges zum Ziele sich deutlich, mindestens hell bewußt. Die erste Art des Suchens, die schlimmste, welche in der Regel das Ziel verfehlt, überall auf wissenschaftlichem Gebiete durchaus verderblich und die Fortschritte hemmend sich erwiesen, praktisch aber in der Hand des Pöbels nur Unheil gestiftet hat, und die zweite, bei welcher Menschen, wie Spieler, Glücksritter und derartige Leute, ihrem guten Glücksterne leichtsinnig vertrauen, daher Rechtes und Wahres nicht selten, doch ohne Verdienst treffen, dürfen den Namen einer Kunst, weil man bei Ausübung einer solchen vernünftiger Grundsätze und aus diesen abgeleiteter Vorschriften sich immer bewußt sein muß, schlechterdings nicht beanspruchen, dagegen in vollem Maße und mit unbestrittenem Rechte die dritte, welche nach Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung streng wissenschaftlich verfährt, praktisch als Scharfsichtigkeit sich bewährt, des günstigen Erfolges daher meist vorans schon gewiß, auch allen wahrhaft großen Geistern, denen man deshalb Weissungsgabe beizulegen pflegt, eigen gewesen ist. — Ueberhaupt bedenke man, daß das Verfahren der Naturforscher, zu denen ich auch die Geschichtsforscher zähle, einer allgemeineren, nach allen Seiten des Lebens hin viel ausgedehnteren Anwendung fähig ist, als man gemeinlich zu glauben und zu hoffen scheint. Man lese zu diesem Zwecke Oersted's Schriften, die leicht verständlichen, aber mit Aufmerksamkeit und eigenem Nachdenken.

¹⁾ Das Uebrige steht in meinen Grundzügen der Kunst, eine Schule zu leiten. Halle 1841.

²⁾ Diese Art der Rechenkunst hat wenigstens das große Verdienst der Neuheit. Wendet man sie auf die wöchentliche Stundenzahl an, so wird der Werth des Griechischen etwa drei Viertel vom Werthe des Lateinischen betragen u. s. w. Es fällt einem recht schwer, die erste Sache nicht in das Gebiet des Lächerlichen herabzuziehen.

im Dichter nicht dem Wesen und der Inkräftigkeit nach verschieden ist, sondern nur nach Mafsgabe ihrer Richtung auf verschiedene Gegenstände und Verhältnisse der sinnlichen Anschauung Verschiedenes hervorbringt! — Hat Dir. Wilms in der Literaturgeschichte nie von Personen ¹⁾ gelesen, welche der schönen Kunst und der Gröfsenlehre mit gleicher leidenschaftlicher Liebe und wahrhafter Verehrung zugethan gewesen sind? — Ist die Verbindung der schönen Kunst, der Musik, der Baukunst, der zeichnenden Künste u. s. w. und der Mefskunst mit einander nicht die innigste, in welcher man verschiedene Gebiete menschlicher Thätigkeit denken kann? — Umgekehrt weifs jeder Lehrer der Mathematik an einem Gymnasium oder einer anderen Schule, wie empfindlich ihm für seinen Beruf Mangel an sprachlichen und philologischen Kenntnissen sein würde. Darüber ist jedes Wort zu viel. Dir. Wilms strengt sich also vergebens an, zu suchen, was er zu finden nicht vermag, nämlich die Isolirtbeit der Gröfsenlehre unter den Zweigen des Gymnasialunterrichtes.

Noch mehr befremdet den Leser das, wodurch Dir. Wilms seine Aussage, die Schuld der unbefriedigenden Leistungen der Schüler in der Mathematik liege an den Lehrern, zu begründen vermeint. Diese studiren, sagt er, auf Universitäten nur Mathematik, höchstens noch Naturwissenschaften; ihnen wird dadurch die Anschauung des Alterthums entzogen, und so stehen sie später meist isolirt in den Lehrerkollegien, finden auch bei den Schülern wenig Anknüpfungspunkte.

Auf Erfahrungen beruhende Aussagen glaubwürdiger Männer wird man nicht bestreiten. Dir. Wilms ist ein glaubwürdiger Mann. Allein die Verbindung, in welche er die von ihm gemachten Erfahrungen zu bringen beliebt hat, erregt Zweifel zwar nicht an seiner Wahrheitsliebe und Glaubwürdigkeit, aber — — — wir wollen lieber die einzelnen Theile der Aussage einzeln durchgehen. Allgemeine Gültigkeit darf keiner derselben beanspruchen, sondern jeder ungefähr den Werth eines besonderen Urtheiles.

Studiren Einige, die späterhin Gymnasiallehrer werden wollen, nur Mathematik und — oder höchstens noch, wie Dir. Wilms sagt — Naturwissenschaften, so gereicht ihnen das eben so wenig zu einem Vorwurfe, als Anderen, die mit derselben Absicht nur Philologie und (oder höchstens noch) eine andere Wissenschaft studiren; denn der Umfang der Mathematik und noch mehr der der Naturwissenschaften ist wie der Umfang der Philologie so grofs, dafs mit Studien der einen oder der anderen Art ein fleifsigter junger Mann gewöhnlich drei Jahre hinter einander sattsam beschäftigt wird. Beide Theile begehen aber genau denselben Fehler, nämlich blofs in so fern, als gerade zu der Absicht, Gymnasiallehrer zu werden, begnügliche Einseitigkeit der Studien und die sonst nöthige Beschränkung des Fachgelehrten nicht passen. Benützen nun Beide Zeit und Gelegenheit, neben den Studien der erwähnten und lieb gewonnenen Fächer auch noch Kenntnisse in den Anfängen der Schulwissenschaft sich zu erwerben, so würden sie den gemeinsam begangenen Fehler bald entdecken, sehr leicht verbessern können, und auf den Beruf des Gymnasiallehrers sich zweckmäfsiger vorbereiten.

Jeder junge Mann, welcher es mit dem Studium der Mathematik und der Naturwissenschaften ernst meint, wird von selbst auch auf das Stu-

¹⁾ In Italien ist diese Erscheinung immer Regel gewesen so, dafs es wohl kaum einen Mathematiker und Naturforscher dort giebt, der nicht auch in seiner Muttersprache gedichtet hätte; umgekehrt sind viele Dichter dort wegen ihrer Liebe zur Mathematik bekannt. Unter den Deutschen erinnere ich an Kästner, Novalis u. s. w.

keit in den Gesinnungen, wie lange schon gesucht, doch nicht gefunden! siehe da! — Die Glaubensstärke ist riesig: Jeder glaubt steif und fest an seine Verdienste und rennt dafür durch Wasser und Feuer, bezweifelt dagegen freigeisterisch nur die Verdienste jedes Amtsgenossen. Still! still! wir haben uns alle verrechnet. Freiwillige vor! Mathematiker vor! Ein Königreich für ein Pferd! Ein Pferd für einen Mathematiker! Aber die Mathematiker sind alle längst todt geschlagen. Der Lärm wächst. Man schreitet zur Versteigerung der — — Doch genug hier davon. Anderwärts verspreche ich gelegentlich treu zu erzählen, was alles ich noch gesehen und gehört habe.

Scherz bei Seite. Steht ein Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften oder ein Philolog, den, wie Thatsachen lehren, genau dasselbe Unglück, falls es eines ist, treffen kann, in einer Amtsgenossenschaft vereinzelt und verlassen, so beweist eine solche Thatsache, an sich betrachtet, weder Etwas gegen oder für den vereinsamten Lehrer, noch Etwas gegen oder für die Amtsgenossenschaft: die Männer passen vielleicht nicht für einander, sind dabei zu ehrlich, um eine Freundschaft zu erheucheln, die sie gegen einander nicht empfinden; der eine macht sich mehr zu thun, kauft seine Zeit reichlicher aus, als die anderen; u. s. w. Schuld, wenn überhaupt von einer solchen geredet werden darf, oder Grund der Vereinsamung muß in jedem besonderen Falle erst ermittelt werden, bevor man über den sittlichen Werth der Thatsache urtheilen und richten darf. Denn sich abzuschließen von Anderen oder sich anzuschließen an Andere ist fast immer und überall Sache persönlicher Interessen und Verhältnisse, persönlicher Abneigungen und Neigungen, die sehr oft mit geschäftlichen oder amtlichen Beziehungen, mit wissenschaftlichen Bestrebungen, selbst mit politischen Gesinnungen, kirchlichen Ansichten u. s. w. nicht im Entferntesten Etwas zu schaffen haben. Wer kennt nicht Männer, die tagtäglich mit einander in geschäftliche Berührung kommen, sonst aber nicht weiter mit einander verkehren, oder Männer, die getrennt von einander kaum leben können und sich freuen, ohne daß sie ein Geschäft, ein Amt u. s. w. an einander kettet? Besteht nicht oft die treueste, keine Opfer scheuende Freundschaft zwischen Personen, die sonst einander in ihren Ansichten, kirchlichen, politischen u. s. w., bekämpfen? — Vereinsamung kann Folge schwerer Schuld, doch eben so gut irgend eines löblichen Grundes sein; Folge entzogener Anschauung des Alterthumes ist sie gewiß kaum jemals, selbst nicht unter Amtsgenossen an Schulen. Ein derartiger Fall wäre, käme er vor, zu närrisch, zu possenhaft, zu lächerlich; eine selbst in Deutschland unerhörte Scholastikerei, obschon in Erzeugnissen der Art das geliebte Vaterland sehr bedeutende Geschäfte macht und mit ihnen die übrige Welt versorgt.

Um Punkte zur Anknüpfung des Unterrichtes in der Mathematik und den Naturwissenschaften an Erfahrung und Wissen der Schüler zu finden, braucht ein Lehrer wahrhaftig nicht weit sich zu bemühen. Er kann sich verbindlich machen, an jedes beliebige Wort, das Menschen sprechen oder schreiben, den mathematischen Unterricht sofort anzuknüpfen; denn dieser greift überall unmittelbar in das Leben ein, der philologische nicht. Ueber seine irrige Behauptung kann Dir. Wilms von jedem Ersten, der ihm auf der Gasse oder dem Felde, im Walde oder Busche begegnet, sich eines Besseren belehren lassen.

Dir. Wilms, der Philolog, versteht sich vortrefflich auf die rednerische Kunst, seinen Vortrag zu steigern. Er sagt: Die Einseitigkeit des Universitätsstudiums führt solche Kandidaten — nämlich für Lehrerstellen der Mathematik und der Naturwissenschaften — bloß auf das Abstrakte und macht sie mehr und mehr unpraktisch, unentschieden, ungenießbar. — Nein, dazu schweige ich. Denn wer überhaupt dieses abgeschmackte

gen ein Haupterforderniß des mathematischen und des naturwissenschaftlichen Unterrichtes an einen fest vorgezeichneten Plan nicht binden; so haben die Direktoren jener Schulen ihre Pflicht und Schuldigkeit zu thun verabsäumt und müssen die ganze Last der Anklage auf ihre Schultern nehmen. Es befremdet den Leser, daß nicht ein einziges Mitglied der Versammlung diesen schreienden Verstoß gegen die Regeln der Schulverwaltung bemerkt und die Direktoren auf ihre Verantwortlichkeit gegen höhere Behörden aufmerksam gemacht hat. Das Protokoll wenigstens schweigt darüber.

Der Schluss dieses Theiles der Aussage, in welchem Dir. Wilms nicht wie ein Gesetz und Recht schirmender Richter die Schuldigen anklagt, sondern über sie wie ein schwacher Vorgesetzter, der zitternd seine Untergebenen um Gehorsam höflich bittet und ihn nicht findet, jammern sich nur beklagt, ist nebelhaft und dunkel. Er klingt wie ein Hörensagen des Hörensagens vom Hörensagen eines verschollenen Unbekannten und erregt Vermuthungen und Zweifel, die ich zurückhalte. Was für Erweiterungen mögen wohl die sein, nach denen überall die Lehrer der Mathematik an den westfälischen Gymnasien streben? — Ist etwa Verallgemeinerung der Begriffe, der Lehrsätze gemeint? — Nun diese ist nicht überhaupt tadelnswerth, sondern allein unter gegebenen Umständen, welche Dir. Wilms mit schulmeisterlicher Einsicht zur Belehrung und Berberzigung der Beklagten genau bezeichnen mußte. Eben so ermangelt die Aussage: die Lehrer legen mehr Werth auf das Berechnen, auf Formeln, als auf die eigentlich bildenden Konstruktionen, der didaktischen Bestimmtheit. Das Protokoll über die Verhandlungen hinsichtlich des mathematischen Unterrichtes scheint sehr lückenhaft zu sein. Alles, was in einer Versammlung geredet wird, braucht freilich nicht niedergeschrieben zu werden, aber Alles, dessen der entfernte Leser wesentlich bedarf, um die Reden über den Gegenstand der Verhandlungen richtig zu fassen und zu beurtheilen. Wahrscheinlich haben die Schriftführer nicht beachtet, die Protokolle durch den Druck zu veröffentlichen. Diese können auch für das richtige Verständniß der Anwesenden, welche sich der Zwischenreden, die nicht aufgenommen worden sind, erinnerten, ausgereicht haben.

Denn der Dir. Schnabel stimmt dem Dir. Wilms bei; unzweifelhaft hat er ihn also durchaus verstanden. Er giebt zwei Ursachen der nicht befriedigenden Leistungen der Schüler in der Mathematik an: erstens das einseitige Studium der angehenden Lehrer der Mathematik, zweitens den Mangel jeder Gelegenheit zu ihrer didaktischen Aus- und Fortbildung. Ueber den ersten Punkt habe ich bereits oben gesprochen. Die zweite Klage scheint gegenwärtig nicht mehr hinreichend begründet zu sein.

Nun läßt das Protokoll den Dir. Schnabel Folgendes aussagen: Namentlich kennt die Universität nur den wissenschaftlichen Weg, auf welchem die Mathematik unmethodisch wird; es ist schwer, den Weg von der Wissenschaft zur Praxis zu finden. Ueber das für die Lehrpraxis Wichtigste, die Elementarmathematik, wird selten gelesen, und dann in so abstrakter Behandlung, daß der Lehrer als solcher dadurch Nichts gewinnt.

Diese Stelle, welche sachkundigen Lesern große Heiterkeit erregt hat, gehört offenbar zu denjenigen, welche Koblde von Abschreibern aus Fahrlässigkeit oder Unbekanntheit mit dem Gegenstande verdorben haben. Daß ein preussischer Gymnasialdirektor dies habe aussagen können, glaubt kein Vaterlandsfreund. Daher gestatte ich mir die Freiheit, nach meiner Muthmaßung die ursprüngliche Fassung jener Aussage, welcher die Grausamkeit der Abschreiber arg mitgespielt hat, in der nachstehenden Weise wiederherzustellen mit dem rechtlichen Vorbehalte, daß

daktische Verkehrtheit, in allen Unterrichtszweigen das Verständniß mehr zu erleichtern, als die natürliche Befähigung und die Bildungsstufe der Schüler es unumgänglich nöthig machen, den gerügten Uebeln großen Vorschub leistet. Denken und forschen mit Selbständigkeit, Kenntnisse und wissenschaftliche Einsicht als unverlierbares Eigenthum sich erwerben lernt jeder Schüler schlechterdings nur durch eigene ernste Anstrengung, niemals durch zweckwidrige Erleichterung, welche der Unterrichtskünstler jugendlichen Bestrebungen gewährt. Anwendung der derben deutschen Redensart: Jemandem Etwas ins Maul schmierem, widerstreitet schon dem ursprünglichen Begriffe des Gymnasiums, der Palästra der Geister, wie jeder Philolog weiß. *Non datur ad musas currere lata via.* Euklides beschwichtigte die Klagen seines Königs über die Schwierigkeiten, auf welche der unkräftige Weichling bei Erlernung der Größenlehre mit jedem Schritte vorwärts stieß, durch die feine Antwort: Zur Wissenschaft kann auch ein König nicht auf einem für ihn besonders bequem gebaueten Wege gelangen. — Jeder Leser wird bedauern, daß die gelehrte Versammlung nicht bloß über wichtige Bemerkungen, ohne sie zu erörtern, leicht hinweggegangen ist, sondern ihre Aufgabe auch sehr beschränkt aufgefaßt, daher nicht befriedigend gelöst hat. Wollte sie die nach ihrer Erfahrung unbefriedigenden Leistungen der Schüler in der Mathematik gründlich erklären, so mußte sie zuerst auf das Gegenständliche, d. h. auf die leitenden Grundsätze, welche an Gymnasien bei Beantwortung aller Fragen der Schulverwaltung, z. B. bei Versetzungen der Schüler, hinsichtlich der Ansprüche an den Fleiß derselben u. s. w., beobachtet und befolgt werden, auf Wahrnehmungen über das Verhältniß der geistigen Anlagen und Neigungen, der logischen, der didaktischen, der wissenschaftlichen Befähigung der Schüler u. s. w. eingehen; denn alle diese Umstände üben bedeutenden Einfluß auf die Leistungen der Schüler aus, welche in derselben Klasse von einem Jahre zum anderen besonders wegen Verschiedenheit der geistigen Anlagen und Neigungen ¹⁾ durchschnittlich bald mehr bald weniger befriedigend ausfallen. Erst nachdem man die genannten Punkte erledigt hatte, durfte man zweitens die Persönlichkeit, die Unterrichtsgeschicklichkeit und die Leistungen der Lehrer einer Prüfung unterwerfen, welche dann ein ganz anderes, der Sache und dem Zwecke mehr angemessenes, schärferes Gepräge erhalten, somit mehr Nutzen, als die vorliegende, gestiftet haben würde. Die Versammlung hätte dann unzweifelhaft noch andere wirksame Mittel, als die vorgeschlagenen, zur Beseitigung der beklagten Uebelstände entdeckt.

Da der erste Vorschlag dahin lautet, künftighin nur Lehrer der Mathematik anzustellen, welche durch ein Gymnasium oder eine vollständige Realschule gegangen sind; so muß man vermuthen, daß die westfälischen Gymnasien unter ihren Lehrern auch solche haben, welche der genannten sehr ermäßigten Anforderung zu genügen versäumt haben. Sollten dieser Vermuthung Thatfachen entsprechen, welche in preussischen Landschaften sicherlich zu seltenen Ausnahmen von der gesetzlichen Regel ge-

¹⁾ Aus begreiflichen Gründen pflegt in vielen Menschen erst mit dem vorschreitenden Lebensalter wahrhaftes Interesse für die Naturwissenschaft und die Mathematik zu erwachen. Der nachmals um die Wissenschaft hochverdiente und durch seine mathematischen Schriften berühmte Professor A. G. Kästner war bereits Doktor der Rechte, als er noch die Rechnung mit Brüchen nur schwer zu fassen vermochte. Ich kenne viele Beispiele von Schülern, welche hinsichtlich der Mathematik in den unteren Klassen wenig, in den oberen dagegen Bedeutendes leisteten; doch auch Fälle der entgegengesetzten Art.

mehr niederen Schulen schadet es und bereitet namentlich Direktoren sichtlich passender Vertheilung der Gegenstände und der Stunden der Terrichtes unter die Lehrer oft arge Verlegenheiten. Die Erfahrung gerichtet: man verstehe sie. Dem siechen und schwindenden Baume kein Heilkünstler das Leben durch allerlei Umschläge am Stamme, einmal die Wurzel kränkt. Von ihr aus aber ist zu helfen. Was gehen muß, habe ich vor ungefähr funfzehn Jahren bereits gezeigt. das Wissen allein, wäre es auch noch so gründlich, umfangreich und tiefster Gelehrsamkeit strotzend, macht den Gymnasiallehrer, sondern allen Dingen von der Höhe des Wissens hinabsteigende Liebe zur theilung, dann verständig geleitete Uebung in der Kunst des Unterrichtens, endlich unverwüsthche Lust an den eigenen Fortschritten auf Gebiete wissenschaftlicher Thätigkeit; Anfangs empfindliche Lücken nöthigen Wissen füllt der Eifrige bald selbst aus. Man lasse dabei fänger im Schulamte unter bewährten Meistern der Unterrichtskunst längere oder kürzere Zeit arbeiten, um erst zu erforschen, wie die ihrer Natur gemäß etwa zu verwenden sei ¹⁾.

Obgleich die Verhältnisse des amtlichen Einkommens der Lehrer eine betrübende Erscheinung an den westfälischen Gymnasien er würden, so hat sie doch die Versammlung aus Rücksichten, wie Protokolle heisst, mit Stillschweigen übergangen. Ein gesegneter der Berathungen über sie war allerdings kaum zu erwarten; aber hätte doch aus diesen Manches, das berührt werden mußte, z. B. in welchem Maße der Geldwerth der Einkünfte seit einem bestimmten dort gesunken ²⁾ ist, genauer kennen gelernt. Mängel der Art, die Lehrer kaum mehr wie Gegenstände empfindsamer Klagen, sondern Humors behandeln, falls sie nicht vom Kummer um Leibes Nahrung Nothdurft sich wollen verzehren lassen, weil die Gewalt der gegenwärtigen Umstände Erfüllung der billigsten Wünsche für alle Weisheit Klugheit der Staatsverwaltung zu ideal und das Vermögen übersteigt macht. Besitzen aber der Staat und die Gemeinden nicht Mittel zur Besserung der Gehälter, so kann wenigstens der erstere den La Privatwerb gesetzlich erleichtern: freilich ein sehr mislicher, der meinhwile sogar gefährlicher Ausweg, dessen Wahl die Schulwissen verabscheuet, also nie rechtfertigt, sondern nur die drängende Noth der Noth beschöniget, höchstens entschuldiget. Ich weiß auch recht daß Menschen, welche Gottvertrauen, Heiterkeit und Zufriedenheit Seele sich nicht selbst zu schaffen verstehen, diese dem Schulmann entbehrlichen Eigenschaften nicht vom Staate als Lehen empfangen nen. Aber man beachte in allen Dingen Maß und Grenzen, über hinaus das Unrecht beginnt. Dazu kommt, daß der Schulmann bloß Wohnung, Heizung, Kleidung und Nahrung des Leibes bedarf,

¹⁾ So eben erhielt ich den Jahresbericht über die königl. sächsische Hochschule zu Meissen vom Jahre 1854. In ihm ist eine vortreffliche, sehr recht passende Abhandlung vom Prof. Dr. Adolf Peters abgedruckt Ueber die Nothwendigkeit der Einrichtung zweckmäßiger mathematisch naturwissenschaftlicher Lehrerbildungs-Anstalten an deutschen Universitäten. Es ist nur zu befürchten, daß sie Dir. Wilms unpraktisch, unentscheidend, Dir. Schnabel unmethodisch, abstrakt finden werde.

²⁾ Es handelt sich jetzt nicht um Erhöhung, sondern nur um Erhaltung des Geldwerthes der Gehälter. Nach den von mir gesammelten zahlreichen Thatsachen ist in den meisten Gymnasialstädten von 1820 bis 1854 hinsichtlich der Wohnung, der Heizung und der Nahrungsmittel der Geldwerth der Gehälter um mehr als die Hälfte gesunken.

schulen hinaichtlich der hier besprochenen Abtheilung das Ihrige satzsam bei. Sie sind indeß, zu ihrer Entschuldigung sei es gesagt, lange nicht das Schlimmste der Art. Wer aber die Ursachen der Dinge zu erkennen vermag, darf sich nicht immer zu den Glücklichen zählen, sondern nur nach Maßgabe äußerer Umstände.

Guben.

Saufse.

VI.

Ueber Herrn Häckermann's Behandlung der Stelle Verg. Aen. II, 533—34 in dem Novemberheft dieser Zeitschr. S. 880.

Wollte Herr Häckermann die gewöhnliche Erklärung der angegebenen Stelle in Schutz nehmen, so mußte er nachweisen, daß *teneri in morte* Latein sei, was Hofm. Peerlkamp mit Recht, wie es scheint, in Abrede gestellt hat. Diese Rücksicht bewog Hofm. Peerlkamp, die Stelle anders zu interpungiren, mich, sie anders zu erklären. Statt nun jenen Nachweis zu liefern, führt Herr Häckermann sehr überflüssiger Weise viele Stellen der Alten an, in denen von der Furchtsamkeit oder von der Unerschrockenheit, mit der man dem Tode entgegengeht, die Rede ist, und belegt zum Schluß die Wendung *media (in) morte* mit zwei Stellen, die man neben mehreren anderen schon bei Hofm. Peerlkamp findet.

Neustrelitz.

Ladewig.

allgemeines Urtheil sicher ziehen kann. Beschränkte Auffassung, Mangel an Aufmerksamkeit auf die bedingenden Umstände, Verwechselung des Wesentlichen mit dem Zufälligen und andere Fehler der Wahrnehmung erzeugen oft einen mehr scheinbaren als wirklichen Widerspruch oder Widerstreit mitgetheilten Erfahrungen und haben leeres Hin- und Herreden zur Folge, bei welchem kostbare Stunden ohne dankbares Ergebnis vergeudet und, was das mehr Nachtheilige davon ist, die Vorstellungen von dem Gegenstande der Rede verwirrt werden.

V. Provinz Brandenburg:

a) Abiturienten	2
b) Extraneer:	
am Kloster zu Berlin	
am Realgymnasium zu Berlin	
am Werderschen Gymnasium zu Berlin	

VI. Provinz Sachsen:

a) Abiturienten	2
b) Extraneer:	
in Eisleben	
an der lateinischen Schule zu Halle	
am Pädagogium zu Halle	
in Nordhausen	

VII. Provinz Westphalen:

a) Abiturienten	1
b) Extraneer:	
in Arnsberg	
in Coesfeld	
in Herford	
in Münster	
in Paderborn	
in Recklinghausen	
in Soest	

VIII. Rheinprovinz:

a) Abiturienten	1
b) Extraneer:	
in Aachen	
in Bonn	
in Coblenz	
am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Cöln	
in Emmerich	
in Essen	

Also zusammen:

a) Abiturienten	1639
b) Extraneer	200
Summa	1839

II.

Noch ein Wort über die statistischen Notizen etc. im Ju August-Heft und die Berichtigungen im Septbr.-Heft die Zeitschrift.

Wenn ich noch einmal auf diesen Gegenstand zurückkomme, so schiebt es zunächst, um Herrn Prof. Dr. Mützell zu danken, daß mich auf eine so wohlmeinende Weise auf meinen Irrthum aufmerksam gemacht hat. Wäre mir die Mittheilung im März-April-Heft 1853 nicht entgangen, so würde ich den ganzen Passus über den Staatszuschuß leicht weggelassen haben, da sich das Resultat dann als nicht so gar

Bei der Ritter-Academie zu Liegnitz ist der Candidat des höheren Schulamts Dr. Weifs als Civil-Inspector angestellt worden (den 16. Oct. 1855).

Der Schulamts-Candidat Dr. Franz Heinrich Cramer ist als vierter ordentlicher Lehrer an dem Gymnasium zu Emmerich angestellt worden (den 25. Oct. 1855).

Die Wahl des Schulamts-Candidaten Wilhelm Roudolf zum vierten ordentlichen Lehrer an dem Gymnasium zu Neuß ist bestätigt worden (den 25. Oct. 1855).

Der bisherige interimistische Lehrer Isidor Thomczek am Gymnasium zu Trzemeszno ist zum ordentlichen Lehrer bei dieser Anstalt ernannt worden (den 25. Oct. 1855).

Der Lehrer Friedemann ist als Hülfslehrer am Pädagogium des Klosters Unser Lieben Frauen zu Magdeburg angestellt worden (den 26. Oct. 1855).

Der Gymnasiallehrer Raabe zu Conitz ist an das Gymnasium zu Culm versetzt worden (den 26. Oct. 1855).

Der Subrector am Gymnasium zu Zeitz Dr. Feldhügel ist zum Oberlehrer am Pädagogium des Klosters Unser Lieben Frauen in Magdeburg, der Adjunctus Dr. Müller zu Schulpforta zum Subrector am Gymnasium in Zeitz, und der Schulamts-Candidat Dr. Arnold Passow zum Adjunctus in Schulpforta ernannt worden (den 27. Oct. 1855).

Der Rector bei der Congegr. b. Mar. virg. in Essen Wawer ist provisorisch zum katholischen Religionslehrer am dortigen Gymnasium ernannt.

2) Ehrenbezeugungen.

Bei der Ritter-Academie zu Liegnitz ist dem Lehrer Dr. Schirrmacher der Titel „Oberlehrer“ verliehen worden (den 16. Oct. 1855).

Den Oberlehrern am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster Dr. Johann Friedrich Wilhelm Hartmann und Dr. August Friedrich Wilhelm Curth ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden (den 24. Oct. 1855).

Der Director des Gymnasiums zu Düsseldorf Dr. Kiesel, so wie der Director der Realschule zu Elberfeld Dr. Wackernagel haben den rothen Adlerorden 4. Classe erhalten.

Se. Majestät der König haben dem Professor Dr. Julius Müttzell am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin die goldene Medaille für Wissenschaft zu verleihen gerulth.

Am 3. December 1855 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

reich, der im Jahre 1691 sein Amt antrat, übte in einer wöchentlichen Lection die Schüler abwechselnd in Lateinischen, Griechischen und Deutschen Ausarbeitungen ungebundener und gebundener Rede ¹⁾. Aber sein Nachfolger Procopius, den Ansichten des Raticchius eben so abgeneigt wie dem Spenerschen Pietismus, fand es sogar der Grammatik verderblich, daß sie in Deutscher, nicht in Lateinischer Sprache gelehrt werde ²⁾. Dennoch behielt er die eingeführten Uebungen in der Muttersprache bei mit Unlust, mit Unterbrechungen ³⁾, also gewiß mit geringem Erfolg; die Deutschen Reden, welche er gelegentlich von seinen Primanero halten ließ, sind schwerlich von diesen gearbeitet.

So unsicher stand die Muttersprache in dem öffentlichen Unterricht, wo sie in ihm stand; zumeist war sie noch draußen, verachtet und verlöhnt. Da bestieg König Friedrich den Thron (1740). Er ist später vielfach gescholten worden als Verächter Deutscher Art und Bildung. Die Zeitgenossen dachten anders von ihm. Mit seinem Regierungsantritt schöpften die Freunde der Muttersprache unverkennbar neuen Muth. Sie haben seinen Schutz gesucht, und er hat ihn gewährt, anfangs bedächtig vorgehend, dann entschieden. Sein königliches Machtwort hat bei uns zur Staatsordnung gemacht, was vorher nur von Privatpersonen oder Communen versucht war, was Raticchius umsonst vom Deutschen Reich zu erlangen hoffte ⁴⁾: die wissenschaftliche Bildung in der Preussischen Monarchie ist Deutsch, ist national geworden.

Bereits im Jahre 1741 traten auf Betrieb des Privatdocenten Flottwell in Königsberg mehrere Lehrer und Studirende der dortigen Universität zur Excolirung der Deutschen Sprache zusammen. Friedrich wurde davon unterrichtet. Das Unternehmen fand seinen Beifall. Er gewährte dem Verein die Rechte einer königlichen Deutschen Gesellschaft, Censurfreiheit für seine Schriften und andre Vorzüge ⁵⁾.

Bald nach der Königsberger Bewegung zu Gunsten der Mut-

Programme von 1691 bis 1765 entlehnt, deren Mittheilung aus der Bibliothek des Gymnasiums ich der Güte des Herrn Directors Meinicke verdanke.

¹⁾ Programme von 1691. 1694. 1696. 1697. Das Programm von 1694 nennt auch die Schule in Anklam, damals unter Schwedischer Herrschaft, als eine solche, in der die Deutsche Beredsamkeit neben der Lateinischen blühe.

²⁾ Programm von 1718 S. 7.

³⁾ Die *Ratio rerum scholasticarum* von 1717 erwähnt Deutsche Aufsätze, die von 1719 nur Deutsche Uebersetzungen aus dem Lateinischen, die von 1723: *themata dedit nostra vernacula prosa*, die Deutsche Anzeige von 1730 nennt nur Lateinische, die *Ratio* von 1736 nur Lateinische und Griechische Stilübungen.

⁴⁾ v. Raumer a. a. O. II. 12.

⁵⁾ Schubert historische und litterarische Abhandlungen der Königl. Deutschen Gesellschaft in Königsberg I. 3.

der Muttersprache bot, allem Ansehn nach, platt, von geringem Gehalt. Die königliche Deutsche Gesellschaft in Königsberg stellte indess während der Russischen Invasion ihre Thätigkeit beinahe ganz ein ¹⁾. Und Sulzer führte noch im Jahre 1759 bittere Klage, daß die Deutsche Sprache in den Schulen Deutschlands, der klügeren Nachwelt zum Erstaunen, beinahe ganz vernachlässigt werde ²⁾.

Friedrich machte sich inzwischen, während er den Krieg in Sachsen führte, persönlich mit Gottsched und Gellert bekannt und besprach mit diesen geachteten Schriftstellern die Deutsche Literatur der Zeit und deren Förderung ³⁾. Nach dem Frieden ernannte er Sulzer zum Visitator des Joachimsthal's (1766).

Diese Anstalt hatte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts den Ruf einer blühenden, ja der bedeutendsten Schule in Berlin, wohl auch in weiterem Kreise ⁴⁾. Doch wurde hier die Muttersprache so gering geachtet, wie überall. Rector der Anstalt war Dr. Heinius, ein kenntnißreicher Mann, ein gelehrter Theolog; ein gelehrter Philolog, Dr. Stosch, war Professor der Beredsamkeit. Er lehrte Rhetorik nach einem Lateinischen Compendium und übte die Schüler in Lateinischer Rede und Lateinischem Stil, aber Deutsch ohne Sprachfehler sich auszudrücken vermochten wenige ⁵⁾. Dem trat Sulzer entgegen. Auf seinen Betrieb wurden im Jahre 1767 neue königliche Verordnungen für das Gymnasium erlassen, die auch in dem Unterricht manches änderten. Namentlich bestimmten sie, die Jugend der obern Klasse solle in einer guten Schreibart in der Deutschen Sprache geübt werden. Damit sie auch geschickt gemacht werde, über wichtige Sachen gründlich nachzudenken, scharf zu urtheilen, sich bestimmt und überzeugend auszudrücken, sollen ihr vorzüglich gute Muster der Beredsamkeit erklärt, die Gründe und die vornehmsten Regeln der Kunst beigebracht und nach ihrer Fähigkeit eingerichtete Materien zur gründlichen Ausarbeitung aufgegeben werden. Damit wurde der Muttersprache das erste Gymnasium der Hauptstadt geöffnet. Sie gewann ein weiteres Feld, grössere pädagogische Kräfte traten für sie ein, als die Prenzlaue Stadtschule hatte gewähren können; Friedrich selbst schützte das Werk.

Aber den Lehrern am Joachimsthal mißfielen die Neuerungen des Visitators. Heinius legte zuerst sein Amt nieder; drei Jahre später schied auch Stosch von der Anstalt, der unzufriedenste unter allen. In des Letztern Stelle wurde, auf Sulzer's Empfehlung, Meierotto, ein Pommer aus Stargard, als Professor der Beredsamkeit berufen (1772) ⁶⁾. Auch er war Lateinisch gebildet, aber ein Mann von dreißig Jahren, von Energie und uner-

¹⁾ Schubert Abhandl. der Königl. Deutschen Gesellschaft I. 4.

²⁾ Preufs Friedrich der Grosse III. 118.

³⁾ Preufs a. a. O. II. 272—277.

⁴⁾ Brunn Versuch einer Lebensbeschreibung Meierottos. 134.

⁵⁾ A. a. O. 138. 147.

⁶⁾ A. a. O. 137. 140. 146. 148—150.

der Reformator, so wolle man die Sprache nicht durch Reden beibringen ¹⁾).

Der Staatsminister v. Zedlitz, unter dessen Curatorium damals das Joachimsthal stand ²⁾, war für Basedow sehr eingenommen ³⁾. Durch ihn vermuthlich, wenn nicht auf anderem Wege, kam die viel besprochene Reformfrage auch zur Kenntniß Friedrichs des Großen. Der König erwog die Sache, liefs sich über den Zustand der Schulen und die Lehrweise in ihnen Bericht erstatten und entschied dann durch eine an v. Zedlitz gerichtete Kabinettsordre vom 5. Sept. 1779.

Es wird in den Schulen zu wenig gelernt — lautete der strenge Spruch des Alten auf dem Thron —, Eltern und Lehrer lassen die Jugend zu viel herum laufen und halten sie nicht genug zum Lernen und zum Selbstarbeiten an. Darum ist eine Schulverbesserung nöthig, die in den großen Städten Königsberg, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg u. s. w. beginnen muß. Diese hat das Lateinische und Griechische, mit die wesentlichsten Stücke des Unterrichts, durchaus beizubehalten, aber das erste Fundament der Erziehung sollen Rhetorik und Logik sein. Die letztere ist nach Wolf's Lehrbuch zu lehren, die Rhetorik nach Quintilian, der zu dem Ende muß verdeutscht werden. Nach dessen Methode sollen die Schüler Discourse machen. Auch eine gute Deutsche Grammatik muß in den Schulen gebraucht werden, und die klassischen Autoren müssen alle, zuerst die besten, wie Xenophon, Demosthenes, Sallust, Tacitus, Livius, Cicero, desgleichen Horaz und Virgil, wenn auch diese beiden nur in Prosa, ins Deutsche übersetzt werden, damit die jungen Leute eine Idee davon kriegen, was es eigentlich ist; sonst lernen sie die Worte wohl, aber die Sache nicht. Haben dann die Schüler etwas aus den Alten gearbeitet, so ist das mit der Deutschen Uebersetzung zu vergleichen und ihnen zu zeigen, wo sie unrechte Wörter gebraucht oder sonst gefehlt haben ⁴⁾. Also die Hauptbestimmungen des königlichen Unterrichtsplanes. Von Basedow'scher Gemeinnützlichkeit, die allenfalls Küchenlatein sprechen lehrte, aber die Alten ganz aus der Schule entfernen wollte, war er sehr weit ab. Friedrich erkannte die bildende Kraft der alten Sprachen so wohl, als des Inhaltes der Schriften des klassischen Alterthums. Aber der letztere galt ihm als das Wichtigere, das die Sprachgelehrsamkeit der Schulmänner, meinte er, zu wenig beachtete. Den Inhalt der Bibel hatte Luthers Uebersetzung längst weit hinaus getragen über den Kreis der Kenner des Hebräischen und Griechischen, ohne das Studium dieser Sprachen zu verkürzen; ja sie bereitete darauf vor. Die Jugend war mit dem Deutschen neuen Testament bekannt, wußte es zum

¹⁾ Schlosser Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts II. 623 f. III. 6. 98 ff. v. Raumer Geschichte der Pädagogik II. 260 ff.

²⁾ Brunn a. a. O. 153.

³⁾ v. Raumer a. a. O. II. 293. Anm. 1.

⁴⁾ Brunn a. a. O. 184—189.

werden. So sei auch der Unterricht in der Logik aus dem Gesichtspunkt zu betrachten, daß er Gründe und Gegengründe gehörig beurtheilen und richtig schliessen lehre ¹⁾).

Indem nun Meierotto die neue Ordnung des Unterrichts einführte, machte er den Minister darauf aufmerksam, die Folge der gesteigerten Anforderungen werde sein, daß die Schüler ein Jahr oder zwei länger als bisher auf dem Gymnasium bleiben müßten. Diesen verlängerten Aufenthalt zu erreichen, werde es eines Zwanges bedürfen, der Art, daß keine Universität einen Schüler aufnehme ohne ein Zeugniß, daß er den vorgeschriebenen *Cursus* durchgemacht, die vorgeschriebenen Autoren gelesen habe und in der letzten Prüfung tüchtig befunden sei ²⁾. Vorläufig wurde das Wort nicht weiter erwogen, aber es ist später zu seinem Rechte gekommen.

König Friedrich äußerte indess zu wiederholten Malen, er werde selbst nachfragen, ob und wie sein Befehl im Joachimsthal'schen Gymnasium ausgerichtet ³⁾, und Meierotto war, wie er an einen Freund schrieb, mehrere Jahre mit dem Könige bedroht ⁴⁾. Endlich im Jahre 1783 wurde er zur Audienz beschieden, mit ihm der Akademiker Merian, als damaliger Visitor des Gymnasiums. Dieser hat bald nachher über den Verlauf der Unterredung, ohne seinen Namen, einen Bericht drucken lassen ⁵⁾. Darnach antwortete Meierotto auf die Frage, ob und wie der Quintilian getrieben werde: Zuerst werden alle Theile der Redekunst durchgegangen, erklärt und darauf die Anwendung durch eine Rede des Cicero oder durch eine dahin passende Stelle gezeigt. Damit völlig einverstanden, fragte der König weiter, ob die jungen Leute sich auch stark auf die Beredsamkeit legten, und ob sie daran Geschmack fänden; ob ihnen auch Themata zu eigenen Bearbeitungen und Uebungen gegeben würden, ob sie auch viele dergleichen Themata erhielten, denn es wäre natürlich, daß darin eine Wahl stattfände, damit ein jeder sich eins

¹⁾ Brunn a. a. O. 190—203. Der König hatte angeordnet, die Logik solle nach Wolf's Compendium gelehrt werden, das bisher im Joachimsthal nicht gebraucht war (Brunn a. a. O. 194. 195.), das man auch jetzt nicht haben wollte. Der Vortrag der Logik, meinten die Lehrer, lasse sich mit Lesung der Platonischen Dialoge vereinigen. Die Möglichkeit wollte dem Minister nicht einleuchten; er verlangte bestimmtere Nachweisung. Und Engel schrieb seinen Versuch, die Vernunftlehre aus Platonischen Dialogen zu entwickeln (Engel's Schriften IX. 1—100). Das stilistische Kunststück befriedigte Herrn v. Zedlitz, doch bestimmte er, bei dem von Engel vorgeschlagenen Verfahren müsse doch allemal Wolf's Logik aufgeschlagen und erklärt werden (Brunn a. a. O. 201.).

²⁾ Brunn 192. 193.

³⁾ Brunn 203. 204.

⁴⁾ A. a. O. 521.

⁵⁾ Da Meierotto der Verfasser nicht ist, der König ohne Zweifel auch nicht, so muß es Merian sein, denn außer den Dreien war kein anderer zugegen. Nur ob Merian selbst den Bericht geschrieben oder ein anderer nach seinen Mittheilungen, muß dahin gestellt bleiben.

werden. So sei auch der Unterricht in der Logik aus dem Gesichtspunkt zu betrachten, daß er Gründe und Gegenstände gehörig beurtheilen und richtig schliessen lehre ¹⁾).

Indem nun Meierotto die neue Ordnung des Unterrichts einführte, machte er den Minister darauf aufmerksam, die Folge der gesteigerten Anforderungen werde sein, daß die Schüler ein Jahr oder zwei länger als bisher auf dem Gymnasium bleiben müßten. Diesen verlängerten Aufenthalt zu erreichen, werde es eines Zwanges bedürfen, der Art, daß keine Universität einen Schüler aufnehme ohne ein Zeugniß, daß er den vorgeschriebenen *Cursum* durchgemacht, die vorgeschriebenen Autoren gelesen habe und in der letzten Prüfung tüchtig befunden sei ²⁾). Vorläufig wurde das Wort nicht weiter erwogen, aber es ist später zu seinem Rechte gekommen.

König Friedrich äußerte indess zu wiederholten Malen, er werde selbst nachfragen, ob und wie sein Befehl im Joachimthalschen Gymnasium ausgerichtet ³⁾), und Meierotto war, wie er an einen Freund schrieb, mehrere Jahre mit dem Könige bedroht ⁴⁾). Endlich im Jahre 1783 wurde er zur Audienz beschieden, mit ihm der Akademiker Merian, als damaliger Visitator des Gymnasiums. Dieser hat bald nachher über den Verlauf der Unterredung, ohne seinen Namen, einen Bericht drucken lassen ⁵⁾. Darnach antwortete Meierotto auf die Frage, ob und wie der Quintiliani getrieben werde: Zuerst werden alle Theile der Redekunst durchgegangen, erklärt und darauf die Anwendung durch eine Rede des Cicero oder durch eine dahin passende Stelle gezeigt. Damit völlig einverstanden, fragte der König weiter, ob die jungen Leute sich auch stark auf die Beredsamkeit legten, und ob sie daran Geschmack fänden; ob ihnen auch Themata zu eigenen Bearbeitungen und Uebungen gegeben würden, ob sie auch viele dergleichen Themata erhielten, denn es wäre natürlich, daß darin eine Wahl stattfände, damit ein jeder sich eins

¹⁾ Brunn a. a. O. 190—203. Der König hatte angeordnet, die Logik solle nach Wolf's Compendium gelehrt werden, das bisher im Joachimthal nicht gebraucht war (Brunn a. a. O. 194. 195.), das man auch jetzt nicht haben wollte. Der Vortrag der Logik, meinten die Lehrer, lasse sich mit Lesung der Platonischen Dialoge vereinigen. Die Möglichkeit wollte dem Minister nicht einleuchten; er verlangte bestimmtere Nachweisung. Und Engel schrieb seinen Versuch, die Vernunftlehre aus Platonischen Dialogen zu entwickeln (Engel's Schriften IX. 1—100). Das stilistische Kunststück befriedigte Herrn v. Zedlitz, doch bestimmte er, bei dem von Engel vorgeschlagenen Verfahren müsse doch allemal Wolf's Logik aufgeschlagen und erklärt werden (Brunn a. a. O. 201.).

²⁾ Brunn 192. 193.

³⁾ Brunn 203. 204.

⁴⁾ A. a. O. 521.

⁵⁾ Da Meierotto der Verfasser nicht ist, der König ohne Zweifel auch nicht, so muß es Merian sein, denn außer den Dreien war kein anderer zugegen. Nur ob Merian selbst den Bericht geschrieben oder ein anderer nach seinen Mittheilungen, muß dahin gestellt bleiben.

fortan selbst die Zöglinge prüfen, die aus ihnen zu den Universitäten übergingen, diesen nur das Examen derjenigen bleiben, die durch Privatunterricht oder auf andern als gelehrten Schulen vorbereitet wären. Die Zusammensetzung der Prüfungscommissionen, die Form der Prüfung bei den Gymnasien bestehen im Wesentlichen noch jetzt, wie sie damals angeordnet wurden; die Ansprüche, welche an die Abiturienten zu machen, liefs das Edict so gut als unbestimmt. Es war aus ihm nur zu entnehmen, daß die Prüfung auf Kenntnisse der Schüler zu richten sei in den alten Sprachen, auch in den neuern, besonders in der Muttersprache, und in den Wissenschaften, vornämlich der Geschichte ¹⁾).

Vier und zwanzig Jahre ist dies Gesetz in Kraft geblieben, ohne doch in allen gelehrten Schulen der Monarchie in Anwendung zu kommen ²⁾. Damals ging die erste Französische Revolution unaufhaltsam, wie ein Sturm, über Europa hin. Preussen stellte sich ihr, verbündet mit andern Mächten, entgegen; es trat durch den Baseler Frieden (1795) von dem fruchtlosen Kampfe zurück. Ein Regierungswechsel folgte: Friedrich Wilhelm III. bestieg den Thron (1797). Er suchte den Frieden zu erhalten, vielleicht länger als heilsam: es war vergeblich. Die Revolution hatte sich zum militärischen Kaiserthum gestaltet, dessen Ziel die Universalmonarchie. Ein neuer Andrang von Frankreich her warf das Deutsche Reich nieder und brachte Preussen dem Untergang nahe. Und der gebildete, denkende Theil der Deutschen Nation schien theilnahmlos, als hätte er kein Vaterland, das alles gar nicht zu beachten. Bald nachdenklich, bald wie träumend in sich gekehrt, war er gleichzeitig von einer tiefen innern Bewegung ergriffen, deren Ziele und Ausgänge Kant mit seinen Gegnern und Nachfolgern, die Männer von Weimar, Heyne und Wolf bezeichneten. Diese geistige Revolution griff auch in die Gymnasien unseres Landes hinüber.

Schon im Jahre 1793 äufserte Gedike, es sei eine Zeit gewesen, da nichts in den öffentlichen Schulen so vernachlässigt worden, wie der Unterricht in der Deutschen Sprache und im Deutschen Stil; jetzt könne man nur wenigen Anstalten diesen Vorwurf, manchen vielleicht den entgegengesetzten machen. Hier und da werde bereits der Unterricht im Deutschen auf Kosten der alten Sprachen übertrieben; überhand nehmende seichte Schöngelerei äufserte ihren schädlichen Einfluß auf die Jugend. Unso wichtiger sei gründlicher Unterricht in jenem Lehrgegenstande. Er glaube also nichts Unnützes zu thun, wenn er den von ihm theils eingeführten, theils einzuführenden Lehrgang beschreibe. Nach diesem wurde in den beiden obersten Klassen die Theorie des prosaischen Stils und der Poesie nach dem Eschenburgischen Lehrbuch vorgetragen und mit Vorlesung bewährter Beispiele

¹⁾ *Novum Corpus Constitutionum etc.* VIII. 2377—2384.

²⁾ Gesetz vom 25. Juni 1812 §. 3. Es wird weiterhin mehr von dem Gesetz die Rede sein.

Fachsystem, das nach Sulzer's Einrichtung damals in der Anstalt herrschte ¹⁾). Das Sachverhältniß war: die Schüler der ersten Lateinischen Klasse wurden in zwei zusammen unterrichteten Abtheilungen zu Deutschen Aufsätzen angeleitet: das hieß die dritte und zweite rhetorische Klasse; sie erhielten in andern Stunden Anleitung zu Lateinischen Aufsätzen: das hieß die erste rhetorische Klasse.

Meierotto unterschied nun die Wohlredenheit des gebildeten Menschen von der des gebildeten Geschäftsmannes ²⁾). Die erstere wurde in den beiden untern rhetorischen Klassen gelehrt; für sie war die erwähnte Beispielsammlung verfaßt. Das zweite Kapitel derselben, vom angenehmen Vortrag, war als Pensum der dritten zugewiesen ³⁾, der übrige Theil des Buches der zweiten. Aus den Beispielen wurden die Regeln der Wohlredenheit des gemeinen Lebens abgeleitet. Für die höhere des Geschäftslebens waren Reden des Cicero das Exempelbuch der ersten rhetorischen Klasse. Sie wurden philologisch-rhetorisch erläutert, aus ihnen die Regeln des Stils abgeleitet, oft wurden dabei auch die Aeußerungen des Quintilian zu Rathe gezogen, den König Friedrich verdeutscht und als Lehrbuch gebraucht wissen wollte, den Zedlitz wenigstens als die eigentliche Methodologie des Unterrichts forderte, als das Buch, welches jeder Lehrer im Gedächtniß haben sollte.

Die practischen Uebungen entsprachen der also geschöpften Theorie ⁴⁾). Ueber den Charakter der Aufgaben Meierotto's läßt sich nur aus einzelnen Proben urtheilen. Zu den Ausarbeitungen der ersten rhetorischen Klasse, den Lateinischen, denn nur solche wurden hier gemacht ⁵⁾, hatten die Schüler zuweilen einen einleitenden Abschnitt aus einem Lateinischen Klassiker vorher nachzulesen. Außerdem mußten sie in den jährlichen Sommerferien eine Ausarbeitung, fast eine Abhandlung verfertigen über eine Aufgabe, die besonderes Studium und grössere Ausführlichkeit erheischte, z. B. Inhalt, Plan, Schönheiten der *Georgica* des Virgil, Zustand der Römischen Provinzen zur Zeit der Verrinischen Reden, Vergleichung der historischen Schreibart des Livius und des Tacitus u. s. w. ⁶⁾ Schon diese Aufgaben dürften manchen Pädagogen der Gegenwart zu hoch genommen scheinen. Der königliche Rector des Joachimsthalschen Gymnasiums ging aber darüber noch weit hinaus, da er am 20. Dec. 1799 seinen Abiturienten ⁷⁾ für den Deutschen Aufsatz, der ohne Vorbereitung

¹⁾ Brunn 182. 183.

²⁾ A. a. O. 416.

³⁾ A. a. O. 418. Anm.

⁴⁾ A. a. O. 416 ff.

⁵⁾ A. a. O. 424.

⁶⁾ A. a. O. 440.

⁷⁾ Die Prüfungen der Abiturienten wurden damals, nach der Bestimmung des Edicts vom 23. Dec. 1788 (*Novum Corpus Constit. etc.* VIII. 2379.), zu Neujahr und Johannis mit denen gehalten, welche auf Ostern und Michaelis abgehen wollten. Die Aufgaben zu den schriftlichen Prä-

nern fehle, war der unbestimmte ästhetische Endzweck, den der große König im Auge hatte; seine Methode forderte recht viele Aufgaben, damit jedes Talent heraus fühle, was ihm gemäß.

Gedike, ein ungeschlachter Pädagog, wie ihn v. Raumer bezeichnet ¹⁾, gewiss ein oberflächlicher, aber eben darum sehr tüchtig zu allem Aufsgeschäft der öffentlichen Schule, das doch auch zu thun ist, hatte wohl keinen andern Endzweck im Sinn, als den unbestimmt stilistischen der Fertigkeit in jeder Form der Darstellung: fließender Vortrag, eine fließende Feder, ob Wein fließe, ob Wasser oder Wind. Daher seine Methode, eine Aufgabe in möglichst vielerlei Formen behandeln zu lassen, oder die Aufgabe ganz der Willkühr des Schülers anheim zu geben.

Dem tieferen, klassisch gebildeten Meierotto schwebte unverkennbar ein practischer Endzweck vor, wie ihn die Rederschulen des Alterthums gehabt hatten; aber die politische, die gerichtliche Rede fand in der damaligen Staatsverfassung keinen Raum, die geistliche hatte ihre eigene, von den theologischen Facultäten gepflegte Homiletik. Nur im verwaltenden Staatsdienst fanden sich noch Vorträge zu halten, Berichte, Deductionen, Gutachten, mancherlei Schriftstücke waren abzufassen. Dazu sollte die Deutsche Wohlredenheit dienen. Die Methode Meierotto's war damit allerdings wenig in Einklang. Das gleichsam anatomische Studium der Reden des Cicero, die gelehrten Vorarbeiten, die er für die Aufsätze der Primaner forderte, der Reichthum wissenschaftlicher Gedanken, die er in ihnen weckte: dies alles griff weit über jenen engen Zweck hinaus, den der suchende nüchterne Verstand in Ermangelung eines andern sich gesetzt hatte, und den der geniale pädagogische Drang in jedem Augenblick überflügelte.

3.

Das zweite Gesetz über die Abiturientenprüfung.

Meierotto und Gedike waren nicht mehr, als die Schicksal von Auerstädt mit dem Tilsiter Frieden das Reich Friedrichs von Großen von seiner Höhe in den Staub warf. Unsere äußere Erniedrigung ward unsere innere Erhebung; neues Leben durchdrang den Staat, während die Hand des Siegers schwer auf ihm lag. Der öffentliche Unterricht, die Gymnasien, in ihnen der Deutsche Aufsatz der Prima wurden mit einander durch die Umwälzung ergriffen.

Die Wirksamkeit des Oberschulcollegiums endete im Jahr 1808. In die Stelle dieser Behörde trat im Ministerium des Innern eine Abtheilung für den öffentlichen Unterricht. Von da wurde das Gesetz vom 23. Dec. 1788 als nicht mehr ausreichend erkannt. Erfahrungen, die seitdem gemacht, schienen wesentliche Abänderungen und vollständigere Bestimmungen zu fordern.

¹⁾ v. Raumer Geschichte der Pädagogik II. 308.

turienten zu fordern. Doch sollte die Prüfung auch den Bildungszustand der Geprüften darthun. Der Deutsche Aufsatz namentlich sollte vorzugsweise die Bildung des Verstandes und die Phantasie bezeugen, wie auch in seiner Abfassung die Kenntnis der Deutschen Sprache und die Gewandheit in deren Gebrauch. Deshalb wurde angeordnet, das Thema sei aus einem solchen Gebiete zu wählen, daß die Examinanden nach Neigung diese oder jene Form vorziehen könnten, doch müsse der Gegenstand niemals ein bloß factischer sein ¹⁾.

Bildung des Stils hatte Niemeyer als den Endzweck der Deutschen Aufsätze, mithin auch seiner Erfindung betrachtet, aber der Stil war ihm nur der Ausdruck des Denkens — *le style c'est l'homme*. Bildung der Phantasie und des Verstandes war nun das Wort des Gesetzes, ein fruchtbares Wort, das neue Gedanken aufgehen ließ.

Der Promulgation des Gesetzes folgten bald die großen Ereignisse der Jahre 1813—1815. Das Nationalgefühl wurde mächtig durch sie gehoben, in ihm, mit ihm das religiöse Gefühl. Nicht lange nach der Rückkehr des Friedens fand der König, die Wichtigkeit der geistlichen Sachen und der Erziehungssachen legenheiten mache es rathlich, diese einem eigenen Ministerium zu übertragen. Mit dessen Leitung wurde von Altenstein beauftragt (1817).

Durch Altenstein berufen, kam Hegel nach Berlin (1818). Seine Philosophie ward länger als ein Jahrzehend ein bedeutendes, aufregendes Ferment in dem wissenschaftlichen Leben der Universität und weiter des ganzen nördlichen Deutschlands. An wer diesem System nicht geneigt war, wurde zur Philosophie zur Reflexion hingezogen.

Der Deutsche Aufsatz in Prima blieb nicht außerhalb der Bewegung; in ihn hatte sich ja gerettet, was von philosophischer Propädeutik noch in den Gymnasien übrig war. Bernhart Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin, nahm dem Sinne zuerst das Wort. Er war Meierotto's Schüler gewesen und erinnerte sich lebenslänglich mit dankbarer Ehrfurcht seines trefflichen Meisters, der ihm stets als Muster seiner eigenen Thätigkeit vorschwebte ²⁾. Die kleine Schrift, in welcher er seine Ansicht aussprach, war der letzte Gruß eines Schülers. Während sie gedruckt wurde, erkrankte er; bald nach ihrem Abdruck ereilte ihn der Tod.

Den Namen Deutsche Stilübungen fand Bernhardt ganz passend, weil er Arbeiten ganz anderen Zweckes mit den Stilübungen in fremden Sprachen zusammen stelle. Bei diesen kommt

¹⁾ Neigebauer Sammlung der auf den öffentlichen Unterricht in den Königl. Preussischen Staaten sich beziehenden Gesetze und Verordnungen. Hamm 1826. S. 290. §. 2. S. 293. §. 10.

²⁾ Rosenkranz Hegel's Leben 317—319. 327.

³⁾ Spilleke über das Wesen der gelehrten Schule. Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. Berlin 1821. S. 104.

Die Vorbereitung für die Philosophie und für die Kunst, auf welche der Deutsche Unterricht in den höhern Klassen hinstrebe, sei jedoch dessen Zweck nur in so weit, als jede Erhöhung des geistigen Vermögens ein Zweck an sich sein könne, und wenn man in dem Wesen des Menschen nicht etwas Höheres aufzuzeigen vermöge, für welches Klarheit des Denkens, organisches Auffassen des Gedachten und Reinheit des Gefühls nur eine Stufe sei, nicht der Gipfel. Ein solches sei das Bedürfnis der Religion, welche dem menschlichen Geiste erst die Vollendung gebe. Von der Seite angesehen, seien die Stunden des Unterrichts in der Muttersprache nur die Vorbereitung zum klaren Auffassen der religiösen Wahrheiten in den Verstand, zur Aufnahme derselben in das Gefühl und in die Gesinnung, zur Uebung derselben in den Formen des Gehorsams, des Fleißes und der Sittlichkeit. Denn seien auch diese Wahrheiten bereits früher eingeprägt und geföhlt, bedürfe es auch keiner langen Vorbereitung, um sie in die Seele des Zöglings zu legen, so fordere doch dessen künftiger Beruf eine umfangreichere Kenntniß und eine größere Klarheit, welche mit voller Wirksamkeit nur unter der Bedingung gerade einer solchen Vorbereitung in Verstand, Gemüth und Leben eintreten könne ¹⁾.

Bernhardi führte die Frage nach dem Endzweck des Deutschen Aufsatzes in der Prima um ein Bedeutendes näher an ihre Lösung. Sie lautete zum dritten Male Bildung, aber nicht mehr des Stils, auch nicht des Verstandes und der Phantasie, sondern des Verstandes, der Vernunft, der ganzen Individualität des Zöglings zur Philosophie, Kunst und Religion. Auf die Methode der Erfindung ging die Schrift gar nicht ein. Es hatte das Ansehn, als erwartete sie von den Schülern nur selbst erfundene Gedanken. Auch das Gesetz vom 25. Juni 1812 ließe sich in dem Sinne deuten. Es fand wenigstens in dem ihm beigefügten Formular eines Entlassungszeugnisses erster Nummer von dem Deutschen Aufsatz eines Abiturienten aussagbar, es zeige sich darin ein den Gegenstand erforschendes Nachdenken ²⁾. Und wer mit Niemeyer ganz eigene Arbeiten aus freier Meditation, ganz eigene Disposition der Materie als eine Aufgabe, wenn auch nur für die geübtesten Schüler des Gymnasiums betrachtete, mußte von Primanern am Ende ihres Cursus in der Ordnung finden, wo man nicht ganz genau eine freie Production nannte, denn die Anregung durch den frühern Unterricht stand doch auch hinter ihr. Wo wäre überhaupt geistige Production ohne Reproduction?

Indessen das Gesetz hatte den sehr ungleichen geistigen und materiellen Lehrkräften aller Gymnasien der Monarchie ohne Ausnahme die gleiche Aufgabe gestellt ³⁾; andere gesetzliche Bestim-

¹⁾ Bernhardi von der Bedeutung des Unterrichts in der Muttersprache in den höhern Klassen der Bildungsanstalten. Programm des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. Berlin 1820.

²⁾ Neigebauer Sammlung der auf den öffentlichen Unterricht abbeziehenden Gesetze etc. 301.

³⁾ Neigebauer a. a. O. 290. §. 3.

weil er am meisten Gelegenheit habe, das geistige Leben
samt zu wecken, und weil er den Schülern ein Gebiet er-
in welchem sich für sie der mannigfaltigste Stoff zu eigen-
mündlichen und schriftlichen Uebungen darbiete. Damit aber
Lehrer das gelinge, sei es unumgänglich nothwendig, daß
philosophischen Geist besitze, sonst werde er glauben, das
hste erreicht zu haben, wenn seine Schüler sich keine Feh-
mehr gegen die herkömmliche Schreib- und Sprechweise zu
mühen kommen lassen. Auch komme es bei keinem Gegen-
nde mehr darauf an, als bei jenem, die innere Eigenthümlich-
it des einzelnen Zöglings selber zu kennen, und daß dies ohne
aren, philosophischen Blick nicht möglich, leuchte ein. In So-
anda und Prima habe der Schüler allerdings schon einen wei-
ten Gesichtskreis, doch nicht so, daß er fähig wäre, wie es
bisweilen von ihm gefordert werde, Abhandlungen aus dem Ge-
biet der Moral und Philosophie zu machen, seiner geistigen Lebens-
hier die Gegenstände der Bearbeitung aus seiner geistigen Lebens-
sphäre hervor genommen und dem Standpunkte angemessen sein-
den er in seiner intellectuellen und sittlichen Bildung erreicht
habe. Vor allem sei es hier die Geschichte, welche den Stoff
dazu darbieten müsse. Bedeutende Momente seien heraus zu he-
ben und ins Einzelne zu zeichnen, große Charaktere zu schildern,
besonders gehören hierher Betrachtungen über Wendepunkte im
Leben der Völker, damit den Schülern allmählig der tiefere Sinn
der Begebenheiten aufgehe. Dabei verstehe es sich von selbst,
daß der Lehrer ihnen zu Hülfe komme und ihnen die Hauptge-
sichtspunkte selber vor die Augen stelle. Ueberhaupt gelte für
alle Uebungen dieses Unterrichtskreises die unerläßliche Bedin-
gung, daß der Lehrer für jede Arbeit den Schülern eine Anlei-
tung gebe, wie jedesmal der Gegenstand zu behandeln sei, indem
nichts Verkehrteres könne gedacht werden, als wenn das bloße
Thema hingestellt und den Zöglingen überlassen werde, es hin-
und her zu zerren. Zu den Aufgaben der ersten beiden Klassen
seien ferner zu zählen: Uebersichten geleseener Abschnitte aus
den Lateinischen und Griechischen Schriftstellern, Plane Cicero-
nianischer und Demosthenischer Reden, Darstellung des Stoffes
oder einzelner Charaktere aus einer Tragödie, Darlegung des
Ganges eines Platonischen Dialogs, der Gang einer Horasischen
Ode u. s. w. ¹⁾

Ueber die Methode im Erfinden des Deutschen Aufsatzes der
Primaner brachte Spilleke also nichts, was nicht Niemeyer
schon in besserer Gliederung gesagt hatte. Auch wenn Bildung
der geistigen Kraft und des allgemeinen Bewußtseins als End-
zweck jenes Unterrichts angegeben wurde, so war das nur ein
unbehüllicher Ausdruck dessen, was Bernhardi genauer gefaßt
hatte. Dagegen machte die Bestimmung, es solle der Deutsche
Aufsatz in eigenthümliches Leben und innere Anschauung ver-

¹⁾ Spilleke über die gegenwärtige innere Einrichtung des Köp-
Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums. Progr. von 1823. S. 28. 29. 33. 34.

gik und der so genannten empirischen Psychologie wurden dazu vorzüglich geeignet befunden ¹⁾). Dann erließ im August desselben Jahres auch das Magdeburger Provinzialschulcollegium in Auftrag des Ministers eine Verfügung an die Gymnasien der Provinz Sachsen, welche bestimmte, die Deutschen Aufsätze in Prima seien besonders als Uebungen in der practischen Logik zu behandeln, für die Deutschen Arbeiten der Abiturienten vorzugsweise solche Themata aufzugeben, welche eine logische Anordnung nothwendig machten ²⁾). Ein dürftiger Gemeinplatz. Die Gesetzgebung und die wissenschaftliche Pädagogik waren darüber längst hinausgegangen. Der Wiedereintritt der Philosophie in den Gymnasialunterricht gewährte dem Deutschen Aufsatz in Prima keinesweges eine nur formale Hülfe; in der Hinsicht konnte die Aenderung im Lehrplan füglich unterbleiben. An der so genannten natürlichen, d. h. der lemmatisch und unvollständig bei Gelegenheit erörterten Logik fehlte es auch vorher nicht. Aber indem die Menschenseele mit ihren Thätigkeiten in der Schule zum Gegenstande der Betrachtung gemacht wurde, war damit ein Centrum gegeben, auf welches sich naturgemäße aller Gewinn aus den Sprachlectionen wie aus dem Unterricht in der Geschichte, Mathematik und Naturkunde beziehen ließe, und das wieder an den Religionsunterricht gebunden war, wie der Nadir an den Zenith.

Nicht lange nach diesem bedeutenden Ereigniß, im Sommer 1826, hielt Schleiermacher in der Berliner Universität Vorlesungen über die Erziehungslehre. Er berührte in ihnen auch die schriftlichen Uebungen in der Muttersprache, die, meinte er, in unsern Unterrichtsanstalten der Vollkommenheit noch gar sehr entbehrten. Was er darüber zu sagen hatte, war seinem wesentlichen Inhalt nach dieses. Aufgaben zur schriftlichen Bearbeitung dürfen nicht auf das Gerathewohl gegeben werden, sie werden sonst nur sehr oberflächlich gelöst werden; oder wenn zu ihrer Lösung besondere Vorstudien gemacht werden müssen, so raubt das doppelte Zeit ³⁾). Im Leben selber geht jedem die Aufgabe, die er zu lösen hat, aus dem Leben hervor; eine Aufgabe abgerissen für sich und ohne Zusammenhang mit dem, was in der Reihe der lebendigen Gedanken vorgeht, kann nicht zum Ziel führen. Nur Aufgaben, die im Zusammenhange stehen mit dem, was auf der Schule getrieben wird oder in dem gemeinsamen Leben so vorkommt, daß es die Jugend beschäftigt, und auch in dem Kreise liegt, daß sie ein Recht hat, darüber zu sprechen, dürfen gegeben werden. Damit hängt zusammen, daß man auch nicht Aufgaben stelle, die über das Fassungs- und Darstellungsvermögen der Jugend hinaus gehen. Wenn aber auch die Aufgabe dem Stoffe nach richtig gewählt ist, so kann doch in der Art, wie man sie lösen läßt, ein Fehler liegen. Es ist ein sprich-

¹⁾ Neigebauer die Preussischen Gymnasien etc. 121—123.

²⁾ Schultze die Abiturientenprüfung etc. 126.

³⁾ Die auf solche Vorstudien verwandte Zeit könnte doch sehr wohl angewandt sein. Man erinnere sich an Meierotto's Methode.

und insbesondere mit der Lateinischen und Griechischen Grammatik, mit der Erklärung der Lateinischen und Griechischen Schriftsteller und endlich mit der Lesung der vorzüglichsten Schriftwerke aus jedem Gebiete der Deutschen Literatur in gehörige Verbindung gebracht werden ¹⁾. Ganz übereinstimmend mit der Münchener Ansicht von den Deutschen Stilübungen mochte die Berliner von den so genannten Deutschen Stilübungen dessen ungeachtet nicht sein. Doch konnte die Privatäußerung des einflussreichen, für die Gymnasien unverdrossen thätigen Mannes Zweifel erregen. Sollte der Entwicklungsgang, den jenes wichtige Lehrobject seit Meierotto in den Preussischen Schulen genommen hatte, auf einmal abgebrochen, sollte statt dessen zu einem Princip übergegangen werden, das, consequent verfolgt, rückwärts in die Zustände vor Comenius und Raticlius führen mußte.

Da einigten sich die Directoren der Berliner Gymnasien zu dem Antrage an das Schulcollegium der Provinz Brandenburg, es möge bei Beurtheilung der Reife der Abiturienten auf den Deutschen Aufsatz ein vorzügliches Gewicht gelegt werden, da sich in diesem die eigentliche Blüthe der ganzen Bildung darstelle (28. Oct. 1828) ²⁾. Es mag Spilleke gewesen sein, von dem der Gedanke ausging, wenigstens war das Motiv des Antrages, anders zwar und conciser formulirt, doch seinem Inhalte nach dasselbe, was er und Bernhardi als die Bedeutung des Deutschen Aufsatzes erkannt, behauptet hatten. Die Directoren meinten, auch das Gesetz vom 25. Juni 1812 stehe auf ihrer Seite. Das Provinzialschulcollegium war zweifelhaft und fragte bei dem Minister an. Altenstein aber entschied, es sei unbedenklich dem Inhalt der Instruction für die Abiturientenprüfung gemäß, auf die Gesamtbildung der Geprüften, wie sie vornämlich in ihrem Deutschen Aufsatz sich kund gebe, eine vorzügliche Rücksicht zu nehmen ³⁾.

Was der Minister in Preussischem Sinn angedeutet hatte, führten manche Schulcollegien in besondern Erlassen an die Gymnasien ihres Bereiches weiter aus. So erging von Breslau her die Anordnung, für die Deutschen Arbeiten der Abiturienten seien nur solche Aufgaben zu wählen, zu deren Bearbeitung derjenige Vorrath des im Gymnasium erworbenen allgemeinen Wissens hinreiche, welcher jedem gebildeten Geiste immer zu Gebote stehen soll, z. B. Würdigung bekannter historischer Charaktere, Beurtheilung zweifelhafter Handlungsweisen, Entwicklung der Ursachen und Darstellung der Wirkungen großer Begebenheiten, Erläuterung moralischer und ästhetischer Sätze, Auflösung, Widerlegung oder Erörterung paradoxer Behauptungen, Erklärung wissenschaftlicher Terminologien, Bestimmung des Unterschiedes für

¹⁾ Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Jahrgang 1827. S. 104. 105.

²⁾ Neigebauer die Preussischen Gymnasien etc. 128.

³⁾ Neigebauer a. a. O. 128. 129.

und insbesondere mit der Lateinischen und Griechischen Grammatik, mit der Erklärung der Lateinischen und Griechischen Schriftsteller und endlich mit der Lesung der vorzüglichsten Schriftwerke aus jedem Gebiete der Deutschen Literatur in gehörige Verbindung gebracht werden ¹⁾. Ganz übereinstimmend mit der Münchener Ansicht von den Deutschen Stilübungen mochte die Berliner von den so genannten Deutschen Stilübungen dessen ungeachtet nicht sein. Doch konnte die Privatäußerung des einflußreichen, für die Gymnasien unverdrossen thätigen Mannes Zweifel erregen. Sollte der Entwicklungsgang, den jenes wichtige Lebrobject seit Meierotto in den Preussischen Schulen genommen hatte, auf einmal abgebrochen, sollte statt dessen zu einem Princip übergegangen werden, das, consequent verfolgt, rückwärts in die Zustände vor Comenius und Raticchius führen mußte.

Da einigten sich die Directoren der Berliner Gymnasien zu dem Antrage an das Schulcollegium der Provinz Brandenburg, es möge bei Beurtheilung der Reife der Abiturienten auf den Deutschen Aufsatz ein vorzügliches Gewicht gelegt werden, da sich in diesem die eigentliche Blüthe der ganzen Bildung darstelle (28. Oct. 1828) ²⁾. Es mag Spilleke gewesen sein, von dem der Gedanke ausging, wenigstens war das Motiv des Antrages, anders zwar und conciser formulirt, doch seinem Inhalte nach dasselbe, was er und Bernhardi als die Bedeutung des Deutschen Aufsatzes erkannt, behauptet hatten. Die Directoren meinten, auch das Gesetz vom 25. Juni 1812 stehe auf ihrer Seite. Das Provinzialschulcollegium war zweifelhaft und fragte bei dem Minister an. Altenstein aber entschied, es sei unbedenklich dem Inhalt der Instruction für die Abiturientenprüfung gemäß, auf die Gesamtbildung der Geprüften, wie sie vornämlich in ihrem Deutschen Aufsatz sich kund gebe, eine vorzügliche Rücksicht zu nehmen ³⁾.

Was der Minister in Preussischem Sinn angedeutet hatte, führten manche Schulcollegien in besondern Erlassen an die Gymnasien ihres Bereiches weiter aus. So erging von Breslau her die Anordnung, für die Deutschen Arbeiten der Abiturienten seien nur solche Aufgaben zu wählen, zu deren Bearbeitung derjenige Vorrath des im Gymnasium erworbenen allgemeinen Wissens hinreiche, welcher jedem gebildeten Geiste immer zu Gebote stehen soll, z. B. Würdigung bekannter historischer Charaktere, Beurtheilung zweifelhafter Handlungsweisen, Entwicklung der Ursachen und Darstellung der Wirkungen großer Begebenheiten, Erläuterung moralischer und ästhetischer Sätze, Auflösung, Widerlegung oder Erörterung paradoxer Behauptungen, Erklärung wissenschaftlicher Terminologien, Bestimmung des Unterschiedes für

¹⁾ Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Jahrgang 1827. S. 104. 105.

²⁾ Neigebauer die Preussischen Gymnasien etc. 128.

³⁾ Neigebauer a. a. O. 128. 129.

nym geltender Wörter und Aehnliches. Speciellere Themata, die weiter gesagt, können ihre Rechtfertigung nur dann finden, wenn der Lehrer während des Cursus einen besondern Gegenstand ausführlich behandelt hat und aus den Arbeiten sieht, daß die Schüler den empfangenen Stoff selbständig, wenigstens in eigenthümlicher Form verarbeitet haben. In der Regel werden sich die letztern Arbeiten mehr für die Zeit des Cursus eignen und dem Lehrer der Religion, Geschichte und Philosophie eine Gelegenheit verschaffen, die Wirkungen zu erkennen, welche der von ihm ertheilte Unterricht in dem Geist der Schüler hervorbringt, die Schüler aber dabei an Arbeiten größeren Umfangs und an eine eigentlich wissenschaftliche Behandlung desselben zu gewöhnen. Nachdem dann streng logische Dispositionen empfohlen und sorgsames Halten auf grammatische Richtigkeit des Ausdrucks zur Pflicht gemacht, auch erinnert worden, Gebrauch figürlicher Ausdrücke sei nicht zu hindern, aber dahin zu sehen, daß die gebrauchten Figuren mit einander Einklang seien, geht der Erlaß noch einmal auf den Stoff über und äußert sich dahin: An Material zu ihren Arbeiten, das es den Schülern um so weniger fehlen, je mehr die in den klassischen Autoren niedergelegten Ideenschätze bei Lesung derselben ihnen aufgeschlossen, je mehr sie beim Religionsunterrichte die höhere Welt des Glaubens begeistert, je anschaulicher sie beim Geschichtsunterrichte die verschiedenartigen Weltverhältnisse, die Gestalten des sittlichen Lebens und in der Entfaltung der Weltbegebenheiten die Wege der Vorsehung gezeigt oder angedeutet werden. Zu gründlichen Erörterungen über Staats- und Volkswesen ist besonders die alte Geschichte zu benutzen. Die Grundideen der philosophischen Schulen des Alterthums sollen Primaner im Geschichtsunterrichte nothwendig bekannt gemacht werden¹⁾. Der Religionsunterricht wird durch Beziehen auf das klassische Alterthum an wissenschaftlichem Interesse gewinnen und in demselben Anlässe zu Aufgaben finden, etwa folgende: Wie verhält sich die Lehre der Stoiker von der Vorsehung zur christlichen Lehre von der göttlichen Weltregierung? wie der von Cicero (Catil. III. 9.) ausgesprochene Axiom, daß die Gedanken und Thaten der Menschen nicht ihnen selbst, sondern dem Einflusse der Götter gehören, zur christlichen Vorstellung von der Wirksamkeit des göttlichen Geistes (Juni 1829)²⁾. Auch diese Aufgaben werden die Pädagogik in bescheidenstem Maaße schwerlich befriedigen: vor zwanzig Jahren und drüber sind sie von der Behörde selbst als musterhaft in Vorschlag gebracht.

Kürzer als das Schlesische Schulcollegium faßte sich das der Provinz Brandenburg über den angeregten Gegenstand. Es ver-

¹⁾ Die Ministerialverordnung vom April 1825 hatte die Geschichte der Philosophie von dem Gymnasialunterricht ausdrücklich ausgeschlossen. Gebauer a. a. O. 122.

²⁾ Schultze die Abiturientenprüfung etc. 96—100.

langte, daß den Abiturienten ein solches Thema gegeben werde, welches den Jüngling zwar in keine ihm unbekannte Sphäre versetze, ihm aber doch Gelegenheit gebe, sich auf eine solche Weise zu äußern, wodurch die Beurtheilung des Mafses seiner Fähigkeiten jenseit jedes Zweifels gestellt werde. Damit stehe in genauer Verbindung, daß schon in den rhetorischen Lehrstunden die Deutschen Aufsätze zu einem besondern Gegenstande der Aufmerksamkeit gemacht werden. Zugleich erinnerte die Behörde, wie sie bereits mehrmals darauf gedrungen, daß jene Uebungen nicht allein oft, sondern auch in einer bestimmten Reihenfolge angestellt werden (21. Aug. 1829) ¹⁾.

4.

Das dritte Gesetz über die Abiturientenprüfung.

Im Juni des Jahres 1831 wurden die Directoren aller Gymnasien der Monarchie aufgefordert, nach Berathung mit ihren Lehrercollegien sich gutachtlich über Abänderungen der Instruction vom 25. Juni 1812 zu äußern, denn das Unterrichtsministerium beabsichtige, eine anderweitige, dem gegenwärtigen Bedürfnis und dem vielfach veränderten Zustande des höhern öffentlichen Unterrichts in den königlichen Staaten entsprechende Instruction zu entwerfen und dem Könige zur Genehmigung vorzulegen ²⁾. Am 4. Juni 1834 erschien das neue Gesetz, das dritte, noch jetzt zu Recht bestehende.

Für den Deutschen Aufsatz brachte es keine wesentlich neue Bestimmung, aber es gab dem, was bisher Ministerialdeclaration gewesen war, die höhere Autorität eines Staatsgesetzes, indem es anordnete, der in der Muttersprache abzufassende Aufsatz solle die Gesamtbildung des Examinanden, vorzüglich die Bildung des Verstandes und der Phantasie, wie auch den Grad der stilistischen Reife beurkunden. Auch wurden das Deutsche und das Lateinische als die beiden Gegenstände bestimmt, in welchen den Forderungen des Reglements durchaus müsse genügt werden, um das Zeugniß der Reife in irgend einer seiner drei Modificationen zu erlangen ³⁾.

Diejenige Ansicht, die wir die Preussische nennen dürfen, weil König Friedrich sie begründet, weil der Preussische Lehrerstand sie entwickelt hat, war also zum Siege, zu ihrem Rechte gekommen: Gesamtbildung der gesetzlich bestimmte Endzweck der Deutschen Aufsätze, die Methode der Erfindung frei, nicht fest gehalten auf einer ihrer Stufen. Im Grunde konnte es kaum anders sein. Die Gutachten Preussischer Gymnasiallehrer hatten das Material des Gesetzes gegeben, ein Preussisches Ministerium

¹⁾ Schultze a. a. O. 107.

²⁾ Schultze die Abiturientenprüfung etc. 5. 6.

³⁾ Neigebauer die Preussischen Gymnasien etc. 214. §. 16. 219. §. 28.

hatte es entworfen, der Preussische Staatsrath es berathen und beschlossen, der König selbst ihm die Sanction ertheilt. Als eine Nachgiebigkeit nach der Hegel'schen Seite hin — Hegel selbst war schon im November 1831 gestorben ¹⁾ — liefs sich nur allenfalls die Bestimmung ansehen, es seien behufs der Prüfung solche Aufgaben zu wählen, über welche eine ausreichende Belehrung durch den vorgängigen Gymnasialunterricht könne voraus gesetzt werden ²⁾. Aber die Forderung, an alle Abiturientenaufgaben, nicht an die Deutsche allein gestellt, war nicht mehr als gerecht und billig.

Ein weiteres Zugeständniß in derselben Richtung erfolgte drei Jahre später. Dr. Lorinser, aus Oesterreich gebürtig, hatte durch einen Aufsatz in der Berliner medicinischen Zeitung: „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen“ Aufmerksamkeit und Besorgniß erregt. Seiner Meinung nach waren in den Gymnasien zu viel Lehrstunden, zu viel Lehrgegenstände und zu viel häusliche Arbeiten. Das Ministerium des Unterrichts glaubte durch seine Anordnungen das rechte Mafs nicht überschritten zu haben, doch war es möglich, dafs in manchen Schulen die Ansprüche über das Gesetzliche gesteigert wurden, sei es durch ungleichmäfsige Vertheilung der Arbeiten, sei es durch fehlerhafte Lehrweisen. Dem zu begegnen, erging das Ministerialrescript vom 24. Oct. 1837, das so genannte blaue Buch, in ihm die Bestimmung: „Eine vorzügliche Aufmerksamkeit ist den Directoren in Hinsicht der Aufgaben zu den freien Deutschen und Lateinischen Aufsätzen um so mehr zu empfehlen, je grössere Mißgriffe bei ihrer Wahl noch immer gemacht werden. Themata, bei welchen der Schüler über ganz abstracte oder ihm unbekannte Gegenstände so genannte eigene Gedanken produciren soll, überschreiten die Grenzen des Gymnasialunterrichts, sind folglich unzweckmäfsig und gereichen dem Lehrer, der sie stellt, mit Recht zum Vorwurfe und dem Schüler, der sie bearbeiten soll, zur Qual. Vielmehr müssen diese Aufgaben stets so gewählt sein, dafs die Schüler den Stoff, den sie in ihren Aufsätzen zu bearbeiten haben, bereits kennen und einigermafsen beherrschen; überdies mufs ihnen der Lehrer bei jeder, nach der Verschiedenheit der Klassen zu stellenden Aufgabe den Gesichtspunkt, unter und nach welchem sie den bekannten, ihnen gegebenen Stoff behandeln sollen, aufs Bestimmteste bezeichnen und entwickeln“ ³⁾. Im Sinne Hegel's war die Declaration ohne Zweifel, aber ein Abfall von der Preussischen Ansicht konnte sie doch nicht heifsen; war doch die Freiheit der Methode durch sie nicht gefährdet. Sie hinderte ja nicht, dafs der Gedankenstoff, den der Schüler, bevor er ihn behandelte, schon kennen und einigermafsen beherrschen sollte, sowohl durch Anregung als durch Mittheilung des Lehrers

¹⁾ Rosenkranz Hegel's Leben 422.

²⁾ Neugebauer die Preussischen Gymnasien etc. 213. §. 14.

³⁾ v. Kemptz Annalen der innern Staatsverwaltung XXI. 978 ff.

gewonnen werde, daß der Aufsatz also Production und Reproduction, auch beides zugleich sei.

Seitdem hat die Gesetzgebung geschwiegen. Altenstein starb im Jahre 1840. Fast gleichzeitig trat auch ein Thronwechsel ein. Durch König Friedrich Wilhelm IV. berufen, ward Eichhorn der Nachfolger Altenstein's.

Nicht lange nachher gab Hiecke, damals Lehrer am Merseburger Gymnasium, aufgefodert durch das Schulcollegium der Provinz Sachsen, sein Buch über den Deutschen Unterricht auf Deutschen Gymnasien heraus (1841). Es behandelt, breit angelegt, umständlich und nach allen Seiten abschweifend sehr viel mehr, als den Deutschen Aufsatz in Prima. Ueber diesen äußert es sich im Wesentlichen dahin. Ziel- und Gipfelpunkt des gesamten Gymnasialunterrichts sei der Unterricht in der Muttersprache, der berechnet auf Bewältigung und Verarbeitung alles an den Schüler heran kommenden Lernstoffes ¹⁾ aus der Geschichte, den alten Sprachen und ganz besonders aus der Deutschen Lectüre, deren Wichtigkeit und Methode der Verf. ausführlich entwickelt ²⁾. Was aber durch jene Verarbeitung solle gewonnen werden, sei gründliche Gedankenbildung, nicht bloß Denkbildung, also ein Gedankengehalt, nicht bloß eine formelle Fähigkeit ³⁾, oder, näher specificirt, logische Durchbildung der erworbenen Kenntnisse, Fertigkeit im Auffinden und Ausführen eigener, aus allen den verschiedenen Lehrobjecten sich natürlich und zwanglos ergebender Gesichtspunkte, so wie Geschicklichkeit in gesunden Combinationen des mannigfaltigen Gedanken- und Lernstoffes zu größeren Ganzen, endlich ächte Gemüthsbetheiligung bei einem jeden dazu auffordernden Gegenstande. Production also — schließt die Erörterung —, jedoch eine nicht ganz freie, sondern eine solche, die auf selbständiger Reproduction und einsichtiger Reflexion auf das, was die Aufmerksamkeit des Schülers auf sich hat ziehen müssen, beruht, wird der eigentliche Gipfelpunkt des Gymnasialunterrichtes sein. Diese aber ist in dem angegebenen Maße nur möglich in der Muttersprache ⁴⁾.

Neu kann man diese Ansichten nicht nennen, auch den Nachdruck nicht, der auf die Deutsche Literatur gelegt wird: Johannes Schulze hat sich vierzehn Jahre früher ganz eben so erklärt. Aber es war eine Stimme des pädagogischen Enthusiasmus aus der Schule heraus, und — die Zeit Meierotto's war nicht mehr.

Der Minister Eichhorn empfahl Hiecke's Schrift den Gymnasien zur Beachtung und Prüfung ⁵⁾. Sogleich erschien die Kritik, im Frühjahr 1842 von Sachsen her, im Herbst aus Westfalen.

¹⁾ Hiecke der Deutsche Unterricht auf Deutschen Gymnasien. 25.

²⁾ A. a. O. 28 — 194.

³⁾ A. a. O. 24.

⁴⁾ A. a. O. 21.

⁵⁾ So finde ich angegeben in den Programmen der Gymnasien in Naumburg, Rosleben und Zeiz vom Jahre 1842.

thiä in Naumburg berührte den Deutschen Aufsatz in ur beiläufig und in allgemeinen Ausdrücken. Die schrift- arbeiten in dieser Klasse müssen die Productionsfähigkeit id mehr in Anspruch nehmen. Themen der Art wird cht finden. Viele der von Hiecke für die obern Klas- imniten Themen scheinen theils zu trocken, theils zu g. Die Disposition muß besonders in Prima dem Schüler en, nur anfangs muß er darauf hingelenkt, auch muß und an Gelegenheit zu poetischen Productionen gegeben

Hiebei muß aber natürlich freie Wahl sein. Die Zahl isstlichen Klassenarbeiten wird in dem Grade vermehrt, Abiturientenprüfung näher rückt. Das die Naumburger che ¹⁾. Sie verwechseln, nach Schulmannes Unart, das cklich und individuell Vorhandene, die gemeine Wirk- mit dem allgemein und unbedingt Nothwendigen. Es s gesagt, wenn ein Lehrer Aufgaben für zu trocken und ierig erklärt, die der andre fruchtbar und angemessen Subjective Meinung steht subjectiver Meinung gegenüber, Allgemeinen hat, wer das Thema gestellt, die Vermu- es Rechtes für sich, denn er kennt, wie keiner sonst, te seiner Schüler, er steht mit ihnen in jenem lebendigen Rapport, der die Macht und die Freude des Leh- e des Lernens ist.

smann in Duisburg faßte den Gegenstand von einer ganz teite auf. Die Deutschen Stilübungen in den obern Klas- inte er, scheinen eine Umgestaltung zu verlangen. Die n Vorschläge in Betreff derselben oder für ihren Ersatz ²⁾ arauf hin. Zunächst sei auf Vervielfältigung der Uebun- Nachdisponiren, im Auffinden des Gedankenstoffs und im desselben, in logischer Correctheit und im mündlichen r hinzuweisen. Von Vielen werde in alter Weise fort- Themen werden bearbeitet, deren Ausführung nach Art tal rationalistischer Predigten ausfallen müsse, oder die und Kenntnisse voraussetzen, welche nicht in der Ju- rhanden sein können. Andre suchen die Aufgaben so ein- n, daß wenigstens ein Interesse an der Sache den Schü- re. Hiecke z. B. dadurch, daß er ästhetisch-kritische hungen über die poetische Lectüre zur Bearbeitung em- Ob so die Lüge vermieden und bloß die Annalsung kul- d eine neue verderbliche Unnatur hervor gerufen werde, entschieden bleiben ³⁾. Der Charakter der neuern poe- Literatur Deutschlands ist nämlich, nach Hülsmann's durchaus heidnisch, pantheistisch. Daher sein Bedenken ren Einführung in den Unterricht ⁴⁾. Ihm ist die Frage,

atthiä über den Deutschen Unterricht auf Gymnasien. Naum- sterprogramm 1842. S. 14.

) sind sie?

ilsmann über den Unterricht in der Deutschen Sprache und Duisburger Michaelisprogramm 1842. S. 23. 24.

a. O. 16—18.

um die es sich handelt, nicht sowohl eine methodische, als eine sittliche ¹⁾).

Der Ernst verdient Anerkennung, nur sieht man nicht ein, warum er sich gegen Hiecke wendet und an dem Staatsgesetz vorüber geht, welches von dem Abiturienten Bekanntschaft mit den Hauptepochen der Literatur seiner Muttersprache und mit einigen Werken der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller ausdrücklich fordert ²⁾. Noch schlimmer ist die Verirrung, daß er Hiecke verdächtigt, als neige dieser mehr nach dem modernen Pantheismus, als nach dem Christenthum, weil er statt Gott auch der absolute Geist sagt, und weil er wünscht, Primaner möchten vor ihrem Abgang zur Universität Vischer's Untersuchungen über das Erhabene und Komische gelesen und verstanden haben ³⁾).

In Hinsicht auf Hülsmann's eigentliches Bedenken liegt die Betrachtung nahe, daß heidnischer, also pantheistischer doch wohl keine Poesie ist, als die antike, die nicht erst seit heute und gestern in christlichen Schulen Heimathrecht erlangt hat, sondern bereits in jener Zeit, da das Heidenthum noch wie ein Meer um die zerstreuten Gemeinen wogte. Tertullian hielt es für nothwendig, daß christliche Jünglinge die Schulen der Literatur des Griechischen Heidenthums besuchten, weil ohne die weltlichen Wissenschaften auch die göttlichen nicht könnten gelernt werden, und Kaiser Julianus der Apostat, der den Christen verbot, öffentliche Schulen der Rhetorik und Literatur anzulegen, hat deshalb strengen Tadel von Gregor von Nazianz erfahren, daß er, was allen vernünftigen Wesen gemein sei, den Christen nicht gegönnt, als wäre es ein Eigenthum nur der Hellenen ⁴⁾. Die Väter der Kirche hielten also die nationalen heidnischen Dichter dem Christenthum der Jugend nicht gefährlich.

Aus den Werken dieser Alten haben Lessing, Göthe, Schiller allerdings mehr als einige Rednerblumen in ihre Dichtungen aufgenommen. Aber man vergleiche Göthe's Iphigenia mit der des Euripides: die Priesterin der Diana hat etwas gelernt — in der Schule des neuen Testaments. Es ist wahr, Göthe nennt sich selbst einen Heiden. Wie viele nennen sich Christen, die es nicht anders sind, als er ein Heide. F. H. Jacobi bekennet, ein Heide zu sein mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, und von der letzten Hälfte des Bekenntnisses, meint Hülsmann, sei gewiß noch vieles abzuziehen ⁵⁾. Freilich, von wem ist das nicht zu sagen? Wären wir allzumal Sünder, wenn wir in jedem Augenblick mit ganzem Gemüth in Christus wären? Aber der heidnische Verstand des Philosophen. Der Verstand gehört, nach Jacobi's Terminologie, dem zeitlichen Wesen, dem

¹⁾ A. a. O. 4.

²⁾ Neugebauer die Preussischen Gymnasien etc. 216. §. 23. 219. §. 28.

³⁾ Hülsmann a. a. O. 21.

⁴⁾ Neander über den Kaiser Julianus und sein Zeitalter. 160. 161.

⁵⁾ Hülsmann a. a. O. 20. Anm.

zeitlichen die Vernunft ¹⁾). Mit dem endlichen Verstande aber ohne Zweifel niemand in die Sphäre des Unendlichen, niemand in das Mysterium des Christenthums, das an allen Orten laut verkündigt und doch von keinem begriffen wird, dem Gottes Geist es in den Tiefen des Gemüthes, der Vernunft des Willens offenbar macht. Mag man also den Charakter poetischen und philosophischen Literatur unsrer nächst verangenen, glänzenden Zeit, wenn doch ein Spitzname sein soll, sie nennen, Heidenthum ist er nicht. Häretisch aber ist jede eitive Aussage von dem christlichen Dogma, welche in irgendeiner Bestimmung von der abweicht, die in dem allgemeinen Bekenntniß der Christenheit oder einer ihrer Religionsgesellschaften objectiv niedergelegt ist ²⁾). Eine solche wird nicht ohne sicht auf ihren Inhalt, schon weil sie abweicht, zu verwerfen. Allerdings, erwiedert mir Hülsmann. Zur geistigen Gesundheit eines Volkes gehört vor allem, daß das Maß von der erhaltenen Wahrheit, welches der Gegenwart zu ertheilen und zu erleben gegeben ist, in seinem Wesen den Grund der Ueberzeugung Aller bilde. So war es einmal im Alterthum, zur Zeit Griechenlands, welche Aristophanes schon als eine verschwundene beklagt; so war es durch das ganze Mittelalter hindurch. Und wenn die Reformation die freie Bewegung und ebendige Aneignung des Subjects gegen erdrückende und falsche Objectivität wieder in ihre Rechte einsetzte, so fixirten sich auch nach ihr, je in den verschiedenen Confessionen, die Anschauungen so enig und allgemein, sollten es auch nach Willen der Reformatoren, daß auch die ihr folgende Zeit ein Bild eines enigigen, allgemeinen, objectiven Volksbewußtseins (³⁾).

Das ist lauter Irrthum. Die Deutsche Geschichte weiß in den Jahrhunderten nach der Reformation nichts davon zu berichten, so mehr von Osiandristen, Antinomistern, Interimisten, Adian-
tisten, Majoristen, Synergisten, Flacianern, Socinianern, Cal-
sten, Cryptocalvinisten u. s. w. Woher die Uneinigkeit, lag
liegt am Tage. Man suchte die Einigkeit, wo sie nimmer zu

¹⁾ F. H. Jacobi von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Leipzig 1811. S. 34. Anm.

²⁾ *Αἵρεσις* hat für sich allein im N. T. weder gute, noch schlimme Bedeutung. So sprechen die Juden in Rom zu dem Apostel Paulus: *κεν διὰ παρὰ σοῦ ἀκοῦσαι ἃ ἀρνούνται· περὶ μὲν γὰρ τῆς αἰρέσεως οὐ γνωστόν ἐστιν ἡμῖν, ὅτι πανταχοῦ ἀντιλέγεται.* Act. 28, 22. Charakter der Häresie wird, wo er erforderlich, durch Prädication bestimmt: *κατὰ τὴν ἀκριβεστάτην αἵρεσιν τῆς ἡμετέρας θρησκείας.* Act. 26, 8. und *αἵρεσις ἀπωλείας.* 2 Petr. 2, 1. Häresien der letztern Art sind es ohne Zweifel, welche Paulus (Galat. 5, 20.) *ἔργα τῆς σαρκὸς* nennt. Von Anhängern solcher ist auch die Ermahnung zu verstehen: *κὼν ἄνθρωπον μετὰ μίαν καὶ δευτέραν ρουθείαν παραιτοῦ.* Tit. 2, 14. *Αἵρεσις* im Allgemeinen erkennt dagegen der Apostel als nothwendig in der Gemeinde an. 1 Cor. 11, 19.

Hülsmann a. a. O. 14. 15.

finden, wo auch Hiecke's Gegner sie finden will, im Bekenntniß, in den Dogmen. An die Mißlichkeit des äußerlichen Bekenntnisses hat Christus selbst erinnert; es werden nicht alle, die zu ihm sagen: Herr, Herr! in sein Himmelreich eingehen. Und abgesehen von dem unwahren Bekenntniß, die Dogmen, wie sie von den christlichen Religionsgesellschaften gefaßt wurden, sind doch immer nur der endliche Ausdruck ewiger Wahrheit; sie schwanken und wechseln auf der Woge der Zeit, wie die Dogmengeschichte lehrt. Einer Glaubenslehre ist darum die Christenheit nie auf die Dauer gewesen, auch nicht in den Tagen der Apostel, eines Glaubens sind die Gläubigen immer, denn in allen und in jedem Einzelnen ist der Glaube das Werk des einen heiligen Geistes; soll doch in der Kirche des neuen Bundes kein Bruder dem andern sagen: erkenne den Herrn, sondern sie alle sollen von Gott gelehrt sein ¹⁾). Eine andere Einheit als die innere, Gott gewirkte des Glaubens hat auch Luther nicht gewußt und nicht gewollt: das bezeugt sein Katechismus in der Auslegung des dritten Glaubensartikels.

Gelte das auch in der Anwendung auf die großen Dichter unsrer Nation. Irre es uns nicht, wenn ihre Aeußerungen anders lauten, als die Augustana oder selbst als die Glaubensregel, wenn es mitunter aussieht, als sei ihnen Natur alles, Gnade nichts ²⁾). Sind doch die beiden in Wahrheit nie völlig geschieden, greift doch jede tief in die andre hinüber. Und jene reich begabten Männer waren Getaufte, kannten, ehrten das Christenthum, suchten es nach ihrem Vermögen, wenn auch irrend, wie wir alle, zu fassen, suchten Gott, und der heilige Geist leitete auch sie der ewigen Wahrheit entgegen. So mögen denn auch ihre Schriften, mit Sinn, wie es unser Landesgesetz will ³⁾, also mit Prüfung und Nachdenken gelesen, ungeachtet, ja eben wegen ihres subjectiven und häretischen Charakters neben den ganz heidnischen Griechen und Römern heilsam bildend auf die Jugend einwirken.

Ungefähr gleichzeitig mit dem Duisburger Programm erschien als vierter Theil des Deutschen Lesebuches von Phil. Wackernagel ein Gespräch über den Unterricht in der Muttersprache. Von dem Primaneraufsatz ist hier nicht die Rede; der Verf. beschränkt sich auf den Unterricht der Altersstufe, für welche sein Lesebuch bestimmt, jüngerer Knaben bis zum vierzehnten Lebensjahre, zur Periode der Pubertät ⁴⁾, bringt aber innerhalb dieses Kreises so wichtige Betrachtungen zur Sprache, daß sein Buch sofort bei dessen Erscheinen die Aufmerksamkeit der Pädagogen, auch die des Ministers Eichhorn auf sich zog. Ein Rescript

¹⁾ Joh. 6, 45. Mit Beziehung auf Jerem. 31, 33. 34. Vergl. Hebr. 8, 10. 11.

²⁾ Hülsmann a. a. O. 20. Anm.

³⁾ Neugebauer die Preussischen Gymnasien etc. 216. §. 23. 1.

⁴⁾ Phil. Wackernagel der Unterricht in der Muttersprache. 4. 38. (Ausgabe von 1851.)

Jahr 1843 empfahl die Schriften von Wackernagel und nun, wie das Jahr vorher die Hiecke's, den Gymnasien zur Erwägung und Beachtung. Zugleich wurde anerkannt, daß sich die verschiedenen Ansichten über die Ertheilung des Unterrichts in den höhern Lehranstalten noch nicht desto nothwendiger sei es, diejenigen Versuche auszuwählen zu halten, welche durch die Erfahrung sowohl als eine richtige Würdigung derselben als unfruchtbar oder gar nicht erreichbar werden. Dahin gehöre der theoretische grammatische Unterricht in der Muttersprache, der unter dem Namen der Grammatik in manchen Anstalten üblich sei ¹⁾. Ueber den deutschen Aufsatz in Prima keine Bestimmung.

Man war auch er von dem Minister wohl nicht vergessen. Man hatte es auf eine gründliche Reform des Schulwesens abgesehen. Im gewöhnlichen bürocratischen Wege glaubte man nicht zu erreichen, eben so wenig durch eine Verständigung der Provinzialschulrathen allein. Deren Kräfte wurden auf dem Bureau dienste. Abstumpfung des Geistes war bei vielfacher Folge des Actenlesens, des Vortragens, des Verfügungsnehmens, des Strebens nach Zufriedenheit des Präsidenten: dem gegenüber entstand eine unfruchtbare beiderseitige Entfremdung, die um so fühlbarer wurde, je seltener der Schulrath seinen alten Besuch, und je rascher er sein jedesmaliges Commissionsgeschäft erledigte. Daher beschloß der Minister, auch die Schulrathen auch die unmittelbar wirkenden Kräfte der Directoren und geeigneten Lehrer der Gymnasien und Bürgerschulen, um sich zu versammeln und mit ihnen Tag für Tag von Angesicht zu Angesicht in freier und offener Weise die große Angelegenheit zu besprechen. Die Materialien waren bereits gesammelt, die Hauptgegenstände der Beabsichtigung, deren Ergebnisse ein neues Schulreglement vorbereitete, waren bestimmt, unter ihnen auch die Methode des deutschen Unterrichts. So berichtet ein Zeuge, dessen Competenz amtlichen Stellung nach, keinem Zweifel unterliegt ²⁾. Im Jahr 1848 machte dem Ministerium Eichhorn und dem Reichstag ein Ende.

Am Anfang des folgenden Jahres, da von Ladenberg Minister des Unterrichts war, berief dieser eine freie Wahl der Vertreter in den Gymnasien und höhern Bürgerschulen der Monarchie vor eine Commission zur Vorberathung über einen Entwurf zur Reorganisation des höhern Schulwesens. Man arbeitete vom 16. April bis zum 14. Mai 1849.

Die Commission war unter den Gewählten, war auch unter denen, die den Deutschen Unterricht zu berichten hatten. Namens der Commission wurde der Grundsatz ausgesprochen, die Muttersprache in jeder Deutschen Bildungsanstalt den ersten Platz

¹⁾ v. Müller Handbuch der Preussischen Schulgesetzgebung. 225. 226.
²⁾ v. Eilers) Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn. 127

einnehmen. Altenstein's Entscheidung auf den Antrag der Berliner Directoren und das Reglement über die Abiturientenprüfungen hatten den Gedanken viel richtiger und treffender ausgedrückt, aber die Fassung der Commission fand allseitige Zustimmung. Doch so geneigt man damals sein mochte, gerade hier über früheres Maß hinaus zu gehen, das Lehrziel des Deutschen Aufsatzes wurde nicht anders gesteckt, als das Gesetz vom Jahr 1834 es bestimmt hatte. Fähigkeit über Gegenstände, von denen der Schüler durch den Unterricht eine ausreichende Kenntniss erlangt hat, oder die sonst im Bereiche seiner innern oder äußern Erfahrung liegen, richtig, klar und folgerecht, angemessen und wo möglich mit Gewandtheit zu schreiben und zu sprechen: lautete die Forderung. Durch diese Fassung, meinte man, sei die Hauptaufgabe des Deutschen Unterrichts genügend bezeichnet. Der Stoff, an welchem der Schüler beweisen solle, wie weit er seine Muttersprache beherrsche, sei so angedeutet, daß der Zusammenhang dieses Unterrichts mit allen andern Unterrichtsgegenständen und mit der individuellen Entwicklung der Schüler bestimmt hervor trete. Im Uebrigen glaubte man nur auf grammatischer Richtigkeit, logischer Klarheit und Folgerichtigkeit rhetorischer Angemessenheit bestehen, aber von der Forderung einer schönen Darstellung absehen zu müssen, da diese erst von einem gereiften Alter könne erwartet werden. Auch konnte man sich nicht dazu verstehen, Gewandtheit im schriftlichen und mündlichen Ausdruck als eine schon in der Schule unumgänglich zu erfüllende Bedingung hinzustellen, zumal dabei die Möglichkeit voraus gesetzt werde, alle Naturen über einen Leisten zu schlagen. So die Motive des beantragten Lehrziels. Rücksichtlich der Methode wurde gelegentlich sorgfältige Besprechung der Aufsätze in Prima und Secunda als von selbst sich verstehend voraus gesetzt; ob bevor oder nachdem sie gearbeitet, ob in beiden Stadien, findet sich nicht ausdrücklich bemerkt. Niemand in der Versammlung widersprach diesen Ansichten ¹⁾.

Die Beschlüsse sind erfolglos geblieben. Zwar stellte noch die Verfassung der Monarchie, die am 31. Januar 1850 in Kraft trat, ein besonderes Gesetz in Aussicht, welches das ganze Unterrichtswesen regeln sollte ²⁾, doch bestimmte sie zugleich, bis zu dessen Erlaß bewende es bei den bisher geltenden gesetzlichen Bestimmungen ³⁾. Noch vor Ablauf des Jahres schied auch v. Ladenberg aus dem Ministerium. Sein Nachfolger v. Raumer hat die Vorlage des Schulgesetzes bisher nicht an der Zeit erachtet. Dem Deutschen Aufsatz kann das nur erwünscht sein. Das Reglement vom 4. Juni 1834 und das blaue Buch wählen dem Schulmann, der in Preussischem und Deutschem Sinne seine Aufgabe lösen möchte, den Anhalt und Rückhalt, deren er

¹⁾ Verhandlungen über die Reorganisation der höhern Schulen. 8. 174 175. 167. 168. 169.

²⁾ Artikel 26. Gesetzsammlung des Jahres 1850. S. 20.

³⁾ Artikel 112. A. a. O. S. 34.

bedarf. Denn die Versuche, diesen Unterrichtsgegenstand, den nationalsten und einen der lebensreichsten des Gymnasiums, wenn nicht zu verdrängen, doch zu entwerthen, haben noch nicht aufgehört; der heftigste Angriff ist erst vor drei Jahren gemacht.

Er kam nicht aus unsrer Mitte, sondern von Baiern her, wie der ähnliche sechs und zwanzig Jahre früher. Karl v. Raumer, ein Schüler Meierotto's, gab im Jahre 1852 den dritten Theil seiner Geschichte der Pädagogik heraus. Die erste Abtheilung desselben hatte, wenn nicht ein System der Pädagogik, doch, wie der Verf. es bezeichnet, Charakteristiken einzelner pädagogischer Gegenstände begonnen ¹⁾; die zweite sollte den Unterricht im Deutschen charakterisiren. In der Art, wie dieser betrieben wurde, besonders mit Kindern, fand der Pädagog manches verwerflich, wußte aber, was ihm tadelnswerth erschien, nicht durch Besseres zu ersetzen. Er bat deshalb seinen Sohn, der sich durch schriftstellerische Arbeiten im Gebiet der Deutschen Philologie bekannt gemacht hatte, statt seiner über den Unterricht im Deutschen zu schreiben. Die Bitte wurde erfüllt ²⁾. So entstand die Abhandlung Rudolf v. Raumer's über den Unterricht im Deutschen, welche der zweiten Abtheilung des dritten Bandes der genannten Geschichte eingefügt ist.

Sie geht von der Voraussetzung aus, der Deutsche Unterricht sei eben nur Sprachunterricht, und beginnt dem gemäß mit einer gelehrten und lehrreichen Geschichte der Deutschen Grammatik von Fabian Frangk bis zu den Gebrüdern Grimm. Indem nun von diesem Anfang zu dem Unterricht in der Muttersprache fortgeschritten wird, gelangt der Verf. begreiflich nicht zu dem, was wir in Preußen Deutsche Aufsätze nennen, sondern zu Deutschen Stilübungen, wie vor ihm Thiersch, auf den er sich auch ausdrücklich beruft ³⁾, und früher Gedike, der ungeschlachte Pädagog ⁴⁾. So scheint der Sohn mit den ausgesprochenen Sympathien und Antipathien des eigenen Vaters sehr in Widerspruch gerathen zu sein. Die Bestimmung des Gymnasiums ist ihm, unsern künftigen Pfarrern, Richtern und Aerzten die Anfangsgründe der höhern allgemeinen Bildung zu geben ⁵⁾, oder das Maß der allgemeinen Bildung dem künftigen Lebensberuf seiner Schüler anzupassen ⁶⁾. Doch giebt das Gymnasium den Ständen, deren Schule es ist, nur die erste Hälfte ihrer Bildung, während die zweite der Universität vorbehalten bleibt ⁷⁾; jenes soll also nicht die formale Bildung abschließen, sondern gut vorbereitete und lernbegierige Studenten bilden ⁸⁾, aber auch Männer, die im praec-

¹⁾ Geschichte der Pädagogik III. a. V.

²⁾ Geschichte der Pädagogik III. b. V—VIII.

³⁾ A. a. O. 122.

⁴⁾ A. a. O. II. 308.

⁵⁾ A. a. O. III. b. 120.

⁶⁾ A. a. O. 124.

⁷⁾ A. a. O. 121.

⁸⁾ A. a. O. 120.

tischen Leben von der Deutschen Schriftsprache den Gebrauch zu machen wissen, den ihr Beruf von ihnen fordert ¹⁾).

Alle diese Zumuthungen mußs, wenn nicht das Baiersche, doch das Preussische Gymnasium entschieden ablehnen. Seine Schüler, auch in den obern Klassen, sind keinesweges nur künftige Pfarrer, Richter und Aerzte. Sämmtliche Civilbeamte, selbst die Subalternen haben bei uns den Gang durch das Gymnasium gemacht; die Postverwaltung, die Regierungen, selbst die landrätthlichen Aemter nehmen keinen Schreiber an, der nicht das Primanerzeugniß aufzuweisen hat, das Abiturientenzeugniß giebt ihm Heere den Anspruch auf das Porte d'épée. Auch Nichtbeamte, Gulabesitzer, Fabrikherren, Kaufleute, Schiffskapitäne, Gewerbetreibende von mancherlei Art finde ich in nicht geringer Zahl unter meinen ehemaligen Schülern. So entsenden unsre Gymnasien nicht alle ihre Schüler, nicht einmal deren Mehrzahl auf die Universitäten, können mithin auch nicht die Bestimmung haben, nur Studenten zu bilden. Sie schliessen allerdings die Bildung ab, welche sie gewähren, nämlich die allgemeine oder, wenn man will, encyclopädische, nur nicht wie der Tod das animalische Leben, sondern wie der Feierabend die Menschenarbeit des Tages. Ob die weitere Bildung der Zöglinge durch die Universität, diese Vielheit von Berufsschulen unter einem Dache ²⁾, oder durch eine andre Anstalt, oder wie sonst geschehen soll, darüber haben nur jene selbst und ihre Angehörigen zu entscheiden.

Dem gemäß ist auch R. v. Raumer's Lehrziel der Deutschen Aufsätze, Fertigkeit im Gebrauch der Muttersprache, wie sie dem Pfarrer, Richter und Arzte in seinem Beruf erforderlich, weit ab von dem, das den Preussischen Gymnasien durch das Gesetz vom 4. Juni 1834 gesteckt worden. Hier ein ideales in der unmittelbaren, frischen Gegenwart des Schülers, dort eins der platten Nützlichkeit, das dem gesunden Jüngling in weiter Ferne liegt. Bei diesem bescheidensten Malse ³⁾ mußs es freilich als eine gefährliche Verirrung erscheinen, wenn man die Deutschen Ausarbeitungen der Gymnasiasten vorzugsweise an ihre Deutsche Lectüre anknüpfen will ⁴⁾. Und äußert Hiecke die Erwartung, es werde einem Primaner eben so interessant als fasslich sein, wenn sein Lehrer ihm die Geschichte der Entstehung gelesener poetischer Werke, den Nachweis ihres Zusammenhanges mit der Weltansicht des Dichters und mit seinem Bildungsgange mittheilt ⁵⁾, so wird ihm entgegnet, es scheine viel leichter zu beweisen, daß dies für das Gymnasium völlig unstatthafte Bestrebungen seien.

¹⁾ A. a. O. 124.

²⁾ Von einer *universitas literaria* weiß nur die bekannte Berliner Inschrift; die Geschichte aller nach dem Vorgange von Bologna und Paris gestifteten hohen Schulen kennt, seit ihrem Beginn, nichts als *universitates magistrorum* oder *scholarium*, auch wohl beider.

³⁾ A. a. O. 127.

⁴⁾ A. a. O. 125.

⁵⁾ Hiecke der Deutsche Unterricht etc. 181.

als sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sich ein so verständiger und begabter Mann zu solchen Ueberspanntheiten habe versteigen können ¹⁾. Der leichte Beweis möge kommen: daß er nur nicht zu leicht werde! Bis jetzt bin ich ganz gleicher Meinung mit Hiecke und halte ein Gymnasium für verfallen und verkümmert, in dessen Prima eine Darlegung wie die angedeutete keinen Anklang fände: ich spreche aus mehr als dreißigjähriger Erfahrung. Im Allgemeinen aber ist die poetische, ideale, nicht die gemeine, nützliche Welt das Heim der Jugend: davon haben schon die Griechen gewußt, darnach haben sie in der Erziehung gehandelt ²⁾.

5.

Aus dem Stettiner Gymnasium.

Noch ist das erste Jahrhundert nicht abgelaufen, seitdem König Friedrich den Deutschen Aufsatz in die Gymnasien seines Reiches einführte. Der neue Unterricht ist in der Zeit vielfach besprochen und versucht; Erfahrung, Philosophie, Gesetzgebung haben wechselseitig einwirkend ihn zu dem gemacht, was er jetzt ist. Aber mehr nicht, als eine formale Stilübung in ihm zu sehen: der Gedanke ist bei uns niemals zu einer Macht gelangt. Das darf nicht als zufällig betrachtet werden.

Das Gymnasium überliefert seinen Schülern eine Summe sprachlicher und sachlicher Kenntnisse; es bildet dadurch zugleich eine Mehrheit geistiger Thätigkeiten jedes einzelnen Zöglings: die Thatsache liegt unbestreitbar da. Soll die Schule dabei stehen bleiben oder soll sie sich die Aufgabe stellen, jene Summe wo möglich in dem Bewußtsein des Schülers zu einem organischen Ganzen, damit zugleich die Bildung jener Mehrheit zu einer harmonischen Gesamtbildung zu erheben? Ausdrücklich angeordnet von Staats wegen ist ein solches Zusammenfassen des Unterrichtes nicht; aber das Gesetz vom 4. Juni 1834 nimmt es als sich von selbst verstehend an. Mit Recht. So gewiß Lehrer und Schüler denkende Menschen sind, eben so gewiß regt sich in beiden stärker oder schwächer der Trieb, die mannigfaltigen Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen und deren Combinationen, welche sich durch ihr Bewußtsein bewegen, auf einander und auf eine ihnen allen gemeinschaftliche Einheit zu beziehen. Dahin drängt begreiflich jeder Lehrgegenstand innerhalb seiner Sphäre, dahin umfassender der logische und psychologische Unterricht, dahin vor allem die Religion als Glaube und als Wissen. Alles, was im Raume und in der Zeit, ist des Menschen, der Mensch des Gottesmenschen, der Gottmensch Gottes ³⁾.

¹⁾ v. Raumer a. a. O. 129.

²⁾ Strabonis Geogr. I. 2.

³⁾ 1 Kor. 3, 22. 23.

Aber jenes Zusammenfassen ist eine gemeinschaftliche Thätigkeit des Lehrers und der Schüler, die begreiflich eine Sprache fordert und eben so begreiflich keine andere, als die Muttersprache. Wird weiter gefragt, ob diese zu jenem Zweck mündlich oder schriftlich zu gebrauchen, so ist an sich klar, daß die erst genannte Weise der Mittheilung nicht fehlen kann. Auch die zweite nicht. Mit gutem psychologischen Grunde behauptet Jean Paul, Schreiben erhele, ein Blatt schreiben rege den Bildungstrieb lebendiger auf, als ein Buch lesen ¹⁾.

Nun tragen ohne Zweifel, wo der Unterricht in Ordnung betrieben wird, alle Lectionen zu der Gesamtbildung der Schüler bei und alle, indem sie der Muttersprache sich bedienen. Daß dies in allen durch schriftliche Darstellung geschehe, daß also nach Wackernagel's Vorschlage jeder Lehrer aus dem von ihm abgehandelten Unterrichtsgegenstande vierteljährlich ein- oder nach Umständen zweimal schriftliche Arbeiten aufgabe, bei deren Abfassung die Schüler ausdrücklich verpflichtet wären, eine besondere Sorgfalt auf die Darstellung zu verwenden, und die er bis ins Einzelne genau durchsehe, bezeichne und von den Schülern verbessern lasse ²⁾ — ein solches Verfahren wäre, von allen sonstigen Uebelständen abgesehen, practisch ganz unausführbar. Zehn Lehrobjecte enthält die Prima eines Gymnasiums; das gäbe vierteljährlich zehn bis zwanzig, halbjährlich bis vierzig Deutsche Aufsätze statt der jetzt üblichen Durchschnittszahl zehn. Die Schüler würden überbürdet, die Lehrer verkürzt in der für jedes Pensum ohnehin kurz gemessenen Stundenzahl. So stellt sich schon äußerlich das Wirkliche als das Nothwendige heraus: die Leitung der Deutschen Aufsätze bleibt einem Lehrer, am zweckmäßigsten wohl dem, dessen Lehrobject ihm den weitesten Blick über den gesammten Lehrstoff der Schule eröffnet. Der Religionsunterricht und die philosophische Propädeutik stehen in der Hinsicht voran, wie schon bemerkt; an sie zunächst reiht sich die Geschichte als reiche Beispielsammlung. Indessen kommt, wie leicht einzusehen, auf die Subjectivität des Lehrers noch mehr an, als auf das Object des Unterrichts.

Die Aufsatz bildende Thätigkeit ist, wie jede andre in der Schule, eine gemeinschaftliche des Lehrers und der Schüler, so auch ihr Anfang, die Erfindung: darüber ist im Wesentlichen wohl kein Streit mehr. Der Lehrer wählt zuerst fruchtbare Aufgaben, Standpunkte, von da aus die Zöglinge Kenntnisse aus verschiedenen Wissenschaften, die sie sich angeeignet haben, in ihren gegenseitigen Beziehungen auf einander und auf eine gemeinsame Einheit übersehen, sich auf einem kleinern oder größern Raum orientiren können.

Wird dabei ausgegangen von etwas schon fertig vor dem Auge des Lesenden Dargelegten, vielleicht von Stellen alter oder neuer

¹⁾ Jean Paul Levana. §. 132. In gleichem Sinne äußert sich Schwarz Erziehungslehre III. b. 215. 216.

²⁾ Wackernagel der Unterricht in der Muttersprache 88.

Schriftsteller, deren Inhalt zusammen gezogen oder durch Erklärungen erweitert darzustellen ist, so wird die Arbeit der Primaner für diesen Theil des Aufsatzes, was sie nach Thiersch für das Ganze und immer sein soll, Formation eines unmittelbar gegebenen Stoffes.

Damit mag ein Schüler der obersten Klasse ohne specielle Hülfe des Lehrers fertig werden. Darüber hinaus ist er durch die Aufgabe allein in der Regel noch nicht zur Genüge geleitet. Wie groß die Sehnsucht sein mag, welche den Jüngling aus der Welt der Erscheinungen, die vor ihm ausgebreitet liegt, in die Gedankenwelt hinüber treibt, die er ahnt, in die er hic und da wie durch zerrissene Nebel hinein blickt, leicht wird ihm der Uebergang doch nicht. Er bedarf des Führers, der ihn aufmerksam macht auf das Gleiche in dem Verschiedenen und Mannigfaltigen, der ihm aus Besonderem Allgemeines oder aus Allgemeinem Besonderes ableiten, Entlegenes combiniren, den gewonnenen Gedankenstoff ordnen hilft. Dies kann, wie es der Gegenstand oder irgend eine andere Rücksicht zweckmäßig erscheinen läßt, bald in erotematischer, bald in akroamatischer Lehrweise geschehen, nur darf davon nichts nachgeschrieben werden. Denn das Nachschreiben hebt das Nachdenken des Vorgedachten, worauf es recht eigentlich ankommt, ganz oder theilweise auf. Nach einer solchen Besprechung wird die Arbeit der Schüler für den Aufsatz, um den es sich handelt, ganz, vielleicht auch nur zum Theil, was Hegel forderte, Reproduction mitgetheilten Gedankenstoffes.

Aber es kann nicht ausbleiben, die mitgetheilten Gedanken regen, indem sie nachgedacht werden, andre nicht mitgetheilte in der empfänglichen Jünglingsseele an. Treten diese in dem Aufsatz zwischen die mitgetheilten oder an sie heran, gestalten sie sich aus Anlaß eines andern Thema zu einer besondern Deutschen Arbeit, so wird die Thätigkeit des Zöglings hier ganz, dort theilweise freie Production im Sinne Meierotto's und seines Jüngers Bernhardi.

Die genannten drei Momente der Erfindung sind seit Einführung des Deutschen Aufsatzes in Prima oft genug zur Sprache gekommen. Von einem vierten war meines Wissens noch nicht die Rede; gewußt, geübt mag es lange sein. Ich will daran erinnern.

Jeder Aufsatz für sich ist ein Anlauf des Schülers zu der Gesamtbildung, die er sucht. Mich dünkt, es ist zweckmäßig, diese Bestrebungen nicht vereinzelt zu lassen, sie vielmehr von Zeit zu Zeit immer wieder in die Erinnerung zurück zu rufen und zu überblicken, was gewonnen ward. Dies Resumiren ist die Thätigkeit, die ich meine.

Für sie ist in der Secunda, Unterprima und Oberprima des Stettiner Gymnasiums am Ende jedes halben Jahres eine fest stehende Aufgabe, der Abschluß genannt. Sie verlangt von jedem Schüler, daß er die Hauptgedanken aller Deutschen Aufsätze, welche er bis zu dem Zeitpunkt des Abschlusses in den genannten

Klassen gearbeitet hat, in ein Resumé bringe. Als Vorbereitung darauf dient im Laufe des Semesters ein Aufsatz: Geschichtliche Gedanken, die wir gehabt, Gedanken über Poesie und Poesien, die wir gehabt etc. etc., welcher zusammen faßt, was aus einem einzelnen wissenschaftlichen Kreise vorgekommen ist.

Nach dieser Analogie ordnet der Secundaner in seinem Abschlufs auch die übrigen von ihm gearbeiteten Aufsätze in stoffliche Abtheilungen, unterscheidet dann in jedem Aufsatz die Hauptgedanken von den abgeleiteten und stellt jene innerhalb der Abtheilung zusammen, wie sie ihrem Inhalt nach sich an einander schliessen. Findet er dabei Lücken in dem Gedankengange, so ist er angewiesen, es zu bemerken und von spätern Aufsätzen die Ausfüllung zu erwarten. Die Aufgabe des Abschlusses besteht also für ihn vornämlich im Gruppiren.

Der Unterprimaner, erinnert, daß die Aufsätze, die er in Secunda und Unterprima gearbeitet hat, nicht selten aus einer stofflichen Abtheilung in die andre hinüber greifen, sieht von diesen ab und ordnet allein nach dem Inhalt. Geordnete, nach ihrem Zusammenhang geordnete Compilation der leitenden Gedanken, also des wesentlichen Inhaltes aller von ihm gemachten Aufsätze ist für ihn die Aufgabe des Abschlusses. Findet er dabei solche, deren Inhalt ausser dem Zusammenhang liegt, so bezeichnet er sie und weist sie in ihrer Vereinzelung nach.

In diesem Abschlufs ist schon der Anfang eigener Production des Schülers bei überwiegender Reproduction. Der Abschlufs der Oberprimaner kehrt das Verhältniß um; in ihm überwiegt die Production oder tritt wenigstens stärker als in dem der vorhergehenden Klasse hervor. Er verbindet nämlich den Inhalt sämtlicher Aufsätze durch Beziehung auf einen allgemeinen, in ihnen nicht unmittelbar gegebenen Gedanken oder einzelner durch selbst gefundene Mittelglieder. Er ist Combination, die sorgsames Compiliren voraus setzt, wenn sie Werth haben soll.

So gewinnt der Jüngling in den letzten vier Jahren seines Schullebens allmählig durch eigene Thätigkeit ein System allgemeiner Gedanken über die wissenschaftlichen Studien, die ihn beschäftigen, damit zugleich einen Kern, an den sich anlegt, was er anders woher sich aneignet, vielleicht noch eine Weile nach seiner Schulzeit. Reißen spätere geistige Strömungen den Bau der jugendlichen Seele aus einander, so bleibt doch auch dann wohl noch Einzelnes oder kommt nach längerer Vergessenheit einmal belehrend, erfreuend, ja beseligend in das Bewußtsein zurück.

Das ist das resumirende Verfahren bei uns. Man wird andere, bessere Methoden erdenken. Ich habe nur zu berichten.

Stettin.

Ludwig Giesebrecht.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Programme der Provinz Sachsen. 1854—1855.

Eisleben. Auch eine Stimme über das, was den Gymnasien Noth thut. Von dem Director Dr. Ellendt. 31 S.

Als der durch seine vielseitige Gelehrsamkeit in der philologischen und durch seine scharf ausgeprägte Persönlichkeit in der pädagogischen Welt wohlbekannte Verf. diese Abhandlung niederschrieb, ahnete er nicht, daß sie das letzte Vermächtniß seines Geistes an die Nachwelt, der Scheidegruß eines Sterbenden sein werde; denn kurze Zeit nachher überaschte ihn ein schneller und unerwarteter Tod, der die allgemeinste Theilnahme unter seinen Freunden und Berufsgenossen erweckte, die keine Ahnung von seinem so schnellen Hinscheiden haben konnten. Solche Stimmen über das, was den Gymnasien Noth thue, haben sich in der jüngsten Zeit gar viele und verschiedenartige vernehmen lassen. Wie ganz anders waren die Anschauungen der Stimmführer hierüber in den Jahren 1848 und 1849, als gegenwärtig; wie waren es da zum Theil junge unerfahrene Männer, die, fortgerissen von der Strömung des Zeitgeistes und von hohlen Theorien ausgehend, Anforderungen aufstellten, die, wenn man ihnen nachgegeben hätte, den ganzen festen Bestand unserer Gymnasien erschüttert haben würden. Indes die Bewegungen jener Zeit haben auch ihr Gutes gehabt. Denn wie man einerseits durch die offen und unverhohlen ausgesprochenen Ansichten der Gegner aller gründlichen, auf der Basis des Christenthums, des klassischen Alterthums und der nationalen Elemente beruhenden Gymnasialbildung genau und sicher die vielen und mannigfaltigen Gefahren erkannte, welche derselben drohten: so wurden dadurch doch auch manche bisherige Mängel und Schäden der Gymnasien offenbar, durch welche eben eine so schiefe und verkehrte Richtung in die Bestrebungen so vieler, namentlich jüngerer Lehrer gekommen war; wie denn auch andererseits von ruhigeren und besonneneren Männern wirkliche Mängel der Gymnasialbildung aufgedeckt und gerechte Wünsche und Bedürfnisse geltend gemacht wurden. Jene Sturm- und Drangperiode ist glücklich vorüber gegangen, und der Weisheit und Besonnenheit unserer leitenden Behörden haben wir es zu verdanken, daß jene exaltirten Bestrebungen ohne verderblichen Einfluß auf die Stellung und Tendenz unserer Gymnasien geblieben sind. Nachdem alle damals aufgeregten trüben Leidenschaften sich beruhigt und abgeklärt haben und die Haltlosig-

keit hohler politischer wie pädagogischer Theorien zu Tage getreten ist, hat die ruhige Praxis und langjährige Erfahrung wieder ihr Recht gewonnen und ist zu Worte gekommen, und wir dürfen von der neusten Bewegung auf dem Gebiete des Gymnasialwesens erfreuliche Resultate hoffen, und das um so mehr, als auch hier von den betreffenden Staatsbehörden nichts überstürzt wird, sondern alle nöthigen Reformen langer und ernstlicher Erwägung mit gewissenhafter Berücksichtigung der lautgewordenen Wünsche und Erfahrungen anheim gegeben werden. Die vorliegende Stimme über das, was den Gymnasien Noth thut, ist die eines durch gründliche Gelehrsamkeit, lange Erfahrung und Hingabe an seinen Lehrerberuf bewährten Mannes, und weist auf wesentliche Mängel und Bedürfnisse unserer Gymnasien hin. Sie umfasst nicht den Gymnasialunterricht nach allen Richtungen und Beziehungen, sondern begnügt sich, einzelne Punkte, auf welche die Praxis den Verf. hauptsächlich hinführte, hervorzuheben; und wenn sie auch in dieser Beziehung im Allgemeinen wenig Neues, das nicht auch schon anderweit zur Sprache gekommen wäre, vorbringt, so ist es doch gerade bei allen practischen Fragen, und so hier bei der Frage nach den nothwendigen Reformen im Gymnasialwesen von großer Bedeutung, daß viele stimmfähige und stimmberechtigte Männer ihre Erfahrungen und Ansichten zur Geltung bringen, damit die factischen Zustände möglichst klar zur Anschauung kommen und die Abhülfe um so sicherer und nachhaltiger geschafft werden könne. So bemerkt denn auch der Verf. S. 5 ausdrücklich, daß die von ihm angeführten Thatfachen auf eigener genauer Kenntniß, nicht auf Hörensagen beruhen.

Was den Gymnasien Noth thue, betreffe:

- 1) theils die Lehre und damit zugleich die Lehrer,
- 2) theils die äußere Hülfe und Unterstützung.

In Betreff der Lehre, d. h. sowohl der Gegenstände als der Methode des Unterrichts, seien drei Stücke besonders nöthig. Einmal müsse in den Schulen ein durch und durch christlicher Odem wehen und ein positiv christlicher Geist mehr und mehr hergestellt werden. Nachdem der Verf. gegen die hier und da sich kundgebenden Bestrebungen einzelner Geistlichen, die Schuld der bisherigen Unchristlichkeit gar vieler Schulen und der Zeit überhaupt dem Lehrstande zu- und von der Kirche und ihren Dienern abzuwälzen, sich energisch verwahrt und sich gegen die hierarchischen Tendenzen, die Gymnasien ausschließlich der Kirche zu unterwerfen, nicht ohne eine gewisse Herbigkeit ausgesprochen hat, entwickelt er, was er unter der Christlichkeit und Kirchlichkeit verstehe, die er von den Gymnasien fordere. Beide Begriffe sind ihm der Sache nach identisch, da der Christ nur in kirchlicher Gemeinschaft als Christ sich bewähren könne. Die Förderung der Christlichkeit in den Gymnasien soll dadurch erzielt werden, daß die Schule in ihren Lehrern und Schülern sich als ein Glied der Kirche fühle und dies durch einen echt christlichen Sinn in Lehre und Leben, in Wort und Beispiel und durch eine freie, lebendige, von allem Heuchelschein und aller Werkheiligkeit ferne Theilnahme an dem kirchlichen Leben bethätige. Der ganze Unterricht soll vom christlichen Geiste getragen, der Religionsunterricht vom confessionellen Standpunkte aus ertheilt und die einzelnen Lehrgegenstände, soweit sie ihrer Eigenthümlichkeit nach ohne Zwang es zulassen, von dem Geiste des Christenthums durchdrungen, erfüllt und geheiligt werden. Am entschiedensten könne und müsse das bei den Sprachen, der Litteratur und Geschichte geschehen, indem durch sie theils die Vorbereitung, theils die Vollendung der christlichen Offenbarung gelehrt und mit dem Unterschiede und Irrthume zugleich die Uebereinstimmung und Wahrheit dargethan werde. Der mathematische Unter-

lasse eine solche Durchdringung nicht zu, und die Naturwissenschaften dürfe man nicht im Geiste frommer Betrachtung behandeln wollen. Als das Zweite, was den Gymnasien Noth thue, bezeichnet er materielle und formelle Concentration des Unterrichts. Dasselbe ist zu erreichen durch eine allgemeine Herabsetzung der Forderungen für den Standpunkt der einzelnen Klassen und insbesondere für die Orientenprüfung, noch dadurch, daß man die Lehrgegenstände möglichen nach und nicht neben einander treibe, sondern durch eine Verleserung der Lehrgegenstände und damit auch der Unterrichtszeiten und in Folge dessen durch eine durchgreifende Abänderung (Herabsetzung) der Forderungen für die akademische Reife. der Zahl der bisherigen Unterrichtsgegenstände soll völlig beseitigt werden. Die philosophische Propädeutik und das Französische, Zeichnen und Gesang dem Belieben des einzelnen Schülers freigestellt, die Mathematik, welche bisher eine wahre Tyrannei in den Gymnasien (?) ausübte, auch die Planimetrie, die Lehre von den Zahlen, Proportionen, Wurzeln und die Gleichungen des ersten und zweiten Grades beschränkt und in Folge dessen auch die Stundenzahl in den beiden unteren Klassen auf zwei und ebenso die Zahl der Aufgaben zum Abiurtenexamen auf zwei herabgesetzt werden. Die Naturgeschichte soll falls in den drei unteren Klassen gestrichen, in Tertia in 2 Stunden allgemeine physiologische Uebersicht der drei Reiche gegeben, in Quarta und Prima in je einer Stunde die Physik in beschränktem Maaße vorgetragen werden. Hiernach bedürfen die oberen Klassen des Gymnasiums nur 24 bis 25 Stunden allgemeiner Verpflichtung, wozu noch eine Beaufsichtigung und Prüfung der Privatstudien hinzukommen könne. Würden die klassischen Sprachen nebst Geschichte und deutscher Literatur den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts abgeben und eine wirkliche Concentration des Unterrichts zugleich mit einem ernsten und freudigen Privatstudium der Schüler erreicht werden. Der freie lateinische Unterricht sei für das Examen festzuhalten, das griechische Scriptum wieder abzuheben, im Uebrigen *Litera B* des Prüfungsgesetzes von 1834 zur Grundlage zu erheben, *Litera B* dagegen als Ausnahme zu betrachten, um die Entwicklung der geistigen Individualität des Schülers wieder einen Spielraum zu gewähren. — Drittens fordert der Verf., daß für die Ausbildung von Lehrern, die christliche Einsicht und Gesinnung mit methodischer Tüchtigkeit und wissenschaftlicher Kenntniß verbänden, mehr als bisher gesorgt werden müsse. Die Maaßregel, Theologen durch Erleichterung des dazu erforderlichen Examens für die Gymnasiallehrerstellen zu gewinnen, hält er weder für zweckmäßig noch für nöthig, dagegen die Beschränkung der Alleswisserei, die bisher bei den Lehrprüfungen getrieben sei, für den einzigen Weg, tüchtige Lehrer zu bilden. Dann werde auch mit der Philologie und Geschichte, theils mit der Mathematik und Naturkunde auch eine echt christliche Grundbildung vereinbar sein, die die Schüler zu eigentlichen theologischen Studien verlange, wohl aber durch diese eingeübten Vorlesungen unterstützt und gefördert werden.

Die Heranziehung von eigentlichen Geistlichen zu dem Religionsunterrichte an Gymnasien läßt er nur für geschlossene Schulen gelten. Indem beklagt er es, daß von Seiten der Universitätslehrer im Allgemeinen so wenig für die Leitung der Studien der künftigen Gymnasiallehrer geschehe, daß man sich nicht genug darum kümmere, ob die nachschafflichen Beschäftigungen des Individuums auch wirklich für seine geistige Lehrerlaufbahn ersprießlich seien oder nicht, daß endlich für praktische Ausbildung der angehenden Gymnasiallehrer viel zu wenig geschehe, indem das vorgeschriebene Probejahr dazu ganz ungenügend sei.

keit hohler politischer wie pädagogischer Theorien zu Tage getreten ist, hat die ruhige Praxis und langjährige Erfahrung wieder ihr Recht gewonnen und ist zu Worte gekommen, und wir dürfen von der neusten Bewegung auf dem Gebiete des Gymnasialwesens erfreuliche Resultate hoffen, und das um so mehr, als auch hier von den betreffenden Staatsbehörden nichts überstürzt wird, sondern alle nöthigen Reformen langer und ernstlicher Erwägung mit gewissenhafter Berücksichtigung der lautgewordenen Wünsche und Erfahrungen anheim gegeben werden. Die vorliegende Stimme über das, was den Gymnasien Noth thut, ist die eines durch gründliche Gelehrsamkeit, lange Erfahrung und Hingabe an seinen Lehrerberuf bewährten Mannes, und weist auf wesentliche Mängel und Bedürfnisse unserer Gymnasien hin. Sie umfaßt nicht den Gymnasialunterricht nach allen Richtungen und Beziehungen, sondern begnügt sich, einzelne Punkte, auf welche die Praxis den Verf. hauptsächlich hinführte, hervorzuheben; und wenn sie auch in dieser Beziehung im Allgemeinen wenig Neues, das nicht auch schon anderweit zur Sprache gekommen wäre, vorbringt, so ist es doch gerade bei allen practischen Fragen, und so hier bei der Frage nach den nothwendigen Reformen im Gymnasialwesen von großer Bedeutung, daß viele stimmfähige und stimmberechtigte Männer ihre Erfahrungen und Ansichten zur Geltung bringen, damit die factischen Zustände möglichst klar zur Anschauung kommen und die Abhülfe um so sicherer und nachhaltiger geschafft werden könne. So bemerkt denn auch der Verf. S. 5 ausdrücklich, daß die von ihm angeführten Thatfachen auf eigener genauer Kenntniß, nicht auf Hörensagen beruhen.

Was den Gymnasien Noth thue, betreffe:

- 1) theils die Lehre und damit zugleich die Lehrer,
- 2) theils die äußere Hülfe und Unterstützung.

In Betreff der Lehre, d. h. sowohl der Gegenstände als der Methode des Unterrichts, seien drei Stücke besonders nöthig. Einmal müsse in den Schulen ein durch und durch christlicher Odem wehen und ein positiv christlicher Geist mehr und mehr hergestellt werden. Nachdem der Verf. gegen die hier und da sich kundgebenden Bestrebungen einzelner Geistlichen, die Schuld der bisherigen Unchristlichkeit gar vieler Schulen und der Zeit überhaupt dem Lehrstande zu- und von der Kirche und ihren Dienern abzuwälzen, sich energisch verwehrt und sich gegen die hierarchischen Tendenzen, die Gymnasien ausschließlich der Kirche zu unterwerfen, nicht ohne eine gewisse Herbigkeit ausgesprochen hat, entwickelt er, was er unter der Christlichkeit und Kirchlichkeit verstehe, die er von den Gymnasien fordere. Beide Begriffe sind ihm der Sache nach identisch, da der Christ nur in kirchlicher Gemeinschaft als Christ sich bewähren könne. Die Förderung der Christlichkeit in den Gymnasien soll dadurch erzielt werden, daß die Schule in ihren Lehrern und Schülern sich als ein Glied der Kirche fühle und dies durch einen echt christlichen Sinn in Lehre und Leben, in Wort und Beispiel und durch eine freie, lebendige, von allem Heuchelschein und aller Werkheiligkeit ferne Theilnahme an dem kirchlichen Leben bethätige. Der ganze Unterricht soll vom christlichen Geiste getragen, der Religionsunterricht vom confessionellen Standpunkte aus ertheilt und die einzelnen Lehrgegenstände, soweit sie ihrer Eigenthümlichkeit nach ohne Zwang es zulassen, von dem Geiste des Christenthums durchdrungen, erfüllt und geheiligt werden. Am entschiedensten könne und müsse das bei den Sprachen, der Litteratur und Geschichte geschehen, indem durch sie theils die Vorbereitung, theils die Vollendung der christlichen Offenbarung gelehrt und mit dem Unterschiede und Irrthume zugleich die Uebereinstimmung und Wahrheit dargethan werde. Der mathematische Unter-

lasse eine solche Durchdringung nicht zu, und die Naturwissenschaften dürfe man nicht im Geiste frommer Betrachtung behandeln wollen. — Als das Zweite, was den Gymnasien Noth thue, bezeichnet er materielle und formelle Concentration des Unterrichts. Dieselbe soll zu erreichen durch eine allgemeine Herabsetzung der Forderungen den Standpunkt der einzelnen Klassen und insbesondere für die Reifeprüfung, noch dadurch, daß man die Lehrgegenstände möglichen nach und nicht neben einander treibe, sondern durch eine Verleinerung der Lehrgegenstände und damit auch der Unterrichtszeiten und in Folge dessen durch eine durchgreifende Abänderung (Herabsetzung) der Forderungen für die akademische Reife. Der Zahl der bisherigen Unterrichtsgegenstände soll völlig beseitigt werden die philosophische Propädeutik und das Französische, Zeichnen und Gesang dem Belieben des einzelnen Schülers freigestellt, die Mathematik, welche bisher eine wahre Tyrannei in den Gymnasien (?) ausübte, auch die Planimetrie, die Lehre von den Zahlen, Proportionen, Logarithmen und Wurzeln und die Gleichungen des ersten und zweiten Grades beschränkt und in Folge dessen auch die Stundenzahl in den beiden unteren Klassen auf zwei und ebenso die Zahl der Aufgaben zum Abiturnexamen auf zwei herabgesetzt werden. Die Naturgeschichte soll ebenfalls in den drei unteren Klassen gestrichen, in Tertia in 2 Stunden allgemeine physiologische Uebersicht der drei Reiche gegeben, in Quarta und Prima in je einer Stunde die Physik in beschränktem Maasse vorgetragen werden. Hiernach bedürfen die oberen Klassen des Gymnasiums nur 24 bis 25 Stunden allgemeiner Verpflichtung, wozu noch eine besondere Aufsichtigung und Prüfung der Privatstudien hinzukommen könne. Sollten die klassischen Sprachen nebst Geschichte und deutscher Literatur den Mittelpunkt des Gymnasialunterrichts abgeben und eine wirkliche Concentration des Unterrichts zugleich mit einem ernsten und freudigen Privatstudium der Schüler erreicht werden. Der freie lateinische Vortrag sei für das Examen festzuhalten, das griechische Scriptum wieder abzuheben, im Uebrigen *Litera B* des Prüfungsgesetzes von 1834 zur Geltung zu erheben, *Litera B* dagegen als Ausnahme zu betrachten, um die Entwicklung der geistigen Individualität des Schülers wieder einen Spielraum zu gewähren. — Drittens fordert der Verf., daß für die Anstellung von Lehrern, die christliche Einsicht und Gesinnung mit methodischer Tüchtigkeit und wissenschaftlicher Kenntniß verbänden, mehr als bisher gesorgt werden müsse. Die Maafregel, Theologen durch Erleichterung des dazu erforderlichen Examens für die Gymnasiallehrerstellen zu gewinnen, hält er weder für zweckmäßig noch für nöthig, dagegen die Verhinderung der Alleswisserei, die bisher bei den Lehrprüfungen geübt sei, für den einzigen Weg, tüchtige Lehrer zu bilden. Dann werde es mit der Philologie und Geschichte, theils mit der Mathematik und Naturkunde auch eine echt christliche Grundbildung vereinbar sein, die durchwegs eigentlich theologische Studien verlange, wohl aber durch dessen eingezeichnete Vorlesungen unterstützt und gefördert werden.

Die Heranziehung von eigentlichen Geistlichen zu dem Religionsunterrichte an Gymnasien läßt er nur für geschlossene Schulen gelten. Indem beklagt er es, daß von Seiten der Universitätslehrer im Allgemeinen so wenig für die Leitung der Studien der künftigen Gymnasiallehrer geschehe, daß man sich nicht genug darum kümmere, ob die wissenschaftlichen Beschäftigungen des Individuums auch wirklich für seine geistige Lehrerlaufbahn ersprießlich seien oder nicht, daß endlich für die praktische Ausbildung der angehenden Gymnasiallehrer viel zu wenig geschehe, indem das vorgeschriebene Probejahr dazu ganz ungenügend sei.

Kürzer handelt der Verf. von der äußeren Hülfe und Unterstützung, die den Gymnasien Noth thue, und erörtert hier namentlich drei Punkte: 1) das, was Wolf *honos et praemium* genannt hat; 2) die gründliche Revision und gerechte Beurtheilung der Gymnasien; 3) die polizeiliche Unterstützung der Schulzucht. An Ehre und äußerlicher Stellung in der Gesellschaft fehle es jetzt dem Lehrer nicht mehr, und auch für die Besoldung werde seit dem Ministerium Altenstein seitens des Staats nach Kräften, wenn auch noch nicht überall auskömmlich, gesorgt; wohl aber liege in dem neuen Pensionsreglement ein Uebelstand, insofern für den pensionsberechtigten und pensionsbedürftigen Lehrer häufig keine Pensionsmittel da seien, so daß man sich durch Adjuncturen helfen müsse, wodurch die Beförderungen jüngerer tüchtiger Lehrer in ihrer äußeren Lage übermäßig gehemmt werde. — Von dem Publikum erwartet der Verf. keine gerechte Beurtheilung der Gymnasien und ihrer Lehrer; um so mehr sollten die vorgesetzten Behörden es sich angelegen sein lassen, durch öftere und gründlichere Revisionen tiefer in die Zustände der Gymnasien einzudringen, um die Wirksamkeit der Lehrer und Directoren nach Verdienst würdigen und Uebelständen abhelfen zu können. Die Revision der Abiturientenarbeiten will er den Universitätsprofessoren abgenommen und den ordentlichen Aufsichtsbehörden übertragen wissen. — Am meisten bleibe aber zu wünschen übrig in der Unterstützung, welche die Schulen seitens des Publikums und der Eltern und insbesondere seitens der polizeilichen Behörden und des Staats mit Recht zu erwarten und in Anspruch zu nehmen hätten, wobei auf die verschiedenen Verhältnisse großer und kleiner Städte Rücksicht genommen und auf wesentliche Mißstände bei der Controlirung der Gymnasiasten außerhalb der Schule hingewiesen wird.

Ref. hat hier blos den wesentlichen Inhalt dieser practisch-pädagogischen Herzensergießungen des Verf. mitgetheilt und enthält sich aller Kritik derselben, so wie der eigenthümlichen, oft unmutigen und gereizten Stimmung, welche an manchen Stellen merklich hervortritt, weil der hochverdiente Mann nicht mehr unter den Lebenden weilt und es darum ungeeignet sein würde, solche Punkte hier näher zu beleuchten, da dem Verf. die Möglichkeit der Einrede dagegen nicht mehr zusteht. Wir können demselben nicht in allen Ansichten und Vorschlägen beistimmen, erkennen aber die Freimüthigkeit in der Darlegung seiner auf vielfache Erfahrung gegründeten Ansichten und den Muth der eigenen Ueberzeugung bereitwillig an und finden die mitgetheilten Erfahrungen und gemachten Vorschläge großentheils höchst beachtenswerth. — Im Anhang werden Proben von prosaischen und poetischen Stilübungen einzelner Gymnasiasten mitgetheilt, um ein Urtheil über die Leistungen der Anstalt zu gewinnen. In wie weit solche Mittheilungen zweckmäßig sind, wollen wir unerörtert lassen; die Sache läßt jedenfalls eine doppelte Beurtheilungsweise zu.

Erfurt. Letzte Unterhandlungen des Königs Jakob von England mit dem Könige Philipp dem Dritten von Spanien über die Zurückgabe des Pfälzer Kurthums an den Kurfürsten Friedrich. Von Dr. J. D. W. Richter, Professor. 20 S. — So gründliche Studien der Verf. auch für den vorliegenden Gegenstand gemacht hat, so ungenießbar wird die Abhandlung durch den schleppenden, schwerfälligen Stil, wie er am wenigsten in einem Programme, welches in die Hände so vieler Schüler kommt, sich finden sollte.

Halberstadt. Abhandlung über personificirende Adjectiva und Epitheta bei griechischen Dichtern, insbesondere bei Pindar, Aeschylus, Sophocles. Von Dr. C. C. Hense. 24 S. — Die vorliegende Abhandlung ist ein Bruchstück einer größeren Arbeit

1) Verf. über das Adjectiv und Epitheton bei griechischen Dichtern, die
 späterhin ans Licht treten soll. Zunächst bestimmt der Verf. die cha-
 racterisirende Natur des Adjectivs, insofern es im Dienste der Ver-
 andesthätigkeit steht, im Verhältniß zur veranschaulichenden
 2) Epithetons, das den Gegenstand nicht bloß für das Denken, sondern
 auch für die Phantasie näher bestimmen soll. Dann weist er auf den
 Reichthum der griechischen Sprache an sinnlichen Epithetis hin, welche
 derselben eine so große Anschaulichkeit der Darstellung für die Phantasie
 verleihen, die einen ihrer wesentlichsten Vorzüge ausmacht. Im
 Speciellen geht er dann auf die Personification in der griechischen
 Sprache ein, setzt das Wesen, die Bedeutung und den Umfang derselben,
 3) wie ihr Verhältniß zu der mythologischen Gestaltenbildung auseinander.
 Als eins der vorzüglichsten Mittel zur Hervorbringung der poetischen
 Personification bei den Griechen bezeichnet er die Anwendung des
 Adjectivs und Epithetons, wobei die außerordentliche Bildungsfähigkeit
 der griechischen Sprache, namentlich in Compositis, in hohem Grade ans
 Licht trete. Von solchen Compositis werden der näheren Betrachtung
 hervorgezogen die Composita 1) von ὦψ, πρόσωπον, ὀπίσσω, βλί-
 σσος, 2) von πούς, πέζα, σφυρόν u. s. w. Die darüber angestellte
 umfangreichen Untersuchungen zeugen von einer großen Belesenheit
 des Verf. in der poetischen Litteratur der Griechen, von einem feinen
 Tact und lebendigen Gefühle für die Auffassung und Zergliederung der
 gewöhnlich poetischen Darstellungsweise derselben, einer glücklichen
 Combinationsgabe, die über viele gelegentlich herangezogene Stellen der
 Dichter ein helleres Licht verbreitet und das Zusammengehörige recht
 übersichtlich gruppirt. Die Abhandlung selbst erlaubt ihrer Natur nach
 einen Auszug, sondern man muß sie im Ganzen lesen, um ihren Werth
 sowohl von Seiten der methodischen Behandlung des Stoffes als der ge-
 wonnenen Resultate zu würdigen. Durch dieses Bruchstück hat der Verf.
 seine Befähigung zu erspriesslichen Forschungen auf diesem Gebiete der
 griechischen Litteratur rühmlich bekundet, und er darf mit Gewißheit
 darauf rechnen, daß er sich durch Veröffentlichung der ganzen Arbeit
 den wärmsten Dank aller Freunde der griechischen Sprache und Poesie
 erwerben wird.

Halle. Abhandlung über die griechischen Studien des
 Horaz. Erste Abtheilung. Von Dr. Th. Arnold. 46 S. — Unter den
 Papieren des am 13. April 1853 verstorbenen Collaborators Arnold fand
 ich eine ausführliche Abhandlung desselben über die griechischen Studien
 des Horaz, die nach ihrem Abschlusse einem der Programme der
 hiesigen Hauptschule vorgedruckt zu werden bestimmt war. Diese
 Schrift kam durch die Angehörigen des Verstorbenen in die Hände des
 Lectors Eckstein, der durch die Veröffentlichung derselben nicht bloß
 seine Freundschaft gegen seinen entschlafenen Collegen erfüllt, sondern
 auch unzweifelhaft den Dank aller Freunde des Horaz erworben hat.
 Die Abhandlung bespricht zunächst Object, Umfang und Methode der
 griechischen Studien des Horaz im Allgemeinen, dann im Speciellen seine
 Studien des Homer, Hesiod, der Alexandrinischen Grammatiker und Dichter,
 der Komiker, des Archilochus und der Lyriker. Sie ist in klarem
 und fließendem Style geschrieben und behandelt den Gegenstand in eben
 so umfassender als gründlicher Weise. Der Verf. hat Alles, was bisher
 von den Commentatoren des Horaz in Beziehung auf den Gegenstand seiner
 Untersuchung im Einzelnen beigebracht ist, in klarer Uebersichtlichkeit
 zusammengestellt und durch eigene fleißige Studien erweitert, eine
 große Anzahl seiner Bemerkungen zu einzelnen Stellen des Horaz ge-
 macht, ein lebendiges Bild von den griechischen Studien des Dichters
 nach Umfang und Methode und der Benutzung derselben für seine eigene

dichterische Thätigkeit gegeben und dadurch tiefer in das Verständniß der horazischen Muse eingeführt. Möge der Herr Herausgeber die andere Hälfte des trefflichen *opus posthumum* bald nachfolgen lassen!

Magdeburg. 1) Domschule. *De tragicae Musae natura generatim, Sophocleae autem imprimis arte atque praestantia.* Von Prof. Dr. Suero. 11 S. — Die vorliegende Abhandlung bildet die Fortsetzung der von dem Verf. vor etwa 34 Jahren in *usum tironum* geschriebenen *Introductio Sophoclea*, und macht keinen Anspruch auf eine höhere wissenschaftliche Bedeutung, sondern soll nur Bekanntes geben und die Resultate der bisherigen Forschungen kurz zusammenstellen.

2) Pädagogium zum Kloster Unser Lieben Frauen. *De ubertate orationis Sophocleae. Pars prior.* Von Dr. Schmidt. 24 S. — Nachdem der Verf. in der Einleitung die drei tragischen Dichter der Griechen in Betreff ihrer *copia et ubertas dicendi* im Allgemeinen mit einander verglichen hat, behandelt er in vier Capiteln einzelne Erscheinungen der Art in der Sophocleischen Sprache. Es handelt *Cap. I. De ubertate et gravitate notionis in aliquot verbis conspiciua.* Hier werden die Verba *τρέφειν, πεφυκέναι und καλεῖσθαι* näher besprochen. In Rücksicht des letzten Verbums können wir dem Verf. nicht ganz beistimmen, wenn er sagt: „*valet i. q. ex sententia alicuius esse, atque ita aut gloriae inest notio aut ignominiae*“; denn genau genommen kann *καλεῖσθαι* nie bezeichnen *ex sententia alicuius esse*, noch weniger liegen die entgegengesetzten Begriffe *gloria und infamia* in dem Worte selbst, sondern eben nur der ganze Gedankenzusammenhang und die nebenstehenden Worte lassen uns einen solchen Nebenbegriff damit verbinden, wie alle angeführten Belegstellen deutlich kundgeben. *Cap. II. De redundantia in vocabulis compositis non inani.* Der Verf. tritt mit Recht der Ansicht derer bei, daß niemals ein Compositum ohne Weiteres für das Simplex stehen könne, sondern der Ausdruck dadurch immer eine eigenthümliche, für uns freilich bisweilen schwer wiederzugebende Färbung erhalte. *Cap. III. De vocabulis praeter necessitatem ut videtur sententiae adiectis.* Wenn wir auch hier dem Verf. in dem Princip beipflichten, daß solche scheinbar überflüssigen Ausdrücke wie *πατήρ, μήτηρ, τέκνα, χεῖρ* u. s. w. an jeder Stelle ihre naturgemäße Bedeutung behalten, so können wir es doch nicht gut heißen, wenn diesen Wörtern eine Fülle der Bedeutung beigelegt wird, die entweder in den Wörtern überhaupt nicht liegt, oder nicht an und für sich, sondern nur durch den ganzen Wortcomplex, in dem sie stehen, in den Gedanken hineinkommt. So soll *πατὴρ παῖς genuinus (!) filius* heißen, anderweit z. B. in *παῖ πατρὸς ἔξ Ἀχιλλεύς* auf die *nobilitas generis* hinweisen, die aber nicht in *πατὴρ*, sondern in *Ἀχιλλεύς* liegt. So soll *Ἀντί. 905 οὐδ' ἂν εἰ τέκνων μήτηρ ἔφην* bezeichnen *quamvis matris in liberos officiis obstricta.* Von *χεῖρ* heißt es, daß es die Bedeutung der *agilitas, des auxilium* hinzufüge, auf die *pietatis officia* sich beziehe, *vigor potentiaque, superba dominatio ac facinus violens* ausdrücke. *Soph. Ajac. 1131* wird *εἰ τοὺς θανόντας οὐκ ἴδς θάπτειν πατρὶν* zwar richtig durch *coram* übersetzt, aber als Erklärung hinzugefügt: *i. e. praesenti ac violenta (!) intercessionem.* *Ἀντί* bei Comparativen soll *principatus iniusti notionem* in sich enthalten, *ἐν ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν* gleich sein *τοῖς οἰσιν αὐτὸν ὀφθαλμοῖς ἰδεῖν* u. s. w. Wir können uns mit dieser Interpretationsweise durchaus nicht einverstanden erklären, da sie unberechtigterweise dem Schriftsteller etwas aufbürdet, was er nicht hat sagen können oder wenigstens nach dem gewählten sprachlichen Ausdrucke nicht hat sagen wollen. Namentlich würde eine solche Methode,

beim Schulunterrichte angewandt, dem Schüler den reinen und ungetrübten Sinn und Eindruck des Originals verkümmern. *Cap. IV. De circumlocutionis generibus.* Auch hier hält sich der Verf. nicht immer von dem eben bezeichneten Irrwege frei, indem er z. B. in den Umschreibungen mit *δύσας* in der Regel die Bedeutung der *fragilitas et imbecillitas*, seltener der *dignitas personae*, in denen mit *σχήμα* theils die Bedeutung der *tristitia* und *deformitas*, theils der *laus* und *dignitas*, in denen mit *σῶμα* die Bedeutung der *vilitas, infirmitas, miseria* findet, und auf ähnliche Weise anderen Umschreibungen willkürlich einen Sinn unterschiebt, der wiederum nur durch die beigefügten Wörter erst erzeugt wird. Von dieser irrthümlichen Methode abgesehen, zeugt die Arbeit von fleissiger Lectüre des Sophocles und gewissenhafter Benutzung der einschlagenden Litteratur. Der Verf. hat für die behandelten Materien recht brauchbares Material zusammengestellt und dadurch über manche Stelle helleres Licht verbreitet. Ref. kann nur wünschen, daß der Verf. die begonnene Arbeit fleissig fortsetze, aber dabei vor dem nachgewiesenen Abwege sich hüte.

Mersburg. Rede über die Erziehung der Jugend zum Patriotismus. Von E. W. Osterwald. 11 S. — Der Verf. weist in dieser zur Vorfeier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs gehaltenen Rede nach, wie das Studium des klassischen Alterthums unsere Gymnasialjugend ihrem deutschen Wesen und Berufe keineswegs entfremde, die Beschäftigung mit der vaterländischen Litteratur, der deutschen Geschichte und Alterthumswissenschaft den Jüngling aber positiv zur Liebe gegen sein Vaterland und sein Volk und zur Nacheiferung seiner hohen und herrlichen Tugenden entflammen müsse, und daß im Speciellen das preussische Volk und Vaterland auch in dieser Beziehung für die Weckung des patriotischen Bewusstseins unserer Jugend reichen Stoff und vielseitige Anregungen und Erweckungen biete. Doch könne die Schule die Erziehung zum Patriotismus nur anbahnen und einen tüchtigen Grund legen, die Familie und das Leben müsse mit ihr dieselbe fördern, wenn sie kräftig gedeihen solle.

Mühlhausen. Die Progressionen, figurirten Zahlen, Polygonal-Zahlen, Pyramidal-Zahlen, höheren Differenz-Reihen, Factoriellen und Fakultäten. Von Dr. Alb. Dilling, Subconrector. 22 S.

Naumburg. *Emendationes Valerianae. Scr. C. Foertsch.* 28 S. — Die Abhandlung bietet eine Reihe Emendationen zum Valerius Maximus, zu welchem dem gelehrten Verf. die Ausgabe dieses Schriftstellers von C. Kempf Veranlassung gab.

Nordhausen. *Caroli Theiſs dissertatio de proverbio Ταντάλον τάλαρτα vel Ταντάλον τάλαρτα τανταλλίζεται.* 16 S. — Die vorliegende Abhandlung enthält eine sehr gründliche und umfangreiche Untersuchung über das genannte Sprichwort. *Cap. I.* weist nach, daß die Wörter *Ταντάλος, τάλαριον, τάλαρτα, τανταλλισθαι* von *τάλας, ταλάω, τάλω* mit der Bedeutung tragen, dulden abzuleiten seien. *Cap. II.* zählt die verschiedenen Erklärungsarten des Sprichworts bei den alten Parömiographen und Lexicographen auf. *Cap. III.* giebt die richtige Erklärung desselben, welche der Verf. kurz also zusammenfaßt: „*Nolo autem ista locutione Ταντίλον τάλαρτα τανταλλισθαι illud significari, fuisse Tantalum divitem et bene nummatum sive opes et divitias accumulasse, sed potius illud, habuisse quidem Tantalum bona a Iove ipso tributa, verum his frui negatum fuisse ita, ut ipsi oneri miseriaeque fuerint (τάλαρτα Qualen). Also nicht an Schætzen schwer wie Tantalus wiegen, sondern Tantalus-Qualen erleiden; — unnuetze, tantalus-artige Versuche machen.*“ *Cap. IV.* weist schliesslich noch darauf hin,

dafs der Name des Tantalus bei den alten Klassikern nie als Repräsentant des Reichthums gebraucht werde, sondern zur Bezeichnung einer elenden, qualvollen Lage; wo von Tantalus-Schätzen die Rede sei, finde stets eine Allegorie statt.

Pforta. *Caroli Keilii schedae epigraphicae.* 55 S.

Quedlinburg. Etymologische Versuche. Von F. W. Schulze. 26 S. — Die Untersuchung erstreckt sich hauptsächlich auf die den griechischen Aspiraten $\phi\chi\theta$ im Lateinischen und Deutschen entsprechenden Buchstaben und ist gegen die Ansichten Bopp's und Jac. Grimm's gerichtet, welche die genannten Aspiraten in allen drei Sprachen für Doppelbuchstaben mit gedoppeltem Lautwerthe halten. Der Verf. sucht im Einzelnen nachzuweisen: 1) dafs die Aspiraten $\phi\chi\theta$ aus den zugehörigen einfachen Lauten $\beta\pi$, $\gamma\kappa$ und $\delta\tau$ durch blofse Verlautung hervorgehen, während sich kein Fall ihrer Entstehung durch Zusammentritt zweier verschiedenen Buchstaben nachweisen lasse, wie dies bei ψ und ξ geschehen; 2) dafs die Reihen $\beta\pi\phi$, $\gamma\kappa\chi$, $\delta\tau\theta$ den deutschen $b\ p\ pf$, $g\ t\ g$, $d\ t\ d$ entsprechen; 3) dafs nicht die Verbindung von $\phi\beta$, $\chi\gamma$ und $\theta\delta$ die geforderten Laute $f\ g\ \beta$ gebe, dafs vielmehr $\phi\beta$ und $\theta\delta$ unserer Munde unmögliche Verbindungen seien, während im Uebergange von p zu w , von t zu f , wie von t zu j die verlangten Laute leicht gefunden werden.

Salzwedel. Schulnachrichten. 9 S. Die vorhandenen Fonds erlaubten es nicht, den Schulnachrichten noch eine wissenschaftliche Abhandlung beizugeben.

Schleusingen. Uebersetzung einiger Idyllen Theokrits. Von Dr. Hartung. — Da der Verf. sich plötzlich in die Nothwendigkeit versetzt sah, die Abfassung („Verabfassung“ schreibt Herr Hartung) des Programms zu übernehmen, so wählte er diese fertig vorhandenen Uebersetzungen einiger Idyllen des Theokrit, nämlich Id: *b. rr. 15. 21*. Dieser Umstand mag es denn auch entschuldigen, wenn auf die Versification nicht die nöthige Sorgfalt hat verwandt werden können; denn cäsarlose, rhythmisch ungefüge Hexameter mit willkürlicher Behandlung der deutschen Prosodik finden sich nicht selten. Wir führen gleich von der ersten Seite einige beispielsweise an:

Nicht mit Aepfeln liebte er, nicht mit Rosen, mit Locken.

Heim in die Stallungen, während er dort am schilfigen Ufer.

Aber das Mittel entdeckt' er, safs auf ragendem Felsen.

Nicht minder erlaubt sich Herr Hartung in der Behandlung der Sprache mancherlei Freiheiten, die selbst durch die äufserste *licentia poetica* nicht gerechtfertigt noch entschuldigt werden können, z. B. gleich in der ersten Idylle (11, 32): (die Braue,) die sich in einem || Zug hinstreckt **als** fort von dem einen Ohr zu dem andern || **drunter** dem einzigen Auge u. s. w.

Stendal. 1) Antrittsrede. 2) Metrische Beobachtungen. Vom Director Dr. Heiland. 30 S. — Der von dem Patronat des Stendaler Gymnasiums zur Leitung desselben berufene Verf. des Programms, bereits durch die in seinen früheren amtlichen Stellungen veröffentlichten Schulreden rühmlichst bekannt, hat auch in der vorliegenden Antrittsrede nicht blos seine Meisterschaft in der rhetorischen Darstellung von Neuem bewährt, sondern auch durch den gediegenen Inhalt derselben documentirt, dafs er die Anforderungen der Gegenwart an die Schüler unserer Gymnasien und die Hindernisse und Schwierigkeiten, mit welchen die Lehrer derselben bei der treuen Verwaltung ihres Amts zu kämpfen haben, um diesen Anforderungen zu genügen, richtig erkannt hat und sich der Aufgabe seines Amtes klar bewufst ist, die er eben darin setzt, nicht blos die intellectuelle, sondern auch die Characterbildung der seiner

ng anvertrauten Jugend zu fördern, was hauptsächlich durch Übung an Arbeit und Anstrengung, an Entbehrung und Selbstbeherrschung, durch Erziehung zur Ehrerbietung und Pietät, zur Gottesfurcht, Frömmigkeit geschehen müsse. — Die metrischen Beobachtungen beschränken sich auf das in dem Dialoge der griechischen Tragiker sich findende Bestreben, durch eine gleichmäßige Vertheilung der Verse unter verschiedenen Personen ein dem strophischen und antistrophischen Baue der Lieder verwandtes Ebenmaass hervorzubringen. Der Verf. weist Beispiele aus Aeschylus und Sophocles nach, daß die Trimeter und Iamben von der strophischen Responsion nicht ausgenommen sind, geht auf die verschiedenen Arten des stichomythischen Dialogs näher ein und führt die Fälle an, in denen die Dichter sich Abweichungen davon erlauben.

Torgau. Der Unterricht im Griechischen kann bei wöchentlich acht Stunden in Untertertia mit Anabasis und Isocraes begonnen werden. Von A. F. Kleinschmidt. 22 S. — Das Torgauer Gymnasium ist die während der Reformbestrebungen der letzten Jahre mehrfach in Vorschlag gebrachte Theilung der höheren Lehranstalt in ein gemeinsames Untergymnasium und ein mit Realclassen verlaufendes Obergymnasium in Ausführung gebracht. In Folge dieser Einrichtung kann der griechische Unterricht erst in Tertia beginnen, der Verf. der obigen Abhandlung, dem der griechische Unterricht in Tertia übertragen ist, giebt uns ein bis ins Specieilste eingehendes Bild der Methode, welche er dabei befolgt hat. Bleibt es immerhin schon der Sprache ein großer Uebelstand, wenn ältere Schüler mit den neuereinkommenden in den Elementen unterrichtet werden müssen, so tritt doch um so mehr hervor, wenn der Unterricht in einer Klasse wie Tertia stattfindet, und zwar in wöchentlich 8 Stunden. Der geistig begabtere Schüler wird selbst dann, wenn er zu den nichtversetzten gehört, dennoch im Laufe eines Jahres so weit im Griechischen gefördert, daß es schwer hält, ihn nur einigermaßen gemeinschaftlich mit den übrigen zu beschäftigen; eine von beiden Abtheilungen wird wenigstens am ersten Vierteljahre schlimm berathen sein. Späterhin mögen sich die verhältnißmäßigen Uebelstände immer mehr ausgleichen. Der Verf. verbißt dieselben keineswegs, und sie treten in der ausführlichen Darlegung der Unterrichtsmethode in den acht ersten Stunden recht sichtlich hervor. — Auf einer gänzlichen Beseitigung derselben muß nothwendig alle pädagogische Kunst scheitern. Auf eine Beurtheilung der Methode des griechischen Unterrichts kann Ref. sich hier nicht einlassen, da das zu weit führen würde; glauben wir, daß die weitere Praxis ihn wohl zu manchen Modifikationen führen wird. — Im Uebrigen sind die Mittheilungen, welche in den Schulnachrichten über die neue Organisation des Torgauer Gymnasiums gegeben werden, sehr beachtenswerth.

Wittenberg. Beiträge zur Kenntniß der Neapolitanischen Mundart. Von Wentrup. 27 S.

Leipzig. Theaeteti Platonici enarratio. Scripsit G. Fekker. 35 S.

aus den Programmen beigegebenen Schulnachrichten entnehmen wir noch Folgendes. Die Reihenfolge der genannten Gymnasien nach der Schülerzahl ist: Halle 572 Schüler mit 39 Abiturienten, Kloster Arnstedt 454 Sch. mit 18 Abit., Torgau 317 Sch. mit 12 Abit., Domgymnasium zu Magdeburg 295 Sch. mit 18 Abit., Marienb. 266 Sch. mit 4 Abit., Halberstadt 236 Sch. mit 7 Abit., Magdeburg 232 Sch. mit 10 Abit., Wittenberg 227 Sch. mit 15 Abit., Erfurt 227 Sch. mit 10 Abit.

furt 215 Sch. mit 8 Abit., Eisleben 206 Sch. mit 14 Abit., Quedlinburg 191 Sch. mit 8 Abit., Pforta 189 Sch. mit 19 Abit., Salzwedel 187 Sch. mit 7 Abit., Naumburg 174 Sch. mit 10 Abit., Merseburg 141 Sch. mit 2 Abit., Schleusingen 134 Sch. mit 13 Abit., Zeitz 113 Sch. mit 3 Abit., Mühlhausen 110 Sch. mit 6 Abit. — In den einzelnen Lehrercollegien sind im Laufe des Schuljahres folgende Veränderungen vorgekommen. Gestorben sind: der quiescirte Musikdirector Geifs in Halberstadt, der Musikdirector Thierfelder in Mühlhausen, der Lehrer Meyer in Magdeburg, der Subconrector Dr. Winckelmann in Salzwedel. An andere Anstalten wurden versetzt: von Halberstadt nach Torgau Schulze, nach Wesel Dr. Lipke, von Wittenberg nach Mühlhausen Dr. Hasper als Conrector, von Halle nach Naumburg Dr. Thilo, an die Realschule zu Siegen Dr. Danz und Dr. Gerhard, an das Werdersche Gymnasium zu Berlin Dr. Keil, von Salzwedel nach Spandau Schumann, von Nordhausen Weissenborn in das Pfarramt zu Grofs-Camsdorf. Aus ihren amtlichen Stellungen schieden freiwillig, ohne eine neue öffentliche Lehrerstelle anzunehmen: Musikdirector Wolf in Halberstadt, Turnlehrer Kalkow in Magdeburg, unfreiwillig Dr. Nauck in Schleusingen. Neu angestellt wurden: Director Dr. Heiland aus Oels an die Stelle des nach länger als 50jähriger Dienstzeit pensionirten würdigen Directors Dr. Haacke zu Stendal, Dr. Geist in Halle, Friedemann und Hildebrandt in Magdeburg, Dr. Schlesike aus Luckau als Subrector in Mühlhausen und Dr. Bobé als französischer Lehrer ebendasselbst, Reidemeister in Nordhausen, Förster in Wittenberg, Calmus in Halberstadt, Dr. Henkel in Salzwedel. — Die Beneficien, welche die verschiedenen Gymnasien an ihre Schüler zu vertheilen haben, bestehen theils in baarem Gelde, theils in Gewährung von ganzen oder halben Freistellen in den Alumnaten, theils in freier Speisung, theils in Geschenken von Büchern, theils in Erlaß von Schulgeld; in Zeitz werden sogar 15 Ellen Tuch aus dem Naumann'schen Legate vertheilt. Die Angaben über dieselben sind nicht überall genau und vollständig, so daß sich keine genaue statistische Berechnung der Höhe des Betrags derselben daraus entnehmen läßt. Genauere Angaben finden sich z. B. in dem Programme von Halberstadt, wo die sämmtlichen Beneficien 1562 Thlr. betragen, worunter c. 360 Thlr. erlassenes Schulgeld; Torgau c. 190 Thlr. Stipendien, 535 Thlr. erl. Schulg.; Wittenberg 300 Thlr. Stip., 485 Thlr. erl. Schulg.; Stendal 208 Thlr. Stip., 266 Thlr. erl. Schulg.; Quedlinburg 546 Thlr. erl. Schulg.; Nordhausen 31 Thlr. Stipend.; Magdeburg: Domgymnasium c. 1270 Thlr. Stipend., c. 373 Thlr. erl. Schulg., Kloster U. L. Fr. 450 Thlr. Stip.; Eisleben c. 75 Thlr. Stip. und 268 Thlr. erl. Schulg.; Salzwedel 290 Thlr. Stip. und 202 Thlr. erl. Schulgeld.

Salzwedel.

Jordan.

II.

Hülfsbuch für den evangelischen Religionsunterricht in Gymnasien von Dr. W. A. Hollenberg, Lehrer am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin, Verlag von Wiegandt u. Grieben. 1854. XII u. 292 S.

Mit Recht ist schon öfters die Bemerkung gemacht worden, daß die durch die Erfahrung langer Jahre festgestellte, fast überall gültige Ordnung und Stufenfolge, in welcher sich der classische Unterricht auf den Gymnasien bewegt, demselben zu nicht geringer Förderung gereicht, und demgemäß der Wunsch laut geworden, eine ähnliche, wo möglich allgemein feststehende Vertheilung des Stoffes auch im Religionsunterricht anzubahnen. Daß es darüber nach den Zeiten einer durchaus schrankenlosen Subjectivität zu irgend einer Uebereinstimmung in den Ansichten noch nicht hat kommen wollen, ist nicht zu verwundern. Solche Abnormitäten freilich, wie sie noch vor 20 Jahren möglich waren, wo es völlig in das Belieben der einzelnen Lehrer gestellt zu sein schien, was sie in den Religionsstunden vornehmen wollten, und man in den abgehandelten Gegenständen weder Planmäßigkeit noch Einheit wahrnehmen konnte, dürften heute abgestellt sein. Schwerlich dürften aber selbst jetzt noch sich zwei Gymnasien finden, deren Lehrplan in der Religion übereinstimmte, von den beiden untersten Classen abgesehen, in denen die biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments schon seit längerer Zeit eine gewisse traditionelle Geltung bekommen hat. Die größte Verschiedenheit herrscht in den mittleren Classen, geringere, aber noch hinreichend augenfällige in den beiden oberen, wovon man sich durch die Ansicht der Programme leicht überzeugen kann. Das hauptsächlichste Hinderniß, welches einer Einigung entgegenstand, war ohne Zweifel die obwaltende Differenz über das Princip des Unterrichtes. Irren wir uns nicht, so scheint dieselbe unter den Urtheilsfähigen jetzt nicht mehr so groß und so durchgreifend, wie früher, und nur auf untergeordnetere Punkte beschränkt. Ein erfreuliches Zeichen davon ist es gewiß, daß die Lectüre und Erklärung der heil. Schrift einen weit umfangreicheren Raum auf den Lehrplänen gewonnen hat, und daß man der Erklärung der symbolischen Urkunden unserer Kirche, des Katechismus und der Augustana, weit häufiger begegnet, als sonst. Je mehr sich aber die Uebersetzung verbreitet, daß das Gymnasium verpflichtet ist, die von ihnen zu erziehenden dereinstigen Leiter der Kirche mit den Quellen, aus denen sie die von ihr bekannte Wahrheit schöpft, mit den Denkmalen, darin sie ihre Lehre niedergelegt hat, und mit dem geschichtlichen Verlauf, durch welchen sie zu dem, was sie ist, geworden, vertraut zu machen, desto mehr muß sich auch die Anschauung Bahn brechen, daß das Princip des Religionsunterrichts auf den Gymnasien nur das geschichtlich kirchliche sein kann, wie das schon längst ausgesprochen worden ist. Mit der allgemeinen Anerkennung dieses Principes wäre sicherlich schon viel gewonnen; namentlich würde von ihm aus dem oft noch sehr ins Breite gezogenen und wegen der Trennung über die Zwecke der Schule weit hinausgehenden Vortrage der Glaubens- und Sittenlehre eine heilsame Beschränkung widerfahren, und da von ihm aus überhaupt eine feste Begrenzung des Lehrstoffes, der von den Schülern angeeignet werden muß, zu erwarten ist, so läßt sich wohl hoffen, daß auch allmählich eine gleichmäßigere Vertheilung in den einzelnen Classen erreicht werden wird. Unter den bisher vorhandenen Lehrbüchern behandelt keins den Stoff

streng nach diesem Gesichtspunkte: einige, wie die von Thomasius, denen die Anerkennung gebührt, Bahn gebrochen zu haben, gaben denselben nicht vollständig, wie man es nothwendig verlangen mufs; andre, wie das von Kämmer („Die Entwicklung des Gottesreiches.“ Zittau 1843), sind nur für die mittleren Classen berechnet, von einigen inneren Mängeln abgesehen; die meisten tragen mehr oder minder den Stempel der Subjectivität ihrer Verfasser und können darum nicht allen, am wenigsten selbstständigen Lehrern, ganz mundrecht sein; zudem haben sie auch meist einen bestimmten theologisch wissenschaftlichen Charakter, welcher sie hindert, eigentliche Lernbücher für die Jugend zu werden, und die Darstellung der Glaubens- und Sittenlehre oder doch, da mehrere schon diese für die Schule ungebörige Trennung aufgegeben haben, der Lehre nimmt einen verhältnismässig zu grossen Umfang ein, als ob ihr im Unterricht die erste Stelle gebührte. Epoche machend sind für eine grössere Berücksichtigung der heil. Schrift auf den Schulen ohne allen Zweifel die Lehrbücher von J. H. Kurtz gewesen, besonders ein ausgezeichnetes Lehrbuch der heil. Geschichte. Dasselbe ist in der That für viele „ein Wegweiser zum Verständniss des göttlichen Heilsplans nach seiner geschichtlichen Entwicklung“ geworden und hat insbesondere die Lehre zu fruchtbarer Behandlung der heil. Geschichte angeregt, wie auch ein ähnliches Verdienst seinem „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ nicht abzusprechen ist. Aber dennoch haben sie trotz ihrer grossen Verbreitung, so viel wir wissen, im Ganzen an nur wenigen Anstalten Eingang gefunden: dazu sind sie unsres Dafürhaltens viel zu umfassend angelegt. Das Bedürfniss eines Buches, welches den gesamten Lehrstoff umspannte und neben der Bibel als dem eigentlichen Lehrbuch als Lernbuch dem Schüler in die Hände gegeben werden konnte, war ein offenes, gewiss von vielen empfundenes: der Versuch, demselben zu begegnen, mufs daher mit Freude begrüßt werden. Herr Hollenberg hat ihn in dem zur Besprechung vorliegenden Buche gemacht, und dafs er im Wesentlichen das Rechte getroffen hat, zeigt der Beifall, den es bereits gefunden. Denn es ist bald nach seinem Erscheinen auf mehreren Gymnasien eingeführt worden und wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf noch mehreren Eingang verschaffen. Nicht ohne Grund dürfen wir darin einen neuen Beweis sehen, dafs die Ueberzeugung von dem geschichtlich kirchlichen Charakter, den der Religionsunterricht auf den Gymnasien tragen mufs, von nicht wenigen getheilt wird, und so könnte es vielleicht diesem Buche beschieden sein, dafs mit seinem Gebrauche sich allmählich die gewünschte und zu erstrebende Gleichmässigkeit in der Vertheilung des Stoffes herausbildete. Um so nothwendiger erscheint darum eine Besprechung desselben nach möglichst allen Seiten bis in das Kleinste, bis in den Ausdruck hinein. Eine solche gegenwärtig zu unternehmen, steht sich freilich Schreiber dieses dermalen noch ausser Stande: dazu gehört die Probe der Erfahrung im Unterricht, die er nicht damit gemacht hat und vorläufig noch nicht machen kann. Er wird sich darauf beschränken, nach sorgfältiger Prüfung des Ganzen über die Anlage und die Anwendbarkeit des Buches im Schulgebrauch sein Urtheil abzugeben, und auf Einzelheiten nur so weit, als es diese Absicht erheischt, eingehen.

Wir deuten in der Kürze den Inhalt des Buches an. Es will ein „Hülfsbuch“ sein, also „sich nicht zum Mittelpunkt des Unterrichtes machen“: es will vielmehr „diejenigen Materialien, welche im evangelischen Religionsunterrichte in Gymnasien dem Gedächtniss eingeprägt und dem Verständnisse zugänglich gemacht werden müssen, entweder unverkürzt oder in vollständigen Umrissen dem Schüler darbieten“, und dadurch dazu beitragen, „dafs unsere Gymnasialjugend trotz der Verschiedenheit ihrer

religionslehrer doch mit einem werthvollen, bleibenden und gemeinsamen Material ausgerüstet dem weiteren kirchlichen Leben zugeführt würde.“ In dem Ende giebt es in sieben Abtheilungen 1) eine Auswahl von Kirchenliedern, 2) Luthers kleinen Katechismus „nach der trefflichen Ausgabe des Herrn Lic. K. F. Th. Schneider“ mit einer mäßigen Anzahl von Bibelsprüchen und einem das christliche Kirchenjahr behandelnden Anhang, welchem füglich auch ein Wort über die liturgische Ordnung unseres Gottesdienstes hätte beigelegt sein können, 3) die Heilsgeschichte des Alten Testaments mit einem Anhang von den Heiden, 4) die des Neuen Testaments, und zwar das Leben Jesu „nach der Anordnung Lange's“, mit längeren Zusätzen über „die Aneignung des Heils“, 5) die Kirchengeschichte, 6) „Ueberschriften und Andeutungen zur Glaubenslehre“, und 7) den thetischen Theil der Augustana deutsch und lateinisch und eine kurze lateinische Inhaltsangabe ihres antithetischen Theils. Die Hauptmasse des Buches bilden die 3., 4. und 5. Abtheilung. Hier ist der historische Stoff mit möglichster Objectivität gegeben; die Thatfachen des Heils in ihrer geschichtlichen Aufeinanderfolge werden vorgeführt und sind sie die aus ihnen hervorwachsende und mit ihnen verknüpfte Heilsgeschichte in besonderen Zusätzen gefügt. Aber es werden in diesen nicht bloß „Sätze aus der biblischen Theologie“ besprochen, sondern auch allenthalben dem Verständniß dienende Belehrungen gegeben, so daß in der That nichts Wesentliches von dem, was der Schüler lernen soll, überlassen ist und er den wissenschaftlichen Stoff auf kleinem Raume bekommen hat. Ein gründliches Wissen vom Christenthum ihm mitzugeben, muß ja freilich das nächste Ziel der Schule sein, wenn es auch nicht das höchste ist: dies zu erreichen, liegt aber nicht in ihrer Hand, wie nicht eines Menschen Hand allein.

Daß die sechste Abtheilung an sich dem Plane des Buches fremd ist, erkennt der Verf. selbst an. Dasselbe gilt streng genommen auch von der ersten. Unsere Ansicht, daß jene in der That besser weggeblieben wäre, diese aber passend aufgenommen ist, begründen wir weiter unten; denn wir kommen auf beide zurück. Eben so leuchtet ein, daß die weite ihre Stellung nur einem äußern Grunde verdankt. Denn eigentlich hätte der Katechismus als symbolisches Buch der Kirche, deren Lehre auch er enthält, vor die Augustana gestellt werden müssen. Da aber in den untern Classen, in welchen für die biblische Geschichte ein Auszug aus derselben angewendet zu werden pflegt, neben demselben nur die Lektüre und der Katechismus gebraucht werden kann, so sind beide neben einander gestellt und auch ohne den übrigen Theil des Buches verkäuflich.

An sich könnte freilich die Aufnahme des Katechismus in das Hilfsbuch unnöthig erscheinen, da derselbe so vielfach verbreitet ist, und es darum wohl besser dünken möchte, „daß jeder Schüler als stetes Lernbüchlein seinen besonderen Katechismus habe.“ Indefs handelt es sich im Hilfsbuch nicht um den bloßen Text des Katechismus allein, sondern auch um die Auswahl der zu seiner Erläuterung dienenden und vom Schüler einzulernenden Sprüche, deren Zugabe wir nicht bloß mit Herrn Hollenberg für „wünschenswerth“, sondern für unerläßlich halten. Die dem Gedächtniß des Knaben eingeprägten Worte aus der heil. Schrift sind ein unverlierbarer Schatz, der, wenn er auch oft Jahre lang unbenutzt ruhen mag, dem Manne und Greise noch lebendig und zu seinem Heile fruchtbar werden kann. Daher ist hier vor allem Sicherheit des Wissens zu erstreben, dieselbe aber nur dann erreichbar, wenn in den erschiedenen Classen nach einem bestimmten Plane verfahren wird. Es muß Sorge getragen werden, daß der auf der einen Stufe gesammelte Vorrath auf der nächst höheren nicht nur nicht verloren geht, sondern

gesichert und sachgemäß erweitert werde, damit der Abiturient sich in dem festen Besitz der Kernsprüche befinde, was leider nach der gewöhnlichen Erfahrung noch viel zu wenig der Fall ist. Um das zu erreichen, hilft weder eine Vereinbarung unter den Lehrern noch anderweite Festsetzung. Der Schüler muß den ganzen Stoff überschauen können; er muß das Gelernte auch wieder vor Augen haben und wissen, was mit Recht von ihm gefordert werden kann. Hier muß das „Hilfsbuch“, welches ihn durch die Classen begleitet, eintreten: die Spruchsammlung ist ein nothwendiges Erforderniß desselben. Daß sie sich am passendsten an den Text des Katechismus anschließt, kann gar nicht bezweifelt werden, obschon es gewiß auch sehr zweckmäßig ist, die hervorragendsten Sprüche in der Geschichte des Alten und Neuen Testaments hervorzuheben, was Herr Hollenberg hinsichtlich der messianischen Weissagungen gethan hat, aber noch umfassender und namentlich im Neuen Testament hätte thun können. Die gegebene Sammlung ist nicht eben groß; sie enthält etwas über 70 Sprüche, nach den Abschnitten des Katechismus geordnet, und gewährt nicht nur dem Lehrer geeignete Fingerzeige für die Erklärung desselben, bei welcher gewiß nichts so sehr zu vermeiden ist als jene in den Text alles Mögliche hineinzwingende Breite und Ausführlichkeit — ein Fehler, an dem namentlich ältere Bearbeitungen und auch die Spener'sche leiden —, sondern auch dem Schüler Anhaltspunkte für eine nachdenkende Wiederholung. Die Auswahl erscheint uns im Ganzen gelungen; über Einzelnes rechten wir nicht. Nur darüber ein Wort, daß Herr Hollenberg in einigen Sprüchen den Lutherschen Text verlassen und eine genauere Uebersetzung an die Stelle gesetzt hat, deren Worte in Klammern stehen. Wir glauben dies Verfahren entschieden mißbilligen zu müssen. Nicht als ob wir Luthers Uebersetzung für unverbesserlich und allein richtig hielten oder ihr gar ein Ansehen wie der römischen Vulgata vindiciren wollten. Im Gegentheil; wir wünschten dringend, daß eine verbesserte Uebersetzung, wie etwa die v. Meyer'sche Lutherbibel, wenn es möglich wäre, allmählich den verdienten Eingang auch in den kirchlichen Gebrauch finden möchte: das Verstandniß des Alten Testaments in seinen herrlichsten Theilen scheint es dringend zu fordern, und wo es auf einer Schule ¹⁾ durchführbar ist, daß der Erklärung des Alten Testaments namentlich in den obern Classen diese Uebersetzung zu Grunde gelegt werden kann, wird es gewiß segensreich sein. Ganz anders aber stellt sich die Sache bei den zu memorirenden Kernsprüchen, besonders des Neuen Testaments. Hier muß, so lange nicht ein andrer Text kirchlich recipirt wird, der Luthersche Text maßgebend sein, selbst da, wo er ungenau oder minder klar ist: denn um solche Mängel und nicht um grobe Irrthümer wird es sich hier zumeist handeln, in Stellen schwankender Auslegung wird Luthers Auffassung ohnehin eine Beachtung verdienen. Diese Forderung muß aber gestellt werden, um der Verwirrung vorzubeugen, welche sonst in dem Confirmanden-Unterricht nothwendig hereinbrechen müßte, wenn die in ihm vereinigten Schüler verschiedener Schulen die Sprüche in verschiedenen Recensionen brächten, je nachdem sie dieselben gelernt. Obenein ist die Verbesserung einer derartigen Ungenauigkeit im Unterricht behufs des genaueren Verständnisses gewiß ganz unbedenklich und erschüttert den Glauben an die Richtigkeit der Lutherschen Uebersetzung noch lange nicht. Indes dieser eben so schwierige als wichtige Punkt läßt sich nicht mit wenigen Bemerkungen erledigen; sehen wir lieber die von Hollenberg

¹⁾ Nach Bouterwek in der gleich anzuführenden Schrift S. 29 ist dies am Gymnasio zu Elberfeld der Fall.

beliebten Veränderungen näher an. S. 37 wird Jacobi 1, 13 ff. „Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen“ mit v. Meyer verwandelt in: „Gott kann nicht versucht werden zum Bösen“ (ἀπειραστός ἐστὶ κακῶν). Der bekannte Spruch Hebr. 11, 1 lautet S. 38: „Es ist der Glaube eine gewisse Zuversicht des, das man hoffet, und eine Ueberzeugung von dem, das (v. Meyer: von Dingen, die) man nicht sieht.“ Hebr. 11, 3 wird S. 39 mit v. Meyer also gegeben: „Durch den Glauben merken wir, daß die Welten durch Gottes Wort zugerichtet sind und nicht aus erscheinenden Dingen die sichtbaren geworden“, während Luther hat: „daß die Welt durch Gottes Wort fertig ist und alles, was man sieht, aus Nichts geworden ist.“ Eine offenbare Ungenauigkeit war nur in der ersten Stelle zu beseitigen: der Gedanke des Apostels, daß Gott vom Bösen nicht berührt werden kann, welchen die Erklärung ohne Mühe zum Verständniß bringen kann, scheint uns durch dieselbe nicht so gefährdet, daß wir in dem so bekannten und oft gebrauchten Worte darum die Aenderung für absolut nothwendig halten könnten. An der zweiten Stelle ist nur die grammatische Härte im Deutschen weggeschafft: der Sinn ist nicht geändert; auch Herr Hollenberg wird nicht behaupten, daß die ἐξόφρασις des Textes durch „Ueberzeugung“ erschöpft würde. An der dritten Stelle endlich handelt es sich um eine controverse Auslegung. Die wörtliche Uebersetzung der Worte *μη ἐκ κενόντων*, welche hier den Vorzug erhalten hat, bedarf mindestens eben so der Erklärung wie Luthers Worte „aus Nichts“, deren Mißverständniß sehr leicht zu vermeiden ist, und wenn bei ihnen, um mit einem bewährten Ausleger zu reden, welcher ebenfalls eine Transposition des *μη* annimmt, „gänzlich das Oxymoron verloren geht, daß das Unsichtbare in Sichtbares umgeschlagen ist, welches sinnlicher Weise unbegreiflich“, so dünkt uns das ein zu verschmerzender Verlust. Eben so unnötig erscheint uns die wörtliche Uebersetzung von Röm. 1, 19, 20 auf S. 91 und Phil. 2, 6 ff. S. 94. Für das Verständniß ist in der That damit gar nichts gewonnen, für welches das „Hülfsbuch“ allerdings durch einige Winke und Andeutungen etwas hätte thun können: obenein ist Luthers Uebersetzung grade dieser Stellen eine so bekannte, daß der Lehrer, auch wenn er eine andere auswendig lernen lassen wollte, sie dennoch bei der Erklärung berücksichtigen müßte.

„Dieser zweite Theil des Buches kann bis Untertertia incl. wohl angeeignet sein“ — sagt der Verf. S. V. Uns führt diese Bemerkung zu der schwierigen und in diesem Falle nicht zu umgehenden Frage nach der Vertheilung des Lehrstoffes: davon hängt das Urtheil über die Brauchbarkeit des Buches für die Schule wesentlich ab. Billiger Weise gehen wir dabei von der Ansicht des Herrn Hollenberg aus, so weit dieselbe aus den im Vorwort gegebenen Andeutungen erkennbar ist. In der Untertertia soll das Alte Testament gelesen werden, später aber noch einmal, „etwa in Obersecunda“, genau und in größerem Zusammenhange betrachtet werden. Das Neue Testament in der vierten Abtheilung ist „zunächst für Obertertia und Untersecunda eingerichtet“. Für Prima werden dann Kirchengeschichte, die christliche Lehre, Symbolik und die Erklärung der Augustana, die drei letzten Abtheilungen des Buches, bestimmt sein. Den drei untern Classen weist der Verf. biblische Geschichte und Katechismus zu, obgleich es nach der vorangestellten Bemerkung scheinen möchte, als ob er den letztern auch noch in Untertertia angewendet wissen will. Klar läßt sich überhaupt seine Ansicht nicht übersehen: denn die Andeutungen sind zu allgemein gehalten; „Lectüre des Alten und Neuen Testaments“ ist ein näherer Bestimmung sehr bedürftiger Ausdruck. Ausserdem können wir kaum glauben, daß er mit dem Alten Testament die Bibelerklärung auf der Schule abschließen will;

und wenn das nicht, wie gestaltet sich dann der Lehrstoff für Prima? So läßt uns das Vorwort in wichtigen Punkten im Stich, und weitere Fingerzeige des Programmen der Anstalt, an welcher der Verf. Religion lehrt, zu entnehmen, dürfen wir uns aus nahe liegenden Gründen nicht gestatten. Begnügen wir uns aber auch nur mit dem angedeuteten allgemeinen Gerüste der Vertheilung, so erheben sich dagegen erhebliche Bedenken. Für dieselbe ist offenbar die Rücksicht auf getrennte obere Classen bestimmend gewesen, deren sich doch die wenigsten Gymnasien erfreuen können. Wird dadurch schon die vorgeschlagene Vortheilung unanwendbar, so noch vielmehr dadurch, daß sie in dem Organismus der Gymnasien sich deutlich genug herausstellenden drei Stufen und die Bedürfnisse solcher Schüler unbeachtet läßt, welche aus Tertia oder Secunda ins bürgerliche Leben eintreten. Denn die Erfahrung, welche Bouterwek in dem so eben erschienenen Schriftchen „Ueber den Unterricht in der Religionslehre auf evangelischen Gymnasien“ (Gütersloh 1855.) S. 50 ausspricht, „daß durchschnittlich nur zehn Schüler von hundert die Prima erreichen, während in der Secunda bisweilen noch zwanzig von hundert sich befunden haben“, dürfte wenigstens in den Provinzialstädten und namentlich den kleineren die überwiegende, wo nicht allgemeine sein und begründet die Forderung für den Religionsunterricht auf das Bestimmteste, daß der Zweck des Gymnasiums „als allgemeiner Bildungsanstalt, ohne Rücksicht auf seine Stellung als Vorschule zur Universität, möglichst erreicht und abgeschlossen wird.“ Eben so müssen wir aus voller Ueberzeugung dem beistimmen, was derselbe a. a. O. S. 29 und 39 ff. über das Verhältniß der Tertia zur Secunda sagt. Der Abstand, welcher zwischen diesen beiden einander so nahe liegenden Classen Statt findet, ist, wie jeder erfahrene Gymnasiallehrer zugeben wird, ein außerordentlich großer; er bezeichnet eben den Eintritt aus dem Knabenalter ins Jünglingsalter. Mit kundiger Hand hat Bouterwek die Eigenthümlichkeiten beider Classen nach der Verschiedenheit der Schüler sowohl wie der Lehrobjecte und ihrer Behandlung geschildert, und wir verweisen um so lieber darauf, als das nähere Eingehen uns an diesem Orte versagt ist. Deshalb müssen wir jede Vertheilung des Stoffes für ungeeignet halten, welche, dieses Unterschiedes nicht eingedenk, nur drei obere und drei untere Classen im Auge hat, mag sie nun, wie Deinhardt, diesen den Katechismus und jenen den „rationalen“ Unterricht in der Religion zuweisen, oder, wie Piderit in dem sehr lesenswerthen Aufsätze „Zum evangelischen Religionsunterricht auf Gymnasien“ in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik Bd. 72 Heft 8 S. 386 u. 388 thut, die Stufe der Katechumenen von der, wo „sie sich für ihren Beruf als Hegumenen weiter zu bilden beginnen“, unterscheiden¹⁾. Wie

¹⁾ Wir theilen die von Piderit S. 386 ff. vorgeschlagene Anordnung des Stoffes mit. Der Unterricht in den beiden Hauptstufen nicht bloß, sondern auch in den einzelnen Classen innerhalb derselben soll in innerlich lebendiger Beziehung stehen, jede Stufe und jede Classe ihre eigenthümliche Aufgabe haben und jede vorhergehende dabei wieder die folgende tragen, jede folgende die vorausgehende ergänzen und erleuchten. Die untere Stufe beginnt in Sexta mit der biblischen Geschichte des Alten Testaments, schreitet in Quinta aufwärts fort zu der des Neuen Testaments und schließt mit dem Katechismus, mit dem Kirchenjahr und der allgemeinen Erklärung des evangelischen Gottesdienstes in Quarta. Die obere Stufe beginnt in Tertia mit dem Lesen des Alten Testaments, schreitet in Secunda zu dem des Neuen Testaments und schließt in Prima mit der Geschichte des Reiches Gottes Alten und Neuen Bundes, mit der Kirchengeschichte und der Symbolik.

der Geistlichen sich sammelnden Knaben erhebt, gemässes Wissen in all. Schrift, der Lehre und der Geschichte unserer Kirche mittheilen, wie sie die Abiturienten, von denen die meisten in ihr den Unterricht in der Religion für ihr ganzes Leben erhalten, auch in dem Erkennen von der Religion auf die entsprechende Stufe bringen soll.

Der Wichtigkeit der Sache willen möge es dem Schreiber dieses sein, seine Ansicht von einer Vertheilung des Stoffes, wie sie dem im Eingange angedeuteten Princip nach dem eben bemerkten Punkte gestalten muss, in der Kürze darzulegen, zumal sich zu weiteren Bemerkungen über das „Hilfsbuch“ leicht anknüpfen lässt.

In den beiden untersten Classen biblische Geschichte des Alten und Neuen Testaments zu lehren ist und in Verbindung damit einzelne der Texte des Katechismus und Kirchenlieder, diese am zweckmässigsten hier wie in den andern Classen nach der Ordnung des Katechismus, mit welcher die Schüler auf diese Weise am leichtesten vertraut einzulernen sind, darüber herrscht ziemlich allgemeine Uebereinstimmung. Die mittlere Stufe läuft in den meisten Fällen mit dem kirchlichen Confirmanden-Unterrichte parallel: der Schulunterricht hat auf ihr dasselbe Ziel, welches nur durch den Charakter der Gymnasialstunden modificirt wird. Um dieses Umstandes willen hat wohl manche Gymnasien für die Zeit, wo ihre Schüler den Unterricht bei einem Geistlichen empfangen, aus den Religionsstunden eine besondere Einrichtung, welche ausserordentlich misslich und von den Nachtheilen begleitet ist. Denn da die Confirmanden in der Wirklichkeit keinesweges blofs Quartaner und Tertianer sind, sondern oft auch Sextaner und Quintaner, und jenen Unterricht bald ein, bald zwei Jahre lang, so erleiden die Schüler in verschiedenen Classen eine oft mehrmalige Unterbrechung des Unterrichtes, bei welcher die Durchführung eines einheitlichen Lehrplanes gradezu unmöglich wird. Die Frage nach dem Uebergange des Schulunterrichts zu dem Confirmanden-Unterricht bedürfte es einmal einer eingehenden Reanrechnung¹⁾: denn es finden sich

hier an den verschiedenen Orten je nach dem obwaltenden *usus* die größten Uebelstände. Die Schule hat nach unserem Dafürhalten *in praxi* auf den Unterricht der Geistlichen gar keine Rücksicht zu nehmen; in der Festsetzung ihres Lehrplans wird sie erst dann durch denselben sich bestimmen lassen können, wenn der Inhalt desselben ein feststehender sein wird. Am besten sind die Gymnasien daran, deren Schüler gemeinsam von einem Geistlichen zum Genuß des heil. Abendmahls vorbereitet werden: da ist eine Vereinbarung möglich. Wir haben eine vorhandene Wirklichkeit vor Augen, wenn wir als die wünschenswerthe Einrichtung die bezeichnen, daß der nur an Gymnasiasten ertheilte Confirmanden-Unterricht in halbjähriger Dauer sich bloß auf seinen nächsten Zweck beziehe, auf die Vorbereitung zum ersten Genuß des heil. Abendmahls, und darum sich vorzugewisse mit dem vierten und fünften Hauptstück des Katechismus beschäftige. Daß er ausserhalb der Schulstunden fallen muß, versteht sich ohnehin für uns von selbst. Die vorzuschlagende Anordnung des Lehrstoffes ist darum von dem Confirmanden-Unterricht ganz unabhängig. Der Quarta weisen wir das Alte Testament und die demselben entsprechenden Theile des Katechismus, das erste Hauptstück und den ersten Artikel des zweiten, zu. In einem Semester ist die alttestamentliche Geschichte kurz zu wiederholen, jedoch so, daß die Schüler zugleich mit dem Alten Testament selbst bekannt werden. Darum werden wichtigere Abschnitte in der Classe gelesen, die messianischen Stellen und mehrere Psalmen memorirt. Im andern Semester werden die bezeichne-

richt am Gymnasium wird, in keiner Altersstufe der Zöglinge, protestantisch-biblich zu sein aufhören, sondern es dem Einzelnen überlassen, die besondere Bekenntnißpflege ausserhalb der öffentlichen Schule zu suchen, welche nicht Pfarrschule ist und keinen Unterschied der verschiedenen protestantischen Bekenntnisse in sich dulden darf.“ Dennoch ist S. 62 von einer Behandlung der Glaubenslehre in Prima die Rede, „die hier aufhört, rein biblisch zu sein, und sich an die Bekenntnisse der protestantischen Kirche in Freiheit und dennoch mit Bestimmtheit anschliessen muß.“ „Es ist — heisst es weiter — deshalb auch unerlässlich, die Schüler mit einzelnen Bekenntnisschriften im Auszuge und durch gelegentliche Anführung, wie mit den Katechismen, oder im Ganzen durch vollständige Lesung, in dieser Weise z. B. mit der Augsburgerischen Confession bekannt zu machen.“ Uns sind Verhältnisse wie die, welche jene erste Forderung zu bedingen scheinen, fremd, und wie mit ihr das letzte Verlangen stimmt, nicht deutlich, welches obenein unter solchen Voraussetzungen ohne Anstoss kaum zu erfüllen sein möchte. Der von Bouterwek mitgetheilte Lehrplan setzt natürlich hauptsächlich Lectüre der Bibel an, und zwar für IV. das Ev. Marci nebst der Bergpredigt, die Apostelgeschichte und eine kurze Geschichte der Mission unter den Germanen; Auswendiglernen von Bibelstellen im Zusammenhang — (aber nicht mehr von einzelnen Bibelsprüchen! S. 25 —) und von Kirchenliedern (S. 29); für III. eine Reihe nach dem Gesichtspunkte der Glaubens- und Sittenlehre ausgewählter Psalmen und entsprechender anderer Abschnitte des Alten Testaments, im andern Jahre den zweiten Theil des Jesaias und des Ev. Johannis (S. 38); für II. ist die ganze Bibel in ihrem Zusammenhang Lehrstoff, das Alte Testament in einem Jahre, das Neue Testament mit besonderer Berücksichtigung eines in der Grundsprache zu lesenden Ev. Luc. oder Joh. und der apostolischen Briefe, jedenfalls des Römerbriefs (S. 49). Für I. wird S. 63 die Geschichte des Christenthums und kirchlich-systematische Behandlung der Glaubens- und Sittenlehre bestimmt. Das Urtheil über diese Vertheilung überlassen wir den Lesern; nur auf den grossen Umfang der Pensa in IV., III. und II. wollen wir hinweisen.

titte des Katechismus erklärt, besonders durch Geschichten der
 tert und die in der Spruchsammlung hierher gehörigen Kern-
 morirt. Der Tertia fällt das Neue Testament zu. Das Leben
 len Synoptikern unter besonderer Hervorhebung der Bergpre-
 leichnisse und der Leidenagschichte, welche letztere gewiß
 haben nach einem Evangelio zu lesen ist, und die Apostol-
 müssen in einem Jahrescurse zu vertrauter Bekanntschaft ge-
 en. Nach den gemachten Erfahrungen können wir nicht dafür
 als ein apostolischer Brief in dieser Classe gelosen werde: zum
 den Verständniß des Ganzen kann man es hier schwerlich
 d außerdem fehlt es an Zeit. Wohl aber lassen sich zusam-
 le leichtere Abschnitte aus den paulinischen Briefen an die in
 1 lesenden Reden des Paulus anfügen und memoriren. Das
 ster setzt den Katechismus-Unterricht fort; hinsichtlich des
 erken wir, daß derselbe in allen Classen durch mindestens
 ahre wiederkehrende Repetitionen im Gedächtnisse zu bewah-
 dafür schon bestimmte Anordnungen der Behörden vorliegen.
 und dritte Artikel werden gründlich erläutert, so daß ihre
 igkeit besonders nachgewiesen und durch die für sie bestimm-
 e erhärtet wird. Für das dritte, vierte und fünfte Hauptstück
 r uns auf eine kürzere Erklärung beschränken zu dürfen, zu-
 die letzteren dem Confirmanden-Unterricht besonders überwie-
 1. Das vierte Semester endlich des zweijährigen Cursus ist
 chichte der Reformation bestimmt, so wie für eine kurze Er-
 r Scheidelehren, auf welche die Absicht des Unterrichtes, die
 t der Kirche, welcher sie angehören, gebührend bekannt zu
 on selbst führt. — Gelingt es der Schule, diejenigen, welche
 ausreten, auf die bezeichnete Stufe des Wissens von der Re-
 rheben, so wird sie dieselben getrost ihrer weiteren Entwick-
 ssen können: sie hat wenigstens das Ihre gethan. Ein höheres
 bei denen, welche zur Universität abgehen, zu erreichen; das
 s umfangreicher und tiefer begründet sein. Denn nur das
 r wiederholen es, um dem Mißverständniß vorzubeugen, kann
 erreichbare Ziel sein; religiöse Wärme und Leben kann sich
 me und an dem Leben des Lehrers, den wir uns natürlich
 s denken können, entzünden, aber es steht nicht in seiner
 um führt der Unterricht in den beiden obern Classen vor
 in die Quellen ein, er zeigt den geschichtlichen Entwick-
 der Kirche von ihrem Anfange an und ihre Erneuerung, er
 n Symbolen derselben ihre Lehre kennen, wie sie sich allmäh-
 t und in der Augustana ihren schriftgemäßen Ausdruck ge-
 dogmatischen Festsetzungen anderer Confessionen nach ihren
 on Urkunden daneben, er giebt endlich einen Einblick in das
 1ete Ganze der christlichen Lehre, ihren innern Zusammenhang
 d. Für Secunda gehört die ausschließliche Beschäftigung mit
 hrift. In einem Jahre wird die Geschichte des Reiches Gottes
 Testament getrieben und an ihr der Heilsplan Gottes, der hier
 en läßt, wie sonst nirgends, zum Verständniß gebracht. Län-
 ung hat gezeigt, daß bei der schon vorhandenen Bekanntschaft
 atsachen es möglich ist, selbst bei genauerer Erklärung ein-
 en aus dem Pentateuch und den historischen Büchern, diesen
 in einem Semester zu vollenden, so daß im zweiten Zeit übrig
 chüler mit den Psalmen und dem Evangelisten des alten Bun-
 Propheten Jesaias, genauer bekannt zu machen. Im zweiten
 das Neue Testament gelesen, das Evangelium Johannis in ei-
 ler, etliche von den apostolischen Briefen, z. B. der Galater

und erste Corintherbrief — denn hier kann die Wahl frei stehen — in ändern; ob im Grundtext oder nicht, das muß vom Lehrer abhängen, welcher zu beurtheilen hat, ob er den jedesmal vorhandenen Schülern die Lectüre im Griechischen so fruchtbar machen kann, als es die Zwecke des Religionsunterrichtes erfordern. Die Erklärung des Römerbriefes dagegen nach dem Grundtext möchten wir in Prima um keinen Preis missen. Denn wir halten dafür, daß wir unsern Schülern, welchen wir die Geistesgröße der Alten zu erschließen streben, welchen den Gedankengang einer ciceronianischen Schrift oder eines platonischen Dialogs klar zu machen wir keine Mühe scheuen, auch davon ein Bewußtsein beibringen müssen, daß Paulus einem Plato hinsichtlich des Reichthums und der Tiefe seiner Gedanken — mindestens ebenbürtig ist. Die Gründe, welche für diesen Brief gerade um seines Lehrgehaltes willen sprechen, bedürfen keiner weitem Ausführung, wie es eben so nur der Andeutung bedarf, daß die Schrifterklärung in der ersten Classe um so fruchtbarer sein muß, je mehr sie bei dem wissenschaftlichen Standpunkt der Schüler in die Tiefe gehen kann. An die Lectüre des Römerbriefes schließt sich im nächsten Semester die Darstellung der christlichen Lehre im Zusammenhang, welche das bisher an verschiedenen Orten vereinzelt Dagewesene in ein Ganzes zusammenfaßt. Wir kennen die gegen einen solchen Lehrvortrag von höchst beachtenswerther Seite erhobenen Zweifel sehr wohl; wir haben die zuletzt von Piderit dagegen geltend gemachten Bedenken reiflich erwogen. Derselbe sagt a. a. O. S. 439: „Wir brauchen für das Gymnasium keine besondere systematische Ordnung, weil wir die beste Ordnung einestheils im kirchlichen Katechismus, anderntheils im kirchlichen Bekenntniß, der Augustana, haben. Beiden gebührt der unbedingte Vorzug vor doctrinären Versuchen, die mit den genannten Hauptstücken des christlichen Religionsunterrichtes nicht im Einklang stehen und schon darum zu verwerfen sind, anderer Nachtheile, als da sind Verwirrung, Unbestimmtheit, Veränderlichkeit u. s. w., nicht zu gedenken.“ Indessen ohne einen solchen Vortrag der christlichen Lehre, welcher doch wahrlich nicht nothwendig mit den erwähnten Nachtheilen verbunden sein muß, würde eine sehr wesentliche Anforderung, die nach unserem Bedünken an den Religionsunterricht auf dieser Stufe gestellt werden muß, unerfüllt bleiben. Wenn man erwägt, daß die Mehrzahl der Primaner zum letzten Mal, vielleicht für ihr ganzes Leben, von ausen die Nöthigung empfängt, sich über die christliche Wahrheit zu verständigen, daß man durch die Lectüre der Alten sie mit der alten Philosophie bekannt macht und dadurch ihr eignes Nachdenken zu wecken und zu üben sucht, daß der ganze Unterricht wissenschaftliche Anregung zu geben und wissenschaftlichen Sinn zu pflegen beflissen ist, und daß vielerlei Zweifel und Bedenken nicht bloß von selbst auf dieser Stufe des Alters, welcher die Erfahrung des Lebens noch ganz abgeht, erwachen, sondern noch mehr von ausen herantreten; wenn man das alles erwägt, so muß man von dem letzten Unterricht verlangen, daß er die Lehre nicht bloß von Seiten ihres Charakters als kirchliche Lehre, welcher Auctorität gebührt, einzuprägen und einzuschärfen, sondern auch als in sich zusammenhängende Lehre, die sich aus dem Denken als Wahrheit erweist, darzustellen und zu empfehlen bemüht sei. Stehen wir nicht an, bei der Erörterung der Scheidelehren den Nachweis zu führen, daß die Lehre unarer Kirche die schriftgemäße sei, und nehmen wir für diesen Nachweis die zustimmende Einsicht der Schüler in Anspruch, so dürfen wir auch andern Gegensätzen gegenüber den Nachweis der Wahrheit unserer Lehre denselben nicht schuldig bleiben. Und darin, meine ich, haben wir Evangelische den großen Vorthell, daß, wie Niese sagt („Das christliche Gymnasium“ S. 84), „die evangelische Lehre einer wissen-

Entwicklung fähig ist“, mit andern Worten, daß es möglich ist, eine systematische Darstellung der evangelisch-christlichen Heilslehre in ein klares, sicheres Wissen von ihrem geschlossenen Zuge zu vermitteln. Damit sind noch lange keine „doctrinären Gemeinheiten“, die mit dem Katechismus und der Augustana nicht zu stehen: einer Lehre, die sich mit dem Bekenntniß der Kirchengemeinschaft setzt, reden wir nicht das Wort, wohl aber eine Sprache, welche ihren Inhalt anders ordnet. „Verwirrung, Unbestimmtheit“ und was der Nachtheile mehr sein sollen, werden nur da, wo die Persönlichkeit des Lehrers sie eintreten läßt, und wo t, bei einem an die Symbole der Kirche sich anschließenden am wenigsten ausbleiben. Die Forderung, daß allein solche Lehren gelehrt werden mögen, welche im Worte Gottes und im Bekenntnisse begründet sind, stellen wir eben auch, und in dem wahren Sinn solcher Lehrer sehen wir die sicherste Gewähr wider Verwirrung und Unbestimmtheit“. — Wir haben nur noch hinzuzufügen, daß wir im zweiten Jahrescuraus, welcher selbstredend immer für den Schüler der erste sein wird, den Entwicklungsgang der Heilslehre zeigen, und zwar zunächst vornehmlich des Christenthums, indem wir aus dem Mittelalter nur die hervorsteckendsten, Papstthum, Scholastik und die Vorläufer der Reformation, behandeln, und daran eine Geschichte der Reformation anschließen, zugewandt die innere Seite derselben berücksichtigt, da die Tatsachen schon bekannt sind. Die Lectüre der Augustana und der Erklärung, welche mit der Gegenlehre zugleich das Wichtigste aus der Heilslehre mittheilt, und die Darstellung der kirchlichen Gegenwart, so weit möglich ist, bringt diesen Cursus zum Abschluß. An den meisten-Reglement gestellten Anforderungen haben wir den Maßstab erreichende Ziel zu bestimmen: daß es auf dem angedeuteten Wege erreichbar ist, dürfte nicht zu verkennen sein.

Die Vertheilung des Stoffes voraussetzend, fragen wir jetzt nach der Anwendbarkeit des „Hilfsbuches“. Es ist für das ganze Gymnasium, und wenn die erste und zweite Abtheilung im Unter- und in allen Classen, theils bis Tertia incl. passend gebraucht werden, so wird die dritte und vierte in den mittleren und oberen Classen zur Anwendung kommen. Dadurch wird für diese beiden eine Vertheilung des Stoffes bedingt, welche von Herrn Hollenberg allerdings vorgeschlagen ist, aber, wie wir urtheilen, noch umfassender hätte sein können.

Wir wenden uns zunächst auf die vierte Abtheilung, die Geschichte des Christenthums im Alten Testament, näher ein. Die Hauptparagraphe, als Hauptansicht — für Quarta bestimmt, müssen in kurzer, übersichtlicher Form die Geschichte fortführen unter fortlaufender genauer Darstellung der Capitel, aus denen der Inhalt geschöpft ist, und besonderer Beachtung der etwa in der Classe zu lesenden und zu besprechenden Stellen, die als vorzüglich wichtig zu memorirenden Sprüche. Sie sind der Text des in der Stunde zu Verhandelnden, die Leitpunkte des Vortrag des Lehrers und die Anhaltspunkte für die Wiederholungs-Vorbereitung des Schülers gehen. Ihre Durcharbeitung bietet dem Schüler das, was hier erstrebt wird, ein übersichtliches Bild der kirchlichen Geschichte, deren Kenntniß er hier befestigen soll, und mit den Büchern des Alten Testaments bekannt. Die Zusätze sind theils für die Secunda bestimmt, obgleich der Lehrer in der Regel gewiss mancher wird bedienen können, nur daß das „Hilfsbuch“ eine Unterscheidung machen kann. Sie müßten schon im Druck als Zusätze erscheinen, welche theils die zum Verständ-

niss der Thatsachen nöthigen Erläuterungen, theils die aus ihnen ergebenden Lehren bringen. Dürfen wir uns nun mit der Abfassung Paragraphen dieser Abtheilung des „Hülfsbuches“ als einverstanden erklären und nur den Vorschlag durchgreifender Beziehung auf das Alte testament dem Herrn Verf. zur geneigten Beachtung empfehlen, so ist wir an den Zusätzen Verschiedenes auszusetzen, wiewohl wir gestehen, daß sie ungleich größere Schwierigkeiten bieten und hier selten Ansicht gegen Ansicht stehen wird. Unzureichend erscheint nach Form und Inhalt gleich der erste über die Lehre von der Schöpfung. Hier mußte der Gegensatz gegen die heidnischen Theorien bestimmt hervorgehoben, ja er konnte durch die Citate einiger Stellen, und es auch nur der Anfang der Metamorphosen gewesen, verdeutlicht werden. Der christliche Glaube an die Schöpfung ist das eigentliche letzte Bollwerk gegen allen Pantheismus und Materialismus; wie sie Grundoffenbarung Gottes ist, so der Glaube an sie die Voraussetzung und Grundlage des Glaubens an die Offenbarung überhaupt. Darauf das „Hülfsbuch“ hinweisen und zu dem Ende gleich hier die volle geliebte Lehre daran dargelegt werden. Das hat Herr Hollenberg ungelassen. „Er schuf sie durch sein Wort, d. h. durch seinen (liebenden Willen“ — das ist im Grunde die einzige Bestimmung, die er dargelegt. Der Hinweis aber auf das in der Fülle der Zeiten Fleisch gewordene Wort darf schon hier nicht fehlen; die Wahrheit des Satzes *I testamentum in novo patet, novum in vetere latet* muß von vorn her zur Anerkennung gebracht werden. Wir könnten uns vielleicht mit Citat von §. 47 über die Wirksamkeit des Logos bei der Welterschöpfung beruhigen, wenn nur dort das Fehlende nachgeholt wäre. Daß gleich dem zweiten Zusatz der Wunder und ihres Zusammenhanges mit dem Eschaton erwähnt ist, finden wir nicht motivirt. Das Wunder der Welterschöpfung und Weltregierung ist allerdings die Voraussetzung aller Wunder, die biblischen Wunder stehen aber mit der erziehenden Thätigkeit Gottes mit seiner geschichtlichen Offenbarung in der engsten Verbindung: in dieser waren sie zu behandeln; wir vermissen aber auch über die Offenbarung Gottes eine genügende Bemerkung, da die über die Auswahl Volkes Israel zu §. 7 nicht ausreicht. Erschöpfend ist der Zusatz die *justitia originalis* zu §. 2 wohl nicht, doch im Wesentlichen richtig, aber das Wesens des göttlichen Ebenbildes und der darauf ruhenden Identität ist gar nicht gedacht. Wir wünschten überhaupt, Herr Hollenberg hätte bei den drei ersten in jeder Beziehung grundlegenden Theilen der Genesis sich enger an sein Vorbild, an Kurtz, angeschlossen und hätte von der Schöpfung, von der Stellung und Bestimmung des Menschen, vom Sündenfall und seinen Folgen in mindestens drei Paragraphen gehandelt, weil er dadurch Gelegenheit gefunden hätte, die einzelnen Punkte klarer zu scheiden. Da er keine biblische Geschichte schreibt, ist er an die Worte der Schrift weniger gebunden und kann kurzen, zusammenfassenden Andeutungen das Nöthige beibringen. Kann unsrer Meinung das „Hülfsbuch“ kurzer, im Unterricht auszeichnender Bemerkungen über Einzelheiten der Schöpfungsgeschichte, die Einheit des Menschengeschlechtes, über die Sinflood u. dgl. nicht beibringen. Unzulänglich erscheinen uns weiter die sämmtlichen Zusätze Anmerkungen über die mosaische Gesetzgebung: sie bildet den eigentlichen Knotenpunkt des Alten Testaments und verlangt schon darum eingehende Behandlung im Unterricht, für welche das „Hülfsbuch“ geradezu enthalten muß. Ueber das Local der Gesetzgebung und die Wüste ist gar nichts gesagt; Namen aber, die der Schüler kennen soll, muß er hier finden. Der auf dem Sinai begründeten Theokratie, der aus diesem Grundgedanken hervorgehenden Gestaltung aller Ord-

olke und auch der bürgerlichen ist gar nicht gedacht: sollte Andeutung dessen, was z. B. v. Gerlach in der Einleitung 20 so schön ausführt, ins Hilfsbuch gehören? Die beiden Zuden Dekalog zu § 15, von denen namentlich der erste treffend t, geben zu dem Wunsche Anlaß, daß die negative Fassung nere Zusammenhang der Gebote nicht übergangen wäre. Der i Zählung ist übrigens Recht gegeben: wir hätten dies nicht nes gethan und würden namentlich auch Anstand nehmen, dem i sagen, daß sein Katechismus Unrecht habe. Hinsichtlich der Auch Christus faßt den Inhalt des Gesetzes (M. 22, 37) in lungen zusammen“, können wir nicht umhin zu äußern, daß gelehrte Luc. 10, 27 dasselbe thut, und für diese gewiß vor igt geschehene Zusammenfassung 5 Mos. 6, 5 und 3 Mos. 19, rgang bilden. Man hat sich lange Zeit so sehr gewöhnt, in des Herrn: Du sollst lieben Gott u. s. w. und deinen Näch- ich selbst, etwas dem Christenthum so spezifisch Eigenthüm- finden, daß dadurch die richtige Einsicht in das Wesen des ums eben so wie in das des Alten Testaments nicht wenig be- worden ist. Deshalb verlangen wir im Hilfsbuch noch wei- tze, welche darauf aufmerksam machen, wie schon das Alte bei dem Buchataben nicht stehen bleibt, bis die tiefste geistige in voller Klarheit im Neuen Testament erscheint. So dürfte i. 8, wo über die Bedeutsamkeit der Beschneidung gesprochen allerwenigsten 5 Mos. 10, 16. 30, 6 vergessen werden, ein , welche wir für die nächstliegende halten. Auch das Ceremo- namentlich die Stiftshütte mit ihren Geräthen, worin tiefe Ge- anschaulich sich verkörpern, hätte eine eingehende Beachtung neben den sehr allgemein gehaltenen Notizen in §. 16 ist die g der Ansicht Luthers, welcher die drei Räume der Stiftshütte ;, Seele und Leib“ deutete, etwas auffallend. — Könnte viel- lichtlich des Erwähnten ein Zweifel obwalten, ob es das „Hilfs- berücksichtigen habe, obschon wir es kaum glauben, so dürfte Inzulänglichkeit der isagogischen Bemerkungen Niemandem ent- als wir eine vollständige Einleitung in die Bücher der Schrift ngen, bedarf kaum der Versicherung: dieselbe mag zu wesent- nträchtigung wirklicher Bekanntschaft mit der Bibel auf den i nur zu häufig getrieben worden sein. Aber ich fürchte das rem nicht minder: das Wichtigste aus der Geschichte des Ka- der einzelnen Schriften darf den Schülern nicht vorenthalten So haben wir vergeblich im „Hilfsbuch“ nach einer Bemerkung 5 Bücher Moses gesucht. Sollte dieselbe wirklich überflüssig lten wir es darauf ankommen lassen, daß nach der Schulzeit früher von unberufener Seite die Schüler etwas von den An- hören, welche ihre Authentie erfahren hat? Wir meinen nicht, ir andrerseits keinen Anstand nehmen, zu bekennen, daß wir sche Abfassung des Pentateuchs im Großen und Ganzen für halten. In ähnlicher Weise meinen wir, daß die noch von acht- angefochtene Authentie des zweiten Theiles des Jesaias nicht en werden darf, selbst wenn der Lehrer die Frage mit einem beantworten müßte. Es ist wahrlich besser, dergleichen Dinge mgehen, als die Schüler der Gefahr auszusetzen, daß späteres rden damit ihnen den Glauben an Wichtigeres erschüttere. Zu des Buches Hiob gedacht und seine Geschichte sehr vorsichtig echeinlich noch in die vormosaische Zeit gehörig“ bezeichnet; die Zeit der Abfassung? Ueber die Psalmen finden sich bei auch recht passend einige in strophischer Form genauer über-

setzt mitgetheilt werden, einige Worte und namentlich eine bekannte Stelle aus Luthers Vorrede; aber nichts über die andern Verfasser außer David, nichts über ihr verschiedenes Zeitalter, über die Pilgerlieder u. s. w. Dem alttestamentlichen Kanon ist §. 44 gewidmet; er könnte ausreichen, wenn über die einzelnen Bücher früher an geeigneter Stelle das Nothwendige gesagt wäre. Außerdem müßte die in den deutschen Bibeln übliche Reihenfolge nach ihrem Ursprung und ihrem Princip besprochen sein. Ueberauschend ist neben den sonst so kärglichen Angaben eine Mittheilung, wie die, daß in Ps. 80, 14 „das I der mittelste Buchstabe des Psalters sei.“ Wenn im folgenden Paragraphen es hinsichtlich der Apokryphen heisst: „die katholische Kirche hat sie den kanonischen Büchern gleichgestellt“, so ist das wohl etwas ungenau: des Concils zu Hippo und der Ursachen seiner Festsetzung war mindestens Erwähnung zu thun. Dasselbe müßte auch in §. 91 bei Gelegenheit des neutestamentlichen Kanons geschehen, über dessen allmähliche Bildung der Unterricht nicht schweigen kann.

Ueber den dieser dritten Abtheilung beigegebenen Anhang von den Heiden (S. 91—93) urtheilen wir mit Piderit a. a. O. S. 437, daß er „etwas dürftig“ ausgefallen ist, und empfehlen dem Herrn Verf. den selbst gemachten Vorschlag zur Prüfung.

Wir wenden uns zur vierten Abtheilung, welche das Neue Testament behandelt. Auch sie ist für zwei verschiedene Classen bestimmt und wird darum den geschichtlichen Stoff von den erklärenden Zusätzen zu sondern haben. Aber die Schwierigkeiten sind hier ungleich größer als im Alten Testament, wo der Faden der Geschichte ununterbrochen fortläuft. Wie soll das „Hilfsbuch“ hier verfahren mit seiner Absicht, „der Lectüre des Neuen Testaments zu Hülfe zu kommen?“ Denn an die Stelle der Bibel will es sich ja nicht setzen. „Das Leben Jesu, sagt Herr Holtenberg S. VI, ist von so hervorragender Wichtigkeit für den Unterricht, daß ich hier auf eine gewisse Vollständigkeit bedacht sein mußte. Ich glaubte diese allein durch eine Harmonie der Evangelien zu erreichen und bin dabei im Einzelnen der Anordnung Lange's gefolgt. Daß in jeder Anordnung doch noch vieles unsicher bleibt, konnte mich nicht irre machen.“ Wir gestehen, daß uns nicht sowohl die Unsicherheit, als vielmehr die Unbrauchbarkeit dieser Anordnung für den Unterricht sehr irre gemacht hat. Wie soll der Lehrer verfahren? Soll er das im Hilfsbuch Gegebene zuvor mit den Schülern durchnehmen, ehe er an die Lectüre eines Evangelii geht? Oder soll er bei der Lectüre auf dasselbe verweisen? oder nur der Zusätze an der geeigneten Stelle sich bedienen? Bekanntschaft mit dem Leben Jesu nach den Evangelien soll erreicht werden: wir bedauern, daß der Weg nicht gezeigt ist, wie dazu neben der Lectüre das „Hilfsbuch“ mitwirken kann. Unser Meinung nach hat hier Kurtz das Rechte gesehen, wenn er das Leben Jesu nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet hat. Dieselben ließen sich vielleicht noch vereinfachen und nach ihnen eine ziemlich vollständige Uebersicht in der Weise geben, daß die zu lesenden Stücke — für Tertia zunächst aus den Synoptikern — ihrem Inhalte nach bezeichnet würden und damit der Gang vorläge, den die Lectüre zu nehmen hat. Die Zusätze haben natürlich für das Verständniß das Nöthige zu bringen, wie beim Alten Testament, und die sich anschließende Lehre zu entwickeln. Die dringende Rücksicht auf das Bedürfnis scheint uns ein derartiges Verfahren zu verlangen. Wir deuten die Einrichtung, welche danach diese Abtheilung erfahren würde, noch etwas näher an. Mit §. 47, welcher nach Joh. 1 über die ewige Herrlichkeit des Herrn handelt, ist natürlich zu beginnen; nur hätten wir zuvor nach Gal. 4, 4. 5 „von der Fülle der Zeiten“ geredet und hätten hier gleich von der Person des Erlösers gesprochen,

as Herr Hollenberg §. 74, wir sehen nicht, warum an diesem Orte, ut. Dieser Eingang gehört natürlich mehr für die Secunda, welche das Evangelium Johannis liest. Die nächsten Paragraphen würden darauf die Thatfachen aus der Geschichte der Geburt und Jugend des Herrn und des Täufers mit einigen Zusätzen über das Geburtsjahr und die Genealogien, die Taufe, deren Charakter als Weihe zu seinem messianischen Amt wir nicht übergangen würden, weil sich daran auch einige Vorbermerkungen über dasselbe schliessen, und die Versuchung zusammenfassen. Daran würde sich ein allgemeiner Ueberblick über seine Wirksamkeit im Ansehen, ihr Local und ihre Dauer, dann das Zeugniß des Täufers und des Ausgang und die Berufung der Jünger knüpfen. Nun wäre die Wundermacht des Herrn zu besprechen; die einzelnen Thatfachen stünden in übersichtlicher Ordnung, wie sie Kurtz giebt, neben einander. Sodann die Lehrthätigkeit, sein prophetisches Amt, von welchem Herr Hollenberg bei §. 79 in der Leidengeschichte redet. Die wichtigsten Reden des Herrn mit einer die Lectüre erleichternden Inhaltsübersicht, vor allen die Bergpredigt, von der auch Herr Hollenberg §. 56 eine Inhaltsanzeige freilich in einer uns wenig befriedigenden Weise giebt, und sodann die Gleichnißreden, die das Hülfsbuch weit mehr hätte berücksichtigen müssen, gehören vorzugsweise hierher. Ein kurzer Abschnitt über die Erfolge seiner Wirksamkeit, über das Verhalten des Volkes und seiner Obersten zu ihm leitet die mit der Erklärung und der Salbung zu eröffnende Leidengeschichte ein, die sich passend chronologisch ordnen läßt, damit sie vollständig übersehen werden kann, während, wie oben bemerkt war, die Erklärung sich zweckmässig an ein Evangelium anschließen dürfte. Die Zusätze hätten hier von dem hohenpriesterlichen und wohl erst bei der Auferstehung von dem königlichen Amte des Herrn zu handeln. — Wir glauben auf Zustimmung rechnen zu dürfen, daß bei solcher Anordnung nicht bloß eine ausreichende Vollständigkeit erreicht, sondern auch der Lectüre der Evangelien in Tertia eine wünschenswerthe Unterstützung geboten sein würde, welcher sie nach der von Hr. Hollenberg vorgezogenen Einrichtung entbehrt. Wenn, wie wir vorschlagen, in Secunda das Evangelium Johannis gelesen wird, so kann das Hülfsbuch an sich schon mehr zurücktreten und wird nur durch seine Zusätze dem Unterrichte an einzelnen Stellen förderlich sein.

Nur ungern verzichten wir auf eine Besprechung von einzelnen Dingen, namentlich der Inhaltsdarlegung der Bergpredigt, da wir fürchten müssen, den uns zugemessenen Raum zu weit zu überschreiten. Hinsichtlich der Apostelgeschichte, an deren Thatfachen der Verf. auch die Briefe der Apostel anknüpft, fragen wir nur noch an, ob nicht Andeutungen über den in denselben abgehandelten Hauptgedanken beigegeben werden könnten.

Am meisten hat uns der Abschnitt über die Kirchengeschichte, die fünfte Abtheilung des Hülfsbuches, befriedigt. Jeder Lehrer, welcher dieselbe vorgetragen hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß hier die Gefahr nahe liegt, vom Stoffe erdrückt zu werden, und wird bei jeder Wiederholung desselben immer neue Beschränkungen haben eintreten lassen. Gewiss hat darum Herr Hollenberg mit Recht von der herkömmlichen Weise sich entfernt und einen Weg eingeschlagen, auf welchem eine fruchtbare Behandlung sehr wohl möglich ist, indem er den biographischen Gesichtspunkt vorwalten ließ. Auf den ersten Blick könnte es leicht scheinen, als ob selbst so noch der Stoff zu reichlich wäre; aber man muß billiger Weise dem Buche manche Ausführung gestatten, die sich von selbst mehr der Lectüre des Schülers als der Benutzung des Unterrichtes empfiehlt. Das wird namentlich von den §§. 159—173 gelten, welche sich über die neueste Zeit so eingehend verbreiten, daß für

eine entsprechende Benutzung des Gegebenen im mündlichen Vortrage die Zeit nie ausreichen kann. Aber auch manches Andre gehört dahin, wie z. B. §. 134 über die mittelalterliche Mystik. Am gelungensten erscheinen uns die §§. über die alte Kirchengeschichte: nur hätten wir anstatt der kurzen, den Abschnitt über die Heidenmission §. 170 einleitenden Bemerkungen nicht bloß hier, sondern auch später Uebersichten über die wachsende räumliche Ausdehnung der Kirche gewünscht. Hier hätte sich auch der Ort gefunden, die übergangenen Christenverfolgungen im römischen Reich zu erwähnen. Ueberflüssig dürfte die Anmerkung über die verschiedenen gnostischen Systeme sein: die Hervorhebung der dieser so weit verbreiteten Häresie, welche Heidenthum und Christenthum vermischte, zu Grunde liegenden Hauptgedanken war sicher ausreichend. Dagegen mußte der doppelte Gegensatz gegen dieselben unter den Kirchenvätern, welche theils die wahre *γῶσις* der falschen, theils die Stichtigkeit und Festigkeit in der Ueberlieferung der apostolischen Lehre gegenüber stellten, scharf bezeichnet werden: dadurch wird so manche Abweichung in dem Systeme des Origenes verständlich, und auch die sich allmählich herausbildende Ueberspannung der Lehre von der Tradition und der Kirche deutlich. Der dogmatische Gewinn für die Lehre von der Schöpfung, welcher sich aus dem Kampfe mit der Gnosis ergab, verdiente eben so Erwähnung. Warum Irenäus übergangen ist, sehen wir nicht ein, da sogar Papias genannt ist. Die Manichäer ließen sich, wie der Montanismus mit Tertullian, mit Augustinus in Verbindung setzen. Die ungenaue Angabe über die Entstehungszeit des Athanasianums ist schon anderwärts bemerkt worden; wir vermissen daselbst noch die Erwähnung des Vaters der Kirchengeschichte. Neben den genaueren Angaben über den Pelagianismus §. 121 ist der Satz: „Der s. g. Semipelagianismus, namentlich von Cassianus vertreten, war in Wirklichkeit die gewöhnliche Ansicht der folgenden Jahrhunderte“ — sehr dürftig; ließ sich über sein Wesen gar nichts beibringen? Die Erwähnung der vier ersten ökumenischen Concilien und des auf ihnen gewonnenen allgemeinen Lehrgrundes dürfte gewiss nicht fehlen: dazu hätte es freilich noch der Ausführung der nestorianischen und eutychianischen Streitigkeiten bedurft, aber ohne sie wird das Athanasianum ohnehin nicht recht verständlich. Eher konnte die donatistische Spaltung unerwähnt bleiben, und wenn ihrer mit Rücksicht vielleicht auf den 8ten Artikel der Augustana gedacht wurde, so ist zu bemerken, daß dieselbe noch andre, in der Kirchengeschichte übergangene Namen, z. B. die Samosatener, anführt. Besser wäre es unsrer Meinung nach gewesen, wenn Herr Hollenberg der Augustana einige erklärende Anmerkungen beigegeben hätte. — Dem Abschnitt über Bonifacius muß sich ein Weiteres über die germanische Kirche anschließen. Karls des Großen Verdienste um ihre Gestaltung sind gar nicht erwähnt, und die Regel Chrodegangs von Metz hat doch eine zu weit eingreifende Bedeutung erlangt, als daß sie übergangen werden könnte: so manche Benennung der Gegenwart lernt man daraus verstehen. Sehr gut sind die Abschnitte über Papstthum und Scholastik: Männer dagegen wie Gottschalk, Radbertus, Berengar von Tours bedürfen wohl kaum so ausführlicher Besprechung, als ihnen §. 127 u. 128 zu Theil wird. Wir begnügen uns mit der Erwähnung des Radbertus, wenn wir von der Transsubstantiation der römischen Kirche reden: die Petrobusianer und Apostelbrüder (§. 136) verschweigen wir ganz. Der Satz über Wycliffe: „Das Kostnitzer Concil verbrannte 1428 seine Gebeine und seine Schriften“, ist sicherlich nur aus dem Streben nach Kürze hervorgegangen: so wie er da steht, ist er falsch. — Auch in der neueren Kirchengeschichte würden wir manches streichen. Ueber die Bedürfnisse der Schule geht die Erwähnung der antinomistischen Streitigkeiten S. 209, des Osiander-

chen Streites in der andern S. 213 angeführten; ein tieferes Eingehen ist unmöglich und die Anführung der bloßen Namen unnütz. Dasselbe glauben wir von den Jansenisten, von Molinos, der Gyon und von den syncretistischen Streitigkeiten sagen zu müssen. Vollständig ausreichend ist die Darstellung der Scheidelehren in §. 149, welcher in genügender Auswahl die nöthigen Beweisstellen aus dem Tridentinum und dem Heidelberger Catechismus zugefügt sind.

Wir haben noch hinsichtlich der sechsten Abtheilung unsere bereits ausgesprochene Ansicht zu begründen, daß dieselbe passender weggeblieben wäre, und über die Liedersammlung einige Bemerkungen zu machen. Das Erste kann ganz kurz geschehen. Darin stimmen wir Herrn Hollenberg, wie aus dem oben Bemerkten hervorgeht, ganz bei, daß es aus vielen Gründen rathsam sei, die Mannigfaltigkeit der gewonnenen Kenntnisse in eine leicht überschaubare Glaubenslehre zu sammeln, so wie daß von einem einzigen Wege zu diesem Ziele nicht die Rede ist. Vem nun der „in den Ueberschriften und Andeutungen“ gezeigte Weg ungeeignet erscheint, wird sich dieser Abtheilung gar nicht bedienen können. Er wird seinen eigenen Weg verfolgen müssen und dabei sich doch des Hülfsbuches in mannigfaltiger Weise bedienen können, da sehr wenige Lehrpunkte sich finden möchten, die nicht schon an geeigneter Stelle besprochen wären oder für die sich dieselbe nicht nachweisen ließe. Daber giebt Herr Hollenberg in diesem Abschnitt zahlreiche Zurückweisungen, welche der Lehrer selbst geben kann. Und wenn nun der in den Ueberschriften „gezeigte Weg wirklich ungeeignet ist? Ref. hält ihn afür und wahrscheinlich noch viele mit ihm, weil ihm die Uebersichtigkeit abgeht. Hülsmann's Grundzüge, deren sich im Unterricht schwerlich ein andrer außer dem Verfasser mit Erfolg wird bedienen können, so reich an den trefflichsten Bemerkungen sie auch sind, haben in der systematischen Ordnung grade den Fehler, daß sie den Begriff „Reich Gottes“ nicht in dem Sinne der heil. Schrift nehmen, welche ihn in die nächste Beziehung zum Heile setzt, und dadurch das richtige Verhältniß der Objecte der christlichen Lehre — Gott, Mensch, Heil — gestört wird. Die „Andeutungen“ unseres Hülfsbuches geben genau den Gang der Grundzüge und lassen die Ordnung derselben nicht einmal deutlich genug hervortreten. Auch die der vierten Abtheilung hinzugefügten Zusätze genügen uns nicht: wir verweisen indeß auf das von Piderit a. a. O. S. 438 f. dagegen Bemerkte.

Die Nothwendigkeit der Aufnahme einer Liedersammlung in das Hülfsbuch erklärt der Verf. für geboten durch die Beschaffenheit der meisten Gesangbücher. „So lange locale Willkühr unsere alten Lieder verdirbt, sagt er, ist es Pflicht der Schule, für ihre Zwecke sich einer Sammlung zu bedienen, die jenen Fehler wesentlich vermeidet.“ Freilich sollte die innere Verbindung der Kirche mit der Schule auch darin sich zeigen, daß sie in ihren Andachten wie im Unterricht das kirchliche, in der Gemeinde, welcher sie angehört, recipirte Gesangbuch gebraucht: ein besonderes Schulgesangbuch, welches etwas anderes ist als ein Auszug der für die Schule vorzugsweise passenden Lieder, ist streng genommen ein Fehl, welches um so größer ist, je mehr die Abweichungen in dem Texte beider in die Augen fallen. Die Gymnasien, welche das Glück haben, in dem kirchlichen Gesangbuche den Liederschatz unserer Kirche wesentlich unversehrt zu besitzen, scheinen sich hinsichtlich der Erwerbung kirchlichen Sinnes eines großen Vorzuges vor denen zu erfreuen, welche ihre Schüler aus einem andern Buche singen und Lieder lernen lassen müssen, als das ist, welches die Eltern im Gottesdienst und bei ihrer häuslichen Erbauung benutzen. Und doch bleibt in vielen Fällen nichts Andres übrig; ja es sind nicht einmal alle Schulgesangbücher empfehlens-

werth. Darum wird die Liedersammlung des „Hülfsbuches“ für manche Anstalten zwar entbehrlich, für andre aber außerordentlich dankenswerth sein und auch etwas dazu beitragen können, daß in der heranwachsenden Generation sich ein besserer Geschmack bilde. Denn nur von hier aus wird dem Unwesen, welches die Lieder unsrer Kirche, als wären sie herrenloses Gut, so kläglich entstellt hat, gründlich gesteuert werden. — In der schwierigen Frage, ob die Lieder mit buchstäblicher Treue zu geben sind, steht Herr Hollenberg auf Seiten derer, welche in bestimmten Fällen diese Aenderungen für zulässig halten, und hat sich in der Gestaltung des Textes möglichst nahe an den Eisenacher Entwurf angeschlossen, selbst auch in der Weglassung einzelner Strophen, welche er in der zweiten Ausgabe hinzuzufügen verspricht, in der er dann auch hoffentlich dem Liede No. 29: „Lobe den Herrn“ die beiden letzten Verse wiedergeben wird. Ein Urtheil über diese Textgestaltung abzugeben, ist nicht dieses Ortes: gelingt er aber, in der evangelischen Kirche in den 150 Liedern des Entwurfes eine gemeinsame Grundlage für ihren Kirchengesang zu erhalten, so wird damit ohne Zweifel etwas Großes erreicht sein, und die Schulen werden vorzüglich die Aufgabe haben, dieses Gemeingut ihren Schülern nahe zu bringen. Darum urtheilen wir, daß der Abdruck der Lieder nach ihm mit richtigem Tact geschehen ist: wir hätten auch im Liede No. 34 die daselbst befindliche Lesart ungeändert gelassen, zumal sie obenein ihre Rechtfertigung durch einen biblischen Ausdruck hat, obschon wir weit entfernt sind, die Aenderung an sich zu misbilligen, so weit, daß wir sogar Anstand genommen haben würden, in dem im Eisenacher Entwurf nicht enthaltenen Liede No. 5 „Vom Himmel hoch u. s. w.“ Vers 7, 13 und 14 unverändert zu lassen. Wo aber eine feste Grundlage gewonnen ist, da muß man, denke ich, an ihr halten und das subjective Gefühl unterordnen. Aus diesem Grunde ist es nicht zu tadeln, wenn mit dem Entwurf der fünfte Vers des Liedes No. 51 „Jesus, meine Zuversicht“ keine Aenderung erfahren hat, obschon er ohne Zweifel dem Mißverständnisse ausgesetzt ist und vielleicht auch auf dogmatischem Mißverständnisse beruht: die Erklärung, welcher er bedarf, wird sich an den siebenten Vers anschließen können. Mit der Anordnung und Auswahl der Lieder sind wir einverstanden. Doch können wir nicht umhin zu fragen, warum Luthers Lied: „Erhalt uns, Herr, bei Deinem Wort“, worüber als „über ein Kleinod der evangelischen Religionsfreiheit“ G. Ch. H. Stip so eben eine interessante Monographie veröffentlicht hat, und welches in der That ein eigentliches Volkslied der Evangelischen gewesen ist, keine Aufnahme gefunden hat. Ueberhaupt möchten wir die in der Geschichte unsrer Kirche bedeutsamen Lieder, wie Luthers: „Ein neues Lied wir heben an“, das des Kurfürsten Johann Friedrich: „Wie es Gott gefällt“ dem Herrn Verf. für die zweite Ausgabe zur Berücksichtigung empfehlen. Von Gerhards Liedern haben wir das für Kinder so geeignete „Wach auf, mein Herz, und singe“ vermisst: auch hätten wohl aus demselben Grunde von den Gellert'schen neben dem Weihnachtsliede No. 7 noch ein und das andre aufgenommen werden sollen. Ueber die Vertheilung der Lieder, welche Herr Hollenberg S. V. vorschlägt, enthalten wir uns füglich des Urtheils, da er selbst zugiebt, daß dieselbe einer allgemeinen Norm nicht unterliegen kann. Acht Lieder für jeden Jahreskurs halte ich übrigens für zu viel, da die höhern Classen auf die Wiederholung früher gelernter bedacht sein müssen: mir ist es nach meiner bisherigen Erfahrung nicht ganz leicht geworden, nur sechs in jedem Jahre lernen zu lassen. Zum Schluß möchten wir uns noch einen Vorschlag hinsichtlich der Liederdichter erlauben. Herr Hollenberg hat die Namen derselben ohne jeden weitem Zusatz unter die Lieder gesetzt und später in der Kirchengeschichte §. 150 ein Verzeichniß

der bedeutendsten Dichter unter Beifügung ihres Wohnorts, ihres Todesjahres und der Liederanfänge bis auf P. Gerhard gegeben. Aus der spätern Zeit finden wir nur diesen S. 239, Freilinghausen S. 242 und Gellert S. 248 kurz erwähnt. Dafs in der Kirchengeschichte das Kirchenlied nicht übergangen werden darf, versteht sich von selbst. Weit zweckmäßiger aber möchte es sein, der Liedersammlung einen Anhang über die Dichter mit einigen biographischen Notizen beizugeben, etwa wie Lehmann in seinem Schulgesangbuch gethan hat. Die Jugend ergreift gern die Gelegenheit, von den Verfassern der Lieder, welche sie lernt, etwas zu hören, und würde so allmählich mit ihnen bekannt, wenn sie bei jedem Liede über den Dichter etwas erführe. Jedenfalls aber möchten wir Herrn Hollenberg bitten, die Notizen S. 230 etwas zu vervollständigen und auch zu berichtigen. So hat unsres Wissens Job. Hoermann nicht in Glogau, sondern in Köben als Prediger gelebt und ist in Lissa verstorben; so ist Val. Herberger nicht in Posen, sondern in Fraustadt Prediger gewesen. Oder ist in beiden Fällen das Fürstentum Glogau und das Großherzogthum Posen gemeint, so ist, von der Unbestimmtheit des Ausdrucks abgesehen, nicht zu begreifen, warum von dem weniger bekannten Schneering sein ziemlich unbekannter Wohnort Friemar bei Gotha angeführt wird und bei jenen wie bei Held, Helmbold, Rinckart nur das Land, in welchem sie lebten. Gubrau in Schlesien, Mühlhausen, Eilenburg sind der Erwähnung doch eben so werth. Und warum soll es denn nicht gesagt werden, dafs Mich. Weiß Pfarrer zu Landskron und Fulnek in Böhmen war? Bei Flemming hätte wohl auch mit größerem Rechte Holstein, wo er lebte, als das Voigtland, wo er geboren war, genannt werden müssen. Bei einem Schulbuche, meinen wir, müsse es auch mit dem Kleinsten recht genau genommen werden.

Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsche, dafs es dem Herrn Verfasser gelingen möge, sein Buch, welches durch seine ganze Anlage der weitesten Verbreitung sich empfiehlt, einer möglichst hohen Stufe der Vollkommenheit entgegen zu führen, und mit der Bitte, dafs er in dem Vorstehenden die Absicht, dazu an unsrem Theile mitzuwirken, nicht verkennen wolle.

Glogau.

Klix.

III.

Dr. E. Niemeyer: Lessing's Nathan der Weise, durch eine historisch-kritische Einleitung und einen fortlaufenden Commentar besonders zum Gebrauch auf höheren Lehranstalten erläutert. Leipzig, G. Meyer, 1855. 8.

Dafs wir auf unseren Lehranstalten bei der Wahl der Lectüre aus den Autoren des klassischen Alterthums andere Gesichtspunkte müssen in das Auge fassen, als bei den Schriftstellern, welche wir aus der heimischen Litteratur der Jugend vorlegen, ist nach dem Zweck des Sprachunterrichts und nach den Mitteln, welche die klassischen Sprachen und unser Deutsch zur Erreichung desselben darbieten, durchaus nothwendig. Freilich werden wir sowohl in den alten Sprachen, wie im Deutschen nur solche Lectüre wählen dürfen, welcher für die Jugend auch eine erzie-

hende Kraft innewohnt, wir werden auch durch den Inhalt des Gelesenen auf die Gemüthswelt unserer Schüler belebend und fördernd wirken, das Bewußtsein derselben mit den Idealen anfüllen wollen, an denen sie sich in Zeiten der Noth, wie an edelsten sittlichen Beispielen heben und kräftigen können; aber doch stehen wir in unseren höheren Lehranstalten zur klassischen Litteratur in einem ganz anderen Verhältnisse als zur deutschen. Es sind todte Sprachen, die wir treiben; wir treiben sie zunächst nur um der formalen Bildung willen und um an ihnen die geistige Gymnastik zu üben, welcher unsere Gymnasien ihren schönen Namen verdanken, wir treiben sie auch, um an der reinen Uebereinstimmung von Form und Inhalt in ihren Werken die Unterschiede der litterarischen Gattungen, die mustergiltigen Beispiele von der Kunst der Darstellung nachzuweisen. Die Bildung durch die klassische Lectüre ist vorwiegend eine des Geistes. Der Unterricht in der Muttersprache dagegen hat als einzigen Zweck, die Bildung des Gefühls und mit derselben die Bildung zum nationalen Bewußtsein. Wir werden daher in den deutschen Lehrstunden nur solche Lectüre billigen können, welche diesem Zweck entspricht; wir wollen durch den Inhalt des Lehrstoffs die deutsche Gemüths- und Empfindungswelt unserer Jugend erwärmen, wir werden daher aus unserer Litteratur nur einen solchen bieten dürfen, welcher dem, was wir im Glauben und Wissen anbauen wollen, nicht nur nicht entgegentritt, sondern diesem höheren Zwecke förderlichst dient. Und daß wir auch den Glauben anbauen und kräftigen müssen, möchte nur der verneinen, der weder an sich selbst noch an der ihm anvertrauten Jugend den Drang und das Bedürfnis zu glauben je erkannt, und den Charakter der deutschen Nationalität und deren historische Bedeutung nicht begriffen hat. Darf also unsere heimische Jugend mit Recht von den Schulen auch eine Förderung im Glauben verlangen, so will ich gerade in der deutschen Lectüre dasjenige vermieden wissen, wogegen wir aus irgend welchem Grunde um unserer Schüler willen Opposition zu machen gezwungen wären. Dazu drängen uns nicht ein Mal die klassischen Autoren und unsere geschichtlichen Darstellungen des Alterthums, und wir sollten in dem, was wir aus unserer vaterländischen Entwicklung vorführen, vielleicht bloß zur Bildung des Witzes und Verstandes, oder einer frühreifen und darum unzeitigen Kritik einen Lesestoff geben, der mit dem Zwecke der Jugendbildung zur Nationalität nicht übereinstimmt? Die Idealgestalten des Alterthums, wie sie die Geschichte oder die dichterische Phantasie geschaffen hat, gehören, soweit sie der Jugend vorgeführt werden, einer vorchristlichen Zeit an, und der Beste der Heiden hat immer nur dann seinen höchsten Werth, wenn er gerade dem Christenthum am Nächsten gekommen. Dadurch aber bleiben auch die Geschöpfe der Dichter sowohl, wie die geschichtlichen Persönlichkeiten des Alterthums für die Jugend auf ihrer idealen Höhe. Sie treten dem Christenthum nie feindlich gegenüber, weil sie es nicht gekannt haben.

Nun aber bewährt sich vermöge der leichter verständlichen heimatlichen Sprache die deutsche Lectüre mit allen ihren Elementen als eindringlicher in die jugendliche Gemüthswelt. Das Verständniß gewinnt sich fast ohne alle Schwierigkeit, und schneller setzen sich die gewonnenen Eindrücke in Vorstellungen und Anschauungen um, als dies bei dem durch Suchen und Forschen errungenen Verständniß der alten Autoren der Fall ist. Um so gefährlicher ist also ein Fehlgriff in der deutschen Lectüre, um so schwerer ihre Auswahl. Die Jugend braucht Idealvorstellungen, bedarf des Pathos und verlangt für seine Helden den Kothurngang; man wähle also nur die Lectüre, in welcher Sachen und Personen sich auf der Höhe der Idealität, aber in der Weise bewegen, daß sie in keinen Widerspruch treten zu dem, was wir durch den deutschen

icht überhaupt fördern und kräftigen wollen, unsere Nationalität
ssen, Glauben und Empfinden. Schiller ist daher der Dichter, den
seinen Dramen und Gedichten der reifen Periode für die Jugend
ignetsten halte; Göthe muß in seiner Iphigenie und in Hermann
rothea zu unseren Schülern sprechen, und auch von Klopstock
b die eigene Erfahrung, daß er in dem Alter von Prima mir selbst
nschauungen erregt hat. Der Schwung, besonders des ersten und
die Lauterkeit der sittlichen Grundsätze bei allen dreien sind, ohne
s den Namen Gottes überall im Munde führen oder in bestimmten
auf ihren Zusammenhang mit dem Christenthum hinweisen, ledig-
f dem Boden des Christenthums erwachsen, und bewegen sich so
den Vorstellungen desselben, daß sie, weit entfernt, geflissentlich
en entgegenzutreten, nicht nur keine Zweifel gegen dessen Wahr-
wecken, sondern vielmehr in ihrer Gluth für die höchsten Inter-
er Menschheit leicht unserer Jugend zur Förderung ihrer wahren
tionalen Bildung die erhebendsten Beispiele, die ergreifendsten Züge
ber Tugenden zuführen.

erkenne ich keinesweges den Ideengehalt von Lessings Nathan
einen. Ich würde gerade in der deutschen Litteratur ein wesent-
eine Seite unserer Nationalität scharf bezeichnendes Kunstwerk
ten, wenn ich dies dramatische Gedicht entbehren sollte; doch aber
ich auf unseren Gymnasien und höheren Lehranstalten keine Bil-
use, auf welcher ich es behandelt wissen möchte. Sein künstleri-
und litterarhistorischer Werth entzieht sich dem Verständniß der
auf allen Stufen, seine Bedeutung läßt die Jugend besten Falles
ine Schönheit erwärmt keinen unserer Schüler; denn einzelne Früh-
eben keinen Maßstab für die große Masse. Fragt man die Ju-
ach ihrer Theilnahme am Nathan, verlangt man ernstlich ein ehr-
und aufrichtiges Bekenntniß, so schied sie vom Sehen und Hören
nere Befriedigung; sie hat keine Vorstellung gewonnen, bei wel-
mit Vorliebe ausrubete, keine plastische Anschauung, bei welcher
verweilte, keine sittliche Erwärmung, die in ihr belebend nach-
möchte; sie steht dem Werke wie ein Laie einem Rafaël gegenüber
in sich gar nicht klar machen, warum denn diese Kunstschöpfung
ert werde, sie glaubt an die Schönheit aus Tradition und weil das
Alter solche gepriesen und bekannt hatte. Was aber soll eine
Lectüre auf den höheren Lehranstalten? Nun — so möchte man
— soll sie eben durch verständige Mittel, durch gute Commentare
end nahe geführt und zugänglich gemacht werden. Ja, wenn sich
dann für die Jugendbildung von dem Werke ein Segen erwarten
denn das Wort von dem Mißbrauch jener Perle darf auf keiner
er Bildung auf unsere Jugend angewendet werden, weil wahrhaft
ja selbst das Kostbarste nicht zu kostbar ist, wenn es die Ju-
rhaft bilden und nähren kann. Bei Nathan dem Weisen aber
kein Mittel, welches ohne Schaden für die Jugend und ohne dem
unserer höheren Lehranstalten, die in ihrer Weise, zu sein, ge-
ich aus der Kirche hervorgegangen, geradezu in das Gesicht zu
diese in das volle Verständniß rückhaltslos hineinführen möchte;
halbes Verständniß ist eben keines! Davor aber hüte man die
am allermeisten, daß sie zu verstehen vermeine, wo sie eben nicht

ban ist mehr die Frucht der Polemik als des Genius, oder, wie
sing auch ausdrückt, der Sohn seines eintretenden Alters, den die
s entbinden helfen. Ja, der Dichter selbst will sich genügen las-
venn Nathan sich mit Interesse liest und unter tausend Lesern nur
n der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.“

Göthe erkannte, daß in diesem Stücke der Verstand fast allein spricht, Schiller, der das Werk nicht liebte, erklärte auch, daß seine Schönheiten im Raisonnirenden lägen, und Friedr. Schlegel warf dem Dichter vor: die dramatische Form sei nur Vehikel, und nannte Lessings Gedicht ein Elementarbuch des höheren Cynismus; A. W. v. Schlegel meinte: es sei geschrieben, den Theologen einen Poasen zu spielen. Wohl weiß der Verständige, wie viel an diesem Tadel übertrieben ist oder unbegründet; er weiß aber auch, wie viel davon wahr ist; er weiß namentlich, daß sich eine wunderbare Kühle über das ganze Werk ergießt, welche den jugendlichen Leser in keinem Schwunge dahinreißt; er weiß, daß, wenn auch Lessing selber sagt, es würde der Nathan ein so rührendes Stück, als er nur immer gemacht habe, doch die Jugend selbst von dieser Rührung kaum Etwas und nur bei der Erzählung des Judenmordes zu Gad ein Mehr empfindet.

Aber geben wir selbst zu, es soll auch ein Mal der Jugend Etwas geboten werden, was, ohne auf dem Kothurngang einherzugehen, ohne das Pathos der Jugend zu erregen, nur durch seine Verständigkeit wirken will und lediglich durch den Verstand gewonnen werden kann. Wenn dies geschehen soll, darf dann gerade Polemik, und solche Polemik geboten werden, welche, wie Lessing sagt, gegen alle positive Religion gerichtet ist? Einführung in Polemik ist ohne Segen für die Jugend und höchstens zur Schärfung des Witzes und als Verstandesspiel ein oder das andere Mal zulässig. Hier nun ist ein ganzes Drama auf Polemik basirt, und zwar auf eine Polemik, die gerade gegen Dasjenige ankämpft, was der Jugend am Meisten Noth thut, und was die Aufgabe der höheren Lehranstalten nicht ist, zu untergraben, gegen den Glauben. Wir bauen in der Jugend die positive Religion an und wollen es rechtfertigen, wenn die deutsche Lectüre den Zweifel dagegen zu erwecken sich zur Aufgabe stellt? Und an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion — so war ja Lessings Wort — soll zweifeln lernen, wer den Nathan liest. Wir sollten bauen wollen, um selber wieder einzureißen? Das wäre ein kindisches Spiel! — Mit der einen Hand geben wir, um mit der anderen zu nehmen? Das wäre grausam und unsittlich!

Lessing steht in seinem Nathan da als der Vorredner und Wortführer einer in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vielfach herrschenden und die Litteratur mannichfaltig bewegenden Ansicht, daß das Christenthum eben auch nur eine von den vielen möglichen Formen der Religion sei, die durch neue und höhere Formen auf höheren Entwicklungsstufen des Menschengeschlechts überwunden, verdrängt und ersetzt werden könnten. Ja, man substituirte bereits dem überwundenen Christenthume auf einer scheinbar höheren Bildungsstufe die sogenannte natürliche Religion, wie solche in ihren Grundzügen in den Wolfenbüttler Fragmenten gegeben ist. Diese Lehre war hervorgerufen durch das fühlbare Bedürfnis und an sich gute und tüchtige Streben, das Verhältniß der Menschen zu Gott in das Klare zu setzen; hierzu aber lag deshalb für den sittlichen Menschen ein Bedürfnis vor, weil einer Seits das lebendige Christenthum zu einem toten Mechanismus und nichtigen Formelwesen berahgesunken war, in welchem dem Heilsbedürftigen keine Hilfe erwuchs; und anderer Seits gegen die Irrwege, welche der Heilsuchende in seiner Bedrängnis nun einschlug, mit fanatischer Unduldsamkeit gepredigt, und gegen den Irrenden zu Mitteln der Verdächtigung und Liebloßigkeit gegriffen wurde, welche sich nur eine christlich thuende, in sich faule und unchristliche Geistlichkeit erlauben konnte. Gegen beide Formen, in denen das lebendige Christenthum nicht erschien, sondern vielmehr sich verhüllte hatte, gegen den toten Mechanismus und gegen den Gewissenszwang kämpfte die natürliche Religion, und dies war ihr Recht:

weit sie aber selbst innerlich ohne alle Wahrheit war, eine menschliche Erfindung göttlicher Offenbarung gegenüber, so weit war sie im recht.

Schicken wir selbst diese Genesis der Lectüre eines Nathan auf Schu voran, so fragt sich, sind wir berechtigt, ein Werk, welches einem bekannten Wesen des Christenthums seinen Ursprung verdankt, eine solche Stelle anzuweisen, daß wir unsere Jugend veranlassen wollen, sich daran zu erheben, ob wir es rechtfertigen können, wenn, durch die wunderbare Kunst der dramatischen Form sich einschmeichelnd, ein Zweifel gegen das positive Christenthum in den Gemüthern der Jugend Platz greift, wir endlich, in einer dauernden Opposition gegen den Kern des Dramas, dasselbe den Schülern vorführen dürfen; würden wir nicht durch unsere Kritik dazu beitragen müssen, daß die Jugend vorschnell in andern Urtheile sich über einen Lessing erböbe und über den Mann urtheile, dessen Verdienste zu ermessen sie kraft ihrer Jugend gar nicht fähig ist?

Und Opposition müssen wir doch machen. Die Absicht des Stückes ist darauf hinaus, um der natürlichen Religion willen die Abstreifung der durch die Sonderreligionen gebotenen Unterschiede zu predigen und zu zeigen, wie die Individualitäten in einer großen Humanität verschwinden müssen, welche eigentlich die Liebe sei des Menschen zum Menschen.

Wunderbar! Während Lessing die Eigenthümlichkeit des Christenthums streichen und diese in einer allgemeinen Weltliebe wollte untergehen lassen, ereignete es sich ihm — man möchte es eine Ironie des Schicksals nennen —, daß er, ohne daß er es wollte, dem Christenthume der beredteste Lobredner wurde, indem er gerade mit dieser Vorstellung von der allgemeinen Menschenliebe, zu deren Träger er einen Juden machte, als dem Christenthume, der Religion der Liebe, nicht herauskam. Drei Religionen für drei verschiedene Alters- und Bildungsstufen des Menschenschlechts, von Gott in seiner Liebe als Heilsordnungen für dasselbe eingesetzt, stehen einander zum Vergleich gegenüber. Nach dem Märchen in den Ringen sind zwei unächt und als Menschenwerk nach dem Munde des ächten gefertigt, ja es wird schließlichs zweifelhaft, ob nicht alle drei in Folge der frommen Schwachheit des Vaters gefälscht seien. Nun sind alle drei Religionen ächt, sie kommen von Gott und stammen von Gott, der seine Liebe der Kraft seiner Menschen anpaßte, indem er ihnen die mosaische und muhamedanische Religion als die des Gesetzes gab — als die Zeit erfüllet war — die christliche als die geoffenbarte der Liebe gab. In den Religionen des Gesetzes kämpft der natürliche Mensch gegen das ihm aus reiner Liebe zu ihm gegebene Gesetz an, er vollziehet das Gesetz, weil es Gesetz ist, nicht weil er die Liebe Gottes in ihm erkennt, denn dann wäre er ja frei; der Zwang erzwingt sich den Gehoramen und drückt dem, der nur das Gesetz erfüllt, den Charakter des Unfreien, des Knechtischen auf. Seine Seele bewegt sich nur in Furcht, Mißgunst, Neid und Haß, die Freiheit des Gemüthes fehlt ihm, und readiness hat er nur in so weit, als er sich dem Gesetz gehorsam weis. Jude und Muhamedaner können sich demnach, so lange sie wirklich Jude und Muhamedaner sind, gar nicht in der sittlichen Freiheit bewegen, in welcher Lessing sie darstellt. Saladin ist kein Muselman, wenn er fragt, welche von den drei Religionen die wahre sei, und Nathan ist gar kein Jude, so gern auch die heutigen Juden und Judengenossen ihn dazu stemmen möchten, wenn er im Stande war zu sagen:

So ganz Stockjude sein zu wollen, geht schon nicht,

Und ganz und gar nicht Jude, geht noch minder,

und wenn er hinterher das Märchen von den drei Ringen erzählen konnte, so um sich zu entschuldigen, wenn er die drei Ringe sich nicht ge-

traut zu unterscheiden. Sind aber Saladin und Nathan weder Muhamedaner noch Jude, so wird die ihnen von Lessing angewiesene Stellung dem Christenthume gegenüber eine unklare und schiefe, und das Drama verliert einen Theil der ihm vom Dichter zugedachten Bedeutung. Das Christenthum allein, als die Religion der Liebe, machet die Menschen frei. An dem Bilde des Erlösers lernt der Mensch die Liebe in sein Herz nehmen, er lernt das Gesetz, welches ihm in Liebe gegeben ist, selber lieben und hebt dadurch den Zwang des Gesetzes auf, d. h. er wird frei vom Gesetz. Der Christ fühlt deshalb als solcher keinen Haß gegen Andersgläubige, er allein ist der Menschenliebe fähig; nur in so weit werden wir Christen des Gesetzes bedürfen, als wir dem Verbande der christlichen Gemeinde nur äußerlich, nur dem Namen nach angehören, wie sämmtlich die, welche Lessing in seinem Nathan als Christen vorführt. Da stehen sie in pfäffischem Uebermuth, in Dünkelhaftigkeit und Ueberhebung, in Einfältigkeit und in geschwätziger Schwärmerei. Die Christen sind wahrlich übel weggekommen, und kein Einziger ist unter ihnen, der nicht in irgend einer Weise in einen Charakterfehler verfallen wäre, in den er nur durch das mißverständene Christenthum gerathen konnte. Wer aber wahrhaft in der Religion der Liebe steht, der glaubt überall an die Gottesliebe, er findet sie in allen Ereignissen seines Lebens, in der Geschichte der Welt heraus, und dies nur dadurch, daß er sie zuvor in der großen Gottesthat mehr als in allen anderen erkannt hat: daß Gott seinen eingeborenen Sohn dahingegeben hat, in ihm den Menschen die Möglichkeit und die Aufforderung zu gewähren, das Böse zu vernichten.

Nun stehen Nathan und Saladin in der allgemeinen Menschenliebe: sie sind besser, als die Religion vorschreibt, der sie angehören sollen, sie überschreiten die engezogenen Gränzen derselben, gehören aber deshalb auch der modernen Erfindung und der neueren Zeit an, in der — ich möchte sagen — so viel Christenthum in der Luft schwebt, daß sich, wer in christlichem Staate und unter christlichen Einrichtungen lebt, demselben gar nicht entziehen kann. Darum will ich auch nicht leugnen, daß heut zu Tage hier oder da ein Jude sich äußern mag, wie Nathan; er hat aber dadurch auch wie Nathan das Judenthum von sich abgestreift, ohne das Christenthum, dem er doch seine Weltanschauung verdankt, angenommen zu haben und zu bekennen. Er steht — ein *caput mortuum* — in einem Nichts, in welches hinein auch Recha aus reiner Weisheit und absichtlich hinein erzogen worden ist.

Und dies preiset uns das Lessingsche Drama als den idealen Zustand der Welt; und wir wollen mit diesen Idealen unsere Jugend erfüllen und erwärmen! die Jugend, die wir doch recht fest einzupflanzen und zu wurzeln übernehmen haben in dem positiven Grunde des Christenthums. Und selbst wenn wir in dem Sinne christlicher Lehrer, die ihr Lehramt in der historischen Entwicklung unserer Schule von der Kirche überkommen haben, bei einer etwa doch vorzunehmenden Lectüre des Nathan gegen Lessings Opposition eine neue Opposition, gegen seine Angriffe eine Vertheidigung vornehmen möchten, welch einen Genuß würde dann noch der zerfetzte und zersetzte Lesestoff bieten? Und würde wirklich mit aller und der besten Opposition gegen die Lectüre auch alle Gefahr beseitigt sein? würde nicht gerade die Kunst der dramatischen Form die Gefahr für unbefangene sich dem Dichter hingebende Gemüther erhöhen? Die Zeit der Zweifel kommt jedem Menschen von selber, wenn er nicht wie ein Thier, gedankenlos und dem Bauch ergeben, über die Erde geht. Warum sie zeitigen? Man gebe dem Schüler, wie überall, so auch hier nur das Positive; in ihm liegt die einzige Kraft, die Angriffe der Negation zurückzuschlagen.

Dafs ich mich bei der Darlegung der Tendenz des Stückes länger aufhalten habe, hat seinen Grund 1) in der Nothwendigkeit, die auf S. 39 obenbezeichneten Werkes angegebene Grundidee zu berichtigen und vervollständigen, und 2) in dem Wunsche, meine Ansicht zu begründen: die Lectüre des Nathan von den höheren Lehranstalten gänzlich ausschliessen. Ist mir das Letztere gelungen, so wäre freilich das ganze Buch des Herrn Niemeyer, wenigstens für die Schule unnütz. Aber bat auch wenn ich dem Herrn Niemeyer die Berechtigung zu einer Lectüre des Nathan zuerkennen möchte, so dürfte noch gefragt werden, ob sich derselbe die Benutzung des Werkchens möglich denkt. Soll es der Lectüre neben dem Exemplare des Nathan liegen, sollen die Nothdurftgesprochen werden, oder soll das Buch zur häuslichen Vorbelegung dienen, so dafs der Schüler auf die Fragen des Lehrers die nöthigen Antworten zu geben wisse? Ich denke mir das Letztere, wenigstens ist dies die Methode, nach welcher Ausgaben klassischer Autoren mit Anmerkungen benutzt werden könnten. Dann aber würde der Herausgeber immer noch am besten thun, auf dreierlei zu achten: 1) auf die Schichte der zu erklärenden Schrift, 2) auf die Darlegung ihrer Grundlage und auf deren Würdigung, 3) auf die Sprache in derselben, doch nur in so weit, als sie dem Schriftsteller eigenthümlich ist und von der gangbaren Redeweise abweicht.

Die Geschichte von Lessings Nathan ist hinreichend gegeben und würde für das Bedürfnis einer Litteraturgeschichte zu vervollständigen sein. S. 23 geht der Verf. über auf die Besprechung der Bezeichnung „ein dramatisches Gedicht“. Lessing ist freilich der Erste, der sie gewählt; als Schiller im Don Carlos und im Wallenstein ihm gefolgt, verschweigt der Verf., und doch würde aus einer Vergleichung dieser Stücke sich leicht und „ohne eine Maschine in Bewegung zu setzen, um ein Hindernis aufzuheben“ (Less. Werk. VII, 356.), ohne auf Schillers Theorien von Tragödie und Comödie einzugehen, sich ergeben haben, was dieichter mit dieser Bezeichnung meinen. Zunächst gehört Nathan der Weise zu einer einfachen und recht eigentlich der Gattung der Tragödie an. Lessing selbst zweifelt an der Möglichkeit, das Werk auf die Bühne zu bringen. Er meint, dafs es vielleicht in hundert Jahren geschehen könne, zweifelt auch, dafs es überhaupt geschehen könne. So schrieb Lessing zunächst nur, um gelesen zu werden. Er ist in Bezug auf dies sein Werk ein agnostischer Dramatiker, wie Aristoteles den Chäremón bezeichnet. Dieser rein äufserliche Grund ist die Veranlassung zu der Bezeichnung: dramatisches Gedicht. Er ist es bei Schiller, dessen Don Carlos und Wallenstein in der Gestalt, wie sie vorliegen, über das Maafs und den Umfang des Aufführ- und Darstellbaren weit hinausgreifen. Die Dichter zeichnen also solche Dramen mit dem Namen dramatischer Gedichte, in denen sie in der Freudigkeit des Schaffens den Gedanken an die Bühne eine beengende Fessel abgestreift haben, um ohne alle Rücksicht auf die Darstellbarkeit sich der ungehemmten Lust und Behaglichkeit des Dichtens hinzugeben. Das dramatische Gedicht ist als solches gar keine Gattung, sondern wird stets der Tragödie oder Comödie unterzuordnen sein.

Von S. 28 folgt die Darlegung der „Vorfabel“, in welcher der Verf. stilistische Mängel leicht hätte vermeiden können. Fehlerhaft ist gleich der erste Satz gebaut: Saladin schenkte unter seinen Geschwistern, die überhaupt innig liebte, besonders einem Bruder Assad die zärtlichste Zuneigung, welcher aber schon in der Jugend verschwand. Falsch ist die Folge ebenda: Lilla konnte es Saladin nie vergessen, dafs er ihn so lieb reiten liefs, für hatte reiten lassen. Aehnliche Flüchtigkeitsfehler

mehr mußten in einem Buche für Schüler sorgfältigst vermieden werden. — S. 33 beginnt die Erzählung des Inhaltes, an welche sich die ästhetische Analyse der Grundidee des Stückes anschließt. Dafs ich in der Darlegung derselben dem Verf. nicht beipflichten kann, habe ich oben, wo ich meine Auffassung mittheilte, bereits gezeigt. — S. 42 vermissen ich die einem Lehrbuch durchaus nothwendige Charakteristik der handelnden Personen. Der Verf. schreibt: Doch dürfen wir eine Nachzeichnung der einzelnen Gestalten wohl unterlassen, indem wir auf die gehaltvolle Charakteristiken eines Nodnagel, Kurnik, Kurz und Röttscher verweisen. Wenn der Verf. auf die verweisen will, welche vor ihm über denselben Stoff gehandelt, so konnte er sich der Mühe des Buchschreibens für gänzlich überhoben erachten. Ist das Buch in Rücksicht auf den Gebrauch in höheren Lehranstalten abgefaßt, so durfte er den Schülern nicht zumuthen, auch noch Nodnagel u. s. w. nachzuschlagen; seine Pflicht war es, zu geben, was für das Verständniß seines Autors nothwendig erschien, will er doch nach seiner eigenen Vorrede eine alle Seiten der Hermeneutik umfassende Erklärung des klassischen Gedichtes geben. — Von S. 44 folgt eine Auseinandersetzung der Beziehung, in welcher die handelnden Personen zur Geschichte stehen, und von S. 48 eine Abhandlung über die metrische Form, welche wohl der selbstständigste und beste Theil der Arbeit ist, aber in diesem Umfange in ein Buch des angegebenen Schulzwecks nicht hineingeht. — Was S. 71 an Bemerkungen über die Sprache des Stückes folgt, ist zu allgemein und darum ungenügend. Dem Verf. fehlen zum Vergleiche der Lessingschen Rede mit der seiner Zeitgenossen und Vorgänger, so wie der Sprache im Nathan mit der in anderen Werken desselben Dichters ausreichende Studien. — Von S. 77 folgt der Commentar, der auf Stellen seinem Leser ein Lächeln abnöthigen muß. Welche Förderung gewinnt der Schüler S. 85 durch die Bemerkung: „v. 70. Was sind wir Menschen! Sentenz.“ oder „v. 81. Bei welchem Ihm? Lessing hat hier den Dativ des Personalpronomens auf eine kühne Weise substantivirt.“ oder S. 89 „v. 142. Wenn ihr wollt. Daja accomodirt sich in diesem Augenblick der rationalen Vorstellungsweise Nathans.“ oder S. 91 „v. 199. Nathan nennt hier auf eine feine Weise seine Pflögetochter einen Engel.“ Was soll der Schüler mit der Note S. 121: „v. 782. Die Menschen sind nicht immer, was sie scheinen. Sentenz, welche durch den Zusatz des Templers „doch selten etwas Besseres“ ergänzt wird. Will man den Satz ausführen, so muß man den unbeabsichtigten Schein von dem beabsichtigten unterscheiden und bei dem letzteren an Pharisäer, Wölfe in Schafskleidern, Scheinheilige, Kassendefraudanten, Erbschleicher und Diplomaten denken.“ Welchem Schüler wird die gräßliche Auseinandersetzung über das Verfahren beim Spiesen ersprieflich sein? (S. 129.)

Ich habe bloß Einzelnes ohne bestimmte Wahl herausgegriffen, um zu zeigen, daß überall in dem Commentar des Unzureichenden viel anzutreffen ist. Daß nebenher manch Gutes und Tüchtiges, d. h. für den angenommenen Standpunkt manch Praktisch-Brauchbares, soll nicht geläugnet werden. Im Ganzen aber scheint doch der Interpret in dem Geschäft des Commentirens zu jung und zu ungeübt an seine Arbeit gegangen zu sein, so daß Manches, was ihm nur subjectiv neu war, als ein Objectiv-Neues erschien. Der Commentar ist über Gebühr mit Unbedeutendem, Nichtsagendem und Trivialeem vollgeschwemmt, was sicherlich vermieden wäre, wenn der Verf. überall seines Zweckes sich vollständig bewußt geblieben wäre. Er vergiftet, daß er mit Schülern oberster Klassen zu thun hat, bei denen er bereits ein solches Maas von Verständniß voraussetzen muß, das, wenn er es gekannt hätte, ihm manche Bemerkung würde erspart haben. Konnte er aber das geringe Wissen und die

zureichende Erkenntniß seiner Schüler, so mußte selbst er die Lectüre des Lessing in solchem Kreise aufgeben. Ihm selbst möge Zeit und Mäße vergönnt sein, sich in das Studium der deutschen Litteratur zu vertiefen; ihm werden Vergleichsstellen für seine zukünftigen Interpretationen reichlicher zufließen und dichterische Anschauungen geläufiger werden.

Berlin.

E. Köpke.

IV.

Die sophokleische Theologie und Ethik. Zweite Hälfte. Von Director Friedrich Lübker. Kiel, in Commission der Schweserschen Buchhandlung. 1855. 76 S. 4.

Die erste Hälfte der vom Herrn Director Lübker abgefaßten sophokleischen Theologie und Ethik haben wir im VII. Jahrg. 9. H. S. 727 ff. zur Anzeige gebracht, und was wir dort im Allgemeinen über die Schrift bemerkt haben, gilt in gleicher Weise auch von der zweiten Hälfte, so daß wir darauf verweisen, und nur noch besonders den Wunsch hinzufügen uns gedrängt fühlen, daß das Buch sich der größtmöglichen Verbreitung erfreuen möge. Besonders ist es zu wünschen, daß es in einer Gymnasialbibliothek, oder doch in der Privathibliothek derjenigen ehrlich nicht fehle, denen die Leitung der Lectüre des Sophokles anvertraut ist. Denn wenn auch nicht verlangt werden kann, daß die Schüler ein vollständiges Bild von dem religiösen Glauben und den sittlichen Grundansichten des Dichters erhalten, wie es uns aus der Betrachtung aller seiner erhaltenen Werke entgegentritt, so muß doch an den Lehrer die Forderung gestellt werden, daß er für sich diese Arbeit durchgemacht habe, wenn anders seine Erklärung eine richtige, eindringende und belehrende werden soll. Denn das Besondere können wir ja doch nach seinem wahren Werthe und Gehalte nicht erfassen, wenn wir nicht eine Uebersicht über das Allgemeine gewonnen haben, und je ferner uns die Zeit des Dichters steht, je größer die Verschiedenheit der ganzen Anschauungsweise unserer und jener Zeit ist, je näher daher die Gefahr liegt, daß wir unsere Gedanken in die Dichtung hineinbringen, desto unzulässlicher ist es, die Anschauungsweise des Dichters im Ganzen fest zu bestimmen und die einzelnen Aussprüche zu einem Gesamtbilde zu vereinigen, das dann wieder das Einzelne in seiner wahren Bedeutung und Beziehung erscheinen und es lebhafter und inniger empfinden läßt. Je schwieriger diese Arbeit ist, desto mehr müssen wir uns Herrn Lübker verpflichtet fühlen, daß er sie unternommen und so trefflich durchgeführt hat, und wir wünschen, wir könnten durch einen Auszug aus der Schrift das Interesse unserer Leser in höherem Grade, als dies durch unser Urtheil möglich ist, für dieselbe rege machen; da indessen der Herr Verf. ohne alles Raisonnement und weitläufige Erörterungen in gedrängter Kürze uns das geistige Leben des Dichters, wo möglich mit Beibehaltung und Anwendung von dessen eigenen Aussprüchen, vorführt, so kann hier höchstens eine Uebersicht des Gedankenganges gegeben werden, ohne weitere Begründung oder Anführung der einzelnen Stellen, in denen die Gedanken enthalten, oder aus denen sie entwickelt sind. — Die zweite

Hälfte enthält den dritten Abschnitt des Ganzen, das sittliche Element. Dieser Abschnitt zerfällt in drei Theile. 1. Der Mensch nach seinem natürlichen Wesen, 2. der Mensch in der sittlichen Gemeinschaft, 3. der Mensch in seiner sittlichen Selbstbestimmung. Der erste Theil behandelt wieder: 1. den Werth des Lebens (S. 1—9). Sophokles ergreift mit seiner Auffassung den Menschen in seinem natürlichen Mittelpunkt, er weist ihn so gut von der höheren, wie von der niederen Welt zu scheiden; aber er führt ihn als den einer unendlichen Entwicklung fähigen Träger der Bildung und Gesittung in die an den mannigfaltigsten Prozessen reichen Welt der freien Selbstbestimmung ein und sieht ihn so vor sich als den Gegenstand eines anziehenden Gemäldes, in welchem er den staunenswertheiten Erfolgen, aber auch den unbegreiflichsten Verirrungen ausgesetzt ist. Von der homerischen Auffassung ist die des Sophokles verschieden; jene Idealität und Göttergleichheit ist verschwunden, selbst in den Triebfedern der Handlungen steht der Mensch selbständig und ohne höhere Einwirkung oder Leitung da, alle Offenbarung und göttliche Mittheilung ist eine besondere und außerordentliche. Daher das Gefühl der Verlassenheit und Hülflosigkeit und das Verlangen nach gegenseitiger Unterstützung. Ohne eine solche Stütze ist das Leben des Einzelnen schwach und hinfällig, ein beständiger Wechsel von Leid und Freud, besonders traurig, wenn dieser plötzlich erfolgt. Bei dieser Unsicherheit darf man das Loos eines Mannes vor seinem Tode nicht selig preisen; hohes Glück wird leicht gestürzt, besonders ist der Uebermuth mit schwerem Falle bedroht. Früher oder später hört Alles für den armen Sterblichen auf; so bewegt sich das Leben unter der Form und Bedingung der Zeit. Die Macht der Zeit haben die Griechen wohl gekannt, wenn sie auch mit dem Werth und der Bedeutung, welche die Zeit für die Weltgeschichte hat, nie recht bekannt geworden sind. Eine heilende Kraft in allen Leiden schreibt auch Sophokles der Zeit zu; nur in der Nähe des Todes verliert sie ihre Kraft, daher das Verzögern des Todes ein unnützes Thun ist. Doch behält das Leben einen großen und mächtigen Reiz für alle, und zwar das unmittelbar gegenwärtige, uns rings umgebende mit allen Sinnen fesselnde Leben. Daher soll sich der Mensch der leeren Hoffnung nicht hingeben; doch giebt es auch eine goldene Hoffnung, deren Tochter das Orakelwort ist, *ἀμβροτος Φάσμα*: nicht zu verwechseln damit die *φύμη*, der böse Ruf, das dunkle Gerücht. — 2. Das Wesen der Seele (S. 9—19). In dem verborgenen und dunkeln Walten der Seele ruht der ganze humane und künstlerische Werth von Sophokles' Dichtung; nicht sowohl in den Conflict des menschlichen Handelns mit dem äußeren Geschick verlegt er den Prozeß der tragischen Entwicklung, als vielmehr in das eigentliche Leben der Seele selbst mit ihren Kämpfen und Widersprüchen, so daß man in dieser Beziehung den Sophokles unserm Göthe noch näher als dem englischen Dichterfürsten vergleichen kann, und wiederum hat er seine Verwandtschaft auch mit dem shakespeare'schen Geiste an den Tag gelegt, daß er gerade die Enden und Spitzen, die hochgehendsten und außerordentlichsten Strömungen dieser verborgenen Lebensquelle, vom qualvollsten Leiden bis zur jubelndsten Freude, vom gelassensten Dulden bis zum mafslosen Zorne, von der sichersten Besonnenheit bis zur verwegenen Raserei durchgeht; und daß er weibliche Charaktere in feinsten und vollendetster Weise zeichnet, zeigt, wie weit hochbegabte Geister über ihre Zeit hinauszugreifen berufen sind. Es werden nun die Ausdrücke für die Seele durchgenommen und besonders genau von einander unterschieden *ψυχή*, *θυμός*, *φρόνη* oder *φρόνεις* und *νοῦς*; darauf die Vorliebe des Dichters für plötzliche Uebergänge und unerwartete Zusammenstellungen widersprechender Seelenzustände; alsdann die Freude und der Schmerz als die beiden Grund-

immungen der Seele und ihre mannigfache Aeußerung, endlich die in unmittelbarem Verhältniß zur Seele stehende Sprache und ihr Werkzeug, die Zunge, besprochen. S. 18 wirft Herr Lübker die Frage auf, ob die Leiden als sittliche Prüfung erscheinen können, ob ihnen eine erziehende Kraft und Bedeutung beizulegen sei, und verneint dies: ebenso heißt es S. 75, daß die Strafe höchstens als ein Mittel der Warnung, der Abschreckung vor ähnlichem oder schlimmerem Vergehen erscheine, aber nicht den tieferen Zweck einer sittlich erziehenden oder bessernden Wirklichkeit habe, sie sei vielmehr ein Ausfluß des Zorns oder ein Act der Gerechtigkeit, der keinen Frevel ungeahndet lasse. Das ist richtig, allein es ist doch zu bemerken, daß schon Aeschylos in seiner Orestie, nach den homerischen Gesängen dem großartigsten Denkmale hellenischer Dichtung, die Leiden zwar nicht als Mittel zur sittlichen Läuterung auffaßt, aber doch bestimmt ausspricht, daß der Lenker der Weltordnung dem menschlichen Leiden sendet, damit er sich besinne und das Unrecht, das er begehen Willens sei, vermeide. Somit dient das Leiden allerdings zur Abschreckung, allein es ist keine Strafe bloß als ein Act der Gerechtigkeit oder als Ausfluß des Zornes, sondern es liegt zugleich darin die Absicht zu bessern, daher der Dichter das Leiden eine Gunst der Götter nennt, und zwar eine *χάρις βλάτα*. — 3. Der Mensch und die Natur (S. 20—31). Wenn auch die alte Litteratur in Tiefe und Idealität der Auffassung und Darstellung der Natur sich mit der neuern nicht messen kann, so herrscht doch in einer Beziehung selbst eine größere Vertiefung in die Natur und ein weit innigerer Verkehr mit ihr bei den Alten als bei uns, und das ist gerade der ethische Charakter, mit welchem sie dieselbe behandeln. Wie der Mensch der Mittelpunkt der Natur ist, so wird von der übrigen Natur so viel, als mit der handelnden Menschheit in Beziehung gedacht werden kann, in die jedesmalige Betrachtung hineingezogen. Das Verhältniß des Menschen zur Natur ist das der Wechselwirkung, und die Natur ist nicht bloß der Schauplatz, auf welchem der handelnde Mensch sich bewegt, der auf sein Thun fördernd oder hemmend, auf sein Gemüth erregend oder besänftigend einwirkt, sondern es ist auch noch ein innerlicherer und tieferer Zusammenhang vorhanden, der sich nicht auf die bloße Empfindung beschränkt, sondern in das Mitgefühl übergeht, meistens freilich auf eine geheimnißvolle Weise, so daß wir diese Naturauffassung selbst eine mystische würden nennen dürfen. Die Störungen der Natur, Krankheiten, Krieg und Elend werden als einer höheren dämonischen Welt abgeleitet; den wahren Ursprung des physischen und sittlichen Leidens in der Welt hat Sophokles nicht finden gewußt. Das Lebensgesetz in der übrigen organischen Welt, wonach das Edle und Starke in der Abstammung sich bewährt, ist mit gleicher Bestimmtheit auf die Menschenwelt übertragen; die Folgen und Einflüsse des Geschlechts werden hoch angeschlagen. Das Menschenleben verläuft nach einem natürlichen Gesetze der Zu- und Abnahme, es steigt von der harmlosen Jugend bis zur Höhe des ersten Mannesalters, und sinkt dann allmählig bis zur Schwäche des Greisenalters herunter und zum Tode entgegen. Der freiwillige Tod, wenn er auch bisweilen in einem gewissen heroischen Lichte erscheint, wird doch stets mit eigener oder fremder sittlicher Schuld oder Verirrung in tiefe innere Beziehung gesetzt.

Der zweite Haupttheil betrachtet den Menschen in der sittlichen Gemeinschaft, und zwar 1. die Familie (S. 31—43). In dem Familienleben offenbart sich der Mensch in seinem sittlichen Rechte und Wesen, daher die Familienpietät ein ausgedehntes Gebiet in der sophokleischen Dichtung einnimmt. Nichts Schöneres scheint es geben zu können als ein glückliches, wohlgeordnetes und blühendes Haus; der Haupt-

segen des Hauses ist eine aufblühende Schaar von Kindern. Diese kennen keine andere Beziehung, als die zum väterlichen Hause, sie müssen gehorsam sein und den Vater ehren, besonders der Sohn; dieser Gehorsam war die rechte Grundlage und Vorübung für allen Gehorsam gegen die Gesetze des Staates. Das Lob der Kindes- wie der Elternliebe ertönt daher mehr als einmal im reichsten Mafse bei unserem Dichter. Auch die Geschwisterliebe tritt uns in mächtigen und anziehenden Charakterzügen vor die Seele. Verschieden von der Stellung des Sohnes ist die der Tochter, wie überhaupt die der Jungfrau und des Weibes von der des Jünglings und Mannes. Sophokles erfafst das weibliche Geschlecht mit einer Tiefe und Erhabenheit, wie sie das Alterthum sonst vielleicht nicht kennt. Wie achtbar und würdevoll die Frau und wie heilig und stark die Ehe, wird an der Jokaste, der Tekmessa und der Deianeira nachgewiesen. Auf der andern Seite ist wieder nichts so schrecklich, als ein innerlich aufgelöstes Haus- und Familienwesen. Stärker jedoch als die frei geschaffenen Verhältnisse sind die natürlichen, die Geschwisterliebe stärker als die zum Gatten, ja selbst zu den Kindern. — 2. Der Staat (S. 44—50). Aus dem einfachen Ursprunge des Familienlebens entfaltet sich das weitere Leben des Staates. Zunächst reißt sich an die Familie an die Stadtgemeinde, die nächste Umgebung, der heimatliche Boden; daher die Heimathsliebe. Die Grundlage des Staats ist, weil der Familie, eine religiöse, eine göttliche. Höher als die Person des Herrschers steht die ewige Grundlage des Staats, die Gerechtigkeit und Zucht; Willkür und Zuchtlosigkeit ist das schwerste Uebel, das ein Gemeinwesen treffen kann. Die Stellung des Herrschers zu den Unterthanen wird näher an Kreon und Oedipus nachgewiesen. — 3. Die Freundschaft (S. 50—52). Den hohen Werth der Freundschaft weifs der Dichter auf die Tiefste zu schätzen, aber für die meisten Menschen ist der Haß der Freundschaft trügerisch, darum soll man auch dem Freunde nur soweit mit seiner Dienstleistung behülflich sein, dafs man bedenkt, er könne es vielleicht nicht immer bleiben. Den Feind zu hassen, sich dem Rachegefühl und der Schadenfreude hinzugeben, war kein Unrecht. Doch erkennt der edle Mensch willig die Gröfse auch seines bittersten Feindes an; und auch dem grössten Feinde gegenüber darf man das Recht nicht mit Füfsen treten.

Im dritten Theile, der Mensch in seiner sittlichen Selbstbestimmung, kommt zur Darstellung: 1. das sittliche Prinzip (S. 53—63). Die Macht des Gewissens kennt Sophokles, wenn dieselbe auch nicht auf dem allgemeinen Bewusstsein der menschlichen Sündhaftigkeit, sondern auf dem speziellen Gefühle der Schuld beruht; es ist keine propädeutische, voraus bestimmende Macht, sondern eine *conscientia facti*, und zwar insbesondere *male facti*; in diesem Sinne sind die Erinyen die Personification des strafenden Gewissens. Dieses natürliche Bewusstsein setzt ein tieferes Gefühl des Rechten, Wahren und Guten voraus, und das ist die innerliche Anschauung der ewigen und unwandelbaren Gesetze, die im Aether unsterblich wohnen. Das Horchen auf die Offenbarung dieser Gesetze ist das *εὐσεβείν*, das nach dieser Seite hin Frömmigkeit und Gottesfurcht, so wie nach der Seite der gewöhnlichen menschlichen Entwicklung hin die einfache Pflichterfüllung ist. Es ist mit der *αἰδώς* nahe verwandt, dem strengen sittlichen Gefühle, welches sich vor dem Urtheile Anderer fürchtet. Das Walten der Götter giebt sich am stärksten und sichtbarsten kund in der Gerechtigkeit. Der *αἰδώς* in der Menschenbrust entspricht auch eine göttliche Eigenschaft, die wir als Milde und Gnade bezeichnen müssen, wenn auch nicht in dem Sinne von erbarmender Milde mit dem Menschengeschlecht. Dem *εὐσεβείν* entspricht im Handeln und Benehmen das *σωφροσύν*, die praktische Weis-

; die der Ehrfurcht vor dem Heiligen gemäße Lebensklugheit, die Benennung, die da Maafs und Ziel kennt und genau zu halten weifs; ihr Gegensatz ist die *ὑβρις*. Diese höhere Weisheit wird leicht zur bloßen Klugheit ohne sittliche Tiefe, *εὐ φρονεῖν*, ihr fehlt der Muth, die Liebe die Wahrheit, wie das Benehmen der Chrysothemis und Ismene zeigt. In die Wahrheit eine Macht und einen Adel in sich selbst hat, weifs bekennet der Dichter, aber es ist ihm ebensowenig verborgen, wie selbe in der Welt im Dienste der Rücksichten und selbstischen Zwecke ist. In solchen Dienst der Unwahrheit kann selbst der Eid hinabgegangen werden, doch ist von einer eidlichen Versicherung, die zu irgend einem Zwecke sich Glauben verschaffen will, der feierliche Eidschwur wesentlich verschieden. Mit der Wahrheit ist die Offenheit des Charakters verbunden; Heimlichkeit und List, an sich verächtlich, ist doch Mittel zu einem guten Zwecke berechtigt. Wir wundern uns, hier

Verhalten des Neoptolemos und Odysseus nicht erörtert zu finden. kann noch ein anderes Prinzip des sittlichen Handelns geltend gemacht werden, das Prinzip der Ehre. Dieser Grundzug der römischen Art wird bei dem attischen Dichter zu der Persönlichkeit des Menschen, besonders zu seiner Abstammung in Beziehung gesetzt. Wenn auch, besonders wo es sich um das Gericht und die Strafe handelt, die Handlung in ihrem Thatbestande, nicht in dem Ursprunge des Zwecks und illens beurtheilt wird, so weifs doch sonst der Dichter gar wohl, das

Hauptsache beim Handeln der zur That sich kräftigende und entfaltende sittliche Wille ist. Von der Liebe, dem eigentlichen Leben der sittlichen Thatkraft, findet sich keine tiefere Spur, sie erscheint in der bederen Gestalt der Pietät, und in anderen Verhältnissen findet das Gesetz der Gegenseitigkeit statt, die Schuld der Dankbarkeit. Bei einer solchen Menge der sittlichen Verirrungen ist die Selbstliebe und der Egoismus eine mächtige Triebfeder, möge dieselbe nun als Habgier und Genussucht, Neid und Verläumdung, oder in welcher anderen Gestalt auftreten. Die Spitze der Selbstsucht in ihren gewöhnlichsten Erscheinungen ist die Leidenschaft und die Lust. — 2. Die Schuld (S. 63—73). Die Urgeburgen der Menschen müssen für Sophokles richtiger mit dem Belfe der Schuld als mit dem der Sünde bezeichnet werden; jene ist die Beziehung des Thäters zu seinem Vergehen, diese ist eine Lebenssubstanz, welcher der einzelne Mensch mit aller Freiheit seines Willens sich nicht mehr zu entziehen vermag. Dagegen tritt uns in seinen Werken das Bewusstsein entgegen, das die Zusammenstimmung des göttlichen Gebotes mit dem menschlichen Handeln durch die Ohnmacht der menschlichen Natur zerriessen ist und daher in jedem Stücke das Können und Thun hinter dem Wissen und Bewusstsein des Handelnden zurückbleibt; die Schuld und Sünde eine allgemeine, eine generelle, mit der Ausbreitung des Geschlechts und Stammes sich vererbende und daher niemals individuelle, das sie eine über den Menschen und seine Kraft hinragende Macht ist. Das Bewusstsein der Sünde ist ein allen Menschen gemeinsames Uebel, aber nur das auf sich beharrende, völlig widerstrebende Wesen erscheint als gänzliche Verkehrtheit, und das ist die *ὑβρις* in ihren mannigfaltigen Erscheinungsformen. Die Wurzel ihrer sämtlichen Aeusserungen liegt ebensowohl in der intellectuellen als in der sittlichen Eigenthümlichkeit des Menschen, er überhebt sich in seiner Einheit, er emancipirt sich mit seinem Willen. Die That ist nur Schuld des Willens, insofern ich darum weifs; daher die Unterscheidung von *ὑβρις* und *ὑβρις*. Die Götter zürnen den Menschen, so das diese in Schuld Unglück hineingezogen werden; aber der Wille des Menschen ist nie ohnmächtig, und die göttliche Einwirkung erfolgt niemals blindlings oder mit der Willkür einer gebieterischen Schicksalsmacht, sondern

knüpft vielmehr lediglich an die im Menschen schon vorhandene Richtung an. Die dadurch erwachende Schuld aber abnt der sophokleische Geist als eine persönliche, und weil ihm diese Persönlichkeit als eine im leiblichen Leben wurzelnde gilt, so läßt er sie durch ein ganzes Geschlecht, einen Stamm, eine Familie hindurchgetragen werden, dergestalt, daß sich mit diesem verwandtschaftlichen der eigene Antheil der Schuld verbindet. Das Endergebnis ist: die Macht der Sünde ist eine allgemeine, aber nicht unbedingte, eine generelle, aber nicht universelle, eine übermenschliche, aber weder fatalistische noch satanische. Hiernach scheint dem Herrn Verf. kein einziger der eigentlich tragischen Charaktere ohne Schuld zu sein, und wird dies näher an Ajas, Oedipus, Antigone und Deianeira nachgewiesen. Die Schuld des Ajas und der Antigone ist unzweifelhaft, in Bezug auf die Trachinierinnen ist es doch fraglich, ob nicht sowohl die Schuld der Deianeira, als vielmehr die des Herakles in Betracht zu ziehen war. Vom Philoktetet schweigt Herr Lübker ganz; auch bei ihm wollte man eine Schuld finden, allein der Gedanke ist dem Griechenthum fremd, daß die Götter über den Menschen in der Voraussicht Leiden verhängen, daß er dieselben durch sein späteres Verhalten verdienen werde, und überdies kann es sich in der Tragödie nur um eine Schuld handeln, zu der das Leid in einem angemessenen, entsprechenden Verhältnisse steht. In denselben Fehler ist man beim Oedipus verfallen, dessen Leidenschaftlichkeit dem Tiresias und Kreon gegenüber man hervorhebt, während doch selbst wenn dies eine Schuld wäre — daß aber Oedipus hierin und sonst ohne Schuld ist, hat Schneidewin gut ausinandergesetzt — zu dieser Zeit Oedipus bereits unter dem Banne der hereingebrochenen Strafe stand, deren Beginn die in Theben ausbrechende Pest bezeichnet. Auch in der Tödtung seines Vaters und der Ehe mit seiner Mutter wird eine unbefangene Betrachtung der Verhältnisse eine Schuld des Oedipus nicht zu erkennen vermögen. — 3. Die Sühne (S. 73—76). Mit Recht wird die Ansicht, der Unschuldige könne für ein fremdes Vergehen eine genugthuende Sühne vollziehen, als eine unantike Auffassung zurückgewiesen; wenn aber hinzugefügt wird, der Anspruch des Dichters (Oed. Col. 494), daß eine einzige Seele auch statt vieler solches zu büßen genügen könne, wenn sie reinen Sinnes nahe, zeige eigentlich schon in dem letzten Zusatz die Seltenheit oder Unwahrscheinlichkeit des angenommenen Falles, so glauben wir, daß selbst dieser Gedanke auf einer zu allgemeinen Deutung jener Stelle beruhe und dem Sophokles fremd war. Oedipus hatte den Hain der Eumeniden betreten und soll nach der Anweisung des Chores, um die Göttinnen zu versöhnen und sich geneigt zu machen, ein Opfer darbringen. Da er dieses Opfer nicht selbst darbringen kann, weil er blind und altersschwach ist, so fordert er eine seiner Töchter auf, dies in seinem Namen zu thun, denn, sagt er, ἀρκεῖν γὰρ οἶμας κατὰ μύθων μὲν ψυχὴν τὰδ' ἐκτίρουσαν, ἢν εὖρους παρῇ. Folglich bezieht sich τὰδ' ἐκτίρουσαν nicht allgemein auf eine Sühnung, eine Buße, sondern nur auf das Darbringen eines Opfers, und εὖρους bezeichnet nicht die Reinheit, sondern den guten Willen, die Intention, mit der das Opfer für einen Anderen dargebracht wird. — Im Allgemeinen haben die Griechen das Wesen der Strafe, das sie nach den verschiedenen Beziehungen als δίκη und τιμὴ wohl verstanden haben, schon in großer Schärfe und Bestimmtheit gefaßt. Sobald sich aus dem ursprünglichen Wesen der Rache der Begriff der strafenden Gerechtigkeit (Δίκη) erhebt, so muß der Begriff der Absicht oder des Vorsatzes in die Betrachtung sittlicher Thaten aufgenommen werden; aber mit der daraus erwachsenden Zurechnung des individuellen Thuns muß auch in die Strafe das Moment der Innerlichkeit, die Reue oder Buße kommen, die *Poena* zur *Poenitentia* werden. Die Helden des So-

phokles sehen wir wesentlich in diesem Zustande der innerlichen Strafe, des Sichselbstbestrafens, der ringenden Genugthuung des Gewissens sich bewegen; daher der Cultus der Erinyen bei ihm stärker ist als der der Dike. Die Strafe hat nicht den Zweck einer sittlich erziehenden oder bessernden Wirksamkeit, sie ist vielmehr ein Ausflus des Zorns, oder ein Act der Gerechtigkeit, die keinen Frevel ungeahndet läßt. Da nun die Schuld zugleich die Folge eines früheren, von dem Schuldigen oder seinem Vorfahren verübten Vergehens ist, der Schuldige aber jedesmal den ganzen Complex der Folgen seiner That büßt, so büßt er auch das Nichtbegangene mit, und seine Strafe ist immer grösser als seine Schuld. Wir zweifeln doch, daß dies immer der Fall sei; so stehen, um nur ein Beispiel anzuführen, Schuld und Strafe bei Ajas in vollkommen angemessenen Verhältnisse. Seine ἵβρις steigert sich zur strafbaren *μανία*, die Fürsten zu ermorden. Die Göttin trübt sein Auge, um das Unglück abzuwenden, aber durch den beabsichtigten Mord hat er sein Leben verwirkt, und wenn er sich durch den freiwilligen Tod der Strafe entzieht, so hat doch Agamemnon ein Recht, auf Verweigerung einer ehrlichen Bestattung zu dringen; und indem die entgegengesetzte Ansicht durchdringt, gelangt der Zuhörer allerdings zu jener von Herrn Lübker vermifsten befriedigten und versöhnten Stimmung. — Was die Auffassung einzelner Stellen des Dichters betrifft, so liesse sich wohl öfter eine abweichende Ansicht zur Geltung bringen; so wird S. 22 στεγροῦχος χθών Oed. Col. 691 gefaßt als das felsbrüstige Land, d. h. die Ebene, aus der die beiden Felsböden des Kolonos Hippios und des προσόπιος πάγος der Demeter Eucbloos sich erheben, „nach der glücklichen und treffenden Deutung, die E. Curtius (Verhandl. der Göttinger Phil. Versamml. S. 39—42) davon mit Benutzung eigener Local-Anschauung gegeben hat.“ Jene Verhandlungen sind mir nicht zur Hand, allein so viel ich sehe, ist diese Deutung unrichtig, weil sie dem festbestimmten Gebrauche von στεγροῦχος geradezu entgegen ist; sollte jenes ausgedrückt werden, hätte nicht στεγροῦχος, sondern μαστοῦχος gesetzt werden müssen. — Wir schließen unsere Anzeige mit einem doppelten Wunsche, einmal, unser Auszug, der nur die Hauptgedanken kurz angedeutet und viele Mittelglieder, ja selbst Wesentliches übergangen hat, möge unsere Leser veranlassen, recht bald die Schrift selbst zur Hand zu nehmen; alsdann, Herr Lübker möge sich bereit finden lassen, eine Theologie und Ethik der Tragiker, oder doch des Aeschylos und Sophokles abzufassen. Haben wir auch über Aeschylos in dieser Beziehung gute Arbeiten, so kann doch eine neue Behandlung des Gegenstandes nicht überflüssig erscheinen, und eine durchgreifende Vergleichung der beiden Tragiker wird ebenso anziehend, als in dem Ergebnisse fruchtbringend und lehrreich sein.

Ostrowo.

Robert Enger.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen in Betreff des Gymnasialwesens.

P r e u ß e n .

I.

Der Herr Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten hat durch Rescript vom 29. vor. Mts. die Bestimmung getroffen, daß bei Beurtheilung der Reife für die Universität die in dem Prüfungs-Reglement vom 4. Juni 1834 unter *Lit. C. §. 28* enthaltene Bestimmung überall nur dann anzuwenden ist, wenn die Prüfungs-Commissionen officiell davon in Kenntniß gesetzt worden sind, daß das Interesse des Staatsdienstes rücksichtlich einer bestimmten Berufs-Kategorie die Anwendung derselben erheischt, daß jedoch für jetzt diese Anwendung überhaupt nicht eintreten kann, da dieselbe von keinem der Herren Ressort-Minister für irgend eine Berufs-Kategorie als zulässig bezeichnet worden ist. Ew. Wohlgeboren veranlassen wir, hiernach bei den Maturitätsprüfungen an der Ihrer Leitung anvertrauten Anstalt Sich streng zu richten.

Berlin, den 13. December 1855.

Königliches Schul-Collegium der Provinz Brandenburg.

An
den Herrn Director N. N.
Wohlgeboren.

II.

Der in der Circular-Vorfügung vom 24. October 1837 aufgestellte Normalplan für den Gymnasial-Unterricht hat sich seitdem im Allgemeinen als zweckmäßig bewährt. Diejenigen Modificationen desselben, welche nach den hieherigen Erfahrungen und auf Grund der von den Provinzial-Schul-Collegien abgegebenen Gutachten angemessen erscheinen, beschränken sich auf Folgendes:

Die philosophische Propädeutik ist, wie es bei einer großen Zahl der Gymnasien bereits geschieht, ferner nicht als ein besonderes Unterrichtsfach anzusetzen. Der wesentliche Inhalt derselben, namentlich die Grundlehren der Logik, kann mit dem deutschen Unterricht verbun-

den werden, weshalb in dem unten beigefügten Uebersichts-Plan statt der bisherigen 2 wöchentlichen Stunden für das Deutsche in Prima 3 Stunden bestimmt worden sind. Es bleibt indeß den Königlichen Provinzial-Schul-Collegien überlassen, da, wo Sie es für angemessen erachten, die nothwendige Berücksichtigung des Inhalts der philosophischen Propädeutik einem philologischen oder dem mathematischen Lehrer zu übertragen, und in solchem Fall die Stundenzahl desselben um eine zu vermehren; wobei es dann, hinsichtlich des deutschen Unterrichts in Prima, bei 2 wöchentlichen Stunden verbleibt.

Die Zahl von 2 wöchentlichen Religionsstunden wird in Sexta und Quinta auf 3 erhöht, um für das Lesen der heil. Schrift und die biblische Geschichte, oder für die Verbindung des catechetischen Unterrichts mit der letzteren, ausreichende Zeit zu gewinnen. Nur bei einer sehr geringen Classenfrequenz ist es gestattet, die bisherige Stundenzahl beizubehalten.

Da der lateinische und deutsche Unterricht in Sexta und Quinta in der Regel Einem Lehrer zu übertragen ist, und die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien nur in Fällen der Nothwendigkeit Ausnahmen hiervon gestatten werden, so genügt es, für beide Sprachen zusammen wöchentlich 12 Stunden anzusetzen. Wo die Vertheilung dieses Unterrichts unter zwei verschiedene Lehrer nicht vermieden werden kann, und bei großer Classenfrequenz, ist es jedoch zulässig, in den genannten Classen für das Deutsche 3 Stunden wöchentlich zu bestimmen.

Der Unterricht im Französischen beginnt in Quinta mit 3 wöchentlichen Stunden; in jeder folgenden Classe sind 2 Stunden auf denselben zu verwenden.

Für die Geschichte und Geographie wird in Prima und in Quarta die wöchentliche Stundenzahl um eine erhöht, so daß diesen Gegenständen in den vier oberen Classen je 3 Stunden wöchentlich gewidmet werden. In Sexta und Quinta hat sich der historische Unterricht auf die in den Religionsstunden durchzunehmende biblische Geschichte und diejenigen Mittheilungen zu beschränken, zu denen die zwei wöchentlichen Stunden des geographischen Unterrichts Gelegenheit geben. Die Sagen des Alterthums werden in diesen Classen zweckmäßig auch bei dem deutschen Unterricht Berücksichtigung finden.

Der Unterricht in der Naturgeschichte ist in Sexta und Quinta nur an denjenigen Gymnasien beizubehalten, welche dafür eine völlig geeignete Lehrkraft besitzen. Dazu ist nicht allein der Nachweis der durch die Prüfung *pro facultate docendi* erworbenen Berechtigung erforderlich, sondern auch die Befähigung, diesen Unterricht, der Altersstufe der betreffenden Classen gemäß, in anschaulicher und anregender Weise und ohne das Streben nach systematischer Form und Vollständigkeit zu ertheilen. Wo es nach dem Urtheil der Königlichen Provinzial-Schul-Collegien an einem solchen Lehrer fehlt, fällt dieser Gegenstand in Sexta und Quinta aus, und ist in beiden Classen für den Unterricht in der Geographie, und außerdem in Quinta für das Rechnen eine Stunde mehr zu verwenden. Dem Lehrer der Geographie ist alsdann um so mehr Gelegenheit gegeben, durch Berücksichtigung des naturgeschichtlichen Stoffes den Gegenstand zu beleben, und auch nach dieser Seite hin den Vorstellungskreis der Schüler zu erweitern. In Quarta sind bei dem gleichzeitigen Eintritt der Mathematik und des Griechischen, und zur Vermeidung einer zu großen Stundenzahl, dem naturgeschichtlichen Unterricht besondere Stunden nicht zu widmen. In den zwei für die Naturkunde bestimmten Stunden in Tertia ist eine zusammenhängende Uebersicht der beschreibenden Naturwissenschaften zu geben, wofür in dieser Classe das Fassungsvermögen hinreichend entwickelt zu sein pflegt. Wo eine ge-

trennte Ober- und Unter-Tertia besteht, reicht dazu eine Stunde wöchentlich aus, und die andere ist dem Geschichtsunterricht zuzulegen, um so mehr, als die brandenburgisch-preussische Geschichte überall in das Pensum von Tertia aufzunehmen ist. Fehlt es an einem geeigneten Lehrer der Naturwissenschaften, so ist von den zwei angesetzten Stunden die eine auf Geschichte, die andere auf das Französische zu verwenden. — Wo unter den vorher angegebenen Bedingungen in Sexta und Quinta ein naturgeschichtlicher Unterricht erteilt wird, ist die Beschreibung des menschlichen Leibes auf das Nothwendigste zu beschränken.

In Quarta sind in den für den mathematischen Unterricht bestimmten 3 wöchentlichen Stunden ausgedehnter, als bisher meist geschehen, die Uebungen im Rechnen fortzusetzen, und der Unterricht im Uebrigen auf geometrische Anschauungslehre und die Anfangsgründe der Planimetrie zu beschränken.

Schreibunterricht findet wie bisher in Sexta und Quinta in 3 wöchentlichen Stunden Statt. Da von Quarta an besondere Schreibstunden nicht mehr eintreten, so ist desto mehr von den Lehrern dieser und der folgenden Classe auf eine gute Handschrift in sämtlichen Schülerarbeiten mit Strenge zu halten. Damit dies mit sicherem Erfolge geschehen kann, sind die schriftlichen Arbeiten auf ihr rechtes Maass genau einzuschränken.

Hiernach regelt sich der allgemeine Lehrplan für die Gymnasien nunmehr in folgender Weise:

	Prima	Secunda	Tertia	Quarta	Quinta	Sexta
Religion, wöchentlich Stunden	2	2	2	2	3	3
Deutsch	3	2	2	2	2)	2)
Lateinisch	8	10	10	10	10)	10)
Griechisch	6	6	6	6	—	—
Französisch	2	2	2	2	3	—
Geschichte und Geographie .	3	3	3	3	2	2
Mathematik und Rechnen . .	4	4	3	3	3	4
Physik	2	1	—	—	—	—
Naturkunde	—	—	2	—	(2)	(2)
Zeichnen	—	—	—	2	2	2
Schreiben	—	—	—	—	3	3
	30	30	30	30	30	28 (27)

Da der Unterricht im Hebräischen, im Gesang und im Turnen ganz oder theilweise aufer der gewöhnlichen Schulzeit erteilt wird, so sind die in dem bisherigen Umfange dafür zu verwendenden Stunden in vorstehende Uebersicht nicht mit aufgenommen worden.

Wie weit nach lokalen und individuellen Verhältnissen der einzelnen Provinzen und Anstalten, sowie nach stiftungsmässigen, für einzelne Gymnasien bestehenden Bestimmungen, Abweichungen von dem allgemeinen Lehrplan gerechtfertigt erscheinen, haben die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien genau festzustellen und mir darüber Bericht zu erstatten.

Außer den sodann mit meiner Genehmigung für die betreffenden Anstalten zu bestimmenden Ausnahmen sind weitere Abänderungen des für sämtliche Gymnasien verbindlichen Lehrplans nicht zu dulden.

Eine Dispensation vom Unterricht in der griechischen Sprache darf in denjenigen Städten, wo neben dem Gymnasium noch eine

öhere Bürger- oder Realschule besteht, vorausgesetzt, daß in der letzteren Latein gelehrt wird, nicht mehr Statt finden. Wo dagegen in kleineren Städten das Gymnasium auch das Bedürfnis Derer erfüllen muß, welche sich nicht für ein wissenschaftliches Studium oder einen Lebensberuf, zu welchem eine Gymnasialbildung erfordert wird, vorbereiten, sondern die für einen bürgerlichen Beruf nöthige allgemeine Bildung auf einer höheren Lehranstalt erwerben wollen, bleibt, auch wenn mit dem Gymnasium besondere Realclassen nicht verbunden sind, die Dispensation von der Theilnahme an dem Unterrichte im Griechischen, mit Genehmigung der Königlichen Provinzial-Schul-Collegien, zulässig. Ob in solchen Fällen an die Stelle des Griechischen ein anderer Unterrichtsgegenstand eintreten kann, wird der Erwägung und besonderen Anordnung der Königlichen Provinzial-Schul-Collegien anheimgegeben. Bei Gewährung der Dispensation ist den betreffenden Schülern bemerklich zu machen, daß Unkenntniß des Griechischen von der Theilnahme am Abiturienten-Examen ausschließt.

Die Befolgung des allgemeinen Lehrplans kann erst dann die beachtliche Wirkung an der den Gymnasien anvertrauten Jugend hervorbringen, wenn die Lehrer einer Anstalt davon durchdrungen sind, daß ihr Werk ein gemeinsames ist, bei dem die Thätigkeit des einen an der Thätigkeit des anderen Lehrers ihre notwendige Ergänzung findet, und deshalb in Zusammenhang mit derselben stehen muß. Das den Schülern zerstreute, seine Kraft Zersplitternde und sein Interesse Lähmende ist nicht sowohl die Vielheit der Gegenstände an sich, als der Mangel an Einheit in der Mannichfaltigkeit. Eine Verminderung der in dem oben vorgestellten Lehrplan angegebenen Unterrichtsobjecte und des denselben widmenden Zeitmaßes hat sich als unzulässig erwiesen. Das um so ringender hervortretende Bedürfnis größerer Concentration des gesammten Unterrichtsstoffs ist nur durch ein einmüthiges Zusammenwirken jedes Lehrers zu erreichen, wobei der Einzelne sich willig dem Zwecke des Ganzen unterordnet, kein Lehrobject sich isolirt, und in der Lehrweise sowie in der Auffassung der Gegenstände, ohne Beeinträchtigung der persönlichen Eigenthümlichkeit des einzelnen Lehrers, eine prinzipielle Uebereinstimmung herrscht. An dieser fehlt es, wenn z. B. die verschiedenen Lehrer der verschiedenen Sprachen, welche auf den Gymnasien gelehrt werden, in der grammatischen Theorie und den Grundregeln wesentlich von einander abweichen, oder wenn z. B. die Aeußerungen des Geschichtslehrers über die Geschichte des A. und N. T. und über die Thatfachen der Kirchengeschichte mit Demjenigen in Widerspruch stehen, was der Religionslehrer oder auch der Lehrer des Deutschen bei der Besprechung deutscher Aufsätze über dieselben Gegenstände vorträgt.

Zur Vermeidung eines derartigen Zwiespalts, welcher den Zweck des Unterrichts vereitelt, und in der Seele des Schülers die Grundlage eines festen Wissens und sicherer Ueberzeugungen sich nicht bilden läßt, sowie zur Beförderung der Concentration des Unterrichts selbst, ist einerseits sehr und mehr darauf Bedacht zu nehmen, daß die innerlich am nächsten verwandten Lehrobjecte möglichst in Einer Hand liegen und daß die verschiedenen Thätigkeiten des Schülers auf demselben Gebiete, z. B. die lateinische Lectüre und die schriftlichen Arbeiten, in enge Beziehung zu einander gesetzt werden; sodann aber ist durch Fachconferenzen, welche sich in geeigneten Zeiträumen wiederholen, dafür zu sorgen, als sowohl die aufeinander folgenden, wie die nebeneinander in derselben Classe unterrichtenden Lehrer alle ein deutliches Bewußtsein über die Pensum und Classenziele und über ihr gegenseitiges Verhältniß zur Erreichung derselben haben. Es geschieht häufig, daß das Unterrichts-

material, abgesehen von dem durchaus nicht zu gestattenden Hinausgehen über das Ziel der einzelnen Classen in den verschiedenen Unterrichtsfächern, theils durch einzelne nach möglichster Vollständigkeit strebende Lehrbücher, theils durch die wissenschaftlichen Neigungen der Lehrer unverhältnismäßig angehäuft wird, und der Standpunct der Classe sowie das eigentliche Bedürfnis des Schülers unberücksichtigt bleibt, indem das Absehen des Lehrers mehr auf systematische Ausdehnung des Stoffes, als auf Fertigkeit und Sicherheit im Nothwendigen gerichtet ist.

Ist es zunächst Sache des Directors, auch in diesen Beziehungen die erforderlichen Anordnungen zu treffen und nicht in Vergessenheit gerathen zu lassen, so ist andererseits auch von den Ordinarien zu verlangen, daß sie sich mit den übrigen Lehrern der ihrer Aufmerksamkeit und Fürsorge vorzugsweise anvertrauten Classe in Einvernehmen setzen und genau davon unterrichten, wie es in der erwähnten Beziehung in derselben steht. Die über die Wirksamkeit der Ordinarien in der Circular-Verfügung vom 24. October 1837 enthaltenen Bestimmungen werden hierbei wiederholt zur Nachachtung in Erinnerung gebracht.

Wenn die Ordinarien der Classen auch durch ein bemerkbares Uebergewicht an Lehrstunden in denselben als Hauptlehrer sich darstellen, so muß der Unterricht dadurch an innerer wie an äußerer Einheit gewinnen, und übermäßige Anforderungen an die Schüler werden ebenso leicht erkannt als vermieden werden. Die Vielheit der Lehrer wirkt besonders nachtheilig auf die jüngeren Schüler, die zur Verarbeitung dessen, was ihnen von verschiedenen Lehrern mitgetheilt wird, noch weniger Geschick und Uebung haben, als ältere Schüler. Wo möglich sind deshalb in den unteren Classen nicht mehr als drei Lehrer neben einander zu beschäftigen, und ihre Zahl auch in den oberen mehr, als es an manchen Gymnasien, gegen die Bestimmungen der gedachten Circularverfügung S. 11 ff. S. 38, geschieht, zu beschränken. — In solchen Fällen, wo es die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien für vortheilhaft erachten, ist das Aufsteigen der Ordinarien und übrigen Lehrer einer Classe mit ihren Schülern in einem Turnus, der jedoch nur die Classen von Sexta bis Tertia, oder Sexta und Quinta, oder Quarta und Tertia umfaßt, zulässig.

Der Director und die Ordinarien haben ferner gemeinschaftlich dafür Sorge zu tragen, daß hinsichtlich der häuslichen, insbesondere der schriftlichen, Arbeiten das rechte Maas und eine angemessene Vertheilung Statt findet. Ich sehe mich veranlaßt, die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien darauf aufmerksam zu machen, daß die Circularverfügung vom 20. Mai 1854 im Allgemeinen noch keineswegs diejenige Beachtung gefunden hat, deren es bedarf, um mehr als bisher didaktische Mißgriffe und ein mechanisches Verfahren zu verhindern, und bei der Jugend die Lust am Lernen zu erhalten. Es ist den Directoren wiederholt zur Pflicht zu machen, namentlich von der Beschaffenheit der Themata zu den Aufsätzen, sowie von den schriftlichen Aufgaben überhaupt häufiger Kenntnisse zu nehmen, und darin jeder Ueberladung und Unangemessenheit vorzubeugen. Die Schüler werden an mehreren Anstalten noch immer mit Hestschreiben unverhältnismäßig in Anspruch genommen; die Zahl der Hefte, welche sie, besonders in den unteren und mittleren Classen, halten müssen, wird sich in vielen Fällen ohne Nachtheil noch erheblich vermindern lassen.

Wie dies ausgedehnte Schreibwesen den Lehrstunden selbst einen großen Theil der Wirkung entzieht, welche in ihnen geübt werden soll, so ist auch außerdem die Lehrweise mancher Lehrer nicht geeignet, den Schülern eine Uebung ihrer geistigen Kräfte zu gewähren und deren Regsamkeit zu fördern. Dies ist der Fall, wenn der Unterricht ausschließlich in einem mechanischen Abfragen des Aufgegebenen besteht, die Fra-

Es muss immer nur an das Gedächtniss richten und keinerlei Aufforderung zur Anregung zum Nachdenken und zur Selbstthätigkeit sowie zur Anwendung des Erlernten in sich schliessen, und eben so wenig den Schülern die stilleren und oberen Classen Gelegenheit geben, sich im Zusammenhange auszusprechen. Dafs die durchgenommenen Pensae und das auf diesen Stufen Erlernte durch rechtzeitige Repetitionen in lebendiger Fertigkeit erhalten werde, kann nicht genug empfohlen werden: aber hierbei wird Fertigkeit und selbstständige Aneignung nur dann zu Stande sein, wenn die Schüler durch eine mannichfach wechselnde und reizende Fragweise genöthigt werden, den zu repetirenden Stoff nicht von derselben Seite, sondern von verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten.

Über die Mängel der Lehrmethode, welche in den oberen Classen selten wahrgenommen werden, enthält die Instruction vom 24. October 1837 Erinnerungen, auf welche hinzuweisen noch immer an der Zeit ist, für der Unterricht kann auf Erfolg rechnen, welcher das wissenschaftliche Material mit stetem Hinblick auf seinen pädagogischen Zweck leitet; dieser wird verfehlt, wenn z. B. die Interpretation eines Autors nicht sowohl darauf gerichtet ist, vermittelt einer grammatischen und des Nothwendigen gründlich erörternden Erklärungsweise in den Inhalt und Anschauungsweise desselben lebendig einzuführen und mit dem Inhalt und Zusammenhang seines Werks bekannt zu machen, sondern der ihn nur als einen Stoff benutzt, an welchem die grammatischen und stilistischen Kenntnisse der Schüler zu üben und zu erweitern sind, zu erfahren, durch welches der Jugend keine Liebe zu den classischen Denkmälern des Alterthums, sondern Abneigung gegen dieselben in dem Gemüthe eingeflösset wird, dafs die Studirenden nach beendigtem Gymnasium immer seltener zu ihrer Lectüre und tieferem Studium zurückkehren. Es ist darauf zu halten, dafs die Schüler häufiger, als es gebräuchlich ist, angeleitet werden, den Inhalt durchgenommener gröfserer oder kleinerer Abschnitte mit Bestimmtheit und in richtiger Folge anzugeben; in griechischen und römischen Classikern empfiehlt es sich, dabei schon von der lateinischen Sprache Gebrauch zu machen.

Insoweit wie Excurse der angedeuteten Art, bei welchen der gegenwärtige Gegenstand aus den Augen verloren wird, der Aufgabe des Unterrichts entsprechen, kann es gebilligt werden, dafs die Lehrer selten bei ihrem Vortrage und Unterrichtsplan auf das eingeführte Fach, Geschichtstabellen u. s. w. geringe oder keine Rücksicht nehmen, sondern sich wesentliche Ueberschreitungen und Abweichungen von demselben erlauben, so dafs es den Schülern den beabsichtigten Nutzen, der besonders auch in der Vertrautheit mit einem Stoff von bestimmtem Umfang besteht, nicht gewähren kann. Es wird dabei zum Vortheil der Schüler verkannt, dafs auf diesem Gebiet die sicherste Wirkung in weiser Beschränkung und fester Gewöhnung liegt.

Es wird veranlaßt die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien, die betreffenden Directoren und Lehrercollegien mit vorstehenden Anordnungen und Bestimmungen in geeigneter Weise bekannt zu machen, und vertraue, dafs ihnen der Beachtung und Ausführung der einzelnen Bestimmungen die nöthigste Aufmerksamkeit widmen werden.

Berlin, den 7. Januar 1856.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten.

An
die Königliche Provinzial-Schul-Collegien.
J. 26812.

III.

Obwohl der Zweck des Abiturienten-Prüfungsreglements vom 4. Juni 1834 durch die Circularverfügung vom 24. October 1837 S. 27 — 33 näher erläutert worden ist, so haben doch die seitdem über die Anwendung des Reglements gemachten Erfahrungen gezeigt, daß nichts desto weniger an vielen Gymnasien bei der Abiturienten-Prüfung ein der Bedeutung derselben entsprechendes Verfahren nicht beobachtet wird. Indem ich daher die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien veranlasse, die Instruction vom 24. October 1837 den Prüfungs-Commissionen wiederholt in Erinnerung zu bringen, setze ich zugleich in Betreff der Ausführung des Reglements vom 4. Juni 1834, mit Rücksicht auf die von den Königlichen Provinzial-Schul-Collegien und den Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen abgegebenen Gutachten, Folgendes hierdurch fest:

Bei der Wahl der Themata für den deutschen und den lateinischen Aufsatz ist strenger als bisher die in §. 14 des Reglements enthaltene Bestimmung festzubalten, daß nur solche Aufgaben zu wählen sind, welche in dem geistigen Gesichtskreise der Schüler liegen, und über welche eine ausreichende Belehrung durch den vorgängigen Unterricht vorausgesetzt werden kann, Alles aber von denselben ausgeschossen bleibe, worüber die Abiturienten, ihrer Altersstufe gemäß, mit eigener Einsicht oder Erfahrung zu urtheilen nicht im Stande sind. Es ist ferner darauf zu achten, daß die Themata nicht zu allgemein gefaßt werden, sondern die Aufmerksamkeit auf ein bestimmt begrenztes Gebiet lenken. Durch strenge Festhaltung dieser Bestimmungen wird nicht allein den leider so häufigen Versuchen zu Unterschleifen am besten vorgebeugt, sondern auch der Zweck des deutschen Aufsatzes, nämlich die Ermittlung der Fähigkeit des Abiturienten, einen ihm bekannten Gegenstand mit eigenem Urtheil aufzufassen, und wohlgeordnet, in klarer, richtiger und gebildeter Sprache darzustellen, sowie der Zweck des lateinischen Aufsatzes, die Ermittlung der grammatischen Sicherheit des Abiturienten und seiner Fähigkeit, sich lateinisch correct und mit einiger Gewandtheit auszudrücken, dabei am sichersten erreicht werden.

Bei der mathematischen Arbeit ist, unter Beobachtung der im §. 16, 5. enthaltenen Bestimmung, dahin zu sehen, daß zur Lösung der Aufgaben nicht sowohl ein besonderes mathematisches Erfindungstalent, als eine klare Auffassung der einzelnen Sätze und ihres Zusammenhanges vorausgesetzt werde.

Die Fertigkeit der Abiturienten im Verständnisse griechischer Schriftsteller kann, wie bei den lateinischen, in der mündlichen Prüfung genügend erforscht und dargethan werden; dagegen eignet sich dieselbe weniger dazu, die Sicherheit des Abiturienten in der griechischen Formenlehre und Syntax zu ermitteln. Zu diesem Zwecke soll vielmehr an die Stelle der ausfallenden Uebersetzung aus dem Griechischen ein kurzes und einfaches griechisches Scriptum treten. Dasselbe ist nicht zu einer Stilübung bestimmt, sondern lediglich dazu, die richtige Anwendung der erlernten grammatischen Regeln zu documentiren, in welcher Beziehung der Erlaß vom 11. December 1828 maassgebend ist. Die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien sowie die Directoren der Gymnasien werden genau darüber zu wachen haben, daß das griechische Scriptum sich innerhalb der, diesem Zwecke entsprechenden Grenzen halte.

Zur Anfertigung des griechischen und des lateinischen Scriptums sind, nachdem der deutsche Text zu denselben vollständig dictirt worden, je zwei Stunden zu gewähren; der deutsche Text ist den Arbeiten beizu-

Der Gebrauch von Wörterbüchern oder Grammatiken ist weder em lateinischen noch bei dem griechischen Scriptum, und eben so ; bei der französischen Arbeit gestattet.

für den lateinischen und den deutschen Aufsatz, sowie für die mathematischen Arbeiten, sind je 5 Vormittagsstunden zu bestimmen, die h bei den beiden Aufsätzen nöthigenfalls um eine halbe Stunde über-
ritten werden können. Die übrigen Arbeiten sind auf andere Tage so
ertheilen, daß, einschließlic der nicht allgemein verbindlichen Ueber-
ung aus dem Hebräischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins
ische, im Ganzen der Zeitraum einer Woche bei dem schriftlichen
nen nicht überschritten wird. — Es ist bei demselben darauf zu hal-
daß die Abiturienten erst dann die Reinschrift einer Arbeit beginnen,
sie dieselbe im Entwurf vollendet haben.

den Königlichen Provinzial-Schul-Collegien ist unbenommen, von Zeit
eit sämmtlichen Gymnasien der betreffenden Provinz in einem oder
len Gegenständen dieselben Aufgaben zu den schriftlichen Prüfungs-
ten zu geben, und an denselben Tagen bei allen Gymnasien bearbei-
zu lassen; eben so sind die Commissarien der Königlichen Provinzial-
il-Collegien befugt, sich nach ihrem Ermessen vorzubehalten, das Dictat
lem lateinischen und griechischen Scriptum erst bei ihrer Anwesen-
zur mündlichen Prüfung zu bestimmen und die Uebersetzung anfertigen
ssen. Geschieht dies nicht, so wird das Dictat von dem betreffenden
er der Prima nach eingeholter Zustimmung des Directors bestimmt.
ber ausführlichen Beurtheilung, mit welcher nach §. 19 des Prüfungs-
ments die schriftlichen Arbeiten zu versehen sind, ist zum Schluss
zusammenfassendes Prädicat über den Werth derselben beizufügen.
Dieser Werthbezeichnung sind nur die Prädicate: „nicht befriedigend“,
„befriedigend“, „gut“, „vorzüglich“ anzuwenden, alle anderen aber, so-
etwanige Modificationen der angegebenen, z. B. „ziemlich befriedi-
“, „fast genügend“, „ziemlich gut“, „nothreich“ u. dgl. zu vermeiden.
a diese Bestimmung von einem der beurtheilenden Lehrer nicht be-
t sein, so sind demselben die betreffenden Arbeiten zur Beifügung
angemessenen Prädicats wieder vorzulegen.

Die mündliche Prüfung der Abiturienten soll künftig auf diejeni-
Unterrichtsfächer beschränkt werden, welche den sichersten Anhalt
eten, die Reife derselben zu den Universitätsstudien zu beurtheilen,
lich auf das Lateinische, das Griechische, die Mathematik, Geschichte
Religion, wozu für die zukünftigen Theologen und Philologen das
räische kommt. Sie hat hauptsächlich darauf zu achten, ob die er-
erlichen Kenntnisse ein sicherer, mit eigenem Urtheil verbundener Be-
des Examinanden geworden, nicht eine nur zum Zweck der Prüfung
as Gedächtniß aufgenommene Sammlung einzelner Notizen sind.
Im Lateinischen und Griechischen werden bei der mündlichen
fung aus den Prosaikern solche Stellen vorgelegt, welche noch nicht
etzt und erklärt worden sind, aus den Dichtern dagegen solche,
he früher, jedoch nicht im letzten Semester, in den oberen Classen
sen und erklärt sind. Der Königliche Commissarius ist befugt, die
fung auf die Uebersetzung und Erklärung eines prosaischen Schrift-
ers, oder wenn zuerst ein Dichter vorgelegt worden ist, einer dichter-
ichen Stelle zu beschränken, wenn dadurch schon ein hinreichendes
ultat zur Beurtheilung der Leistungen des Abiturienten gewonnen wor-
ist; eben so kann er sich die Auswahl der Stellen vorbehalten. Bei
Erklärung derselben sind geeigneten Orts aus der Metrik, Mytholo-
Alterthumskunde u. s. w. Fragen anzuknüpfen; eben so ist bei die-
Theil der Prüfung den Schülern Gelegenheit zu geben, ihre Geübtheit
lateinisch Sprechen zu zeigen.

Bei der mündlichen Prüfung in der Religionslehre ist hauptsächlich zu ermitteln, ob die Abiturienten vom Inhalt und Zusammenhang der heil. Schrift, sowie von den Grundlehren der kirchlichen Confession, welcher sie angehören, eine sichere Kenntniß erlangt haben.

In der Mathematik haben sich die Anforderungen genau innerhalb der Grenzen zu halten, welche der für die Gymnasien geltende Lehrplan festsetzt.

In der Geschichte hat jeder Abiturient eine ihm von dem leitenden Lehrer oder dem Königlichen Commissarius gestellte Aufgabe, welche entweder aus der griechischen, der römischen oder der deutschen Geschichte zu entnehmen ist, in zusammenhängendem Vortrage zu erläutern, außerdem sind einzelne Fragen zu stellen, aus deren Beantwortung gesehen werden kann, ob die Schüler die wichtigsten Thatsachen und Ereignisse der allgemeinen Weltgeschichte inne haben. Die Brandenburgisch-Preussische Geschichte ist jedesmal zum Gegenstande der Prüfung zu machen. Bei der geschichtlichen Prüfung ist stets auch die Geographie zu berücksichtigen, diese aber nicht als ein für sich bestehender Prüfungsgegenstand zu behandeln.

Eine mündliche Prüfung in der deutschen Sprache und Literatur, in der philosophischen Propädeutik, im Französischen in der Naturbeschreibung und Physik findet nicht Statt. Bei fremden Maturitätsaspiranten sind dagegen auch aus diesen Fächern Fragen zu stellen, welche sich im Deutschen an den gelieferten Prosa-Text, oder an ein vorzulegendes Lesestück anschließen können.

Wiewohl darauf zu halten ist, daß in den Gegenständen, in welche geprüft wird, jeder Abiturient seine Reife bewähre, so können doch auch der individuellen Richtung Raum zu lassen, für geringere Leistungen in einem Hauptobject desto befriedigendere in einem anderen als Ersatz angenommen werden, zu welcher Ermäßigung der Gesamtanpassung §. 28 litt. B des Prüfungsreglements ausdrücklich ermächtigt. Namentlich soll die Compensation schwächerer Leistungen in der Mathematik durch vorzügliche philologische, und umgekehrt, zulässig sein.

Eine Dispensation von der mündlichen Prüfung ist nicht für einzelne Fächer, sondern für die ganze mündliche Prüfung, jedoch nur in dem Falle zulässig, wenn die Mitglieder der Prüfungs-Commission den früheren Leistungen eines Abiturienten und auf Grund seiner vorliegenden schriftlichen Arbeiten ihn einstimmig für reif erklären.

Ein Abiturient, dessen schriftliche Arbeiten sämmtlich oder der Theilzahl nach als „nicht befriedigend“ bezeichnet worden sind, ist von der mündlichen Prüfung auszuschließen, wenn die Mitglieder der Prüfungs-Commission auch nach ihrer Beurtheilung der bisherigen Leistungen an seiner Reife zu zweifeln Ursache haben.

Ob die Abiturienten ihrer schriftlich einzureichenden Bitte um Zulassung zur Prüfung ferner ein *curriculum vitae* beizufügen haben, dem Darfuralhalten der einzelnen Directoren überlassen werden. Ein namentlicher „Lectürebericht“ ist dabei nicht zu erfordern.

In dem tabellariischen Verzeichnisse der Abiturienten, welches dem Königlichen Commissarius vorzulegen ist, und den Geburtstag und Ort der einzelnen Abiturienten, ihre Confession, den Stand des Vaters, die Zahl des Aufenthalts auf der Schule und in Prima, sowie das gewählte Fächersstudium oder den sonstigen Lebensberuf nachweisen muß, haben die Directoren in einer besonderen Rubrik auch eine kurze Charakteristik des einzelnen Schülers beizufügen, aus der zu entnehmen ist, ob derselbe nach seiner ganzen Entwicklung, so weit sie in der Schule hat beobachtet werden können, die erforderliche geistige und sittliche Reife zu erlangen

en besitzt. Ob diese vorhanden ist, muß unter den Lehrern in berathungen so weit festgestellt sein, daß es nach Beendigung der Prüfung in der Regel darüber unter ihnen keiner Debatte bedarf, da der Lehrer des Gymnasiums das auf längerer Kenntniß des Schülers stützende Urtheil die wesentliche Grundlage ihrer Entscheidung über die Reife bildet, die Abiturienten-Prüfung aber dieses Urtheil repräsentanten der Aufsichtsbehörde rechtfertigen und zur An-erkennung bringen, sowie etwa noch obwaltende Zweifel lösen, und Leh- Schülern zugleich zum deutlichen Bewußtsein bringen soll, in Maasse die Aufgabe des Gymnasiums an denen, welche den derselben absolvirt haben, erfüllt worden ist.

mehr die Schüler gewöhnt werden, nicht in den Anforderungen, am Ende der Schullaufbahn ihrer warten, den stärksten Antriebs-kräften zu finden, sondern vielmehr ihr Interesse am Unter-richte und ihre Leistungen sowie ihr sittliches Verhalten wäh-rend der Schulzeit, als das eigentlich Entscheidende bei dem schließli-chen Urtheile über Reife oder Nichtreife anzusehen, desto mehr wird das Examen aufhören, ein Gegenstand der Furcht zu sein. Zu diesen Mitteln, dies zu erreichen, gehört eine angemessene Strenge in den Versetzungen in den oberen Classen, an der es oftmals fehlt.

Zulassung zur Abiturienten-Prüfung findet in der Regel erst nach dem volljährigen Aufenthalt in Prima Statt. Wo diese Classe in eine Unter-Prima getheilt ist, mögen diese räumlich vereinigt oder getrennt unterrichtet werden, müssen die Abiturienten während jenes zwei-jährigen Aufenthalts mindestens ein halbes Jahr der Ober-Prima ange-hören.

Grund der Lit. C. §. 28. des Prüfungs-Reglements ist hinfort, bereits in der Verfügung vom 29. November pr. No. 21270 ge-geben, nur in dem Falle ein Zeugniß der Reife zu er-theilen, wenn die Prüfungs-Commissionen dazu ausdrücklich autorisirt sind.

Abgangszeugniß hat sich nicht blos über den Ausfall der Examen-Prüfung auszusprechen, sondern allgemein über die auf der erworbenen Bildung, so daß auch der Stand der Kenntnisse in den Abiturienten-Prüfung nicht vorkommenden Gegenständen darin, dem Ausfall der Classenexamina, kurz characterisirt wird.

Rubriken I. und II. des in §. 31 des Prüfungs-Reglements auf-geführten Schemas der Abgangs-Zeugnisse sind in eine zusammenzufas-sende in derselben nicht das Talent, sondern nur der von dem Abitu-rianten bewiesene Fleiß, die Art seiner Theilnahme am Unterricht, seine Thätigkeit und sein sittliches Verhalten zu beurtheilen. — Die Unter-schiede von Sprachen und Wissenschaften fällt weg, die philosophische Dis-ciplin wird nicht mehr als besonderes Unterrichtsfach aufgeführt, die Erwähnung der im Zeichnen, Gesang und Turnen erworbenen Kennt-nisse bedarf es nicht.

Urtheile über die Beschaffenheit der Kenntnisse in den einzelnen Fächern sind bei jedem derselben zuletzt in ein bestimmtes Prädikat zusammenzufassen, „befriedigend“, „befriedigend“, „gut“, „vorzüglich“) zusammenzu-fassen, so daß in einem dieser vier Prädikate das Resultat der Prüfung auf Erfahrung gegründeten Urtheils der Lehrer mit Leichtigkeit zu er-kennen, und das Gesamtergebnis als hinlänglich motivirt erkannt werden kann.

Mögen Abiturienten, welche ein Zeugniß der Reife nicht haben können und die Schule verlassen, ist es, sie mögen die Ab-schieds-urtheile bezogen haben oder nicht, nur noch ein Mal gestattet, die

Prüfung zu wiederholen; es kann dies jedoch nur in der Provinz geschehen, in welcher sie das Zeugniß der Nichtreife erhalten haben.

Fremden Maturitätsaspiranten ist es hinfort nicht gestattet, sich das Gymnasium, an welchem sie die Prüfung zu bestehen wünschen, selbst zu wählen. Dieselben haben sich vielmehr, Behufs der Zulassung zur Prüfung, spätestens im Januar oder im Juni zu dem resp. zu Ostern oder zu Michaelis Statt findenden Prüfungstermin, je nach dem Wohnort ihrer Eltern oder nach demjenigen Ort, an welchem sie zuletzt ihre Schulbildung erhalten haben, an das betreffende Provinzial-Schul-Collegium, unter Einreichung ihrer Zeugnisse und eines deutsch geschriebenen *curriculum vitae*, zu wenden, und werden von demselben, unter Berücksichtigung ihrer Confession und ihrer anderweitigen Verhältnisse, der Prüfungs-Commission eines Gymnasiums der Provinz zugewiesen. Bestehen sie die Prüfung nicht, so sind die Commissionen ermächtigt, sie auf eine bestimmte Zeit zurückzuweisen. Die in §. 41 des Prüfungs-Reglements empfohlene billige Rücksicht darauf, daß solche Externen nicht von ihren bisherigen Lehrern geprüft werden, ist häufig als eine unzeitige Milde der Beurtheilung auch bei jungen Leuten geübt worden, die ohne dringende Gründe und gemeinlich nur deshalb aus den oberen oder mittleren Classen eines Gymnasiums ausgetreten sind, um den vermeintlich kürzeren und leichteren Weg der Privatvorbereitung, statt des regelmäßigen Schulcursus, einzuschlagen. Es ist aber festzuhalten, daß die erwähnte Rücksicht, soweit sie bei der Bedeutung der Maturitätsprüfung überhaupt zulässig ist, nur für diejenigen Examinanden gelten soll, welche vorher kein Gymnasium besucht haben.

Da es, Behufs der Ueherführung zu der Freiheit der Studien, welche auf den Abgang von der Schule folgen soll, von der größten Wichtigkeit ist, die Selbstthätigkeit der Schüler auf den obersten Stufen des Gymnasialunterrichts in jeder Weise anzuregen und zu begünstigen, so ist es zulässig, zu diesem Ende, bei der Wahrnehmung ernstlichen Privatfleißes, in geeigneten Fällen einzelnen Schülern während des letzten Jahres ihres Aufenthalts in Prima Dispensation von einzelnen Terminarbeiten zu ertheilen. Es wird besondere Anerkennung verdienen, wenn unter den bei der mündlichen Prüfung vorzulegenden schriftlichen Arbeiten aus dem Biennium von Prima sich Proben solcher eingehenden, von eigenem wissenschaftlichen Triebe zeugenden Privatstudien der Abiturienten finden.

Hinsichtlich der nach §. 44 des Prüfungs-Reglements an die Königlichen Provinzial-Schul-Collegien und demnächst an die Königlichen Wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen einzusendenden Prüfungs-Verhandlungen kann es den Directoren überlassen werden, statt einer Abschrift des über die mündliche und schriftliche Prüfung aufgenommenen Protokolls das Original vorzulegen, welches schliesslich, nachdem die beiden genannten Behörden davon Kenntniß genommen, den betreffenden Directoren zur Gymnasialregistratur zurückzugeben ist.

Alle mit den vorstehenden Anordnungen nicht in Widerspruch stehenden Bestimmungen des Reglements vom 4. Juni 1834 und der auf dasselbe bezüglichen späteren Verfügungen bleiben für die Prüfung der zur Universität übergehenden Schüler und der Maturitätsaspiranten nach wie vor maassgebend. Es bedarf keiner Erinnerung, daß die Ausführung einiger der in der vorstehenden Verfügung enthaltenen neuen Bestimmungen eine längere Zeit der Vorbereitung erfordert, als daß schon bei den nächsten Maturitäts-Prüfungen mit aller Strenge auf ihre Befolgung gehalten werden könnte; weshalb den Königlichen Prüfungs-Commissarien anheimgegeben wird, nach ihrem Ermessen erforderlichen Falls eine Rücksicht der Billigkeit eintreten zu lassen. Aus demselben Grunde ist bei der zu Ostern d. J. Statt findenden Maturitäts-Prüfung, nach Befinden

auch bei den nächsten späteren, noch kein griechisches Scriptum, sondern wie bisher eine Uebersetzung aus dem Griechischen ins Deutsche aufzugeben.

Berlin, den 12. Januar 1856.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-
Angelegenheiten.

An
sämmliche Königliche Provinzial-Schul-Collegien.

U. 26811.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

1) Ernennungen.

Die Berufung des Dr. Paul de la Garde zum ordentlichen Lehrer am Cöllnischen Realgymnasium zu Berlin ist genehmigt worden (den 1. Dec. 1855).

Des Königs Majestät haben den Professor Dr. August Friedrich Schaeble, seither Protector des Gymnasiums zu Stargard, zum Rector des Domgymnasiums zu Merseburg Allergnädigst zu ernennen geruht (den 1. Dec. 1855).

Die Berufung der Candidaten des höheren Schulamts Wilhelm Rabe, Dr. Carl Hermann Henkel und Wilhelm August Hermann Stade zu ordentlichen Lehrern am Gymnasium zu Salzwedel ist genehmigt worden (den 17. Dec. 1855).

Die Berufung des Lehrers Friedrich Gustav Adolph Breddin zum ordentlichen Lehrer an der höheren Gewerbs- und Handelschule zu Magdeburg ist genehmigt worden (den 22. Dec. 1855).

Des Königs Majestät haben geruht, die Wahl des Directors der Doctorenstädtischen Realschule zu Berlin Professors Adolph Ferdinand Kreh zum Director der neuen Friedrich-Wilhelmsstädtischen höheren Lehranstalt dasselbst Allergnädigst zu bestätigen (den 23. Dec. 1855).

Die Berufung des ordentlichen Lehrers am Gymnasium zu Krotoschin Dr. Hermann Höfig zum Collaborator am Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau ist genehmigt worden (den 23. Dec. 1855).

Der Hülfslehrer Dr. Otto und die Schulamts-Candidaten Dr. Gieffers, Wilhelm Hörling und Dietrich Kirchhoff sind zu ordentlichen Lehrern bei dem Gymnasium zu Paderborn ernannt worden (den 27. Dec. 1855).

Des Königs Majestät haben den bisherigen Oberlehrer Dr. Peters am Gymnasium zu Deutsch-Crone zum Director desselben Allergnädigst zu ernennen geruht (den 27. Dec. 1855).

Der Lehrer Wilhelm Brenken ist als Elementarlehrer am Gymnasium zu Hamm angestellt worden (den 27. Dec. 1855).

Die Berufung des Candidaten des höheren Schulamts Friedrich

Adolph Reidemeister zum ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Nordhausen ist genehmigt worden (den 27. Dec. 1855).

Die Anstellung des Hülfslehrers an der höheren Bürgerschule zu St. Petri in Danzig **Rulemann Boeszermeny** als ordentlicher Lehrer an derselben Anstalt ist genehmigt worden (den 4. Januar 1856).

Die Anstellung des Schulamts-Candidaten **Dr. Janisch** als ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt a. d. O. ist genehmigt worden (den 4. Januar 1856).

Die Anstellung des Lehrers **August Bernhard Ohlert** als ordentlicher Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Elbing ist genehmigt worden (den 21. Januar 1856).

Bei dem Gymnasium zu Conitz ist der bisherige ordentliche Lehrer **Lowiński** zum Oberlehrer und die Hülfslehrer **Heppner** und **Karliński** zu ordentlichen Lehrern ernannt, dem ordentlichen Lehrer **Haub** das Prädicat eines Oberlehrers beigelegt worden (den 21. Januar 1856).

Der bisherige Hülfslehrer **Bartholomäus Pohle** am Gymnasium zu Trier ist als Rector des Progymnasiums zu Prüm angestellt worden (den 23. Januar 1856).

Die Anstellung des Hülfslehrers am Friedrichs-Gymnasium zu Breslau **Dr. Eduard Hirsch** als ordentlicher Lehrer an derselben Anstalt ist genehmigt worden (den 26. Januar 1856).

2) Ehrenbezeugungen.

Dem Conventualen und Oberlehrer am Pädagogium zum Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg **Dr. Emil Rudolph Michaelis** ist das Prädicat „Professor“ verliehen worden (den 27. Dec. 1855).

Der Lehrer **Rören** am Gymnasium zu Paderborn ist zum Oberlehrer befördert worden (den 27. Dec. 1855).

Dem Oberlehrer am Cöllnischen Realgymnasium zu Berlin **Dr. Adalbert Kuhn** ist das Prädicat eines Professors beigelegt worden (den 31. Dec. 1855).

Die ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Greifswald **Dr. Albert Theodor Reinhardt** und **Johann Otto Gandtner** sind zu Oberlehrern ernannt worden (den 31. Dec. 1855).

Den ordentlichen Lehrern an der höheren Bürgerschule zu Halberstadt **Dr. Franz Wilhelm Bette** und **Dr. Carl Ludolph Menzner** ist das Prädicat „Oberlehrer“ beigelegt worden (den 4. Januar 1856).

Dem Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Breslau **Dr. Carl Ernst Adolph Anderssen** ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden (den 8. Januar 1856).

Dem Prorector am Gymnasium zu Prenzlau **August Buttman** ist der Professor-Titel verliehen worden (den 16. Januar 1856).

3) Todesfälle.

Am 31. December 1855 starb Hofrath **Carl Friedrich Hermann**, Professor der Philologie und Eloquenz zu Göttingen,

Am 9. Januar 1856 zu Berlin der emeritirte Director der Gewerbeschule zu Berlin **Dr. von Klöden** im 70. Lebensjahre,

Am 10. Januar 1856 Professor **Dr. F. W. Schneidewin** zu Göttingen.

Am 13. Februar 1856 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. VV. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Revision des Lehrplans der höheren Schulen der Abiturientenprüfungs-Reglements.

Es auf die unter diesem Titel erschienene Abhandlung des
Dr. Landfermann in Coblenz, im Octoberheft 1855
(dieser Zeitschrift.)

„Nach einer Revision des Lehrplanes der höheren Schulen, namentlich der Gymnasien, ist in neuerer Zeit von vielen Seiten laut geworden. Auf der Philologenversammlung zu Berlin und Altenburg hat der Prof. Mützell, Altenburg haben die Directoren Hoffmann und Lübke, die pädagogischen und anderen Zeitschriften, z. B. die pädagogischen Monatsblätter, sind Aufsätze über die Krankheiten unseres modernen Schulwesens, die Ueberfüllung der Schulen, die Erschlaffung der Jugend u. s. w. verschiedene Heilmittel verschiedener Art vorgeschlagen. Jetzt ist die gewichtige Stimme des Schulraths Landfermann im Octoberheft dieser Zeitschrift über denselben Gegen-

stand in der pädagogischen Welt hat einen ernsten Eindruck gemacht, sie entspringt aus der Wahrnehmung, daß der Mensch, sowohl auf der Schule als der Universität, so wenig Thätigkeit und Selbstthätigkeit des Geistes, die Frenschung des Thuns, das Versenken in ihren Gegenstand, das Erreichen eines hohen Zieles, die Idealität in ihren Ansichten, fehlen. Empfänglichkeit ist wohl vorhanden, werden willig erworben, aber das individuelle Ver-
mögen die eigene schaffende Kraft werden vermisst.
Nun die Schuld dieser allerdings betrübenden Er-
scheinung der Schule bei, welche die Jugend durch

Ueberanstrengung, so wie durch Ueberladung mit zu vielen Gegenständen ermüde, zerstreue und an oberflächliches Abschöpfen gewöhne, anstatt sie durch Concentration auf Weniges und Tüchtiges anzuhalten, auf den Kern der Dinge durchzudringen. Andere, welche den Tadel von der Schule abwehren möchten, klagen das Leben der Familie, die Schläffheit und Verkehrtheit der Eltern, die Verzärtelung der Jugend und ihre durch das häusliche und öffentliche Leben beförderte Genusssucht, die materielle Richtung der Zeit, die Erbärmlichkeit der Tagesliteratur, mit den bittersten Beschuldigungen an und kommen auf diesem Wege zur Verzweiflung an dem ganzen Zeitalter.

Das Wahre wird hier, wie überall, wo schroffe Gegensätze gegen einander treten, in der Mitte liegen. Die Schuld ist auf beiden Seiten, und durch Wechselwirkung beider wird das Uebel genährt. Darum suche jeder an seinem Theile zur scharfen Erkenntniß seines Antheils an der Schuld zu kommen; aus der Erkenntniß werden die Mittel der Heilung und wird, bei redlichem Willen, auch das rechte Thun sich ergeben.

Hier haben wir es mit der Schule zu thun und wollen ihr Verfahren einer strengen Prüfung unterziehen, ohne Rücksicht auf die Entschuldigungsgründe, welche in anderseitiger Verkehrtheit und Fehlerhaftigkeit liegen mögen; denn gerade, wenn diese vorhanden ist, soll die Schule um so strenger ihre Pflicht zu erfüllen suchen, um ihr entgegen zu arbeiten.

Nur einige Bemerkungen möchte ich vorausschicken, um das Urtheil über unsere Jugend auf das rechte Maß zurückzuführen und ungerechte Forderungen abzuwehren.

Die Jugend soll Originalität und Schöpferkraft zeigen; — sind diese denn allen Zeiten eigen gewesen? Hat nicht vielmehr, nach dem Zeugnisse der Geschichte, stets ein Auf- und Abwogen in dieser Hinsicht stattgefunden, ohne daß man sagen kann, die Schule oder das öffentliche Leben seien daran schuld gewesen? Hier liegen Geheimnisse verborgen, so gut sie im Leben der übrigen organischen Natur verborgen liegen, denn der Mensch ist von der einen Seite auch ein Erzeugniß des großen Weltorganismus. Statt der Originalität, die sich immer nur in einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Individuen, selbst in den schöpferischsten Zeitaltern, offenbart hat, ist in den darauf folgenden Perioden, wenn sie nicht in ein völliges Sinken verfielen, häufig als Ersatz eine größere Verbreitung von Einsicht. Kenntnissen, Fertigkeiten und Thatkraft eingetreten, wie, um einen Vergleich zu gebrauchen, bei starkbewegtem Winde das Meer weniger, aber größere Wellen in die Höhe treibt, deren Spitzen durch viele untergeschobene Massen getragen werden, bei mäßigem Winde aber eine bei weitem größere Zahl kleinerer Wellen mit ihren Spitzen an das Licht des Tages kommen und dasselbe wieder spiegeln. Ich glaube, wir dürfen unser Zeitalter mit diesem Zustande einer mittleren Bewegung der geistigen Kräfte bezeichnen, der auch seine erfreuliche Seite hat, nicht aber mit der Stagnation, die bei der völligen Windstille eintritt und, wenn sie lange

auert, Fäulniß erzeugt. — Fordern wir also von unserer Jugend nicht etwas, was ihr nicht von der Natur gegeben ist.

Die Jugend soll ferner Enthusiasmus, Idealität und ein großartiges Streben entwickeln; — diese Forderung ist wiederum unerecht in einer Zeit, wo es keine großartigen Schöpfungen giebt, auf welche die emporstrebende Jugend den Blick richten und sich an ihnen begeistern könnte. Gehen wir nur die Geschichte der letzten anderthalb Jahrhunderte durch. Die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war eine ähnliche Zeit wie die unsrige, nur daß Ermattung und geistiger Schlaf entschieden größer gewesen sein dürften. Da wecken der siebenjährige Krieg von der neuen, das Erwachen unserer Literatur und die Schöpfungen der neuen Geister auf dem Gebiete der Philosophie, der meisten natürlichen Wissenschaften und der Poesie die Geister zur lebendigen Theilnahme auf und reißen vor allem die Jugend der letzten hundert Jahren des vorigen Jahrhunderts mit sich fort. Wer einen Theil jener Zeiten als Jüngling mit durchlebt und an sich erfahren hat, wie ein neues Werk von Göthe, Schiller, Herder, Jean Paul, eine Bühnendarstellung Göthescher, Schillerscher, Shakespearescher Stücke durch Iffland, Fleck, Wolf und andere, eine neue literarische Schrift von den Gebrüdern Schlegel, ein Geschichtswerk von Johannes Müller, dessen Briefe eines jungen Gelehrten, und philosophischen Kreise eine Vorlesung oder ein neues Werk von Fichte oder Schelling, Geist und Gemüth und Sinne anregt, in einem Maße, daß selbst die ungeheuren Ereignisse der französischen Revolution fast unbeachtet an ihm vorübergehen, hat es empfunden, wie auch mittelmäßige Fähigkeiten durch solche Eindrücke gehoben werden und wie Bewunderung, Verehrung, Emporblicken, zur höchsten Anstrengung aller Kräfte begeistern können.

Aus diesem literarischen Leben und künstlerischen Genießen, Schwärmen, schreckte die Napoleonische Zeit auf und lenkte die Gefühle auf die Drangsäle des Vaterlandes, bei den schwächeren Gemüthern freilich entmuthigend, bei den kräftigeren dagegen zu sittlicher Entrüstung und Ermannung emporhebend, welche dann auch zu der herrlichen Periode der Freiheitskriege führten. Das Vaterland war die begeisternde Idee, welche an die Stelle der Kunst, der Poesie, der Philosophie getreten war. Ihre nachwirkende Wirkung kühlte sich allmählich in den burschenschaftlichen Bestrebungen, zum Theil Ausartungen, ab. Aber es waren doch noch mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch starke, treibende Gedanken und Gefühle gewesen, welche die jugendliche Seele in Besitz nehmen, erwärmen und kräftig bewegen konnten.

Die neuere Zeit hat auch ihre großartige Seite und bringt staunenswerthe Werke hervor; die Naturwissenschaften haben einen außerordentlichen Aufschwung genommen, ihr haben sich viele der besten Kräfte zugewendet, und die Werke, welche durch ihre auf die Bedürfnisse des Lebens, des Verkehrs und der Gewerbe angewendeten Entdeckungen hervorgebracht sind, reißen zur Bewunderung hin. Allein zu begeistern vermögen sie nicht.

Wahrhafte Begeisterung kann nur von der ethischen Seite des menschlichen Wesens ausgehen; die Religion, die mit dem Ethischen verwandten Wissenschaften, die schöne Kunst, die Ideen der Menschenveredlung, des Vaterlandes, der Familie, sie vermögen auch die gewöhnlichen Naturen unter der empfänglichen Jugend über sich selbst emporzuheben, wenn sie in erhabenen Vorbildern vor ihre Augen treten. Führt das Leben sie ihnen aber jetzt mit der Frische der Gegenwart in dem großartigen Maßstabe vor Augen, wie es in den Zeiten geschehen ist, die im Laufe der Geschichte als die hervorragenden dastehen?

Fordern wir also von unserer Zeit auch nicht den Grad der Begeisterung, den nur die gewaltigen, ein ganzes Zeitalter beherrschenden Ideen geben können, sondern sein wir zufrieden, wenn sie sich unserer Einwirkung durch Unterricht und Vorbild so hingiebt, daß wir den falschen Richtungen und Gewohnungen der Zeit in ihnen einen Damm setzen, sie zur Sammlung ihrer Kräfte und ihrer Theilnahme und so zu einer möglichst intensiven Thätigkeit bringen, ihren Sinn auf das Wahre, Gute und Schöne richten und sie so vorbereiten können, daß sie künftig in ihrem Wirken und Leben, wenn auch nicht das Außersordentliche, so doch Tüchtiges und Lobenswerthes leisten. Und für die Dürftigkeit der Gegenwart wollen wir sie durch das Beste, was uns die Vergangenheit in Werken des Geistes und in den Denkmälern der Geschichte darbietet, zu entschädigen suchen.

Für ein solches Ziel den gesammten Unterricht der höheren Schulen mit sorgfältiger Abwägung des Platzes, der jedem Gegenstande zukommt, einzurichten, ist doppelte Pflicht in einer Zeit, die sich nicht selbst aufgeben, aber auch nicht mit sich zufrieden sein, sondern sich zu einem besseren Zustande emporarbeiten soll.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, sollen die folgenden Vorschläge gemacht werden, denen wir einige Grundgedanken voranstellen:

1. Wofür zu allen Zeiten das jugendliche Gemüth zu stimmen und in der Stille seines Innern zu begeistern ist, das ist die Religion. Das in der menschlichen Seele unzerstörbar liegende Bedürfnis nach Gotteserkenntnis und Vereinigung mit Gott bietet dem Lehrer, der selbst mit der rechten christlichen Wärme erfüllt ist, eine sichere Anknüpfung dar, und gerade für diese Einwirkung fängt unsere Zeit an, günstiger zu werden, als er einen langen Zeitraum hindurch der Fall gewesen ist. Das religiöse Leben rührt sich fast überall mit Macht. Die Schule benutze diese beste aller Hülfen für ihr Werk an der Jugend, um nicht allein im eigentlichen Religionsunterrichte, sondern indem sie ihr ganzes Leben und Wirken von religiösem Geiste durchdringen läßt.

2. Für ihren übrigen Unterricht suche sie einen starken Mittelpunkt, der mit seinen Radien den ganzen Kreis kräftig zusammenhält; sie gebe demselben so viel Raum, als sie den jugendlichen Kräften zur Verarbeitung zumuthen darf, nachdem der

gen Gegenständen gerade nur so viel Platz zugemessen ist, nöthig, damit jeder seinen Zweck an der Jugendbildung erreichen könne.

Daß für die gelehrte Schule dieser Mittelpunkt in den alten Sprachen und ihrer Literatur beibehalten, aber mit mehr Energie durchgeführt werden müsse, als zum Theil in letzten Jahrzehenden geschehen ist, dahin vereinigen sich mehr die gewichtigsten Stimmen, nachdem mehrfache Pläne aufgestellt, aber zurückgewiesen sind, der modernen Philologie gleiche Rechte mit der alten zu vindiciren. Es würde dem Zwecke und Umfange dieser Abhandlung nicht entsprechen, wenn obiger Grundsatz hier ausführlicher begründet werden sollte. dürfte es in der That überflüssig sein, zumal an diesem Orte, wo das Gymnasium als auf die alten Sprachen begründet aufgestellt wird und wo so eben der Aufsatz des Schulraths Herrmann den obigen Satz in kräftigen Zügen an die Spitze des ganzen Planes gestellt hat. Da ich in diesem wesentlichen Punkte mit ihm einig bin, so würde ich überhaupt meine Stimme nicht auch erheben haben, wenn ich nicht einestheils mit hätte, seinem Systeme einige brauchbare Zusätze für das gelehrte Gymnasium hinzufügen zu können, und nicht andertheils eine Erweiterung des ganzen Gesichtspunktes durch näheres Eingehen auf die Unterrichtsbedürfnisse der verschiedenen Klassen und Stufen der nichtstudirenden Schüler für nöthig gehalten müßte. Meine lange und vielseitige Erfahrung, zuerst in Preußen, dann in der preussischen Provinz Westfalen, und zuletzt seit 25 Jahren im hiesigen Königreiche, hat mich dahin gebracht, die Zustände und Aufgaben der verschiedenen höheren Schulen nach ihrer wirklichen Berechtigung objectiv ins Auge zu fassen und ihnen, unter Festhaltung der unwandelbar gültigen Grundsätze, ihr Recht angedeihen zu lassen. Daher glaube ich solche Modificationen des Grundplanes für den höheren Unterricht in Vorschlag bringen zu können, welche für die verschiedenen Stufen des Bedürfnisses und der Mittel ausreichen werden. Um für diese verschiedenen Stufen einen festen Ausgangspunkt zu gewinnen, glaube ich am besten

1. mit dem Plane der reinen gelehrten Anstalt, dem Gymnasio, den Anfang machen zu können.

Die bisher in den Lectionsplan der Gymnasien aufgenommene Gegenstände sind: Religion, die beiden alten und die deutsche Sprache, Französisch, häufig auch, im hannoverschen Lande mein, das Englische, für die Theologen und Philologen das Griechische, Mathematik, Rechnen, Naturgeschichte, Physik, Geometrie, Geographie, in manchen Ländern philosophische Propädeutik, und Übungen im Schreiben, Zeichnen und Singen. Als eine lange Reihe von Gegenständen. Man hat, in dem Sinne nach Vereinfachung, die einzelnen Fächer auf die Wege gelegt, um die zu leicht befundenen ganz aus dem Gymnasium unterrichtet herauszuwerfen. Auch dieses Kapitel hier auszuwählen durchzugehen, erlaubt der Raum nicht; es dürfte aber

ebenfalls unnöthig sein, da es noch keiner Argumentation gelungen ist, die Entbehrlichkeit auch nur eines Faches überzeugend zu beweisen. Darum nur kurz das Nöthigste!

1. Man hat das Französische angegriffen, allein gegen eine Stimme der Art würden sich hundert erheben, denn diese Sprache ist nun einmal eine Weltsprache geworden, und die gebildeten Stände unserer europäischen Völkersfamilie können ihre Kenntniß nicht entbehren. In der Jugendzeit bis zum vollendeten 18. oder 19. Jahre, — so lange besucht der Studirende das Gymnasium, — muß der Grund zur Erlernung dieser Sprache gelegt sein; später ist dieses viel schwieriger. Und muß deshalb dem jungen Menschen einmal die Zeit dazu gelassen werden, so ist es besser, einen solchen Gegenstand nicht dem Privatunterrichte anheimzustellen, sondern ihn unter die Obhut der Schule zu nehmen, damit nicht mehr und nicht weniger darin geschieht, als noth thut. Das, was die Schule geben muß, sind die nothwendigen grammatischen Kenntnisse, ein guter Vorrath von Wörtern und Redensarten, endlich Geläufigkeit im Verstehen der gewöhnlichen Prosa und leichteren Poesie. Auf Fertigkeit im Sprechen kann das Gymnasium es nicht anlegen, und der schriftliche Gebrauch der Sprache wird auch nur bis zu mäßiger Fertigkeit gebracht werden. Alle Erfahrung hat gelehrt, daß dieses Ziel nicht überschritten wird, selbst wenn man dem Französischen viel Zeit zumessen will. Diese Sprache hat nun einmal neben dem Lateinischen und Griechischen keine anziehende Kraft für die Schüler, so wenig als die französische Literatur. Es ist hinreichend, wenn der Anfang mit dem Französischen mit 3 wöchentlichen Stunden in Tertia gemacht wird und wenn demselben in Secunda und Prima je 2 Stunden gewidmet werden.

2. Das Englische steht nicht mit auf dem Normalplane der preussischen Gymnasien. Auf den hannoverschen ist es nach und nach unter die öffentlichen und verbindlichen Lectionen aufgenommen. Mag die frühere Verbindung mit England und die Lage an den nördlichen Meeren mit eingewirkt haben, so viel ist gewiß, daß sich keine Anstalt diese Lection gern wieder wird nehmen lassen, am wenigsten die Schüler und der im Englischen unterrichtende Lehrer. Das liegt in der Leichtigkeit, womit diese Sprache von einem im Lateinischen festgesetzten Secundaner, — und vor Secunda braucht das Englische nicht angefangen zu werden, — erlernt wird, so wie in dem Gehalte der englischen Literatur. Sie zieht den Schüler viel mehr an, als die französische, und wie wenig Zeit braucht der in Secunda über die ersten Schwierigkeiten weggeführte Schüler in Prima, um die nöthige Präparation für ein paar englische Stunden vorzunehmen! Ja, wie viele tüchtige Primaner präpariren sich überhaupt noch, genau beechen, auf einen englischen Autor, wenn es nicht gerade der Shakespeare ist? — Gönnen man ihnen doch die Erholung und Erhebung durch eine Lection, die ihnen leicht wird und Genuß gewährt neben so vielen anstrengenden Stunden!

3. Statt des Englischen hat der Plan des Schulraths Land-

mann philosophische Propädeutik, doch nur für den Fall, daß sich ein ganz geeigneter Lehrer finde, der sie mit Geist und Leben zu behandeln wisse. Unter dieser Bedingung läßt sich allerdings viel für diese Lection sagen, als ein geistiges Erziehungsmittel neben so vielen andern Lectionen, die auf Sammlung von Stoff ausgehen. Allein wir haben schon so viel von akademischen Disciplinen in das Gymnasium aufgenommen, lassen wir lieber die Philosophie ganz der Universität, damit doch außer den Fachwissenschaften ein eignes Feld freier Gelbthätigkeit für sich zur Bearbeitung behalte.

4. Bedeutende Angriffe haben die Naturwissenschaften erfahren, die Physik in den oberen Klassen noch mehr, als die Naturbeschreibung in den unteren und mittleren. Man will Physik für die Universität versparen, die Naturgeschichte der Naturbeschäftigung überlassen. Allein die zahlreichsten und geistigsten Stimmen nehmen beide Unterrichtsgegenstände in Anspruch. Soll denn die Jugend nicht in dem reichen Tempel der Natur einigermaßen einheimisch gemacht werden, in welchem die Mensch selbst einen so bedeutenden Platz einnimmt? In der Jugend sind die Augen für die äußere Welt am meisten geöffnet, selbst das leibliche Organ ist für sie schärfer, als im späteren Alter, um auch das Kleine als Kennzeichen für Gattungen und Species aufzufassen. Das ungeübte Auge geht an hundert Wundern der Natur vorbei, ohne sie zu sehen, während das geübte in jedem Frühling von hundert, zu neuem Leben erwecken, Freunden begrüßt wird. — Man kann auch den Rhythmus in der Vereinfachung zu weit treiben und sich an der Jugend verständigen.

Was aber die Physik betrifft, wie könnte man es verantworten, dem künftigen Staatsbeamten, Geistlichen, Lehrer einige Kenntnisse in dasjenige vorzuenthalten, was jetzt die stärkste bewegende Kraft in den Fortschritten des Zeitalters nach außen hin ausstrahlt? Auf der Universität werden die Studirenden, mit Ausnahme der Mediziner, das Versäumte sehr selten nachholen; auch in es ihnen der eigne Lehrer auf der Schule, wenn er überhaupt die Sache versteht, viel näher bringen, und sich durch Experimente und Repetitionen überzeugen, ob sie es begriffen haben. Ist er auch nur halbgebildeter Mann aus den gewerbtreibenden Ständen würde den Beamten für unwissend und nicht urtheilsgerecht halten, der nicht wenigstens einigermaßen auf das eingeweiht kann, was ihn hauptsächlich beschäftigt. Und wie wenig man nimmt doch auch diese Wissenschaft ein, wenn ihr nur Secunda und Prima zwei wöchentliche Stunden eingeräumt werden? Ja, Secunda erhält in manchen Anstalten nur eine wöchentliche Stunde in der Physik.

So stehen denn noch immer 15 bis 16 verschiedene Lehrgegenstände auf dem Plane unseres Gymnasiums, und wir müssen so ernstlicher Hand anlegen, sie in das rechte Verhältniß zu einander zu setzen. Doch wolle man auch bedenken, daß sie in einer Klasse alle gelehrt werden; vielmehr haben die un-

teren Klassen deren nur 9, worunter Schreiben; Zeichnen und Gesang, die mittleren nur 10 bis 11, einschliesslich Zeichnen und Gesang, die oberen 9, wozu für die Theologen und Philologen noch das Hebräische und für die mit Stimme Begabten auch der Gesang kommt.

Zur Uebersicht und Anknüpfung weiterer Bemerkungen möge hier gleich das Schema des Lehrplanes folgen:

Reines Gymnasium.	2 Jahre Prima	2 Jahre Secunda	2 Jahre Tertia	1 Jahr Quarta	1 Jahr Quinta	1 Jahr Sexta
Religion	3	3	2	2	3	3
Latein	8	10	9—10	10	12	12
Griechisch	6	6	5—6	4	—	—
Deutsch	2	2	2	2	3	3
Französisch	2	2	3	—	—	—
Englisch	2	2	—	—	—	—
Hebräisch	(2)	(2)	—	—	—	—
Mathematik	3	3	4	2	—	—
Rechnen	—	—	—	2	4	4
Physik	2	1—2	—	—	—	—
Naturgeschichte	—	—	1—2	2	2	2
Geschichte	3	2	2	2	} 3	—
Geographie	—	—	2	2		2
Gesang	(2)	(2)	(2)	2	2	2
Zeichnen	—	—	—	2	2	2
Schreibübungen	—	—	—	—	2	2
Summa 196 Wochenstunden einschl. des Hebräischen.	31	32	32	32	33	32

1. Es wird auf den ersten Blick erkannt werden, dass in diesem Plane ein so grosses Gewicht auf die beiden alten Sprachen gelegt wird, wie es in dem Masse in den bisher üblichen Planen selten geschieht. Derselbe schliesst sich in dieser Hinsicht mit geringen Abweichungen dem Landfermann'schen Plane an. Der ganze Schwerpunkt des Gymnasialunterrichts fällt nach dieser Seite hin, und es ist darin hauptsächlich der Vorzug desselben und der Fortschritt zu einer grösseren Concentration des Interesses und der Thätigkeit der Schüler in und ausserhalb der Schule zu suchen. Durch den ganzen Cursus der Anstalt geht nur ein Grundton mit vorwiegender Gewalt hindurch, der die Hälfte der Schulzeit und mindestens drei Viertel der Arbeitszeit des Knaben und Jünglings 9 bis 10 Jahre seines Lebens hindurch in Anspruch nimmt. In Sexta und Quinta fallen 12 Stunden in der Woche dem Lateinischen zu, neben 14 Stunden in andern leichteren Fächern, — denn Schreiben, Zeichnen und Gesang dürfen, als mit geistiger Anstrengung nicht verbunden, hier ausser der Rechnung bleiben. In Quarta sind 14 Stunden dem Lateinischen und Griechischen gewidmet neben eben so vielen in andern Fächern, in Tertia und Secunda 15 bis 16 neben der glei-

chen Zahl in ändern, endlich 14 in Prima neben 17 ändern Stunden. Wenn die Lehrer mit diesen 2 bis 3 täglichen Stunden nicht den Mittelpunkt des Interesses und der geistigen Thätigkeit der Schüler in die alten Sprachen und ihre Literatur zu legen vermögen, so ist der gelehrten Schule überhaupt nicht zu helfen.

2. Denn, und dieses ist das Zweite, einem jeden der übrigen Fächer ist nur gerade so viel Zeit zugemessen, daß es von den Lehrern nothwendig in den Schranken gehalten werden muß, die sein Ueberwuchern über die ihm gebührende Wichtigkeit unmöglich machen. Viele Fachlehrer, das ist voranzusehen, werden mit der ihnen karg zugemessenen Zeit unzufrieden sein, auch aus dem lobenswerthen Grunde, daß sie in ihren Fächern recht viel leisten möchten; allein sie müssen sich bescheiden, daß sie Glieder eines organischen Ganzen sind und dem Hauptsitze des Lebens dieses Ganzen dienstbar sein müssen. Ein guter Lehrer — und auf solche muß jeder Schulplan rechnen — kann auch jeden dieser Unterrichtszweige so behandeln, daß er seine Pflicht an dem Bildungswerke des Schülers erfüllt; er beschränkt sein Ziel nach dem gegebenen Maße von Zeit und Kraft nur extensiv, nicht intensiv, d. h. er sucht um so mehr den Kern der Sache auf und sucht ihn den Schülern vorzuführen, je weniger ihm Zeit gelassen ist, sich auszudehnen ¹⁾.

3. Ein dritter nicht unwichtiger Schritt zur Vereinfachung der Aufgabe der Schüler in Quinta und Quarta ist dadurch gewonnen, daß der Anfang des französischen Sprachunterrichts,

¹⁾ Es würde über die Gränzen und den Zweck dieser Abhandlung hinausgehen, wenn über die methodische Behandlung dieser Fächer hier mehr gesagt werden sollte; das gehört in ein anderes Kapitel. Der mehrfach angezogene Aufsatz des Schulraths Landfermann enthält manche beachtenswerthe Winke über das Ausreichende der für Religion, Geschichte und deutsche Sprache ausgeworfenen Stunden. Ich bin übrigens in einigen Punkten etwas freigebiger gewesen, habe z. B. der Religion in Sexta und Quinta, der vereinigten Geschichte und Geographie in Quinta, der Geschichte in Quarta und Prima, der Mathematik in Tertia, wo gerade in diesem Unterrichtszweige ein guter Grund gelegt werden muß, und dem Rechnen in Quinta und Quarta je eine Stunde zugesetzt, weil diese Unterrichtszweige in dem Landfermann'schen Plane doch etwas zu stark beschnitten zu sein scheinen. Dagegen habe ich dem Griechischen in Quarta 2 Stunden abgezogen, da diese Sprache, die häufig erst in Tertia angefangen wird, nun einen siebenjährigen Cursus erhält, und habe in Tertia, um für die Mathematik eine vierte Stunde zu gewinnen, die Wahl gelassen, ob dem Lateinischen oder dem Griechischen eine Stunde abgezogen werden solle. Will man aber sehr ungern dazu schreiten, so möge lieber der Naturgeschichte in Tertia eine Stunde abgezogen und die eine bleibende zu Repetitionen über dieses Fach, oder auch, mit der Geographie vereinigt, zu geologischen Erörterungen benützt werden, welche in diesem Alter schon ein lebendiges Interesse erregen können. Daß ich das Französische aus Quinta und Quarta, die Physik aus Tertia gestrichen und letztere dafür in Prima wieder angesetzt habe, beruht darauf, daß ich hier das reine Gymnasium im Auge habe, der Landfermann'sche Plan dagegen auch für die Nichtstudirenden berechnet ist. Ueber diesen Punkt wird weiter unten noch ausführlicher die Rede sein.

wie schon bemerkt worden, aus Quinta nach Tertia verlegt ist. Der Platz, welchen wir dieser Sprache für die höhere Geistesbildung einräumen können, ist mit einigen Stunden in den drei oberen Klassen reichlich zugemessen, und die Schüler werden nun in Quinta in der raschen und kräftigen Verfolgung der lateinischen Sprache, in Quarta in dem Anfange der griechischen nicht gestört.

4. Das rechte Feld beginnender Selbstthätigkeit der Schüler legt der Landfermann'sche Plan in die Prima, wo sich nur 26 nothwendige Stunden verzeichnet finden, nämlich 3 Stunden Religion, 8 Latein, 6 Griechisch, 2 Deutsch, 2 Französisch, 3 Mathematik, 2 Geschichte. Physik ist ganz weggelassen; Philosophie wird nur dann gestattet, wenn ein ganz tüchtiger Lehrer dafür vorhanden ist; Hebräisch ist nur für die Theologen und Philologen, Gesang und Zeichnen sind freiwillig, Englisch ist gar nicht in den Plan aufgenommen. Die den Schülern gelassene freie Zeit soll nicht mit andern Schulstunden ausgefüllt, sondern ihnen wirklich zu eignen Arbeiten gestattet werden, wobei ihnen jedoch die Lehrer jede Hülfe und Förderung durch ihren Rath gewähren mögen. Um dieses zu können, sind die Lehrer ebenfalls nicht mit Stunden zu überladen. Ausserdem mögen die besseren Schüler der oberen Klassen einige freie Studientage erhalten, an welchen die öffentlichen Lectionen für sie wegfallen, mit den übrigen Schülern aber wohlthätige repetitorische Uebungen vorgenommen werden mögen.

Diesem Wunsche für eine grössere Selbstthätigkeit der besseren Schüler schliesse ich mich von ganzem Herzen an; gleichwohl habe ich es nicht vermeiden können, der Prima noch 2 englische, 2 physicalische und 1 Geschichtsstunde zu den zweien des Landfermann'schen Planes zuzulegen. Die Gründe für das Englische sind schon früher aufgeführt. Die Physik habe ich aus Tertia ganz weggenommen und dafür in Prima gelegt, weil in Tertia die mathematischen Kenntnisse der Schüler noch so gering sind, daß sie dem Verständnisse der Physik wenig oder gar nicht zu Hülfe kommen können. Für die dritte Geschichtsstunde werden mir aber, daß bin ich gewiß, Lehrer und Schüler dankbar sein. Als Ersatz für die Stundenvermehrung glaube ich aber einen Vorschlag machen zu können, welcher den Wunsch für eine reiche geistige Ausstattung der zur Universität übergehenden Schüler zu erfüllen geeignet sein dürfte.

Dieser mein Vorschlag schließt sich an eine langjährige Erfahrung im Gebiete des höheren Schulwesens in zwei bedeutenden Länderkreisen an. Es ist mir immer ein störender Eindruck gewesen, wenn ich in einer sonst ganz wackeren Prima eine Anzahl Schüler fand, die der Lectüre der schwereren Klassiker noch nicht recht gewachsen waren und denen auch nach der Erklärung des Pensums der Sinn und Zusammenhang noch mehr oder weniger dunkel blieb; und daneben andere, die mit aller Anstrengung in den mathematischen Stunden den Entwicklungen des Lehrers nicht folgen konnten. Und doch waren unter

diesen Schülern nicht wenige, welche zu einer genügenden Sicherheit gekommen wären, wenn man sie nicht auf jeder Stufe mit einigen zu schweren Aufgaben belastet, sondern in dem Leichterem hätte reif werden lassen. Es ist nun einmal nicht jedermanns Sache, bis zum 19. oder 20. Jahre den Sophokles, Thucydides, Platon, die horazischen Satiren und die schwereren philosophischen Schriften Cicero's mit Leichtigkeit lesen zu lernen, oder verwickelten mathematischen Gedankenreihen lückenlos zu folgen. Es gehören dazu glückliche Gaben, die sich nicht jeder geben kann, und ein stufenweise gut durchgeführter Unterricht, der auch nicht jedem von Anfang an zu Theil wird. Sollen deshalb die langsameren oder lückenhaft unterrichteten Köpfe ganz vom Studiren zurückgehalten oder die talentvolleren, der mittelmäßigen wegen, gar nicht zum Genuße der vollendetsten Werke des klassischen Alterthums geführt werden? Beides wäre eine Gewaltthat. Eine ähnliche Frage wäre in Absicht der Mathematik aufzuwerfen, und hier fast noch mit mehr Recht, weil es bei der Mathematik noch mehr auf natürliche Anlage ankommt, um in ihre schwierigeren Aufgaben eindringen zu können. Wie also beiden Theilen gerecht werden?

Es giebt eine Reihe griechischer und römischer Schriften, zu deren gutem Verständniß auch der mittelmäßige Kopf gebracht werden, an denen er die Sprache kennen lernen und in deren Nachahmung er sich üben kann. Livius, Sallust, viele ciceronianische Reden und Briefe, die leichteren philosophischen Schriften Cicero's, Ovid, Virgil, die horazischen Oden können jedem Primaner, der einigermaßen reif aus Secunda übertrat, geläufig gemacht werden; selbst Tacitus kann ihn durch seinen gewichtigen Inhalt ansprechen, wenngleich sein Verständniß ihn noch Mühe macht. Im Griechischen kann und muß ihm Homer ganz geläufig, Xenophon, Plutarch, Herodot im Ganzen leicht werden, auch kann ihm, wie Tacitus im Lateinischen, so ein Stück von Sophokles und Euripides als Reizmittel zu einer größeren, aber auch belohnenden Anstrengung dargeboten werden, nur daß der Lehrer dabei sehr langsam zu Werke geht und keinen Zeitaufwand scheut, bis nach mehrfacher Wiederholung ein wirkliches Verständniß zu stande gekommen und das Kunstwerk einigermaßen durchsichtig geworden ist. Sollte aber die ganze Lectüre der Prima so getrieben werden, so würden die zwei Jahre nur einen kleinen Bruchtheil der Klassiker umfassen können, und die Fähigern würden über Gebühr beeinträchtigt.

In gleicher Weise kann man sagen, daß auch der nicht mathematische Kopf durch Fleiß und guten Unterricht zum Verständniß der einfacheren Disciplinen der Elementarmathematik gebracht werden kann, während schon die Stereometrie und die verwickelteren combinatorischen Aufgaben über seine Kräfte gehen, die begabteren Naturen aber gerade in diesen eine treffliche und ihnen zusagende Uebung finden. Soll ihnen die Schule diese nicht gewähren und sollen sie bis zur Langenweile mit den Unfähigen wiederholen, was ihnen längst geläufig ist?

Aus diesem Dilemma führt ein beruhigender Ausweg zum Rechten.

Man stecke das gesetzliche Ziel der Reife in den Schulkenntnissen nach dem ab, was mit der mittleren Begabung bei ordentlichem Fleiße erreicht werden kann, führe aber die Begabteren noch über dieses Ziel hinaus, indem man ihnen die schwierigeren, für den Jüngling passenden Schriften des Alterthums bis zur Geläufigkeit zum Verständniß bringt, in der Mathematik aber diejenigen Disciplinen hinzufügt, die den weniger für dieses Fach Begabten oder zu wenig Vorbereiteten zu schwer sind. Dieses wird durch eine Eintheilung in Unter- und Oberprima oder Selecta bewirkt werden können, welche den Unterricht in der Religion, Geschichte, deutschen, englischen und französischen Sprache und Physik gemeinschaftlich haben, auch einige Klassiker zusammen lesen können, aber in 8 bis 10 philologischen und 2 bis 3 mathematischen Stunden getrennt sind. In diesen lesen die Selectaner der alten Sprachen die schwereren Klassiker und haben die Selectaner der Mathematik — beide brauchen nicht dieselben zu sein — ihren besondern Unterricht.

Nach dem ersten Jahre in Prima, in Ausnahmefällen auch nach einem halben Jahre, kann der für die schwereren Aufgaben gereifte Primaner nach Selecta versetzt werden; das Urtheil der Lehrer entscheidet. Der zweijährige Primaner wird so gut zur Maturitäts-Prüfung zugelassen, als der, welcher in Prima und Selecta zusammen 2 Jahre zugebracht hat. Das Prüfungsgesetz fordert für ein Reifezeugniß nur das Maß der Primakennnisse. Da die Zahl der Selectaner nicht groß sein wird, so kann der die Schüler beschäftigende Lehrer ganz darauf hinarbeiten, ihre Selbstthätigkeit zu wecken, mehr mit ihnen zusammen zu arbeiten, als sie zu unterrichten, ja, den Neigungen der Schüler, wenn sie sich zufällig auf einen besondern Gegenstand gemeinschaftlich richten sollten, nachzugeben. Und kommen einmal größere Arbeiten vor, die zu Hause gemacht werden sollen, so können die Selectaner auch, nach dem Landfermann'schen Vorschlage, einen freien Arbeitstag erhalten.

Es scheint klar zu sein, daß die Einrichtung einer regelmäßigen Selecta die Zwecke einer freieren und selbständigeren Ausbildung der begabteren Schüler erreichen läßt, ohne den Nachtheil zu haben, welchen der Landfermann'sche Gedanke an freiwillige Selectaschüler in Prima befürchten läßt, daß nämlich die zeitweilige Bevorzugung einzelner Schüler nach der Wahl des Lehrers durch freie Arbeiten und freie Tage die Eifersucht der übrigen erregte. Der Selectaner ist durch seine ordnungsmäßige errungene Versetzung ein für allemal der Vortheile theilhaftig, die Fleiß und Beharrlichkeit, mit guten Erfolgen verbunden, der natürlichen Ordnung in den menschlichen Dingen gemäß, überall mit sich führen. Und welcher Reiz zum Fleiße schon in Secunda und im ersten Jahre der Prima wird in der Hoffnung liegen, sich nach Selecta emporzuarbeiten, und welcher Antrieb für manchen Primaner, noch ein Jahr länger auf der

Schule zu bleiben, um selbst noch nach dem zweiten Jahre in die Selecta aufrücken zu können!

Wenn sich also diese Einrichtung als eine gute ausweist, was kann im Wege stehen, daß sie nicht überall bei den Gymnasien eingeführt werde?

Zweierlei, scheint es: erstlich der Mangel an Mitteln, die erforderliche Lehrerzahl zu beschaffen, und zweitens Mangel an Schülern.

Wo, um mit dem letzteren anzufangen, eine Prima von weniger als 12 Schülern ist, wird man sie ungern, wenn auch nur in 10 oder 12 Lectionen, in zwei Theile theilen. Auch sind die Schüler vielleicht nicht so verschieden an Fähigkeiten und Kenntnissen, um sie nicht zusammen mit gleicher Lectüre und gleichen Uebungen beschäftigen zu können. Und bei der geringeren Zahl kann der Lehrer die Individualitäten so genau kennen, daß er den Einzelnen in seiner vorwiegenden Richtung durch Aufmunterung zu Privatstudien fördern kann. Da scheue er es nun auch nicht, einem strebsamen Schüler einmal eine besondere Stunde auf seiner Stube zu widmen. Ohne diese Hingebung des Lehrers an seine Schüler hilft auch eine Selecta nicht.

In der stärkeren Schülerzahl finden sich aber sicher größere Unterschiede und findet sich eine Auswahl lebhafterer und rascherer Talente, welche eine Aussonderung für 10 bis 12 wöchentliche Stunden fordern und belohnen. Da könnte nun der Mangel an Lehrkräften ein Hinderniß sein; denn diese 10 oder 12 Stunden müssen jedenfalls doppelt besetzt werden, in Prima und Selecta. Und will man ihren Werth zu Gelde anschlagen, so wird die Summe nicht eben gering sein, denn es werden, so scheint es, die älteren und am höchsten besoldeten Lehrer für die Selectastunden verwendet werden müssen.

Allein bei genauerer Ueberlegung stellt sich die Sache doch nicht so schwierig dar.

Erstlich haben wir bei Aufstellung des Normalplanes für das Gymnasium von 6 einfachen Klassen gesehen, daß durch Einschränkung auf das Nothwendigste für das ganze Lehrercollegium, im Vergleich mit vielen bestehenden Planen, manche Stunde erspart wird, welche durch Verschiebung oder Vertheilung der Selecta zu gute kommen kann. Die 196 Wochenstunden des aufgestellten Planes können durch 9 Lehrer besorgt werden, wenn der Director 16 wöchentliche Stunden, 3 Oberlehrer jeder 20, 4 Collaboratoren jeder 24, 1 Elementarlehrer 26 Stunden übernehmen und die Fähigkeiten in ihrer Mitte vereinigen, auch im Gesange und im Zeichnen zu unterrichten. Will man aber für die 12 Stunden im Zeichnen und im Gesange einen oder 2 besondere Hilfslehrer anstellen, so ist für die mäßige Besoldung derselben schon die nöthige Stundenzahl in Selecta für das übrige Lehrercollegium gewonnen.

Ferner bin ich überzeugt, daß mancher der oberen Lehrer und selbst der Director, um des Genusses willen, den die Beschäftigung mit der gewiß nicht zahlreichen Elite talentvoller

Schüler im Kreise der anziehendsten Klassiker gewährt, gern ein paar Stunden mehr übernehmen werden, das eine Jahr der eine, für ein zweites der andere.

Drittens können auch jüngere Lehrer mit für unsern Zweck verwendet werden, sei es in Selecta-Stunden, sei es zur Vertretung des in Selecta zu beschäftigenden Lehrers der Prima. Es ist gewiss eine oftmals gemachte Erfahrung, daß man einen jungen, talentvollen, gründlich unterrichteten Lehrer, der eben ins Lehrfach eintritt, getroster mit einer Lection über Sophokles, Horaz, Virgil in die oberen Klassen werfen kann, als mit der Aufgabe des Elementarunterrichts in Sexta. Die Frische der jugendlichen Auffassung paßt zu den am Alter ihm nahe stehenden Primanern vortrefflich, und mit den Selectanern wird er gemeinschaftlich suchen, statt ihnen fertige Resultate vorzulegen. Und welche Aufmunterung für den jungen Lehrer, der in den unteren Klassen sein mühsames Tagewerk mit täglich sich wiederholenden Elementarübungen hat, wenn er in einigen Stunden der Woche die Blüthen des Baumes pflücken kann, dessen Wurzeln er in seinen übrigen Lectionen zu pflegen hat! Das jugendliche Element darf in den oberen Regionen der Schule nicht vorherrschen, aber es darf gern zu Hülfe genommen werden.

Nach den Umständen kann die Idee der Selecta auch noch enger zusammengezogen werden, wenn die Zahl von 10 oder 12 besonderen Stunden Schwierigkeit macht. Es wird schon ein entschiedener Gewinn sein, wenn auch nur in 2 oder 3 besonderen Stunden ein schwererer griechischer oder lateinischer Autor mit den vorgeschrittenen Schülern gelesen wird oder die schwereren Theile der Mathematik geübt werden.

Man richte nur getrost, wo der Stoff dazu vorhanden ist, eine Selecta ein; ich bin gewiss, daß sich die freiwilligen Arbeiter für dieselbe unter den älteren und jüngeren Lehrern hinreichend finden werden. Es bedarf auch für diese Klasse keiner stehenden Lehrer; da die Generationen jährlich wechseln und mit dieser Stufe die Schule verlassen, so können auch die Lehrer häufiger wechseln. Methodische Uebung tritt auf dieser Stufe mehr zurück, Liebe zur Sache und Kenntniß derselben, warme Theilnahme für die Jugend, ein auf das Ideale gerichteter Sinn, das sind die Eigenschaften, die hier Leben und Gedeihen bringen.

So das reine Gymnasium in seiner einfachsten Gestalt, wie es nach meiner Ueberzeugung den Forderungen einer möglichststen Concentration der Kräfte entsprechen und unsere Jugend zu einer würdigen Gestaltung ihres Innern und einer wirksamen Stellung im Leben Vorbildern wird. Daß mit der Vorschrift und Form noch nicht das wirkliche Gelingen gegeben ist, sondern der Geist und das Leben nur von tüchtigen Lehrern ausgehen kann, versteht sich von selbst; aber es ist für die Lehrer schon eine große Hülfe, wenn die Form dem Wesen der Sache nicht widerspricht.

Von mancher Seite, besonders derer, welche den neueren Sprachen, wenn nicht den Vorrang, so doch einen bedeutenden

dung des höheren Bürgerstandes hervorgerufen ist. Der gewissenhafte Schulvorsteher und Lehrer sah, daß von den Schülern, welche in die untersten Klassen eintraten, kaum ein Viertel oder Fünftel den ganzen Gymnasialcursus durchmachte, drei Viertel aber aus verschiedenen Klassen in das bürgerliche Leben übergingen, nur mit Bruchstücken des Wissens und Könnens ausgerüstet, welche ohne Schlufs und oft auch ohne Zusammenhang waren, weil beides erst in den oberen Klassen hinzukommen sollte. Darin lag eine Beeinträchtigung dreier Theile der Schüler zu Gunsten eines vierten; man fühlte die Pflicht, für jene große Zahl der Schüler auch etwas zu thun, und aus diesem Streben entstanden die vielen Plane, die in den letzten Jahrzehenden, besonders aber seit dem Jahre 1848, für Schulen mit einer solchen gemischten Aufgabe gemacht worden sind. Sie gehen von dem Gedanken aus, eine Schule darzustellen, welche als ein organisches Ganzes die Zwecke der gelehrten und der höheren bürgerlichen Ausbildung vereinigen möge und am besten mit dem Namen *Gesammtgymnasium* zu bezeichnen sei. Die verschiedenartigsten Reihenfolgen der zu erlernenden fremden Sprachen wurden aufgestellt, wie gerade der Einzelne sie sich gern denken mochte. Hier wurde das Englische vorangestellt mit der Reihenfolge von Französisch, Lateinisch, Griechisch; dort das Französische mit der Folge von Englisch, Lateinisch, Griechisch; und so viele sonstige Versetzungen der vier Sprachen sich vornehmen lassen, sie haben alle ihren Vertreter gefunden. Eine sehr werthvolle Zusammenstellung und Kritik dieser Plane enthält die schon in der letzten Anmerkung angeführte, der Philologen-Versammlung in Berlin überreichte Schrift des Professors Mützell. Hier können wir nur diejenigen Gestaltungen solcher Schulen weiter verfolgen, welche sich mit unserm Gymnasialplane in engere oder weitere Verbindung bringen lassen.

1. Ich fange mit dem Landfermann'schen Plane an, welcher das *Gesammtgymnasium* in der einfachsten Gestalt darstellt, daß nämlich alle Schüler, studirende und nichtstudirende, gemeinschaftlich an allen Lectionen Theil nehmen, mit Ausnahme der griechischen Stunden, neben welchen für die nichtstudirenden Parallelunterricht in den ihnen förderlichen Gegenständen eintreten mag.

Zur leichteren Uebersicht mag das Schema des Landfermann'schen Lectionsplanes, auf welches wir schon früher Bezug genommen haben und ferner nehmen werden, hier einen Platz finden:

gegenstände.	Prima.	Secunda.	Tertia.	Quarta.	Quinta.	Sexta.
thum . . .	3	3	2	2	2	2
.	8	10	10	10	12	12
h	6	(6)	(6)	(6)	—	—
.	2	2	2	2	2	2
sch	2	2	2	2	3 [4]	—
h	(2)	(2)	—	—	—	—
tik	3	3	3	3	—	—
.	—	—	—	—	3	4
.	—	2	[2]	—	—	—
chichte . . .	—	—	[2]	2	2	2
ta	2	2	2	1	—	—
ie	—	—	—	2	2	2
hie	[2]	—	—	—	—	—
.	(2)	(2)	2	2	2	2
.	(2)	(2)	(2)	2	2	2
übungen . .	—	—	—	—	2	2
tsahl a . . .	34	36	35	34	32 [33]	30
b	26	30	29			

ist dabei zu bemerken, daß an den mit runden Klammern blossenen Stunden die Theilnahme freiwillig ist, die mit Klammern eingeschlossenen Lectionen aber nur unter bestimmten Umständen, namentlich wenn taugliche Lehrer dazu vor- sind, ertheilt werden sollen. Im Uebrigen muß ich, was Wirkung des Einzelnen und die Behandlung der verschied- Unterrichtsgegenstände betrifft, auf die treffliche Schrift verweisen. Wozu noch einmal sagen, was schon so schla- id überzeugend gesagt ist?

re nun die Voraussetzung, von welcher der Plan ausgeht, r Bildungsgang für alle, welche eine höhere Bildung er- , wesentlich derselbe sein könne und müsse, unumstöß- e wäre gegen den ganzen Plan wenig oder nichts einzu- und wir wären mit einem Schlage an einem wichtigen Ich fürchte aber, der Schulrath Landfermann hat in gerechten Liebe für die humanistischen Studien etwas zu gegriffen und besonders den wichtigen Umstand zu wenig t, daß der größte Theil derjenigen Schüler, welche sich lsfichern widmen, nur bis zum vollendeten 14. oder höch- 5. Jahre auf der Schule bleiben. Kann der Bildungsweg e sein für den, der 15, und den, der 19 oder 20 Jahre in ule alt wird, auch abgesehen von den Kenntnissen, wel- eine und welche der andere für seinen künftigen Beruf hat?

diesem Punkte ausgehend, wird die Frage allerdings viel telter, allein ich glaube, er ist gar nicht zu umgehen, wenn e Sache an der Wurzel fassen und etwas wirklich Ausführ-

bares aufstellen will. Betrachten wir also zuerst die verschiedenen bürgerlichen Berufsarten nach der Dauer ihrer Schulzeit.

a) Voran müssen die Bautechniker stehen, welche sich für die höheren Stufen dieses Faches vorbereiten wollen und an welche unter allen Nichtstudirten in der Regel von staatswegen die höchsten Forderungen in Absicht der Schulbildung gemacht werden. Sie sollen mindestens die Reife zur Prima, in einigen Punkten die eines abgehenden Primaners haben. In den polytechnischen Schulen werden sie für den Hauptcursus in der Regel nicht vor vollendetem 17ten Jahre aufgenommen; dieses kann daher als das Normaljahr angesehen werden, bis zu welchem sie im Gymnasium oder der höheren Realschule bleiben. Dieses Alter ist von dem der studirenden Abiturienten nicht so weit entfernt, daß beide nicht bis zur Prima ein und denselben Weg gehen könnten, wenn der Realist nur neben den griechischen Lectionen seinen Fleiß hauptsächlich auf die Mathematik und die neueren Sprachen verwenden kann. Und ist er gut begabt und frühzeitig reif, so kann er auch noch einige Zeit die Prima besuchen. Eine Schule, die eine gewisse Anzahl solcher Schüler hätte, würde sogar in manchen Punkten, ohne Nachtheil der Studirenden, mit Secunda einen Abschnitt machen können, z. B. in der Geschichte, damit sie etwas Ganzes erhielten. Sind nun außer den Baukunstbeflissenen auch andere Schüler vorhanden, die ihrer freieren und höheren Bildung wegen, ohne akademische Studien zu beabsichtigen, ein reiferes Alter auf der Schule erreichen wollen, z. B. Gutsbesitzer, Forstleute, Militäre, Postbeamten, Kaufleute und Fabrikanten im höheren Stile, und sind ihre Fähigkeiten ausreichend, so mögen sie denselben Weg gehen. Für alle solche ist das Landfermann'sche Gesamtgymnasium die rechte Anstalt.

b) Aber es ist zu fürchten, daß immer nur ein kleiner Theil der Schüler ein solches Alter in der Schule abwarten wird, und die Erfahrung bestätigt es. Wie die Schuleinrichtungen in den meisten Städten mittleren Umfangs einmal liegen, sind alle diejenigen, welche an der Bildung der niederen und selbst mittleren Bürgerschule nicht genug haben, auf das Gymnasium ihrer Vaterstadt oder Heimathgegend angewiesen: Kaufleute, Oekonomen, Subalternbeamte, Gewerbtreibende, selbst wohlhabende Handwerker. Die Masse derselben ist zu groß, als daß sie unbeachtet bleiben könnte, und so bunt, daß sie schwer unter ein System zu bringen ist.

Am meisten Noth machen die Kaufleute, gemischt aus Großhändlern und Krämern. Sie alle eilen mit geringen Ausnahmen ins Geschäft und verlangen doch für ihre Specialbildung so viel, daß das ruhige Gleichgewicht einer tüchtigen Grundlage der Geistesbildung dadurch aus dem Geleise geworfen wird. Da soll Fertigkeit und Gewandtheit im Gebrauche der Muttersprache, im kaufmännischen Rechnen, in neueren Sprachen, es sollen gute geschichtliche und geographische Kenntnisse, eine schöne Handschrift, und nach manchen noch weiter gehenden Forderungen

der Buchführung, Waarenkunde n. s. w. von der
 racht werden, und zwar in einem Alter von 14

erwiedern, diese Forderungen seien unverständlich;
 Art müßten auf Specialschulen für Kaufleute, wo
 en, oder auf Privatanstalten verwiesen werden, —
 doch nur, eine wichtige Frage kurz von der Hand
 e Bildung eines wichtigen Standes in der bürger-
 schaft dem Zufalle oder der Speculation kluger Un-
 rlassen, die das Publicum mit Schulplanen, in wel-
 en aller Wissenschaften prangen, und mit ruhm-
 issen ihrer Schüler zu täuschen verstehen. Die red-
 ik muß das Ihrige thun, auch den Laien, um es
 en, die Einsicht in diese Dinge zugänglich zu ma-
 e verständige Schulverwaltung muß die Einrichtung
 n Unterrichts so zu treffen suchen, daß die irrigen
 Forderungen durch die That auf das richtige Maß
 werden.

Es wäre es daher, drei verschiedene Anstalten für
 der Bildungszeit zu errichten: erstlich für die
 nit oder bald nach der Confirmation zu ihrer prak-
 bildung übergehen; zweitens für die, welche das
 von 16 bis 17 Jahren auf der Schule erreichen und
 denjenigen Berufsarten zuwenden, welche den me-
 nsten und Wissenschaften angehören; drittens für
 och ein paar Jahre länger der Schule widmen kön-
 für die akademischen Studien vorzubereiten. Will
 schiedenen Anstalten mit Namen belegen, so wären
 re Bürgerschule, die höhere Bürgerschule
 nasium. Blicke jede dieser Anstalten ihrer Grund-
 üchtige Menschen zu bilden und den künftigen Be-
 nge erst als Zweites zu berücksichtigen, sich stets
 getreu, und hätte sie die für diesen Zweck beseel-
 bigten Lehrer, so könnten wir ruhig dem Erfolge
 ; sie würden alle in demselben Geiste wirken.
 wirklichung der Idee stehen überall in den mensch-
 len bald diese, bald jene Hemmnisse entgegen, und
 it hat sich das Leben zu solcher Mannigfaltigkeit
 ten und Bedürfnisse entwickelt, daß es schwer ist,
 nde die genügende Veranstaltung ins Werk zu rich-
 e nur einigermaßen beträchtliche Stadt zählt unter
 eine Anzahl solcher, die einer jeden der drei ge-
 richtsstufen angehören, aber nur die größten haben
 alle drei, oder auch nur für zwei derselben, eine
 aufrecht zu halten. Und wenn nicht so viel Mittel
 id, daß jede dieser Schulen, auch die mittlere Bür-
 wiegte, durchgebildete und von einer höheren Idee
 steher und diesen gleichartige Lehrer in der gehö-
 halten kann, so daß wirklich das höhere Human-
 ihr lebt, so ist der Grundgedanke zerstört und das

Gemeine gewinnt den Platz. Also für alle drei Stufen müßten recht bedeutende Mittel zu Gebote stehen, bedeutender, als man gewohnt ist, für die Schulen in Anschlag zu bringen.

Und wenn auch die Mittel zu Gebote ständen, werden die rechten Lehrer in ausreichender Zahl zu finden sein?

Und wenn diese zu finden wären, ist in den meisten Städten die Schülerzahl vorhanden, ein Gymnasium, eine höhere und eine mittlere Bürgerschule neben einander zu bevölkern?

Diese Fragen dürfen nur aufgestellt werden, um sich gleich selbst zu beantworten. Die Erfahrung spricht diese Antwort laut genug aus. Das hannoversche Land von fast 2 Millionen Einwohner hat nur in der Hauptstadt ein Gymnasium, eine höhere und eine mittlere Bürgerschule; keine andere Stadt des Landes hat es dahin gebracht, ja die meisten haben es noch nicht einmal vermocht, ihr niederes und mittleres Bürgerschulwesen zweckmäßig zu ordnen. Das Gymnasium, wo sich ein solches befindet, muß die höhere und die mittlere Bürgerschule im Sinne unserer obigen Dreitheilung, ja oft sogar die gehobene Volksschule, mit ersetzen. Und in den andern deutschen Ländern wird es ziemlich eben so sein. So selten will sich das Leben dem richtigen Gedanken fügen! —

Doch dieses alles entmuthigt uns nicht. Ist die Aufgabe recht schwer, weil sie verwickelt ist, so haben wir auch Trostgründe, die uns entschädigen. Durch das Opfer, welches die Gymnasien bringen, indem sie die nichtstudirenden Schüler mit unter ihre Obhut nehmen, sichern dieselben, daß das humanistische, die edle Menschlichkeit im Auge haltende Princip bei ihrer Bildung die Oberhand behalte, wehren dem einseitigen Materialismus und wirken so von ihrem Mittelpunkte aus veredelnd in die Massen. Daß sie darüber ihren Hauptberuf, die den akademischen Studien bestimmten Schüler hauptsächlich durch die klassischen Sprachen vorzubilden, nicht beeinträchtigen lassen, das muß der leitende, täglich vor Augen stehende Gedanke der Direktoren und Lehrer sein, und dazu mitzuwirken, ist der wesentliche Zweck der ganzen gegenwärtigen Betrachtung und Hinstellung der stufenweise aufsteigenden Lehrpläne für die verschiedenen factischen Zustände, zu welchen wir jetzt übergehen.

Was ist also mit den Schülern der höheren Anstalten zu machen, welche schon mit dem vollendeten 14. oder 15. Jahre ihren Schulcursus abgemacht haben müssen und doch auf einen möglichst hohen Grad der Bildung und Brauchbarkeit für das Leben Anspruch machen?

1) Dieselben einfach, wie die Realisten erster Klasse, — um die Bautechniker und ähnliche, die ein höheres Alter auf der Schule erreichen, so zu bezeichnen, — auf den Cursus des Gymnasiums zu verweisen und höchstens, wenn sie den Anfang des griechischen Sprachunterrichts erreichen, Nebenstunden für sie einzurichten und es übrigens dem Zufalle zu überlassen, wann sie, vielleicht mitten im Cursus einer Klasse, austreten, heißt doch nur, aus der Noth eine Tugend machen, und kann nur

len Fällen gerechtfertigt erscheinen, wenn gar keine Lehrkräfte vorhanden sind, mehr für sie zu thun. Manche Gymnasien in den kleineren Städten mögen zu diesem Verfahren gedrängt werden, wenn sie einmal ihren Standpunkt als gelehrte Anstalten festzuhalten als erste Pflicht erkennen müssen. Der Boden ihres Wirkungskreises ist dann auch in der Regel so beschaffen und die Zahl der Schüler, welche nur die unteren und länger oder kürzer die mittleren Klassen besuchen, so mäßig, daß es Kraftverschwendung sein würde, für sie kostspielige Veranstaltungen zu treffen. Es kommt nur darauf an, daß auch diese Schüler gehalten werden, die Aufgaben der Schule angestrengt zu beiben und ihre Kräfte zu entwickeln; dann wird ihnen das Lateinlernen — denn hiergegen sind doch die meisten Klagen der materiellen Ansicht gerichtet — nicht unnütz gewesen sein; sie üben ihr Sprachbewußtsein an einem kernichten Gegenstande abt, und wenn sie auch den Stoff wieder verlieren, so ist doch die Kraft, auch andere Sprachen mit Geschick anzugreifen, geübt worden. Und da sie an Zahl nicht überwiegend sind, so kann der Lehrer sie leichter mit fortführen, so daß sie dem Zuge der Studirenden mehr oder weniger folgen müssen. In den übrigen Gegenständen: Religion, Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung, Rechnen, deutsche Sprache, muß der Unterricht für Nichtstudirende so gut als Studirende gleich gründlich, naturgemäße, stufenweise aufbauend sein; die eine Abtheilung stört also darin die andere nicht.

Inwiefern in dem Plane solcher Anstalten, welche durch ihre Lage genöthigt werden, Gesamtgymnasien im engeren Sinne zu sein, in einzelnen Punkten eine Modification zu Gunsten der Nichtstudirenden zulässig ist, die den Grundcharakter der gelehrten Anstalt nicht verändert, werden wir weiter unten näher sehen, wenn von den Lectionsplanen specieller die Rede sein wird.

2) Gehen wir zu den Anstalten über, die durch ihre Mittel unfähig und durch ihre Lage aufgefördert sind, mehr für die Klasse der nichtstudirenden Schüler zu thun, von welcher wir jetzt reden. Wenn nämlich die Zahl derselben so groß ist, daß sie die der Studirenden überwiegt, vielleicht so groß, daß sie eine Theilung der Klassen nöthig machen würde, dann würde das nicht der rechte Weg sein, der Plan des Gymnasiums, auch über den Unterricht der unteren Klassen hinaus, ohne Rücksicht auf sie streng zu verfolgen. Sie würden durch ihr Uebergewicht den Unterricht im Lateinischen in Quarta und Tertia lähmen und hemmen, denn in dem Gefühle, welches nun einmal nicht auszurotten ist, daß ihnen das Lateinische in der Ausdehnung des fortgesetzten Gymnasialunterrichts ein Abbruch thue, dem sei, was ihnen mehr noth thue, nämlich an der Beschäftigung mit neueren Sprachen; und endlich in dem Gedanken, daß sie doch mit oder bald nach der Confirmation die Schule verlassen müssen, würden sie einen so großen passiven Widerstand leisten, daß der Lehrer nicht aus der Stelle kommen könnte und die für die höheren Studien bestimmten Schüler zu sehr dar-

unter leiden würden. Da scheint nun diejenige Einrichtung die passendste zu sein, welche unsere gröfseren Gymnasien schon auszubilden angefangen haben, nämlich folgende:

Wenn eigne Vorbereitungsklassen gebildet werden, um sich die Schüler von vorn herein selbst zuzuziehen, so müssen ihrer zwei sein, falls die Knaben schon mit dem vollendeten 6ten Jahre aufgenommen werden sollen; ist nur eine möglich, so wird das 8te Jahr als Eintrittszeit festzustellen und schon einige Vorbildung zu fordern sein. Im sprachlichen Kreise wird nur die Muttersprache gelehrt.

Im Laufe oder nach Vollendung des zehnten Lebensjahres tritt der Schüler in Sexta und vollendet, wenn alles richtig geht, diese Klasse und Quinta in 2 Jahren, bis ins zwölfte oder zum Ende des zwölften Jahres. Auch in diesen beiden Jahren ist noch kein Unterschied zwischen Studirenden und Nichtstudirenden. Mittelpunkt alles Unterrichts ist das Lateinische, ihm werden 12 wöchentliche Stunden gewidmet, damit an jedem Tage der überwiegende Eindruck dieser Sprachübungen dem Schüler das Bewußtsein gebe, dafs hier seine Hauptaufgabe liege. Um diesen Eindruck nicht zu schwächen, nehmen wir auch aus Quinta den Anfang des französischen Unterrichts weg. Er war dahin gelegt worden der nichtstudirenden Schüler wegen, damit diese ein Jahr länger in dieser für sie wichtigen Sprache unterrichtet würden; allein eine genauere Prüfung wird darthun, dafs es für diese Schüler nicht nothwendig und für die studirenden nachtheilig ist; denn die letzteren werden dadurch zu einer zu frühen Beschäftigung mit einer Sprache genöthigt, die wir ihnen sonst nicht so früh aufdrängen würden, und die Realisten können dadurch vollständig entschädigt werden, dafs mit ihnen im nächsten Jahre, nach ihrer Trennung von den Humanisten, das Französische gleich mit voller Energie mit 5 bis 6 wöchentlichen Stunden angefangen wird. Diese Veränderung hat für sie auch noch einen andern Vortheil. Durch den einjährigen Unterricht in Sexta sind sie noch nicht so weit im Lateinischen festgesetzt, dafs sie ohne Nachtheil und Verwirrung sogleich eine zweite gar nicht leichte Sprache anfangen könnten. Denken wir sie uns dagegen zwei Jahre hinter einander in wöchentlich 12 Stunden tüchtig im Lateinischen eingeschult, so werden sie in dem ersten Vierteljahre der Realquarta mehr intensive Fortschritte mit 6 französischen Stunden machen, als in dem ganzen Quintajahre mit 3 bis 4 Stunden. Und ist in der Quinta noch gar nicht vom Französischen die Rede, sondern wird die Hälfte aller wissenschaftlichen Schulstunden so wie der häuslichen Arbeit auf das Lateinische verwendet, ohne dafs eine andere fremde Sprache daneben tritt, so werden nur wenige Schüler sein, die nicht mit fortgezogen würden. Mit diesen wenigen stumpfsinnigen ist doch nicht weiter zu kommen, wenn man ihnen auch das Französische früher giebt; sie sind und bleiben das Bleigewicht, welches jeder Schule an die Füfse gehängt wird, habe sie einen Lehrplan, welchen sie wolle. Für die Studirenden aber gewis-

nen wir einen doppelten Vortheil; erstlich wird auch ihnen das Lateinische in Quinta nicht durch das Französische beeinträchtigt, und zweitens können wir den Anfang dieser Sprache bis in Tertia verschieben, in Quarta aber das Griechische mit ihnen anfangen, welches dadurch auf einen siebenjährigen Cursus gebracht wird.

Wie wird sich nun von Quarta an der Lehrplan gestalten?

Es kann auf doppelte Weise geschehen, entweder indem beide Schülerklassen ganz von einander getrennt werden, oder daß sie einen Theil ihrer Lectionen auch ferner vereinigt, einen andern geondert erhalten. Unzweifelhaft ist es, daß einige Lectionen ganz wohl vereinigt bleiben können: Religion, deutsche Sprache, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, allenfalls auch Rechnen und die Anfänge der Mathematik. Es spricht dafür der Wunsch, das Gefühl der Einheit so lange als möglich in Lehrern und Schülern zu erhalten. Für Trennung dagegen kann erstlich die Masse der Schüler sprechen, wenn ihre Zahl so groß ist, daß doch Parallelklassen gebildet werden müßten, und zweitens auch der innere Grund, daß doch in einigen der genannten Unterrichtsfächer bald ein etwas anderer Zuschnitt für die Realisten getroffen werden möchte. Denn es darf nie aus den Augen verloren werden, daß für die Studirenden von Quarta an noch eine siebenjährige Schulzeit vorliegt, in welcher vieles auf eine andere Weise zur Reife gebracht werden kann, als in der nur etwa noch dreijährigen des künftigen Kaufmanns und anderer, die spätestens mit vollendetem 15ten Jahre die Schule verlassen. Für diese ist z. B. der Geschichtsunterricht möglichst zu einem gewissen Abschlusse zu bringen; der mathematische wird sich, namentlich im arithmetischen Theile, mehr auf die Praxis zu beziehen haben; und selbst der deutsche Sprachunterricht wird sich beeilen, den Schüler mit einem Theile der deutschen Literatur bekannt zu machen, der für die Studirenden bis in die oberen Klassen verspart werden kann.

Aus dem allen folgt wiederum, daß nicht eine Gestaltung die allein richtige für alle Schulen ist, sondern für jede einzelne diejenige, welche sich den gegebenen Verhältnissen anschließt, ohne die richtigen Grundgedanken aufzugeben. Also:

a) wo die Lehrkräfte es erlauben und die Schülerzahl es fordert, trenne man von Quarta an die Realklassen gänzlich von den humanistischen;

b) wo beide Momente einige Sparsamkeit fordern und zulassen, trenne man nur den Unterricht in fremden Sprachen, lasse aber in dem einjährigen Cursus der Quarta Religion, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, deutsche Sprache, Rechnen und geometrische Vorübungen vereinigt. Nach Beendigung der Quarta trenne man aber beide Schülerklassen gänzlich und gebe den Realisten einen zweijährigen Tertia-Cursus, auf dessen Einrichtung wir noch zurückkommen werden;

c) wo noch größere Sparsamkeit nöthig und möglich ist, lasse man auch die beiden Tertia-Jahre in den passendsten Fächern

vereinigt, theile aber die Zeit neben den 14 bis 16' lateinischen und griechischen Stunden der humanistischen Tertia so ein, daß die Realisten nicht nur den erweiterten Unterricht in den neueren Sprachen fortsetzen, sondern auch in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern und in der deutschen Literatur etwas rascher gefördert werden.

Nach den obigen drei Stufen wird jede Anstalt, die überhaupt Realklassen haben muß, den ihren Verhältnissen angemessenen Zuschnitt treffen können. Nur halte sie eine sehr wesentliche Rücksicht stets im Auge, besonders die Anstalt, welche völlig getrennte Realklassen hat, nämlich die Sorge dafür, daß sie nicht in eine bevorzugte und eine vernachlässigte Hälfte, eine vornehmere und eine niedrigere Abtheilung auseinanderfalle. Da liegt eine Gefahr, die nicht nur in der Vorstellung, sondern leider auch in der Wirklichkeit vorhanden ist. Gegen diese Gefahr können manche Mafaregeln von Seiten der Behörden ergriffen werden: sorgfältige Wahl und gute Besoldung der Reallehrer, damit sie nicht auch äußerlich zurückstehen; Anordnung im Lectionsplane, daß jeder Lehrer der Anstalt als verpflichtet angesehen wird, nach seinen Kräften und Fächern in der einen wie andern Abtheilung zu unterrichten, und dergleichen mehr; allein die rechte Einheit des Ganzen kann doch nur aus der richtigen Einsicht und dem ernsten Willen des Lehrercollegii hervorgehen. Wenn nicht der philologische Dünkel auf der einen und der Sprachmeisterdünkel auf der andern Seite, selbst nicht der Dünkel auf akademische Studien gegen den auf methodische Seminarbildung das collegialische Verhältniß stören; wenn jede Stufe der Schule als gleichberechtigt mit allen übrigen erkannt; wenn die Pflicht gegen alle Schüler als eine gleiche in ihrer religiös-sittlichen Bedeutung gefühlt wird; wenn der durchgebildete Philologe, Geschichtskundige, Mathematiker sich nicht weigert, auch in einer Realklasse Latein, Geschichte, Mathematik zu lehren, vielmehr dieses als eine erwünschte Gelegenheit ansieht, sich selbst auf die Probe zu stellen, ob er auch genug Beweglichkeit des Geistes besitze, um seine Kenntnisse der gelehrteren Form und der Büchersprache zu entkleiden und der weniger geübten Fassungskraft anzupassen, — dann hat es mit dem Zerfallen der Anstalt in zwei heterogene Hälften keine Gefahr.

3) Aber wie weit soll nun der mehr oder weniger getheilte Realunterricht reichen? Soll über der Real-Tertia nicht auch noch eine Real-Secunda stehen?

Diese Frage beantwortet sich leichter, wenn die Staatsgesetzgebung uns eine feste Norm für die Forderungen giebt, welche an die Schulbildung derjenigen Staatsdiener gestellt werden sollen, welche, ohne akademische Studien gemacht zu haben, doch zu höheren Stellen in den Bau-fächern, im Postfache, Steuerfache und Forstfache gelangen wollen. Sollen dieselben eine gute Gymnasialbildung, mit Ausnahme der griechischen Sprache, mindestens bis zur völligen Reife eines angehenden Primaners besitzen, so verweisen wir sie einfach in den Gymnasial-Cursus,

rgen aber dafür, daß sie während des griechischen Unterrichts, wenn der einzelne ihn nicht aus Wissenstrieb mitnehmen will, den ihnen nahe liegenden Fächern unterrichtet werden. Wir brauchen dann keine Realsecunda, oder mit andern Worten keine ei, sondern nur zwei Realklassen, weil die Schüler aus andern Berufsarten das Alter für eine Secunda doch nicht auf der Schule erreichen. Nur auf den größten Anstalten wird die Zahl der Schüler, die über Tertia hinausgehen wollen und können, vielleicht so groß sein, daß man für sie eine dritte Realklasse richten kann.

Nach dieser Uebersicht der verschiedenen Stufen, in welchen der Realunterricht mit dem Gymnasio verbinden läßt, wird an der Zeit sein, die Unterrichtsplane dieser verschiedenen Stufen in einem Schema aufzustellen.

a) Das einfache Gesamtgymnasium zwar, welches den nichtstudirenden Schülern nur neben den griechischen Lectionen sondern Unterricht darbietet, bedarf eines eignen Schemas nicht. Dasselbe schließt sich an unser S. 216 aufgestelltes Lectionsverzeichniß des reinen Gymnasiums an und hat also zuerst in Quarta griechische Stunden durch Parallelunterricht auszufüllen. Da in Quinta nach unserm Plane noch gar kein Französisch gelehrt wird, so werden die 4 Stunden in Quarta ganz für die Einbringung der Nichtstudirenden in diese Sprache in Anspruch genommen. Von den 6 griechischen Stunden in Tertia, nebst den französischen Anfangsstunden der Humanisten, an welchen die Realisten nicht Theil nehmen können, werden 4 Stunden mit der Fortsetzung des Französischen, 4 mit dem Anfange des Englischen und eine etwa mit besonderen Rechenübungen für die Realisten auszufüllen sein. Finden sich auch in Secunda Realschüler, so kommen zu den Parallelstunden auch noch die beiden englischen Stunden der Humanisten hinzu, so daß 10 besondere Stunden für die Realisten auszufüllen sind. Es ist hier also ein weites Feld gegeben, in den neueren Sprachen, den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern und der deutschen Literaturkenntniß, je nach dem Bedürfniß, weitere Fortschritte zu machen. Es kommen auf diese Weise in den drei Klassen zusammen 23 wöchentliche Stunden den Realisten zu gute. Daraus ist aber auch gleich klar, daß, wenn das sechsklassige reine Gymnasium mit 9 Lehrern ausreichen konnte, das einfache Gesamtgymnasium mindestens noch einen zehnten Lehrer nöthig haben wird.

b) Das Gesamtgymnasium mit halbgetrennten Realklassen kann, nach unserer früheren Darstellung, entweder die Vereinigung in den passenden Unterrichtsgegenständen in Quarta und Tertia durchführen, oder, wenn die Lehrkräfte ausreichen, nur in Quarta, dagegen in Tertia völlige Trennung anstreben lassen.

1. Nach der ersten Voraussetzung wird der Lectionsplan sich folgendermaßen gestalten:

	2 Jahre			2 J.	2 J.	1 J.	1 J.	1 J.	1 J.
	Sel.	I.	II.	III.	R. III.	IV.	R. IV.	V.	VI.
Religion	3		3		2		2	3	3
Latein	6	2	6	10	9-10	4	10	4	12
Griechisch	4	2	4	6	5-6	—	4	—	—
Deutsch	2		2		2	1	2	1	3
Französisch	2		2	3	4	—	6	—	—
Englisch	2		2	—	4	—	—	—	—
Hebräisch	(2)		(2)	—	—	—	—	—	—
Mathematik	2	1	2	3	4	—	2	—	—
Rechnen	—	—	—	—	2	—	2	1	4
Physik	2		2	—	2	—	—	—	—
Naturgeschichte	—	—	—	—	2	—	2	—	2
Geschichte	3		2	—	2	—	2	—	—
Geographie	—	—	—	—	2	—	2	—	2
Gesang	(2)		(2)	—	(2)	—	2	—	2
Zeichnen	—	—	—	—	2	—	2	—	2
Schreiben	—	—	—	—	—	—	2	—	2
	12	19	12	32	18	14	19	14	33
									32

Summa 240 Stunden incl. der 4 hebräischen Stunden in Prima und Secunda.

Wenn von den 240 Wochenstunden dieses Planes 8 Zeichenstunden und 6 Gesangstunden von besondern Hülfslehrern gegeben werden, so werden für den übrigen Unterricht mindestens 10 Lehrer nöthig sein, die, falls nicht noch einige Combinationen möglich sind, z. B. in der Religion, der Geographie, der Naturgeschichte, dem Schreiben, sehr stark mit Stunden besetzt sein werden; nämlich:

Der Director mit	16	Stunden,
4 Oberlehrer mit 20 bis 21 St.	= 82	-
4 Collaboratoren mit 24 bis 25 St.	= 98	-
1 seminarisch gebildeter Lehrer	30	-

Summa 226 Stunden.

2. Tritt in Tertia eine völlige Trennung der studirenden und nichtstudirenden Schüler ein, so wird der Lectionsplan der Tertia sich ganz so gestalten, wie bei dem Gesamtgymnasio, welches überhaupt getrennte Realklassen hat und unter *Lit. c.* aufgeführt werden wird, während die Quarta sich nach dem eben verzeichneten Plane des noch engeren Gesamtgymnasii richtet. Um daher Ermüdung zu vermeiden, wird nicht noch eine besondere Tabelle für diese Modification der halbgetrennten Realklassen aufgestellt; für Quarta gilt die vorige, für Tertia die folgende Tabelle.

c) Diese stellt nämlich den Lectionsplan derjenigen Anstalt dar, welche zwei völlig getrennte Realklassen hat:

	2 Jahre		2 J.	2 J.	2 J.	1 J.	1 J.	1 J.	1 J.	Summa.		
	Sel.	I.	II.	III. H.	III. R.	IV. H.	IV. R.	V.	VI.			
Religion	3		3	2	2	2	2	3	3	20		
Latein	6	2	10	9-10	4	10	4	12	12	76		
Griechisch	4	2	6	5-6	—	4	—	—	—	26		
Deutsch	2		2	2	3	2	3	3	3	20		
Französisch	2		2	3	4	—	6	—	—	17		
Englisch	2		2	—	4	—	—	—	—	8		
Hebräisch	(2)		(2)	—	—	—	—	—	—	4		
Mathematik	2	1	3	4	3	2	2	—	—	18		
Rechnen	—	—	—	—	2	2	3	4	4	15		
Physik	2		2	—	2	—	—	—	—	6		
Naturgesch.	—	—	—	1-2	2	2	2	2	2	12		
Geschichte	3		2	2	2	2	2	3	—	14		
Geographie	—	—	—	2	2	2	2	3	2	12		
Gesang	(2)		(2)	(2)	(2)	2	2	2	2	6		
Zeichnen	—	—	—	—	2	2	2	2	2	8		
Schreiben	—	—	—	—	—	—	2	2	2	6		
	12	19	12	32	32	32	28	4	28	33	32	268

Zur Bestreitung dieser 268 Stunden werden, wenn keine Combinationen stattfinden sollen, 12 Lehrer, nebst einem Hülfslehrer für das Zeichnen, nöthig sein, indem

der Director	14	Stunden,
5 Oberlehrer zu 20 St.	100	-
4 Collaboratoren zu 24 St.	96	-
2 Elementarlehrer zu 26 St.	52	-
1 Zeichenlehrer	8	-

Summa 270 Stunden

geben können.

d) Hätte endlich ein Gesammtgymnasium so viele nichtstudi-
dirende Schüler und unter diesen eine hinreichende Anzahl sol-
cher, welche bis zum vollendeten 17ten Jahre bleiben und die
Aufgabe einer guten Secunda durchmachen wollen, so kann auch
eine dritte obere Realklasse als Realsecunda gebildet werden. In
diesem Falle wird dem oben verzeichneten Lectionsplane noch
eine Klasse mit 32 Stunden neben Secunda einzufügen und ihre
Lectionen nach dem Vorbilde der Real-Tertia in dem vorigen
Plane zu ordnen sein, nur dafs in dieser Klasse die Naturge-
schichte und die Geographie wegfallen und dafür die Religion,
die Mathematik, die Geschichte und die Physik je eine Stunde
mehr bekommen können. Der Zuwachs von 32 Wochenstunden
wird einen Hauptlehrer und einen Hülfslehrer für diese grösste
unter den hier aufgeführten Anstalten nöthig machen.

So liegt uns eine Stufenreihe verschiedener Ausführungen
desselben Grundgedankens vor Augen: Vereinigung derjenigen
Schüler in ein und derselben Anstalt, welche sich für die höhe-

ren Berufsarten des Lebens theils kürzere, theils längere Zeit hindurch auf der Schule vorbereiten wollen. Sie alle sollen nach denselben Grundsätzen edler Menschenbildung, freier Kraftentwicklung, im Bewußtsein eines würdigen Zieles, gebildet werden; diese Grundsätze sollen als erste Richtschnur unseres Thuns an ihnen gelten, ihr künftiger Beruf soll nur in zweiter Linie berücksichtigt werden, insoweit es sich mit jenen höheren Zwecken vereinigen läßt.

Einige Worte über einzelne Unterrichtsfächer der Realklassen mögen hier schließlicb ihren Platz finden:

1) In beiden Planen für den Realunterricht ist die lateinische Sprache in den Realklassen mit 4 wöchentlichen Stunden beibehalten, nachdem die Schüler in Sexta und Quinta mit den Studirenden zusammen in 12 wöchentlichen Stunden in den Elementen der Grammatik festgesetzt sind. Dem tieferen Eingehen in die vielbesprochene Frage über den Werth des lateinischen Sprachunterrichts auch für Nichtstudirende überhebt mich hier der Umstand, daß eine Vereinigung des Realunterrichts mit dem Gymnasio gar nicht thunlich wäre, wenn nicht mindestens die Gemeinsamkeit des gesammten Unterrichts in den beiden untersten Klassen stattfände. Ohne diese zerfielen die beiden Schülergattungen von Anfang an in zwei getrennte Hälften, und es beständen unter täuschendem Namen in der That zwei verschiedene Anstalten unter demselben Dache. Ist aber einmal die lateinische Sprache mit solcher Energie zwei Jahre hindurch als der Hauptunterricht mit den Schülern betrieben worden und liegt die Möglichkeit vor, durch die Fortsetzung, wenn auch mit verminderter Stundenzahl, Früchte zu ernten, so widerstrebt schon der Grundsatz, nicht gleich im Anfange eines betretenen guten Weges stehen zu bleiben, um nicht etwas vergebliches getrieben zu haben, dem Aufgeben des Lateinischen im dritten Schuljahre. Es wird aber nur der einseitige philologische Rigorismus bestreiten wollen, daß der durch fernere 3 oder 5 Jahre fortgesetzte lateinische Unterricht in 4 wöchentlichen Stunden, bei guten Lehrern, Frucht tragen könne, sowohl für die formale Bildung der Schüler an sich, als auch für die Befähigung, die fremden romanischen Sprachen zu erlernen. Freilich müssen die Lehrer es verstehen, den Schülern die Lust an der Sache zu erhalten, das Grammatische nicht so zu treiben, als wollten sie Philologen bilden, und die Lectüre so zu wählen und zu behandeln, daß die Schüler das Gefühl erhalten, es sei kein unübersteiglicher Berg, ein lateinisches Buch zu verstehen. Am belebendsten wird der lateinische Unterricht bei den Realschülern wirken, wenn der Zusammenhang der französischen und englischen Sprache mit der lateinischen bei jeder passenden Gelegenheit ihnen vor Augen geführt wird.

2) Was die genannten beiden neueren Sprachen betrifft, so fängt das Französische mit 6 wöchentlichen Stunden in Realquarta an und wird zwei Jahre hindurch in 4 Stunden in Realtertia fortgesetzt. Wenn der Schüler darin während seines 13.,

14. und 15. Lebensjahres ordentlich unterrichtet wird, so kann er so viel von dieser Sprache erlernt haben, als ihm als Kaufmannslehrling u. s. w. nöthig ist. Die grössere Fertigkeit, welche überhaupt erst im reiferen Alter erlangt wird, muß er in seiner Lehrzeit zu erwerben suchen. Der Realschüler, welcher auch noch das 16. und 17. Lebensjahr zu seiner weiteren Ausbildung in der Schule benutzt, sei es im Gymnasio, sei es in einer Realsecunda, kann in diesen beiden Jahren zu einer Reife gelangen, daß ihm das Lesen auch schwererer französischer Schriften keine Schwierigkeit mehr macht. Völlige Fertigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Sprache erlangt er, aller Erfahrung nach, doch erst in Frankreich, oder im Verkehr mit Menschen, die der Sprache ganz mächtig sind.

Ähnlich verhält es sich mit der englischen Sprache. In den beiden Tertia-Jahren kann der Schüler bei 4 gut angewendeten wöchentlichen Stunden in dieser, ihrem Stoffe nach nicht schweren, Sprache einen guten Grund legen. Wendet er noch 2 Jahre in einer Secunda für das Englische an, so muß ihm die englische Literatur zur leichten Orientirung offen stehen.

3) Der Unterrichtsplan in der Geschichte und Geographie kann, nachdem in Sexta und Quinta eine geographische Uebersicht und gelegentlich dabei manche geschichtliche Vorkenntnisse gewonnen sind, für Real-Quarta und -Tertia so angelegt werden, daß in dem dreijährigen Cursus das geographische Feld ganz durchmessen, von der Geschichte aber die griechische, römische und deutsche so durchgenommen werden, daß der 15jährige junge Mensch die Grundlage zur weiteren Fortbildung, wenn ihm die Gelegenheit günstig ist, gewonnen, besonders aber die Eindrücke in sein Gemüth aufgenommen hat, welche die Geschichte für die Weckung des Nationalgefühls und der Vaterlandsliebe auf der einen und des Interesses für die Fortschritte des Menschengeschlechts auf der andern Seite zu geben geeignet und berufen ist, freilich so weit überhaupt das 15jährige Alter sie aufzunehmen vermag. Ist auch noch eine Realsecunda vorhanden, so mag der Geschichtsunterricht, neben Befestigung des Erlernten durch zweckmäßig eingerichtete Repetitionen des Factischen, die Geschichte der europäischen Welt im weiteren Umfange, mit Berücksichtigung der Hauptvölker Europas, und in neuerer Zeit auch der immer bedeutender werdenden nordamerikanischen Freistaaten, zum Gegenstande nehmen. Es sind, nach meiner früheren Bemerkung, dieser Klasse für den erweiterten Geschichtsunterricht auch 3 wöchentliche Stunden zugetheilt.

Die Schule, welche wegen größerer Beschränkung ihrer Mittel studirende und nichtstudirende Schüler in der Geschichte und Geographie vereinigt halten muß, kann ohne Nachtheil insoweit auf die nichtstudirenden Rücksicht nehmen, daß sie ebenfalls für die drei Jahre von Quarta und Tertia die griechische, römische und deutsche Geschichte als das durchzunehmende Pensum aufstellt und durchführt, damit die mit 15 Jahren abgehenden Schüler einen Abschluß haben. In Secunda kann dann mit den Hu-

manisten die alte Geschichte recht gründlich und mehr in das Innere eingehend nochmals durchgenommen, auch die Völkerwanderung ausführlich behandelt werden, um darnach in Prima die mittlere und neuere Zeit der reiferen Fassung der Schüler vorzuführen.

4) Der Cursus des Religionsunterrichts wird sich für die Realklassen von selbst ordnen, wenn erwogen wird, daß es in Tertia vorzüglich auf die Vorbereitung zur Confirmation, und für diejenigen, welche noch ein halbes oder ganzes Jahr nach derselben in der Klasse bleiben, auf Befestigung der Eindrücke ankommt, welche sie durch den Confirmandenunterricht empfangen haben. Der aufmerksame Lehrer wird nach der jedesmaligen Zusammensetzung der Klasse ermessen, ob er seinen Standpunkt eine Stufe höher oder niedriger zu nehmen hat, jedenfalls aber wird er dafür sorgen, daß der kleinere Theil nicht zu kurz komme, indem er auf den größeren die Hauptücksicht nimmt. Er wird durch tiefer in die Sache eingehende Fragen die Confirmirten weiter zu führen und die Jüngeren aufmerksam zu machen suchen, durch Wiederholen und festes Einprägen der kirchlichen Grundlehren und der biblischen Beweisstellen dem Confirmandenunterrichte der Geistlichen in die Hände arbeiten, den schon Confirmirten aber zur Auffrischung ihrer Gedächtniskenntnisse Veranlassung geben.

Ist noch eine obere Realklasse für das 16- und 17jährige Alter vorhanden, so ist die erwünschte Gelegenheit geboten, dem Jünglingsalter dieser bald in das Leben eintretenden Schüler durch tieferes Eindringen in die christlichen Heilswahrheiten und ausgedehntere Kenntniß der heil. Schrift und der Religionsgeschichte einen nicht hoch genug anzuschlagenden Schatz ernster Lebensansicht und sittlich religiöser Grundsätze ins Leben mitzugeben.

Die Fächer der Mathematik und der Naturwissenschaften für den Realunterricht in eine zweckmäßige Stufenfolge zu bringen, überlasse ich kundigern Männern und bin überhaupt am Schlusse der diesmaligen Betrachtungen über die Anordnung des humanistischen und realistischen Unterrichts und das Verhältniß beider zu einander.

Man wird vielleicht durchgreifendere Reformen erwartet haben, — diese sind genugsam in dem abgelaufenen Jahrzehend lebhafter reformatorischer Versuche fast in allen menschlichen Einrichtungen, so auch im Schulwesen, in Vorschlag gebracht worden, aber es hat sich keine durchgearbeitet. Aufgabe des Alters und der Erfahrung ist es, Alles zu prüfen und das Gute zu behalten. Diese Aufgabe habe ich nach bestem Wissen und Vermögen zu erfüllen gesucht und werde mich freuen, wenn mancher Schulmann und manche Schulbehörde in meinen Vorschlägen Brauchbares für ihre besondern Aufgaben und Zustände finden wird.

wichtiges Kapitel wäre noch über die Progymnasien; ich muß es mir hier versagen, um die für das Gymnasium wichtige Lebensfrage wegen der Reifeprüfungen an der Universität abgehenden Schüler noch zu besprechen wenn diese nicht mit dem Zwecke der ganzen Einrichtung des Unterrichts im Einklange stehen, so wäre eine Verfehlung.

Schulrath Landfermann behandelt diese Frage mit eithalben Unbehagen; er möchte die Maturitätsprüfungen abheben und giebt doch auch ihre Berechtigung aus manchen Gründen zu; er gestattet endlich ihre Beibehaltung beinahe ohne nothwendigen Uebels. Diese Stimmung, die bei vielen Lehrern und Nichtschulmännern vorhanden ist, entspringt hauptsächlich aus der Ansicht, welche den meisten, namentlich älteren, zum Grunde gelegen hat, daß die Abiturienten eine Controle für Lehrer und Schüler sein sollen; die Herstellung des Staates gegen unfähige öffentliche Diener; die Förderung zum Fleiße, wobei Furcht und Ehrgeiz als Hauptmittel benutzt werden; eine Art peinlichen Verhörs, bei welchem vorausgesetzt werden müsse, daß der Verhörte alle Mittel anzuwenden werde, — allensfalls auch unerlaubte, — um im möglichen Lichte zu erscheinen. Wenn solche Ansichten eine feste Gestalt erhalten, so sind sie allerdings geeignet, eine gewisse Wirkung hervorzubringen, und man möchte lieber diese Mafregel aufheben.

Warum geht man nicht von dem edleren Gesichtspunkte aus, die Schlußprüfung der zu den akademischen Studien bestimmten Schüler ein Ehrentag der Schule sei, an welchem die Schüler nicht ihrer langen, mit Liebe geübten Pflege an den Händen der Zöglinge darlegen will, und ein Ehrentag dieser Schule selbst, so viele ihrer nach dem Maße der verliehenen Ehre als Schüler treu vollbracht haben? Die Schule soll die Zöglinge erfüllen damit eine Pflicht der Pietät, der Ach-

Dankbarkeit gegen die Gründer und Erhalter ihrer Anstalten, die Eltern, welche ihnen Vertrauen geschenkt haben. Dieser ganze Act in diesem Sinne angeordnet und vollzogen werden freilich alle die oben angegebenen Zwecke und auch ihre Erfüllung finden: der Staat und seine Behörde, die Obrigkeit, welche die Anstalt unterhält, werden erkennen, daß sie an ihr haben; die Schüler werden einen Beweis ihres Fleißes, ihrer Kenntnisse und Gaben, und dadurch ein Vorurtheil für ihre künftige Brauchbarkeit ablegen; die natürlichen Regungen des Gemüthes, welche eine treibende Kraft in der menschlichen Brust sind und ewig sein werden, Ehrgeiz,

Furcht, Wetteifer, sie werden im Laufe der Schulzeit auf die Jugend auch im Hinblick auf die Endprüfung allein, — und das ist der große Unterschied, — die Wirkung wird sich als natürliche Folge anschließen, nicht als eine, die an der Spitze stehen und nicht dem Ganzen die Gesichtspunkte des Zerrbildes geben. Die Anstalten, welche, um es so

auszudrücken, ein gutes Gewissen haben, werden die Maturitätsprüfungen nicht scheuen; manche von ihnen in mehreren Ländern haben schon vor der Erscheinung eines Maturitätsprüfungsgesetzes freiwillig eine solche Prüfung für ihre abgehenden Schüler eingeführt, indem sie dadurch eine öffentliche Pflicht zu erfüllen glaubten und ihre Achtung gegen die Obrigkeit und die Eltern ihrer Zöglinge ausdrücken wollten.

Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, den mancher vielleicht einen zu idealen nennen wird, — aber man soll die ideale Seite der Dinge als Vorbild voranstellen, — kann ich auch in manche Vorschläge des Schulraths Landfermann nicht einstimmen. Die Abiturientenprüfung, eben weil sie keine Mafsregel polizeilicher Controle sein soll, darf keinen Unterschied zwischen solchen Schülern machen, welche keiner Prüfung mehr bedürfen, und solchen, die noch auf eine endgültige Probe gestellt werden müssen, sondern gerade die Besten müssen die Ehre der Schule vertreten. Wie niederschlagend für die Lehrer in den Augen der bei der Prüfung anwesenden Mitglieder königlicher und städtischer Behörden, wenn nur die Schattenseite der Schulleistungen vor Augen geführt werden soll! Nehme man doch der ganzen Handlung nicht gerade den erhebenden und erfreuenden Theil, den Anblick solcher jungen Männer, welche auch in ihrer persönlichen Erscheinung und Leistung den Eindruck einer durch humanistische Studien gewonnenen Freiheit und Sicherheit, ja mitunter Schönheit der Gedankendarlegung, eines geübten Urtheils, einer gewandten Erklärung der herrlichen Stellen klassischer Schriftsteller zu machen im Stande sind!

Die hannoversche Instruction für die Maturitätsprüfungen vom 15. August 1846 und der Nachtrag dazu vom 25. April 1849 haben die hier aufgestellte Idee eines mehr erhebenden als niederdrückenden und mühseligen Schulacts festzuhalten gesucht, allein sie mögen doch noch manches enthalten, was noch zu sehr an die frühere Gestalt dieser Anordnungen erinnert. Es ist schwer, einer Verordnung, die nur eine veränderte Redaction einer früheren sein und nur einzelne Punkte derselben modificiren soll, einen wesentlich andern Charakter zu geben. Allein die Richtung ist doch einmal eingeschlagen, und wenn man wiederum die Hand anlegen will, so kann man, an die freieren Bestimmungen anknüpfend, noch weiter gehen; und die in dieser ganzen Abhandlung aufgestellten Grundsätze über die Einrichtung des Unterrichts fordern auch einen solchen Fortschritt. Heben wir denn die Hauptpunkte desselben hervor:

Da der Standpunkt der Prima im engeren Sinne, d. h. desjenigen Unterrichts, welcher den Schülern ertheilt wird, die ihren zweijährigen Cursus in Prima abmachen, ohne in die Selecta aufzusteigen, als Mafsstab der genügenden Reife angelegt werden soll, so müssen die einzelnen Fächer danach charakterisirt werden. Der Mafsstab der hannoverschen Verordnung wird ziemlich beibehalten werden können, denn es wird in derselben gefordert:

- 1) im Lateinischen selbständiges Verstehen der auserlesenen Reden Cicero's und von dessen weniger schwierigen philosophischen Schriften, des Livius und Sallust, der Oden des Horaz, der Aeneis und der Eclogen Virgils, endlich eine, die gehörige Bekanntschaft des Abiturienten mit der lateinischen Ausdruckweise und dem Lexicalischen der Sprache, Kenntniß der Grammatik und Einsicht in den Bau und die Verbindung der Sätze bekundende, Uebersetzung aus dem Deutschen ins Lateinische;
- 2) im Griechischen genügende Bekanntschaft mit der Formenlehre und den Hauptregeln der Syntax; die Fähigkeit, den Homer, Xenophon, Herodot und die den genannten Klassikern etwa gleichstehenden Stücke aus andern Schriftstellern da, wo in dem Ausdrucke keine erheblichen Schwierigkeiten liegen, zu verstehen;
- 3) im Deutschen Bekanntschaft mit den Hauptepochen der deutschen Literaturgeschichte und besonders mit einigen klassischen Schriftstellern der neueren Zeit; ferner die Fähigkeit, einen Aufsatz zu liefern, der nicht nur den wesentlichen Anforderungen an grammatische und stylistische Richtigkeit entspricht, sondern auch durch seine Fassung und seinen Gehalt ein genügendes Zeugniß über die Gesamtbildung, den Vorrath und die logische Ordnung der Gedanken und die Reife der Urtheils darlegt;
- 4) im Französischen, Englischen und Hebräischen Geläufigkeit im Uebersetzen eines leichten Prosaikers oder Dichters, und die Fähigkeit, eine französische Uebersetzung aus dem Deutschen zu machen, welche von häufigen Verstößen gegen bekannte Regeln der Grammatik frei ist;
- 5) in der Geschichte und Geographie Kenntniß der epochemachenden Begebenheiten der Weltgeschichte und chronologische Bestimmung derselben; eine zusammenhängende Uebersicht der griechischen, römischen und deutschen Geschichte, auch in ihrer innern Entwicklung; übersichtliche Kenntniß der vaterländischen Geschichte; endlich ein solches Maß geographischer Kenntnisse, wie es zum Verständniß der Geschichte, so wie für den Gebrauch des gebildeten Mannes im Leben erforderlich ist;
- 6) in der Mathematik Kenntniß und Rechnungsfertigkeit in ganzen und gebrochenen Zahlen, mit Einschluß der Decimalbrüche, so wie in der Proportionsrechnung und ihrer Anwendung auf das gemeine Leben; Bekanntschaft mit den Lehren der Arithmetik bis zu den Logarithmen incl., in ihrem Zusammenhange; Uebung in Behandlung einfacher und quadratischer Gleichungen; endlich Kenntniß der Elementargeometrie und der ebenen Trigonometrie;
- 7) in der Physik Einsicht in die Hauptlehren von den allgemeinen Eigenschaften der Körper, von den Gesetzen des Gleichgewichts und der Bewegung; von der Wärme, dem Lichte, dem Magnetismus und der Electricität.

Dieses Ziel ist gewiß nicht zu hoch gesteckt, besonders wenn erwogen wird, daß dabei noch eine Ausgleichung in der Art stattfinden darf, daß besondere Leistungen in einem Fache einige Mängel in einem andern aufwiegen dürfen.

Was das Einzelne betrifft, so kann darüber gestritten werden, ob ein lateinischer Aufsatz oder nur eine Uebersetzung gefordert werden solle. Bei der hannoverschen Verordnung vom Jahre 1849, durch welche die Uebersetzung statt des freien Aufsatzes eingeführt wurde, lag einestheils der Gedanke zum Grunde, daß sich an einer gut gewählten Uebersetzung die in einer fremden Sprache gewonnene Herrschaft über den Ausdruck und die Grammatik vollkommen so gut erkennen lasse, als an einem freien Aufsatz; denn bei diesem werde häufig der Gedanke nach dem Ausdrucke, der gerade zur Hand ist, gewendet und dadurch abgeschwächt, während bei der Uebertragung des gegebenen Gedankens der Schüler genöthigt sei, den treffendsten Ausdruck dafür zu suchen, und dadurch den Grad seiner Herrschaft über die Sprache zeigen könne. Hauptsächlich aber war es die Betrachtung, daß vor keiner Prüfungsarbeit die Abiturienten solche Furcht zu haben pflegen, als vor dem lateinischen Aufsatz, und daß gerade deshalb dieser am meisten Veranlassung zu Unterschleifen gegeben hatte. Wir wollen ihnen aber die Furcht vor der Prüfung benehmen; daher die dem ersten Anblick nach leichtere, für das Urtheil aber hinreichende Aufgabe einer Uebersetzung, bei welcher, wenn sie im Augenblicke des Arbeitens gegeben wird, eine unerlaubte Hülfe auch schon der Kürze der Zeit wegen viel schwieriger ist.

Obleich ich nun nach wie vor überzeugt bin, daß die lateinische Uebersetzung als allgemeine Prüfungsaufgabe genügt, und auch im Laufe der letzten Jahre recht wackere Arbeiten unter denen der Abiturienten gefunden habe, — manche Anstalten haben freilich das rechte Maß und den rechten Stoff noch nicht immer zu treffen gewußt; — und obgleich ich den Gewinn, daß die Unterschleife viel seltener geworden, ja bei den meisten Anstalten so gut als ausgerottet sind, recht hoch ansetze; so mag ich doch nicht dagegen sein, daß die freien Aufsätze wieder eingeführt werden, wenn die Mehrzahl der Stimmen sie verlangt. Wenn die lateinische Sprache wiederum mit dem Uebergewichte und der Consequenz getrieben wird, wie der oben entwickelte Plan es empfiehlt, so wird auch nach und nach die Fertigkeit im schriftlichen Gebrauche derselben so groß werden, daß ein lateinischer Aufsatz den Schülern leicht wird. Sie war wirklich Lehrern und Schülern mehr als billig abhanden gekommen. Nur wähle man die Themata so, daß der Stoff keine Schwierigkeiten macht.

Was die Mathematik betrifft, so kann ein Zweifel darüber sein, ob die ebene Trigonometrie auch noch in die mittleren Forderungen an einen Abiturienten gehöre; allein in den *Cursum der Prima* gehört sie doch wohl unzweifelhaft und ist noch das von gar nicht beträchtlichem Umfange der nothwendigen Sätze

nicht schwer zu fassen, wie das Beispiel nicht wenig Schüler bezeugt, die übrigens nicht viel mathematischen Sinn haben. Die Stereometrie, die viel mehr Abstractions- und Combinationsgabe verlangt, ist dagegen jedenfalls aus den Forderungen auszulassen, wenn sie auch auf der Schule gelehrt wird.

Wenn ein solches Maß der an den abgehenden Schüler zu stellenden Forderungen wahrscheinlich ziemlich allgemeine Zustimmung finden möchte, so herrscht doch größere Verschiedenheit der Ansichten über die Weise, wie der Beweis für den einzelnen Schüler gegeben werden soll. Von der Ansicht, daß nur das Urtheil der Lehrer über Reife oder Unreife entscheiden möge, ist dem strengsten Gesetze für die preussischen Schulen von dem, welches der Prüfung fast einzig das Entscheidungsgerecht ist, liegt eine Menge von bald freieren, bald strengeren Modificationen in Prüfungsgesetzen, so wie in Vorschlägen und Gutachten, in der Mitte, zum Beweise, daß man mit der Sache noch im Reinen ist. Diese verschiedenen Gestaltungen der Sache einer umfassenden Kritik zu unterziehen, kann hier nicht die Absicht sein; eben so wenig, eine vollständige Prüfungsordnung entwerfen; aber die Grundzüge, nach welchen sie gebildet werden möchte, mögen hier gutachtlich ihren Platz finden. Wenn man Wesentliches mit den neuesten hannoverschen Instructionen übereinstimmen, so wird das nicht anders als natürlich geschehen werden; doch werde ich auch Aenderungen vorschlagen, dem Principe, die Individualitäten zu achten und Freiheit der Selbständigkeit der Entwicklung zu fördern, noch mehr sein Recht angedeihen zu lassen.

Die entscheidenden Momente bilden das Urtheil der Lehrer und die Ergebnisse der Prüfung zusammen, und zwar so, daß die Fächer, in welchen nicht geprüft wird, die Entscheidung der Lehrer allein gilt, in Absicht der Prüfungsgegenstände das Resultat zuerst aus der Prüfung selbst gezogen wird, wenn dasselbe nach dem entschiedenen Bewußtsein der Lehrer mit dem wirklichen Wissen und Können des Schülers in zu schroffem Widerspruche steht, entweder das Urtheil der Lehrer, vielleicht belegt durch Schularbeiten des Abiturienten, Ausschlag zu Gunsten des letzteren giebt, oder daß außer-Falls eine neue Prüfung über den zweifelhaften Punkt entfällt.

Man hat wiederholt und mit so großem Nachdruck den Satz ausgesprochen, daß die Lehrer auch ohne Prüfung am besten zu erscheinen, was an jedem einzelnen Schüler sei, daß es als gut erscheinen kann, auch nur den mindesten Zweifel dagegen zu erheben. Aber ich frage die erfahrenen Directoren und Lehrer, ob sie, die Hand aufs Herz gelegt, in jedem Falle und in jedem Unterrichtszweig die volle Gewißheit des Urtheils gehabt haben oder zu haben sich getrauen. — Wie nun, wenn die Zahl der Schüler der oberen Klassen sehr groß ist? Wenn man darunter sind, die erst kurze Zeit auf der Anstalt waren, welche, die eine verschlossene und zurückhaltende Natur haben

oder denen die Gabe der Aeußerung versagt ist? Oder dem Wesen noch stark in der Entwicklung begriffen ist, oder das sehr zum Scheinwesen geneigt sind? Und wenn, was doch aus nicht zu vermeiden ist, mehrere Lehrer in ein und derselben Sprache oder Wissenschaft in den oberen Klassen unterrichten und das Urtheil derselben verschieden lautet? — Ich gestehe selbst gern, daß ich oft als Lehrer froh gewesen bin, daß eine Gesammtprüfung über die Hauptgegenstände des Unterrichts, in einer kurzen Zeit zusammengedrängt und auf schriftliche und mündliche Proben gestützt, mir das Gesamtbild manches Schülers klar und sicherer vor Augen stellte, als die zerstreuten Momente der Schulzeit es vermocht hatten. Und dasselbe Geständniß habe mir viele der tüchtigsten Lehrer schon abgelegt. Also lassen wir auch aus dieser Rücksicht den Werth einer Schlußprüfung gutten und suchen sie nur recht sachgemäß einzurichten.

2. Die schriftliche Prüfung werde möglichst eingeschränkt; wenn man es wünscht, auf einen deutschen und einen lateinischen Aufsatz oder eine lateinische Uebersetzung. Die französische Arbeit lasse ich fallen, weil ich dieser Sprache überhaupt kein großes Gewicht beilegen kann und weil wir doch auf dem Gymnasio keinen französischen Stil bilden können. Die Mehrzahl der französischen Abiturientenarbeiten beweist es auch wie wenig Nachdruck die Schüler im Ganzen auf diese Arbeit legen, von welcher sie wissen, daß sie am Ende doch nicht entscheidet. Die nöthigen grammatischen Kenntnisse müssen in Ter tia und Secunda eingepreßt werden, auch mit Hülfe von schriftlichen Uebungen; in Prima würde ich die letzteren kaum fortzusetzen rathen. Ich weiß wohl, daß die Lehrer des Französischen klagen werden, es werde ihnen durch das Wegfallen der französischen Prüfungsarbeit ein Mittel entzogen, auf den Fleiß der Schüler zu wirken; aber mögen sie um so mehr genöthigt werden, alles aufzubieten, durch die Lectüre des besten, was zu finden ist, das Interesse der Schüler zu wecken und durch Sprachvergleichung, die den guten Primaner sehr anzieht, seinen grammatischen und etymologischen Wissenstrieb zu befriedigen. Mögen sie auch an der englischen Sprache ein Beispiel nehmen. In dieser wird keine Abiturientenarbeit gefordert, und dennoch wird es dem guten Lehrer leicht, das Interesse der Schüler für das Englische aufrecht zu halten.

Die mathematischen Arbeiten gebe ich weniger Gewicht auf, weil sie Gelegenheit bieten, daß auch der Schüler, dem Mangel an Geistesgegenwart ihn bei der mündlichen Prüfung hindert, seine Kenntnisse auf dem Flecke zur Hand zu haben, ruhiger Besinnung den einmal gewonnenen Faden abzuspinnen vermag, und weil bei der mündlichen Prüfung viel Zeit gespart werden kann, wenn die längeren Entwicklungen schon schriftlich vorliegen. Allein will man gern den Stein des Anstoßes aus dem Wege räumen, daß gerade bei den mathematischen Arbeiten am leichtesten fremde Hülfe gesucht und gewährt werden kann, so mögen sie fallen. Man ist doch gerade bei dem U

über die mathematischen Kenntnisse der Abiturienten am Ende in die Hände des Lehrers gegeben, der oft der einzige Sachkundige in der Commission ist. Nur wird dadurch seine Pflicht um so grösser, bei der mündlichen Prüfung sorgfältig zu Werke zu gehen, die unzweifelhaft fähigen durch entscheidende Proben, welche abgebrochen werden, sobald es klar ist, daß der Schüler den rechten Flecken hat, in der Kürze kenntlich zu machen, die Zweifel- und Schwachen aber auf ein solches Feld zu führen, wo auch die übrigen Mitglieder der Commission folgen können, hier durch scharfe Verfolgung der mathematischen Grundlagen zu zeigen, ob der Schüler sich wenigstens diese klar gehabe, oder ob ihm überhaupt das mathematische Denken fremd ist. Denn das ist doch das entscheidende Kriterium, ob einem Schüler der mathematische Unterricht Frucht gehabe oder nicht.

Sollen nun die schriftlichen Arbeiten Clausurarbeiten sein oder nicht? — Ich denke, die beiden einzigen Arbeiten, die viel übrig bleiben werden, können doch wohl füglich als Ersatz einer auf der Stelle geforderten Leistung stehen bleiben. Wollen wir denn am Ende mit der ängstlichen Schonung gehandelt werden? Werden nicht häufig im Leben noch viele Leistungen von dem Manne gefordert, die er auf der Stelle lösen muß, und unter Störungen, die viel größer sind, als die Gegenwart stillarbeitender Commilitonen und eines Lehrers, selbst eine Arbeit vornimmt oder in einem Buche liest? Möge der Lehrer, um der Lage der Abiturienten das Ungewöhnliche zu nehmen, öfter mit den Schülern der oberen Klassen eine Uebung anstellen, daß sie in der Schulzeit eine Arbeit in der Klasse, im Beisein eines Lehrers und in einer bestimmten Zeit fertigstellen müssen. Zur Ausgleichung der Unsicherheit des Blicks wollen wir aber von den übrigen Arbeiten des Schülers, welche er in der Ruhe seiner Arbeitsstube angefertigt hat, der einige der besseren mit zu Rathe ziehen, nicht in der bisher üblichen Weise, daß sie vor der Prüfung mit seiner Lösung zu derselben, oder auch mit seinen Prüfungsarbeiten circuliren, sondern als integrierende Stücke, auf welche das Urtheil über ihn mit gebaut wird. Und hier kann wieder der Name unserer Selecta auf das ganze Leben der Schule hervor-

Die Selectaner mögen sich im Laufe des letzten Semesters jeder eine Arbeit nach seiner eigenthümlichen Neigung zur Beirathung mit Beirath des Lehrers auswählen, die er in lateinischer oder deutscher Sprache aus dem Gebiete der Philologie, Geschichte, der Religion, der Mathematik, der Naturwissenschaften zu Hause ausführt. Der Beirath des Lehrers bei ihrer Auswahl ist nöthig, damit solche Aufgaben gewählt werden, welche in mäßigem Umfange als ein Ganzes bearbeiten lassen, im Buch darf man der Commission zur Durchsicht nicht zuwenden. Daß er sie mit eigenen Kräften ausführt, wird ihm von Wort geglaubt. Von der viel leichteren Clausurarbeit

wird er darum nicht ausgeschlossen sein wollen; er macht die ganze Prüfung als Ehrensache mit.

Ausnahmsweise kann auch einzelnen Primanern eine solche freie Arbeit zugestanden werden, wenn die Lehrer ihnen etwas zutrauen dürfen, sonst mag die eine oder andere ihrer lateinischen und deutschen Schularbeiten, nach Wahl des Lehrers, den Acten beigelegt werden.

Es darf kein Bedenken erregen, daß der Prüfungscommission eine vermehrte Durchsicht zugemuthet wird. Der Zweck ist zu wichtig. Die Lehrer haben die Schularbeiten ja schon geprüft und mit einer Kritik versehen; die eigens für die Prüfung angefertigten Arbeiten der Selectaner treten an die Stelle derer, die in dem Zeitraume für die Schule hätten gemacht und von den Lehrern durchgesehen werden müssen. Wir wollen bei ihnen auch nicht, wie bei den Clausurarbeiten, Correctur, sondern nur ein motivirtes Endurtheil erwarten. So wird den Lehrern und Schülern nichts Ungewöhnliches zugemuthet, und die übrigen Commissionsmitglieder werden an dem Lesen der guten Arbeiten Freude haben.

3. Die mündliche Prüfung, bei welcher es so sehr auf den Tact und die Weise der Lehrer ankommt, mag auf die herkömmliche Art abgehalten werden, so daß die beiden alten Sprachen, die hebräische Sprache für Theologen und Philologen, die Geschichte, die Mathematik und eine Probe im Uebersetzen eines französischen und englischen Autors an die Reihe kommen. Ob den Selectanern schwerere, den Primanern leichtere Stücke, ob allen dieselben, und zwar schwerere neben leichteren, vorgelegt werden sollen, mag dem Urtheile der Commission nach den jedesmaligen Umständen überlassen bleiben; nur daß dem schwächeren Schülern kein Schriftsteller, dessen Verständniß das Geistes nicht fordert, zugemuthet werde. Kann aber der Commission der Genuß einer guten Interpretation des Sophokles oder Tacitus gewährt werden, wer wollte sie ausschließen?

Eine besondere Frage ist noch, ob auch über die Religionskenntnisse der Abiturienten geprüft werden solle. Auch darüber möchte ich kaum eine allgemeine Entscheidung treffen. Die Sache hat zwei Seiten. Die Religion ist zwar auch ein Gegenstand des Wissens, und insofern kann über das, was gewußt werden kann und muß, eine Prüfung angestellt werden. Das Beste an ihr ist aber nicht das Wissen, und dieses Beste kann in einer Prüfung nicht leicht zu Tage kommen. Es ist wohl eine ziemlich allgemeine Erfahrung, daß weder dem prüfenden Lehrer, noch dem geprüften Schüler das Wort recht fließen will, wenn in der Religion geprüft wird, es sei denn, daß eigentliche Gedächtnißkenntnisse, seien es Dogmen oder geschichtliche Data, abgefragt werden. — Auf der andern Seite muß der Schein vermieden werden, als gehöre die Religion zu den Unterrichtsgegenständen, welche bei der Prüfung nicht berührt werden, weil sie zu den Nebensächern gehören. Ist einer solchen Ansicht entgegenzutreten, so werde die Religion mit zur Prüfung gezogen:

Feld dessen, was auch hier als Wissen behandelt werden soll, ist für den Raum einer Prüfung groß genug. Ist aber der Religionsunterricht rechter Art und durchdringt ein religiöser Sinn das ganze Leben der Schule, so ist den Schülern leicht begreiflich zu machen, daß die Ausschließung der Religion von der Prüfung eine Zurücksetzung derselben sei, sondern vielmehr ein Ausdruck der Ehrfurcht gegen das Heiligste, was durch menschliche Worte nicht umfaßt werden kann, und ein Zeugniß, daß es sich selbst verstehe, daß jeder Schüler sich christliche Erkenntnisanzueignen als seine erste Pflicht ansehen werde.

2. Zusammensetzung der Commission. In der Abtheilung des Schulraths Landfermann wird ein Theil der Bezeichnung und Beugung, welche der Prüfungsact mit sich führe, Anwesenheit des Königl. Commissarius zugeschrieben, denn er ist in Preußen zugleich der Vorgesetzte aus dem Provinzial-Schulcollegio, der Provinzial-Schulrath, der selbst aus den auszeichnenden Schulmännern genommen zu werden pflegt, ein Sachkundiger seinem Amte nach. Vor diesem tritt das Schulcollegium der Schule mehr oder weniger zurück; es ist nicht mehr das allein sachkundige Element, den Schülern gegenüber, sein Urtheil kann nicht mehr neben dem Ergebnisse der Prüfung und dem darauf gegründeten Urtheile des Schulraths das gleiche Gewicht behaupten; wenigstens stellt sich leicht das Gegeister der Lehrer und Schüler so und wird dadurch beengt, obwohl die Persönlichkeit des Schulraths Vieles ausgleichen und mildern kann.

Nach der hannoverschen Prüfungsordnung ist das anders. Nur in der Hauptstadt ist ein Mitglied des Ober-Schulcollegiums Königl. Commissarius bei der Maturitäts-Prüfungscommission, und zwar erst seit 1851; bei den übrigen Gymnasien des Landes ist ein höher gestellter Beamter, meistens aus dem Richteramt oder der Verwaltung, bei zweien ein Mitglied des Consiliums. Der Königl. Commissarius steht da als Vertreter der königlichen Vorschrift, als ein Zeugniß des hohen Werthes, welchen der Staat auf diesen wichtigen Schulact legt; er ehrt die Prüfung, ohne in die eigentlichen Functionen der Lehrer einzutreten. Obgleich er ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist und Urtheil über wissenschaftliche Leistungen hat, so steht er in der Regel in den Einzelheiten der Prüfungsgegenstände den Lehrern nicht gleich, deren tägliche Beschäftigung dieselben

Ihr Gefühl ist freier, und ihr Urtheil kann sich gewichtvoller äußern. Gleichwohl müssen sie in dem Königl. Commissarien Vertreter der Regierung ehren und thun es auch auf die Weise, welche dieser Einrichtung im Hannoverschen einen großen Einfluß gegeben hat. Es ist doch nun auch ein Nicht-Vohnortes machen und ein Urtheil über sie abgeben kann, da die Wahl dieser Männer mit großer Sorgfalt getroffen wird, so hat sich das Verhältniß gegenseitiger Achtung auf eine ähnliche Weise ausgebildet. Es ist ein großes Opfer, welches

diese meistens sehr beladenen Geschäftsmänner dem Schulwesen bringen, manche schon seit Jahrzehenden, und daß sie es thun, legt ein Zeugniß dafür ab, daß die Beschäftigung mit den Blüthen der klassischen Literatur einen solchen Reiz hat, daß auch der ältere Geschäftsmann daran einen Ersatz für das Opfer seiner Zeit findet, wenn er halbjährlich den Schülern und Lehrern in ihrer Explication der Klassiker zuzuhören veranlaßt wird.

Außer dem Königl. Commissarius mögen auch einige Mitglieder der Patronatbehörde oder der Schulcommission und ein Geistlicher der Stadt, wie es im Hannoverschen Regel ist, als Mitglieder der Maturitäts-Prüfungs-Commission zugezogen werden. Da die Gymnasien fast überall die früheren öffentlichen Schausstellungen der ganzen Schule in einer meistentheils knapp zugeschnittenen Prüfung aufgegeben haben, die an ihre Stelle getretenen Prüfungen der einzelnen Klassen aber schwach besucht zu werden pflegen, und da ferner die Maturitätsprüfung kein Inquisitions-, sondern ein Ehrentag der Schule sein soll, so kann es nur erwünscht sein, wenn kundige Männer der Stadt Zeugen der höchsten Leistungen sind, welche die Anstalt zu bieten vermag. Das größere Publicum wird dann Gelegenheit erhalten, an der mit Redeübungen verbundenen Entlassungsfeier der Abiturienten Theil zu nehmen und einige derselben auch in verschiedenen Sprachen ihre Fertigkeit im öffentlichen Reden darlegen zu hören. Wohleingerichtet und mit einer dem Feste angemessenen Anrede des Directors an seine abgehenden und bleibenden Schüler beschlossen, hat dieses Fest noch immer einen *wohlthuenden* Eindruck auf die nicht selten recht zahlreichen Zuhörer gemacht.

Es ist mitunter verlangt worden, daß die aus Externen bestehenden Mitglieder der Prüfungs-Commission keine Stimme bei der Berathung der Zeugnisse haben sollten. Auch diese Ansicht stammt aus der Betrachtungsweise her, welche die Prüfung für ein strenges Gericht über die abgehenden Schüler ansieht, bei welchem alles auf die Goldwage gelegt und ein hinzugehauenes As über Wohl und Wehe des Schülers entscheiden soll. Wenn die Prüfung aus dieser peinlichen Gestalt zu einem Acte freudiger und williger Darlegung der starken und schwachen Seiten strebender Jünglinge emporgehoben wird, wohin alle Vorschläge der gegenwärtigen Auseinandersetzung zielen, so wird dem Worte auch der Nichtlehrer über den Gesamteindruck, den der Einzelne gemacht hat, gern ein Platz eingeräumt werden können. Hat doch das Lehrercollegium durch seine ganze Stellung, durch die alleinige Vornahme der schriftlichen und mündlichen Prüfung, durch seine Sachkunde und durch den gesetzlichen Einfluß seines Urtheils über die Schulleistungen der Geprüften, meistens auch durch die Mehrheit seiner Stimmen schon ein solches Uebergewicht, daß es kaum anders möglich ist, als daß die wohlgeprüfte Ueberzeugung der Lehrer den Ausschlag geben wird. Sehr selten wenigstens wird der Fall eintreten, daß durch die Stimmen der Nichtlehrer ein Schüler härter behandelt wird, als er verdient; das Gegentheil könnte eher einmal stattfinden, wäre

auch viel leichter zu ertragen. Die Ehrenmänner, die zu solchen Prüfung zugezogen werden, müssen nicht dadurch begünstigt werden, daß sie stumme und unwirksame Zeugen der Handlung sind, die doch auch ihre Zeit in Anspruch nimmt zu deren Ergebniss sie nur in der Stille zustimmen oder den Kopf schütteln dürfen.

5. Das Urtheil über Reife oder Nichtreife, ohne Nummernunterschiede, — ich glaube, daß die Nummern als durch die Stimmenmehrheit verworfen angesehen werden können, — ist selbstredend nach den im Gesetze angegebenen Normen über die Maasse der nothwendigen Forderungen gefällt werden. Doch in der Instruction sorgfältig der Weg offen zu halten, wie die Compensation hervorragender Seiten der Bildung eines Abimten gegen die schwächeren, wenn nur die Geistes- und Charakterreife überhaupt gesichert erscheint, eine Ausgleichung genehmig sei, so daß die kräftige Verfolgung natürlicher Richtungen und Neigungen auch durch das Maturitäts-Prüfungs-Gesetz gesichert wird, statt daß die bisherigen Gesetze mehr oder weniger eine gleiche Ausdehnung der Thätigkeit nach allen Seiten hin und dadurch ein Verweilen an der Oberfläche zu fördern geeignet waren. Auch hier näher ins Einzelne zu gehen, würde den Raum dieser Mittheilung überschreiten.

6. Das Abgangszeugniss bedarf auch noch der Erwähnung. Die Form, in welcher dasselbe ausgestellt zu werden soll, ist sehr verschieden. In einigen Ländern wird nur das Zeugnis bezeugt, daß der Genannte seine Abgangsprüfung gesetzlich bestanden habe und reif befunden sei, meistens mit einem Adjektiv: „vorzüglich gut, sehr gut, gut, genügend bestanden.“ In den meisten Reglements werden aber auch die einzelnen Fächer benannt und die Kenntnisse der Geprüften entweder nur durch kurze Prädicate bezeichnet, oder in zusammenhängender Weise, oft sehr ausführlich, geschildert. Eben so verschieden wird die Beurtheilung mit Fleiß und Betragen gehalten.

Das Gefühl des seine Schüler liebenden Lehrers verlangt mehr die trockne Bezeugung des Factums, und der Schüler erwartet ebenfalls mehr von seinen geliebten und geachteten Lehrern, die ihn Jahre hindurch mit Treue und Aufopferung geleitet haben. Aber es liegen hier Klippen im Wege. Wenn der warmherzige Lehrer seinen Gefühlen Worte leiht, so werden sie leicht in eine Lobrede, die bei dem Einen die Eitelkeit, bei dem Anderen den Uebermuth fördern kann und dem unbetheiligten Dritten in ihrer Ueberschwänglichkeit ein Kopfschütteln abnöthigt. Dann werden nachher die großen Erwartungen von einem so genannten Talente nicht erfüllt, wie nicht selten der Fall ist, so daß der Gepriesene um so mehr in Gefahr, getadelt zu werden, weil man leicht den Schluß zieht, er sei zurückgegangen. Neben steht vielleicht ein anderer, dem mancher jugendliche Schüler zur Last fällt und dessen Unwissenheit in einzelnen Fächern scharf getadelt ist; er wird aber ein anderer Mensch und hat sich tüchtig aus; allein sein Zeugnis, welches bei wieder-

halten Gelegenheiten producirt werden muß, hängt ihm wie ein Makel an.

Es wird auch hier wohl die Mitte zwischen den Extremen gesucht werden müssen.

Das officiële, ostensible Zeugniß bescheinige die bestandene Prüfung und die erlangte Reife zu den akademischen Studien im Allgemeinen und bezeichne auch die Stufe des Schülers in den einzelnen Fächern durch einfache factische Darlegung dessen, was er leistet und nicht leistet, indem auch hervorgehoben wird, worauf er besondern Fleiß verwendet hat und worin er tiefer eingedrungen ist, wenn solche Fächer vorhanden sind. Ebenfalls muß sein Verhalten als Schüler im Allgemeinen bezeichnet werden. Eine solche allgemeine Charakteristik seines Wollens und Vollbringens ist die Schule den Behörden schuldig, welchen das Zeugniß als ein Document über seine Schulzeit und seinen Bildungsgrad im Augenblicke seines Abganges demnächst vorgelegt werden soll. Der richtige Tact bei der Abfassung des Zeugnisses wird dabei zu unterscheiden wissen, was als wesentliches und bleibendes Merkmal, was als vorübergehend und zufällig zu betrachten ist. Ein Urtheil übrigens über Naturanlage, Charakter, Neigungen und lobenswerthe oder gefährliche Richtungen gehört nicht, oder doch nur mit großer Vorsicht, in dieses Zeugniß.

Um aber auch das innerlichere, gemüthliche Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler zu ehren und diesem selbst, so wie seinen nächsten Angehörigen, einen Beweis wahrer Theilnahme zu geben, möge der Director, wenn ihn sein Herz dazu treibt, oder wenn der Schüler und seine Angehörigen es wünschen, ein ausführliches Urtheil über den Schüler und Menschen, versteht sich im Sinne strenger Wahrhaftigkeit, liebevoller Hingebung und billiger Bescheidung in Lob und Tadel, als vertrauliche Abschiedsgabe darreichen, in welchem die Vergangenheit, die Gegenwart und die Hoffnung oder Sorge wegen der Zukunft desselben treu ausgesprochen wird. In dieser Gestalt kann Zufriedenheit, ja herzliche Freude über die löblichen Züge, es können Tadel und Warnung offen sich darlegen; denn es ist der väterliche Freund, der seine Pflicht zum letzten Male erfüllt, und die Wärme seiner Rede bezeugt, daß er nur das Wohl seines Zögling im Auge hat.

7. Es kann schließlic noch die Frage berührt werden, ob die Maturitäts-Prüfungsacten auch, wie es in mehreren Instructionen vorgeschrieben ist, der wissenschaftlichen Prüfungs-Commission der Universität zur Beurtheilung mitgetheilt werden sollen. Viele Stimmen haben sich dagegen erhoben, ich glaube, weil diese Maßregel nicht in dem rechten Lichte betrachtet, auch wohl nicht immer richtig in Anwendung gebracht ist. Wird sie als eine verschärfte Controlmaßregel, namentlich gegen die Lehrercollegien, betrachtet, werden die mit Recht ganz objectiv gehaltenen Bemerkungen der akademischen Lehrer, welche die Persönlichkeiten und Verhältnisse der einzelnen Schulen selten kennen, rücksichtslos den Lehrercollegien ihrem Wortlaute nach mitge-

theilt, so können mannigfache Verstimmungen entstehen. Benutzt sie aber die obere Schulbehörde zunächst als Hülfe für ihr eigenes Urtheil über Punkte, welche nur dem eigentlichen Fachgelehrten ganz geläufig sind, prüft aber auch selbständig die gesammten vorliegenden Arten jeder Prüfung in ihrem Zusammenhange und spricht dann das so gewonnene Urtheil als ihr eigenes, mit gehöriger Berücksichtigung der Personen und Umstände, die oft das Mangelhafte als unverschuldet erscheinen lassen, aus, so wird der Eindruck ein anderer sein.

Es ist aber vorzüglich noch eine andere Rücksicht, welche die Mittheilung der Prüfungsacten an die wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen wünschenswerth erscheinen läßt. Die Mitglieder derselben nämlich sind gerade diejenigen akademischen Lehrer, welche hauptsächlich für die Bildung der künftigen Schulmänner zu sorgen haben, sowohl durch ihre Vorlesungen, als auch durch die Uebungen der philologischen und pädagogischen Seminare und Gesellschaften, und fast noch mehr durch den persönlichen Einfluß in Rath und Leitung, die sie den Einzelnen, die sich an sie anschließen, gewähren. Für diese Männer ist es wichtig, daß sie den factischen Zustand der Schulleistungen möglichst genau kennen lernen, um die künftigen Schulmänner auf das hinzuweisen, was hauptsächlich noth thut, auch ihren Vorlesungen und Uebungen die praktische Richtung zu geben, welche sonst häufig fehlen könnte. Lasse die Schule also ohne Eifersucht die Universität in ihr Leben mit hineinblicken und freue sie sich des Zusammenwirkens, welches sich daraus entwickeln kann!

So wären wir für diesmal am Schlusse unserer theilnehmenden Betrachtungen über viele Punkte, welche für das höhere Schulwesen von Bedeutung sind. Es hat kein alleinseligmachendes System aufgestellt werden sollen, denn das Leben und die Wissenschaft sträuben sich gegen abgeschlossene Formen, die auf die Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und die Verschiedenheit der Hilfsmittel keine Rücksicht nehmen. Aber dem Grundgedanken sind wir treu geblieben, daß die Freilassung der Form im Einzelnen nicht weiter gehen dürfe, als der Zweck gründlicher Ausbildung von Innen heraus, Concentration der Kräfte auf einen Mittelpunkt und richtige Beurtheilung der menschlichen Natur und Bestimmung es erlauben. Und die dabei gestattete Wahl des weiteren oder engeren Systems ist, glaube ich, doch ausreichend, um für das Bedürfnis jedes Ortes, wo ein Gymnasium bestehen kann, die rechte Gestalt zu finden.

Hannover, im Decbr. 1855.

F. Kohlrausch.

N a c h t r a g.

Nachdem die vorstehende Abhandlung bereits zum Abdruck eingesandt war, kamen die beiden wichtigen Verfügungen des Königl. preussischen Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten vom 7. und 12. Januar d. J. in meine Hände. Die erste enthält Modificationen des Normalplanes für den Gymnasialunterricht vom 24. Oct. 1837, die zweite nähere Festsetzungen über die Ausführung des Abiturienten-Prüfungs-Reglements vom 4. Juni 1834. Beide also stehen in naher Beziehung zu dem Inhalte meiner Abhandlung, und ich fühle mich um so mehr aufgefordert, noch einige Worte über beide Actenstücke hier nachzufügen, als die Grundgedanken meiner Ansichten über den höheren Unterricht durch eine so vollwichtige, auf das Gutachten der preussischen Gymnasien und Provinzial-Schulcollegien gegründete Autorität eine bedeutungsvolle Bestätigung gefunden haben.

A. Die Verordnungen der Jahre 1834 und 1837 fufsten zwar auch auf dem Boden der altsprachlichen Bildung als der Grundlage alles Gymnasialunterrichts, allein die jetzt erschienenen Verfügungen concentriren den Unterricht noch schärfer auf diesen Mittelpunkt und beschränken die übrigen Fächer auf das Nothwendigste. So soll z. B. die philosophische Propädeutik als eigne Lection wegfallen und auf den wesentlichen Inhalt derselben, namentlich die Grundlehren der Logik beschränkt demjenigen Lehrer der deutschen oder alten Sprachen, oder der Mathematik, mit einer wöchentlichen Stunde zu seinen übrigen Lectionen hinzugegeben werden, welcher sich besonders für diesen Unterricht eignet; der Geschichte und Geographie sind in den vier oberen Klassen nur 3. in Quinta und Sexta der Geographie, mit gelegentlichen Mittheilungen aus der Geschichte, nur 2 Stunden; der Mathematik in Prima, Secunda und Sexta 4 Stunden, in den drei übrigen Klassen nur 3 Stunden; der Physik in Prima 2 und Secunda nur 1 Stunde zugetheilt, und die Naturbeschreibung soll in Quarta ganz und in Quinta und Sexta dann wegfallen, wenn kein ganz geeigneter Lehrer dazu vorhanden ist; die dadurch gewonnene Zeit soll andern Unterrichtszweigen zugesetzt werden. Bei Anstalten der letzteren Art bleibt also der naturgeschichtliche Unterricht nur in Tertia stehen und soll da, wo eine gesonderte Ober- und Untertertia stattfindet, sogar auf 1 wöchentliche Stunde beschränkt werden.

Durch diese Einschränkungen ist es dahin gebracht, dafs der Unterrichtsplan für die fünf oberen Klassen nur 30. für Sexta nur 27 bis 28 Stunden auswirft, von welchen in Prima 14, in Secunda, Tertia und Quarta je 16 Stunden, also die größere Hälfte aller Unterrichtsstunden, den beiden alten Sprachen, in Quinta und Sexta 10 Stunden dem lateinischen Unterrichte zufallen. Da ist also für die volle Geltung des altsprachlichen Unterrichts, bei mäßiger Stundenzahl überhaupt, sehr wohl gesorgt. In dem von mir empfohlenen Stundenplan sind noch einige Stunden wöchentlich mehr angesetzt, weil die englische Sprache in den Unterricht

der oberen Klassen aufgenommen und theilweise der Geschichte und Geographie, so wie den Naturwissenschaften etwas mehr Raum gelassen ist. Es würde kleinlich sein, über ein kleines mehr oder weniger in der Stundenzahl, bei solcher Uebereinstimmung im Grundprincip, zu rechten, und überhaupt bitte ich nochmals, die verschiedenen von mir angegebenen Plane nur als solche zu betrachten, welche Anhaltspunkte geben sollen, ohne den durch Verhältnisse, Persönlichkeiten und Bedürfnisse gebotenen mäßigen Modificationen in den Weg zu treten. Denn die Schule soll sich eine gewisse Beweglichkeit bewahren; sie gehört dem Leben an und ist nicht ihrer selbst wegen, sondern zur angemessenen Wirksamkeit für dessen Bedürfnisse da.

Aber in zwei Punkten muß ich doch noch einmal den Abweichungen meines Grundplanes von dem hier besprochenen das Wort zu reden mir erlauben; der eine betrifft den Unterricht in neueren Sprachen, der zweite den in den Naturwissenschaften.

1) Ich kann nicht davon ablassen, der englischen Sprache einen Platz in den oberen Klassen des Gymnasiums zu vindiciren. Diese Sprache und ihre Literatur verdienen ihn, und es sträubt sich mein Gefühl dagegen, der, wenigstens in Absicht ihrer Literatur, entschieden unter ihr stehenden französischen Sprache den Raum in 5 Gymnasialklassen, von Quinta bis Prima, einzuräumen, wie der preussische Plan es jetzt noch thut, und dagegen die englische ganz unberücksichtigt zu lassen. Wenn wir die in 5 Klassen der französischen Sprache zugetheilten 11 wöchentlichen Stunden so vertheilen, daß davon 4 auf die englische Sprache und 7 auf die französische Sprache kommen, so scheint mir das rechte Maß getroffen und Gerechtigkeit geübt zu sein. Der Schüler, der von Tertia an 6 Jahre hindurch im reiferen Alter Französisch lernt, wird bei gutem Unterrichte beinahe so weit kommen, als in 8 Jahren von Quinta an, und dazu hat er den Vortheil, durch einen vierjährigen Unterricht im Englischen, der ihm nicht viel Arbeit macht, in eine Welt eingeführt zu werden, in welcher er wahrscheinlich lieber weilen wird, als in der, welche ihm die französische Literatur eröffnet.

Was in dem Pläne vom 7. Januar diese bevorzugte Stellung des Französischen motivirt haben wird, ist, so vermulhe ich, die Rücksicht auf die nichtstudirenden Schüler, denn auch von diesen ist in der Verfügung des Ministerii die Rede. Es heisst dort: „Wo in kleineren Städten das Gymnasium auch das Bedürfnis derer erfüllen muß, welche sich nicht für ein wissenschaftliches Studium vorbereiten, bleibt, auch wenn mit dem Gymnasio besondere Realklassen nicht verbunden sind, die Dispensation vom Griechischen zulässig. Ob in solchen Fällen an die Stelle des Griechischen ein anderer Unterrichtsgegenstand eintreten kann, wird der Erwägung und besonderen Anordnung der Provinzial-Schulcollegien anheimgegeben.“ Wir haben da also das Gesamtgymnasium in seiner einfachsten Gestalt, wo nur ein Parallelunterricht neben dem Griechischen gestattet ist; und er wird wohl überall, wo die Mittel nicht gänzlich fehlen, auch wirklich

zur Ausführung gebracht werden. Und dann haben wir nach unserm Plane den guten Ausweg, den Anfang des Französischen für die Nichtstudirenden in Quarta neben die griechischen Stunden zu legen und die Studirenden, zur Bewahrung der Einfachheit ihres Unterrichts, vom Französischen bis in Tertia zu dispensiren.

2) Der zweite Punkt betrifft die Naturwissenschaften. Sie scheinen mir in der Verfügung vom 7. Januar doch zu sehr, dem Bedürfnisse und der Culturstufe des Zeitalters zuwider, in den Hintergrund gestellt zu sein. Dasselbe hat nun einmal seine treibende Kraft nach der Naturseite hingewendet, und wer diese Bewegung zu wenig in seinen Gesichtskreis gebracht hat, steht zu sehr hinter der Zeit zurück. Ich will nicht wiederholen, was ich schon in der Abhandlung über die innere und äußere Bedeutung der Kenntniß der Natur, ihrer Erscheinungen, Kräfte und Gesetze gesagt habe; aber ich kann nicht anders, als den Naturwissenschaften ihren angemessenen Platz unter den Elementen der höheren Bildung anzuweisen und vom Staate zu fordern, daß er für die Beschaffung tüchtiger Lehrer dieser Wissenschaften Sorge, nicht aber es darauf ankommen lasse, ob sie sich finden. Eine wöchentliche Stunde in Untertertia und eine in Obertertia in der Naturbeschreibung ist ein Minimum, dem jede gründliche Einwirkung abgeht, abgesehen davon, daß in dem Tertianer schon das Interesse an dem Einzelnen und Kleinen, was der Naturbeschreibung die lebendige Anschaulichkeit giebt, nicht mehr rege genug ist.

Was in dem erläuternden Theile der Verfügung vom 7. Januar weiter über die nothwendige Einheit im Zusammenwirken der Lehrer jeder Anstalt, über die Vertheilung des Unterrichts, die nothwendige Beschränkung des Stoffes, die Thätigkeit der Klassenordinarien, das Aufsteigen derselben mit ihren Schülern durch mehrere Klassen, die Behandlung der schriftlichen Aufgaben, die Anregung zur Selbstthätigkeit, die Interpretation der Schriftsteller u. s. w. gesagt ist, muß in der angezogenen Verordnung selbst nachgelesen werden. Es ist aus gesunder Theorie und reifer Erfahrung geschöpft und verdient volle Beherrigung auch da, wo es nicht als Vorschrift der Behörde auftritt.

Mein Zweck war es diesmal überhaupt nicht, auf das Innere des Unterrichts einzugehen, ich wollte die Structur des Gebäudes von seiner mehr äußern Seite beschreiben. Doch ergreife ich die Gelegenheit dieser nachträglichen Mittheilung, um einem Irrthume zu begegnen, der vielleicht aus der Ausführlichkeit und Lebhaftigkeit, womit ich die ganze äußere Anordnung des Unterrichts behandelt, und dem Nachdruck, welchen ich auf die vermehrte Stundenzahl in den alten Sprachen gelegt habe, geschöpft werden könnte, nämlich als glaubte ich, daß mit diesen vermehrten Stunden den Mängeln schon abgeholfen sei, welche sich in neuerer Zeit so häufig in der Bildung der Schüler in den alten Sprachen gezeigt haben. O nein, wenn die Methode so innerlich todt bleibt, wie sie trotz aller logischen Anordnung und aller philologischen Gelehrsamkeit häufig genug gewesen ist und

den vorgezeichneten Linien an einander gefügt, so daß endiger Sprachorganismus, sondern ein nach mechanischen Gesetzen zusammengeordnetes Gebäude zum Bewußtsein der kommt. In der älteren Zeit, bei der uns jetzt unheimlichen Mangelhaftigkeit der grammatischen und lexikalischen Hilfsmittel, lernten die Schüler mehr Latein und zum Theil Griechisch, d. h. sie kamen mehr in den lebendigen Verkehr mit der Sprache, als jetzt, nicht bloß weil sie darin mehr Unterricht hatten, sondern weil sie die lebendige Quelle, ihren Lehrer, die Lectüre der Schriftsteller angewiesen waren, aus der sie ihre Sprachkenntnis schöpfen mußten. Es ist das ein wichtiges und wichtiges Kapitel, worauf ich hier nur hindeuten will. Wir müssen wieder einfacher in unserm Lehrapparat sein, sonst wird auch die vermehrte Stundenzahl keine bessere Erkenntnis erzeugen.

Wenn ich nun noch einige Worte über die Ministerial-Verordnung vom 12. Januar wegen der Maturitäts-Prüfungen zu sagen soll, so stimmen allerdings meine Ansichten über die gegenwärtige Lage nicht so wesentlich mit derselben überein, als die Ministerial-Verfügung vom 7. Januar über den Gymnasialunterricht. Ich bin in meiner Abhandlung von einer andern Betrachtungsweise der Maturitäts-Prüfungen ausgegangen, als das Preussische Abiturienten-Prüfungs-Reglement vom 4. Juni 1828, indem die Erläuterungen und Zusätze der jetzigen Verordnung sich auf demselben Boden mit jener Verordnung halten, während der Zweck der Prüfungen mehr oder weniger eine andere sein soll, so mußten mehrere Veränderungen eingebracht werden, als ich sie für nöthig und möglich gehalten kann.

fällt, — denn, wie wir gleich sehen werden, die mündliche Prüfung steht so weit zurück, daß einzelne Schüler, welche in der schriftlichen Prüfung völlig genügt haben, von der mündlichen dispensirt werden können, — so wird der eine Zweck, weshalb eine Vereinfachung des ganzen Acts zu wünschen ist, daß nämlich die Versuchung zu Unterschleifen vermieden werde, nicht erreicht werden. Diese schlimme Klippe bleibt, und sie wird durch die Beibehaltung einer andern Einrichtung in der Preussischen Prüfungsweise noch vergrößert. Die Provinzialschulräthe nämlich, welche in dem Hauptorte der Provinz wohnen, sind die Königl. Commissarien bei den Gymnasien der Provinz; die Aufgaben zu den schriftlichen Prüfungsarbeiten müssen ihnen von den Directoren vorher eingesandt und von ihnen approbirt werden. Nach der gegenwärtigen Verfügung steht es den Provinzialschulcollegien auch frei, von Zeit zu Zeit sämmtliche Gymnasien der Provinz in einem oder in allen Gegenständen dieselben Aufgaben zu den Prüfungsarbeiten zu geben und an demselben Tage von allen Gymnasien bearbeiten zu lassen. Auf diese Weise gehen die Aufgaben durch mehrere Hände und durch die Post vor und rückwärts. Es ist notorisch, daß die Schlaueit der auf Unterschleife bedachten Jugend in dem Zwischenraume zwischen der Aufstellung und Bearbeitung der Aufgaben hin und wieder Mittel gefunden hat, sich dieselben, sogar auf dem Wege nach der Post, zu verschaffen und abzuschreiben, wenn dieses nicht schon mit Hülfe ungetreuer Domestiken und Pensionäre im Hause der Lehrer geschehen war. Diesem Unfuge ist nur zuvorzukommen, wenn die Aufgaben niemals längere Zeit vor dem Tage ihrer Bearbeitung aufgestellt, sondern von dem Director, etwa nach mündlicher Berathung mit dem theilgenommenen Lehrer, erst im Augenblicke vor der Arbeit niedergeschrieben und unmittelbar darauf den Examinanden dictirt werden. Steht einmal die Erfahrung fest, daß Unterschleife dieser Art unmöglich sind, so richten sich die Gedanken der Schüler auch nicht mehr darauf, und es bleibt nur noch etwa das Suchen fremder Hülfe während der Arbeit selbst übrig, was durch den aufmerksamen Lehrer leicht zu verhüten ist. Und sind der Arbeiten statt 6 nur 3, so ist wiederum die Gefahr um die Hälfte vermindert. Ueberhaupt aber wird die ängstliche Sorge um diesen Punkt, welcher ein so trübes Licht auf die Maturitäts-Prüfungen wirft, — man lese darüber den Landfermann'schen Aufsatz, — immer mehr zurücktreten, wenn es gelingt, den ganzen Act mehr in das Licht der freiwilligen, ehrenhaften und vertrauensvollen Darlegung der gewonnenen Bildungsstufe, welche einer billigen Beurtheilung gewifs ist, im Bewußtsein von Lehrern und Schülern zu erheben.

Wenn der freie lateinische Aufsatz statt der Uebersetzung gewählt wird, so dünkte ich, könnte das lateinische Scriptum wegfallen, welches seinen Zweck doch eigentlich als Controle gegen etwaigen Betrug mit dem freien Aufsätze hat.

Will man den Fleiß in Betreibung der griechischen Grammatik auch durch ein griechisches Scriptum bei der Maturitäts-

rufung anspornen, — ich kann es nicht für nöthig halten, wenn durch die Instruction für den Gymnasialunterricht die schriftlichen Uebungen im Griechischen vorgeschrieben sind. Nach meinen Erfahrungen treibt sich der griechische Unterricht bei guten Lehrern so sehr von selbst, daß Verstärkungsmittel des Fleißes nicht nöthig sind; ja, ein guter Theil Schuld an dem Rückschreiten im Lateinischen in neuerer Zeit liegt in der Vorliebe der Schüler und der meisten Lehrer für die griechische Sprache und Literatur.

Ueber die französische Arbeit habe ich schon in meiner Abhandlung gesprochen, und so scheinen sich mir die nöthigen schriftlichen Arbeiten in der That auf 3 zu beschränken, einen lateinischen Aufsatz, einen lateinischen Aufsatz oder ein Scriptum, und einige mathematische Aufgaben. Und will man auch noch auf das Interesse der Lehrer sehen, so bedenke man doch, wie viel dieselben schon der mühsamen Arbeit des Corrigirens in der gewöhnlichen Schulzeit haben.

Dagegen möge die mündliche Prüfung mehr in den Vordergrund treten. Ich lege ihr auch darum einen bedeutenden Werth bei, weil wir Deutschen noch immer zu viel auf die stille Beschäftigung mit der Feder und zu wenig auf die Uebung in lebendiger mündlicher Gedankenmittheilung geben. Nöthigen wir daher Lehrer und Schüler, bei dem wichtigen Acte der Abgangsprüfung die Fertigkeit in mündlicher Rede, sowohl in zusammenhängender Darlegung, als in kurzer, präciser Frage und Antwort, an den Tag zu legen. Und auch darum, so wie aus den in meiner Abhandlung dargelegten Gründen, kann ich nicht darin einmischen, daß die vorzüglicheren Schüler, welche in der schriftlichen Prüfung besonders genügt haben, gleichsam zur Belohnung von der mündlichen dispensirt werden. Es spricht sich darin wiederum das Gefühl aus, daß die Prüfung eigentlich ein *onus* ist. Nein, gerade die besten Schüler sollen sich eine Freude daraus machen, bei der mündlichen Prüfung zu zeigen, daß sie nicht bloß Federhelden sind, sondern sowohl in der raschen Gegenwartigkeit von Gedanken und Kenntnissen, als auch in der bewandten Handhabung ihrer Muttersprache, und wo es gefordert wird, der lateinischen, wohlgeübt sind.

Die übrigen Bestimmungen der Verfügung vom 12. Januar J. wegen der mündlichen Prüfung enthalten sehr zweckmäßige Winke, und ich kann mich auch damit einverstanden erklären, daß von den lateinischen und griechischen Autoren nur einer, sei es ein Dichter oder Prosaiker, genommen werden könne, obwohl ich es nicht als Regel aufstellen möchte. Und es ist zulässig, ja vielleicht recht zweckmäßig, sehe ich es auch nur alsdann an, wenn der zuerst vorgelegte Schriftsteller recht ausführlich behandelt zu werden geeignet ist, so daß jeder Schüler ein gutes Pensum bekommt und Gelegenheit findet, sowohl eine Sprachkenntniß, als seine leichte Auffassung des Sinnes und eine zur Erklärung nöthigen Sachkenntnisse ruhig darzulegen.

Ein paar rasch übersetzte Verse oder prosaische Sätze, mit ein paar angehängten grammatischen Fragen, genügen nicht.

Dafs die Prüfung in der deutschen Sprache und Literatur, in der philosophischen Propädeutik, in der Naturgeschichte und der selbständigen Geographie wegfällen soll, ist zu billigen; da jedoch, nach meiner Ansicht, eine schriftliche französische Arbeit ausfallen möge, so ist es erforderlich, in der mündlichen Prüfung auch einen französischen Schriftsteller zur Uebersetzung und Erklärung vorzulegen, und dasselbe Recht möchte ich für die englische Sprache fordern, da wo sie gelehrt wird. Eben so fordert der Werth, den ich auf die Physik legen zu müssen glaube, dazu auf, bei der mündlichen Prüfung auch einige Fragen aus dem Kreise der Physik bei Gelegenheit der mathematischen Prüfung einfliefsen zu lassen.

Im Uebrigen darf ich auf meine Aeufserungen über den ganzen Act der Maturitäts-Prüfungen in meiner Abhandlung selbst verweisen und überhaupt hier meine nachträglich angefügten Bemerkungen über die Königl. Preussischen neuesten Verfügungen, die ich in den meisten Punkten mit hoher Freude begrüfst habe, schliessen.

Hannover, den 2. Febr. 1856.

F. Kohlrausch.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Programme der Provinz Posen. 1855.

1. **Lissa.** Ostern. „Die übliche wissenschaftliche Abhandlung wird am November d. J. in der Einladungsschrift zur 300jährigen Stiftungsfeier des Gymnasiums erscheinen.“¹⁾ Schulnachrichten vom Director Dr. Ziegler (9 S. 4.). Schülerzahl: Sommer 379, Winter 366. Abiturientenzahl: 12.

2. **Krotoschin.** Ostern. Abhandlung: „Ueber den Worth der klassischen, insbesondere der lateinischen Lectüre“ vom Gymnasiallehrer Eggeling (15 S. 4.). Der Verf. hat sich hauptsächlich die Aufgabe gestellt, das sich unmittelbar für die Anstalt interessirende Publikum „nach der im Laufe des verflossenen Schuljahres erfolgten Umwandlung der — Anstalt in ein Gymnasium auf die veränderte Stellung eines Unterrichtszweiges zu verweisen, an welchem derselbe bisher betheiligt gewesen und gegenwärtig noch betheiligt ist.“ Wesentlich Neues bringt daher die Abhandlung nicht. — Hieran schließt sich eine kurze Geschichte der Schule seit ihrer Gründung als Kreisschule im J. 1836 vom Prorector Schönborn. Die Umwandlung der Anstalt in ein Gymnasium ist erfolgt; wir müssen aber gestehen, daß die angegebenen Gründe dafür uns nicht von der Nothwendigkeit derselben überzeugt haben, da durch die Errichtung von Parallel-Cötus an dem ohnehin schwach besuchten, nur vier Meilen entlegenen Gymnasium zu Ostrowo für das Bedürfnis der nicht besonders zahlreichen deutschen Bevölkerung jener Gegend hinreichend gesorgt scheint. — Schülerzahl: 185. Abiturientenzahl (der Realschüler): 3.

3. **Posen.** a) Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Ostern. Abhandlung: „Erläuterungen über den Gedankenplan des perikleischen Epitaphios, gegeben durch Erklärung betreffender Stellen“ vom Gymnasiallehrer Dr. H. Krahnert (23 S. 4.). Die mit Scharfsinn durchgeführten Erörterungen der betreffenden Stellen lassen ihrem Charakter nach nicht füglich einen Auszug zu. — Schulnachrichten vom Director Prof. A. G. Heydemann (13 S. 4.). Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auch einmal einen materiellen Gegenstand zu berühren.

¹⁾ Ist seitdem erschienen. S. u. „Nachtrag“.

Es ist nämlich dem Herrn Director Heydemann gelungen, die Befriedigung des (gewiss auch anderswo!) längst gehegten Wunsches herbeizuführen, „dass das Gehalt eines jeden fest angestellten Lehrers bis zum zweiten hinauf 50 Thlr. mehr als dasjenige des in der Reihenfolge unmittelbar hinter ihm stehenden“ beträgt. Es giebt Anstalten, an denen Vacanzen mitunter so selten eintreten, dass einzelne Lehrer wohl ein Decennium auf Ascension warten müssen. Ist nun das Gehalt der nächst höheren Stelle dem der nächst vorhergehenden gleich, so kann leicht noch ein zweites Decennium verfließen, ehe der Arme sich eine Gehaltsverbesserung von fünfzig Thalern erarbeitet! Trüge doch das Beispiel des Herrn Director Heydemann auch für andere Anstalten so segensreiche Früchte! — Im Deutschen ist in Prima u. a. Göthes Faust gelesen worden; wir können uns nicht davon überzeugen, dass der Faust eine angemessene Schülerlectüre sein sollte. — Die bisherige Vorbereitungsclassen ist unter dem Namen der Sexta mit der Anstalt vereinigt worden. — Schülerzahl: Sommer 311, Winter 328. Abiturientenzahl: 12.

b) Marien-Gymnasium. Mich. Abhandlung: „*Semasiologiae Latinae specimen. De ratione et significatione adjectivorum*“ vom Prof. Wannowski (35 S. 4.). Der Verf. hat mit seiner bekannten Gründlichkeit folgende Classen der Adjectiva besprochen: I. die Adjectiva auf *osus*; II. die auf *aceus* — *eus* — *iceus* — *icus*; III. die auf *orius*; IV. die auf *ax* — *ex* — *ix*; V. die auf *bundus*; VI. die auf *atus*. — Schulnachrichten vom Director Prof. Dr. Brettner (23 S. 4. deutsch und polnisch). Der erste Religionslehrer und Regens des Alumnats Wojciechowski übernahm zu Ostern die Regentur des hiesigen geistlichen Seminars; in seine Stelle rückte der zweite Religionslehrer Dr. Cichowski; die dadurch erledigte Stelle des zweiten Religionslehrers wurde dem Vicar Gimzicki übertragen. Der Candidat Dr. Wawrowski wurde an das Gymnasium zu Trzemeszno versetzt. — Der Herr Dekan v. Kamiński übergab der Anstalt die Summe von 100 Thlrn. mit der Bestimmung, „dass für die Zinsen dieses Kapitals alljährlich an dem Tage der öffentlichen Schulfeierlichkeit Prämien an ausgezeichnete Schüler vertheilt werden sollen.“ Möge die Stiftung segensreiche Früchte tragen! — Am 4. Septbr. ist endlich auch der Bau des neuen Schulgebäudes begonnen worden. — Schülerzahl: Winter 460, Sommer 443 (excl. 18 Septim.). Abiturientenzahl: 22.

4. **Bromberg.** Mich. Abhandlung: „Beiträge zur Schulerziehung“ vom Gymnasiallehrer Lomnitzer (19 S. 4.). Der Aufsatz enthält eine so reichhaltige Sammlung von Zeit-Phrasen über die religiöse Erziehung der Jugend, wie sie auf einem so beschränkten Raume nicht leicht wieder zu finden sein dürfte. Ueber die Sache selbst werden keine neuen Gesichtspunkte aufgestellt. Wir hätten daher auch keine Veranlassung, uns länger dabei aufzuhalten, wenn wir nicht aus den Schulnachrichten sähen, dass der Verf. die deutschen Stilübungen in der Secunda leitet. Dieser Umstand bestimmt uns, unsern Lesern doch ein Paar größere Stilproben aus der Abhandlung mitzutheilen. Wir greifen ohne besondere Wahl hinein.

S. I. „Es muss aller Unterricht ein erziehlischer sein, d. h. es muss durch ihn auf Uebung und Erweiterung der Kraft hingearbeitet werden; und man hat sich also nicht damit zu begnügen, Erkanntes mitzutheilen, damit der Unterrichtete es habe und gebrauche, wozu er will, sondern dass er in den Stand gesetzt werde, den Zweck seines Daseins in der innern Harmonie und in dem reinen Einklang des Geistes und der Welt, in der wahrhaft christlichen Tugend zu finden. Daher wird der Erzieher dem zu Erziehenden den Willen machen, wie er es kann, und nicht eine Willensfreiheit verfrühen, die nothwendigerweise in Willkürlichkeit um-

aufs. Dafs aber, je höher, je mehr, die Freiheit, für die er-
 anerkannt werden mufs, bis endlich im deutlichen Bewusstsein
 die Sphäre der gröfsern Selbständigkeit gefunden ist, versteht
 selbst.“

„Es ist aber in der That ein wahrhaft sittlicher, in Gottes-
 der Ernst, Pflichttreue und aufopfernde Liebe nichts so selte-
 dafs nicht allwärts der wilden Subjectivität, der einseitig ratio-
 Ausbildung der Individualität, die auf Kosten eines gemeinsa-
 belebenden Prinzips in unserer Zeit in dem auf dem Kontinent
 en Leben reiche Nahrung finden, langsam aber sicher entge-
 tet werden könnte.“

„Freilich ist der Erziehende hierbei auch sich selbst der
 aber er ist darin auch eben der rechte Helfer der andern, in-
 als ein Glied des Ganzen weifs und demgemäfs handelt, nicht
 em nur mechanisch oder äufserlich verbundenen Ganzen, wo es
 ommen kann, dafs der Eine und der Andere nur seine eigene
 um Schüler in aller Einseitigkeit hervorhebt und dadurch sicher
 Nachtheil des Ganzen wirkt, da durch ein solches Gebahren
 t des Handelns, der Einklang der Behandlung verloren geht.
 be, die wir verlangen, ist ein Aufgeben, freilich nicht so, dafs
 h Verlorengabe, sondern nur ein Ergeben ist, worin dies liegt,
 sich der unter bestimmten Formen in die Erscheinung tretenden
 Idee so zu Diensten gibt, dafs man, indem man ihre Hemmun-
 nach aufhebt, ihr zur freien Gestaltung der geistigen, sittlichen
 verhilft, die in dem besondern Individuum beschlossen sind.“

„Hier zeigt sich der Gegensatz zwischen der rein humanisti-
 l der christlich humanen Anschauungs- und Handlungsweise.
 jene den natürlichen Fluß aller Regungen nur, wo sie ihr nicht
 t, unterbricht und mit einem selbstgeachteten Mafs alle Abwei-
 nd Verirrungen richtet und bestimmt, tritt diese voll wahrer
 inen entschiedenen Gegensatz mit allem Unlautern und Unwah-
 icht abschwächend mit weichem Gekose sogenannter humaner
 sondern in Liebe es brechend mit der Gewalt des göttlichen
 damit die wahre Läuterung des Innern und die echt mensch-
 lung, die damit nothwendig verbunden ist, erfolgen könne.“

„Irren und Fehlen ist des Menschen Erbtheil: hat man das
 inner Tiefe erkannt, so wird man bei der Erkenntnis, dafs jedes
 Besserm bestimmt sei, durch die entgegengesetzte Sünde sich
 iebloser Härte gegen den, der doch darin, dafs er sündigt, sich
 et nicht mächtig zeigt, hinreißen lassen. — Es wird dem, der
 olle Eingehen in die Natur eines Jeden nicht kennt, jede Sünde,
 tritt als etwas Absichtliches, ihm Feindliches, so dafs es also
 nliches gegen ihn wäre, erscheinen. Dafs sich in solchen Fäl-
 allzu leicht eine selbstquälerische Konsequenzenmacherei ein-
 die in pedantischen Kleinigkeitssinn ausarten mufs, liegt auf

Wenn nun eine Strafe nothwendig erfunden wird, so wird
 ügling leicht ungerecht erscheinen; er wird sie als eine Rache
 eberlegenen ansehen, und statt des guten Erfolges wird sie den
 verbittern. Was aber als Schlimmstes bei der einmal erregten
 ung erscheint, das ist dies, dafs man nur zu leicht in eine
 rliche Beaufsichtigungslust und polizeiliche Späherei verfällt,
 alles Vertrauen vernichtet, und der Knabe oder Jüngling gerade
 hnen getrieben wird, von denen man ihn fern halten wollte.“
 wenigen Proben, die wir leicht um das Zehnfache vermehren
 werden wohl hinreichen, unsere Besorgnis zu begründen, dafs
 ühlern sehr erschwert werden dürfte, sich Klarheit des Den-

kens und Bestimmtheit und Angemessenheit des Ausdrucks anzudeuten, da diese Eigenschaften ihrem Meister so merklich abgehen. — Schulnachrichten vom Director Deinhardt (13 S. 4.). Am 30. Oct. v. J. starb der erste Oberlehrer Prof. Kretschmar. Um das Andenken des um die Anstalt so hochverdienten Mannes lebendig zu erhalten, hat eine Anzahl seiner ehemaligen Schüler die Summe von 224 Thlrn. aufgebracht und zu einer Kretschmar-Stiftung bestimmt. Aus den Zinsen dieses Kapitals soll „stets an dem Jahrestage des Tags, an welchem Prof. Kretschmar den letzten Unterricht erteilte — den 24. Octbr. —, dem Schüler der ersten Klasse des Gymnasiums, den das Lehrer-Collegium für den dankbarsten Schüler der Klasse erklärt, eine in griechischen oder lateinischen Classikern bestehende Bücherprämie als Gabe der Kretschmar-Stiftung“ übergeben werden. — Der Tod des Prof. Kretschmar hatte eine Ascension sämmtlicher Lehrer in die nächst höheren Stellen zur Folge. Dr. Janisch wurde an das Progymnasium zu Freienwalde versetzt. — Es wurde mit der Anstalt eine zweite Vorbereitungsklasse verbunden, in der die Schulbildung von ihren ersten Elementen begonnen wird. — Schülerzahl: 294 (dazu 49 in den Vorbereitungsklassen). Abiturientenzahl: 8 (?).

5. **Ostrowo.** Mich. Abhandlung: „Ein Beitrag zur Theorie der höheren arithmetischen Reihen“ vom Oberlehrer Dr. Pięga (16 S. 4.). — Schulnachrichten vom Director Dr. Enger (17 S. 4. deutsch und polnisch). Der Religionslehrer Probat Polzin trat krankheits halber aus dem Staatsdienste; seine Stelle wurde durch den bisherigen Religionslehrer an der Posener Realschule Gladysz besetzt. Der Hülfslehrer Martens wurde als ordentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Lissa berufen. Die Hülfslehrer Cywinaki (früher in Lissa), Dr. Zwolaki, Kotliński und Marten wurde definitiv angestellt. — Die vier unteren Klassen der Anstalt sind in Parallel-Cötus für deutsche und polnische Schüler getheilt. Die vier deutschen Cötus zählen zusammen nur 54 Schüler! — Schülerzahl: 264. Abiturientenzahl: 14.

6. **Trzemeszno.** Mich. Abhandlung: „Ueber die Kettenbrüche“ vom Oberlehrer Dr. Sikorski (24 S. 4.). — Schulnachrichten vom Director Dr. Milewski (36 S. 4. deutsch und polnisch). Dem Oberlehrer Dr. Szostakowski wurde der Professortitel verliehen¹⁾. — Schülerzahl: Winter 556 (excl. 48 Sept.), Sommer 522 (excl. 61 Sept.). Abiturientenzahl: 47.

7. **Meseritz.** Realschule. Mich. Abhandlung: „Neue Beiträge zur Kenntniss der Dipteren, dritter Beitrag,“ vom Director Prof. Dr. H. Löw (52 S. 4.). Der Verf. stellt sich eine dreifache Aufgabe: den „Versuch einer Auseinandersetzung der europäischen Bombylius-Arten“; die „Ermittelung, auf welche seiner Arten die Namen und Beschreibungen, welche frühere Autoren gegeben haben, zu beziehen sind“, und „eine möglichst sorgfältige systematische Gliederung der ganzen Gattung Bombylius“. — Schulnachrichten von demselben (8 S. 4.). Das Programm berichtet einen Akt der Wohlthätigkeit. Ein edler Menschenfreund „hat sich entschlossen, das Schulgeld für einen vom Director zu bezeichnenden Knaben fortdauernd zu bezahlen“. Wir wünschen der Anstalt hierin recht zahlreiche Nachfolger! — Schülerzahl: Winter 202, Sommer 191. Abiturientenzahl: 3.

8. **Posen.** Realschule. Ostern. Abhandlung: „Einige Sätze aus den Anfangsgründen der Zahlenlehre“ vom Director Dr. Brennecke

¹⁾ An den drei katholischen Gymnasien führen also gegenwärtig zwei Lehrer (von denen der eine, beiläufig gesagt, evangelischer Confession ist) den Titel „Professor“, an den evangelischen dagegen acht.

4). — Schulnachrichten von demselben (18 S. 4). Um viel-
 Anfragen von Seiten der Eltern zu begegnen, spricht sich der
 in einem längeren Abschnitte über den Zweck und die Einrichtung
 der Schule zu Posen aus. Darin sagt er über den Unterschied zwi-
 schen Gymnasium und Realschule, derselbe bestehe „mehr in der Me-
 thode als in dem Lehrstoffe“. „Wenn das Gymnasium die Wissenschaft
 auf dem Banner erhebt, hält es die Realschule mit der Kunst: Alles,
 was derart ist, wird Gegenstand eines bewussten Könnens“. Wir wis-
 sen, was sich der Verf. darunter gedacht hat, das Gymnasium er-
 hebt „die Wissenschaft zu ihrem Banner“, können ihm aber die Veran-
 lassung geben, daß wir bewußtloses Einlernen ebensowohl als geisttöd-
 liche Dressur verwerfen, wie er das von der Realschule behauptet, so
 ist uns die Wichtigkeit des „bewussten Könnens“ nicht minder zu
 wissen. Auch was er sonst über den Zweck der Realschule
 in der That leistet, findet in gleicher Weise auch auf die Gymnasien Anwendung. Der
 Anspruch in der erziehenden Thätigkeit der Schule kann wohl durch
 die Thatsache entschuldigt werden. Nach S. 13 ist nämlich der Zweck der
 Realschule: „die religiös-sittlich-geistige Erziehung der heran-
 wachsenden männlichen Jugend“; S. 15 dagegen: „die physische, intel-
 lektuelle, ästhetische, moralische und religiöse Erziehung“. Wenn übr-
 igens die Schule in der That das leistet, was der Verf. von ihr behauptet,
 werden es wohl nur sehr wenige Anstalten von demselben Umfange
 sein, die sich ihr hierin zur Seite zu stellen. Denn z. B. S. 17
 es ausdrücklich: „Es wird in der Schule mehr gelebt als ge-
 lernt“. — Der Umgang der Lehrer mit den Schülern beschränkt sich nicht
 auf die Klassenräume, sondern wird ausgedehnt auf das Haus und den
 Hof. — Die Schüler werden nicht nivellirt, sondern nach Tem-
 perament, Neigung und Anlagen individualisirt, wozu namentlich bei den
 verschiedenen Nationalitäten eine ganz besondere Hingebung des
 Lehrers nöthig ist. Die Lehrobjecte werden nicht generalisirt, sondern
 individualisirt und mehr Gegenstand des bewussten Könnens als der Reflexion
 des angelernten Wissens. Die Anzahl der Unterrichtsgegenstände
 auf die geringste Zahl zurückgeführt“ (der Lehrplan zählt deren 15
 ,die Pensa werden auf den kleinsten Umfang beschränkt, und wird
 eine geistige Diät eingehalten.“ u. s. w. — Wir wünschen aufrich-
 tlich, daß sich hierunter möglichst wenige „fromme Wünsche“ befin-
 den! — Schülerzahl: 445. Abiturientenzahl: 1.

Bemerkung. Auch in diesem Jahre finden wir nur in den Pro-
 grammen der drei katholischen Gymnasien die Aufgaben zu den freien
 Arbeiten in den beiden oberen Klassen mitgetheilt. Man sieht
 daraus, wie leicht unter Umständen gesetzliche Vorschriften oft jahre-
 lang umgangen werden können.

Die Frequenz-Tabelle der höheren Lehranstalten der Provinz
 Posen folgt umstehend.)

Frequenz-Tabelle der höheren Lehranstalten der Provinz Posen.

Nr.	Anstalt zu:	$\frac{W.}{S.}$	I.		II.		III.		IV.		V.		VI.		Summa.	Abitur.
			a.	b.	a.	b.	a.	b.	a.	b.	a.	b.	a.	b.		
1.	Bromberg ¹⁾	.	17		31		39	44	54		57		52		294	8
2.	Liess ²⁾	W.	29		41		36	50	48	48	65		49		366	12
		S.	31		47		43	53	49	50	63		43		379	
3.	Posen: Fr. W. ³⁾	W.	25		21		39	56	53		59		75		328	12
		S.	26		24		42	58	53		56				311	
4.	Posen: Mar. ⁴⁾	W.	60		97		95		69		75		64		460	22
		S.	52		91		96		65		71		68		443	
5.	Ostrowo ⁵⁾	.	27		36		25	11	39	17	48	11	35	15	264	14
6.	Trzemeszno	W.	57	38	60	61	46	44	44	43	90		73		556	47
		S.	46	37	57	62	42	43	41	41	83		70		522	
7.	Krotoschin ⁶⁾	.	—	—	23	10	15	16	32		44		45		185	3
8.	Meseritz	W.	10		28		46		42		36		36		202	3
		S.	10		30		38		40		37		36		191	
9.	Posen: Real. ⁷⁾	.	26		33		39	18	98	28	70	24	66	43	445	1

¹⁾ Die Frequenz ist nicht nach Semestern angegeben. Die Abitur. hatten die mündliche Prüfung noch zu bestehen. — ²⁾ III. b. ist in 2 Cötus getheilt. — ³⁾ III. b. ist in 2 Cötus getheilt. VI. war im Sommer noch „Vorbereitungsklasse“. — ⁴⁾ Die 4 oberen Klassen sind in je 2 Cötus getheilt. — ⁵⁾ Die Frequenz ist nicht nach Semestern angegeben. Die Cötus a. sind polnische, die Cötus b. deutsche. — ⁶⁾ Die junge Gymnasial-Anstalt hat noch keine I. II. a. ist Gymnasial-, II. b. Realklasse. Die Frequenz ist nicht nach Semestern angegeben. — ⁷⁾ Die Cötus a. sind deutsche, die Cötus b. polnische. IV. a. erfüllt in 2 Parallel-Cötus, jede Klasse wieder in 2 Abtheilungen. Nach einer Notiz der Posener Zeitung wäre die Frequenzangabe nicht genau.

N a c h t r a g.

1855. Die Denkschrift „zur dreihundertjährigen Jubelfeier u. s. w. Königl. Gymnasiums zu Lissa“ — enthält:

„*Carmen seculare, quo celebrantur solemnia trisecularia a Gymnasio Lissensi die XIII. Novembris anni MDCCCLV rite per-*“ vom Prof. A. Matern. (128 Verse: *Metr. Asclep. I.*)

„Beiträge zur älteren Geschichte des Königl. Gymnasiums zu Lissa“ (v. A. Ziegler (XLII S.). Der Verf. giebt darin ein anschauliches Bild von den mannigfachen Schicksalen der Anstalt und den Lebensläufen der Rectoren derselben, vor allen von Jo. Amos Comenius und D. E. Jabłoński. In den „Beilagen“ werden zum Theil Documente veröffentlicht. Nicht ganz richtig ist jedoch die Angabe die Lissauer Schule in „dem alten Großpolen die einzige von wirklich zahlreichen Anstalten des 16ten Jahrhunderts jeder Conformation ist, welche bis heute Bestand gehabt hat“. Das Königl. Marien-Gymnasium zu Posen wird im J. 1873 ebenfalls seine dreihundertjährige Feier begehen können. Vergl. meinen „Entwurf zu einer Geschichte des Königl. Gymnasiums“ in dem Programm dieser Anstalt vom 1848.

„Die neuhochdeutsche Partikel: nicht mit Rücksicht auf die uralten N-Partikeln einiger Schwestersprachen“ vom Professor Ed. Ki (48 S.). Die umfassende und übersichtliche Zusammenstellung ist auf eine etwas wunderliche Weise auf die Säkularfeier bezogen. Sie ist nämlich“ (so heisst es S. 48) „unsere Schule die Tage ihres Bestehens nach Jahrhunderten, so zählt das Wort, von dem die Rede geht, nach Jahrtausenden, Welch' mannichfacher Wechsel dasselbe in der unsterblichen Schwestersprache, den todtten und den lebenden, überworfen war — sein Grundstoff, die Consonanz, hat allen Wechseln der Jahrhunderte überlebt und überdauert, und wie vor uralten Zeiten selbst in unserer, der jüngsten deutschen Sprache: »bringt uns mit derselben Buchstabe dieselbe Botschaft des Geistes«. — Auch unsere Schule hat im Laufe der Jahrhunderte mannichfachen Wechsel erlebt, der unwandelbare Grund und Boden aber, dem sie entsprossen ist, dem sie noch heute feststeht, ist das Gottesbewusstsein der Kirche, der Geist der milden, versöhnlichen Liebe.“

Eine griechische Ode: „*Tῷ ἐν Λίσσῃ γυμνασίῳ τὸ τριακοσιεστὸν ἔτος ἑορταστικὸν*“ vom Gymnasiallehrer Dr. J. Methner (16 alcaische Verse).

ten.

Schweminski.

II.

griechisches Vocabularium in etymologischer Ordnung zum Auswendiglernen. Von Joseph Rott. Landshut 1855. Kröll'sche Universitäts-Buchhandlung. II u. 111 S. 8.

Unterzeichnete hat vor Kurzem bei Besprechung des griechischen Vocabulariums von Dr. O. Kübler sich über die Frage nach der Nothwendigkeit von Vocabularien, besonders von griechischen, verneinend ausgesprochen. In dem Protocoll der 12ten Versammlung der Directoren der

westphälischen Gymnasien und höheren Bürgerschulen findet er S. 78 Folgendes: „Es werde in einem Bericht darauf hingewiesen, daß zur Erzielung einer gründlichen und haltbaren Vocabelkenntnis ein Buch für den griechischen Unterricht fehle, wie das Wiggert'sche für den lateinischen. Ein solches sei jedoch ganz nach der Wiggert'schen Methode, wenn Ref. nicht irre, von Ditsfurt herausgegeben. Aber auch dies Mittel werde nicht genügen, weil es nur auf die untere Stufe beschränkt bleibe und so nach der obern hin seine Wirkungen nicht unmittelbar und kräftig genug erstrecke, dann auch zu sehr von dem übrigen Unterricht losgelöst dastehe.“ Das hier gegen das Vocabularium Gesagte stimmt mit dem, was ich selbst früher bemerkte, wesentlich überein; besondere Freude aber macht dem Ref., daß a. a. O. das Losgelöstsein des Vocabulars auf der obern Stufe von dem übrigen Unterricht hervorgehoben werden ist. — Das mir jetzt vorliegende griechische Vocabularium von J. Rott hat manche in die Augen springende Vorzüge: den Reichtum an Worten, namentlich an Ableitungen, das Festhalten des etymologischen Princip, besonders in der Weise, daß Worte, die nur eine vereinzelte Stelle einnehmen würden, d. h. an welche sich nicht eine kürzere oder längere Kette von Ableitungen knüpft, weggeblieben sind, das Voranstellen solcher Worte, „in denen der Schüler nach dem gewöhnlichen grammatischen Verfahren am leichtesten die Wurzel erkennt“ (s. Vorwort S. II), endlich den Mangel von Formen. Um mit dem letztern Punkte zu beginnen, so finden wir darin allerdings einen Vorzug (der dem Buche von Ditsfurt abgeht): denn das Vocabularium soll zwar den Zusammenhang mit der Grammatik nicht aufgeben, und kann es auch im Griechischen noch weniger als im Lateinischen; aber es soll nicht, wo die Verdeutlichung der Wurzel oder des Stammes es nicht unbedingt verlangt, die Grammatik ersetzen und durch Einflechten von einer Menge von Formen oder von der Art, solche zu bilden, oder von grammatischen Constructionen zu einer Art Krücke werden, die der Schüler lieber in die Hand nimmt als die Grammatik. Herr Rott hat also im Allgemeinen Formen, die der Schüler aus der Grammatik lernt, nur da ins Vocabularium aufgenommen, wo sie entweder wie *βέλτιον* selbst als Reste des Stammes dastehen oder wie *ἡσσων κρείσσων κρείσσις* zur Vervollständigung der Ableitungen dienen. Es fehlt also z. B. *ὁδῶτα* bei *ὄζω*, wo *ὁδμή* *ὁδοῦ* den Stamm zeigen; desgleichen *ἰσθῶτα* bei *ἰσθύνω*, da diese Form der Stammveränderung in *ῥωτός* angedeutet ist. Ganz frei von Inconsequenzen ist der Herr Verf. freilich weder in diesem Punkte noch in andern geblieben (ich bemerke, daß eine 2te Ausgabe gar manches zu verbessern hat, aber wenn dann das Material gesichteter sein wird, auch etwas recht Brauchbares bieten kann). So dürften unter *ῥῆμα* die 3 Formen *εἰρηκα*, *εἰρημαι*, *ἰρῆσθην* nicht notwendig sein, so wie sich s. v. *μῆκος*, nachdem der Superlativ mit Hinzufügung des Positivs, desgleichen später der Comparativ in derselben Weise aufgeführt worden, der schließende selbständig gestellte Positiv sonderbar ausnimmt; das heisst dem Princip zu Liebe breit werden. An anderer Stelle findet sich ganz richtig *ὄνομα* an der Spitze einer langen Reihe von Ableitungen, während, in gleicher Weise hingestellt, das Fut. *ἴδομαι* nicht gleiche Berechtigung hat; führte der Herr Verf. bald darauf *ἴθω*, *εἶδω*, *εἶκα* jedesmal mit dem Zusatz „ungebräuchlich“, *ἴθω* auch ohne Bedeutung auf, so war doch statt jener abgeleiteten Form auch *ἴθω* zu setzen. Die oben als a. v. *ῥῆμα* stehend genannten Verbalformen finden sich aber gar an andrer Stelle, nämlich unter *ἔψω*, beide Mal mit Nennung von *εἰπεῖν* (*εἰπον*), wieder: warum nicht diese beiden Artikel dann lieber verschmelzen? Wollte der Verf. ferner *δεῖδω* nicht aufführen (s. *δύω*), so genügte *δεῖσαι*; *δεῖδω* weiß der Schüler entweder schon und hat dann auch die Erklä-

stens für das 1. Pf. erhalten, oder er weiß diese Form nicht, nebeneinandergestellt: „διδῶναι, δίδωμαι, δέδωκα fürchten“ nicht Schließen mag diese Bemerkungen die Frage, ob die Aufführung Aor. II. und Pf. I. zu τρέψω (vom Stamm *ΛΡΕΜ*-), unter *διδῶσκα* zumal, sich rechtfertigen lasse? Was sollen bei diesen Formen, die einen jedenfalls anderen Stamm (*δρα* u. *δρεμ*-) selbst Veränderung des *ε* zu *α* darstellen, während die in *ο*, an welche sich die folgenden 5 Worte anschließen, fehlt? — Benawerth nenne ich es, wenn ein Vocabularium in anderer Grammatik ergänzt; so gibt es außer denjenigen Verb. depp., Schüler aus der Grammatik unter den Verb. irreg. lernt, eine, die er lernt, ohne daß die Grammatik sie ihm vorführt; von denen, ob sie depp., med. oder pass. seien, kann das Vocabularium eine große Raumerweiterung, wie es bei Kühler geschehen ist, die neue Grammatik von Bäumlein hat die depp. unter der reg. sämtlich aufgeführt). — Wie verhält sich weiter Herr über der Syntax? Zunächst fehlt die Gleichmäßigkeit; bei dem Gen. als Constr. angegeben, der Dat. bei *χοῦσθαι* fehlt. Im Ganzen aber ist in dieser Beziehung durch zu wenig gefehlt worden. Das Vocabularium hat nämlich einen Reichtum an Redensarten, die meistens zur Bestimmung griechische Construction, z. B. von Verbis, die mit Particulis sind, dienen. Hält man nun zunächst daran fest, daß lernen in systematischer Weise schwerlich über die Tertia gedeht werden möchte, so kann das Anführen der Redensarten an zwei Gesichtspunkten gutgeheissen werden: 1) wenn die griechische Constructionen enthalten, durch deren Einprägen der Schüler die Behandlung der griechischen Syntax in den obern Classen wird; 2) wenn es solche sind, die sich dem Schüler in der Lectüre oder bei seinen schriftlichen Arbeiten bald und nützen. Doch wird dieser zweite Gesichtspunkt das, was unter fällt, beschränken müssen. So lerne denn der Tertianer *ἀξιος* er man schenke ihm noch den Dativ; er lerne zu *αἰρεῖσθαι* *λοῦ* *αἰρεῖσθαι* lieber wollen, aber auch *αἰρεῖ* *ὁ λόγος* die Rede ganz möge er lernen, was bei *χαίρω* sich freuen steht: *χαίρω* ich freue mich, dieses zu sehen; *χαῖρε* *salve*; *χαίρει* er dankt; — dann bei *χάρις*: *χάριν* *ἔχειν* oder *εἰδέναι* *gratiam* *videre* *gratiam* referre. Ebenso die adverbialen Ausdrücke, die angeführt sind, wogegen *ἐμποδῶν*, *ἐμποδῶν* fehlt, *ἐμποδίζω* u. Andere Artikel, die ganz oder theilweise der von ihnen in Phrasen entbehren möchten, sind: *ἄρχω*, *ἀναβαίνω*, *γεφυροποιῶμαι*, *κτέρας*, *κίνδυνος*, *κύνω*, *λαγχάνω*, *καταλύω*, *ὁδός*, *πύρ*, *παράγγελω*, *ὑπάγω*, *ἐπήκοος*. Trat zu *τίθημι* u. a. *ἐν μεγάλῳ* so dürfte *περὶ πολλοῦ ποιεῖσθαι* nicht an der rechten Stelle *ἰ ἀγορά* lesen wir *παρέχειν* *ἀγοράν* Lebensmittel zum Verkauf *ἰ* dessen, da *παρέχ.* nicht allein *ἀγ.* in diesem Sinne zu sich *ach* „Lebensmittel“ als Bedeutung hinzuzufügen war. Die *Ζυγαίρω* (gewöhnlich steht *παῖδα ἀναιρεῖσθαι*) und *ἀναιρεῖω*, wie der Plural mit der Bedeutung „Beweismittel“ sind offenbar an andern aus einer Vorliebe des Herrn Verf. für alles, was swenen betrifft, hervorgegangen. Das Gerichtswesen aber ist Begriffssphäre dem Primaner aufzubehalten. — Ref. geht weiter mologischen Princip, dessen Festhalten er schon oben als in dlarium bemerkt anerkannt hat. Es ist übrigens jedenfalls die der am schwierigsten mit Klarheit und Gleichmäßigkeit zu n. An die Spitze gestellt sind im Allgemeinen solche Wörter,

die aus der Grammatik bekannt sind, meistens also Verba; so γίγνομαι, γινώσκω, θνήσκω u. s. f., practisch gewiß richtig, um so richtiger, wenn das vorangestellte Präsens den Stamm wenigstens ziemlich deutlich zeigt. So wird bei dem zweiten der genannten Verba die dem Stamm affigirte Reduplication jenen immer noch erkennen lassen, während bei γίγνομαι das nicht der Fall ist, in welchem Falle dann γένος mindestens eben so richtig vorantrat, als βόσις vor βόσκω. Weniger nachtheilig ist die Ungleichmäßigkeit, welche sich findet bei der Aufführung von βαθύς, dem βάθος, und βαρύνω, das als Derivat auf βάρος folgt, βαθύς ebenso hinter βράδος; gleichmäßiger ist bei Substantiven auf ος im Verhältniß zu Verben auf εω verfahren, wie αἶνος κόσμος (s. v. καθάρως —?) ὕμνος μῖσος vor αἰνέω κοσμέω ὑμνέω μισέω stehen, doch ἄλγος ist dem Herrn Verf. als Stammwort stehen geblieben. Ob ferner ἔω besser als ἔζομαι (oder etwa ἔδος) als Stamm zu nennen war, dürfte Zweifeln unterliegen; nach Ahrens' Auseinandersetzung (griech. Formenlehre des homer. und att. Dialects S. 121) verdient das zweite die erste Stelle, wenn auch A. 2 S. 122 die Bemerkung folgt: ein Präsens ἔζομαι gibt es in der bessern Gräcität nicht. In Bezug auf δίζημαι theilt Herr Rott Ahrens' Ansicht von einer Reduplication, folgt doch ζητέω unmittelbar hinter jenem; δίζομαι aber, δίζω lassen auch hier Zweifel bestehen, wenn auch das η in δίζημαι durchweg sich findet (vergl. Ahrens l. S. 82 A. 2. Buttmann gr. Gr. §. 106 A. 3). Warum ist ἀριθμός mit seinem Gefolge nicht an ἀραρῖσκω geknüpft? δῆλος durfte entweder unter δαδάσκω oder mit diesem und seinen Derivaten unter ΔΑΣΩ, wenn nicht unter eine davon kommende gebräuchliche Form gestellt werden. Warum ist auch ἰαίτης nicht mit ἰκνέομαι verbunden, bei diesem aber ἔκω, ἰκάνω weggelassen? — Ich komme hiermit bei dem erstgenannten Punkte, dem Reichthum an Worten, den das Vocabularium des Herrn Rott besitzt, an. Stammworte sind bei weitem mehr als 400, woraus man auf die Masse der Worte im Ganzen schliessen kann. Als fehlend sind uns aufgefallen: ἀνθίω, ἐναντίος, ἐναντιόω, δαμάω (statt dessen: δάμνημι, δαμάω, δαμαῖω), δαίω, δάκος, ῥαψωδός bei αἰέδω (s. v. εἰδω), εἰργω, ἔραμαι, θροῖω (s. v. θρέβομαι), προθυμίομαι, προθύμως, αἶλλα (vgl. s. v. θύελλα, θύω), κλάω, κόμη, κομέω, κομάω, λεηλατέω, λιμός, ἰμάσσω, μίσγω bei μέγνημι (zu vergleichen mit dem angeführten latein. Verbum), νέω, ὄμως, πολλανιόω, πρίω, πύργος, σπονδειακός, τιμάω, τίλλω, τρύω bei dem Aor. τέρω. Einige der hier genannten Vocabeln sind allerdings Derivata, aber gerade die Derivation möglichst vollständig zu machen, sofern nicht die Bildungen ganz denselben Charakter haben oder, um anders zu reden, sofern nicht mehrere Derivata dieselbe Art der Stammabwandlung an sich darstellen, ist gewiß besonders für das Vocabularium und den Reichthum desselben wichtig. Dagegen dürfte mit den Compositis nicht so luxuriös verfahren werden, als Herr Rott verfahren ist. Wenn es nämlich nicht in der Absicht des Verf. lag — und es war kein Grund dazu da, dies zu wollen —, alle Composita z. B. von Verbis und Präpositionen aufzuführen: so mußten, um Raum zu sparen, alle die weggelassen werden, deren deutsche Bedeutung sich sogleich aus der Composition ergibt, oder denen im Deutschen die wieder aus Verbindung der entsprechenden Präposition mit dem Verbum entstehende Bedeutung entspricht; so, meine ich, kann wegleiben: ἀνάγω hinaufführen, ἐξάγω hinausführen, μεταγω περιάγω, προάγω, προσάγω; εἰσάγω mit „hineinführen“ mag bleiben, weil sich εἰσαγωγή und παρεῖσαγω daran reiht: und nach dem oben bezeichneten Gesichtspunkte ist δάγω hindurchführen, ausrichten, ἐπάγω hinzuführen, zum Beweise anführen, κατάγω hinabführen, aufbringen, kapern, u. s. w. zu billigen. Belege hierfür finden sich durch das ganze Buch, man vergl. noch bei εἰμι, ἔκω (—ύω), ἔημι, ἔστημι (welcher Artikel sehr

1, an einzelnen Stellen aber ohne rechte Uebersicht ist), καίμαι, 2 (wo auffällt, warum gerade bei παροράω das abgeleitete Subj. findet, bei den folgenden nicht), πέμπω, πίπτω, τρέχω; — νμι (σφρώννυμι) findet sich wieder nur ein Compositum mit privatim. — Vermissten wir oben eine Anzahl Worte, so wol- leichtwol darauf nicht so großes Gewicht legen; eine Grenze ja der Verf. ziehen, und er hat sie, wie schon bemerkt, eher als zu eng gezogen. Es sollen sich einige Bemerkungen über Bedeutungen anreihen; bei βλέπειν durfte wol leben nicht feh- daran mochte sich die gegebene Phrase βλ. φῶς als Erklärung n; bei ἀρτέναι (s. v. Ἄρτης) fehlt das Med. sich geneigt μα- γράφω die ursprüngliche Bedeutung; bei δάκτυλος (s. v. δεξιός) ch an δεικνύμι oder δέχομαι anreihen mochte — vgl. Passow Bezeichnung als Versfuß; πάρεμι steht ohne Angabe des im- Gebrauchs, ἀσύνετος ohne: unverständlich, κλεις ohne den Plur. bänke, ἵππος drückt mit „Aufseher, Ephorus“ die geschicht- nutung des Wortes nicht deutlich genug aus; bei φθίγγομαι en“, bei κατάγω das Med. mit einkehren, um das folgende vorzubereiten. — Anderwärts ist die Bedeutung nicht genau: ἡ γύναξ und γυναικίον nicht die deutsche Deminutivform? ; Verkürzung (durch Weglassung von Worttheilen)“ gibt dem iel zu wenig; die grammat. Bedeutung von ἀναφορά findet sich a; „αἶνος kluge Rede“ genügt nicht (zu αἰνέω loben findet sich uch ἔπαινος“, gewiss viel zu unbestimmt, da die Prosa fast nur re bietet; ἄρα schlechtweg gleich ictus zu setzen, verbietet , die bei ἐκτεῖσθαι gegebene Bedeutung „die Auslieferung ver- gehört hauptsächlich dem Act. an; wie bei αἰτέω der Zusatz εντέ“ vag ist, so bei δέω der Zusatz „auch δέδημι“. Statt ling“ (!) erwartet man bei κάθαρμα Auswurf, statt „Gall-“ das jedem bekannte Melancholie; περιπατος „Spaziergang“ ht des Zusatzes „auch Ort, wo man spazieren geht“. Bezug auf das Aeussero, das sich im Ganzen recht sehr em- „Wunsch“ erlaubt, so ist es der, daß die Stammwörter mehr fallend gedruckt sein müßten; was dadurch genügend bewirkt rste, wenn die Zusätze, welche sich unmittelbar an jedes Stamm- liefen, wenn sie mehr als eine Zeile Raum einnehmen, ein- druckt würden. Von Druckfehlern sind dem Ref. aufgefallen: v S. 18, ἀγγάλλεσθαι S. 20, ὑπογαστίον S. 21, πρίγνων S. 23, 42, κλεις S. 51, χρεμάμνυμι S. 54, οἰκτίεις S. 69, πτεῦμα S. 81, 84, διασιω S. 87, σκήνη σκήνης S. 89, φορήεις S. 104, πεφίκαε brimm S. 110, φευδής S. 111.

A. Liebig.

III.

Apologie des Sokrates und Kriton. Mit erläuternden kungen für den Schulgebrauch von A. Ludwig. Wien. von C. Gerold und Sohn. 1854. XX u. 86 S. 8.

stand, daß an den österreichischen Gymnasien der Gebrauch setzungen, namentlich der bei Engelmann erschienenen, einen nterricht höchst verderblichen Umfang erreicht hat, bestimmte

den Herrn Herausgeber dieser beiden Dialoge Platons zu dem vorliegenden Versuche. Bei Anerkennung der schätzbaren und reichen Beiträge zum Verständniß dieser Dialoge vermißt Herr Ludwig eine solche Bearbeitung, die ausdrücklich dem Bedürfnisse der Schüler entgegenkäme und, mit Ausscheidung alles specifisch gelehrten Apparates, vor allem ein sprachlich genaues Verständniß bei den Schülern anzubahnen suchte. Sein Buch soll demnach den Schülern beim Beginn der Platonlectüre ein brauchbares Hilfsmittel sein. Deshalb ist auch — wir können es nur billigen — auf grammatische Bemerkungen reichlich Rücksicht genommen worden, und wenn diese freilich Manches berühren, was als hinlänglich bekannt hätte übergangen werden sollen, so soll dies „in dem noch sehr verschiedenartigen Stande des in Oesterreich erst neu erweckten Studiums des Griechischen seine Erklärung finden“. Die Verweisung auf die in Oesterreich verbreitete Grammatik von Curtius soll dem Schüler zu leichter Orientirung dienen; die Citate auf Krüger's Grammatik soll die Anführung von Parallelstellen ersetzen. Der praktische Schulmann wird gegen dieses Verfahren nichts einzuwenden haben, ja zugeben, daß Verweisungen auf ein grammatisches, in den Händen der Schüler befindliches Buch sehr zweckdienlich und förderlich sind. Aber wir können gleichwohl nicht absehen, was den Herrn Verf. bestimmte, auf die sonst so treffliche Arbeit Krüger's zu verweisen. Für den Lehrer sind solche Citate nicht; die Schüler aber sind, wie bemerkt wird, nicht im Besitze dieses Buches. Von dem Hermann'schen Texte ist nur in Fällen abgewichen worden, wo sehr dringende Gründe es zu fordern schienen. Herr Ludwig giebt beispielsweise im Vorworte folgende drei Stellen an, die wir mit dem Texte von Hermann verglichen haben. Hermann schließt 19 D. in den Worten: *μάρτυρας δ' αὐτοὺς ἡμῶν τοὺς πολλοὺς παρέχονται* den Artikel vor πολλοίς ein; unser Herausgeber behält ihn mit der Bemerkung bei: *αὐτοὺς τοὺς πολλοὺς*, „euer eigene Mehrzahl“, die doch zugleich durch falsche Beschuldigungen gewonnen ist. 27 E. liest Hermann: *ὡς οὐ τοῦ αὐτοῦ ἐστὶ κ. τ. λ.*, hier ist *οὐ* eingeschlossen. In den Worten 44 B. *ἀλλὰ χωρὶς μὲν σου ἵσταρῆσθαι σοιοῦτον ἐπιτηδεύει* liest Herr Ludwig *τοῦ* statt *σου*.

Die Einleitung (S. V—XX) ist in 4 Abschnitte abgetheilt und in klarer und faßlicher Sprache und in übersichtlicher Weise geschrieben. Nachdem in 1. ein Blick auf die Philosophie bis zu Sokrates geworfen worden ist, beschäftigt sich der übrige Theil mit der Person des Sokrates und seiner Philosophie; 2. hat die Führung und Beurtheilung der Anklage zum Gegenstande; 3. giebt den Inhalt der Apologie des Sokrates, 4. den des Kriton.

Was die Art und Weise anlangt, die bei der Interpretation innegehalten wurde, so kann man im Allgemeinen darin nur den richtigen Takt des Verf. erkennen, indem er sich zur Aufgabe gemacht hat, durch eine passende Schulausgabe der höchst schädlichen Benutzung von Uebersetzungen erstlich entgegenzuwirken und den Schüler auf ehrliche und fruchtbare Weise dem gründlichen Studium der alten Griechen zuzuführen. Wir sind überzeugt, daß der Verf. besonders den Schulen seines Staates wahrhaft genützt hat und bei einer bald zu wünschenden neuen Auflage noch mehr nützen wird. Die Bemerkungen sind eindringlich und klar gehalten, dabei sind sie kurz und meist zureichend. Wenn nun Rec gleichwohl Einiges berühren muß, womit er sich nicht einverstanden erklären kann, so geschieht das nicht aus Sucht, zu tadeln, sondern ein Mal dem Verf. zu zeigen, daß er sein Schriftchen genau angesehen hat, das andere Mal um ihm einige Winke für eine neue Ausgabe an die Hand zu geben. Hin und wieder dünkt uns auch für einen Primaner eines österreichischen Gymnasiums zu viel erklärt, die Sache zu

nacht. Belege: Apol. VII. B.: *περὶ ὧν* d. h. *περὶ τούτων* α; auf: *οὐδὲν ὧν* = *οὐδὲν τούτων* α; dann XI. *Περὶ ὧν* s. v. a. *ων* α; XII. *οὐ λέγω: τούτου ὃ λέγω*; XI. C. wird *μήτε μοι τι* τ; *ἀπορος*: pfadlos, wohin kein Pfad führt, unzugänglich. An Stellen wird nur eine Grammatik citirt, oft nur die von Krüger oder anderen genügte Verweisung auf Gleiches, schon Erklärtes. Apol. I. a. E.: „*αὕτη ἀρετή*. Das Subject *αὕτη* ist in seinem Prädicat *ἀρετή* assimiliert. Kr. 61. 7.“ Hiermit vgl. XI. B. u. ix. απ.: *ἑαυτὴ ἀπολογία* Prädicat, *αὕτη* Subject, an das Geprädicate assimiliert (Curt. 367. Kr. 61. 7.). VIII. E. *ἀνερωτῶν*, Bedeutung des Imperf. K. 53. 2. 9. Vgl. II. C. *λέγοντες*, in Imledentung. Curt. 491. K. 53. 2. 9. XII. D. *μῆλον γὰρ σοῦ*. Das absolut. C. 586. K. 56. 9. 5 (nicht 8). Vgl. Krit. V. C. *ἔδον* C. 586. K. 56. 9. 5; dazu noch ibid. E. *ὅν καὶ δυνατόν*. Au-

merken wir im Einzelnen noch Folgendes: S. 7 war *οὐ πάντῃ* zu fassen: der Begriff des Adverbs wird nicht durch die Negation, sondern das Adverb verstärkt die Negation = *οὐδαμῶς*. 1. *τοιαύτη τις* mit S. 20 *ἔχει δὲ πῶς* (ᾧδε); *τις* wie *ᾧδε πῶς* recur dem Inhalte nach, berücksichtigen den eigentlichen Wortlaut. 8 füge ein: Aristophanes. S. 11 *ταυτὶ μοι δοκεῖ δίκαια λέγειν*.

Es konnte Timae. 75 d. verglichen und bemerkt werden, daß in besonders dem Platon eigenen Ausdrücken das Subject nur in geschildert wird, als dieses eine eben angegebene Handlung voll. S. 20 konnte auf die fast gleichlautenden, in anderer Ordnung von Anklagegründe in Xen. Memorab. hingewiesen, zudem auf die *ν*g von *νομίξω* und *ἔτερον* aufmerksam gemacht werden. Ebend. wohl in den Noten heißen: in den Kampf vor Gericht. Zu *ἀλλ'* 12 vergl. noch Kühner Xen. Mem. 3, 11, 4. S. 24 *ὧν ὁ λόγος* von denen, gen. obj. S. 28 stelle die Noten um. S. 43: *δεῖ καὶ ἱκετεύειν* = *orare atque obsecrare*; umgekehrt Phaedo Drei Synonymen Iaeus 2, 44. S. 46 fehlt die Randzahl: 36. *αἰδήσας* hätte es wohl heißen können: Aus dem negativen *ἀμείβεσθαι* welches affirmative Wort zu nehmen und zu ergänzen? S. 49: — *σπῆσσεως*, wäre eine Note am Orte. S. 51 steht ein Hyperallern — *ἀμειβόμενος*. S. 55: *νῦν*, bis jetzt, bisher. S. 56 ist *αἰ* *iv* und Accusativ. S. 58: *πέρδος*. Vgl. Epp. ad Philipp. 1, 21. *ἵος πείθεσθαι*, vgl. S. 36: *οἶος δεδούσθαι*. S. 69: lies *ἀφαιρῆ*. 81: *ὁμολογήσας πείθεσθαι*, eine kurze Bemerkung. — Möge f. aus diesen unbedeutenden Bemerkungen ersehen, daß wir sein köstliches Buch gern geprüft haben. Daß er an die Bearbeitung Dialoge gehen möge, können wir im Interesse der Schule nur n. — Druck und Papier löblich.

erbshausen.

Hartmann.

IV.

Elementarbuch der lateinischen Sprache von Dr. H. Schmidt, Director des Gymnasiums zu Wittenberg. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Neu-Strelitz. Verlag von G. Barnewitz. 1854. IV u. 223 S. 8. 15 Sgr.

Dieses Elementarbuch bedarf keiner weitläufigen Anzeige; sein Verf. ist ja allgemein als ein höchst gründlicher und tüchtiger Schulmann bekannt, der sich nicht vornehm verschließt gegen die Anforderungen, die eine bewährtere Methode an lateinische Elementarbücher stellt. Daher denn auch, daß man an der Hand der ersten Auflage überall gründliche, sorgsam überlegte und kundig durchgeführte Verbesserungen und Umgestaltungen erblickt. Für diejenigen unserer Leser, welche das Buch noch nicht oder nur in der ersten Auflage kennen, wollen wir so kurz als möglich das Nöthige angeben: 1) Die Vorübungen sind auf die beiden ersten Declinationen beschränkt, in dieser Beschränkung aber methodischer und ausführlicher behandelt worden. 2) Die Uebungsbeispiele in dem grammatischen Cursus enthalten neben den einzelnen Sätzen gleich von der ersten Declination an auch zusammenhängende Lesestücke. 3) Statt des Index ist den lateinischen Uebungsbeispielen ein grammatisch geordnetes Vocabularium beigegeben, welches die Substantiva, Adjectiva und Verba, und zwar, außer den im Buche vorkommenden, auch die übrigen zur grammatischen oder lexicalischen Vollständigkeit als nöthig erscheinenden, enthält, während die Bedeutung der zu den anderen Redetheilen gehörigen Vocabeln gleich da, wo sie vorkommen, in den Noten beigegeben ist. Das Buch ist für die Sexta und Quinta eines Gymnasiums in der Art berechnet, daß bei einem je halbjährigen Cursus auf Sexta die Declination, Gradation und die 1. und 2. regelmäßige Conjugation, auf Quinta die beiden übrigen regelmäßigen und sämtliche unregelmäßigen Conjugationen nebst den Deponentibus kommen. Das Buch bilden zwei Abtheilungen. A. Lateinische Sätze und Lesestücke: Vorübungen. Grammatischer Cursus. Anhang: Gedenkverse; sprichwörtliche Redensarten. Vocabularium. B. Deutsche Sätze und Lesestücke. — Druck und Papier löblich.

Sondershausen.

Hartmann.

V.

Ausflug nach England im Sommer 1851 von Dr. H. R. Brandes, Professor und Rector am Gymnasium zu Lemgo. Mit einer Karte. Lemgo und Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandl. 1855. 72 S. 8.

Ref. hat kürzlich des Verf.'s Geographie von Europa angezeigt und dabei gelegentlich auf zwei kleinere Abhandlungen desselben: „Ausflug in die Pyrenäen“ und „Ausflug nach Schottland“ hingewiesen. Diesen letzteren reiht sich als eine Vervollständigung des Bildes von England in

ren Werke vorliegende Broschüre an. In gemüthlicher Weise · Verf. seine Reise nach London zur Zeit der Industrie-Aus- gibt ein klares Bild von London und bespricht hinreichend die besten Merkwürdigkeiten der Stadt, so daß das Büchlein wohl Wegweiser durch die Weltstadt gelten kann. In dieser Hin- t Ref. besonders aufmerksam auf die für den Geographen in- Schilderung des Colosseums S. 43. Auch die Nachbarschaft wird uns aufgeführt, so Eton geschildert, und die weitere Reise s bietet dem Verf. Gelegenheit, das Terrain von Caernarvon sea uns vorzuführen und die dortigen Kämpfe Agricolas mit worten zu erläutern. Weiterhin erhalten wir eine interessante ng des Snowdon und der litterarisch so berühmt gewordenen rwick, Kenilworth und Stratsford, sowie des merkwürdigen, so chen Stonehenge. Wenn bei der Wanderung durch Oxford rf. auffällt, daß trotz der länger fortgesetzten Beschäftigung lten England nicht so viele große Philologen als Deutschland n hat, so muß Ref. darauf bemerken, daß der Grund einer- auch der Verf. andeutet, in dem wissenschaftlichen Sinne, der chen Bildung liegt, durch welche sich die Deutschen auszeich- vereils aber in der verschiedenen Unterrichtsmethode, die trotz ficationen bei uns doch immer auf den künftigen Gelehrten hin- rüben aber mehr mit dem Gedächtniß und mit dem Herzen die unehmen anleitet, daher die Frage, die der Verf. aufwirft, ob as öffentliche Leben in England die Männer mehr anziehe, daß ilologischen Studien den Rücken wenden, nicht mit Ja noch zu beantworten, sondern vielmehr also, daß sie das öffentliche Sinne des Alterthums aufzufassen gelernt haben, daher davon angezogen werden, aber im Leben nicht die Alten vernachläs- in sie auch nicht Gelegenheit oder Anlage haben, eigentliche ie Studien zu treiben.

Der kurzen Bemerkung scheidet Ref. von dem Buche, dem er ende Stunde verdankt, und hofft, dem geehrten Verfasser noch dem Gebiete der geographischen Litteratur zu begegnen.

l.

Hölscher.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Zwei Stimmen über das Gymnasialwesen der neueren Zeit.

Die Verluste, welche die Philologie seit einiger Zeit in ihren hauptsächlichsten Vertretern, ausgezeichneten Universitätslehrern, erlitten hat, möchte dem für das klassische Alterthum als den Mittelpunkt des Gymnasialwesens sich lebhaft interessirenden Schulmanne Besorgnisse erregen. Denn es kann für die Gymnasien nicht gleichgültig sein, wenn die Reihen der Koryphäen derjenigen Wissenschaft, welche man die Quelle der Humanität nennt, deren Geist und Gemüth belebende Kraft auch diese Bildungsanstalten durchdringt, sich lichten. Gottfried Hermann, Orelli, Hand, Lachmann, Meier, Karl Friedrich Hermann, Schneidewin, welche Verluste in wenigen Jahren! Sie bildeten nicht allein einen tüchtigen Lehrerstand heran, sondern waren auch durch ihre Bedeutung eine Stütze der altklassischen Studien. Wer aber das Glück gehabt hat, mit dem einen oder dem anderen solcher Männer in näherer Verbindung zu stehen, stärkt und erhebt sich noch lange an ihrem Andenken. So besitze auch ich eine ziemliche Anzahl Briefe vom Jahre 1838 bis 1848 von meinem Lehrer, G. Hermann, die mir nicht bloß wegen des wissenschaftlichen Inhaltes von großem Werthe sind — ohne Zweifel haben andere und tüchtigere Schüler Hermann's viele dergleichen und wohl auch wichtigere —, sondern ein noch werthvollerer Besitz wegen der Weise, in welcher sich Hermann's Wesen ausspricht: Frische und Kraft eines reichen, immer thätigen Geistes und Einfachheit, Tiefe und Innigkeit des Gemüthes, im Besonderen eine wahrhaft väterliche Theilnahme an dem Geschehniß derjenigen seiner Schüler, die sich an ihn anschlossen. Es konnte nicht fehlen, daß der Inhalt dieser Briefe bisweilen sich auch auf das gelehrte Schulwesen bezog, dem Hermann, wie natürlich, seine Theilnahme nicht versagte. Ich gestatte mir, hier eine Stelle aus einem Briefe vom Jahre 1847 mitzutheilen, von der ich hoffe, daß sie auch für Andere nicht ohne Interesse sein werde. Da heist es nun in Bezug auf die neueren „Reformen“ des Gymnasialwesens so: „Das ganze Unheil liegt darin, daß man keinen klaren Begriff von Bildung hat. Man ist davon ausgegangen, daß die Gymnasien bloß Philologen zu bilden scheinen, worunter man Wortkrämer und Kritiker versteht. Nun meint man, daß doch nicht alle Leute Philologen werden sollen, und ist dadurch zu dem unbestimmten Begriffe allgemeiner Bi-

; gekommen. Diese setzte man zuerst darein, daß die jungen Leute bloß Griechisch und Lateinisch lernen sollten. Nun fragte man: Was ist noch? Geschichte, Mathematik. Aber das ist noch nicht Allgemeines. Was also weiter? Geographie. Aber doch auch Astrologie und Ökonomie. Aber man muß doch auch wissen, was auf der Erde ist. Botanik, Zoologie. Warum aber nicht auch, was unter der Erde? Also Mineralogie. Aber nicht auch, wie alles das zusammenhängt? Also Physik, Chemie, ja endlich hat man auch Humboldt's Kosmos genannt. Auf dem Papier nimmt sich das leidlich aus, enthält aber zu vielerlei und kann natürlich die Hauptsache nicht enthalten, daß Gott dem Lehrer soviel Verstand gebe, als nöthig ist, um zu wissen, was zu thun und zu lassen habe. Betrachtet man das Ganze, was nach einem solchen Plane geschehen soll und nach den bestehenden Einrichtungen geschehen kann, so ist das, Leute zu bilden nach dem Dutzend oder nach Schocken, die alles wissen und von dem Staate überall gesucht werden können. Daß aber allgemeine Bildung sei, seinen Verstand geübt, gekräftigt und zur Behandlung jeder Sache selbständig geübt gemacht zu haben; mit Sinn für das Wahre, das Schöne, das Gute erfüllt zu sein; im Bewusstsein seiner Kraft sich als einen Charakter, als ein Individuum, und nur in so fern als den Theil eines Ganzen zu fühlen, als dieses Ganze eine Nation ist, die einen Charakter hat und durch diesen von andern Nationen sich unterscheidet, daran denkt man nicht.“

Damit verbinde ich eine Zuschrift des trefflichen Friedrich Jacobs, deren Abdruck, wie ich hoffe, ebenfalls stattfindet. Zur Erklärung des Folgenden. Damals stand die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Gotha bevor, zu deren Präsidenten Jacobs gewählt worden war. Da in dieser Versammlung ein allgemeiner Schulplan für die deutschen Gymnasien zur Sprache gebracht werden sollte und überhaupt zu erwarten war, daß die Bedeutung und der Werth klassischer Bildung, also der Grundcharakter unserer Gymnasien, bei dieser Gelegenheit hervorgehoben würde, war der Wunsch sehr natürlich, daß sich eine kräftige Stimme erhebe, die in deutscher Sprache die Sache gehörig darstellte. Daher bat ich G. Hermann, der nach Gotha kommen wollte, dies zu thun. Er meinte, dazu sei Jacobs am geeignetsten, da er nicht nur in jeder Beziehung die größte Auctorität habe, sondern auch die erforderliche Milde und Gewandtheit der Rede besitze. Zugleich versprach er, meine Bitte bei Jacobs zu unterstützen. Die Antwort auf meine schriftlich an diesen ausgesprochene Bitte enthält der folgende Brief. Jacobs' gedlegener Vortrag über den ethischen Gehalt des klassischen Unterrichts ist bekanntlich in den Verhandlungen der dritten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner abgedruckt. Der Brief lautet so:

Gotha, den 21. August 1840.

Verehrtester Herr Director.

Die gütige Zuschrift, mit der Sie mich erfreut, aber ich muß auch hinzusetzen, beschämt haben, will ich ohne Aufschub mit dankbarem Herzen erwidern.

Ueber das, was die Veranlassung Ihres Briefes gewesen ist, hat mir der Herr Comthur Hermann, der unser aller Lehrer ist, unter dem 12. Juli geschrieben. Sein Brief ist mir wegen der fortdauernd freundlichen Gesinnungen, die er darinne ausspricht, unschätzbar, und ich würde ihm längst dafür gedankt haben, wenn ich nicht hoffte, es

in einigen Wochen mündlich thun zu können. Er fordert mich darinne zu der Erfüllung des Wunsches auf, den auch Sie aussprechen, er selbst aber am Besten, und auf jeden Fall in einer weit größern Vollkommenheit erfüllen könnte, als ich, oder irgend ein Andrer.

Nachdem man mir in Mannheim die Ehre erzeigt hat, mir die Leitung der diesjährigen Versammlung zu übertragen, was ich abgelehnt hätte, wär' ich noch gegenwärtig und nicht schon mit meiner Tochter auf dem Rheine gewesen, so bin ich allerdings verpflichtet, eine Anrede zu halten. Diese muß sich auf das Schulwesen um desto mehr beziehen, da früher schon festgesetzt worden ist, diesesmal einen allgemeinen Schulplan für die Gymnasien zu berathen; ein Vorschlag, von dem ich mir einen gedeiblichen Erfolg nicht versprechen kann. So hatte ich also schon vor dem Empfange Ihrer und Hermann's Anforderungen beschlossen, etwas der Sache der gelehrten Schulen Gemäßes zu sagen, ob ich mir gleich keineswegs getraue, weder den Umfang der Sache behandeln, noch über den vielbehandelten Gegenstand etwas Neues sagen zu können. Wenn ich die Meinung der Gegner recht verstehe, so kommt Alles darauf hinaus, daß die classische Erziehung bei der gegenwärtigen Gestaltung des Lebens ein unnützer Zeitverderb sei. Dies läßt sich auch gar nicht bestreiten, wenn der höchste Grundsatz des Lebens ist: *Quaerenda pecunia primum est*, und selbst in dem *Virtus post nummos* die *virtus* auf das beschränkt wird, was zur Erhaltung des Credits unumgänglich nöthig ist. Von dieser Seite aber kann, denk' ich, die classische Erziehung am besten vertheidigt werden; und da die Regierungen doch nicht werden gelten lassen wollen, daß Gewinn und Wucher ihnen mehr am Herzen liege als die Sitten und edle Gesinnung, so will ich dieses zu meinem Thema nehmen, und zu beweisen suchen, daß die Jugend in den gelehrten Schulen, wie die Perser in den ihrigen, nicht blos Gerechtigkeit, sondern jede Tugend lerne. Ob mir dieser Beweis gelingen wird, weiß ich nicht. Ich will ihn versuchen, und was mangelhaft darinne bleibt, mögen Andre, die tiefer sehn, ergänzen. Mir wird es genug sein, bei einer guten Sache den guten Willen gezeigt zu haben. Die höchste Freude aber würde es mir sein, Ihrem und Hermann's Wunsche, wenn auch nur einigermaßen, Genüge zu thun. Der letztere verspricht, die bevorstehende Versammlung mit seiner Gegenwart zu ehren. Dies wird ohne Zweifel noch Andere herbeiziehn, und ich hoffe, daß auch Sie uns durch ihren Besuch erfreuen werden.

In der angenehmen Hoffnung, diesen Wunsch erfüllt zu sehn, bitte ich Sie, die Versicherung der ausgezeichneten Hochachtung anzunehmen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ihr

ergebenster
Fr. Jacobs.

Eisenach.

K. H. Funkhänel.

II.

Z u V e r g i l.

en. II, 601—3 „*Non tibi Tyndaridis facies invisa Culpatusve Paris: divom inclementia; divom Haes.*“ Den Gedanken-Connex der Stelle fasse ich anders, als hier gefaßt hat. *H. II. p. 351. N. I. p. 122. G. p. 122* verschau vor der Verbindung *tibi evertit* lieber *tibi invisa*, es rechtfertigt sich die ausdrückliche Beziehung auf den Aeneas den dadurch, daß er selber seinen persönlichen Haß vorher so kräftig aussprach. Dagegen bemerkte Wagner *II. p. 351*: *hi, quod habet doloris significationem (vid. ad I, 261) cum sit junctus; sic gravius est invisa i. e. non Aeneas odi, Trojanis (vgl. I, 28. IV, 541. VI, 608. VII, 293. VIII, 245. I, 464. Curt. ad Lucan. I, 9. Burm. ad Val. Fl. IV, 758); ad sequens participium culpatus illud tibi referendum non procedit; neque enim in Paridem antea invehitur Aeneas.*“ *p. 360. Fr. I. p. 56. F. II. p. 221. J. p. 460. L. II. p. 59*, Gemeinssinn dahin angiebt: „nicht die (den Trojanern) verhasste Schönheit der Tyndaridin, noch der (von den Griechen des Krieges) beschuldigte Paris, sondern die Macht der Götter-Troja zerstört.“ Aber die weite Entfernung zwischen *tibi* und *est* erregt hier ebenso wie *I, 261—63* diejenige zwischen *tibi* und *est*, weshalb ich daselbst *tibi fabor* verbinde; vergl. *rgl. p. 10 ff.* Auch das schlechthin gesagte *Culpatus* Pa- risis „*Gracilis omnino*“ oder „*tibi i. e. Aeneas*“ willkürlich als Verbindung auf. Ich ziehe daher *tibi* wenn nicht zu *est* zu *Culpatus* und verstehe letzteres gemeinsam zu *La- tyndaris* und *Paris*, also *Non tibi Tyndaris culpatus culpatus est*. Leichter und verständlicher würde die An- derung sein; doch hängt sich *ve* nach Versbedürfnis auch an, allen disjunctiven Gliedern gemeinsamen Worte an. *Hor. I, 3* „*Quid interest, in matrona, ancilla peccasse togata.*“ *culpatus* hier nicht, wie gewöhnlich, subjectiv beschuldigt, objectiv beschuldigt d. i. schuldig, wie *Gell. XI, 7* „*Mole- re culpatusque esse arbitror.*“ *Macrob. Sat. VII, 6*. In er- ste gehörte *Culpandus* (*Varro L. L. VIII, 5. Ovid. de Art. 9*) hieher. Der Gegensatz wird viel kräftiger, wenn beide vollständige, in sich abgeschlossene Gedanken und Sätze ein- überstehn: „Nicht ist dir Helena oder Paris schuldig: r Zorn zerstört dies Reich.“ Offenbar bildete Vergil diesen Ausdruck nach: *II. III, 164* „*οὐτο μοι αἰτή Ἰσσί, θεοὶ δ' εἰσιν.*“ *Od. I, 347 ff.* „*οὐ γὰρ τ' αἰδοῖτο αἴτιος, ἀλλὰ ποθ' ἔστιν.*“ *Quint. Cal. XIII, 412* „*Οὐ γὰρ τοι Ἑλένη πάλε αἰτή.*“

Id.

Häckermann.

III.

Herodotus ed. Bähr.

In dem eben herausgekommenen ersten Theile der 2ten Auflage des Herodotus von Bähr sind mir in den ersten 40 Capiteln des zweiten Buchs folgende Druckfehler und Auslassungen aufgefallen:

Cap. 9. ἡμετέρων für ἡμερότων

- 17. τῶν für τῶ

- 30. ἔξεις für ἡξεις

- 31. πλόον für πλόου

- 40. Nach τῶν ist ἐρῶν ausgelassen.

Dieses findet sich in dem Text. Darf man daraus auf das Uebrige schließen, so ist das sehr theure Buch sehr incorrect gedruckt. Es muß dringend gewünscht werden, daß bei der Correctur der folgenden Bände mehr Sorgfalt angewandt wird.

V.

Fünfte Abtheilung.

Mischte Nachrichten über Gymnasien und Schulwesen.

I.

N e k r o l o g.

Am 7. October vor. J. starb zu Königsberg i. Pr. in Zeit weniger Tagen an der Cholera ein Mann, nicht viel genannt in der literarischen Welt, aber geliebt und verehrt von einem zahlreichen Kreise von Freunden, in gesegnetem Andenken bei denjenigen, unter denen er lebte, denen und mit denen er wirkte, und gewiss auch vielen von den Lesern dieser Blätter wohlbekannt, denn sein Leben war der Schule fast all ihren Stufen gewidmet gewesen — der Provinzial-Schulrath Benjamin Adolph Friedrich Giesebrecht.

Er war der zweite Sohn des Pastors Giesebrecht in Mirow in Pommern-Strelitz und wurde geboren den 26. Februar 1790. In der reichen Familie, welcher er angehörte, herrschte alte Sitte, Eintracht, Frische und Fröhlichkeit, Fleiß und als Wurzel allem anfrichtige Frömmigkeit. Einen bestimmenden Einfluß auf den Charakter des Hauses und das Gemüthsleben der Kinder hatte namentlich die fromme Mutter, welche kurz nach der Geburt unseres Adolph erkrankte und dieses Leiden mit Sanftmuth und stiller Ergebung 33 Jahre zu ihrem Tode ertrug, der Mittelpunkt ihres ihr in Liebe dienenden Lebens.

Mirow selbst war Sitz einer Seitenlinie der Herzoge von Mecklenburg-Strelitz gewesen, welche, weniger eng umschränkt von den Formen Hoflebens, mit den Bewohnern des Fleckens, namentlich auch mit dem Pastorhause eine patriarchalische Verbindung unterhalten hatte. Bei dem Wohlwollen der herzoglichen Familie gegen die Glieder des Hauses, die Ereignisse in der Familie des Landesfürsten, an denen eben deshalb einen innigern Antheil nahm, und die mit Pietät gegen Erinnerungen aus der eignen, seit mehreren Generationen in dem heimischen, vielverzweigten Familie bildeten, ich möchte sagen, eine Mund zu Mund sich fortpflanzende Familiensage, und dieser charakteristische Familienzug hat vielleicht dazu mitgewirkt, den historischen Sinn zu wecken, der den meisten Gliedern der Familie eigen ist.

Den ersten Unterricht empfing A. Giesebrecht in der Schule des Pfarrers, deren Vorsteher (Cantor) zugleich sein Schwager war. Nach einfachen Einrichtungen der damaligen Zeit wurden Knaben und Mäd-

chen zusammen unterrichtet, ja es fand nicht einmal eine strenge Scheidung in Klassen Statt, und der Stock war das Universalmittel gegen jede Unart, jeden Uebermuth; dennoch förderte dieselbe ihre Schüler soweit, daß A. Giesebrecht, 14 Jahre alt, von da unmittelbar in die Secunda des grauen Klosters in Berlin aufgenommen wurde. Dort war damals sein älterer Bruder Karl bereits als Lehrer thätig, der, lebendig erfalt von der Bewegung in der Literatur, die, von Schlegel-Tieck ausgehend, damals die jüngeren Geister erregte, auch Adolph und seine jüngeren Brüder, die ihm indessen nach Berlin nachgefolgt waren, in diese Richtung hineinführte. A. Giesebrecht verließ das Gymnasium zu Ostern 1808, nachdem er 3 Jahre in Prima gegessen und ein Jahr Primus omnium gewesen war, mit dem Zeugniß, daß er sich durch Bescheidenheit, untadelhaften Wandel und gewissenhafte Benutzung des Unterrichts bei vorzüglicher Fähigkeit die Zufriedenheit seiner Lehrer in hohem Grade erworben habe, und daß die von ihm in allen Unterrichtsgegenständen erlangten Kenntnisse zu der Erwartung berechtigten, er werde dereinst in dem Lehrstande, dem er sich widmen wolle, etwas nicht Gemeines leisten. Mit besonderer Verehrung gedachte er später noch oft unter seinen Lehrern Spalding's und Delbrück's. Er studirte in Frankfurt a. d. O. (er hörte besonders Bredow und Solger) und in Göttingen Philologie und wurde zuerst als Conrector an der Oberschule in Frankfurt, dann als Collaborator am Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu Berlin angestellt. In dieser Zeit gewann Schleiermacher, dem er, soviel dem Schreiber dieses bekannt, nie persönlich näher gestanden hat, durch seine Predigten auf ihn einen bedeutenden Einfluß. Giesebrecht behielt daher für diesen immer eine große Verehrung, und es erfüllte ihn später oft mit Unwillen, wenn die fortgeschrittene gläubige Theologie vergaß, wieviel sie dem Vorkämpfen Schleiermacher's zu danken habe. Nur das, was ihm Moll in späteren Jahren in Stettin durch seine Predigten gewährte, stellte er der Erbauung in Schleiermacher's Kirche an die Seite. Auch hörte er während seines Lebens in Berlin häufig Hermes, der in der kleinen Spittelkirche suchende Seelen um sich sammelte.

Das Jahr 1813 war für den weiteren Gang von Giesebrecht's Leben von großer Bedeutung. Glühend von Begeisterung, den großen Befreiungskampf des Vaterlands mitzukämpfen, bat er um Urlaub und schied, da ihm dieser versagt wurde, aus dem preussischen Staatsdienst, um in das Mecklenburger Husarenregiment einzutreten. Dieser Schritt verschloß ihm zunächst in Preussen die weitere Laufbahn, die er erst nach ungefähr 14 Jahren beinahe an derselben Stelle wieder beginnen sollte, aber er zeugt jedenfalls von einem Charakter, der das, was er für Pflicht hielt, mit Entschiedenheit ohne Scheu vor den größten Opfern verfolgte, und diese Entschiedenheit und Beharrlichkeit des Willens hat er auch in all seinen spätern Verhältnissen bewährt.

Er wurde also Husar, und da einer seiner jüngeren Brüder bei dem Regiment Gemeiner, ein zweiter Unterofficier war, so schien es nicht unbillig, daß man den ältesten zum Wachtmeister machte, obgleich ihm das Reiten nicht sonderlich gelingen wollte, und er sich über die Anforderung beklagte, daß er alle Pferde seiner Schwadron kennen solle, während er sein eignes nur mit Mühe aus den andern herausfinde. Uebrigens war seine militairische Laufbahn nur von kurzer Dauer; denn es zeigte sich bald, daß sein Körper den Anstrengungen des Dienstes nicht gewachsen sei, und er war genöthigt, seinen Abschied zu nehmen. Voll tiefen Schmerzes kehrte er in das elterliche Haus zurück. Bald jedoch erhielt er eine Anstellung als Collaborator an dem Gymnasium in Neustrelitz und suchte auch hier für die Wiedergeburt Deutschlands, nur mit

ng mit der deutschen Vorzeit und mit dem, was als das We-
Volks daraus hervorgehe, eine Hauptstelle einnehmen.
ngt daher eine ernste Beschäftigung mit der Muttersprache
nur mit der Sprache der Gegenwart, sondern auch mit den
en Zeitaltern und Mundarten derselben innerhalb Deutschlands,
t die Hoffnung aus, die Zukunft werde auch zu den über die
es Stammlandes hinaus verbreiteten Zweigen übergehen. Da-
auch undeutsche Worte und die durch dieselben eingeführ-
schen Begriffe, undeutsche Sitte ausgemerzt werden. Denn die
r innigste Ausdruck der Weltanschauung eines Volkes, werde
igten Tiefen deutschen Wesens vor das Auge führen und die
ien Brust schlummernden Regungen desselben wecken.
langt dann ferner für die Hervorrufung deutscher Volksthüm-
a gründliches Betreiben der deutschen Geschichte in ihrem
rlauf, namentlich auch ein eindringendes Studium der ältesten
eres Volks in seinem einfältigen und prächtigen Naturleben,
lle deutsche Größe emporgewachsen sei, und der herrlichen
cher Sage; er verlangt eine Vertrautheit nicht nur mit der
vorüberrauschenden glänzenden Begebenheiten, sondern auch
auernden in dem Leben der vergangenen Zeiten, mit den Ein-
und Sitten unserer Vorfahren, mit ihren künstlerischen und
flichen Bestrebungen, mit den Grundlagen deutscher Verfas-
deutschen Volkslebens.

zeichnet dann weiter die Reformation als das Werk der Germa-
es Evangeliums und fordert, daß der Jugendunterricht die Leh-
nisch gewordenen Evangeliums kräftig und gleich frei von der
za willkürlicher Menschengesetzungen und von entgelsteter Verstan-
n das künftige Geschlecht bringe, damit die große Wahrheit,
evangelischen Christenthums Grundlage sei, die Lehre von der
n Weihung des Irdischen durch das freie Herabneigen des Gött-
deren höchstem und vollendetem Durchbruch die Welt erlöst
hell werde in deutscher Seele.
de beweist, wie tief die Gedanken, Hoffnungen, Bestrebungen

sen seine Schüler bekannt zu machen. Er führte sie zu diesem Zweck bei hellen Winterabenden ins Freie.

Was aber seines ganzen Lebens Kern war, und was schon damals immer entschiedener der Mittelpunkt seines ganzen innern Lebens wurde, ein lebendiges Ergriffensein von der evangelischen Wahrheit, der Gnade Gottes in Christo Jesu, und eine tiefe Liebe zu dem Heilande, das durchdrang auch all sein amtliches Thun. Davon zeugen namentlich die Betrachtungen, mit denen er den Unterricht wöchentlich einzuleiten pflegte, und denen meist eine Stelle der heil. Schrift zu Grunde lag. Zur Förderung seines Glaubenslebens verband er sich mit einem Kreise von Männern in Neustrelitz und der Umgegend, die, wie er, nach dem Heile in Christo suchten. Davon legen auch die Predigten Zeugniß ab, welche er in Neustrelitz, Altstrelitz und Mirow in den Jahren 1812 bis 1823 hielt.

Indessen war seine Wirksamkeit am Gymnasium von Neustrelitz nicht von langer Dauer. Der geradeste Weg zur Neugestaltung Deutschlands schien der durch die Volkabildung zu sein. Dieser Gedanke wurde, wie anderwärts, so auch in Mecklenburg mit Lebendigkeit erfaßt. Der damalige Minister v. Oertzen glaubte in Giesebrecht den geeigneten Mann gefunden zu haben, den Plan auszuführen. Giesebrecht wurde also auf großherzogliche Kosten nach Jferten geschickt, um sich mit Pestalozzi's Grundsätzen und Methode des Unterrichts bekannt zu machen und dann in Mirow ein Schullehrerseminar danach einzurichten und zu leiten. Was Giesebrecht in der Schweiz kennen lernte, entsprach wohl nicht ganz seinen Erwartungen; indessen gab ihm der Aufenthalt daselbst Veranlassung und Gelegenheit zu sehr gründlichen Studien der Mineralogie und namentlich der Botanik.

In die Heimath zurückgekehrt, richtete er das Seminar in Mirow ein, das damals nur Knaben aufnahm, welche in der Atmosphäre aufwachsen, früh mit dem Geist erfüllt werden sollten, dem künftig Bahn zu machen ihr Beruf wäre. Die Einrichtung hatte etwas Verwandtes mit der des rauen Hauses von Wichern. Die religiöse Ausbildung seiner Zöglinge lag ihm vor allen Dingen am Herzen. Mit welcher Treue er aber auch die Obliegenheiten seines Amtes erfüllte, er erkannte doch bald, daß dies nicht sein natürlicher Beruf sei, und er würde denselben früher aufgegeben haben, wenn ihn nicht die Rücksicht, daß er auf Kosten des Großherzogs die pädagogische Reise gemacht, davon zurückgehalten hätte. Eine Differenz mit der großherzoglichen Regierung über die Grundsätze der Disciplin im Seminar führte endlich dahin, daß er im Jahre 1826 seine Stelle niederlegte. Er ging nun wiederum nach Berlin und wurde vorläufig am Friedrichs-Werderschen Gymnasium und an der Gewerbeschule beschäftigt, bis er zu Michaelis 1828 eine definitive Anstellung als Conrector am Gymnasium in Prenzlau erhielt. Dort gründete er nun bald auch seinen eigenen Heerd. Die Rede, welche er bei seiner Einführung hielt, bezog sich auf die Verschiedenheit des Charakters der griechischen und lateinischen Sprache und den besondern Einfluß, den danach jede von beiden auf die Bildung übe.

Nach 2 Jahren wurde er Prorector an demselben Gymnasium und blieb in dieser Stellung bis zu Michaelis 1833.

Giesebrecht bezeichnete diese Periode seiner amtlichen Thätigkeit selbst als eine der befriedigendsten seines Lebens. Er war Ordinarius anfangs von Secunda, dann von Prima, hatte Lehrgegenstände, die seinen Lieblingsstudien entsprachen, Religion, Deutsch und Lateinisch in den oberen Klassen, und gewann durch die Gründlichkeit seines Unterrichts, wie durch den Ernst seines ganzen Lebens und die Gewissenhaftigkeit, mit der er über die sittliche Entwicklung der ihm befohlenen Jugend wachte, die vollste Anerkennung seiner Schüler, welche noch jetzt seiner

tiefsten Hochachtung gedenken, wenngleich sie früher manchmal in der Strenge geseufzt haben mochten. Zu seinen Amtsgenossen in den angenehmsten Beziehungen. Dieselben waren meist jünger, und ordneten sich um so williger seinem Einflusse unter, je seinen Werth erkannten. Kein Mißklang trübte je die vollste, welche auch auf die ganze amtliche Thätigkeit des Collegiums erfolgreichsten Einfluß hatte. Giesebrecht verstand es, als Mitdieses freundschaftlichen Verkehrs die Beschäftigung mit der Wissenschaft festzuhalten. Ihn selbst fesselten damals namentlich Untersuchungen über die Geschichte des deutschen Volks im Anfange des Mit-

lücklich, wie in seinem Amte, war er auch in seinem Hause: es um dort sein erster Sohn geboren.

Michaelis 1833 wurde er aus dieser Stellung abgerufen, um das am Gymnasium in Neustettin zu übernehmen, welches er bis 1842 verwaltete. Es war dies wohl die trübste Periode seines nicht frei von schwerer Heimsuchung in seinem Hause (er verlor den damals einzigen Sohn), voll bitterer Kränkungen von Seiten, er auf Unterstützung rechnen durfte, voll schwerer Kämpfe, in der auf eine Weise angegriffen wurde, gegen die seine edle Natur aufstehen hatte, das Collegium keine geschlossene Phalanx, die mit Muthigkeit den Kampf gegen ein widerstrebendes Publikum geführt. Der Ort selbst von einigen gewöhnlichen, nur in einer so kleinen bedeutenden Männern dominiert, die Schüler durch den Widerstreit Meinungen und die im Publikum gegen die Schulzucht Opposition zu erregen Stimmen in ihrem Vertrauen wankend gemacht und unsicher, zu folgen sollten, und am liebsten denen Gehör gebend, die ihren eigenen Neigungen schmeichelten. Und doch trotz all dieser Hindernisse auch hier seine Wirksamkeit gesegnet. Die guten Ordnungen des Gymnasiums, welche er vorfand, wurden von ihm mit neuem Geiste erneuert und sind der Anstalt als Erbtheil, als eine treffliche Grundlage für die geistliche und sittlichen Gewöhnung geblieben; sein evangelisches Zeugnis in Stadt und Umgegend um so mehr, als sich selbst seine heftigsten Gegner nicht vor dem Gefühle seiner geistigen Bedeutung verlegenheit verschließen konnten; den Schülern imponierte die Klarheit und Gediegenheit seines Unterrichts, die unbeugsame Festigkeit seines Charakters, die heilige Weihe, welche über ihn bei allen seinen kirchlichen Geist erfüllten Schulfeierlichkeiten ausgegossen war, um sie nicht immer durch den Ernst und die Strenge die Liebe zu mildern, so erkannten sie wenigstens zunächst die Gerechtigkeit der Theilnahme des Mannes an. Das rechte Verständniß seines Amtes und der innern Beweggründe ging ihnen erst später auf.

In dieser Zeit trat auch der Schreiber dieses mit Giesebrecht zuerst in Verbindung. Die Gastlichkeit, mit welcher Giesebrecht sein Haus am Sonntag Abend den Freunden und Amtsgenossen in anspruchsloser Offenheit öffnete, die Verbindung, in die er außerdem mit den Collegisten sich anschloßen wollten, in einem wissenschaftlichen Kränzchen, dessen Vereinigungspunkt in der Lectüre griechischer und römischer Klassiker hatte, machte es leicht, sich ihm zu nähern. So wurde der jüngere Mann bald väterlicher Freund, erfahrener Führer, Vorreiter im Amt und Leben, und knüpfte denselben mit den innigsten Banden der Dankbarkeit, Liebe und Verehrung an sich.

Giesebrecht war ein Mann von einer seltenen Durchbildung des Geistes, einer seltenen Harmonie in seiner geistigen Ausbildung. Er war in allen Gebieten des zur Schule in näherer oder fernerer Beziehung nöthigen Wissens orientirt, hatte auf vielen tiefe und gelehrte Kennt-

nisse, und hatte nicht bloß die Resultate fremden Forschens in einem treuen und vielmfassenden Gedächtnisse aufgenommen, sondern die verschiedenen Gebiete selbständig durchdacht. Diese geistige Selbständigkeit trat überall hervor; den Stempel selbständigen Denkens, nicht bloß eines Operirens mit fertigen, cursirenden Begriffen und Urtheilen trug Alles, was er geistig producirt, diesen Stempel trug auch seine edle, gediegene, von allem Phrasenhaften freie Sprache. Er war ein christlicher Gelehrter in der vollen Bedeutung dieses Namens, vom Glauben aus fiel ihm ein Licht auf alles Wissen, die Beziehung jedes einzelnen wissenschaftlichen Gebiets zu jenem Mittelpunkte hatte er mit Bewußtsein erfaßt; seine Schüler in diesen sichern Mittelpunkt, von dem aus Wissen und Leben sein rechtes Licht empfängt, hineinzustellen, war ihm die wichtigste Aufgabe seiner pädagogischen Thätigkeit. In diesem Sinne sprach er bei seiner ersten Entlassung von Abiturienten in Neustettin: „Ich wiederhole es, lieblich mag es gewesen sein, in der Stadt zu wohnen, wo der Diener der Graten gewaltet und Alles geordnet hatte, aber schöner noch wohnt es sich in der christlichen Kirche, der Gemeinschaft derer, die da glauben und lieben und beides mächtig genug, um auch die Welt zu besiegen und zu gestalten. Und das war es, meine jungen Freunde, was ich Ihnen ans Herz legen wollte. Sein sie Christen, trachten Sie, immer mehr es zu werden in der heiligsten und höchsten Bedeutung des Worts. Und wenn die Freudigkeit eines auf seine Tiefen zurückgegangenen Lebens Ihre Herzen durchdringt, dann bieten Sie rüstig die jugendliche Brust dem Meere des Erkennens. Und lassen Sie sich nicht irren von denen, die da stets warnen vor dem Wissen, weil es stündlich und gefährlich sei, — vor Gottes Auge und Christum im Herzen wandelt es sich sicher und ohne Gefahr durch die heißeste Wüste, wie nicht weit mehr durch das schöne, lebenvolle Thal, das die Wissenschaft Ihnen öffnet. Nur den Unbefestigten kann das Streben nach ihr gefährlich werden, suchen Sie den ewigen, unerschütterlichen Grund, und nichts wird Sie zu irren vermögen.“

Wie er um dieser geistigen Selbständigkeit, dieses Zusammenhanges in seinen Ueberzeugungen willen keine flüchtige, leicht bestimmbare Persönlichkeit war, sich nicht wägen und wiegen ließ von allerlei Wind der Meinungen, so war er doch andererseits milde in der Beurtheilung selbst den seinigsten widerstrebenden Ansichten, sofern diese nur aus einem aufrichtigen, Wahrheit liebenden und suchenden Herzen kamen; denn wie Giesebrecht selbst durchaus wahrhaft war und nach immer größerer Vertiefung in die Wahrheit trachtete, so verlangte er auch nicht fertige, sondern nur aufrichtige, für Wahrheit empfängliche Menschen und hatte mit solchen ununterbrochen innigen und vertrauten Umgang, selbst wenn sie in den wesentlichsten Lebensfragen mit ihm nicht auf gleichem Boden standen.

Wie er selbst seinem Amte mit vollster Hingebung diente, so stellte er die gleiche Forderung an seine Collegen und ging ihnen überall mit dem Beispiel gewissenhaftester, pünktlichster Pflichterfüllung voran. Auch um die Einzelheiten des kleinen Dienstes, wie davon im Schulleben so viel vorkommt, bekümmerte er sich selbst. Die Gewissenhaftigkeit gegenüber den Geboten Gottes machte ihn auch ängstlich und pünktlich in der Befolgung der Verordnungen von Behörden.

Bei all diesen Vorzügen war Giesebrecht ein von Herzen demüthiger Mensch, ja eben weil er so fern von jeder Selbstüberhebung war, sogar leicht Mißtrauen fassend, liebenswürdig im persönlichen Umgang, ein Freund von Scherz und Witz, ein treuer, zuverlässiger Freund, ein gerader, aufrichtiger Charakter, der alle krummen Wege, alle Künste, durch welche die Klugheit der Welt zu ihren Zielen gelangt, verschmähte, nicht lavirte, nie um der Menschen Gunst und Beifall buhlte.

Hauptunterrichtsgegenstände waren Religion und Lateinisch in Klassen. Bei seiner Versetzung von Prenzlau nach Neustettin, da darauf gefreut, nun doch gewiss einmal eins seiner Lieblingsgeschäfte übernehmen zu können; er opferte diesen Wunsch, daß der Lehrer, welcher diesen Gegenstand bis dahin vertreten ungern aufbehe.

derungen, welche er bei seinem Unterrichte an die Schüler ziemlich hoch gestellt; er war darum nicht leicht befriedigt selten. Bei seinem Religionsunterrichte ging er von dem aus, der wissenschaftlich Gebildete müsse im Stande sein, den zu vertreten, und zu diesem Zweck denselben begriffsthat haben. Daher suchte er seine Schüler zu einer klaren und Fassung der dogmatischen Begriffe und einer deutlichen Einordnung innern Zusammenhang der Lehren der Kirche zu führen. fern, etwa besonders auf die Erregung des religiösen Gefühls wollen, und wie er überhaupt nüchtern und besonnen war, namentlich auch in der religiösen Entwicklung das Forcirt, unwider.

swandten Grundsätzen verfuhr er bei dem Unterricht in der Grammatik, den er in Prima und Secunda ertheilte. Er hatte in sehr spezielle Studien gemacht und wurde nur durch die, mit der er auch jeder untergeordneten Forderung seines nigen suchte, an der beabsichtigten Herausgabe einer lateinisch gebindert. Dieser grammatische Unterricht in den oberstklassen sollte die bis dahin mehr gedächtnismäßig oder strengen Zusammenhang vom Schüler aufgefaßten Spracher- in ihrem inneren, systematischen Zusammenhange nachweisen Schüler eine Einsicht in den syntaktischen Bau der Sprache

Auch bei der Erklärung der Schriftsteller ging er mit großer auf die Begriffe der einzelnen Worte, auf Synonymik, auf die Conjunctionen ausgedrückte Beziehung der Gedanken unter, und las daher nicht rasch.

zen Reichthum seines Geistes schloß er in den Reden auf, theils bei Entlassung von Abiturienten, theils bei andern Schul- en hielt. Er beleuchtete in ihnen meist Fragen des Schullebens unkte der christlichen Wahrheit aus und legte Zeugniß ab von m, der seines Lebens Grund, seines Handelns Wurzel, seines lichen Suchens und Forschens Licht und Leitstern war.

gewollt und wie er dies Ziel erstrebt, das sagt sein Ab- bei seinem Scheiden von Neustettin, dem gewiss aus der Seele Schüler ein bekräftigendes Ja antwortete. „Das wenigstens von Ihnen“, sprach er, „daß mir an nichts mehr gelegen ge- als daran, aus Ihnen hervorzubilden, was nach jedes Gabe rden konnte, daß ich nicht Geld und Gut, nicht Ehre bei den ht die Gunst vieler, nicht eigene Bequemlichkeit meiner Pflicht erzogen habe, daß ich vielmehr von dem allen mehr hätte en, als mir zu Theil ward, wenn ich meinen Ueberzeugungen as Ihnen Noth thut, hätte untreu werden oder zuwider han- 1. Allein meine Anforderungen an Ihre wissenschaftlichen Lei- 1 Ihre Unterordnung unter das Gesetz, meine Ansprüche an cht des Verzichtens auf Genüsse, welche Sie begehrten, sind selten zu streng und herbe erschienen. Daß sie streng ge- durchaus wahr; ich hätte es nicht gut mit Ihnen gemeint, is nicht gewesen wären.“ — „Daß ich es zusammenfasse, es hr daran gelegen, daß Sie Christen und Männer, als daß Sie ürden, das ist der Schlüssel meines Thuns.“

Zu Ostern 1842 trat Giesebrecht aus der unmittelbaren Lehrthätigkeit in eine administrative über und war zuerst bis Michaelis 1848 in Stettin, von da an bis zu seinem Tode in Königsberg i. Pr. Provinzial-Schulrath. Seine Wirksamkeit in diesen Aemtern keunt der Schreiber weniger aus eigenen Beobachtungen, doch blieb er mit dem Entschlafenen in steter brieflicher Verbindung und dadurch im Zusammenhange seines Lebens.

Seine Uebersiedelung nach Stettin fiel in die Periode, in welcher sich jene Begebenheiten vorbereiteten, welche in dem unglücklichen Jahre 1848 zur Erscheinung kamen. Die Opposition hatte sich zunächst auf das kirchliche Gebiet geworfen, hier wurde zuerst die Pietät gelockert; und sie ist gleich einem Netz, von dem man keine einzelne Masche lösen kann, ohne das ganze Netz auseinandergeht. Giesebrecht konnte nach seiner entschieden sich aussprechenden kirchlichen Stellung von diesen Kämpfen nicht fern bleiben. Mafsnahmen der Behörden, die unter allen Umständen nöthig waren, wurden kirchliche Motive und Antipathien untergelegt. Giesebrecht schrieb im Januar 1846: „Es ist, als stände die Niederkunft der bejahrten Mutter Zeit in ganz naher Aussicht und hätten wir bald irgend einen Wechselbalg zu begrüßen.“ Dennoch überraschten ihn die Ereignisse des Jahres 1848, aber er erkannte auch sogleich ihren Charakter und stellte sich auf die Seite ihrer entschiedenen Bekämpfer. Und doch war er eigentlich nie ein Parteimann, er besafs eben zu viel Selbständigkeit des Charakters und der Ueberzeugungen, um sich Parteiansichten und Parteianschauungen unterzuordnen, und ist eben deshalb von ganz entgegengesetzten Seiten zeitweise angegriffen worden.

Weil er aber eingesehen, welches die Wurzeln der tiefen Schäden im Leibe unseres Volks seien, und wo allein die Heilung für dieselben liege, so betheiligte er sich von da an immer entschiedener an den Werken der inneren Mission und war in Königsberg ein Mittelpunkt aller dahin zielenden Bestrebungen.

Er sprach schon in Neustettin wohl öfter aus, er freue sich auf das Alter und hoffe, es werde dies die glücklichste Zeit seines Lebens sein. Diese Hoffnung sollte ihm in Königsberg wenigstens zum Theil erfüllt werden. Der feurige Wein verliert mit dem Alter die Schärfe und wird milder. Giesebrecht genofs der allgemeinen Achtung, des Wohlwollens seiner Vorgesetzten, der Liebe seiner Amtsgenossen, des Vertrauens aller Armen und Nothleidenden. Am Ordensfest im Jahre 1852 wurde er durch Verleihung des rothen Adlerordens vierter Klasse ausgezeichnet.

Die Lauterkeit seines Charakters, sein gerader, anspruchsloser Sinn, seine Gewissenhaftigkeit, gepaart mit christlicher Milde, die wohlwollende Achtung fremder Persönlichkeit, die Theilnahme, mit der er jedes treue Streben förderte, die Sorgfalt, mit der er die äufsere Lage der Gymnasiallehrer zu bessern suchte, erwarben ihm auch die Anhänglichkeit des Lehrerstandes der Provinz. Selbst das Ehrwürdige seiner äufseren Erscheinung gewann ihm die Herzen. Eine bittere Erfahrung seiner letzten Lebensjahre war ihm ein Angriff, in welchem seine Glaubensstellung verdächtigt wurde. Er liess damals mehrere Schulreden und auch die, welche das Fundament jener Anklage bildete, drucken, um, wie er am Schlusse der Vorrede sagt, seinen Platz unter denen, die, mit wie geringen Kräften auch immer, mit dem besten Theile ihres Lebens dafür streben, dafs des Herrn Reich komme, sich nicht bestreiten zu lassen.

Die sehr angestregten Dienstreisen (es gehörte anfangs auch noch ein Theil des Elementarschulwesens der Provinz zu seinem Geschäftskreise), die er unternehmen mußte, erfrischten ihn in den früheren Jahren trotz der grofsen geistigen Anspannung, mit welcher er sich dem Geschäft der Prüfung widmete; später fürchtete er dieselben, denn er fühlte seine

ste ihnen nicht mehr gewachsen. Die Regsamkeit seines Geistes jedoch dauerte bis zuletzt; er fing erst in Königsberg das Studium des Lateinischen an und fand an demselben großes Interesse. Seine Lesekraft und Lebensfreudigkeit wurde gebrochen durch den schwersten Schlag, der sein ganzes Leben traf, den Verlust seiner achtzehnjährigen Tochter, der noch dazu in weiter Ferne erfolgte. Von da an löste sich sein Herz immer mehr von der Erde, er sehnte sich abzuschneiden und seiner Ruhe einzugehen. Er schrieb im Mai des Jahres 1854: „Was ist dem, der hinsichtlich des Lebens hinter dem Vorhange nicht ist, wie andern, die keine Hoffnung haben, wohl noch begegnet, den Augenblick des Sterbens zu fürchten, dafür hat mir meines Kindes Abschied *Pacte non dolet* hinterlassen, das mich, so Gott will, bis zu meiner letzten Stunde begleiten wird.“

Der Herr, dessen Reich nach dem Maße von Kraft, das er von ihm empfing, zu fördern er sich stets schuldig erkannt hatte, rief ihn rasch nachdem er die letzte beschwerliche Dienstreise eben vollendet. Sein Leiden bleibt in Segen. Er hat eine Wittve und einen einzigen Sohn hinterlassen: möge ihm des Vaters Name eine Empfehlung im Leben und Vorbild zur Nachahmung sein!

C.

A.

II.

Aus Mecklenburg.

Am Gymnasium zu Schwerin sind im Laufe des Jahres 1855 im Lehrcollegium bedeutende Veränderungen eingetreten, indem nicht nur drei angewordene Stellen neu besetzt, sondern auch zu gleicher Zeit drei verstorbenen neu fundirt wurden, um die Zahl der Klassen vermehren zu können. Zu Anfang des Jahres starb der Oberlehrer Dr. Heyer, dessen Religionslehrer Dr. Huther und Hoyer wurden ins Pfarramt bedient. Die sechs ernannten neuen Lehrer sind: Dr. Ebeling, bisher Lehrer am Lyceum zu Hannover, Dr. Overlach, bisher Oberlehrer am Gymnasium zu Riga, der Schulamts-Candidat Dr. Wigger, Dr. Hartig, bisher Lehrer an der Nicolaischule zu Leipzig, Dr. Meyer, bisher Lehrer am Gymnasium zu Aurich, und der Candidat der Theologie Dr. Willmann. Das Lehrercollegium besteht also jetzt aus folgenden Mitgliedern: Director Dr. Wex, Prorector Reitz, Oberlehrer Dr. Buchner, Oberlehrer Dr. Dippe, Oberlehrer Dr. Schiller, und den oben genannten sechs Lehrern, nebst dem Schreiblehrer Foth und dem Turnlehrer Lauffer.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

1) Ernennungen.

Die Berufung des Collegen an der Realschule der Francke'schen Stiftungen zu Halle Dr. August Ferdinand Witte zum ordentlichen Lehrer am Domgymnasium zu Merseburg ist genehmigt worden (den 8. Febr. 1856).

Der Hülfslehrer am Gymnasium zu Lissa Friedrich Gustav Stange ist als ordentlicher Lehrer an derselben Anstalt angestellt worden (den 20. Febr. 1856).

Der Schulamts-Candidat Reizner ist zum ordentlichen Lehrer bei dem Gymnasium zu Culm ernannt worden (den 23. Febr. 1856).

Die Berufung des Candidaten des höheren Schulamts Dr. Alfred Breysig zum Hülfslehrer an der Realschule zu Posen ist genehmigt worden (den 23. Febr. 1856).

2) Ehrenbezeugungen.

Dem ordentlichen Lehrer an der Realschule zu Barmen Dr. Ulrich Petri ist das Prädicat „Oberlehrer“ beigelegt worden (den 15. Febr. 1856).

Dem ordentlichen Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin Dr. Hermann Alexander Fofs, sowie dem ordentlichen Lehrer an der Königlichen Realschule daselbst Friedrich Heinrich Schneider ist das Prädicat „Oberlehrer“ beigelegt worden (den 20. Febr. 1856).

Dem ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Tilsit Dr. Leopold Gustav Adolph Düringer ist der Oberlehrer-Titel verliehen worden (den 20. Febr. 1856).

Dem ordentlichen Lehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium Dr. Friedrich Wilhelm Schwartz ist der Oberlehrer-Titel verliehen worden (den 28. Febr. 1856).

3) Todesfälle.

Am 21. Januar c. starb zu Leipzig der Buchhändler B. G. Teubner im 72. Lebensjahre.

Am 13. März 1856 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. VV. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Programme der pommerschen Gymnasien vom Jahre 1855.

I. Abhandlungen.

dieesjährigen Programme unserer Provinz enthalten 2 mathematische und 7 philologische Abhandlungen, darunter eine aus dem Gebiete der Philologie.

Belama. Ueber den mathematischen Unterricht auf Gymnasien. Gymnasiallehrer Dr. Spörer. — Während der Titel der genannten Abhandlung den Leser auf eine theoretische Auseinandersetzung über die in der Mathematik vorzubereiten scheint, so wird derselbe durch die einfache Weise überrascht, wenn er nach den kurzen, aber sehr werthvollen Vorbemerkungen über die Bedeutung der Mathematik im Gymnasium findet, daß der Verf. gerade seine eigene Schulpraxis zum Gegenstande der Mittheilung gemacht hat. Denn wer wollte es ihm dank wissen, daß er vor aller Welt darlegt, wie er eins der wichtigsten Unterrichtsobjecte handhabt und den Zweck seiner Unterweisung, die Anleitung des Schülers zum abstracten Denken, auf den verschiedenen Klassenstufen zu erreichen bemüht ist? Mag immerhin der Verf. von Fach über Einzelnes anderer Ansicht sein, mag er selbst über die Art, welches der Verf. seinem Unterrichte gesetzt hat, abweichend sein: immerhin wird die pädagogische Welt mit freudiger Anerkennung entgegennehmen, was ein junger lebendiger Schulmann im Vertrauen auf die Lauterkeit seiner Bestrebungen unmittelbar aus dem Kreise seines eigenen Lebens und eigener Erfahrung zu allgemeiner Kenntniß bringt. Um so mehr glaubt Ref. sich berechtigt, hier wenigstens Einiges über Vertheilung des Lehrstoffes auf die einzelnen Klassen zur Ergänzung des VI. S. 305 dieser Zeitschrift Bemerkten mittheilen zu dürfen.

- 4 St. Rechnen: die vier Rechnungsarten mit benannten Zahlen.
- 4 St. ———: Repetition des Pensums der VII. u. die leichteren Beispiele mit Bruchzahlen.
- 3 St. ———: Bruchrechnung, geometrische Theilverhältnisse und Proportionen.
- 2 St. ———: die zusammengesetzten Rechnungen und Dezimalbrüche.

- IV. 2 St. Geometrie: die Sätze von den Dreiecken und Parallelogrammen, ausgenommen einige etwas schwierigere.
- III b. 2 St. Geometrie: Repetition des Pensums der IV. und Lehre vom Kreise. Lösung von Aufgaben.
- 2 St. Arithmetik: Buchstabenrechnung.
- III a. 2 St. Geometrie: Lehre vom Kreise eingeübt; daran schließen sich die Sätze vom Flächeninhalt und eine Anzahl Sätze von der Aehnlichkeit.
- 2 St. Arithmetik: Repetition der Buchstabenrechnung. Lehre von den Potenzen mit ganzen Exponenten. Quadratwurzeln und einfache Gleichungen mit einer und mehreren unbekannten Größen.
- II. 2 St. Geometrie: Abschließung der Aehnlichkeit. Anwendung der Arithmetik auf die Geometrie. Trigonometrie.
- 2 St. Arithmetik: Allgemeine Potenzrechnung, Cubikwurzeln, quadratische Gleichungen nach vorausgegangener Repetition, Lehre von den Logarithmen.
- I. 3 St. die noch übrigen Abschnitte der Arithmetik, die Stereometrie, die rechnende Geometrie und die ebene Trigonometrie. Gelegentliche Repetition von Abschnitten der Planimetrie.

Cölln. *De ranarum Aristophaneae fabulae indole atque proposito.* *Scriptit Fr. H. Hennicke, philos. doctor et professor.* — Die Frösche des Aristophanes wurden unter dem Archontat des Kallias, und zwar, wie wir aus dem Stücke selbst ersehen, nach dem Tode des Euripides und Sophokles aufgeführt. Dem ersteren dieser beiden Dichter gilt ja die Hadesfahrt, welche Dionysos in Begleitung seines Slaven Xanthias unternimmt, und wenn nun im Verlaufe des Stückes die beabsichtigte Zurückführung an die Oberwelt in Folge des Wettstreites zwischen Euripides und Aeschylus unterbleibt, sondern an seiner Statt Aeschylus das Schattenreich verläßt, so drängt sich neben der in Bezug auf die Zeit gewonnenen Gewissheit die Frage mit Lebhaftigkeit hervor, was denn der Dichter gerade damals veranlassen mochte, ein Stück mit so unverkennbar litterarischer Tendenz auf die Bühne zu bringen. Der Beantwortung derselben hat der Verf. die vorstehende Abhandlung gewidmet, und zwar stellt er, nach Abweisung einer verfehlten Vermuthung von Bernhard Thiersch, seinerseits folgende Conjectur über Veranlassung und Zweck des Stückes auf. Wie nach Aeschylus' Tode die Wiederaufführung seiner Stücke durch ein ausdrückliches Gesetz gestattet wurde, so habe der Archon Kallias dem Euripides schon bei seinen Lebzeiten versprochen, ihm gleiche Ehre widerfahren zu lassen, und, als er nun an die Erfüllung dieses Versprechens gegangen, dem Aristophanes Gelegenheit gegeben, dem athenischen Publicum sein Urtheil über beide Tragiker in der Absicht vorzulegen, damit dasselbe der grandiosen Poesie des Aeschylus seine Neigung zum Heile des Vaterlandes von Neuem zuwenden möge. Und um diesen Zweck desto sicherer zu erreichen, lasse er den Kallias selbst in der Person des mit Herculestracht ausgestaffirten Dionysos in die Unterwelt hinabsteigen, um den Euripides zu holen, zuletzt jedoch, nachdem er sich von dem hohen Werthe des Aeschylus überzeugt, diesen statt jenes mit sich hinaufnehmen. — Bei vielem Lehrreichen, was die Ausführung dieser Hypothese enthält, hat Ref. ungern ein genaueres Eingehen auf die Zeitverhältnisse jenes Jahres und die in dem Stücke selbst erwähnten Persönlichkeiten vermisst.

Greiffenberg. *Quaestionum Polybianarum particula altera.* Vom Director Prof. Dr. Campe. — Eine Reihe Emendationen von Stellen aus dem ersten Buche des Polybius: Cap. 1. §. 4. *τῆςδε τῆς περὶ*

γματοίαις. — Cap. 2. §. 3. κατείχον; §. 5. τὸ πρὸς δέσσει μέρος; §. 7. ἀπαρμύλλον μὲν τοῖς πρότερον οὖσι; ibid. τῆς αὐτῶν δυναστείας; §. 8. ταύτης μὲν τὰ ἄλκια διὰ τῆσδ. τ. γρ.; ibid. ὁ τῆς ἱστορικῆς πραγματείας τρόπος. — Cap. 3. §. 3. ἐπιβολὰς ἑκάστων, ἔτι δὲ συντελείας αὐτῶν, ὁμοίως δὲ καὶ κατὰ τόπον μὴ συμπλέκειν ἑκάστη τ. περ. — Cap. 4. §. 1. ἱστορίας δεῖ ἕν. μ. σ.; §. 7. ἀτρεκέως συνόψεσθαι; §. 8. ἐνεργεῖα für ἐμπειρία; §. 11. ἐφίκοιτο ἐπιστήμην ἀτρεκέῃ ἔχειν καὶ; ibid. κατοπτρίζας ταῦτα καὶ; ibid. ἱστορίας ἅμα λαβεῖν. — Cap. 5. §. 3. ἐπιζητούσας; §. 4. κεφαλαιώδη δεῖ τῶν. — Cap. 6. §. 7. τὰς τε ὀφειλὰς δυνάμεις. — Cap. 8. §. 3. πρὸς δὲ πᾶν τε γένος. — Cap. 9. §. 8. προσηγορεύεθαι πολιτῶν τε καὶ συρμαχ. — Cap. 10. §. 4. ἀλογίαν für ἀμαρτίαν. — Cap. 15. §. 11. συγγραφικῶς ψευδὲς ἀν. — Cap. 17. §. 6. μετὰ τεττάρων στρατοκ. — Cap. 18. §. 5. ἀπεχούσης für ὑπαρχούσης. — Cap. 22. §. 8. ἀντιπεριώ-
ντες πρὸς τὰς. — Cap. 26. §. 9. θάμενος für θιώμενος. — Cap. 27. §. 5. entweder πέντε ἐπὶ πλοῦς, oder καὶ hinter ἐπὶ πλ. zu streichen. — Cap. 37. §. 4. πεδιῶδα für πλάγαν; ibid. §. 5. ἤλασαν εἰς πύλας γῆς für λαθόν ἔσω πύλας. — Cap. 39. §. 12. ἐπὶ τέτταρας ἐναντοῖς statt δύο.

Im Verlaufe der kritischen Untersuchungen ist der Verf. auch auf manche exegetische Bemerkungen gekommen, wie zu Cap. 15. §. 10., Cap. 23. §. 8., Cap. 24. §. 3. und Cap. 39. §. 6.

Greifswald. De A. Persii satira V. Scriptit Dr. H. Lehmann. — Unter Hinweisung theils auf die litterarischen Verhältnisse unter den Julischen Kaisern, theils auf die persönliche Stellung des Persius zu hervorragenden Männern seiner Zeit versucht der Unterzeichnete, dem schon früher von ihm verfochtenen politischen Character der Satiren durch eine eingebende Erklärung der 5ten Satire darzuthun. Von allgemeinerem Interesse, namentlich für theologische Kreise, dürfte sein, was 3. 28 ff. über die Stellung des Neronischen Hofes zum Judenthum auf Grund glaubwürdiger Quellen gesagt ist.

Putbus. I) Gedächtnisrede des Directors zum Andenken des verstorbenen Fürsten und Herrn zu Putbus. (S. unten Schulnachrichten). — 2) *Emendationes M. Tullii Ciceronis epistolarum. Scriptit Dr. Koch.* — Die von dem Verf. gegebenen Textesemendationen beziehen sich mit Ausnahme von dreien (*ad fam. V. 6, 1. repente für prudenti, ad Q. fr. I. 4, 16. quamquam saepenumero sunt facta verbis difficiliore, und ad Q. fr. de petit. cons. 3, 10. etiamsi sceleris culpa non esset*) auf die Briefe an Atticus. Wir geben das Verzeichniss der emendirten Stellen: I. 1, 2. quae quum erit absoluta, sane facile eum et libenter municipia consulem acceperint. — I. 18, 1. quocum ex animo loquar. — III. 16. languidae für laetae. — IV. 13, 1. ego — et secreto — afixim me in altercationibus. — IV. 16, 7. (5.) nam profecto suspicionem habuisti nullam. — V. 4. (§. 1.) et me absente res habebit morationem. — V. 11, 6. (5.) nunc redeo ad quae mihi mandasti; praefectis excusationes iis quos voles deferto. — VII. 1, 5. (2.) itaque quisvis unus primus sentent. s. d. — VII. 17. si praesidia reliquerit. Omnino conceditur mihi honeste nunc quidem. — VIII. 11, 4. (1.) conculcari inquam — proxima aestate aut prius etiam, mancipiis — nec tam emptio pertimescenda — denunciata est agitari quam universus interitus. — VIII. 14, 1. sed omnia continuo sciemus. — IX. 11, 4. post fugam nostram numquam majus trium dierum intervallum fuit. — IX. 18, 2. reuoluta in qua erant mera scelera. — X. 4, 9. (3.) quid videret, quem exercitum, quam remp.? — Pompeji classem timebat, quae si exisset, se de S. — ibid. §. 11. amicissimum mihi Caesarum esse. Dubito equidem, inquam. Scriptit ad me Dolabella. Die quid? Affirmabat, quum scripsisset, quod recusarem ad Urbem venire. — Quam cupio illum esse dignum nobis et quam ipse meam vitupero

qua cum laesi suspicionem. Tamen si ei opus fuit Hirtio convento, est profecto nescio quid. — XI. 7, 3. (1.) sed ex omnibus nihil malim tamen defendatur quam quod in Africam non ierim. — ibid. §. 7. (2.) tantum vide ne hoc tempore isti obesse aliquid possit. — XI. 12, 2. (1.) tamen audebo petere abs te, quoad te videro, ne quid. — XI. 16, 2. quemquam bonum ullam salutem putare mihi tanti faciendam fuisse. — XI. 21, 3. quod me mones ut me meaque ad tempus accommodem. — XI. 25, 3. Ego hujus miserrimae fecunditate confectus confictor. — ibid. ex argento, vestimentis, suppellectile. — XIII. 27. valde me poenitebat; nedum in hac quidem. — XV. 2, 4. Tyndaritanorum causa, de qua Pansa laborat, quae sit nescio. Nostrum Περσέων μορὴν ista videntur. — XV. 4, 2. Sausejum de te celemus. — XVI. 2, 1. ut esset qui Hortensio et Cluviae, quibus quidem ait.

Neu-Stettin. Homer und seine Gedichte. Vom Oberlehrer Dr. Knick. — Der Verf. giebt in der vorliegenden Abhandlung eine Fortsetzung der im Programm von 1848 erschienenen Arbeit über verschiedene Seiten der großen homerischen Frage. Den Gegenstand sowohl der früheren, wie der jetzigen Schrift bildet die Person und die persönlichen Verhältnisse des Homer; dort war von seinem Vaterlande und Namen gesprochen und zuletzt dargethan, daß Hellas nicht sein Vaterland sein könne. Im Anschluß an letztere Beweisführung wird jetzt Ionien als sein Vaterland und Smyrna als diejenige Stadt hingestellt, welche die meisten Ansprüche auf seine Geburt zu erheben berechtigt sei. Der Beweis für beide Behauptungen wird theils auf Grund der im Alterthum herrschenden Sagen, wie der in den Gedichten selbst anzutreffenden Spuren, theils vermittelt eingehender Beurtheilung der historischen Zeugnisse geführt.

Stargard. Ueber perspectivische Verwandtschaft der Figuren von Ernst Essen.

Stettin. *Exercitationes criticae.* Vom Collab. Dr. Ilberg. — Eine Anzahl Emendationen von Fragmenten des Ennius. Zum Schlusse wird in der, jüngst bei einer vielverbreiteten Manie vielgenannten Stelle des Ammian. Marcell. XXIX, 1. §. 31 *aptum* für *sartum* oder *arctum* vorgeschlagen.

Stralsund. Einleitung zu Shakespeare's Julius Cäsar. Vom Oberlehrer Dr. Tetschke. — Nach einigen vorausgeschickten Bemerkungen über den Stand der Erklärung des großen Dichters handelt der Verf.: I. von den früheren oder gleichzeitigen Bearbeitungen desselben Stoffes und von der Zeit der Entstehung des Shakespeare'schen Dramas; II. vom Titel und allgemeinen Character desselben; III. von den historischen Quellen, aus denen Shakespeare schöpfte; woran sich IV. eine historische Begründung der auftretenden Charactere, und V. eine Auseinandersetzung über Chronologie und Schauplatz der Handlung schließt. Die vom Verf. beabsichtigten ausführlicheren Bemerkungen über die metrischen Verhältnisse des Stückes sind wegen Mangels an Raum einer spätern, hoffentlich nicht allzu entfernten Zeit vorbehalten.

II. Schulnachrichten.

a) Frequenz und Lehrkräfte.

	Schüler.								Lehrer.				
	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	Summa	Abitur.	Ordentl.	Hülfs- u. techn.	Cand.	Summa
	32	26	a 25 b 29	53	52	57	30	304	11	11	4	1	16
	24	27	25 33	52	51	40	—	252	13	9	1	1	11
					a 44 b 25	47	—	242	—	7	1	1	9
erg.	—	23	53	50									
Id	14	22	28	21		44	42	—	271	4	13	3	16
St.	11	22	30	37				—	7				
Stin	28	34	52	37	33	31	—	215	9	8	2	—	10
	12	17	26	23	18	—	—	96	7	9	2	—	11
	11	29	40	52	63	50	—	245	4	9	2	—	11
	a 23 b 29	a 28 b 41	a 50 b 48	a 48 b 34	a 42 b 40	a 49 b 45	—	477	21	16	7	1	24
	28	33	37	40	18	39	46	241	8	11	2	—	13
Totalsummen								2343	84	93	24	4	121

) Veränderungen in den Lehrer-Kollegien.

(Vgl. Jahrg. IX. S. 445 dieser Zeitschr.)

am: Hülfslehrer Schneemelcher den 17. Aug. 1854 ordentlicher. — Schulamts-Cand. Klütz als Volontair seit Mich. 1854. in: Schulamts-Cand. Heintze seit Neujahr 1855.

ffenberg: Keine Veränderung.

fawald: Mich. 1855 trat Dr. Rassow (s. Stettin) in das Directorat und Cand. Zerlang als Probandus ein.

-Stettin: Cand. Neubauer ging Mich. 1854 an die Realschule erg über. — Gleichzeitig trat Cand. Francke (s. Putbus) als rer ein.

bus: Das Pädagogium verlor am 26. Sept. 1854 in der Person ten und Herrn zu Putbus seinen mit tiefster Dankbarkeit vergründer und als Vorsitzenden des Curatoriums fortwährend thätschützer. Die vom Director am 12. Oct. gehaltene Gedächtnis-dem Programme vorausgeschickt. — Adj. Schütte Mich. 1853 ealschule in Stralsund berufen. — Cand. Francke trat Ostern n Probandenjahr an.

gard: Ostern 1855 ward Prorector Prof. Dr. Scheele als Di-ich Merseburg versetzt. — Gleichzeitig schied der Director Prof. ese aus seiner amtlichen Thätigkeit.

tin: Mich. 1854 Cand. Kern ordentlicher Lehrer, Cand. Rüter er. — Ostern 1855 trat Hülfslehrer Dr. Volkmann als Col-an die Friedrich-Wilhelms-Schule über; sein Nachfolger wurde p. — Mich. 1855 ward Gymnasiallehrer Dr. Rassow als Proch Greifswald versetzt.

lsund: v. Lühmann seit Mich. 1854 ordentlicher Lehrer.

Am Schlusse der vorjährigen Programmschau Jahrg. IX. S. 404 nöthigte mich die Rücksicht auf den einer Berichterstattung zugemessenen Raum, auf eine eingehende Besprechung einzelner Unterrichtsgegenstände zu verzichten. Heute, wo jene Rücksicht nicht obwaltet, gebe ich eine Zusammenstellung der Vertheilung des Religions- und geschichtlichen Lehrstoffes auf die einzelnen Klassen der Gymnasien unserer Provinz, soweit die oft sehr kurzen Mittheilungen der Programme dieselbe gestatten. Warum ich gerade diese beiden Objecte ausgewählt habe? Theils aus persönlichen und äußeren Gründen, theils aus inneren: fallen doch die Anfänge beider Unterrichtsgegenstände thatsächlich überall zusammen, indem die biblische Geschichte für den Knaben zugleich überhaupt die erste Geschichte ist, die er kennen lernt; tritt ferner doch in beiden die Nothwendigkeit eines gewissen Abschlusses für den Schüler hervor, der nach Beendigung der Tertia zum bürgerlichen Leben übergeht, so daß der Beruf des Gymnasiums als einer allgemeinen Bildungsanstalt schon hierdurch unleugbar wird; bestehen endlich doch für die Zielleistungen in beiden Objecten in den §§. 23. 5. 7. und 28. 5. 7. des Abiturienten-Reglements v. J. 1834 detaillirte Bestimmungen, deren Erreichung selbstredend wenigstens für die oberen Unterrichtsstufen maßgebend sein muß.

a. Religionsunterricht.

In den letzten Jahren ist die Frage: Wer soll den Religionsunterricht auf Gymnasien ertheilen? wiederholter Besprechung unterzogen, ohne daß man damit zu einer andern allgemeiner befriedigenden Antwort gelangt wäre, als zu der von vorn herein auf der Hand liegenden: den Religionsunterricht ertheile der oder die Gymnasiallehrer, welche dazu die Befähigung und den Beruf besitzen; wo es an solchen fehlt, erst dann und nur dann rechtfertigt die Einsetzung eines Theologen als Religionslehrers sich selber hinreichend. — Hier, wo es sich nicht um Theorien, sondern um thatsächliche Verhältnisse handelt, genüge es zu bemerken, daß in Pommern nur das Pädagogium zu Puthus und das Gymnasium zu Greifenhagen in der Person eines Geistlichen einen Fachlehrer für die Religion besitzt, und daß in Stralsund der städtische Superintendent den Religionsunterricht in der Prima ertheilt.

Schon aus diesem Grunde darf der Putbuser Lehrplan — Greifenhagen hat noch keine Prima — auf ein allgemeineres Interesse Anspruch machen:

- V. (früher mit IV. comb.) biblische Geschichte des A. T. — 1. u. 3. Hauptstück des lutherischen Katechismus. — Geburts- und Leidensgeschichte Christi. Kirchenlieder. Bibelsprüche. Psalmen.
- IV. Biblische Geschichte nach O. Schulz. — 2. u. 3. Hauptstück.
- III. Geschichte des Reiches Gottes nach dem A. u. N. T. — Lehre von den Sacramenten nach dem 4. u. 5. Hauptstück.
- II. Einleitung in die biblischen Bücher A. u. N. T. mit besonderer Berücksichtigung des Inhaltes.
- I. Evang. Johannis im Urtext. — Kirchengeschichte. — Galaterbrief. (Dazu nach dem Programm von 1853: Glaubenslehre.)

Augenfällig tritt uns hier eine dreifache Lehrstufe entgegen: eine prädeutsche, welche die Kenntniss der biblischen Geschichte, eine mittlere, welche die Geschichte des Reiches Gottes, und eine höhere, welche eine wenigstens annäherungsweise wissenschaftliche Begründung des auf der mittleren Stufe Gelehrten zu ihrer Hauptaufgabe hat, neben welcher die Rücksicht auf die Kirche sowohl, wie auf diejenigen Schüler, welche nicht alle Klassen des Gymnasiums durchmachen, auf den beiden ersten

en eine eingehende Behandlung der Hauptstücke des Katechismus gestattet. Und in der That erscheint dem Ref. diese Dreitheilung sowohl in den Lehrstoff, wie durch die Bildungsstufen der Schüler gleich sehr befähigt. Das Kind will Geschichten, und von allen Geschichten ist keine es stärker an, als die biblische: wohl ihm, wenn eine sorgfältige Mutter diesen durchgängig angebornen Trieb frühzeitig hegebt hat, so findet es in der Religionsstunde die alten längst bekannten und gewonnenen Gestalten wieder und ist um so leichter im Stande, die neuen Substrat als ein eitles Wort verhallende Katechismuslehre anzunehmen. Dabei kann ich nicht umhin, des trefflichen Buches von Jaspis: „Der kleine Katechismus Luthers aus sich selbst erklären, wie aus der heil. Schrift, namentlich ihren Geschichten erläutert“, zu gedenken, weil es gerade den angedeuteten Mangel zu beseitigen vorzüglich geeignet ist. — Wird so der Katechismus täglich mehr zum lebendigen Verständniß des Knaben gebracht, so vermag er, fußend auf solidem Bibelkenntniß, ausgerüstet mit einem Schatze an Bibelsprüchen und Gesängen, die Geschichte der großen Thaten Gottes, wie sie in der That vom Heile an den Tag tritt, in ihrem Zusammenhange zu verstehen, und ruft ihn dann das Leben, etwa nachdem er das jetzt fast überall erforderliche Zeugniß der Reife für die Secunda erworben hat, aus dem Hause der Schule ab, so kann diese den Scheidenden mit dem guten Besitze ins Leben entlassen, daß sie es ihm an Nichts von dem fehlen ließe, was seinem wahren Heile nothwendig ist. Ja, es dürfte in einer theoretischen Reflexion über die möglichstste Schuleinrichtung sogar die Frage gewisse Berechtigung haben, ob denn das Gymnasium in seinen oberen Klassen, welche doch ihre Schüler fast ausschließlich für ein akademisches Studium vorbereiten, überhaupt noch zum Religionsunterricht verpflichtet, oder ob nicht zweckmäßiger der Kirche die etwa nöthige oder wünschenswerthe weitere Unterweisung ihrer jungen Glieder anheimzugeben sei. Gott Lob, auf dem Boden der Praxis ist diese Frage längst entschieden, und dem Gymnasium als einem pädagogischen Institute bleibt seine Berechtigung wie Verpflichtung zum Religionsunterrichte auf der obersten Stufe nach wie vor unangetastet. Was dort zu leisten habe, erhellt aus §. 23. 5. des Abiturienten-Reglements: Hinsicht der Religions-Kenntniß ist zu prüfen, ob die Abiturienten christliche Glaubens- und Sittenlehre, die Hauptmomente der Geschichte der christlichen Kirche und den Inhalt der heil. Schrift im Allgemeinen kennen gelernt, und in der Grundsprache des N. T. Einiges vom Erfolge eines im Ganzen leichten Verständnisses gelesen haben.“ (nach wird 1) Lectüre des N. T., 2) Bekanntschaft mit dem Inhalte A. u. N. T., 3) Kirchengeschichte und 4) Glaubens- und Sittenlehre der Inhalt des 4jährigen höheren Lehrkursus hingestellt. — Wie nun jede der hiesigen Schulanstalten jenen Forderungen zu genügen gestattet habe, darüber lassen die Angaben in den Programmen der beiden letzten Jahre einen Schluß zu.

Progr. 1854.

Einleitung ins A. T.
Römerbrief. Galaterbrief. Glaubens- und Sittenlehre.

Anclam.

Einleitung ins N. T.
Apostelgeschichte. Kirchengeschichte bis zur Reformation.

Cöslin.

Kirchengeschichte (Petri).
Von der Schöpfung u. Erlösung.

Kirchengeschichte. — Evg. Lucä.
Von der Heiligung.

Progr. 1854.

Progr. 1855.

Greiffenberg.

- II. Kirchengeschichte der ersten 6 Jahrhunderte. Fortsetzung der Gesch. der christl. Kirche. Einleitung in die Lectüre des A. T.

Greifswald.

- II. } combin. Ausgewählte Stücke II. Leben Jesu und die Anfänge
I. } des N. T. der christl. Kirche nach ausgewählten Stellen des N. T.
I. Ausgewählte Stellen aus d. A. T.
Leben Jesu nach Matth.

Neu-Stettin.

- II. Kirchengeschichte (Petri). Evg. Johannis. — Einleitung in die heil. Schrift (Petri §. 23—79).
I. Einleitung (P. §. 1—21). 1. u. 2. 3. Art. (P. §. 236—299). Die Beweisstellen aus dem N. T. nach dem Grundtext.
Art. (P. §. 168—235).

Stargard.

- II. Lehre von Gott und der Schöpfung. Bibellectüre. Allgemeine Einleitung über Religion und Christenthum. Einleitung ins A. T. und Lectüre.
I. Erlösungswerk Christi. Heil. Heilordnung. Gnadenmittel. Vollendung des Heils. Evg. Matth. Kirchengesch. Evangelien im Urtexte.

Stettin.

- II. 2. Einleitung ins N. T., Lectüre leichterer Briefe des N. T. und des Evg. Johannis. Einleitung ins N. T.
II. 1. Einleitung in die Schriften des A. u. N. T. Evg. Matth. Einleitung ins A. T.
Unt. I. Kirchengeschichte. Paulinische Briefe. Kirchengesch.
Ob. I. Glaubens- u. Sittenlehre. Glaubens- u. Sittenlehre.

Stralsund.

- II. Uebersicht der vorchristl. Religionen. Kirchengesch. Apostelgeschichte im Grundtext. Einleitung in die heiligen Schriften. Evg. Lucä.
I. Von der Erlösung u. Heiligung. Evg. Johannis. Allgemeine Einleitung in die christl. Glaubens- u. Sittenlehre. Lehre von der Schöpfung und von der Sünde. Paulinische Briefe.

Zur Vervollständigung der Uebersicht der einzelnen Lectionspläne folge hier nun der Lehrstoff der unteren und mittleren Klassen:

1854.

1855.

Anclam.

- VII. 3 St. Auswahl der leichteren u. faßlicheren Geschichten des A. u. N. T. nach Schukrecht. Erlernung des 1. Hauptst. u. von Bibelsprüchen u. Kirchenliedern. 2 St. Biblische Geschichte des A. T. — 3. Hauptst.
VI. 3 St. Biblische Geschichte des N. T. — 3. Hauptst. Biblische Geschichte des N. T. — 3. Hauptst.
V. Bibl. Geschichte des A. T. — 3. Hauptst.

1854.

lung der bibl. Gesch.
I. — 4. u. 5. Hauptst.
ler h. Schrift: Esera,
rücke u. Prediger Sa-
Auswahl, Jesaja mit
Berücksichtigung der
llen. — Evg. Matth.,
3.

Cöslin.

bl. Gesch. des A. T. wie im v. J.

1. Hauptst.

h. des N. T. (Zahn).
g und Erklärung des

g des Evg. Lucä, der
u. des 1. Briefes Joh.,
almen. Wiederholung
g des Katechismus.

g in das A. T. Erklä-
B. Mosis, des Hiob,
Psalmen. Wiederho-
techismus.

Wiederholung der bibl. Geschichte
des A. u. N. T. — 4. u. 5. Hauptst.
Lectüre der heil. Schrift: Apostel-
geschichte, die histor. Bücher des
A. T. mit Auswahl.

Bibl. Gesch. des N. T. — Erklärung
des 2. u. 3. Hauptst., Wiederho-
lung des 1.

Erklärung des Evg. Matth., der Apo-
stelgesch. u. einiger Psalmen. —
4. u. 5. Hauptst. Wiederholung
der übrigen.

Einleitung in das N. T. Erklärung
des Römerbriefs. Wiederholg. des
Katechismus.

Greiffenberg.

bl. Gesch. des A. T. Bibl. Geschichten des A. u. N. T.
Katechismus. — Katechismus wie auch in den
folgenden Klassen.

bl. Gesch. des N. T.,
Gleichn. — Katech.

a jüd. Volks. Die evg.
sch. in stetiger Ver-
der Lesung der histor.
heil. Schrift.

der poet. u. prophet.
A. T. in geeigneter
Erklärg. des Katech.

Bibl. Geschichten des A. u. N. T.

Bibl. Gesch. des A. T. — 1. u. 3.
Hauptst.

Geschichte der deutschen Reforma-
tion. — 2. Hauptst.

Greifswald.

eschichten des A. T. Bibl. Gesch. des A. T.

bl. Gesch. des N. T. wie im v. J.

g der Geschichten des
onntags-Evg.

mb. Katech. vom 3. Katechismus 1. u. 2. Haupttheil.

Neu-Stettin.

ab. Bibl. Gesch. des 3 St. Bibl. Gesch. — 1—3. Hptst.

mucl. — 1—3. Hptst.

stth. u. Apostelgesch.
tat.

eschichte. Bibelkunde.
g der 5 Hauptst.

Evg. Lucä u. Apostelgeschichte. —
5. Hauptst.

Bibelkunde. Wiederholung der 5
Hauptst.

Stargard.

sch. des A. T. (Zahn). Bibl. Gesch. des A. T. — 5. Hptst.

sch. des N. T.

Bibl. Gesch. des N. T. — 5. Hptst.

1854.

IV. Gebote, Gebet des Herrn, Glaube.

III. Einleitung ins A. T. nebst Lectüre desselben.

1855.

1. u. 2. Hauptst., gedrängte Erläuterung des letzten.

Erklärung der drei letzten Hauptst. nach Wiederholung der zwei ersten. Einleitung in die Bibel; jüd. Gesch. u. Geogr. des gelobten Landes. Lectüre des A. T.

Stettin.

VI. Bibl. Gesch. des A. T. (Kohlrausch).

V. Bibl. Gesch. des N. T.

IV b. Katechismus.

IV a. Katechismus u. ausgewählte Stücke aus den Evg.

III b. Gleichnißreden bei Matth. u. Lucas.

III a. Evg. Matth., Marc., Luc. u. Apostelgesch. Wiederholung des 4. u. 5. Hauptst.

Bibl. Gesch. des A. T. — 1. Hptst.

Bibl. Gesch. des N. T. — 2. u. 3. Hauptst.

Erklärung des 4. u. 5. Hauptst. Wiederholung der 3 ersten und der bibl. Gesch.

Lectüre des A. u. N. T.

Stralsund.

VII. Entwicklung der ersten Religionsbegriffe. Bibl. Gesch. (O. Schulz). A. T.

VI. 1—3. Hauptst. Bibl. Gesch. des N. T.

V. Krummacher's Bibelkatechism. A. T. Sonntagsperikopen.

IV. Krummacher's Bibelkatechism. N. T. Sonntagsperikopen.

III. Evg. Matth. mit synoptischen Ergänzungen, Apostelgesch., Galaterbrief.

Wie im v. J.

desgl.

desgl.

desgl.

Alttestamentl. Schriften mit Auswahl gelesen u. erklärt, mit Wiederholung der Hauptlehren des Katech.

Daneben in allen Klassen aller Anstalten Memoriren von Bibelsprüchen, Kirchenliedern und hin und wieder Psalmen.

In Bezug auf

b. den historischen Unterricht

stellt sich eine ähnliche Dreitheilung als durch die Natur des Lehrobjectes wie durch das Bedürfnis der Schüler geboten heraus. Der propädeutische Lehrkursus umfaßt die VI. u. V.; der Knabe ist auf dieser Alters- und Bildungsstufe noch nicht fähig, sich in Raum und Zeit zu orientiren, was er verlangt, sind Geschichten und Sagen, daher die Bibel und Herodot die Geschichtsbücher, welche für dies Alter einen unübertrefflichen Reiz besitzen. Dann folgt die zweite Stufe der IV. u. III.; ihr Ziel ergiebt sich aus der für das Gymnasium unabweislichen Nothwendigkeit, auch diejenigen Schüler zu berücksichtigen, welche nach Absolvirung der Mittelclassen in einen bürgerlichen Lebensberuf treten. Diese bedürfen aber, um nicht hinter den Ansprüchen, die man heut zu Tage an einen Gebildeten macht, zurückzubleiben, eines Ueberblickes über das ganze Gebiet der Geschichte und einer genaueren Bekanntschaft mit der vaterländischen: daher alte Geschichte das Pensum der IV., deutsche mit b-

lerer Berücksichtigung Preussens das der III. Die Aufgabe der oberen Klassen unterscheidet sich von der angeführten nicht sowohl quantitativ als qualitativ, indem dem Schüler das bisher im Umriss Gelebte nun im Detail mit möglichster Hineinversetzung in vergangene Zeit vorgeführt wird: so gewinnt das vorher überwiegend skelettartig oder nur in dürftiger Bekleidung Gekannte von Stufe zu Stufe mehr an, und erschließt sich dem zu späterem Mitwirken an der Geschichte der Zeit vorzugewisse berufenen Jünglinge nach und nach der Einblick in die wundersame Werkstatt der Weltbegebenheiten immer deutlicher. — Ich genug; ich sehe, unwillkürlich hat mich der Gegenstand selbst zu der Expectoration fortgerissen, die bei einer Zusammenstellung wie die folgende mindestens entbehrlich wäre.

1854.

Anclam.

VI. —

Erzählungen aus der alten Geschichte bis auf Alexanders Tod.

a. Mittelalter. Neuere Gesch.

b. 3 St. Griech. Gesch.

a. 3 St. Röm. Gesch.

3 St. Mittlere u. neuere Gesch. mit besonderer Berücksichtigung der deutschen.

3 St. Gesch. der oriental. Völker, der Griechen u. Römer.

1855.

VI. Heroengeschichte.

Wie im v. J.

deagl. (Peter's Tabellen.)

2 St. deagl.

deagl.

Mittlere u. neuere Gesch. mit besonderer Berücksichtig. der außerdeutschen Staaten.

Mittelalter u. neuere Gesch.

Cöslin.

Alte Gesch., besonders griech. Sagen- u. Heroengesch. Einleit. in die Gesch.

Deutsche u. brandenb.-preuss. Gesch.

Röm. Gesch. (Wiederholung.) Mittelalter.

3 St. Röm. Gesch.

3 St. Mittlere Gesch.

Griech. Sagen- u. Biographisches aus der alten Gesch.

Wie im v. J.

Alte Gesch.

3 St. Orientalische u. griech. Gesch.

3 St. Die neuere Gesch.

Greiffenberg.

[. Stoffe aus der griech. Helden- u. aus der röm. Gesch. zu deutschen Reproduktionen benutzt.

Darstellungen aus der röm. u. griech. Gesch.

Deutsche Gesch.

3 St. Griech. u. röm. Gesch.

3 St. Röm. Gesch. bis zum Anfang der punischen Kriege.

Wie im v. J.

deagl. (Lange Leseb. aus Herodot.)

deagl. (Peter's Tabellen.)

Mittlere u. neuere Gesch.

Röm. Gesch. vollendet; mittlere bis zu den Ludolfingern.

Greifswald.

Sagen der griech. u. deutschen Feldzeit. Biographien hervorragender Männer des Alterthums.

Alte Gesch. (Pütz.)

Allgemeine Gesch. in Umrissen, die deutsche ausführlicher, von der Reformation bis 1815.

Alte Gesch. in Biographien.

Deutsche Gesch.

Alte Gesch.

1854.

1855.

- II. 3 St. Zweite Hälfte der alten Gesch.
 I. 3 St. Ueberblick über die alte Gesch., dann mittlere bis um 1400. 3 St. Neuere allgemeine Geschichte. 1400—1800.

Neu-Stettin.

- VI. Vorführung einzelner Hauptpersonen u. Hauptbegebenheiten vorzugsweise aus der alten Gesch. —
 V. Biographien aus dem Alterthum. Alte Gesch. in Biographien.
 IV. Uebersicht der Weltgesch. Ethnograph. Uebersicht der ältern Völkergesch., insbes. der griech. u. röm. bis zur Völkerwanderung.
 III. Deutsche u. preufs. Gesch. Deutsche Gesch.
 II. Gesch. der oriental. Völker u. der Griechen. Gesch. der Römer.
 I. Gesch. der neueren Zeit. Wiederholung der alten Gesch. Mittelalter bis zu den Kreuzzügen.

Putbus.

(Das Progr. v. 1855 umfasst einen Zeitraum von 1½ J.).

- V. —
 IV. Griech. u. röm. Gesch.
 III. Deutsche Gesch. der neuern Zeit bis 1740. Preufs. Gesch. bis zu den Freiheitakriegen.
 II. 3 St. Röm. Gesch. u. Repetit. der griechischen.
 I. 3 St. Mittelalter: letzte Periode. Neuere Gesch. bis auf Friedrich den Gr. — Repetitionen der alten Gesch. in lat. Sprache.

Stargard.

- VI. Biographien u. einzelne Begebenheiten besonders aus der alten Gesch. Wie im v. J.
 V. Uebersicht namentlich über Griechen, Römer u. Deutsche (Volger). desgl.
 IV. Uebersicht über die Hauptvölker des Mittelalters u. der neuern Zeit. desgl.
 III. Deutsche Gesch. bis 1517 mit Berücksichtig. der andern Hauptvölker (Böttiger). Deutsche Gesch. von 1517—1815; preufsische Gesch.
 II. Orient. Griechen bis Philipp. (Pütz.) Griechen nach Alexander. Römer.
 I. Mittlere Gesch. Neue Gesch.

Stettin.

- VI. Erzählungen aus der ältesten griech. u. röm. Gesch. —
 V. Erzählungen aus der deutschen Gesch. Griech. u. röm. Sage u. Gesch.
 IV. Deutsche Gesch. Uebersicht über die deutsche Gesch. mit besond. Berücksichtigung der preufsischen.

1854.

b. Griech. Gesch. bis zur Schlacht von Chäroneia; röm. bis zu den Samniterkriegen.

a. Zweite Hälfte der alten Geschichte (Giesebrecht). Wiederholung der ersten Hälfte.

2. Gesch. des Mittelalters.

1. Zweite Hälfte der Gesch. des Mittelalters.

Neuere, Wiederholg. der alten Gesch.

Neuere, Wiederholg. der mittleren u. neueren Gesch.

1855.

Röm. Gesch. bis Augustus, griech. bis zum Archontat des Eukleides.

3 St. Griech. Gesch. bis 146.

3 St. Mittlere, neuere Gesch. mit vorwaltender Berücksichtigung der deutschen.

3 St. Mittlere, neuere Gesch.

Stralsund.

I. —

Denkwürdigkeiten u. Lebensbeschreibungen aus der alten Gesch.

Mittelalter u. neuere Zeit. (Potter's Tabellen.)

Alte Gesch.

Gesch. des Mittelalters.

3 St. Röm. Gesch. (Pütz).

3 St. Neuere Zeit seit der Reformation.

Wie im v. J.

desgl.

desgl.

Neuere Gesch. mit besond. Berücksichtigung der vaterländischen.

3 St. Griechenland u. der Orient.

3 St. Mittelalter.

Greifswald, Decbr. 1855.

H. Lehmann.

II.

ber Deutsche Rechtschreibung. Von Rudolf von Raumer. Besonders abgedruckt aus der Zeitschr. f. d. Oestr. Gymnasien, nebst einigen Zugaben. Wien, Gerold Sohn. 1855. 108 S.

Das die Hannoverschen Rechtschreibungsregeln begleitende regierungscript macht besonders aufmerksam auf die in der Zeitschr. f. d. Oestr. Gymnasien enthaltene abhandlung R. v. Raumers, in welcher der verzer die grundsicht Weinholds strenger prüfung unterwerfe, und gegenüber grundsätze aufstelle, die mehr auf den gegenwärtigen stand als auf die ältere geschichte unserer sprache rücksicht nehmen. er abhandlung ist seitdem eine zweite gefolgt, und von beiden obenannter sonderabdruck veranstaltet worden, welcher noch zwei zuga- von na-her beziehung zum gegenstande enthält. Der erste Anhang slich — grötentheils aus einer recension „mitteleutscher“ schriften ist überschriften: Ueber die Entstehung der neuhochdeutschen briftsprache; der zweite — ebenfalls zum theil schon in einer zeit- rift mitgetheilt — hat den titel: der Unterricht im Deutschen; rechtferligung, beziehungsweise ausführung der bekannten darstel-

lung in Karl v. Raumers Gesch. der Pädagogik Th. III. — Weil eben die behandlung der rechtschreibungsfrage auf einer möglichst klaren anschauung der geschichte unserer schriftsprache einerseits und der grenzen des deutschen unterrichts andererseits ruhen muss: erwartet daher der hr verfaszer, dass der erste der beiden Anbänge als einleitung zu den beiden Abhandlungen selbst erscheine, der zweite als schluss.

Wiewohl es nun hier viel zu weit führen würde, wollten wir auf den inhalt auch der zugaben genauer eingehn: so scheint es doch unumgänglich, den kern wenigstens der ersten kurz anzugeben. — Es hält sich dieser Anhang I (s. 85—100) zunächst an Pfeiffers Nic. v. Jeroschin und Zarnckes Narrenschiff. Die schwierigkeit, einen bestimmten canes für die abgrenzung zwischen Mhd. und Nhd. zu finden, wird um so grösser, je weniger die berücksichtigung geographischer unterschiede hier von den zeitunterschieden zu trennen ist. Die vocalierung mîn, bûs, guot, hûte ist bis auf den heutigen tag in Alemannien vorhanden, während die in der jetzigen schriftsprache geltende mein, haus, gut, heute mehr oder weniger vereinzelt schon auf das XII. jahrh. zurückgeht, freilich nur in quellen des mittleren Deutschlands. Die sprache der letzteren sieht Pfeiffer daher als die eigentliche mutter unserer schriftsprache an, und nennt darum jene mitteldeutsch, während hochdeutsch eigentlich nichts anders bedeute als oberdeutsch. Wenn Luther aber sage, dass er „nach der sächsischen canzeley rede“ und „der gemeinen deutschen sprache brauche“: so sei dies eben so zu verstehn, dass Luthers thüringische mundart im wesentlichen damit übereinstimmt habe.

Hiegegen weist hr v. Raumer nach, wie mit übergang der kaiserwürde an die Baiern und Habsburger (d. h. an das mittlere und östliche Deutschland, bezeichnet durch die drei punkte Aachen, Nürnberg und Wien) auch ein sprachübergang verbunden war, der mehr und mehr sich ausgleichend eine Reichssprache hervorrief, welche eben auch die der sächsischen kanzlei war — wenigstens seit Friedrich der Weise in vereinbarung mit kaiser Max die letzten wesentlichen verschiedenheiten wegräumte.

Die beweisführung ist durchaus überzeugend. Zwar auf die proben von Orlamünder mundart bei Luther (werke III, Jena 1556, blatt 51) möchte ref. nicht so viel gewicht legen, als hr. v. Raumer zu thun scheint; einmal weil wir nicht wissen, woher jener schwärmer, den Luther redend einführt, gebürtig war; und zweitens angenommen auch, er sei aus Zwickau oder selbst aus Orlamünde gewesen, so muss doch schon damals im Pagus Orla so gut wie im Swurbelant eine von der Nordthüringer mundart des Swabagaus verschiedene sprache gesprochen worden sein. Dagegen bieten andre bücher binreichende bestätigung: zunächst die zahlreichen urkunden des XIV. und XV. jahrhunderts, namentlich die brandenburgischen bei (t. v. Raumer; sodann aber ein ganz hiehergehöriges, erst im verfloznen jahre erschienenenes schriftchen C. Mönckebergs: Beiträge zur würdigen Herstellung des Textes der Lutherischen Bibelübersetzung (Hamburg, Herold), namentlich der zweite abschnitt, wo (s. 31—33) nachgewiesen wird, wie Luther über seine Mansfelder mundart dachte und wie er sie bekämpfte. Beiläufig sei hier noch darauf aufmerksam gemacht, dass das bei v. Raumer häufig citierte werk Fabian (oder Sebastian?) Frangkens von Mönckeberg (s. 34 und sonat) nicht in der Frankfurter, sondern in der (zwar gleichzeitigen, aber hie und da, wie's scheint, abweichenden Wittenberger oder) Erlanger ausgabe angeführt wird.

Den aus alle dem sich ergebenden satz, dass unsre nhd. schriftsprache nicht in grader linie von der mhd. höveschen sprache abstamme,

nun br v. Raumer als anerkannt voraus bei den beiden haupt-
dungen des werkbens, deren erste (n. 1—36) „das Princip der
schen Rechtschreibung“ behandelt.

er eingang derselben zeigt die wichtigkeit des gegenstandes, na-
lich jetzt, wo eine spaltung Deutschlands sogar nach verschiedenen
orthographien drohe. Sodann wird vom hrn verf., nach feststellung
egriffe „historische“ und „phonetische schreibweise“, nachge-
m, dass uns die abd. sowohl als die mhd. quellen in streng phone-
r schrift vorliegen, deren grundsatz also war: bring deine schrift
deine aussprache in übereinstimmung. Auch das Nhd., vom Mhd.
rter als dieses vom Abd., hat den weg phonetischer schreibung ein-
lagen. Diese aber im einzelnen festzusetzen, war um so schwerer,
über schon eine über den mundarten gebildete und deswegen von
diesen mehr oder weniger abweichende Reichssprache vorfand. Unter
sz desselben phonetischen grundsatzes (den auch Adelung meinte,
bl er ihn unklar ausdrückte) hat sich unsere orthographie bis auf
eueste zeit fortgebildet. Fehlt es auch in vielen fällen an gleich-
iger durchführung, so ist doch ungefähr seit hundert jahren „das
ige gebiet nur ein achtmaler grenzsaum, verglichen mit der groszen
e des übereinstimmenden.“ Hauptergebnis also ist, „dass wir eine
lich zu recht bestehende orthographie haben“, und zweitens, dass
lo vorigen jahrhunderts diese orthographie bei weitem in den mei-
punkten festgestellt war.“

lit rücksicht auf Weinholds indirecte behauptung, dass es gar
andre aussprache des Deutschen gebe als die der volksmundar-
wird nun zunächst die frage aufgeworfen: giebt es eine in ganz
schland geltung fordernde, von sämtlichen volksmundarten verschie-
aussprache der gebildeten gesamtsprache? Diese frage wird
abweisung möglicher missverständnisse bejaht, und zwar bewie-
durch die thatsache, dass man sich überall einer solchen aussprache
izigt. Schon nach Klopstock entscheidet „die aussprache des guten
ers, redners und schauspielers, wenn der inhalt ernsthaft ist.“

er hr verf. fragt weiter: worauf gründet sich diese reine und
ete aussprache? Er erklärt: im wesentlichen auf die schrift, da
edruckte wort sich im ganzen schneller verbreitete als das gespro-
, unzählige sich also die richtige aussprache mit hülfe des auges
en, dá aber, wo umwandlungen der gesprochenen sprache stattfan-
auch die schrift ihrem phonetischen charakter gemäss jenen nachzu-
nen suchte. — Vielleicht hätte der hr verf. hier gut gethan, hervor-
zen, dass es doch auch fälle giebt, wo dadurch eine zwar buchge-
e, aber von der gebildeten Gesamtsprache abweichende aussprache
ederdeutschen gegenden sich gebildet hat oder vielmehr geblieben ist.
ins zu erwähnen, so lautet das wort Jungfer in der „gebildeten
atsprache“ offenbar jumfer, während die in Westfalen geltende
rache in den bekannten reimen zu tage liegt:

„meine allerliebste Jungfer!

„kann sie mir nicht einen Trunk ver-

„schaffen, so sei sie doch so gut!“

archgreifende änderungen der orthographie (führt unsere schrift
ind nach dem vorangeschickten eine misliche sache. Alle aber zer-
in zwei „scharfgeschiedene“ classen. Entweder sie vertauschen
hlautende schriftzeichen, z. b. Vestung und Festung — oder
rdrängen die bisherigen zeichen durch andre, welche ausgesprochen
einen andern laut geben als jene, z. b. Erügnis für Ereig-
Frühere änderungen (namentlich Klopstocks) hatten es besonders

mit der erstern art zu thun. — Ref. möchte hier nur das wort „scharf-
geschiedene“ getilgt wissen, und zum beweis fragen, in welche der bei-
den classen die unterscheidung Brot und Brod geböre. Nimmt man das
mhd. gesetz „auslautende media klingt als tenuis“ für gültig an, so ge-
hört sie in die erstere, während die rücksicht auf den plural sie unbe-
dingt in die zweite verweist. Sonach hiesz es besser „in zwei sich hier
und da berührende classen.“

Ganz andrer natur nun sind die neuesten vorschläge, namentlich
Weinholds (und seiner nachfolger, z. B. Andreassens), deren kern-
gedanke der ist: wer die ergebnisse der Grimmschen forschungen sich
zu eigen gemacht hat, musz danach auch seine orthographie ändern.
Weinhold verlangt, indem er den Engländern für die festhaltung ihrer
historischen schreibweise ein quasi-lob ertheilt, „schreib, wie es die ge-
schichtliche fortentwicklung des Nhd. verlangt.“ Wie wenig die Engländer
auf jene censur stolz sein werden, deutet der hr verf. im vorbeigehn
an. Vor allen dingen aber macht er geltend, dass man eine solche hi-
storische orthographie nie einführen könne, wo sie nicht eben durch
die geschichte geworden ist. Sodann liefern Weinholds vorschläge
überhaupt nur zum theil auf eine wahrhaft „historische orthographie“
hinaus, namentlich die vertheilung des *se* und *sz*, nämlich nach dem
canon: Kufe — Küsse, Schlusz — Schlüsse, Grusz — Grüsse.
Auf die eingehende bekämpfung dieser schreibweise durch den hrn verf.
gedenkt ref. unten zurückzukommen.

Weinholds änderungen aber gehen (wie hr v. Raumer nun weiter
nachweist) zum ändern theil bedeutend über recht und grenze einer hi-
storischen orthographie hinaus, wenn er trotz der jetzt allgemein als
gebildet geltenden aussprache Hölle (*inferi*), schöpfen (*aurire*),
Verweise (*convicia*) u. s. f. auf grund des Mhd. schreibt und zu schrei-
ben empfiehlt oder befiehlt Helle, schepfen, Verweisse — ohne
dass daneben die aussprache mit *ö* und *s* fortgilt soll. Hier wird
nicht mehr jetzige aussprache und schrift in übereinstimmung gebracht,
sondern beide werden nach maszgabe einer bis fünfhundert jahre hinter
uns liegenden sprachstufe umgestaltet¹⁾. Angenommen aber auch, der
grammatiker dürfe das: so ist andererseits Weinhold lange nicht weit
genug gegangen, sowohl lautlich, wenn er z. b. Hirsch (mhd. *hîrz*),
Mohn (mhd. *māhen*) unangefochten lässt, als hinsichtlich der zahlrei-
chen flexionsformen, welche ja ebenso abweichend vom Mhd., also
ebenso zu verbeszern wären wie jene lautverschiedenheiten, z. b. der
Bogen für der boge. Die sache wird ebendadurch so schlimm, dass
Weinhold nicht nur vielfach unentschieden ist, in welcher ausdehnung
er die resultate der Grimmschen grammatik bei änderung der orthogra-
phie anwenden soll, sondern bisweilen (z. h. bei *bliβ*, plur. *blieben*)
auf eigne hand und keineswegs mit glück von Grimm abweicht. — Aus
allen hiehergehörigen schwankungen erhellt der grundfehler des oben an-
geführten Weinholdschen grundsatzes, der nämlich, dass die frage:
„wie verlangt es die geschichtliche fortentwicklung des Nhd., und wo-
her kennen wir sie?“ nicht ohne die gefahr der grössten willkürlichkeit

¹⁾ Oder ob Weinhold wohl die weise gutheisst, wie einer seiner an-
hänger, prof. Tély in Pesth, dergleichen auffasst? Dieser lehrt in dem
N. Jahnschen Jahrb. 1854 s. 668 mit dürren worten: Wer meine Behauptung
angreift, dass im Deutschen sechs Diphthongen *ai*, *ay*, *äu*, *ei*, *eu*, *ey*
einen und denselben Laut haben, „beweist, dass ihm Weinholds Ab-
handlung über deutsche Rechtschreibung und die Forschungen deutscher Lin-
guisten fremd sind.“

ortet werden kann, wenn man nicht eben das „geschriebene und ebene wort“, den freilich schwankenden boden unserer jetzigen orthographie, dabei zu grunde legt. Aus dieser also können wir erst die rechte und gesetzte der geschichtlichen entwicklung des Nhd. ermitteln, danach wieder die wirklich streitigen fälle entscheiden. Man könnte also den zeitraum von 1500 bis jetzt die älteren formen für die besten erklären und Lessing u. s. w. danach verbessern — das hiesse wenigstens innerhalb der grenzen des Nhd. ändern; aber es wäre eine die der sprache möglicherweise das leben kostete. — Hierauf werben wir die für behandlung unserer orthographie gewonnenen grundsätze in folgendermassen zusammengefasst:

Wir haben eine in den meisten punkten übereinstimmende rechte, und an diese halten wir uns zunächst.

Dieselbe sucht, wesentlich phonetisch, die aussprache der ge- nauer wiederzugeben, und darum ist sie zugleich massstab für die heilung dieser aussprache.

Aber theils ohne abschluss, theils nicht überall richtig durchge- führt, erheischt sie einerseits weitere feststellung, andererseits hin- wieder zweckmässige änderungen.

Die vorhandne übereinstimmung ist möglichst zu schützen. Eine wissenschaftlich vollkommnere orthographie ist einer un- vollkommenen nachzusetzen, wenn nur Deutschland in die- re einstimmt.

Darum gilt es bei allen änderungen behutsamkeit.

Es gilt ferner anschluss an den überwiegend phonetischen stand unserer orthographie.

Die einföhrung historischer unterscheidungen, die nicht mehr ge- nauer werden, ist abzuweisen.

Alle änderungen enthalten entweder bloss einen zeichenwechsel, zugleich einen lautwechsel.

In die erste classe gehört die uncialenfrage.

Quantitätsunterscheidung ist sehr wünschenswerth, aber unvollkommen durchgeführt worden. In noch streitigen fällen be- steht man die kürze durch verdopplung des nachfolgenden consonan- ten; entlassung dieser verdopplung ist dann selbstverständlich zeichen- ge.

Noch wünschenswerther ist vereinfachung beim *th*, oder vertau- gung desselben mit einfachem *t*, unbedingt wenigstens bei Turm und .

Hinsichtlich der änderungen zweiter classe lasse man entweder elformen bestehen, oder befrage die geschichte und analogie der sprache. Die entscheidung ist hier oft schwierig, oft bloss nach der zahl der analogien zu treffen.

wer endlich allgemein anerkannte formen angreift, sagt sich los von der sprache der letzten hundert jahre. Dies darf nur ein einzel- un; einföhrung in schulen kann nur von einer verständigung aller indigen Deutschlands ausgehn.

len diesen, mit bekannter logischer schärfe und überzeugungskraft ge- führten sätzen kann man beistimmen, und doch noch, wenn es en charakter unserer orthographie ganz zu bestimmen, etwas we- bes vermissen: die anerkennung nämlich des theilweise wirklich rischen charakters unserer orthographie. Der masslos oder wenig- willkürlich geübten wiederherstellung des mhd. vocalismus gegen- war es allerdings nothwendig, dass vor allem das phonetische nt der Deutschen orthographie scharf betont wurde; und wohl ab-

sichtlich hat der hr. verf. sich hier noch nicht näher mit jenem einlassen wollen. Gerade aber weil die Raumer'sche schrift geeigneter als jede andre erscheint, die grundlage für eine allgemeine revision der orthographie zu bieten, glaubt ref. hier gleich darauf aufmerksam machen zu müssen, dass in vielen punkten die übereinstimmung der deutschen stämme eine nur scheinbare ist. Gehn wir etwas weit zurück. Dass wir den laut des engl. *sh*, z. b. in schön, durch *sch* ausdrücken, hat seinen grund darin, dass man ursprünglich (wie die mundarten — vor allem die Münsterländer — beweisen) das *s* und *ch* lautlich trennte. Es muss jetzt auch bei den Westfalen als gebildete aussprache (deren übrigens wenige vollkommen habhaft werden) gelten, beides als zuschlaute zu vereinigen, da die orthographie auch in schlagen u. s. w. das vergrößerte *s* mit *sch* ausdrückt — immerhin aber ist das *sch* in vielen wörtern ein element historischer orthographie. — Weiter: nachdem die schreibung schlagen, schnelden, schwimmen durchgedrungen war, blieb die orthographie auf dieser stufe stehn, dagegen die vergrößerung des *s*-lautes schritt vor, und es kann heutzutage als ausgemacht angesehen werden, dass die reinheit des *sp* und *st* in sprechen, Stein u. s. w. als mundartliche eigenheit der Nordwestländer, nicht als forderung der gebildeten aussprache gilt. Freilich giebt es noch immer (sogar in hiesiger gegend) pedantische lehrer, welche, obgleich sie selbst auszer der schule stets schprechen, doch von den schulkindern jene „reine“ aussprache verlangen (hr. v. Raumer lässt s. 15 die frage offen); es ist und bleibt aber thatsache, dass der eingeborne insasze einer schprechenden gegend unbedingt für geziert gilt, wenn er bloss szprechen will. Wogegen das schwäbische Geischt allgemeiner verurtheilung unterliegt. Kurz, die nebeneinanderstellung von schön, schlagen und sprechen zeigt uns in diesem punkte den historischen charakter unserer orthographie von zwei seiten, denn wir schreiben einen fast allgemein nicht mehr gesprochenen laut. — Sehen wir weiter das *ie* in Liebe und biesz an. Der aus *io*, *ia* hervorgegangene doppellaut wird vom Schwaben noch gesprochen, während der Osten und Norden nur *i* hören lässt. Will man der majorität wegen den einfachen laut überall für die gebildete aussprache fordern: nun so hat man eben wieder eine historische orthographie, so gut wie griech. *ι* = *i*: wollte man dagegen *ie* noch als diphthong gesprochen wissen, so würde der begriff „gebildete aussprache“ hier zu definieren sein „diejenige aussprache, welche die meisten gebildeten nicht befolgen.“ — Weiter. In sehen, Stahl, Vieh sprechen wir das *h* nicht, obwohl es mhd. lautbar war und in manchen mundarten als *he mappicatum* noch jetzt sehr vernehmlich wird. Die vocale sind ganz nach hebr. lautregel lang geworden, da das *h* in ihnen quiesciert; und wir sagen nun, *h* diene (gewissermassen mit *lincola occultans*) zur verlängerung; aber dass eben das *h* verlängert, ist hier historische schreibung, so gut wie *sch*, *sp* und *ie*.

Eins springt beim überblick dieser beispiele in die augen: historische schreibung hat sich in Deutschland nur in solchen fällen gehalten, wo mehr oder weniger mundarten die ursprüngliche geltung der zeichen festgehalten haben ¹⁾. Inwiefern auch hier der satz gelte, dass die schrift

¹⁾ Nur zum theil ist dies auch im Englischen und Französischen der fall. *gh* in *light* und *night* lautet in den schottischen grenzmundarten noch jetzt gleich unsrem *ch* in *Licht* und *Nacht*. Darum war *eaux* bei herrn v. Raumer kein passendes beispiel historischer orthographie, da weder irgendwo noch irgendje e-auks gesprochen wurde oder wird; sondern die reihe ist *aquas* — *iauas* — *caues* — *caus* — *eaux*. Besser *palme* *ü* *volent*, *vous* *dies*.

maszstab sei für die gute aussprache, kann zweifelhaft erscheinen. In einigen jahrzehnten galt wohl theoretisch als sicher, dass sprechen lieber vorzuziehen, schprechen zu vermeiden sei, Liöbe aber un- und klinge; im einen war also die schrift maszstab, im andern nicht. Ich fallen nun scheint mir die entscheidung, was gebildete sprache, jetzt entschieden vor das forum der sprachforschung gesetzt sein. Die lautgeschichte zeigt die allmähliche vergröberung des sch in den meisten und namentlich in der deutschen sprache; ganz lemselben rechte, wie slagen zu schlagen ward, ist eben auch n zu Schtein geworden; und nach der unmöglichkeit, dem letztern weg zu allen salons zu verschlieszen, leuchtet jetzt allmählich auch wrecht ein, das man dadurch begiege. Umgekehrt: die Schwaben nunmehr gelernt, dass der diphthongische laut des ie eine erb- aus dem Mhd. ist; das recht, ihn heute noch so auszusprechen, r in den Stufenliedern klang, würden sie nur durch annahme elndern schreibung aufgegeben haben: folglich werden sie sich keine dete“ I.ibe aufdringen lassen. — Noch viel mehr mannigfaltigkeit nun der quantität eingeräumt werden. Wenn hr v. Raumer als iel für die richterstellung der orthographie das wort nehmen wählt, ird ausser Weinhold niemand etwas dagegen einwenden können.

mag es im Mhd. auch nēmen geheissen haben und darum unter eut in deutschen mundarten geltenden aussprachen die süddeutsche ng geschichtlich am berechtigtesten sein: dádurch, dass selbst die sizer die orthographie nehmen annahmen, haben sie sich selbst- ndlich des rechte begeben, das e in gebildetem vortrage kurz aus- chen. — Anders verhält sichs, wo die herrschende orthographie ral geblieben ist. Wir schreiben an, bat, Bad, Stab, Fusz, ; und hören die vocale bald lang bald kurz sprechen: da die schrei- nicht entscheidet, so kann ein ausspruch nur erfolgen nach über- der majorität oder nach der sprachgeschichte. Wo die entscheidung gleich ausfällt, wie bei an und Fusz, ist widerspruch unmög- anders bei hāt (mecklenburgisch), gōsz (schwäbisch), Stab, Bad w. Noch verwickelter wird die sache, wenn solche wörter bei reimenden dichtern in den reim treten. — Kurz, den zwölf sätzen rn vorf. scheinen wenigstens noch etwa folgende drei hinzuzu-

1. Die fälle, in welchen eine gebildete aussprache nicht fest- zeigen entweder historische orthographie oder mangel an un- eidender bezeichnung, oder beides zugleich.

1. Wo solche historische orthographie bereits vorhanden ist, ie zu schützen, und nicht etwa zu gunsten phonetischer strenge eben, weil sonst bis jetzt gleichberechtigte abweichungen von der eten aussprache in einem historischen rechte verletzt würden, ihr stand daher der gewünschten einheit im wege stünde.

1. Ueber diejenigen verschiedenheiten der gebildeten aussprache, e die orthographie unbezeichnet gelassen hat, darf nicht durch neue- der orthographie entschieden werden, wenn nicht grammatik entige majorität gleich entscheiden. Es gilt vielmehr dann bloz rtheil, welche aussprache die historisch richtigere oder doch die ach auch berechtigte sei.

1 wäre zu wünschen, dass hr v. Raumer sich bald über sein ver- in diesen vielen fällen aussprache, wo eine gebildete aussprache untermassen nicht feststeht. Dass er in vorliegender abhandlung auf alles einzelne eingegangen, wird ihm niemand verargen; dass der erläuterung und ausführung bedürfe, hat er selbst empfunden liese in der zweiten gleich zu besprechenden abhandlung zu geben

unternommen. Aber auch in dieser bleiben einige der wichtigsten fragen, wo die beiden principien unserer bisherigen orthographie am härtesten zusammenstoßen, ganz unberührt. Man betrachte den laut des *g* in ganz, Tag, König, Königreich, Ewigkeit nach den verschiedenen mundarten. Vor allen aber die *ie*-frage. Man stelle einmal das verhältnis der orthographie vier, viel, vierzig, vielleicht zur „gebildeten aussprache“ fest, und beantworte zugleich die frage, welches princip in jedem dieser vier worte vorherrsche, das phonetische oder das historische. Ich fürchte, das phonetische stellt sich keineswegs als das herrschende heraus; davon gar noch nicht zu sprechen, dass vieles — namentlich eben die vielfachen versuche einer umgestaltung oder gar rückstaltung unserer orthographie — auf einen umschwung auch des urtheils über gebildete aussprache überhaupt hindeutet. Doch betrachten wir vor allem diese zweite abhandlung unseres hrn verfassers.

Stellte der erste aufsatz das princip der deutschen rechtschreibung fest, so geht nun der zweite (s. 37—84) näher auf die änderungen ein, und ist daher überschrieben „die Verbesserung der deutschen Rechtschreibung und die Feststellung streitiger Schreibweisen“; er bezieht sich zum theil auf die Hannoveraner. Der erste der drei abschnitte dieses aufsatzes (s. 40—58) führt näher aus, wie die überlieferte orthographie grundlage aller weiteren verbesserungen bleiben müsse. Die ersten einleitenden worte berühren kurz die reinphonetische orthographie der Italiener und Spanier (denen ref. die Ungarn beizählen möchte), im gegensatz gegen die reinhistorische der Engländer und die melsthistorische der Franzosen. — Wie ref. scheint, sind aber die beiden hauptfactoren nicht genannt, welche die bildung jener phonetischen orthographien ermöglicht haben: einmal die fast unbestrittene herrschaft einzelner mundarten (des Castilianischen und des Toscanischen), sodann der mangel an volkbildung. Könnten verhältnismässig ebensoviel Spanier lesen und schreiben, als Deutsche es verstehen, so wäre die orthographie von 1812 schwerlich so bald durchgedrungen. Jene romanischen vorbilder helfen uns also nichts. — Was das Französische betrifft und den kampf zwischen *ai* und *oi*, so ist die sache nicht ganz so einfach, wie hr v. Raumer sie darstellt, da der *ä*-laut jetzt auf vier, früher auf fünf arten geschrieben wurde: *mer, mère, mèle, mais, (j'aimois)*; andererseits hatte früher das *ai* zwiefachen, das *oi* dreifachen laut, jetzt beide zwiefachen: *j'ai (= j'é), j'avais; (j'étois), je vois, l'oignon*. — Hinsichtlich des Englischen wird das citat des W. Jones über die „abscheuliche unvollkommenheit der englischen orthographie“ aufs glänzendste bestätigt durch die thatsache, dass das neue vierzigbuchstabile „phonetische alphabet“ von Pitman und Ellis diesseit und jenseit des Oceans reizende verbreitung findet. Dass aber unser hr verf. *Southward* als beweis anführt, wie man hie und da die aussprache wieder den zeichen anpassen wolle, ist wohl kaum ernstlich gemeint; abgesehn davon, dass noch jetzt in London ebensov häufig *szöddrik* gehört wird, so steht doch dieser fall, da wirs mit einem nomen proprium zu thun haben, nur etwas parallel mit der amtlicheniedereinführung von Altenburg für Altmärk oder *Ναυπλία* für *Ἀνάπλι*.

Der hr verf. kehrt hierauf zur kompetenzfrage des grammatickers zurück, und erkennt ihm im allgemeinen unbedingt das recht zu, zweckmäßige änderungen zweiter classe zu treffen, d. h. wo nur das zeichen, nicht der laut geändert werde; bei der sprache des staatlich so verriazenen Deutschland jedoch bleibe es praktisch bedenklich, zu ändern

es gefahr hin, dass die glücklich hierin hergestellte einigkeit eben-
vieder zerrissen werde.

Im zweiten fall jedoch, dass der grammatiker erkläre, die his-
schreibweise samt der ihr entsprechenden gebildeten aussprache
schon und müsse daher geändert werden, wird dem grammatiker das
hiez zu schlechtweg abgesprochen, und gewiss mit recht. Bekämpft
zunächst Hoffmanns ausspruch, dass da, wo die aussprache der
viedenen hauptdialekte eine verschiedene sei, diejenige den vorzug
aufnahme in die schriftsprache verdiene, welche den reinen mhd. for-
am nächsten komme. Hr v. Raumer folgert hieraus, dass für
er, stehlen, der Zunge nach Hoffmannschen grundsätzen aus
eutigen Bairisch und Schwäbisch Mueter, stölen, der Zungen
schmen sei — ich glaube, mit unrecht. Unter „aussprache der
ialekte“ versteht Hoffmann sicher die gebildete aussprache
sie unter dem einfluss des dialektes steht, also fälle wie er
sprechen, gieng — nicht aber (wie ihm hier untergelegt wird)
ussprache des gemeinen mannes, wenn er wirklich seine nichtge-
bene mundart redet. Ref. kann nun sogar kein unrecht darin sehen,
s. 58 der Hoffmannschen schulgrammatik gesagt wird, der plural
unknen sei historisch richtig und deshalb nicht zu verwerfen, ob-
er jetzt weniger im gebrauche sei. Der vers:

„wie die alten sungen,
„so zwitschern jetzt die jungen“

vor Grimm so erklärt, dass nur dem reime zu liebe sangen in
hierhabte form sungen umgeändert worden sei. Haben wir ir-
seit 1819 etwas gelernt, so sagen wir jetzt etwa so. Wie werde
rd — wurden — würde bildete früher die ganz i — a — u — classe,
ingen — sang — sungen — gesungen. Die dritte form hat
er nur vereinzelt durch den reim geschützt erhalten, in der gebil-
sprache gilt sie nicht mehr; wo sie also noch vorgefunden wird, ist
ist fehler der neuzeit, sondern rest älterer sprache. — Ich zweifle
dass hr v. Raumer sich ungefähr selber so ausdrücken würde;
terschied der Hoffmannschen worte ist aber sehr unbedeutend, da
samm gewiss nicht eingefallen ist, den gebrauch von sungen wieder
pfählen.

Man daher hr v. Raumer dem grammatiker seine befugnis
angrenzend dahin bezeichnet, dass er der sprache nachgehn, sie
chten, ihre formen sammeln solle, und bei zwispältigem sprach-
sche sich auf die eine oder die andre seite stellen dürfe, während
schriftsteller gelegentlich provincialismen zu adeln, archaismen
u beleben erlaubt sei: so stimmt ref. hiemit vollkommen überein,
aber eben auch, dass es keinem grammatiker einfallen würde, das
licht des Goetheischen liedes anders zu behandeln als etwa so. Ge-
ht für geschichte ist die ursprüngliche, mundartlich noch bewahrte
welche leider aus der prosaischen schriftsprache ganz verschwun-
ber nicht wieder herzustellen ist.

Im zweiten abschnitt (s. 59 — 65) behandelt „die Laute der mhd.
sprache“, und weist nachdrücklich auf die unbequemlichkeit hin,
wir die terminologie der laute durch die Römer von den Griechen
nennen haben, trotz wesentlicher verschiedenheiten des griechischen
es deutschen lautsystems. Bei den vocalen wird (nach Theodor
st) hervorgehoben, dass die acht einfachen vocale (a — ü) eigent-
oppelt zu unterscheiden seien: einmal qualitativ nach offen und
schlossen silben, sodann quantitativ nach länge und kürze. Hie-
hätten wir vier a: Bänd, Bärt, mhd. väter, Bähre. — Von

dem über die consonanten gesagten ist das wichtigste, dass (mit bezug auf die ausführliche darstellung in „die Aspiration und die Lautverschiebung“) das dasein deutscher aspiraten geeignet, d. h. die verschiebenheit des griech. χ und ϕ von unserm ch und f behauptet wird. Herr v. Raumer theilt die halbvocale in liquidas und spirantes, letztern wieder in harte und weiche, nämlich:

	Harte spirans.	Weiche spirans.
Guttural:	ch in Sache	(fehlt im Nhd.)
palatal:	ch in Siechel	j in Jahr
lingual:	sch in scharf	(fehlt im Nhd.)
dental:	ss in gleszen	s in senden
labial:	f in fallen	w in werden.

Hienach wäre die weiche gutturale spirans mundartlich in jagen und ähnlichen wörtern als g vorhanden, die weiche linguale dagegen in fremdwörtern wie Journal.

Wir kommen zum schlussabschnitt: ziel der deutschen rechtschreibung und feststellung streitiger fälle. Nach dem vorausgegangenen ist das ziel kein anderes als unzweideutige darstellung der gebildeten sprache mit den einfachsten mitteln; die bisherige schreibung entscheidet über die laute jener gebildeten sprache. Hinsichtlich der quantitätsbezeichnung wird zunächst scharfeingehend die grundunterscheidung hochton, tiefstön, tonlosigkeit, und deren verhältnis zu länge und kürze einandergesetzt, nebst den etwaigen schwankungen. Zu den letztern gehöre namentlich der femininplural auf —innen. Hier gesteht ref., nicht zu begreifen, wie der hr verf. (der übrigens mit recht Löwin, Königin — Löwinnen, Königinnen empfiehlt) neben Königinn die schreibung Löwinnen als lautgemäss bezeichnen und behaupten kann, dass letzteres ein daktylus sei, so gut wie ewigen. Die betönung von Löwinnen ist nach meiner und vieler andrer beobachtung durchaus parallel mit ansinnen, und mit wenigen ausnahmen ist wohl auch bis jetzt immer nn geschrieben, also die schärfung des i als gebildete aussprache anerkannt worden, der zudem das Mhd. zur seite steht. — Im übrigen wird nun möglichste beseitigung der schwerfälligen und überflüssigen bezeichnung der vocaldehnung empfohlen, nach der eigentlich schon vorhandenen regel „vor einfach geschriebenen consonanten ist der vocal betonter silben lang“; — also möglichste tilgung des h nach vocalen und nach t — sogar bis zu Mut, rot, Turm, Wirt.

Weiter werden nun behandelt: 1. die zischlaute f , ff , s , und die schreibung Rufe — Rüsse, Erlufe — Erlüsse, Gruf — Gräfe, Rennit — Rennitisse empfohlen; 2. die labialen spiranten ph , f , v ; 3. dt : t ; 4. ai ; 5. $ä$: e ; 6. g : ch .

Bei 4—6. sowie bezüglich der uncialen tritt hr v. Raumer ganz den Hannoveranern bei, mit dem einzigen amendement, dass alle von eigennamen abgeleiteten adjectiva gross zu schreiben seien, da die hannoverschen bestimmungen in dieser frage doch zu künstlich seien. Ref. bittet, hierüber diese zeitschrift 1855 s. 550 zu vergleichen, sowie über das ai ebendas. s. 554, wo übrigens z. 4 v. u. gotraide gelesen werden musz. — Hier will ref. nur über drei punkte noch einiges bemerken, weil es ihm scheint, als hätte hr v. Raumer hier seine eignen principien nicht mit der strengte angewendet, die man bei ihm gewohnt ist: in bezug auf fs : ss , auf das h , und die unterscheidung gleichlautender aber begrifflich verschiedener wörter.

Zunächst das verhältnis von fs : ss . Hr v. Raumer spricht davon auf den seiten 21. 32. 63. 77. und 78., und ist seine ansicht in

stlichen die. Das *s* bezeichnet den weichen, *ss* den harten denzischlaut; letzterer wird wie jeder consonant nach kurzen vocalen *ppelt*; man sollte also *sssz* schreiben, schreibt aber statt dessen *fs*, zwar *ff* in der mitte, *fs* am ende; *s* d. i. *s* ist bald weicher, bald *r* zischlaut, jenes z. b. in Haus, dieser in aus. In einzelnen fällen doppelformen anzuerkennen: norddeutsch müssen, süddeutsch zen. Die „neue vertheilung des *fs* und *ss*“ ist zurückzuziehen, als einföhrung historischer untercheidungen, die nicht mehr rochen werden. Denn es heizt die grundsätze einer naturgemäßen schreibung auf den kopf stellen, wenn man Rossen und Genoi trotz gleicher aussprache verschieden, Füsz und Flüze aber verschiedener aussprache gleich schreibt. Es wäre diez reinhistorische schreibung, weil ein zurückgehn auf die gothische lautstufe der chen sprachen; weil sie aber erst eingeföhrte werden soll, nennt man ehr mit unrecht eine historische.

oweit die ansicht des hrn verfassers. Ehe ref. näher untersucht, hier phonetisch und was historisch heizt, wird es gut sein, festzumachen, was in dieser sache neue schreibung ist und was die alte. Am sten wird die sache durch aufstellung der drei (schon bei besprechung Hannoverschen Regeln s. 557 gebrauchten) canones:

1.	2.	3.	
Rüffe	Ruß Rüffe	Ruff ob. Ruß	Rüffe
uß Schläße	Schluß Schläße	Schluß ob. Schluß	Schläße
Grüße	Gruf Grüße	Gruf	Grüße.

Canon 1. ist hier der Weinholdsche, canon 3. dagegen der von v. Raumer in schutz genommene. Wer bloz die Raumersche elhung liest und die sache nicht sonst schon kennt, wird glauben en, canon 3. sei der herkömmliche, schulgemäße, canon 1. en jetzt erst von Weinhold erdacht, canon 2. (der sogar im stlichen der schreibung in Grimms Wörterbuch zu grunde liegt) ar nicht vorhanden. Hiegegen sei vor allem festgestellt, daz 3. dem ref. noch nirgends gedruckt vorgekommen ist auszer in en, welche ausdrücklich für den deutschen schulunterricht verfasst in Heyses lehrbüchern selbst, im Preussischen Lesebuch, in Pions Leitfaden zur gesch. d. d. litteratur; daz canon 1. sich in sämt- n werken Ph. Wackernagels und Simrocks, in K. v. Raumers h. d. Pädagogik, in Rudolf v. Raumers Einw. d. Chr. a. d. Alt- deutsche, in Bergers Lat. Grammatik, im Eisenacher Gesangbuche vielen andern büchern findet; daz aber canon 2. noch in der über- unden mehrzahl aller druckschriften, namentlich in allen zeitung- ht und am ebesten die eigentlich herkömmliche orthographie ge- t zu werden verdiente. Diesen haben daher auch die Hannover in klammern neben den von der majorität empfohlenen ersten t gestellt. Ich glaube nicht, daz hr v. Raumer diez leugnen . — Prüfen wir nun einmal zunächst das verhältnis der fraglichen en im auslaut, also Schluß: Schluß. Nach canon 1. und 2. schrieb schreibt man Fusz, Grusz; grosz, Stosz; musz, Rusz; loaz, schloaz, gosz, selbst grüszten und hszten (neben has- n nach 2.) — u. s. w.; unterschied also die quantität vor auslau- en *ss* so wenig wie vor *ch* und *sch* in spräch, Bach; dräsch, h. — Maszstab der gebildeten-aussprache ist die herrschende ortho- sie; wo diese nichts festgesetzt hat, ist auch die aussprache noch folglich ist über quantität der vocale vor auslautendem *ss* nichts

festgesetzt. Der Schwabe, welcher von haus'aus schön^{sz}, groß^{sz}, flöz^{sz} zu sagen gewohnt ist, braucht sich dieser aussprache so wenig zu schämen als der Baiern oder Norddeutsche des kurzen vocals in den nämlichen praeteritis: beide können sich auf strengreimende dichter berufen. Platen sagt im Zobir:

„Lang trotzte Maria dem feindlichen Trofs,
„bis endlich ein Haufe sie völlig umschlöz.“

Uhland aber im Graf Richard:

„Dann erst er sein Gebet beschlöz —
„weisz nicht, obs klein war oder groß.“

und im Tallefer:

„der führte der ersten Stosz,
„davan ein englischer Ritter zur Erde schön^{sz}.“

Zahlreich sind die beispiele bei weniger strengen reimern, die aber hier doch ihrer aussprache folgten; so bei Schiller Schlöz^{sz} — Schoosz^{sz}, los — verschlöz^{sz}, Fusz — Flöz^{sz}. — Wie will hr v. Raumer hier verfahren? Einer orthographie, welche allgemein sein will, müssen sich auch die ausgaben der classiker bequemen; sonach müste er schreiben beschlofs — groß^{sz}; Stosz — schofs u. s. w., also durch die schreibung den ursprünglich reinen reim des dichters zu einem unreinen, den strengreimenden dichter selbst zu einem regellos reimenden machen. Und setzte ers auch in den ausgaben der wehrlosen toten durch: die lebenden Schwaben (die noch lange so fortreimen werden) würden solche orthographie nur widerstrebend annehmen, da sie hier — als in einem punkte wo die bisherige orthographie nichts festsetzt, also es noch nicht ausgemacht ist, was als gebildete aussprache gelte — den mhd. vocalismus, also die historische grammatik für sich haben. — Vielleicht jedoch würde hr v. Raumer hier doppelformen gestatten, wie er dies über müssen und müssen ausdrücklich ausspricht. Schwankt aber nicht die aussprache grade der vocale vor sz mehr als etwelche andre, so daz fast jeder dieser vocale hier lang, dort kurz gehört wird, wir also eine gute anzahl doppelformen bekämen? Entweder also würde der grammatiker, welcher wenige oder keine doppelformen gestattete, durch sein richten der übrigen grade das recht in anspruch nehmen, das ihm hr v. Raumer abspricht, nämlich über die gebildete aussprache bestimmungen zu treffen, welche die orthographie nicht getroffen hat. Oder wir tauschten eine nach gauen Deutschlands verschiedene orthographie für eine allgemein anerkannte ein: „auch eine minder gute orthographie“, sagt aber unser hr verfasser selbst, „wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommeneren vorzuziehen, wenn diese auf einen theil Deutschlands beschränkt bleibt.“

Und freilich, wenn mangelnde quantitätsbezeichnung eine unvollkommenheit ist, so ist gleiche schreibung von Fúsz und Flüz eine unvollkommene orthographie. Indessen diese unvollkommenheit steht keineswegs allein in unsrer orthographie: wir sahen schon oben, daz auch die gutturalpalatale und die linguale spirans nie verdoppelt werden, also die quantität unbezeichnet laszen; Schlüz^{sz} und Grüz^{sz} stehn also ganz parallel mit Gerüch und Büch, Büsch und wüsch. Hr v. Raumer nennt auch dies einen offenbaren mangel unsrer orthographie; zu ertragen aber ist er einmal wegen der praktischen unbequemlichkeit, die die verdoppelung haben würde; sodann wegen der freiheit, welche der doch einmal vorhandenen mundartlich influenzierten aussprache bleibt; endlich weil die vergleihung anderer sprachen (Frz. *câ*, Ital. *aci* nie ver-

ist, obwohl hier sogar *sequendo* begegnet; Hebr. cheth nur implangeschliert) zeigt, dass grade bei diesen lauten eine unterlassung der itätsbezeichnung gewissermassen natürlich ist. Ja selbst bei *f*, der den spirans welche ihres einfachen zeichens wegen verdopplung auch lautat erfuhr, ist die einfache schreibung *Schif*, welche jetzt Grimm (terbuch LIX) wieder empfiehlt, stets nebenhergelaufen.

Untersuchen wir nun noch, inwiefern man die schreibung *Schluss* *brusz* eine historische nennen kann. Grimm (Wört. I s. LX) und recht (s. 40) geben das genauere an über die geschichte der bezeichnung unsres lautes, vom ahd. *x*, *xs* oder *sz* durch mhd. *x* (seltner *sz*) auf die neuere zeit. Das etymologisch aus *t* erwachsene *x* trennte also, jenachdem es den *t*-laut als element beibehielt oder ganz zur fern spirans wurde, in (*xc* und *xs* oder) *cx* und *sz*. Die buchdruckerkunst und die allmählich folgende rückkehr zur runden lateinischen stil tilgten (während sie für *cx* allgemein *sz* und *x* verwandten) das weil sein laut bereits von dem lat. und ital. *ss* so wenig mehr verstanden war als von dem deutschen *ss* in Küsse. Luthers drucke bis sämtlich bald *s* bald *fs*, nie *sz* oder eine besondere type: er *afs*, *s* und *sas*; er vergiesset, die busse, verheissung, er wusste, heisst wie eine schlange; auch Melanchthon hat vleyszig und liches. Und zwar geschah dies nicht (wie Ruprecht anzunehmen ist) bloss im druck aus mangel der entsprechenden letter; in untern briefen Luthers, welche ref. nachsah, fand sich ebenso das = *ut*, *t* = *sinste*. Nach langem schwanken haben wir jetzt in den meistfällen, wo mhd. auslautendes *x* stand, das zeichen *ß* allgemein eingebracht; wir nennen es *Ka-zet*, und dieser name kennzeichnet trefflich die doppelstellung, dem laute nach scharfes *s*, der entstehung nach dem *x* llet. Denn einerseits erscheinen dem plattredenden Norddeutschen, der für *to* und *eten* das schriftdeutsche *zu* und *essen* lernt, die *z* und *sz* als näher zusammengehörig; anderntheils wechseln diese halb desselben stammes, ja innerhalb der flexion so häufig, dass auch ungelehrte an die zusammengehörigkeit erinnert wird. Man vergl. *iz* — Metze, weiz — Witz, reizzen — ritzen, naaz — ren, Schuz — Sobütze, sitze — saaz; nicht zu gedenken der därtlichen besonderheit, welche öfter *x* für *sz* erhalten hat, z. b. dreizehn dreizig, Schuz für Schusz in Zürich. Es ist aber unzeit eigen, dass mehr leute als sonst und mit mehr glück als sonst sprachanalogien nachdenken. Auch jene zusammengehörigkeit des *z* *sz* würde vernichtet durch die schreibung *Schlufs*, *Schuß*, *naß*, *deus* umsoweniger bedarf, als die schreibung *Schluss* für mhd. *schuz* *keswegs* in dem sinne historisch ist, dass ein nicht mehr gesprochener geschrieben würde; dies wäre nur der fall, wenn wir *size* und *saaz* wenig schieden, als es mhd. hinsichtlich des *z* geschieden war. — *z*, sehen wir einstweilen ab von den fremdwörtern samt den vier deutschen *Rofs*, *Kufs*, gewiss, *mis* —: so besitzen wir in der schreibung *Brusz* — *Grusz* eine den phonetischen forderungen entsprechende orthographie, welche nach langem schwanken allgemein durchgedrungen doch zugleich dem historischen sachverhalt durchaus gerecht ist, deren abschaffung also nach hrn v. Raumers eignen grundsätzen impft werden muss.

Anders gestaltet sich die sache, wenn *sz* in den inlaut tritt. Nach üblichen orthographie wird nach kurzem vocal *fs*, nach langem *sz* *hrieben*, also *Schüßfe* und *Grüße*, trotzdem dass beide wörter im inlaut auf *sz* auslauteten. Diese inconsequenz ist das erste, was man canon 2. geltend zu machen ist. — Da aber im inlaut so ziemlich dieselben quantitätschwankungen bestehn wie beim auslaute, so

schreiben die Schwaben (welche infolge der allgemeinen ansgleichung des pluralis mit dem singular auch das mhd. guzzen in gössen verwandelt haben) in der regel müezen, goszen, Genoszen, nachlässig u. s. w.; die einheit der orthographie, welche der auslaut zeigte, besteht also nicht; andererseits schreiben ausser Schwaben viele trotz kurzer aussprache das hergebrachte sz, z. b. müszig, stehn also mit ihrer eignen aussprache in widerspruch. Somit gilt hier der dritte satz unsers hrn verfassers, dass da, wo unsre orthographie nicht zu vollständigem abschlusse gelangt sei, weitere feststellungen nothwendig seien.

Aber auch wenn die schreibung [schloffen u. s. w. feststände, wäre hinsichtlich der lautlichen bezeichnung gewichtiges dagegen einzuwenden. So wenig *jj* die verdopplung des *ck*, *aw* die des *f* vertreten kann, so wenig kann strenglautlich genommen *ss* für *szsz* stehn¹⁾. Von den harten spiranten wird nur *f* doppelt geschrieben; die übrigen beiden (oder drei) *ck* und *sch* stehn nach langen wie nach kurzen vocalen einfach. Doch schrieben im sechzehnten jahrhundert einige machehen, und bei *sch* hat man eine zeit lang vereinzelt die quantität dadurch zu bezeichnen versucht, dass nach einer kürze *sach* gesetzt wurde, so in vielen bibelausgaben aus Luthers zeit flasschen, wasschen (Genes. 21, 14. 49, 11). Auch Peter Visscher schrieb sich nur ausnahmsweise mit einem *s*; in eigennamen wie „von dem Bussche Loh“ wird noch jetzt an der genannten schreibung festgehalten. In der that bestünde dann eine ähnlichkeit zwischen *sz*:*s* und *sach*:*sch*; *ckck* würde eine analogie in *sz*, *ss* in der schönphonetischen ungarischen orthographie finden, welche die lingualen spiranten durch *s* und *sz*, die dentalen durch *sz* und *x*, und die kürze vor den scharfen durch *ss* und *ssz* bezeichnet. — Kurz: phonetisch betrachtet tritt hier der zweite in satz 3. genannte fall ein: das princip unsrer orthographie ist nicht mit glücklicher verwendung ihrer mittel durchgeführt; diesz erweckt den wunsch nach zweckmäßigen änderungen unsrer rechtschreibung. Zwei rücksichten können eintreten: die auf den auslaut, wo die schreibung des *sz* durchaus feststand, und die auf die übrigen spiranten. Der mangel der quantitätsbezeichnung im auslaut verlangt auch für den inlaut rücksichtnahme auf die oben berührten mundartlichen eigenheiten der gebildeten-sprache, also *sz* nach langen wie nach kurzen vocalen. Die analogie der nichtverdopplung von *ck* und *sch* verlangt, dass auch *sz* einfach bleibe, da es kein einfaches zeichen ist wie *f*. Beide betrachtungsweisen also verlangen in übereinstimmung: Schluss — Schlüsse. Obwohl von phonetischem ausgegangen, entspricht diese schreibung nun auch dem wunsche historisch-grammatischer übereinstimmung in demselben masze wie beim auslaut: plattdeutsch eten und heten wird eszen und heizen; vergessen — ergötzen, eszen — atzen, flieszen — Flöz, sitze — geseszen.

Den canon Schluß — Schläße einzuführen, wenn er noch nie dagewesen wäre, läge also nicht nur in der competenz des grammatikers, da er die bisherige aussprache der quantität nicht antastet, sondern diese einföhrung empföhle sich aus den verschiedensten gründen, da er die verschiedensten regeln auf einmal durch vollendung der analogie abschlieszt. Nun ist aber, wie oben erwähnt, dieser canon schon längst da. Unter vielen andern hat hr v. Raumer selbst ihn früher in seinen eignen werken angewendet, bis er 1855 plötzlich ins Heyseache heerlager übergieng; ref. befindet sich hier also in der eignen lage, die praxis Rud. v. Raumers vom jahre 1845 gegen die theorie Rud. v. Raumers vom

¹⁾ Wie Grimm im Wörterbuch (s. LIX) *ss* für mhd. *sz* lautlich rechtfertigen kann, bescheide ich mich nicht zu verstehen.

1855 zu verteidigen, und zwar mit hülfе dеr principien, welche selbe Rudolf v. Raumer im jahre 1855 aufgestellt hat. — Es ist (abgesehen von den oben s. 311 genannten druckwerken) überhaupt · letzten zeit eine solche schwankung der /s-orthographie eingetreten, dass man alle augenblicke (ref. kann jetzt freilich nur aus engem kreise berichten) die schreibung lösen, müssen u. s. w. hin- und herwechseln zum theil lediglich den setzern zugeschrieben werden muss. Diese gar urtheile wie das Hupfelds bei Andresen s. 106. — In der zeit der schwankung nun werden auf einmal im NW. und SO. Deutschlands zugleich zwei neue orthographien von staatswegen empfohlen (sonst vielfach verschieden) über diesen, in historischer und sprachlicher hinsicht zweckmässigen, allgemeiner anerkennung (man denke an das Niesener Gesangbuch) entgegeneilenden canon beide eins sind; ein canon, der sämtlichen plattdeutsch redenden Nordländern ¹⁾ eine gute handhabe bietet, und zugleich den Schwaben den eintritt in die orthographischen gesamtstaat offenhält — also die beste bürgschaft für ein allkommene einigung Deutschlands bietet. Warlich gründe genug, diese sogenannte neuerung nicht von der hand zu weisen!

Diesem scharfen s, das wir in mehr als funfzig verschiedenen zweigen der sprache finden, bleibt nun gegenüber stehen die weiche s, die in an-, in- und auslaut, letzteres z. b. in Roland der Ries' am ende; im inlaut nach kurzem vocale verdoppelt, z. b. quasseln neben quass.

Was noch zu sagen übrig ist, geht zunächst die fremdwörter an, die noch einige wenige deutsche wörter. Fremdwörter behalten, da wir kein eignes Runenalfabet besitzen, in der regel ihre zeichen, und dann den analogien unsrer sprache. So kann an der schreibart des plur. Brutusse — wie sie die besten schriftsteller bieten — ausgemerzt werden; ebenso schreibt man mit recht Klasse, Masse, Masse, das Messing (lat. *massa*), das Kissen oder Küssen (franz. *coussin*), das As plur. Asse. — Es ist einleuchtend, dass in diesem der laut des /s mit dem des deutschen ss zusammenfällt. Ähnlich steht es mit einigen deutschen wörtern. Mit der beobachtung nämlich, dass auslautende media dem laute nach zur tenuis wird, hängt der umstand zusammen, dass auslautendes s (sowohl historisch als) auch phonetisch oft gradezu für die harte spirans selbst steht. Wenn hr v. Raumer (s. 78) sagt, dass s in Haus den weichen zischlaut vertritt, in dagegen für ursprünglich harten stehe, so ist dieses alles andre eher eine phonetische betrachtungsweise. — Bei der verlängerung werden die allgemeinangenommenen hauptregel nach einfache laute nach kurzem vocale verdoppelt: also giebt Haus zwar hausieren, hausen; aber nicht hindernis, sondern hindernisse (wie auch hr v. Raumer aus phonetischen gründen schreibt) geben wessen, indessen, Hindernisse; wo dann ebenfalls als verdopplung eines schärferklingenden s selbst schärferen laut

¹⁾ Wie anders hätte Bugenhagens belehrung gelaute, wenn man das s gekannt hätte! Melancthon verlangte bei einem heitern mahle hr Pommer (der auch in der Wittenberger pfarrkirche stets pommerisch predigte) kurze belehrung über den unterschied der oberdeutschen von niederdeutschen sprache, und empfing die regel: oberdeutschem s und unsprache plattdeutsches t. Anwendung und kritik dieser plattdeutschen grammatik in nuce vereinigte der nächste augenblick, da magister Philipp n lehrer zutrank mit den plattdeutsch gemeinten worten „et gelt' üch glat!“

haben musz als jenes in quasseln. Nicht anders verhält sich bei assimilationen wie Brasse und Sasse, da auch in Brachse und Sachse (sprich mhd. Sahse) das *s* als nach *k* schärfer klingt.

Wir sind sonach, ohne die phonetischen principien hrn v. Raumers im geringsten zu verletzen, zu der orthographie Hindernissen neben wissen gekommen, in welchen beiden wörtern allerdings die endung —issen trotz gleichen klanges verschieden geschrieben ist. Allein dieser fall steht durchaus nicht so vereinzelt da in unserer orthographie, welche bei bewahrung des phonetischen hauptprincipes vielfach im einzelnen der ableitung und flexion (vergl. oben das *ie*) rechnung trägt und darum das dem obre gleichlautende zerreiszt. Platen (welcher hrn v. Raumer nicht mit unrecht als der strengste reimer gilt, aber beiläufig gesagt auch ein mensch ist so zu sagen, und gelegentlich Erde auf Schwerte, glühte auf Philippide, Muse auf Grusze, und hernach wieder Musen auf Busen reimt) bietet unter anderm die Reime saaz — Gras, Geist — heiszt, Verlust — muszt, die doch gewisß trotz der verschiedenen schreibung als rein gelten müßten, ohne daaz darum die orthographie um der reimreinheit willen verbeszert werden müßte, wie hr v. Raumer anderwärts (bei Muth — gut) verlangt. — Ich erinnere vor allem an das *v* und seine stellung zwischen *f* und *w* hinsichtlich deutscher sowohl als fremder wörter.

Die überwiegende mehrzahl der betreffenden wörter ist somit erledigt, und zwar zu gunsten einer orthographie, welche phonetisch zu rechtfertigen und doch zugleich den anforderungen der historischen schule genehm sein wird. Als streitig sind nur noch vier übrig: Ruß — Rüssen, Roß — Roffe, gewiß, miß- und Riffethat. Schreibt man nach vieler¹⁾ vorgange mis- und gewis, so gehören auch diese unter die vorigen zu Hindernisse. Daaz bei den beiden ersten die gewöhnliche schreibung nicht bleiben kann, liegt auf der hand. Nach dem, was wir aufgestellt haben, würde entweder der singular bleiben und dann auch im inlaute *sz* fordern: Roffe, Rüssen; oder der plural bliebe und verlangte für den singularischen auslaut *s* oder *fs*: Roß oder Ros, Ruß oder Ruß. — Für Roß: Roffe = Schluß: Schlüsse würde sich entscheiden müßten, wer nur die phonetische rücksicht gelten läßt; dagegen aber spräche alles, was oben zu gunsten der schreibung Schlüsse gesagt war. Denn alle Deutschen sprechen das *o* kurz, im Plattdeutschen etc. entspricht nicht *t*, sondern *s*; das *sz* wäre also kaum halb an seiner stelle, insofern hier von zusammengehörigkeit mit *x* nicht die rede sein kann. Die behauptung aber, daaz Rosse sich jetzt in der aussprache ganz an Gosse angeschlossen habe, schwebte in der luft, da erstens jenes jetzt gewisß noch grade so gesprochen wird wie mhd. rosse, sodann weil der unterschied zwischen Rosse und Hindernisse zu rechtfertigen bliebe. Das einfachste wäre darum, Ros und Ruß zu schreiben, und die ganze regel über *s*, *sz* und *fs* wäre dann in folgender zusammenstellung enthalten: Grusz — Grusze, Schlusz — Schlusze; Haus — Häuser, Ros — Rosse. — Indessen auch für Roß und Ruß lieze sich manches sagen, und selbst nebeneinander laufende doppelformen liezen sich bei zwei wörtern ertragen. Soviel aber ist klar: durch die einföhrung des buchstabens *ß* = *sz* für die Lutherischen *fs* und *s* hat sich unsere orthographie von vorn herein in diesem punkte der historischen betrachtungsweise geneigter gezeigt als der reinphonetischen. Dennoch haben

¹⁾ Grimm im Wörterbuch und die sich jetzt meist streng an das Wörterbuch haltenden Jahnschen Jahrbücher halten lassen fest neben läßt, schreiben aber doch Kenntnis, gewis, Misfallen.

der die „neue vertheilung der *fs*-laute“, welche Weinhold, An-
 en und selbst Ruprecht, weil sie fälschlich eine gänzliche laut-
 biedenheit von *fs* und *as* behaupteten, den gerechtesten angriffen
 gestellt haben, auch nach vorwiegend phonetischen grundsätzen zu
 nämlichen abschlusse gebracht.

Wir glauben in einem punkte ausführlich — vielleicht schon zu aus-
 ich für den uns zugemessnen raum — nachgewiesen zu haben, daz
 anwendung, welche hr v. Raumer von seinen sätzen macht, nicht
 weg befriedigt, vielmehr noch manche fragen offen läßt. Und aller-
 betont der hr verf. auch mit recht die aufstellung principieller sätze
 stärker als seine ausführung. Ref. zieht es daher vor, die beiden
 n fragen mehr andeutend zu behandeln als erschöpfend.
 zunächst das *ä*. Hr v. Raumer läßt den wunsch nicht undeutlich
 blicken, die dehnung durch *ä* (der allerdings nach seinen grund-
 n nur praktische bedenken entgegenstehn) allmählich ganz zu be-
 gen, und empfiehlt (zum theil nach sehr vereinzeltem vorgange) vor-
 wenigstens *Maut*, *Miete*, *Heimat*, *Wermut*, *Wut*, *Mut*, *rot*
 vielleicht auch *Wert*. Mit ausnahme des letztern würde dann aller-
 das gewünschte quantitätsgesetz anwendung finden. Und zwar be-
 der unterschied zwischen hrn v. Raumer und der historischen
 e darin, daz letztere das *ä*, wo es mhd. lautbar war, wollen
 alten wizen, während jener, wie es scheint, keinen auf früherer
 stufe ruhenden unterschied gelten läßt. Zweierlei scheint hier
 erwägen. Einmal daz durch die schreibung schmälich, unnabare
 de u. dergl. der jetzt jedem einleuchtende und ungern vermißte zu-
 sammenhang mit *Schmach*, *nächste* u. s. w. verloren gienge. Sodann
 jene bezeichnung der vocallänge unmöglich ausreichte. Von wert
 ehrt oder werth will ich gar nicht sprechen, sondern zunächst
 den zahlreichen flexionssilben, welche trotz einfacher consonanz kur-
 vocal haben. Hr v. Raumer erklärt quantitätsbezeichnung für wün-
 swerth; warum tilgt er denn das *ä* in *Zierath*, *Heimath* u. s. w.
 urch diese grade das lange *a* von dem kurzen in *Monat* unterschei-
 Und umgekehrt: soll die (z. b. bei Ruprecht s. 17 als allge-
 angegebene) aussprache *Räd*, *Täg*, *Stäb* von nun an falsch
 weil einfacher consonant folgt! — Man schreibt jetzt vierzehn
 spricht (wie ich glaube, vorherrschend) *vīrzēhn*. Tilgt man das *ä*,
 ekommt die plebejische Thüringer aussprache *vīrzēn* auch ihr recht,
 e in ihrzen, wūrzen ist ebenso halb stumm. Ewige, stillere,
 tlere, tapferere haben die vorletzte silbe kurz; in Lautlehre,
 lerehre, Stil-lehre erkennen wir augenblicklich den stammhaften
 n der penultima, während wir diese silben durch die schreibung
 lere, Lautlere, Ritterere den obigen gleich machten. Nicht ver-
 belung *ists*, was ich befürchte; aber unsre jetzige dehnung durch *ä*,
 ich, ist eine entschieden vollkommnere wiedergebung des gesproch-
 lautes als die vorgeschlagene. Also entweder bestehn lassen,
 feststeht und nicht ohne grund und analogie eben geworden ist:
 radical das *ä* durchweg über hord geworfen, und den accent
 ie stelle gesetzt: stillere — Stillere, läutere — Läuhtere,
 erere — Ritterere, dann *ists* wenigstens phonetisch eine wirk-
 verbeazerung.

ndlich die schreibung gleichlautender wörter. Unser verehrter ver-
 r stimmt hier aus phonetischen gründen in das geschrei der histo-
 r: untercheidungen wie *Sole* — *Sohle*, *malen* — *mahlen*, *Mal*
lahl — *Maal*, *Mohr* — *Moor*, *Weise* — *Waise* nennt er eine

„großentheils unnütze last“, eine „möglichst einzuschränkende quallerei“; denn die unermessliche mehrzahl der leser müsse sich selbst erst beinamen oder gar nachschlagen, um den unterschied bestimmt zu wissen. Meist auch könne man nur mit mühe einen satz erfinden, in dem eine verwechslung möglich wäre. — Ref. fand kürzlich gelegenheit, die erste zeile eines gedichtes zu citieren „es irret im Lande der Waise verbannt“; der setzer aber setzte „der Weise“. Dergleichen möchte sich doch öfter finden, als der hr verf. annimmt; es wäre auch unser einem höchst ärgerlich, wenn künftig in vocabularien dergleichen wörter allemal erst eines erklärenden beiwagens bedürften, statt dasz wir jetzt kurzweg lernen lassen „*latus* die Seite, *chorda* die Saite“. Endlich kann der redende stets gefragt werden, wenn man ihn misversteht; das buch kann man nicht fragen. — Das alles aber erscheint mir noch als das geringere. Verschiedene begriffe — das ist eine grundforderung an jede sprache — sollen durch verschiedene laute bezeichnet werden. Eine vollklingende ursprache pflegt nur begriffe, die sich auseinander entwickelt haben, also anfangs dasselbe wort waren, gleich zu bezeichnen; uranfänglich gänzlich verschiedene gleich zu sprechen, widerfährt in der regel nur einer abgeschliffen analytischen, aus und über mundarten erwachsenen schriftsprache. Es ist ein (zum theil erst geworden) mangel, wenn Weise und Waise, Mohr und Moor, Rhein — rein — Rain, Fiber — Fieber gleichklingen: soll man der schrift diese unvollkommenheit, der sie aus guten gründen möglichst entgegenzuarbeiten gesucht hat, nachträglich aufdringen? Und oft findet sich dieser mangel nur in der Schrift- oder Gesamtsprache; der von einer mundart herkommende ist gewöhnt, die wörter auch lautlich zu scheiden — soll auch dem der ersatz der schrift genommen werden? So alemannisch Wäse: Weise = nordthüring. Weise: Wäse = nhd. Weise: Waise; ndd. malen (*molere*): målen (*pingere*), wie schwed. mala: måla; dän. hat gar noch maale (*metiri*) dazu. — Man vergleiche andre sprachen. Nach gleichen grundsätzen müsten auch die Franzosen besser dran sein, wenn sie *sain*, *saint*; *sein*; *ceins*, *ceint*, *cinq* einerlei schrieben, so dasz z. b. *cin* bedeuten könnte: gesund, heilig, gegürtet, fünf, Schoosz, gürtel — würde das nie misverständnisse erregen? — Wie weit es aber hier mit einer sprache kommen kann, zeigt das Chinesische. Denn weil in dieser sprache z. b. das wort *tseu* (durch apokope zusammengeflozen aus den mundartlich erhaltenen *tseup*, *tseuk* u. ähnl.) sowohl laublenhengst, als deichsel, wurfpfeil, seidenteppich, staufeder, schiff u. s. w. bedeuten kann: so musz jedesmal ein beim lesen unausgesprochenes ideographisches zeichen dabeistehn, z. b. pferd, wagen, speer, faden, feder, meer; diesz bezeichnet die kategorie, in welche die grade gemeinte bedeutung pafst, und aus dem beisatze erst wird letztere beim lesen geschlossen.

Kehren wir von der sprache des Confucius zur confusion unsrer sprache und orthographie zurück: söviel geht aus dem angeführten hervor, dasz die schrift von jeher mehr pflichten hat, als bloß den gesprochenen laut darzustellen; dasz sie diese pflicht sich selbst aufgeladen hat, und davon umsoweniger entbunden werden kann, je mehr die sprache abschleift und gleichmacht. Wozu gar unsre interpunction? Die vorschläge über *h* und die homophonen aber — vorschläge, welche weder Raumleere und Raumlehre von einander, noch deren zweites theil von dem des wortes mittlere scheiden wollen — dringen der schrift einen mangel der sprache auf, und drücken entweder den gesprochenen laut unvollkommner aus als bisher geschah, oder sie scheiden verschiedene begriffe nicht, welche die schrift bisher schied. — Und was ist der eigentliche grund der neuern vorschläge? Der satz: dehnung

ll gleich bezeichnet werden, am unpassendsten aber durch *h*, ist eigentlich spiritus. Was hilft aber gleiche bezeichnung *g*, wenn die entstehung derselben nicht überall die gleiche gar mundartliche verschiedenheiten (Lübbe) nebenherlaufen? lahn seiner angestammten Henne fremder vorkommen müße n, und der Müller zwar eine Mühle, aber nicht eine Mühle lte seines schaffens anerkennen werde, kann unmöglich be- rden, sobald man nur eben das *h* als phonetisches zeichen st es doch seit dreihundert jahren in aller laien bewusstsein) . Wer anders will, bricht mit der geschichte unsrer gesamt- rohl wie unsrer orthographie.

ir wollten ja nur andeuten. Hauptverdienst also und sicher les verdienst des vorliegenden büchleins ist — wie wir wie- gt haben — die klare entwicklung der principien, wel- a jetzt immer näher an den einzelnen heranrückenden änder- rter orthographie zu grunde zu legen sind. Jeder, der nicht be geschaffene einheit der deutschen sprache in frage stellen sich in allem wesentlichen an die Raumerschen principien ten, deren aufstellung gegenüber den übertriebenen forderung- storischen schule dringendes bedürfnis war. Dazß auch die n männer trotz gleicher principien in einzelheiten zu verschie- bnissen würden gelangen können, hat mein verehrter lehrer ler ersten seite seiner vorrede ausgesprochen. So seien denn n, welche ref. sich zu äuszern gestattet hat, freundlicher er- pfohlen.

erg.

G. Stier.

III.

's Gesänge, verdeutscht von Johannes Minckwitz. Theil: die Ilias. Erster Band. 1—12. Gesang. Leip- i Wilh. Engelmann. 1854. XXVIII u. 292 S. 8.

lung griechischer und lateinischer Schriftsteller mit ben Anmerkungen. Homer's Iliade. Erklärt von J. U.

Zweite berichtigte Auflage. Erster Band. Leipzig eidmann. 1854. 442 S., davon Einleitung 39 S. 8.

r.

ndem seit Johann Heinrich Vofs mehrere Versuche ge- en sind, die Gesänge des Homer in Hexametern zu verdeut- unnmehr Herr Minckwitz den Entschluß gefaßt, den Homer Prosa zu bearbeiten. Dafs diese Bearbeitung in ihrer Art in werde, kann man bei der bekannten Meisterschaft des Herrn : in der Uebersetzungskunst voraussetzen, und diese Erwar- er Leser nicht getäuscht finden. Es fragt sich nur, inwiefern Weg gerechtfertigt ist und was durch die Verdeutschung ei- in Prosa erreicht werden soll und wirklich erreicht worden Minckwitz spricht sich darüber in seiner Vorrede aus, die st Beibehaltung des von Herrn Minckwitz befolgten Ge- s genauer betrachten wollen.

Werfen wir die Frage auf, meint Herr Minckwitz, ob ein Deutscher seither, ohne Kenntniss der griechischen Sprache, aus den vorhandenen Uebersetzungen den Homer zur Genüge verstehen, ohne Anstoss zu geniessen und seinem Werthe nach zu schätzen vermocht habe, so müsse die Antwort darauf, wie von allen Sachverständigen längst erkannt sei, verneinend ausfallen. Die berühmte Arbeit von J. H. Vofs sei zwar geraume Zeit angestaunt worden und noch heutzutage nicht aus den Händen des Publikums verschwunden, das sich damit abquäle wie mit einer bittern Arznei, die löffelweise genossen wird; allein neben vielen andern Fehlern leide sie an einem Hauptmangel, welcher darin bestehe, dass sie allzu unpoetisch sei, sie schwinde sich nicht in den sonnenbelichten Garten der Dichtkunst empor, sondern schleppe sich, wie ein Vogel mit gebrochenen Flügeln, mühsam im Thale einher, in dessen Staub gleichsam die duftigen Blumen des Homer herabgerissen erscheinen. Die späteren Uebersetzungen von Jacob, Monjé und Wiedasch seien zwar meist fließender und ungezwungener, allein sie vermochten schon deshalb ihren Vorgänger nicht aus dem Felde zu schlagen, weil ihnen keine grössere poetische Kraft, als der letztere besaß, zur Reproducirung der homerischen Darstellung zu Gebote stand. Ueber eine Anzahl andrer Verdolmetschungen endlich, welche dem antiken Maass entsagten und zu modernen gereimten Weisen ihre Zuflucht nehmen, könne man ebenfalls kein günstigeres Urtheil fällen. — Diese Ausstellungen sind nicht neu und im Allgemeinen richtig, wenn auch bestimmter als Hauptmangel der Vossischen Uebersetzung anzugeben war, dass sie den Ton natürlicher Einfachheit nicht anzustimmen wufste, welche die homerischen Gesänge in so hohem Grade auszeichnet. Hierüber aber hat Herr Minckwitz seine besondere Ansicht; er meint, Homer trage eine solche Fülle und Blüthe des Styls an sich, dass der Verdeutscher jedweden Glanz der Sprache aufbieten müsse, um seinem Gedankenwurfe den rechten Ausdruck zu verleihen; und gerade hierin bestehe ein gewaltiger Irrthum unserer Stubengelehrten, welchen auszurotten es endlich Zeit sei. Wir meinen, um festzustellen, was im Griechischen einfach und was schmuckreich ist, dazu gehören unter Anderem auch Kenntnisse, welche man sich nicht auf dem Markte und in der Gesellschaft erwirbt, sondern wozu Stubengelehrsamkeit erforderlich ist, und wer im Griechischen nicht so weit vorgebildet ist, um es zu fühlen, dass die innere Wahrheit und der schmucklose, natürliche Ausdruck derselben der hohe Vorzug der homerischen Gesänge ist, der muß es unsern Stubengelehrten F. A. Wolf, G. Hermann u. A. schon aufs Wort glauben. Herr Minckwitz fügt zwar hinzu, es komme in diesen Dingen Alles darauf an, dass man sich, ehe man Streift erhebt, darüber gegenseitig zu verständigen suche, was einfach und was schmuckreich sei; so klinge ein Gedanke, welcher im Griechischen bei aller Einfachheit einen volltönigen Strom hat, wenn er wörtlich übersetzt wird, im Deutschen häufig trocken bis zur Abgeschmacktheit. Das ist ganz richtig, aber darum bleibt doch der griechische Ausdruck einfach, und darin besteht ja eben die Kunst des Uebersetzers, dass er, was im Griechischen einfach ist, im Deutschen gleichfalls einfach wiedergebe, ohne in Trockenheit und Abgeschmacktheit zu verfallen.

Sonach, fährt Herr Minckwitz fort, stehe die deutsche Kunst gegenwärtig vor dem Homer beschämt da, und es entstehe wieder die Frage, ob überhaupt und in welcher Form Homer im Deutschen übersetzbar sei. Im Allgemeinen stehe der Grundsatz fest, dass das ursprüngliche Gewand, worin ein fremdes Werk gehüllt wird, von dem Nachbildner nicht geändert werden dürfe. Der deutsche Hexameter aber eigne sich nicht recht für die Darstellung des Epischen, weil er zu seinem regelrechten

oben so vielen Schmuck erfordere, daß er einen vorwiegend lyrischen Charakter annehme, und weil zweitens die deutsche Sprache allzureichend kretisch geformten Wörtern ist, die von der Darstellung ausgeschlossen bleiben müßten. Diese beiden Gründe dürften wohl kaum ausreichten, um von weiteren Versuchen mit dem deutschen Hexameter abzuhalten; auch fügt Herr Minckwitz selbst hinzu, daß an diesem unvers Hopfen und Malz noch nicht verloren sei, und daß sich jedesmal, wenn dieser Vers durchaus nicht so undeutsch sei, wie unsere, die sogenannte Volkspoesie schwärmenden Mittelalterthümmer häufig Abscheu sagen, in der wohlgepflegten Tonweise jener Daktylen und Iamben ein Styl ausgießen lasse, dessen Flüssigkeit an den homerischen Nektarstrom und seine Lieblichkeit für die Zunge weit mehr hinanbringe, als das Publikum seither geträumt habe. Es komme nur auf die Grundsätze an, nach welchen man zu Werke gehe; das von J. H. Voss und F. A. Wolf vorgeschlagene und befolgte Verfahren sei grundfalsch und unzulänglich; das seien in den Urtext verrannte Homerkenner, die Text auswendig gelernt haben und der ihnen beständig vor den Ohren summe; Herr Minckwitz habe ein anderes Verfahren vorgeschlagen und auch eigene Versuche damit gemacht, und schwerlich dürfte er wohl, wenn er, heutzutage auf einen Kritiker stoßen, der die Zuversicht hätte, zu läugnen, daß er (Herr Minckwitz) im Stande sei, den Homer in Hexametern zu verdeutschen, als man ihn seither verdeutscht habe. Ist hier nicht der Ort, uns über die Grundsätze der Uebersetzung näher auszusprechen; da indessen Herr Minckwitz eine Probe von dem von ihm vorgeschlagenen Verfahren mittheilt, so wollen wir an der Probe nachweisen, daß durch diesen freien Gedankenwurf keineswegs eine echt homerische Farbe mit dem entschiedenen Lichte der Poesie verliert, daß im Gegentheil der Charakter der homerischen Poesie ganz sichtbar werde. Wir wollen nicht wählen, sondern gleich den Anfang mitgetheilten Probe aus dem 6. Gesange der Ilias hersetzen:

Schleunigen Schrittes betrat er die wohnlichen Hallen des Hauses,
Aber daheim nicht traf er die lilienarmige Gattin,
Traf er Andromache nicht; auf weithinragendem Warthurm
Stand sie zugleich mit dem Sohn und der prachtkleidschleppenden
Amme,
Thränen vergießend und laut wehklagend. Als Hektor umsonst nun
Darin im Palast aufsuchte die herrliche Gattin, so trat er
Wieder zur Schwelle des Hauses und sprach zu den Mägden sich
wendend:

Sagt mir, o Mäde, geschwind, wo die lilienarmige Gattin
Hinget? Sprech wahrhaft, ob Andromache ging zu der Schwäger
Prachtkleidschleppenden Frauen? Besucht sie die Schwestern des
Gatten?
Oder besucht sie den Tempel Athene's, wo die gesammten
Lockigen troischen Frau'n aussöhnen die schreckliche Göttin?
Ihm antwortend versetzte die rührige Schaffnerin also:
Hektor, weil du befehlst zu verkünden die laute Wahrheit,
Weder die Schwestern des Gatten besucht sie, weder der Schwäger
Prachtkleidschleppende Frau'n, noch ist sie von binnen gegangen,
Um zu besuchen den Tempel Athene's —

Hat man auch den Homer nicht auswendig gelernt, sondern sich nur Allgemeinen mit dem festen Typus der homerischen Poesie bekannt macht, so wird man bei Lesung dieser Probe sofort gewahr, daß Homer in dieser Weise nicht gedichtet haben könne. Gleich im dritten Verse

mufs die emphatische Wiederholung „traf er Andromache nicht“ auffallen, für die man schwerlich eine Rechtfertigung auffinden dürfte. Bei Homer steht nichts davon, er sagt mit einem Verso abschliessend: οὐδ' εἰρ' Ἀνδρομάχην λευκώλεον ἐν μεγάροισιν. Offenbar hat hier nicht das Streben nach poetischer Darlegung des Gedankenstoffes zu diesem Satze geführt, sondern die Schwierigkeit, die lilienarmige Andromache in den Vers hineinzubringen. Um wie viel einsichtsvoller geht hier, wie auch sonst, Voss zu Werke, der in richtiger Würdigung der Bedeutung der *epitheta ornantia* es vorzieht, aus der Zahl der feststehenden Epitheta nach dem Versbedürfniss, das auch bei Homer die Wahl bestimmte, ein anderes, als das von Homer gewählte zu setzen, als durch Abänderung des Gedankens der Rede ein fremdes Gepräge zu geben. Uebrigens bindet sich auch Herr Minckwitz in solchem Falle nicht sklavisch an den Text, da er unmittelbar darauf Andromache auf „weithinragendem“ Wartthurm stehen lässt, während Homer nur *πίργῳ ἑρεσσίῃ* sagt. In gleicher Weise wie das „traf er Andromache nicht“ mufs V. 374. „Als Hektor umsonst nun drin im Pallast aufsuchte die herrliche Gattin“ auch demjenigen, der den Text nicht zu Rathe zieht, auffallen. Die Worte sollen das obige „traf er Andromache nicht“ wieder aufnehmen, und so heisst es denn bei Homer angemessen *ἔκτωρ δ' ὡς οὐκ ἔνδορ ἀμύμονα τέμνει ἄποινι*. Der deutsche Ausdruck ist so sonderbar, dass man annehmen mufs, Herr Minckwitz habe nicht blos übersetzen, sondern zugleich interpretiren wollen, und in dieser Ansicht wird man durch das folgende „so trat er wieder zur Schwelle des Hauses“ bestärkt, wo das „wieder“ im Text fehlt. Herr Minckwitz scheint anzunehmen, Hektor habe Andromache überall im Hause gesucht, und nachdem er vergebens gesucht, sei er wieder fortgegangen, an der Schwelle aber stehen geblieben, um die Mägde nach Andromache zu fragen. Nach Homer aber geht Hektor bis an den *θάλαμος*, und da er Andromache darin nicht findet, bleibt er an der Schwelle stehen, ohne hineinzugehen, und fragt die Mägde nach Andromache. Ebenso war er vorher, als er den Paris besuchte, an der Schwelle stehen geblieben und hatte von da aus die Unterredung mit Paris und Helena geführt. V. 376 heisst es bei Homer *εἰ δ' ἄγε μοι δῖωαί, νημερτέα μνησασσθε*, worauf die Frage in directer Rede folgt. Herr Minckwitz setzt nicht nur ein „geschwind“ hinzu, sondern hebt auch mit einer neuen Frage an „sprecht wahrhaft, ob —“. Auch aus dieser Stelle kann man sehen, wohin diese Freiheit behufs poetischer Darlegung des Gedankenstoffes führe. Das nochmalige Ansetzen zur Frage „sprecht wahrhaft“ hat zur nothwendigen Voraussetzung den Argwohn des Hektor, die Mägde werden ihn belügen wollen, woran doch nicht im entferntesten zu denken ist. In der Phrase *νημερτέα μνησασσθε* ist der stillschweigende Gegensatz die Unkunde des Fragenden, einem, der etwas nicht weifs, sagen, wie es sich wirklich verhält. Nun kann man sich hier, wie bei so manchen anderen Phrasen, die wörtliche Uebersetzung „die Wahrheit sagen“ wohl gefallen lassen, aber einen ganz fremden und überdies ungehörigen Gedanken darf der Uebersetzer nicht hineinbringen. Die Willkür in Uebersetzung der Frage selbst ist vollends gros; aus der indirecten wird in die directe Frage übergegangen, ein Verbum hinzugesetzt, die Doppelfrage in eine dreigliedrige verwandelt und ausserdem alle Symmetrie vernichtet. Das heisst den ungefähren Sinn der Worte wiedergeben, aber nicht übersetzen. In der Antwort der Mägde ist nun wieder Alles umgeändert und damit eine charakteristische Eigenthümlichkeit der epischen Darstellung ganz verwischt. Wenn Herr Minckwitz über den feststehenden Typus der homerischen Diction, die Bedeutung der Epitheta, der wiederkehrenden Ausdrücke und der bestimmten Phraseologie, so wie über die natürliche,

cht im Dienste einer künstlichen Rhetorik stehende Wortstellung, Verhältnisse des Satz- und Versbaues und die symmetrische Gruppierung Verse weiter wird nachgedacht haben, so wird er nicht mehr einen in den Urtext vertrauten Homerkenner nennen, oder von Fortsummen der Rhythmik vor seinen Ohren reden, sondern zu Verzeigung gelangen, daß die von ihm (Herrn Minckwitz) verübte Uebersetzung alles Andere, nur nicht eine Uebersetzung mit ächter Farbe ist.

Nun wir kehren zur Sache zurück. Herr Minckwitz folgert nun, daß der deutsche Hexameter sich für ein längeres Epos nicht recht eigne, er habe ein anderes passendes Vermaße aber im Deutschen nicht existiert, habe er den Entschluß gefaßt, das herrliche Original in Prosa zu übertragen, weil sich so ein Bild herstellen lasse, welches in sich vollendet sei und für ein abgerundetes und abgeschlossenes Werk angesehen werden müsse; weil es zweitens die beste Art sei, den Homer wenigstens vorläufig aus seiner widerwärtigen Verwilderung zu retten, mit andern Worten, seinen geistigen Gehalt aus der Form zu erlösen, wozu er durch jene metrischen Verdeutschungsgestalt eingezwängt und eingepuppt worden, daß man füglich annehme, er schlafe den dämonischen Schlaf einer verzauberten Prinzessin, die vergebens auf den sie endlich befreienden Rittersmann harre. Ich in unseren besseren Uebersetzungen Homer so widerwärtig zu finden, werden wohl wenige zugestehen, noch weniger, daß die Prosa die Rittersmann sei, den Zauber zu lösen, in den unsere Prinzessin gebannt sein soll, oder um verständlich zu reden, daß in Prosa ein vollendetes Bild der homerischen Darstellung aufgestellt werden

Es ist überhaupt nicht möglich, daß die prosaische Uebersetzung des homerischen Kunstwerkes nur entfernt den Eindruck machen könne, den das Original hervorbringt; am wenigsten ist es in den griechischen Dichtwerken möglich, bei denen Inhalt und Form innigem Einklang stehen, und am allerwenigsten beim griechischen Epos, dessen fest ausgeprägte Form mit dem poetischen Gehalte so innig verbunden ist, bei dem Inhalt und Form in so innerlicher Harmonie stehen, wie dies selbst in der griechischen Poesie sonst der Fall ist. Wir können es daher nicht begreifen, wie Herr Minckwitz von seiner prosaischen Uebersetzung die Erwartung hegen sollte, er S. XIX wörtlich so ausspricht: „Genug, ich nahm mir vor, durch das Band der Metrik, die Gedanken des Urbilds in Stämmen, Zweigen und Aesten, in ihrer Verbindung und Aufeinanderfolge, in ihrer Färbung und ihrem natürlichen Schmucke mit soltlenauigkeit aufzurollen, daß man sie in ihrer gesammten Würde errlichkeit vor sich erblicke. Wodurch ich denn hoffte, die deutliche in den Stand zu setzen, die Bedeutsamkeit dieses eine höchst saute Culturepoche der Menschheit malenden Dichters nach allen hin aufzufassen, soweit dies unter Einbusse jenes rhythmischen Geistes möglich ist, dessen unvergleichliche Pracht das Original wie ein biger Festtalar umschimmert.“ Der Rhythmus ist keineswegs ein Ding, das der Dichter dem Gedankenkörper, wie sich Herr Mincksonst ausdrückt, umhängt; richtiger würde man die Form, zu welcher Rhythmus gehört, den Körper des Epos nennen, denn nicht die Seele und Körper sich durchdringen, als Gehalt und Form os. Der Rhythmus ist keine bloße Form, die der Dichter nach seinem Ermessen wählt, um sie mit geistigem Gehalt auszufüllen, sondern der Hexameter gehört zum Organismus des homerischen Epos, in der Entwicklungsgeschichte er einen bedeutsamen Faktor darstellt, in gleichem Grade, wie er aus dem Wesen der ionischen Volkadich-

tung als entprechende Form entsprungen ist, auch rückwirkend auf die Gestaltung der epischen Darstellung eingewirkt, den Sprachschatz erweitert, den Ausdruck bestimmt und zur Ausbildung einer fest ausgeprägten Phraseologie beigetragen, ja auch der stofflichen Masse ihr Maas und eine plastische Gliederung verliehen und die Verbindung und Gruppierung der einzelnen Gedanken bestimmt hat. Es ist daher eine große Täuschung, wenn Herr Minckwitz meint, er habe die Gedanken des Urbilds in ihren Stämmen, Zweigen und Aesten, in ihrer Verbindung und Aufeinanderfolge, in ihrer Färbung und ihrem natürlichen Schmuck aufgerollt, das man sie in ihrer gesamten Würde und Herrlichkeit vor sich erblicke. Im Gegentheil wird die angestrebte Wahrheit geradezu zur Unwahrheit, die Genauigkeit und Treue zur Fälschung, denn die Verbindung und Aufeinanderfolge der Gedanken ist wesentlich durch den Hexameter bedingt; die Blätter, Zweige und Aeste haben wir wohl, aber abgerissen vom Stamme, und man kann mit weit größerem Rechte von einer Uebersetzung in Prosa sagen, was Herr Minckwitz über die Vossische Uebersetzung urtheilt, das in ihr die duftigen Blumen des Homer in den Staub hinabgerissen erscheinen. Demnach glauben wir mit gutem Rechte behaupten zu können, das eine prosaische Uebersetzung nicht geeignet ist, uns ein Bild des homerischen Epos zu verschaffen, nicht bloß, weil der Hexameter das charakteristische Maas des Epos ist, an dem das Wesen dieser Dichtung, der Fluß und die Beharrlichkeit formell seinen Ausdruck findet, sondern weil auch die einzelnen Gedanken und ihre Verbindung von dem rhythmischen Bande abgelöst eine wesentlich verschiedene Färbung erhalten. Was nun speciell die Prosa des Herrn Minckwitz betrifft, so war er bemüht, „eine wahrhafte Prosa, nicht aber ein zwitterhaftes, zwischen dichterischer und prosaischer Ausdrucksweise hin und her schwankendes Gemengel hervorzu- bringen, welches heutzutage als sogenannte poetische Prosa in Vielen Augen für schön gilt.“ Auch hierin können wir mit Herrn Minckwitz nicht übereinstimmen. Will man einmal den Rhythmus fallen lassen, so käme es darauf an, eine ungebundene Redeform auszubilden, die sich von der gewöhnlichen verstandesmäßigen Ausdrucksweise unterscheidet und den Flug der Phantasie fördert und nicht hemmt. Der epische Dichter will den Hörer der gemeinen Wirklichkeit entrücken und ihn in ein ideales Leben versetzen, das von Wundern erfüllte Leben der Vorzeit, wo noch die Götter mit den Menschen verkehrten. Darum hat er nicht bloß den Rhythmus gewählt, sondern auch einen bestimmten, von der gewöhnlichen Redeweise abweichenden poetischen Stil geschaffen, der es der Phantasie erleichtert, in jener idealen Welt zu weilen. Die gewöhnliche Prosa aber spricht zum Verstande und stößt uns immer wieder in die gemeine Wirklichkeit zurück. Dazu kommt, das dieser prosaische Stil durch die eigenthümliche epische Phraseologie gar buntscheckig wird, so das wir auch nicht glauben, das eine solche Uebersetzung für das deutsche Publikum, das kein Griechisch versteht, genießbar sein könne, wenigstens muß es sich über die absonderliche Ausdrucksweise des Homer höchlich verwundern. Wir wollen als Probe den Anfang der Ilias und die Rede des Agamemnon an Kalchas in der Uebersetzung des Hrn. Minckwitz hersetzen:

„Laß mich den Zorn des Peleussohnes Achilleus im Liede (?) feiern, göttliche Muse, den verderbenreichen Zorn, welcher tausendfältige Schmerzen über das Achäervolk häufte und eine Menge kraftvoller Heldenareen in des Hades Schlund hinabstieß, ihre Leiber aber zum Beutefraß machte für Hunde und Raubvögel aller Art. Nur des Zeus Wille indessen ging dergestalt in Erfüllung! Das Unheil hob mit dem ersten Augenblick an,

der und Zwietracht ausbrach zwischen dem Atreussohne, dem Fürstlichen Männern, und dem göttlichen Achilleus.

6 ff.) O Unglücksprophet, noch niemals hast du mir etwas Heilgeredet! Immerfort liegt es dir nur am Herzen, Unglück zu prognostizieren, und weder geredet noch ausgeführt hast du bis auf diese Stunde das Wort. So erhebet du auch jetzt wieder unter den Danaern meine und weissagst, daß der Fernretter ihnen lediglich deswegen rathen bereitet, weil ich meines Orts den glänzenden Sühnpreis für die Tochter des Chryses, nicht mochte annehmen, indem ich lieber wünsche, sie mit nach Hause zu führen. Denn ich wünsche, er als selbst die Klytämnestra, meine rechtmäßige Gattin, indem sie selbst in keiner Hinsicht nachsteht, weder an Wuchs noch an noch auch an Verstand und Kunstfertigkeit. Demungesachtet aber geneigt, sie zurückzugeben, wofern es so gerathener ist; ich wünsche lieber, daß das Volk in Segen stehe, als daß es verheert werde. Allein auf der Stelle schaff mir ein anderes Ehrengeschenk hermit ich allein nicht unter den Argiern ohne Ehrengeschenk daheim zu lassen, es auch keineswegs ziemlich wäre. Denn das schet ihr allesamt, daß mir mein Ehrengeschenk verloren geht.“

Wir uns bisher gegen den Versuch, den Homer in Prosa zu versetzen, aussprechen zu müssen glaubten, weil damit weder dem Ken-

ner Homer, noch dem deutschen Volke gedient sei, so wollen wir nun mit die Arbeit des Hrn. Minckwitz selbst nicht getadelt haben, theil erkennen wir gern an, daß Herr Minckwitz eine treue, flüssige und gute Prosa hervorgebracht und auch das Verständniß der Stellen des Homer zu fördern gesucht habe. Herr Minckwitz hat bei Homer gefunden, daß die Philologen über dem Wortkram vergessenen und doch mit unendlichem Hochmuth auf diejenigen gehen, die sich nicht ausschliesslich mit verdorbenen Stellen abgeben, sondern den Autor selbst seinem Geiste und Werthe nach zu be- vorziehen; er hofft, daß, nachdem G. Hermann entschlafen und die Mängel seines Systems nunmehr vollkommen erkannt ist, nun die Uebersetzungskunst in ihrer Würde und Bedeutsamkeit werden wird. Der Uebersetzer sehe oft schärfer als der kritische Philo-

so sei auch Herr Minckwitz häufig genug auf Verse gestossen, die bisher nicht verstanden habe, wiewohl sie dem mit der griechischen Sprache Vertrauten durchaus nicht in Nebel verhüllt sein durften. wird durch zwei Beispiele näher bewiesen. VI. 466. *ἐκ δ' ἐγέλυσσε* *τε φέλος καὶ πότνια μήτηρ* werde falsch an ein Lächeln gedacht, doch bedeute „in lautes Lachen brachen die Aeltern gemeinschaft-

lich.“ Hierbei ist nur nicht einzusehen, wie dieses Beispiel beweist, daß die Philologen über dem Wortkram die Sache vergessenen, doch hier umgekehrt über der Sache den Wortkram vergessen den erst Herr Minckwitz aus Licht fördert. Dann dürfte nicht ein bekannt sein, daß die Philologen den Fehler begangen haben, wenn die Bedeutung von *ἐγέλαιον* in Nebel verhüllt war, das „Lä-

cheln“ werden wohl die Uebersetzer und nicht die Philologen zu ver- rathen haben. Aber auch diese haben schwerlich aus Unwissenheit, sondern da das deutsche auflachen kein edler Ausdruck ist, weil die Bedeutung hat „in ein lautes Gelächter ausbrechen“, während das unwillkürliche herzliche Auflachen mitten im Schmerz gemeint zu glauben sie das Wort angemessener durch lächeln übersetzen lassen. Das zweite Beispiel steht III. 224. *οὐ τότε γ' ὅδ' Ὀδυσσεὺς* *ὀμείδ' ἰδὼς ἰδόντες*. Hier habe, meint Herr Minckwitz, Wolf andere geträumt, er habe schärfer gesehen und bemerkt, daß auf

οἶ und ᾄδῃ ein bedeutendes Sinngewicht falle, und so sei ihm denn der wahre Gedanke des Sängers in seiner vollen Gewalt augenblicklich vor die Seele getreten: „wir Troer, die wir auf die Gestalt des Odysseus hinsahen, verwunderten uns über die letztere (die jetzt durch das Feuer der Redekunst gleichsam verklärt war) nunmehr in ganz anderer Weise.“ So darf man εἶδος ἰδόντες nicht fassen, und die verklärte Gestalt des Odysseus ist eine Fiction, zu der nichts in den Worten des Dichters berechtigt. Der natürliche Gedankengang ist der, daß Odysseus, ehe er zu reden anfing, sich sehr ungeschickt stellte und man ihm nichts antrauen konnte; so wie er aber zu reden anfing, entwickelte er eine Beredsamkeit, daß sich Niemand mit ihm hätte messen können, so daß nun die Troer eine ganz andere Ansicht von ihm erhielten, sich nun nicht so wie früher über sein linkisches Aussehen verwunderten.

Schließlich spricht Herr Minckwitz die Erwartung aus, daß diese Uebersetzung von Schulmännern ihren Schülern werde empfohlen werden. Das wäre nicht wünschenswerth, da Schüler überhaupt keine Uebersetzung gebrauchen sollen, aber die Lehrer werden sie mit Nutzen zu Rathe ziehen können. Dagegen ist die zweite Schrift, die wir hier zur Anzeige zu bringen haben,

2. Homer's Iliade, erläutert von Fäsi, hauptsächlich für das Bedürfnis der Schule berechnet. Einer wie großen Verbreitung sich das Buch erfreut, geht schon daraus hervor, daß drei Jahre nach dem Erscheinen desselben bereits eine zweite Auflage nothwendig geworden ist. Eine andere Frage ist es freilich, ob wir den Gymnasien zu diesem Bedürfnisse einer Ausgabe des Homer mit erklärenden Anmerkungen Glück wünschen sollen. Wie sehr wir es auch den Herausgebern der bei Weidmann erschienenen Sammlung Dank wissen, daß sie frühere, oft den Schülern geradezu schädliche Ausgaben beseitigt und durch andere, den Bedürfnissen der Schule entsprechende ersetzt haben, und wie wünschenswerth es auch bei der gegenwärtigen Einrichtung der Gymnasien sein mag, dem Schüler bei seiner Vorbereitung unterstützend an die Hand zu gehen, da er, erdrückt und verwirrt durch die Menge und Mannigfaltigkeit der Unterrichtsgegenstände, nicht mehr wie sonst durch selbstthätige Ueberwindung der Schwierigkeiten sich in die Klassiker allmählig einklinken und mit Liebe bei ihm weilen kann, so bedauerlich ist es andererseits, daß nicht wenigstens bei Homer eine Ausnahme gemacht und der Schüler veranlaßt wird, wenigstens an dieser Dichtung seine Kräfte zu messen, sich des selbstthätig Gefundenen zu erfreuen, für das Nichtverstandene die Erklärung des Lehrers abzuwarten und derselben mit Spannung zu folgen. Diese so fortgesetzte Uebung wird das Interesse des Schülers immer rege erhalten und zu allmählig wachsendem Verständnis und erhöhter Liebe zu dem Dichter führen, während die unter dem Text gesetzten Anmerkungen das Interesse lähmen und den Reiz für die Lehrsunde und die Aufmerksamkeit des Schülers während derselben schwächen. Dazu kommt, daß die vom Lehrer gegebenen, gewissermaßen vom Schüler zugleich gefundenen und doch geforderten Erklärungen dauernder dem Gedächtnis sich einprägen, als die unter dem Texte bereiten Anmerkungen, und daß der bloße Text auch beim Wiederholen der Lectüre den Schüler viel mehr auf seine eigene Kraft verweist, die Anmerkungen dagegen vom Texte abziehen und der Flüchtigkeit Vorschub leisten. Doch darüber werden die Ansichten der Schulmänner getheilt sein, und am allerwenigsten wünschten wir unsere Bemerkung so aufgefaßt zu sehen, als ob die Bearbeitung des Herrn Fäsi uns zu derselben veranlaßt hätte. Wünscht einmal der Lehrer eine solche Unterstützung, die zugleich mit einem Zeitgewinn für die Lehrstunde verbunden ist, so kann die Bear-

den Herrn Fäsi mit vollem Recht empfohlen werden, und muß der zweiten Auflage die sorgsame Durchsicht und Verbesserung Anmerkungen rühmend anerkannt werden. Eine durchgreifende Revision ist aber nicht unternommen worden, und kann daher die zweite Auflage neben der ersten recht wohl benutzt werden. Wir wollen daher die vorgenommenen Aenderungen mittheilen mit Ausnahme der Verbesserungen, die sich auf angemessenere oder bestimmtere oder Berichtigung von Schreib- und Druckfehlern beziehen, wie denn καί, auch, ist steigernd“ statt des früheren „auch καί“; giebt Zeugniß“ für „giebt ein schönes Zeugniß“; 113 „reihener“, in Reihen“; 141 im Text ὁδοῖσιν für ὁδοῖσιν; 161 „da“, einen Gegensatz zu diesem Ausdruck bildet“; IV, 99 „er“, „du bestiegt“; V, 705 „trojanischer“ für „achäischer“; 761 für „Ares“; VIII, 236 „ein Ausbruch der bitteren Klage“ für „bitter beklagende Frage“, vgl. II, 250. 681. IV, 221. u. a. m. Im ersten Gesange ist zu 176 hinzugefügt: „Diese beiden Verse scheinen, 890 f. entstanden zu sein, passen aber, namentlich der zweite, gar.“ Das scheint uns eine sehr unsichere Vermuthung; der Vers γὰρ τοι ἱρὸς τε φῆλη πόλεμοι τε μάχαι τε ist keineswegs unsondern im Gegentheile der heftigen Stimmung Agamemnons ganz angemessen, der die Streitsucht als den Grundcharakterzug des Achilleus an will und eben daraus auch seine Liebe für den Krieg ableitet. Er verräth diese Erwähnung des Krieges, was Agamemnon offen sprechen kann, daß ihm besonders deshalb Achilleus ἔχθιστος, weil er seine Ueberlegenheit als Held anerkennen muß, und eben deshalb hat den folgenden Vers veranlaßt εἰ μάλ᾽ αἰσχροτέρους ἴσθαι, so daß τὸ γ' ἴδμεν, wodurch er ihn mahnt, auf seinen Kriegsgott so zu pochen. Dieser Vers wäre ohne die beiden vorhergehenden nicht am Orte. Uebrigens würde unsern Vers zu schützen eine Bemerkung ausreichen, daß die vorherrschende Neigung für stereotype Phrasen sich über fremdartige Nebenschattirungen hinwegsetzte. Zu 239 „πρὸς Διὸς von Zeus“, als von ihm Beauftragte und Bevollmächtigte.“ Zu 313 „ἀποκατα“, die Befleckung abthun, weil durch die Souche das ganze unreinigt war.“ Wohl durch die Schuld des Agamemnon; auch so das Citat 1 Samuel. 7, 6. Zu 344 ist die Bemerkung jetzt: „ὅπως οἱ — μάχονται, wie oder daß sie ihm kämpfen könnten“, Optativ, auch nach einem Haupttempus, bezeichnet die Absicht bloß Subjectives, eine reine Vorstellung, ohne die unmittelbare zur Verwirklichung, wie hier schon der verneinende Hauptvers (ὅδε) zeigt.“ 425 sind die Schlussworte „In dieser Zwischenzeit entfalten“ mit Recht gestrichen, allein auch das Vorhergehende ist getilgt worden, da die Erklärung von δωδεκάτη nicht ein- 453 ist statt ἡδὲ μὲν jetzt ἡμὲν δὲ gesetzt und die Bemerkung: „ἡμὲν δὲ ποτε kündigt schon das zweite Hauptglied ἡδ' ἐπὶ in; in der Mitte steht die Erklärung des ersten. Vgl. π., 236.“ Daß ἡμὲν und ἡδ' in Wechselbeziehung stehen, bedurfte keiner Erinnerung, eher war zu bemerken, daß sie, wie auch τε — καί, in der Mitte stehen — ebenso haben. Die Worte in der Mitte der Erklärung des ersten sind nicht vollständig. Beide Hauptglieder aus je 2 Versen, von denen je der zweite den Inhalt der Bitte zu 518 wird hinzugefügt „Hera ist nämlich Stamm- und Schutz- der Atriden.“ Nicht deshalb wird Hera mit dem Zeus badern, sondern deshalb, weil sie die Griechen überhaupt begünstigt, sondern Troja zerstört wissen will, daher sie δ, 51 dem Zeus Argos, und Mykeno Preis giebt, wenn er nur in die Zerstörung Troja's

willigt. Wollte Herr Fäsi damit sagen, daß Hera das dem Atriden angethane Unrecht strafen wolle, so wäre auch so das Richtige nicht getroffen.

II, 73. „Er hofft dadurch, daß er seinen ohne Zweifel durch die Länge des Krieges ermüdeten, durch die Seuche und die Trennung des Achilleus entmuthigten und verstimmtten Kriegern die Heimkehr freisetzt, gerade das Ehrgefühl und die Kampflust in ihnen zu entflammen.“ Zu 85 richtiger als früher: „ποιμὲν λαῶν d. i. *Néstor*, aber dadurch mittelbar auch dem Agamemnon, vgl. 83 = 72. Ihr *πειθεσθαι* aber besteht darin, daß sie ohne Widerrede in die Versammlung folgen.“ Vielmehr ist ποιμήν Agamemnon, dessen Plan die anderen Fürsten ebenso billigen, wie ihn Nestor zuerst gebilligt hatte. 92. „ἥϊόν ist schon an sich ein flaches, niedriges Ufer.“ Das ist wohl kaum richtig; ἥϊόν ist freilich kein abschüssiges Gestade, aber es braucht auch nicht niedrig zu sein, sondern es ist überhaupt das Küstenland, und ἡρόος προπάροισθε βαθείης würden wir nicht übersetzen „vor dem tiefen, tiefabhängigen Gestade“, sondern vor dem sich langhinstreckenden Gestade. 143 vgl. ρ, 149; 144. „κύμα μακρά wie *longi fluctus* Virg. Georg. 3, 200. langgezogene, langgestreckte Fluthen.“ 148 vgl. 413. ζ, 314. wie zu ζ, 314 bereits die bereits andern Stellen angeführt sind. Zu dem unechten V. 205 wird bemerkt, der Versausgang müßte heißen ἵνα σπῆλον ἱρβασίῳ, oder wahrscheinlicher σπῆλον βουλεύσειν (nach einem Citate). 212. „Θεοτόκης wird — als der Freche, Unverschämte angekündigt, der alles Grobe und Ungemeine in den Staub zieht, dafür aber auch von der Gottheit selbst durch die abstossendste Häßlichkeit gezeichnet ist. Daher das Epitheton —.“ Zu 237 „dem Inhalte nach aber schließt sich dieser Vorwurf an den des Odysseus 289 an.“ Die Bemerkung 350 ist getilgt. 461 „die andere Lesart *ἄλσος* = *ἄλσος* kann besonders durch Herod. 4, 45 unterstützt werden.“ 514. „In τίξεν — *μισογραφία Ἀργ* sind mehrere Sätze in Einen zusammengezogen, vgl. π, 184 f.“ Dann hätte aber auch eine genauere Angabe folgen müssen, in welcher Art hier eine Zusammenziehung und welcher Sätze anzunehmen sei. 547 genauer „Später nennen statt Erechtheus den Erichthonios.“ 551 am Ende „(die Panathenäen).“ 629. „Eine ähnliche Unsicherheit der Beziehung π, 604.“ 692 zu *κατέβαλεν* vgl. Od. δ, 344. Zu 777. „Bei *καὶ το* beachte die Verschiedenheit des deutschen Sprachgebrauchs.“ 807. „*οὐ τι* — *ἡγήνησαν* d. h. er erkannte in der Botin die Göttin.“ 845. „*ἀργήροος*. Nach Forchhammer ist im ganzen Mittelmeer keine Strömung, die an Stärke und Schnelligkeit mit der des Hellespont verglichen werden kann.“

III, 4. „alte Subject des gleich folgenden Nebensatzes *ἐπεὶ τι*.“ 10. „*ἦν δ' ὄρεος* nach Buttman's durch Povelson modificirten Vorschlag für *εἴτ' ὄρεος*.“ 162 vgl. π, 255. Zu 182. „Man beachte auch in diesem Verse die in dem Wachsen der Wörter *δ* — *ὀλβιότατος* liegende Steigerung.“ Die Bemerkung zu 184 ist getilgt, ebenso 327 die Bemerkung „die Pferde lagen nicht, sondern standen“, und β, 777 vgl., 340. vgl. ψ, 813. Zu 379 wird eine zweite, die gew. Erklärung hinzugefügt: „Nach Anderen hatte Menelaos von Anfang an zwei Lanzen, wie Alexandros 18.“ Richtiger, glauben wir, wäre die ursprüngliche Erklärung ganz getilgt worden. 395. „Sonst heißt *ὀρίνω* rühren, vgl. zu δ, 208.“ 435 zu *ἀντίβιον πόλεμον* vgl. β, 121 *ἀπρηκτον πόλ*.

IV, 95 wird außer ι, 308 noch vgl. ρ, 16. Zu 220 ist die Bemerkung gestrichen. Zu 223 *ἐπιπλοῖσις Ἀγ*. wobei er sich als tüchtigen Heerführer darstellen kann. Zu 372 außer ε, 253 vgl. Od. ρ, 15. Zu 433. „Auch hier bezeichnet die Häufung der Gleichnisse den bedeutenden Abschnitt in der Erzählung, vgl. zu β, 455.“ Die Bemerkung zu 481 ist gestrichen. 483 ist *πεφύκη* aufgenommen, vgl. ρ, 435.

69. Zu 487 ist die Bemerkung gestrichen. 489 (490) „nur so lar, daß er in die Reihe der tapfersten Helden gestellt werden 08 vgl. Einleit. S. 15 (11).

ird jetzt mit einzelnen Zusätzen so eingeleitet: „Der Held, dessen im 5. Buche gefeiert werden, ist, wie gleich der glänzende 1—8 ankündigt, Diomedes, neben Ajas der Tapferste nach . Passend folgt seine ἀριστεία, ursprünglich wohl ein be- und älteres Lied, auf das vorige Buch u. s. w. Zu 60. tigger „ὅς“ scheint hier und 62. auf die, obgleich entferntere Haupt-Phereklos zu gehen. Durch die Benennung des Vaters Τύτορος werden zugleich die Eigenschaften des Sohnes bezeichnet.“

„ὁ τ' αὐτὸς richtig auf Phereklos, nicht wie früher auf Alexan- gen. 314. „ἀμφὶ — ἐχέυατο sie schlang — um, vgl. Od. π, 214. εἰς πατὴρ ἐσθλόν.“ 357 vgl. γ, 327. Zu 539 vgl. ρ, 519. Zu t es jetzt: „τὸ μὲν geht auf den vorhergehenden Satz βαρύνει δέ μ. ἴκκ., wird dann aber durch den eine Folge bezeichnenden ἐσθλότης mit seinen Bestimmungen noch genauer ausgeführt.“ So a τὸ μὲν unmöglich beziehen, denn die Gefährten trugen ihn r deshalb fort, weil sie ihn durch die Lanze verwundet sahen, die nachschleppende Lanze Schmerzen verursachen müsse, konnte cht unbekannt sein. Vielmehr wird τὸ μὲν exegetisch durch δόρυ erklärt. Die nachschleppende Lanze verursachte ihm Schmer- in daran konnten sie aus Besorgniß vor dem verfolgenden Feinde ken, die Lanze herauszuziehen und ihn selbst gehen zu lassen, sie mußten eilen, ihn nur zunächst fortzubringen, und dann erst, sie ihn in Sicherheit gebracht (692—695), wurde die Lanze her- en. 765. „Ueber die wirkliche Stimmung des Zeus bei solchen gen vgl. zu δ, Anf. u. 14.“ 781. „ἀμφὶ βίην d. h. in seiner gl. 793.“ 791. „νῦν δ' — μάχονται = ν, 107. Hier ist die mmung πολλ. ἐπὶ ν. noch hyperbolisch.“ 794 wird die Bemerk- trichen und auf 519 verwiesen. 890. „ἐχθιστος vgl. zu α, 176 f. reihe nicht, wie Zeus trotz seiner jetzigen Parteilichkeit doch rde und Objectivität als höchster Gott bewahrt.“

57. „denn auch wenn das Motiv seiner Entfernung das in die- en angegebene war, mußte Proitos der πόλιν φέρτερος sein und u der That ein Vertriebener.“ 490. εἰς οἶκον hier wie 495. οἶ- ch Hause. 495 ist die Bemerkung getilgt.

220 wird hinzugefügt: „Der hier so gefliessentlich beschriebene es Aias leistet auch nachher sehr gute Dienste, z. B. θ, 267 ff.“ 272. ἀσπίδ' ἐνχομφοθεῖς „nahe gebracht dem Schilde, d. h. in und unaanßer Berührung von demselben zugedeckt.“ 340 wird tiv erklärt „zur Bezeichnung des von der Vorstellung abhängi- ckes, vgl. zu α, 344.

69 wird bemerkt, daß Zeus zwar den Rathschluß des Schick- ch die Wage erforsche, „aber als höchster Gott ist er des Ent- schon gewiß und das Wägen ist nur plastische Form der Dar-“ 128. „ἔππων ὤκκ. das schnellfüßige Gespann, das Gespann der feigen Rosse.“ 166. „δαίμονα concret, der Verderber für das Ver- eine sonst bei Homer nie vorkommende Ausdrucks- 4, 571 —.“ 218. „Uebrigens darf diese durch die höchste Achäer verursachte geistige Einwirkung der Hera nicht als Un- gegen Zeus Gebot angesehen werden, vgl. 35—40.“ 346 ist rkung „ἀλλήλοισι — verbinden“ gestrichen. 378 vgl. 455. πλῆ- u 463—468 wird jetzt noch der Grund angegeben, warum diese u—37 passender von Athene — der Göttin des Rathes — en werden. Dies dürfte nicht Allen einleuchten. 476. „στεινέει

ἰν αἰσώσῃσιν könnte nur bildlich von Noth, Bedrängniss verstanden werden. Denn um den Leichnam des Patroklos ward im freien Felde, nicht in der Enge gekämpft.“ 524. „ὅς μὲν τὸν ὕμης (ὕμης ein bemerkenswerthes ἀπαξ εἰρημύρον), das was u. s. w.“ 538 die ganze Wendung schein der Stelle V, 825—829 nachgebildet. 562 vgl. über δέκας Od. x, 316.

IX, 14 wird hinzugefügt „Agamemnon erscheint auch hier wieder (vgl. zu δ, 169 ff.) als ein leicht erregbarer, leidenschaftlicher Charakter.“ 123 vgl. zu σ, 507. Zu 240 „und seine frühere Drohung σ, 180 ff.“ 348 vgl. über καὶ δὲ zu δ, 180. 354 vgl. zu ζ, 237. Zu 410 „Etwas anders α, 417—419.“ Zu 462 „— und Strafe der Erinyen betrachtet. Scham und Schuldbewußtsein machten dem Phönix den längern Aufenthalt im väterlichen Hause zur Qual, und immer trachtete er zu entweichen. Daber werden alle Freunde —.“ 501 ist die Bemerkung gestrichen, 504 der Schluss: Vielleicht aber könnte man —.“ 655. „Uebrigens geht Achilleus in der selbststichtigen Bedingung, die er in seinem gereizten Stolze 650—655 aufstellt, selbst noch über seine ursprüngliche Forderung α, 410 f. hinaus.“ Zu 674 „und dadurch lebhafter.“ 694. „Zum Folgenden vgl. das bei 31 Bemerkte.“

X, 41 vgl. zu γ, 412. Zu 50 „die zwei folgenden Verse sind nur eine Variation des Gedankens von 47—50.“ 84. „Dieser Vers wird seit Wolf nach Aristarch's Vorgang gew. als unecht eingeklammert. Und allerdings, wenn οὐρώων nur von οὐρέως, Maulesel (α, 50), genommen werden könnte, so wäre die Zusammenstellung von οὐρώων und ἑταίρων höchst unpassend und geschmacklos. Wenn aber οὐρέως nach einem Scholion und G. Curtius als Verlängerung von οὐρός (vgl. zu Od. γ, 411) mit individualisirendem Nebenbegriffe gefasst wird — nach Analogie von ἀριστεύς zu ἀριστος, κομπεύς zu κόμπος und vielen Eigennamen wie Μημιστεύς u. a. —: so macht es einen schicklichen Gegensatz zu ἑταίρων (Führer — Gefährten) und paßt namentlich gut im Munde des οὐρός Ἀχαιῶν Nestor.“ Zu 244 heisst es jetzt: πῶς μὲν vgl. Od. κ, 279 und zur Verbindung περὶ μὲν — καὶ Od. γ, 112. Zu 358 ist die Bemerkung getilgt. 364. „διαικτον seltene Formation für ἰδιαικτον vgl. v, 346. σ, 583. Zu 391 vgl. Od. ε, 137 f. = 104 f. Zu 479 „und oben γ, 7. ἔρδα προφρονται (Od. θ, 210).“

XI, 15. „Agamemnon thut hier, wozu Diomedes schon α, 707—711 unter allgemeiner Billigung ermahnt hat.“ 33 vgl. σ, 480. Zu 51 „sie — hatten sich weit oder lange vor den Reisigen am Graben geordnet (und drängten nun vorwärts dem Feinde entgegen), die Wagenführer aber (mit den Wagen) kamen ihnen in kleiner Entfernung nach.“ 163. „zur Häufung der Synonyma vgl. Od. λ, 612.“ 403. „Hier soll nach Entfernung des hitzigen Diomedes der kaltblütigere Od. den —.“ 413 ist die letzte Parenthese getilgt, 437 die Worte „wie er sie auch kaum wahrnimmt“, 466 „wie auch — gebraucht ist.“ Zu 504 wird bemerkt „sie hätten den Feinden keinen Raum zum Vorrücken gegeben, wären nicht gewichen.“ 506. „Auch sollte seine Abführung aus der Schlacht in Verbindung mit der Verwundung des Eurypylos (583) die Aussendung des Patroklos (607 ff) veranlassen.“ 540. „und der gegenseitigen Beschenkung ebend. 299—305.“ 563. „Hinsichtlich der Verbindung von μέγαν vgl. Od. γ, 190.“ 604. „ἄραου — ἀρχή bedeutungsvolle Hinweisung auf die hieraus sich entwickelnden Folgen: das wurde —.“ 642 kürzer „Alles zeigt, daß die Wunde des Machaon leicht war; übrigens vgl. zu 506.“ 777 vgl. α, 483 θάμβος δ' ἔχει εἰσρόωντας. 807. „Zur vorübergehenden Ortsbestimmung κατὰ νῆας Od. vgl. oben 5.“ 824 statt „anders oben 311“ jetzt: „Vgl. auch α, 234 f. und oben 311.“ 831. ποτὶ muß wohl trotz —. „Da — erscheint“ ist gestrichen.

XII, 9. „kann nur als Episode oder Einleitung zum Mauerkampf betrachtet werden.“ 30. vgl. zu β , 845. Zu 106. „οὐδ' ἔτ' ἔπαρτο — πεσέσθαι wird am natürlichsten nach ϵ , 234 f. erklärt. Doch läßt sich in diesen Stellen wie ϵ , 639 $\sigma\chi\eta\sigma\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ auch passiv nehmen; anders 125 f. vgl. 165.“ 118. statt „der Zustand — dauernder“ und der Bemerkung zu 120 steht jetzt: „Aus dieser Bezeichnung möchte man schließen, daß hier nicht das eigentliche Hauptthor in der Mitte der Mauer (vgl. η , 339 f. = 438), sondern eher ein Seitenthor gemeint sei.“ 121. zu $\pi\alpha\lambda\iota$ $\epsilon\pi\alpha\pi\epsilon\lambda$. vgl. σ , 275. Zu 149. „ $\tau\epsilon$ gehört zu dem relativen $\epsilon\iota\varsigma$ δ .“ 239. „ $\epsilon\sigma\tau\iota$ mit dem Coniunctiv wie sonst $\eta\upsilon$ $\tau\epsilon$. Vgl. Herod. 8. 22. $\epsilon\kappa\epsilon\iota\tau\epsilon$ $\alpha\iota\omega\sigma\tau\epsilon\chi\theta\eta$ $\kappa\alpha\iota$ $\delta\iota\alpha\beta\lambda\eta\theta\eta$ $\pi\rho\delta\varsigma$ $\epsilon\iota\varsigma\tau\epsilon\alpha$. zur Sache Od. α , 160.“ Zu 286. „Uebrigens geht die Vergleichung durch die vielen Einzelheiten der Ausführung weit über den eigentlichen Vergleichspunkt hinaus, besonders 284 — 286.“ 292. „wahrscheinlich weil durch das Andringen des Sarpedon die Abberufung der beiden Ajas und des Teukros von ihrem bisherigen Standort veranlaßt und so Hektors Arbeit erleichtert ward (335 — 363). Mit dem ϵ , 660 — 698 Erzählten —.“ 399. „nämlich so weit die $\epsilon\kappa\alpha\lambda\epsilon\varsigma$ das Eindringen verhindert hatte; aber nach 415 f. trat noch eine andere Verhinderung ein.“ Zu 434. „Während nämlich das erste Gleichniß den schmalen Zwischenraum anschaulich machen soll, durch den die Kämpfenden nur noch geschieden waren (424), bezeichnet das zweite das zuletzt eingetretene gänzliche Innestehen des Kampfes (436).“ Zu 438. „Wie die That des Sarpedon 292 — 399 zu diesem Erfolge beigetragen habe, ist oben zu 292 angedeutet. $\alpha\iota$ $\mu\epsilon\nu$ (443 = 469) zunächst die Krieger des Hektor. Hier wird auffallenderweise Sarpedon gar nicht mehr erwähnt, obgleich ihm π , 558 dasselbe zugeschrieben wird, was 438 dem Hektor.“

Außer diesen Verbesserungen, die von der sorgsamsten Durchmusterung des Buches Zeugniß ablegen, hätten wir zwar noch manche andere gewünscht, doch beschränken wir uns auf die eine Bemerkung, Herr Fäsi möge künftig die kritischen Bemerkungen ganz weglassen, oder doch beschränken. Durch die Einleitung werden die Schüler mit der Entstehung der homerischen Gesänge im Allgemeinen bekannt. Außerdem aber noch in den Anmerkungen nicht bloß die verdächtigen Verse als solche zu bezeichnen, sondern die ganze Dichtung zu zersetzen und auf die einzelnen Nähte hinzuweisen, an denen das Flickwerk kenntlich sei, halten wir bei einem Schulbuche für unangemessen, ja geradezu für verderblich. Man ist ohnedies in der Feinfühlerlei zu weit gegangen; überlassen wir sie wenigstens den Gelehrten, und wenn die Griechen sich an ihrem Homeros erlabten und erbauten, so werden wir es vor dem Richterstuhle der Kritik schon verantworten können, wenn wir unserer Jugend den Genuß an der homerischen Dichtung als einer einheitlichen und ganzen nicht trüben. — Die Einleitung ist im Ganzen unverändert geblieben. Die Ansicht Forchhammer's über den Simoeis und Skamander hat Herr Fäsi mit Recht, wie wir glauben, nicht angenommen. — Der Druck ist correct, alles Andere bekannt.

Ostrowo.

Robert Enger.

IV.

Aeschylos Agamemnon mit erläuternden Anmerkungen herausgegeben von R. Enger. Leipzig, Teubner. 1855. XXVII u. 147 S. 8.

Zur Bearbeitung dieser Schulausgabe — als welche sie das Vorwort bezeichnet — ist der Herr Verf., seit dem Jahre 1836 als gründlicher Kenner des Aeschylos wohlbekannt, durch den Wunsch veranlaßt worden, die Lectüre dieses Dichters den Gymnasien wieder zugänglich zu machen. Während nämlich die bisher für seine Ausschließung von den Schulen geltend gemachten Gründe, verwahrloster Zustand des überlieferten Textes und seine vermeintlich unverständliche Ausdrucksweise, als ziemlich beseitigt betrachtet werden, findet Herr Enger vielmehr in der großen syntaktischen Einfachheit äschyleischer Rede, der feierlichen Höhe seines Sinnes, der erhabenen, allgemeingiltigen, stets beachtenswerthen Wahrheiten und Lehren, wie sie namentlich vom Chore vorgetragen werden, eine Majorität von Gründen, die Lectüre des Aeschylos auf Schulen nicht bloß für nicht zu schwierig, sondern sogar für anziehender und fruchtbringender zu halten, als manche andere. Ref. theilt die Ansicht des Verf. nicht und möchte der Wiedereinführung des Aeschylos in die Schullectüre ebensowenig das Wort reden, als einer andern originellen Lieblingsidee der Neuzeit, den Griechischen Unterricht mit der Einführung in die homerische Formenlehre zu eröffnen. I. ist nicht abzusehen, weshalb wir unsre Jugend einem andern Meister der tragischen Kunst zuführen sollten, als demjenigen, welchen das ganze Alterthum bis in die byzantinische Zeit hinein — der alexandrinischen Schule zu geschweigen — den Kranz zuerkannte, und wenn auch Herr Enger vielleicht nur alternirende Lectüre des Aeschylos und Sophokles, keine Verdrängung des letztern durch seinen Lieblingsdichter beabsichtigt, so dürfte eine vertrautere Bekanntschaft des Lernenden mit einem Dichter (denn zu einer vertrauten kommt's in zwei Jahren und auf Schulen obnedies nicht) einer oberflächlichen mit zweien vorzuziehen sein: dies zugegeben aber werden wir unsere Schüler gewiß lieber ihre Bekanntschaft mit Sophokles vermitteln helfen, wie denn der Verein westphälischer Schulmänner sich noch ganz neuerdings in diesem Sinne ausgesprochen hat. Denn II. ist „Leichtigkeit und gefällige Zierlichkeit des gewöhnlichen Ausdrucks“, welche Aeschylus abgehen, gerade diejenige Eigenschaft des Stils, deren aufmerksames Studium wir von unsern Schülern zum Besten ihrer eignen Ausdrucksweise verlangen müssen, während der Schüler seinerseits die Ueberwindung syntaktischer Schwierigkeiten in richtiger Selbstschätzung seiner Kräfte für seine eigentliche Palästra und für eine ebenso gerechte Zumuthung ansieht, als er das Eindringen in die Tiefe des Gedankens für eine seine Altersstufe übersteigende Forderung zu betrachten geneigt und befugt ist. Ref., der nichts für verderblicher hält, als eine Beschränkung der eignen Thätigkeit des lernenden Subjects bei jeder Arbeit, zumal er an seinen Schülern eber eine Neigung zur Lösung sprachlicher Schwierigkeiten, als eine Scheu davor bemerkt hat, ist überhaupt für den Schulbedarf ein Freund von guten Texten und ein abgesagter Gegner der Hilfen und Erleichterungen, welche erläuternde Anmerkungen unter dem Texte dem Schüler geben sollen, muß aber eben darum allen Ernstes gegen einen Dichter als Schullectüre protestiren, vor dem der Schüler (und mancher angehende Philologe) ohne den Schlüssel des Commentars wie vor einem verschlossenen Thore ste-

hen würde und mit Hilfe dessen er in ein Haus nur eintritt, um den schönsten Theil desselben gewiß unbesehen zu lassen. III. nämlich ist stark zu fürchten, daß grade dasjenige, was nach Herrn Enger's eigem Geständniß der Schüler nach seiner tiefsten Bedeutung zu erfassen nicht im Stande sein wird, unter dem Vielen (!), was sich seinem Verständniß ganz entziehen wird, voraussichtlich das Beste, das Schönste sein würde. Kurzum Ref. kann die Ueberzeugung nicht aufgeben, daß, trotzdem von Herrn Enger durch die Einrichtung seines schätzbaren Buches, durch die lichtverbreitende Einleitung, durch Hinweisung auf den Zusammenhang im Einzelnen und im Ganzen unter stetem Rückblick auf die Einleitung, durch das bequeme, wo nicht zu bequeme und selbst eines angehenden Primaners lexicalische Kenntnisse unterschätzende Glossarium alles Erdenkliche geschehen ist, dem Schüler hilfreich zur Hand zu geben, — durch alles dies wenig mehr gewonnen sein werde, als ihn zu einer Uebertragung ins Deutsche zu befähigen, ohne daß der Hauptzweck, eine tiefere Auffassung des Dichters anzuregen, erreicht würde. Franz hat den Aeschylus auch übersetzt, ob aber verstanden und durchdrungen?

Daß sonach der Berichterstatter mit Herrn Enger's Idee als Schulmann nicht einverstanden sein konnte, und das um so weniger, als die Fassungskraft und Fähigkeiten der Primaner ihrer beiderseitigen Gymnasien in Anbetracht der Nachbarlichkeit des Ortes sich wenig nehmen dürften, hat ihm im Entferntesten weder die Freude an Herrn Enger's gediegener Leistung verkümmert, noch der Gewissenhaftigkeit ihres Studiums Eintrag gethan. Vielmehr begrüße ich, selbst ein Freund, wenn gleich kein Kenner des Aeschylus, als Zunftgenosse Hrn. Enger's Bearbeitung, absehbend von ihrem nächsten Zwecke, als eine das Verständniß des Dichters überhaupt fördernde Arbeit um so herzlicher, je vollständiger ich die Ansicht Schneidewin's (Philol. III p. 116)¹⁾, daß eine wohlverwogene Auslegung des Dichters noch sehr im Rückstande ist, theile: und werde jedes neue Bändchen des Enger'schen Aeschylus aufrichtig willkommen heißen, mit dem Wunsch, daß diese Bearbeitung zwar nicht unter den Schülern unsrer Gymnasien, wohl aber unsrer Hochschulen, deren Bedürfniß der Herausgeber künftig besonders berücksichtigen wolle, eine recht weite Verbreitung und ein fleißiges, eindringliches Studium finden möge.

Nach diesen Vorbemerkungen wende ich mich zur Hauptfrage, was der Text durch vorliegende Bearbeitung gewonnen hat, das Glossar nur in so weit berücksichtigend, als es über des Verf. Auffassung besonders fraglicher Stellen Licht verbreiten hilft. Zwar haben (laut Vorw. p. V) bei Feststellung des Textes, dem die Hermann'sche Recension zu Grunde liegt, pädagogische Rücksichten oft als entscheidend in den Vordergrund treten und die Aufnahme mancher Lesart empfehlen müssen, die vom Standpunkte der Kritik der Vorwurf der Willkür treffen dürfte. Da indessen der Herr Verf. kurz darauf versichert, im Allgemeinen gleichwohl dahin gestrebt zu haben, die Gesetze einer gesunden Kritik so viel als möglich zur Geltung zu bringen und von der urkundlich überlieferten Lesart nicht ohne zwingende Gründe abzuweichen, da er ferner einen Theil dieser Conjecturen andern streng-wissenschaftlichen Orts besprochen hat, so werden wir wenigstens zu prüfen befugt sein, wie weit an

¹⁾ Herrn Enger scheinen diese Aeschylea des nun auch verewigten, liebenswürdigen Gelehrten entgangen zu sein, da er sich seine Bemerkungen zu V. 3 über *στέγης ἀγαθόν*, V. 32 *εὖ πεσόντα θήσομαι*, V. 52 *τῶνδε μετόχων* (Philol. III p. 530), V. 167 *τῷ „πάθει μάθος“* nicht zu Nutze gemacht hat.

den Stellen, wo Herr Enger eigne zum Theil schon 1854. 55 mitgetheilte Vermuthungen aufzunehmen für nöthig hielt, die Gründe der Abweichung von der urkundlichen Lesart zwingende waren. Solcher Vermuthungen sind 48, von denen, um das gewiss sehr günstige Resultat der Prüfung vorweg anzugeben, dem Ref. 16 so gut wie evident erscheinen, nämlich V. 142 τεύχη ἀπλοίας, V. 203 ἐυμαχίας θ' (Rhein. Mus. 1855 p. 301), 522 γε τεθνάνας, 563 κλύοντα σ', 873. 4. 5 die Umstellung, 877 τὸ, 916 μὲν σὸν πατεῖς, 972 θ', 1013 ἐντὸς δ' ἀλούσα, 1112 (περίβαλόν γε οἱ (γὰρ scheint aus einem Γρ. entstanden), 1160 εἰσπλέδων,, 1221 δ' ἐμοί, 1352 Διός, 1395 ἐμπρέπει δ', 1502 εὐπαλαίων μεριμνῶν, 1580 καὶ τοῦδε. Dazu kommt aus Glossar V. 580 κοῦντα.

Man sieht bald, daß diese Conjecturen alle denselben Character tragen und den peinlichsten Anhänger der Bast'schen Buchstabenpermutationstheorie befriedigen müßten. Desselben Schlages wäre auch 958 ἄθ' für εἰθ', wenn das Verständnis dieser ganzen verzweifelten Stelle durch das Wagnis des Verf., χρόνος δ' ἐπεὶ „die Zeit ist da, wo“ zu übersetzen statt durch „es ist lange her, seitdem“ (vgl. V. 40), ermöglicht würde; ferner V. 1081 ἦ, vorausgesetzt ἀλλ' ist fehlerfrei; V. 1176 δ' εἶτ statt δῆτ', wenn das nicht ganz unnützlich wäre. Zur Classe der unnöthigen Aenderungen rechnen wir auch V. 417 δόμω γ' ἐκίστη, da die Codd. mit π. τ. δόμων ἐκίστου unser Familientrauer aufs trefflichste ausdrücken (vgl. V. 422); V. 656 χήμεις γ' (Rhein. Mus. 1855 S. 303), weil ἡμείς τ' den Gegensatz zu ἐκίστων, den die Sprache durch δ' αὖ zu verstärken liebt, deutlich genug markirt; V. 1118 γ' ἐρδίοισιν; V. 1420 πολὰ trotz der Verweisung auf 702. 972, und V. 1147 das sehr kühne πῆμα für τοῦδε. Ich dünkte, die Bedeutung der Worte τοῦδε πῆματος erhellt sofort aus 1157. Die graue Vergangenheit des Atridenhauses beherrscht schon V. 1147 den Geist der Seherin.

Die übrigen Abweichungen wollen wir der Reihe nach durchgehen, ohne jedoch zugleich mit ihrer Abweisung die Verpflichtung zu übernehmen, überall eigne probablere zu liefern. V. 79 liest Enger Ἀρης δ' οὐκ ἐν χωρεῖν; annehmbarer als Seidenstücker's Vorschlag (Progr. Socat 1854) γῆρα ist das gewiss, aber werden diese Worte: „es fehlt die Kraft, sich fortzubewegen“ bedeuten? V. 83 ἀρεῖων scheint vielmehr auch für ἴσθης 79 die Bedeutung „Kampftüchtigkeit“ zu fordern. Vgl. Suppl. 719 Herm. γυνὴ μονωθεῖσ' οὐδὲν οὐκ ἔστι Ἀρης. V. 139 ist φάσματα ΤΑ στρουθῶν (cod. φάσματα στρουθῶν) eine paläographische leichte Aenderung, doch muß sie fallen, sobald man die ganze Stelle 134 — 139, von Schneidewin Philol. III p. 531 behandelt, im Zusammenhang betrachtet. Herr Enger hat den Nomin. absol. richtig erkannt, übersetzt aber περ mit „da“, Schneidewin sprachrichtig mit „trotz“: Enger zieht τερπνὰ zu V. 137, Schneidewin wohl auch durchs rhythmische Gefühl geleitet zu V. 138; Enger nimmt κρῖναι, eine Conjectur auf, während die Codd. κράναι gehen, was schwerlich aus κρῖναι verderbt sein würde, und bequemt sich endlich, στρουθῶν in der auffallenden Bedeutung Adler zu fassen, während Franz, Hermann und Bamberger das für unzulässig halten. Und in der That, wenn ein Wort zur Conjectur herausforderte, war es στρουθῶν und demnächst αἰετῶν. Der Sinn muß sein: Trotz der Vorliebe der Artemis für die Jungen des Wildes ist es klar, daß der überwiegend günstige Theil des Zeichens, mag auch der andre bedenklich sein, die ganze symbolische Götterverbeifung zu einer erfreulichen mache, ihr erfreulichen Ausgang verbürge. Demnach vermuthet ich: τερπνὰ τούτων ἐπὶ ξύμβολα κρῖναι δεῖα μὲν κατὰ μορφήν δὲ φάσματα προῖπτον. V. 525 scheint auf den ersten Blick ἰσθ' ἱμης ἐπήβολος für ἴσσε (sic! nicht Flor., ἦτε Vict.) τῆς δ' ἐπήβολος eine sehr ansprechende Vermuthung, die des Verf. Vertraut-

heit mit dem Genius der Sprache glänzend bezeugt. Sehen wir aber recht hin, so verbieten V. 523. 528 τῆςδε (sc. γῆς) zu ändern; höchstens liesse sich γῆς dafür setzen. ἐμῆς mußte der Herold sofort verstehen, τῆςδε konnte ihm wohl dunkel bleiben, da das doppelte γῆς νόσος sowohl Heimweh, als Leiden des Heimathlandes bedeuten konnte. V. 533 muß es bei καὶ θανεῖν sein Bewenden haben. Vgl. 1582, wo eben Enger's κατθανεῖν noch dies καὶ vorgeschoben bekommt. V. 645 fand καίηγγασατο (s. Mus. Rhen. 1855 p. 302. 3) Aufnahme. Die Vulgate ἡ ἔμνησαστο wird durch Ἀσκήτωρ ἐξητήσατο Liban. IV p. 48, 11 geschützt. V. 721 dürfte τῆξιδυμον, wie ich Zeitschr. f. d. Gymnasialw. 1854 S. 707 vermuthet habe, näher als θελξιδυμον liegen, doch freut es mich, mit einem Kenner des Dichters auf der nämlichen Fährte gewesen zu sein. V. 779 halte ich die auch im Programm vertheidigte Schreibart πόρον εὐ τέλσας εἰ für verwerflich. Die Codd. πόρος εὐ τέλσασιν. Zu εὐφρων ist ohne Widerrede der Chor das Nomen. Denn das V. 778 den VV. 770. 771 entsprechen sollte, verräth die absichtsvolle Wiederaufnahme des φιλότρεψις ὑδαρὶς durch οὐδ' ἀπώλωσ' und τὰ δοκούντα κτλ. durch οὐδ' ἀπ' αἰσας φρονός: εὐφρων aber ruft εὐφρονος ἐκ διανοίας ins Gedächtnis. Folglich kann εὐφρων nicht gern gesehen heißen, wie das Glossar besagt, folglich εἰ nicht gut geheissen werden. Ahrens scheint ähnlich überlegt zu haben, als er οἶδα φιλ', ὡς conjicirte, nur das er dadurch genöthigt wurde, aus dem Folgenden eine abgerissene, hier durch nichts motivirte Sentenz zu machen. Der Fehler steckt in πόρος. Ob πόλις zu lesen, oder πόος, entscheide ich nicht: πόρον läßt εὐφρων zu kah. V. 991 verräth schon Herr Enger's Schwanken, ob er sich für εἶπεν ἐπ' ἀβλαβέλα oder ἴα αὐτ' ἐπ' ἀβλ. (Progr. p. XV) entscheiden solle, die Schlüpfrigkeit der eingeschlagenen Bahn. Die Codd. bieten αὐτ' ἔπασ'. Vor Anfechtung des ἔπασ' aber sollte den Kenner des Bau's tragischer Chöre das alliterirende ἔπασ' der Strophe gehütet haben. V. 1006, wo Enger δοῦλλας τροφῆς τυχεῖν schreibt, schützt erstens nächst dem Sprachgefühl die Ueberlieferung βίη am Ende des Verses, zweitens verlangt ἔτλη allerdings einen Infinitiv. Ist dieser also vor βίη unterzubringen, so erscheint δουλείας (sic Flor.) als Glossem und können weitere Conjecturen nur auf μάχης weiterbauen, während Herr Enger's Text auf einem Glossem basirt. V. 1017 scheint der Kritiker zur gewagten Aenderung κλύουσα πέλοισ' ἄν für das ganz gesunde λέγουσα πέλωσιν durch V. 1029 verführt zu sein. Πέλω nimmt Bezug auf die Worte des Chores 1014. Klytämnestra meint: „Wenn sie nicht unserer Sprache unkundig ist, müssen meine Worte (nicht härtere Mafsregeln). Worte, die ja an ihre Vernunft appelliren, sie überzeugen.“ Wer wollte das herrliche λέγουσα — λόγῳ missen? V. 1092 bietet der Medic. μελαινέροισ', also μελαινέρων. Dafür schlägt Enger μελαγχρόνι vor, was er durch tückisch (Glossar p. 126) übersetzt wissen will. Aber Hesych. hat κέρνη ἄλγη, also könnten μελαινέρων μηχανήματι τι wohl die Art sein sollen. Eine der gewagtesten Conjecturen ist V. 1195 τενεῖς τάχαθ' ἑὴ τύχη für vulg. τεύχεται κακῇ τύχῃ, obwohl ich Herrn Enger gern einräume, das sein Text des Aeschylus würdig ist, und τεύχεται gewiss einen Fehler birgt. An mein Handexemplar hatte ich mir die Randnotiz ἐπεύχεται gemacht. V. 1209 verdient Ahrens den Vorzug, 1226 sind andre Conjecturen mindestens eben so gut. Hesych. hat ἐρθύνω ἱρωτικόν. V. 1238 hat sich der Herausgeber durch Blomfield's φοβίας (cod. φοιτίας) bestechen lassen und demgemäß auch ὡς in οὐσ' verwandelt. Wären die Adjectiva πτωχός τάλαντα λιμοθής nicht, könnte man sich das gefallen lassen; ἀγύρτεια könnte das Volk so genannt haben, aber die andern grundlosen und unwahren Ehrentitel passen auch im Munde des ungläubigen Volkes gegenüber der Prinzessin und Scherin nicht, wohl aber passen sie im Munde der Kas-

sandra als Ausdruck der Indignation gegen die erste beste Landstreicherin, mit der man sie in eine Kategorie stellte. Das Volk nannte sie aber *φοιδάς* statt *φοιδάς*. V. 1283 wird uns *ἔστ' ἄν* für *ἔσαν*, wahrlich eine sehr speciose Conjectur geboten. Doch fürchte ich, diese Conjectur ist Folge unrichtiger Erklärung des *τόδε* 1282, *ταῦτα* 1285 und der Verse 1289. 90. Cassandra spricht keineswegs blos von ihrer Ermordung, sondern *τόδε* und *ταῦτα* gehen auf Agamemnons und ihr Loos (*τὴν Ἀγαμέμνονος τε μοῖραν*), *ταῦτα* ausserdem noch auf die Wahrsagung in den Versen 1283. 4, worin von dem Tode eines andern Weibes und Mannes die Rede ist. Auch 1289. 90 ist handschriftliche Lesart nicht *ἐμοῦ*, sondern *οὐοῦ*. „Wenn dereinst, wie jetzt, ein Weib und ein Mann der Tod von Mörderhand ereilt haben wird (gleichsam Weib für Weib, Mann für Mann), sagt sie, dann gedenkt, kommt es zum Spruch über diesen neuen Fall, dieses Tages, an dem mein und Agamemnons Loos sich erfüllt, und seht in den Mördern seine und meine Rächer zugleich.“ Uebrigens faßt Enger die nochmalige Umkehr der Cassandra, *ὡς ἔνοι* misdeutend, als Folge des Entsetzens. Der Chor freilich scheint durch seine Mienen die Befürchtung eines neuen Ausbruchs ihres Paroxysmus verrathen zu haben. Aber sie giebt ihm ja eben deswegen die beruhigende Versicherung *οὗτοι δυσοῶν κτλ.* *Ἄλλως* ferner ist falsch, ingeleichen *μαρτυρεῖτε*: es ist *ἀλλ' ὥς* — *μαρτυρεῖτε* zu lesen „Ich kehre nicht aus Furcht um, sondern um Euch zu bitten, mir dieses zu bezeugen.“ Endlich heisst *ἐπεξενοῦμαι* ich lasse etwas gerichtlich durch Zeugen constatiren, falsch Glossar p. 129. Diese mündlich vom Chor über den gegenwärtigen Thatbestand aufgenommene Verhandlung soll gleichsam reproducirt werden, wenn Orests Prozeß verhandelt werden wird. V. 1288 ist *ἥλις* von Jacobs richtig hergestellt worden. 1289. 90 geben die Codd. *τοῖς ἐμοῖς τιμὰς ἐχθροῖς φονεῖν τοῖς ἐμοῖς τίειν οὐοῦ*. Der Sinn kann nur der sein: „Ich flehe zur Gottheit, daß die Feinde (die Mörder, *τοὺς ἐχθροὺς*) büßen den Rächern des Agamemnon zugleich mit meinen Mördern (für meine Ermordung). Danach ist alles in Ordnung bis auf *ἐχθροῖς*, wofür *ἐχθροῖς* zu schreiben, und das erste *τοῖς ἐμοῖς*. Ob dafür *δεσπότον* zu schreiben, stelle ich anheim, mir scheint das dunklere, die Choe-phoren vorbereitende *ρῶσιμοις* verdrängt zu sein „den rückkehrenden Rächern“, dem Orest, wobei zu beachten, daß *ρῶσιμος* auch „noch lebend“ heisst. V. 1376 spricht Metrik und Paläographie für *ἀπόπολις*. V. 1414 s. Wellauer. Ueber 1432. 33 wage ich, da die Lücke vorher den Faden des Zusammenhanges zerrissen hat, keinen Ausspruch, sehe jedoch so viel, daß 1432 nicht richtig hergestellt sein kann, da in der Gegenstrophe 1518 ohne Bamberger's glückliche Besserung *λάλμων* nicht durchzukommen ist. Befremdlicher Weise hat nämlich Enger bei Feststellung des Textes von den feinen Bemerkungen zweier sehr besonnenen Kritiker, Bamberger's und Wieseler's, keinen Gebrauch gemacht, wie z. B. 923 Wieseler mit Fug und Recht *ἔστων μὲν οὕτως (me)* schrieb, wodurch 1411 die höhnische Anspielung der Klytämnestra recht bedeutungsvoll wird, oder wie V. 294, wo nur Martin's *μὴ χρυσέσθαι* das Richtige trifft. Nicht minder überrascht es, Herrn Enger gegen einige seiner eignen gelungensten Emendationen ungerecht genug zu sehen, ihnen die Aufnahme in den Text zu versagen. Was er im Rhein. Mus. S. 302 zu V. 266 vorschlägt, *φάσις* für *φάτις*, was im Progr. *ὑπὲρ ὧραν* verdiente volle Beachtung. Es wird Herrn Enger interessiren, zu erfahren, daß der Gegensatz *πρὸ καιροῦ* — *ὑπὲρ ὧραν* auch a. O. vorkommt. — Schließlich seien noch einige Stellen in Betracht gezogen, an denen Herr Enger nichts Neues bietet. V. 56 wird mit allen Herausgebern *ἢ Πάν* gelesen, um in der Anmerkung uns zwar zu sagen, was Zeus und Apollo hier sollen, nicht so, was Pan. Gilt die Erwähnung dem Gott der Flu-

αὐτὸ τοῦ σχήματος correspondiren. Das vergossene Blut, was zu
 n des Mörders auf die Erde spritzt, ruft keiner zurück: den
 Fracht, den der Schiffer über Bord, gleichsam vor die Füße
 i, wirft, kann das Glück ihm ersetzen. Also genügt πρῶτον.
 ως liegt τημάτων, worüber Pollux Auskunft giebt. V. 1033
 vgl. 1021)? V. 1081 ἄδ' ἄρκυς? V. 1181 lese ich τρομίνος
 (cod. ἐρημίνος). V. 1212 haben alle Editoren verkannt, daß
 aus κήρυκον = φήρυκον verderbt ist. V. 1451 wird es am an-
 ten sein, σειρᾶ zu lesen (in der Bedeutung „Geschlechtsfolge“,
 ne Kette Glied an Glied fügt). V. 1583 ἄρκυν? — So viel für
 andre nicht minder fragliche Stellen einzugehen, giebt vielleicht
 ige des S. Karsten'schen Agamemnon bessere Gelegenheit.
 auptverdient Enger's liegt in der Auslegung, und wenn
 an verschiedenen Stellen, wie V. 57. 331. 534 (Herrn Enger
 ziehung der Verse 552. 540 auf V. 529 und 541 auf 530 ent-
 96 (ἤνῃς würdest du wünschen!?) 1292—1295 (auch im Rhein.
 i. Heft 3 mißverstanden) und andern bereits besprochenen mit
 eten uns nicht einverstanden erklären können, so ist doch
 pretation des Stückes gegen früher um ein gut Theil ge-
 und manche recht schwierige Passage hier zum ersten Mal
 id gangbar gemacht, wie z. B. 598 ff. 904—916 u. a. m.
 assar p. 103 βοῦς κτλ. vgl. Wackernagel in M. Haupt Zeit-
 leutsch. Alterth. 1847 VI, 2 p. 290; p. 111 sollte es minder
 i „Μάκιστος Berg auf Euboea“ heißen, dafür konnte
 (Hesych.) als eigentlicher Name des arachnäischen Bergzuges
 sein. Daß eine Anzahl recht eigentlich lakonischer Glossen
 mon stecken, finde ich nirgends angemerkt. Für die Vortreff-
 er äußern Ausstattung bürgt von vorn herein der Name und
 'erlegers.

Moriz Schmidt.

V.

Aeschyli Agamemnon. recensuit emendavit annotationem et commentarium criticum adiecit Simon Karsten, in acad. Rheno-Traiect. litt. prof. o. Traj. ad Rhen. Kemink 1851. XIV u. 335 S. 8.

Schon wenige Wochen nach Beurtheilung der Enger'schen Ausgabe des Agamemnon abermals auf dasselbe Thema zurückzukommen, giebt mir die Uebersendung der Karsten'schen Ausgabe des Dramas eine willkommene Veranlassung. In Herrn Enger's Leistung überwog die Erklärung, in der des Herrn Karsten ist die Kritik Hauptsache. Gewohn Alles willkommen zu heißen, was die wiedererwachende Philologie der Stammverwandten Holland unter Geel's und Cobet's gegenseitigem Einfluß in reicher Fülle Treffliches bot, bekenne ich, auch die anzuzeigende Ausgabe mit ihrem *commentarius criticus* mit sehr günstigem Vorurtheil und großen Erwartungen in die Hand genommen zu haben, aber — es bald etwas enttäuscht worden zu sein. Sechs enge Columnen füllt S. 32 — 331 der *index vitiorum notabilium, quae in commentario corriguntur*, sage blos der *notabilium*, giebt nahe an 300 Conjecturen. Der vielleicht Theil kann davon im glücklichsten Falle *palmaris* sein? Unwillkürlich gedenkt man dabei der weisen Mahnung τῇ χριπῇ ἀνέλπειν, μηδὲ οὐκ τῷ θυλάκῳ. Dreierlei ist es, was wir Herrn Karsten zum Vorwurfe machen: 1) zu große Verwegenheit im Conjectiren, während, wenn irgend wo, so im Aeschylus Prüffstein der Wahrscheinlichkeit und Güte jeder Conjectur die größte Leichtigkeit der Aenderung ist und während Herr Karsten p. IX selbst sagt, worauf es ankam; 2) Mangel an wohl erwogener Auslegung, worunter seine Kritik nothwendig leiden mußte; 3) Unbekanntschaft, mindestens zu oberflächliche Bekanntschaft mit den neuesten trefflichen Leistungen deutscher Philologen, worunter wir die Hartung'schen grade nicht, wohl aber die eines Schneidewin, Bamberger, Wieseler, Enger, (Prien) rechnen. Man sieht, Herr Karsten hat zwar die in Deutschland erschienenen Ausgaben eingesehen Hermann, Franz und Hartung, — dagegen was in Zeitschriften und Programmen Treffliches und Vortreffliches geboten war, sich entgehen lassen. Aus diesem Grunde p. 158 *auctorem emendationis dixit Bergkium qui est Bambergerus. In summa* den Geist Cobet's, der den Nagel auf den Kopf zu treffen pflegt, athmet die Karsten'sche Kritik nicht. Inzwischen bleiben aus der großen Masse von Aenderungsver schlägen eine hinreichend große Anzahl übrig, welche wir kein Bedenken tragen, als evident zu bezeichnen, so daß der Herausgeber immerhin keinen kleinen Antheil an dem Verdienst wird beanspruchen dürfen, da leider so übel erhaltene Drama auf seine frühere Integrität zurückgeführt zu haben. Wir werden am Schlusse der Anzeige unsern Lesern die gelungen erschienenen Emendationen in übersichtlicher Ordnung vorführen. Zunächst aber ersuchen wir dieselben, mit uns ein Stück in das Drama einzulesen, um Herrn Karsten's Conjecturen und kritisches Verfahren zu prüfen. In dem Selbstgespräche des Wächters ist unter allen vorgeschlagenen Aenderungen keine eine Besserung, obwohl V. 14. τὸ μὲ βέλτερος βλίφαρα συμβαλεῖν ὄκνω ein geistreicher Einfall genannt werde mag. V. 2. ἐγκοιμώμενος hätte nach dem, was von Schneidewin in Philol. III S. 116 — 120 über die Bedeutung des Wortes ἀγχαθὲν in überzeugender Kraft ausgeführt worden ist, darum unterdrückt werden sollen, weil einmal, wenn unabweisbar στέγης ἀγχαθὲν zu lesen ist, σὶ

γας ἔγκοιμ' ἄνθρωπος von selbst zusammenfällt, zum andern dadurch die starke Interpunction nach πόρων veranlaßt wird, während die von Schneidewin u. A. beliebte Interpunction: πόρων, φρουρὰς, ἐτελας μῆκος, den einzig treffenden Sinn giebt. Die Aenderung κρατεῖν — ἐλπίζει zu besprechen, verlehnt der Mühe nicht. Er bittet die Götter um Erlösung, denn Klytämnestra erlöst ihn nicht. Auch gegenwärtig hält er Auszug, denn also herrscht es ihm Klytämnestra zu, ist's das herrliche Gebot der Klytämnestra. V. 13 bleibe ich bei meinem Vorschlag ἤμιν für ἐμῇ. Wenn er sein Lager einnimmt, streckt er sich nicht bequem lang aus, sondern sitzt und nickt, aus Furcht, in bequemer Stellung fest einzuschlafen. Ueber εὖ πρὸς ταῖς θεγαύμαι hat der selige Schneidewin a. a. O. S. 121 das Richtige beigebracht, da er den Dichter wohlweislich Media und Activa nicht so promiscue gebrauchen läßt, wie Herr Karsten. Auf denselben Gelehrten erlauben wir uns kurz wegen V. 56 τῶνδε μετοίκων zu verweisen (a. a. O. S. 530), wonach das Karsten'sche μετ' οἰκτῶν sehr saftlos schmeckt. V. 75. 78 ist die von dem Herausgeber zu V. 288 selbst besprochene Syntax aus wunderlicher Caprice nicht anerkannt. Der Sinn kann kein anderer sein als: So wie (ὅ τε) das Kind in seiner Hilflosigkeit ἰσόπεσβος ist, so ist (τό θ') das hohe Alter παυδὸς οὐδὲν ἀρεῖον. Den Vers μαλακαῖς ἀδόλοισι παρηγορίαις zum 89ten durch gewaltsame Umstellung zu machen (ein Verfahren, gegen das Bamberger anders Orts ernstlich protestirte), davor konnte der Ausdruck ἀδόλοισι warnen. Man gießt auch Oel ins Feuer δολεῶς. V. 98 ff. überrascht es, daß unser Herausgeber, der sonst so bedacht ist, jede syntaktische Unebenheit zu glätten, ἣ τὴν τότε μὲν — τελέθει, τότε δὲ ἐλπίς ἀμύνει sich hat gefallen lassen. Gerade hier dürften sich wenige Kritiker bedenken, ἐλπίς, was die Schreiber, den doppelten Accusativ zu vermeiden, einschmuggelten, in ἐλπίδα zu verwandeln und ἣ (μέριμνα) beide Verba regieren zu lassen. So auch Schneidewin S. 531, der ἀγανά φαίνουσ' beibehält und τὴν θυμοβόρον φρίνα λύπην schreibt. Welcker φερελύπην. Das sind wenigstens Anapästien; ob das Herrn Karsten's θυμοβόρον φροντίδ' ἀπληστον auch seien, steht dahin. Jedesfalls kommt man erst durchs Skandiren dahinter. Wenn ich die handschriftliche Ueberlieferung befrage, so scheint mir bis τῆς θυμοβόρου λύπης alles bis auf ἀγανά und ἐλπίς, wofür ich ἀγανά und ἐλπίδ' wünschte, in Ordnung, der Schluß aber nicht durch Umstellung, sondern durch Annahme einer Lücke zu helfen; etwa:

ἀγανά φαίνουσ' ἐλπίδ' ἀμύνει
φροντίδ' ἀπληστον, τῆς θυμοβόρου
λύπης [ἔξῃ] φρονα [φίρην].

ἔξῃ φρονα habe ich auf gut Glück eingesetzt, bemerke jedoch, daß der Farn. mit λυποφρίνα mir auf λυπ ... φρονα φρίνην zu führen scheint. — Mit Glück scheint mir Karsten die schwierige, des breiten von Bamberger besprochene Stelle V. 102—105 hergestellt und interpretirt zu haben: nur in einem Stücke nicht, daß er nämlich τίρας für κράτος schreibt, obschon der Sinn unleugbar irgend wo in diesen Versen die Erwähnung des τίρας verlangt. Κράτος respondirt demselben Worte im V. 106, wie ὁδον („wegenisendend“ Franz, gut) dem πίμπει: eben darum muß aber V. 102 schon ein dem οἰωνῶν βασιλεῖς entsprechender kürzerer Ausdruck gestanden haben, da ὁδον allein unmöglich ein günstiges wegensendendes Vogelzeichen bedeuten kann. Nun scheint aber der schol. Ravenn. Ar. Rann. 1308 (1276) gar nicht auf die Lesart ὁδον zu führen. Er hat ὅς διοιν, das ist wohl ὁδῖ, eine aus οἰσι und ὁδῖ verschmolzene Lesart. Der Circumflex aber scheint Compendium der Sylbe

ον, nicht ον. Demnach gewannen wir ὁδων, und ἐκ würde Präposition mit der vulgären Bedeutung in Folge; τελων in τεράτων zu verwandeln, halte ich nicht einmal für nöthig, sobald man es in der Bedeutung Kriegerschaar fasst, und nicht den Worten οἰωνῶν βασιλεῖς, sondern οὐν δορί κτλ. entsprechen lässt. Klarer wäre τεράων unbedingt. V. 124 sehe ich absolut keinen Grund, προτυπέν in προτυπής zu verändern; der Ausdruck ist gezwungen, aber verständlich. Dafs jedoch στρατωθέν verworfen wird, kann man nur billigen; aber welcher Schreiber, der κρατηθέν vorfand, würde daraus στρατωθέν gemacht haben? Eher kann ich mir denken, dafs ein Copist, welcher mit στραΓΕΥθέν nicht zurechte kam, daraus στρατωθέν frabrizirte. Weit aus die verzweifeltste Stelle im Agamemnon ist V. 130—135, welche nach Herrn Karsten so lautet: τὸσόν δ' ὑπερέφρων Ἐκάτα | δρόσοισιν ἱπάλπνοις χιμάρων | — ἀτερπῇ | τούτων ἀντι-ἐμβόλα κραίνει | — φάσματ' Ἀσπείδαο. Richtig erkannt ist hier wohl nur der Fehler in μιλερών (ὄντων M.) Fl., woraus man nach Eustathios μιλερών λόντων gemacht hatte, Karsten χιμάρων macht; dafs mich jedoch ἱπάλπνοις χιμάρων überzeugte, könnte ich nicht sagen. ὄντων oft mit πάντων verschrieben ist sicherlich Dittographie, welche der Schreiber des Medic. durch Punkte zu tilgen vergafs. Das Metrum verlangt, wie es scheint: — — — — — für 129. 130. Danach müssen wir 129 καλὰ allerdings als verderbt anerkennen, können jedoch Ἐκάτα, mag man auch später die Hekate mit der Artemis zusammen gewirrt haben, da hier die Auffassung als pfeilsendende Ferntrefferin nicht durch die Art der Bestrafung des Agamemnon motivirt wäre, unmöglich gut heifsen. Die alte Lesart τὸσόν περ εὐφρων aber schützt das Metrum gegen Hrn. Karsten's τὸσόν δ' ὑπερέφρων. Ueber ἀλπτοκς kommen wir, da die Alexandriner wol nichts andres lasen, nicht mehr hinaus. Statt χιμάρων würde ich wenigstens δρομάδων vorschlagen, wo nicht δρομαίων, vergl. Hesych. δρομαλός λαγῶς; ὁ ἐν δρόμοις ἀλισκόμενος κτλ; für καλὰ etwa φακάλοις oder ἀλαοῖς, wenn anders nicht Aeschylus bei Hom. Od. VIII 195 καλαός (statt κάλαός) in der Bedeutung von ἀλαός fasste. Dafs dies wirklich geschah, zeigt Hesych. καλαός (Meinek. Philol. 3 p. 321 κάλαός): ἀλαός. Wie ich über die folgenden drei Verse urtheile, ist in der Anzeige des Enger'schen Buchs auseinanderzusetzen.

Wir kommen auf V. 145 ff. Den Sinn dieses Chorgesanges hat der Herausgeber wohl nicht ganz gefasst. Das Thema ist V. 156 und 217 ausgesprochen in den Worten πάθει μάθος, τοῖς παθοῦσιν μαθεῖν, welche das diesen Gedanken ausführende Gemälde gleichsam wie ein Rahmen mit grossem Geschick umschliessen. An sich und seine Sorgen denkt der Chor augenblicklich gar nicht. „Durch Leid zum Licht“, zur Erkenntniss, das ist der Pfad, auf dem Zeus und Dike (217), seines Thrones Genossin, die Sterblichen führen. Sie hatten das alte Götterregiment des Kronos und Uranos (151) und mit ihm die starre ἀνάγκη (189) vernichtet, dem Menschen Freiheit des Willens und Handelns gegeben, so dafs ihn zum θράσος, zum παντόταλμον φρονεῖν, zur αἰσχρομυτικῇ παρακοῇ keine Macht der Erde zwingen kann, wenn anders er den Sieg des Zeus über das alte Götterregiment anerkennt. Denn wer dies that τιέξεται φερῶν τὸ πᾶν. Agamemnon aber nach langem Seelenkampfe, der eben seine Freiheit zeigt, ἀνάγκας ἴδν λεπάδρον (188) auf Kosten des väterlichen Herzens (παρ' οὐδὲν αἰῶνα παρθένειον ἴθετο), während Iphigeniens Seele in duldender Fügsamkeit sich am schönsten frei zeigt (πατρὸς φίλου αἰῶνα φίλως ἵεμα). So der δίκη und Zeus verfallen, wird ihm die Zukunft nach dem Laufe der sittlichen Weltordnung gewifs noch πάθει μάθος bringen. Der Chor aber will über das Wie und Wann nicht weiter grübeln, da es Zeit ist, die Uebel zu beweinen, wenn sie nahen und wirklich erscheinen. Demgemäfs erweisen sich mehrere Con-

cturen des Herausgebers als durchaus verfehlt. Vor allem V. 149 *οἷ*, wodurch zugleich der christliche Gedanke hineinkommt „ich werfe meine Sorgen auf den Herrn“, während der Gedanke erfordert wird: „Zeus' Sieg über die Urgötter erkenne an, wer der Verblendung Last vom Geiste schütteln will!“ Das erreichen wir durch die einfache Veränderung *μαῖα* (statt *μάταια*) im Sinne von *παράκοποι φρενῶν*. *Μάταια* (Plur.) ist aeschyleisch. Ferner ist der Sinn von V. 160 nicht getroffen. An das unwandelbare Glück der Götter denkt der Chor nicht entfernt, sondern meint: „Diese Wege, welche das neue Göttergeschlecht die Menschen führt, sind doch wohl Göttergunst.“ Nicht erkannt scheint drittens, daß V. 162 erst mit V. 178 wieder aufgenommen wird, obachon es der Dichter nicht klarer zu verstehen geben konnte, als durch *ἀναξὶς ὁ πρόσθετος ἡγεμῶν ὁ πρόσθετος* *εἶπε φωνῶν*. Statt *τόδ' εἶπε* ist aber eben arum nicht *τάδ'*, sondern *τότ'* zu schreiben, das obige *τόδ'* wieder aufnehmend. *Οὐ τίς* fällt hiermit von selbst, da annoch kein Verbum finium vermisst wird, abgesehen davon, daß Aeschylus von dem homerischen Verse gar keinen Gebrauch zu machen gezwungen war, und wenn er *κρήνην* mit den Alten als *ἀγαθόν* fasste, hier gar keinen machen konnte.

Endlich sind V. 198 *αἰαγμα* wie 214 *παῖα* sehr unglückliche Conjecturen — an beiden Stellen steht *αἰῶνα* —, da kein schönerer Gegenatz gedacht werden kann, als der Vater, der sich zwingen läßt, das Leben (*αἰῶνα*) seines Kindes seinem Feldherrnruhm zum Opfer zu bringen, und das Kind, welches für des lieben Vaters Lebensglück (*αἰῶνα*) das seine ohne Klage und Fluch dahingiebt. Im Aeschylus muß man auf solche *ἐπιστολάς* sehr aufmerksam sein. Vgl. *ἀραιὸν μέναι — ἀγρῇ ἀνδρῶν, θράσει βροτῶν — βροτοὺς θρασύνει*. — Eine sehr gewaltsame Aenderung nimmt in demselben Chorgesange Herr Karsten noch vor V. 186 ff.: *ἰδμᾶς περισσῶς ἐπιθυμῶ θιός. εὐ χαρτῆν*, nachdem er V. 184 schon selbst bedenklich *γυλόναις* vorgeschlagen hat. Letzteres giebt nun vollends keinen Sinn; denn diese Lesart vorausgesetzt, müßte Agamemnons Frage lauten: Wie soll ich der Liebe zum Kinde genügen, ohne Beeinträchtigung der Feldherrnpflichten? Von diesem ohne steht aber im Dichter nichts! Die Lesart *ἰδμᾶς* u. s. w. giebt keinen übeln Sinn, aber einen unrichtigen. Hier zu Lande haben die Ausleger längst erkannt, laß Subject zu *ἐπιθυμῶν* das Wort *ἐνυμμάχους* (*ἐνυμμάχους*) ist. Die Alliierten haben ein Recht, das Opfer zu fordern. Agamemnon schloß, glaub' ich, mit den Worten *Οὐ γὰρ εἴη*: „das sei ferne“. *Οὐ γὰρ* aber setzt eine negative Frage voraus; folglich steckt der Fehler in *πῶς*, wo für *μὲν* die einfachste Besserung wäre. „Ich soll doch wohl nicht die Verbündeten aufgeben, die ein Recht haben, das Opfer ernstlich zu fordern? Das sei ferne!“ — ruft er, und in dem Momente dieses Entschlusses *οὐ γὰρ εἴη* hat ihm die Anagke ihr Joch übergeworfen.

V. 166 der Aenderung *γαλκίδος πόρον* widerstrebt das Metrum. Ebenso sind V. 170. 180 noch metrisch fehlerhaft. Es müssen reine Iamben werden *υ - υ - | υ - υ - | υ - υ - υ -*, wonach *δατῆω* zu schreiben und aus *VAuN: NAIuN* (d. i. *vatur*) herzustellen ist. Die iambischen Schlussverse des Chors hat Herr Karsten durch seine Aenderung verderbt. In *μη*, woran er sich stößt, ist ein ihm gewiß ebenso bekannter Gräkemus, wie mir; *εὐαγγέλιον* aufzugeben verbietet die Antwort der Klytemnestra (vgl. auch 417), in welcher auch *εὐφρόνη* absichtlich an *εὐφρον* anklingt. Statt *κλύοιμ' ἄν* ist höchstens *κλύοις ἄν* herzustellen. Ingleichen ist V. 286 die Rückbeziehung auf 235 *Τροίαν Ἀχαιῶν* übersehen, lemmgemäß an *πάλλω* nicht zu rütteln war. Wer wird auch vom alten Chor moderne Hofetiquette verlangen! Doch leugne ich nicht, daß auch nur eine Kleinigkeit hier zu ändern scheint. Der Chor hat 317—320

vier Verse, hier nur drei. Er erhält dieselbe Verszahl, sobald das Personenzeichen *K.A.* um einen Vers gerückt wird: und das scheint nicht unpassend. Der Chor kann sich nicht satt hören, möchte immerfort wieder *da capo* hören: „*Τροίαν Ἀχαιῶν οὔσαν κτλ.*“, d. h. alles von den Worten der Klytämnestra 235 an, welche er aus dem Gedächtniß recapitulirt.

Auch im zweiten Chorgesange fehlt es nicht an Conjecturen. Anknüpfend an 294 und 312, veranschaulicht derselbe in zwei durch die Mittelperson der Helena mit bewundernswürdiger Kunst verknüpften Theilen den Grundgedanken in V. 336—38, daß die Götter ein wachsames Auge auf jeden haben, der *ἄθικτον χάριν* mit Füßen tritt, sei es, daß Macht und Glanz seines Hauses (*φλοῖοντων δαμάτων ὑπέρρου*) oder seines Namens Ruhm (*ὑπερόπας κλέων εὐ*) ihn zum ersten Uebergriß über seine Befugnisse verleiten. Paris raubte Helena (ein *ἄθικτον*), Agamemnon opferte seinem Feldherrnruhm und seines Hauses Ehre die Blüthe der hellenischen Erde (ein andres *ἄθικτον*), beides *ἀνευ δίκας* (339. 341. 347—410), jener brachte unsüßliches Leid über Troja (357), dieser über Hellas (386—404). Paris und Troja, das seine Schuld theilte, hat gebüßt (V. 333 *ἴχουσιν*); daß Agamemnon büßen werde, fürchtet der Chor analogermassen: (407 ff. entsprechend und vervollständigend 217 ff.) — denn es kann fürs richtige Verständniß nicht streng genug festgehalten werden, daß der Chor nach seiner V. 711 abgegebenen, sehr aufrichtigen Erklärung Agamemnons Beginnen bisher für *ἐπείροια* hielt (vergl. 344 und 712). Auch im Einzelnen entspricht sich in diesen zwei Theilen noch Manches, wie 345. 412, 343 f. 414—416, 358. 409. — Nach diesem Ueberblick über die Composition des Liedes wollen wir Hrn. Karsten's Conjecturen erwägen. Da ergiebt sich denn sofort 333 zur Ungebühr angefochten. „Troja kann von Zeus Strafgericht sehen“, ist ganz in der Ordnung, der entsprechende Gedanke folgt freilich erst 407 *μέγα δ' ἀκούσαι τε μοι μέγιστα νυκτερός κτλ.* Ganz verkehrt ist aber die Aenderung 339. 340 *πέφανται δ' ἰγγενὴς ἀτολήτων ἄρης*, nach p. 173 „*statim apparet sceleris adhaerens vindex Mars, quando ultra fas se attollit domus nimia felicitate affluens*“, wo *ἄρης* so viel sein soll, als *δίκη* oder *ἰόνους*. Erstens, denk' ich, kommt vor der Strafe das Vergelten; ein solches ist aber die Ueberhebung noch nicht, sondern die That aus Ueberhebung, eine *τόλμη*, ein *ἀτόλμητον*, ein *διώνειν* des Versagten, hier der Angriff auf die Herrlichkeit des Unantastbaren. Zweitens wird nach Herrn Karsten's Emendation alles Folgende 343—359 überflüssig, da der Sinn von 335—343 nunmehr lautete: „die Götter haben ein scharfes Auge auf den Frevler, das kann nur ein Gottloser leugnen; denn überhebt sich ein Haus, so folgt sofort aufs Vergehen die Ahndung.“ Vielmehr enthalten 335—338 das Thema des ganzen Chorgesangs, und mit 339 hebt der Dichter die umständlichere Ausführung an. „Hat, sagt er, ein Haus zu hochfahrende Gedanken, sofort stellt sich der Drang zu Uebergriffen ein (— da lobe ich mir Wohlbehaltenheit und weises Verhalten, denn des Hauses Wohlstand ist kein Bollwerk, schützt vor Vernichtung für begangnen Frevel nicht —). Erst kommt die Sinnenbethörung, dann die Verlockung, und nun hilft nichts mehr, man jagt dem Versagten nach, verstrickt die Stadt mit ins Verderben; Frevler hört kein Gott; wer mit ihnen verkehrt, kommt um. Das ist Paria, das ist Troja's Fall.“ Die verdorbenen Verse scheinen demnach aus der handschriftlichen Ueberlieferung, *πέφανται δ' ἰγγόνους ἀτολήτων ἄρη*, so herzustellen: *πέφανται δ' ἰγόνους | ἀτολήτων ἴρως*. (Vgl. Hesych. *ἰγόνους* und wegen des Gleichklanges die Gegenstrophe.) Früher hatte ich an *ἰγνοῦσα τόλμη τὰν ἀράν* gedacht. Eher wäre des Herausgebers Aenderung V. 338 *θεῶν τῶν δ' ἐκίστροπος, τὸν δὲ* zu billigen, wegen V. 409 *οἷ*

θεοί. Aber mir scheint der Fehler in *λαῶν* zu stecken, was un-
 at und aus einem ganz vernünftigen Glosseme zu *ITAN* (*ιτῶν*),
 τῶν entstanden sein mag: „die frechen, an der Schuld des
 theiligten Bürger hört kein Gott, den unter ihnen lebenden An-
 Frevels aber vertilgt er.“ So erst tritt *μὲν* und *δὲ* ins rich-
 altnis. — So viel über den ersten Theil. Den noch schwereren
 ssen im zweiten Theile gegenüber kann ich mich nur andeutend
 . V. 372 liest Karsten *πάρεσι σιγᾶς ἀτμόνος ἀλοιδόρου αἰ-*
ρημένων (*dominorum silentium*) *ιδεῖν*. Auch hier könnte die
 sen Schritt weiter gothan haben, hätte man das respondirende
 79 beachten wollen. Helena ist fort, und Nichts giebt dem Me-
 satz. Es *πάρεσιν* Traumbilder, und zeigen ihm die Helena —
αἶα, eitel Blendwerk; mit dem Erwachen zerrinnt der Traum.
 — was noch? *σιγᾶς ιδεῖν*? Nicht doch, sondern eben das,
 Karsten so abenteuerlich vorkommt, daß er *νεοσσῶν* schreibt,
 σοί. Denn mit den Worten *εὐμόρφων δὲ κολοσσῶν* beginnt der
 i, als Seitenstück zu *χάριν ματαίαν, μάταια γὰρ κτλ.*, worauf
 ρις 376 und *χάριν* 379 hätten führen sollen. *Υπερποντίας φά-*
 i Abbild der übers Meer entwichenen, ist also gleich *εὐμόρφων*
μόρφων *κολοσσῶν*. Und in der That, kein schönerer Gegensatz,
 sós, das greifbare Contrefei aus dem kalten, unempfindlichsten
 nd das Traumbild, das wesenlose, unsaisbare Abbild aus Trug

Eine Bezeichnung der *κολοσσαί* muß demnach auch in den
 en Anfangsworten stecken. Zunächst treten, als Subject zu *πά-*
 e Nominaive wieder in Genus ihres bestrittenen Rechts; in
 vird *πόθων* das Substantiv zu dem corrumpten Genitiv *αφρη-*
 gen, und *ιδεῖν* exegetischer Infinitiv zu *ἄδιστος* sein, was sei-
 n *ἔχθεται* seinen Gegensatz findet. Die Schreibung *τιμός ἀλο-*
 στος scheint mir auf der Hand zu liegen und eine um so un-
 ere Aenderung, als sie streng beschn keine ist, nur daß wir den
 baren Irrthum (Schäfer z. Greg. Cor. S. 426) stillschweigend
ἀλοιδόρον ἄδιστον zu berichtigen haben. Für *πάρεσι*. *CIFAC. A*
 aushilfeweise: *πάρεσιν ΕΙΚΑCμΑ*. In *ἀφρμένων* aber, was mit
 nen Genitivus absol. zu bilden scheint, könnte *ἐμμενών* oder
 legen. *Πόθων* ist Helena, als Gegenstand verliebter Sehnsucht.
 ich bis auf Besseres:

πάρεσιν εἰκασμα, τιμός δ' ἀλοιδόρον
ἄδιστον ἐμμένων ιδεῖν
πόθων ὑπερποντίας
φάσμα δόξει δόμων ἀνύσσειν —
σινμμόρφων δὲ κολοσσῶν
ἔχθεται χάρις ἄδρά κτλ.

h dem Ehemahl. Zur Stelle ist ein Ebenbild; eine makellose
 Entzücken angesehen, so lange die Ersehnte dabei war, wird
 schnitt der Ueberseeischen im Hause zu gebieten scheinen; doch
 Anmuth der Copie widert jetzt an und verliert ihren Liebreiz,
 ngen das lebende Original vergebens suchen. Zur Stelle sind
 betnende Truggebilde — lieblicher Ersatz, aber eitel! denn u. s. w.
 war 387 *τηνικάρδιος* längst von mir in dieser Zeitschrift vor-
 . V. 399 ist *τέχνης ἰδρις* verfehlt, aber richtig *μάχης* angefoch-
 r *τὸν μὲν* kann ich nur den Menelaos verstehen, den *μαλθακόν*
 so daß in *μάχης* ein Wort wie *μάχλης* steckt. Der betrauerte
 im rühmlichen Kampfe für das Weib eines Andern, und dieser
 selbst ein verliebter Weichling. Auch *στένουσι* oder *εὐ λέγον-*
 ir verdächtig, man erwartete: sie vergleichen Menelaos mit

dem Todten. V. 413 γὰρ ὅσους haben schon Andre, zuletzt Enger, als verderbt anerkannt, ob aber Herr Karsten wohl gethan, παρῶσις nach Haupt aufzunehmen, scheint fraglich. Wenn die Hdschr. ΔΑΡΟΟΟΙΟ bot, konnte πάρος (σῶσις) σοῖς leicht in γὰρ ὅσους mißdeutet werden. — In den vorausgehenden Anapästsen mißfällt 331 ἔνδρ' ἄσπον. Gesezt, man liesse sich die harte Ellipse ἔνδρ' (καρπὸν) gefallen, heisst ἔνδρ' καρπὸν doch wohl übers Maass hinaus. Enger's ἔνδρ' ἄσπον genügt in Ermangelung eines Bessern hier immer noch am meisten. — Ingleichen müssen wir vom paläographischen Standpunkt aus gegen γέρον V. 324 statt μέγαν uns verwahren. Verderbt ist die Stelle freilich, wohl tiefer, als Herr Karsten glaubt, aber auch die Heilung weit leichter. Was Waffen trug, selbst Greise überlebten den Fall Trojas nicht. Frauen und Kinder aber fing das Garn der Slavery. Die Lesart νεαρόν verführte nun zu dem Glauben, die Kinder seien erwähnt. Wohl! So hätte man unter μέγαν die Frauen suchen sollen, etwa ὡς μὴ γαμετῶν. Aber die Sache scheint mir umgekehrt. Man lese:

— ὡς μὴ ΓΕΝΕΤΑΝ
μήτ' οὐδ' ὈΛΠΩΝ κτλ.

Zwar bezweifelt Reisiß comment. crit. de Soph. O. C. 485 μὴ — μήτε, siehe jedoch Herm. Eur. Med. 4 Soph. Ant. 542. Hesych. γενέτας ἱερόνος.

In der Parthie zwischen dem ersten und zweiten Chorliede, der Beschreibung der Feuerpost, verweise ich betreffs der schwierigsten Stelle 252 ff. auf die Jahresberichte über den Aeschylus im Philologus Bd. VII, lehne 270 ὠτρύνεισθ' ἱσμὸν als eine ganz überflüssige Conjectur, da Hes. θερμοὺς τὰς συνθέσεις τῶν ξύλων bietet, um so entschiedener ab, als von einem rarior aus medii die Rede nicht sein kann, und bemerke abermals, daß χαρῆσθαι die befriedigendste, paläographisch sichere Correctur des Wortes χαρῆσθαι ist¹⁾. V. 267 endlich besticht auch Herrn Karsten Dindorf's glänzender Einfall, daß Didymos, Quelle des Hesych unter προσαυθίζουσα πόμπιμον φλόγα, diese Worte aus unsrer Stelle des Agamemnon in seine λέξις τραγική recipirt habe. Allerdings lieferte der Agamemnon einige Glossen. Allein im Verhältnisse zu Sophokles reduciren sich aeschyleische Glossen im Hesych auf ein Minimum, längere jambische Stellen aber bei Hesych, glaube ich bemerkt zu haben, sind zum Theil aus den Jambographen. Auch über diese Worte urtheile ich so, und vindicire sie dem Aeschylus in der Fabel vom Fuchs und Adler, nebst dem von Hermann ebenfalls dem Aeschylus zugesprochenen Verse ἀπτήνα τυτθὸν ἄρτι γυμνὸν ὀστράκω. Zu προσαυθίζουσα ergänze ich προή, die Flamme, welche des Adlers Horst vernichtet, zu ἀπτήνα: γόνον, Brut des Adlers, die, noch nicht flügge, von der Füchsin verzehrt wird.

V. 488 begegnen wir einer sehr gefälligen Conjectur φράσον, welche den Kenner tragischen Sprachgebrauchs klar verräth. Aber richtig ist sie auch nicht, wie denn schon die Unähnlichkeit derselben mit der Uebersetzung στρατῷ mißtrauisch macht. Ich ändere nichts, sondern lese: στυγοστράτῳ, d. h. dir, dem der Feldzug ein Graun war. Der Chor mißbilligte ja die ganze Unternehmung. In V. 496 findet sich derselbe Fehler, wie überall. Wer soll aus der Lesart μόχθους errathen, daß 496

¹⁾ Vgl. Cod. A Stob. Flor. VII, 11 in der Stelle aus den Sieben des Aeschylus. μηχανάζεσθαι übrigens gehört schon Wellauer, Schneider, Sholefield, Peile. Wieseler wollte μὴ καθῆσθαι, was ich bemerke zum Belege, daß Herr Karsten Philol. Bd. VII, der an Aeschyleis so reich ist, keines Blicks gewürdigt hat.

on den Drangsalen der Seefahrt bis Troja die Rede ist, wie V. 499 *σφ* klar wird. Ich vermuthete *ρόχθους* und bemerke beiläufig, daß *αυλίας*, was Adjectiv nicht sein kann, substantivisch gefaßt aber gut aufs Nüchternen unter freiem Himmel zu Lande, wie zu Wasser würde, stark im Verdacht habe, aus *Αυσαύλιδα* verderbt zu sein „unglücks Aulis“. Herr Karsten bemerkt zwar in der Note p. 43 *spectant haec ad incommoda navigationis et q. s.*“ und *χίρσιν* durch *e terra h. e. e solo et coelo oriunda = ἐκ χίρσιν*, das ist unmöglich, und zwar allein nach seiner trefflichen Besserung V. 492 schon unmöglich. Vers 496—503 und 503—6 entziehen sich, wie *εἰ λέγοιμι* und *εἰ λέγεις τις* zeigt. Dasselbe Uebel erim Verlauf der Zeit unerträglich und erträglich, im Verhältniß zu ändern. Wollte ich naßhaft machen, sagt der Herold, was wir Hinfahrt zu Meere ausgestanden haben, muß ich doch andererseits bekennen, daß unsre Lage vor Troja noch schlimmer war: will hervorheben, was wir durch den Wechsel der Jahreszeiten gelitten, so erscheint das gering gegen — doch wozu klagen? es ist *νεν*.

Ich wir führen unsre Leser nicht tiefer in die Tragödie hinein, da raufgehende Besprechung ein genügendes Bild von der Art, wie Karsten die Kritik geübt hat, gegeben haben wird, und gelehrt kann, daß, so viel Verfehltes und Unhaltbares auch conjectirt worden, die Irrthümer selbst doch lehrreich und zu weiterem Forschen sind. Wenn wir mehrentheils wortreicher, als einigen Lesern Zeitschrift vielleicht lieb ist, gewesen sind, so hat das in dem Umseinen vollständigen Entlastungsgrund, daß Herr Karsten, ganz hend von der modernen Sitte oder Unsitte seiner Landsleute, kurze rische Verdammungsurtheile über fremde Conjecturen zu fällen sich (le V. 287) zu umständlich herbeigelassen hat, sein abweichendes zu begründen (cf. praef. p. XII), und daher eine gleiche Aufmerksamkeit und Rücksicht beanspruchen zu dürfen schien.

Am nächsten lassen wir diejenigen Vorschläge des Herausgebers folgen, annehmbar erscheinen. V. 49 *ἐπάνω* (obachon es paläographisch *πρω* etwas seitab liegt, und Aeschylus gern dasselbe Wort rasch *πρω* (liest). V. 84 *τί τίον τόδ'* — *πενθοῖ*. 204 *προσπῆ*. 205 *φν* 236 *χαρῶ* — *ἐκκαλούμενον*. 238 *ἡ γάρ τι*. 277 *πατρός*. 289 *βλέποις*. (297 *κόνις*).¹⁾ 353 *τρίβοισι*. 370 *φινάγορες*. 478 *διπλή*. *ὁ τεθάναι* (ähnlich Enger *γε' τεθάναι*). 589 *χειμῶνα δαῖον*. *ἐξέρσασα*, wie ich früher selbst in dieser Zeitschrift, obschon *ἐξέρ* o vielleicht zu schützen.) 605 *ἀνορμον* (wenn nicht auf *ἔρμα*, Sandunterseitscher Fels, weiter zu bauen ist.) 663 *γλάσμα*. Jedesfalls unpassend, da das Folgende alles asyndetisch beigegeben ist. 679 *νοῦς τόκου*. 711 *ἀπόνους* (Herr Karsten, der überhaupt bei Corseines Buchs den Accenten größere Aufmerksamkeit hätte schenken, *ἀπονοῦς*!). 724 *Ἰλιοφθόρους* (sehr gut, gebildet wie *Ἰλιο*). 729 *ἀνθρώσκουσα*, aufstrebend, vom Sturmwind aufgewirbelt. *χος*, da *λεώς*, wie das im Aeschylus öfter geschah, gewiß nur als *zürker* für das unlesbare echte Wort aus V. 736 eingeschwärzt. 749 *αἰμυλλας*. 762 *θύοισι*. 785 *κρεμαστας* (weiterhin vermuthet *ραι* und *ἐνημνίης*). 795 *πίθοι*. 835 *ποικιμάτων*. 840 *εἶκε*. 843 *856* *προσβαλοῖ*. 888 *ἀποπτύσαι δόκαν*. 907 *ἀόριστον* (auch die *llung* von 906 gefällt sehr). (946 *ἀπενθολής*). 1035 *τὸ γὰρ ἐμὸν*

¹⁾ ὡς ἐλεπτόλεις.

gl. ὄμμασι.

461 *παιδοῖσι τοῖσι δέγγμασι*. 640 *πολύφημον* oder *πολύφερτον*.

ἑρῶ πάθος ἑπαγγελῶ. 1056 ὡς ἀπὸν. (1063 θεῶν ποῦν, verlangte man nur nicht reine Jamben.) 1395 βρῶζεται (1397 γὰρ — παρ-
 ζῶ.)

Druck und Papier sind gut. Aber die Correctur ist äußerst nachlässig besorgt, namentlich im Commentar die Accentversehen zu häufig.

Oels.

Moriz Schmidt.

VI.

Des Q. Horatius Flaccus zwei Bücher Satiren kritisch hergestellt, metrisch übersetzt und mit erklärendem Commentar versehen von C. Kirchner. Zweiten Theiles Erste Abtheilung. Commentar zum ersten Buche der Satiren. Leipzig bei Teubner. 1855. 8.

Als wir die Anzeige des ersten Theils dieses Werkes, welcher Text, Uebersetzung und kritischen Apparat enthält, niederschrieben, stand uns der Herausgeber noch als Lebender gegenüber, und wiewohl wir unser Urtheil lediglich im Interesse der Wissenschaft und des Buches selbst aussprachen, so konnten wir uns doch der einem Jeden so nahe liegenden persönlichen Beziehung nicht entschlagen, und vergegenwärtigten uns den Mann, der Jahre lang mit den Schwierigkeiten seiner Aufgabe rang und dem nunmehr die freundliche Anerkennung wohlthuend, der begründete Tadel erwünscht sein müßte. Diese Beziehung ist durch den unerwarteten Tod Kirchner's abgeschnitten worden. Nichts desto weniger werden wir, wenn auch nicht mit gleicher Freudigkeit, doch mit gleicher Liebe an die Beurtheilung des hinterlassenen Werkes eines Mannes gehen, den wir nur aus seinen Schriften gekannt und verehrt haben.

In der Vorrede S. VI bezeichnet der Verf. des Commentars als Ziel desselben das volle Verständniß des Schriftstellers, ohne alle Nebenzwecke weder für die Schule noch für diese oder jene Classe von Lesern, und sagt ebendasselbst, seine Absicht sei hauptsächlich die gewesen, überall, wo es Erforschung gelte, den Leser in die Form der Untersuchung hineinzuziehen und ihn zum eigenem Urtheil zu veranlassen, da dieses erst den Reiz der geistigen Gegenwirkung gewähre. Dieser Anlage entspricht auch die Durchführung. So dankenswerth aber beides ist, so gewiß hat es auch den Verf. nicht selten zu einem gewissen Sichgehenlassen verleitet und die Bestimmtheit und Schärfe seines eigenen Urtheils, wie wir sehen werden, beeinträchtigt. Immer aber tritt uns aus allen derartigen Besprechungen einer Stelle die Ueberrugung entgegen, daß der Verewigte sich mit Form und Inhalt der horazischen Satiren mehr als je ein Anderer beschäftigt und die umfassendste Kenntniß der dahin einschlagenden Literatur gehabt hat. Der im Commentar niedergelegte Reichthum an Sach- und Sprachbemerkungen, die abschließende Erklärung mancher bisher bestrittener oder dunkler Stellen, das feine Herausfühlen der Eigenthümlichkeit der Form der horazischen Satire und die dadurch gewonnenen Resultate für die Satzeintheilung (S. 231 und 255), endlich das weise Mafshalten in der Aufnahme und Beurtheilung fremder Ansichten reihen diese Fortsetzung in würdiger Weise an

ten Theil des Werkes an, das nach Umfang und Bedeutung schätzbar ist und für jeden Verehrer des Horaz fortan wohl un-
lich sein dürfte.

Wir nun eine Anzahl von Stellen des Commentars besprechen,
wir nicht gerade Einzelheiten als lobens- oder tadelnswerth her-
ndern knüpfen unsere Bemerkungen hauptsächlich an solche Stel-
zu deren Verständniß wir Einiges beizutragen wünschen.

. I, 1, 21 verbindet Kirchner in der Stelle *merito quin illis Jup-*
umbas Iratus buccas inflat den Dativ *illis* mit *iratus*, was mit
Uebersetzung

— vor ihnen die beiden

Backen im billigen Zorn aufbläht

bereinstimmt. Freilich ist dieses „vor ihnen“ schon an sich nicht
erstündlich, kann aber wohl nicht anders als im Sinne von „ihnen
ber; gegen sie“ aufgefaßt werden. Die richtige Verbindung ist
illis buccas inflat, was die Wortstellung und die beabsichtigte Wirk-
t des Komischen oder Burlesken erfordert und außer anderen Stel-
ve Bestätigung in Cic. pro Sest. §. 18 *fenecatorum gregibus infla-*
ndet, wo *gregibus* Dativ ist. — V. 29 wird bei Gelegenheit des
us hic caupo gesagt: „Der *perfidus caupo* scheint nicht eben un-
d hier eingeführt, da auch für die Uebrigen absichtlich Bezeich-
des niederen Gewerbestandes gewählt sind: der gemeine Pflüger
(Gutsbesitzer), der gemeine Soldat (*miles*, einfach), der gemeine
r (hier nicht *mercator*, wie oben; *nautae* können auch Fracht-
sein, wie I Sat. 5, 3 [soll heißen 4] und II; Epod. 17, 20 u.
„Dieser ganze Zusatz zur vorübergehenden Beweisführung, da-
h der Dichter hier die obige Gesellschaft, den *miles*, den *merca-*
en agricola — nur mit Vertauschung des *juris peritus* durch den
— wieder aufgenommen habe, verräth Schwanken und Un-
zeit, ist eine Art Connivenz gegen andere Erklärer und stößt
mer's eigenen Beweis vollständig um. Denn wenn die in der letz-
Stelle genannten Repräsentanten der Habsucht dem niederen Ge-
ande angehören, so müssen ihm entweder auch die früheren ange-
oder beide sind nicht mehr dieselben. Ein Mäkeln und Markten
er Person und ihrem Range ist unzulässig. Beide sind aber
iben, und dies hätte Kirchner auf dem von ihm betretenen Wege,
rt durch gegenthellige Ansichten, durchführen sollen. Dafs sie die-
sind, zeigt schon der Uebergang V. 27: *Sed tamen amoto quae-*
Seria Iudo. Der Dichter will also die nämliche Sache jetzt
ihrer ernsteren Seite betrachten und fährt sogleich fort: *Ille*
m — aratro, wobei an Niemand anders als an den obigen *agri-*
gedacht werden kann. Dafs dieser aber hier in anderer Weise als
dargestellt wird, hat seinen guten Grund darin, dafs er dort nur
ner, der über sein Loos, über seinen Beruf klagt, hier aber als
der um des Gewinnes willen schwer arbeitet, gezeichnet ist. Die
hnung selbst aber *ille gravem — aratro* enthält nichts weiter als
hnung, in dem wir aber keinen gemeinen Pflüger, sondern eben
agricola wiederfinden, vgl. Od. I, 4, 3: *Ac neque jam stabulis*
t pecus aut arator igni. Ebenso steht es — denn der *miles* heifst
t in den beiden Stellen eben *miles*! — mit den *nautae*, und ge-
he Zeichnung: *per omne Audaces mare qui currunt*: gibt uns
mehr das Bild des gewinnstüchtigen Kaufherrn, des obi-
mercator, wie Od. I, 1, 14 *Myrtoum pavidus nauta secet mare*,
ines dienstbaren Frachtschiffers.

46 hätte Kirchner der richtig aufgefaßten Bedeutung von *hoc* =
idcirco die Begründung hinzufügen können: „wörtlich durch die-

ses, wie τῷ, also in unserem Zusammenhange: durch den Umstand, daß deine Tenne 100,000 Scheffel drischt; vollständig V. 56: *eo fit*, ut. Die Verbindung *hoc plus* „um so mehr“, welche Orelli mit Hand im Tursell. aufgenommen hat, schwächt die Kraft des Gedankens. — V. 55 wird für die Lesart *malim* (statt *mallem*, welches Stallbaum und der neueste Herausgeber Pauly wieder aufgenommen haben) als Grund auch der angeführt, daß sogleich nachher der V. 58 auf die Nähe des Stroms, mithin auf die Möglichkeit der Erfüllung, hinweise. Allein dies beruht auf einer Täuschung, denn der *Aufidus acer* V. 58 steht in keiner Beziehung zu dem *magnum flumen* V. 55. — V. 63 übersetzt Kirchner *Quid facias illi?* Was bei Solchen zu thun? und sagt im Commentar, es sei nicht gleichbedeutend mit *quid facias illo*, was mit Solchen zu thun? Allein *facere alicui* heißt allerdings: etwas mit einem machen oder anfangen, *aliquo* dagegen, aus einem etwas machen. Ueberdies ist das deutsche bei hier uncorrect, mindestens unklar.

V. 99 dürfte Kirchner wohl vergebens den in seiner Uebersetzung von *liberta* gebrauchten Ausdruck „die Gefreite“ zu rechtfertigen gesucht haben. Die Gefreite statt die Freigelassene ist zum mindesten undeutlich und gibt dem Leser wohl kaum einen anderen Begriff als den von „Umfreite, die Braut“ oder etwa „der Frau eines Gefreiten (einer niederen militärischen Charge).“ In der Uebersetzung unserer Stelle hätte sich Kirchner durch folgende Aenderung helfen können:

— — aus Mangel der nöthigen

Zehrung; jedoch ihn spaltet das Beil der früheren Selavin.

V. 102 war zu *pergis componere* nachzuweisen, daß *pergis* nur eigentlich in Beziehung auf den *avarus* gesagt sei, da es sich auf keinen vorübergehenden Vorwand bezieht, somit von einem eigentlichen Fortfahren keine Rede sein kann. Diese Breviloquenz ist also so zu erklären: in deiner Argumentation fährst du, in die Enge getrieben, unerwartet so weiter, daß du von einem Extreme zum anderen übergehst. — V. 104 übersetzt Kirchner *avarum cum veto te fieri* „wenn ich sage: vermeid' es, Knauer zu sein.“ Wir haben gegen die Uebersetzung in diesem Zusammenhange nichts einzuwenden, wohl aber gegen die Note im Commentar, daß *fieri* nicht selten für *esse* gebraucht werde unter Berufung auf Cic. Fam. 3, 6: *Scilicet contempsisti te: nec fieri potest ne quicquam superbius*. Denn gerade in dieser Stelle ist *fieri* nichts weniger als gleichbedeutend mit *esse*, sondern heißt, wie schon Seyffert zum Laelius S. 353 nachgewiesen hat: es kann nichts Stolzeres geboren werden, hervorgebracht werden; vgl. damit de Off. 2, 14, 48: *Si vero inest in oratione mixta modestiae gravitas, nihil admirabilius fieri potest*, so läßt sich nichts Bewunderungswürdigeres schaffen. Ebenso behält in der zweiten von Kirchner angeführten Stelle de Or. 1, 37: *quid ergo hoc fieri turpius aut dici potest? fieri* seine volle passivische Kraft neben *dici*. — Sat. 2, V. 101 spricht Kirchner in einer Anmerkung ausführlich über den absoluten Nominativ und zieht zu dem Falle, wo der Nominativ in Folge einer Parenthese oder mehrerer Zwischensätze anakoluthisch vorkomme, auch Od. 2, 13, 1 mit folgender Interpunktion: *Ille, et nefasto — —, Illum et parentis crediderim sui fregisse cervicem*. Wir halten diese — schon von Lowth vorgeschlagene — Auffassung der Stelle für gesucht und der Einfachheit und Kraft der Anaphora widerstrebend. — Sat. 3, 3 u. 4 ist die Stelle *Caesar si peteret, non quicquam proficeret* in der Uebersetzung und im Commentar nicht übereinstimmend behandelt. Jene sagt: Wann Cäsar ihn bat, gar nichts richter' er aus, faßt also die Handlung als eine vorgekommene, als etwas wirklich Geschehenes auf. Der Commentar dagegen sagt: *si peteret — proficeret* bezeichne eine bloße Annahme in der Vergan-

t, wobei es ungewiss bleibe, ob es geschehen sei oder nicht. Da alle schon von Anderen richtig erklärt ist, so bemerken wir hier doch, daß auch Sat. 4, 141 die Lesart Kirchner's *Multa poetarum veniet manus* und die Vertheidigung derselben im Commentar mit Uebersetzung sich nicht vereinigen läßt, die sich offenbar anstatt *veniet* anschließt: „Kommt alsbald von Poeten ein mächtiges Schwarm mir zu Hülfe“, und gewiss mit Recht, denn die ganze Auidigung von *veniat* dürfte unzureichend sein. Geradezu verfehlt ist die Behauptung, daß auf *veniet* nicht *auxilio quae sit mihi* könnte, sondern *quae erit*. Wir glauben, weder das Präsens den Coniunctiv rechtfertigen zu dürfen, da die Grammatik beides eichlich verlangt. Das Festhalten an *veniat* aber war uns um so ender, nicht nur weil auch *veniet* viele Zeugnisse für sich hat und r so leichten Verwechselung der beiden Formen nur Sinn und gebrauch entscheiden müssen, sondern weil Kirchner selbst an anderen Stelle des Commentars (S. 52) von einer Lesart sagt, sie war die meiste handschriftliche Autorität, aber nicht den dichterischen und Sinnes-Werth, worauf doch immer das Meiste ankomme. Gestatt diese Ungleichartigkeit zwischen Text oder Uebersetzung und dem Commentar eine Folge der langen, wahrscheinlich vielfach unechten Bearbeitung des Ganzen, wie wir auch aus einigen anderen n und gelegentlichen Bemerkungen des Verf. schließen zu dürfen n.

Der Commentar zum zweiten Buche der Satiren wird nach einer Ander Verlagshandlung, der wir für die uneigennützigte Ausstattung 'erkes in Beziehung auf Schönheit und Correctheit unsere volle Annung aussprechen, von Herrn Prof. Teuffel mit Benutzung des tlichen Nachlasses Kirchner's ausgearbeitet. Wir sehen der wür-Vollendung des schönen Werkes mit Vertrauen entgegen und er-uns nur noch die Bitte auszusprechen, daß Herr Teuffel außer Index über den reichen Inhalt des Commentars uns aus Kirchner-Papieren auch solche Nachträge geben möge, wie sie dieser selbst am Schlusse der Vorrede des ersten Bandes und S. 22 des Com-ns (über die zweite Epode) in Aussicht gestellt hat. Ob wir die Kirchner zugesagten, von uns in der früheren Anzeige so sehr achten Scholien zu Horaz erwarten dürfen, wird natürlich von Umfange der Vorarbeiten des ersteren und von der Zeit und Ge-ist des neuen Bearbeiters abhängen. Wir bescheiden uns, die Sache wiederholt angeregt zu haben.

Irismbe.

K. Fr. Stüpfle.

VII.

Vocabularium zum Auswendiglernen für den griechischen Elementar-Unterricht, unter steter Hinweisung auf die griechische Sprachlehre für Anfänger von K. W. Krüger. Von O. Kühler, Dr. phil., Lehrer am Gymnasium zu Krotoschin. Krotoschin 1855. In Commission von A. E. Stock. (Breslau, Ferd. Hirt.)

Ein Schulbuch muß entweder in dem Unterricht eine Lücke ausfüllen oder mindestens den Organismus des Schulunterrichts nicht stören. So auch die Vocabularien. In den letzten Jahren ist vielfach über lateinische Vocabularien gesprochen und geschrieben worden; jedermann weiß dies und weiß auch, welcher Verfasser in dies Gebiet einschlagende Bücher erst vor einem Jahre miteinander um den Vorzug stritten oder noch streiten. Sind denn nun Vocabularien nothwendig? Was bezwecken sie! Sie wollen den Schülern einen Wortvorrath geben. Ganz gut dies, wenn sie ihn nirgends anders her bekommen, d. h. beim Latein in VI., beim Griechischen in IV. (ausnahmsweise — s. Dittfurt: griech. Vocabularium. Magdeburg 1836. S. IV — in V.), so lange kein Lesebuch in Anwendung ist, oder wenn Lesebuch und Vocabular eines auf das andere gegründet sind, oder so lange der Unterricht Zeit läßt, die gelernten, aber der Zahl nach über das Bedürfnis der Anwendung hinausgehenden Vocabeln immer und immer wieder zu repetiren. Hierbei ist darauf gesehen, daß das Gedächtnis nicht zu sehr mit Vocabeln beschwert, daß, was gelernt, fest gelernt, daß nichts gelernt werde, was nicht bald verworthen werden kann. Darnach ist in den oben bezeichneten Classen und Fällen ein Vocabular von großem Nutzen, und es kann für das Latein die V. hinzugefügt werden. Sobald aber das Lesebuch, das nicht später, sondern früher als das Vocabular da zu sein pflegt, die Hauptsache im sprachlichen Unterricht wird oder sobald die Lectüre eines oder gar zweier lateinischer und griechischer Schriftsteller mit den schriftlichen Uebungen zusammen den Kern dieses Unterrichts ausmacht, hört die Bedeutung, weil die Brauchbarkeit des Vocabulars auf. Für Lesebuch und Schriftsteller muß der Schüler die bei der Vorbereitung ihm fehlenden Vocabeln aufsuchen und lernen. Nunmehr kann aber die Vocabelmasse nicht noch durch andere, die mit der Lectüre nicht in Verbindung stehen, vermehrt werden; jeder Lehrer wird zufrieden sein und sein müssen, wenn alle bei der Lectüre vorkommenden Vocabeln im Kopfe des Schülers sind. Oder soll vielleicht das Vocabular mit den schriftlichen Uebungen in Verbindung gesetzt werden? Abgesehen davon, daß schon die grammatischen Pensa, welche in Exercitien und Extemporalien geübt werden sollen, für Auswahl oder Ausarbeitung des zum Schreiben zu bietenden Stoffes eine hinlänglich beengende Schranke sind, die Anwendung bestimmter Vocabeln, die außer jeder andern Verbindung stehen, eine viel lästigere wäre: so soll ja doch die Lectüre hauptsächlich den Stoff zu den schriftlichen Arbeiten schon in IV. und III. hergeben, und wenn sie dies thut, einen neuen Weg eröffnen, die dort vorgekommenen Vocabeln nicht nur, sondern auch Wortverbindungen (Phrasen) anzuwenden und einzuprägen. — Da hört man den Einwurf: die Lectüre giebt dem Schüler zu häufig die Vocabeln nur in der speciellen Bedeutung der betreffenden Stelle, zu häufig auch erräth er die Bedeutung nur aus dem Zusammenhange. Wer dies sagt, vergißt, daß die Grammatik eine große Menge Vocabeln und namentlich Verba zu lernen gibt, und zwar in der Grundbedeutung. Für

meisten Lehrer darin mit mir einverstanden, daß man nicht
kühn den Schülern zu empfehlen hat, sogar für den Homer dürfte
manne gestattet werden. Ferner ist die Erklärung des Ueber-
ortwährend damit beschäftigt, die specielle Bedeutung einer Vo-
f die Grundbedeutung zurückzuführen, umgekehrt von dieser aus
leitet zu erläutern; und je mehr Veränderung die Bedeutung an
lenen Stellen erfährt, desto öfter bietet sich Gelegenheit, diesen
Theil der Erklärung besonders zu betonen, immer wieder die
deutung hervorzuheben und bei Compositis zumal das Element
ksichtigen, welches verändernd auf die Bedeutung des Stamm-
gewirkt hat. — Fragt man aber ferner, wie soll, da von Jahr
der Stoff der Lectüre und mit diesem die Vocabeln wechseln,
er wissen, welche Vocabeln er bei den Schülern, die er aus der
dern Klasse erhält, vorauszusetzen habe (bei dem Gebrauch ei-
bulars weiß er dies allerdings), so antworten wir, daß er im
then in III. zunächst diejenigen vorauszusetzen hat, die man über-
die bekanntesten annehmen kann, und das ist nicht eine auf
er Willkühr beruhende Gattung und Zahl. Weiterhin wird es sich
eben, ob der Schüler die eine Vocabel früher, die andre später
s erste nothwendige Quantum wird sich aus der Masse der übrige-
erfort verstärken, weiß doch der Lehrer bei der Lectüre wohl
cheiden, welche Vocabeln festzuhalten mehr oder weniger noth-
ist.

diesen allgemeinen Bemerkungen wende ich mich zu der vorlie-
schrift des Herrn Dr. Kübler. Ich will nicht näher eingehen
Verhältniß derselben zu andern griechischen Vocabularien, wie
von Ditsfurt, das von ganz andern Grundsätzen ausgegangen
is, da es mehr als viermal so umfangreich ist und theils hier-
weils durch die pädagogisch (trotz der Bemerkung in der Vorrede)
rechtfertigte Hinzusetzung der Bildungsformen von Substantiven
ben (z. B. aller Tempora selbst regelmäßiger Verba) mehr die
ines Schullexikons incl. Grammatik angenommen hat. Das Vo-
les Herrn Kübler. zunächst für den Gebrauch am Gymnasium

Rechten läßt sich weiter nicht darüber, daß gewisse ganze Verbalclassen, wie die Verba liquida, alle Verba anomala, den spätern Cursen zugewiesen sind; es geht darum nicht an, weil dies mit der Vertheilung des Lehrstoffes auf die IV. oder III. zusammenhängt. Beides aber ist ein Uebelstand, weil sehr häufig vorkommende Verba, Verba von sehr bekannten Begriffen, wie *φαίνειν*, *βάλλειν*, *ἀγγέλλειν*, auf diese Art dem Schüler sehr spät begegnen. Daß die Stelle, wo ein Wort dem Schüler in der Grammatik bekannt wird, als allgemein maßgebend angenommen worden, bringt zu Wege, daß viele Wörter der oben bezeichneten Art, ehe sie aus dem Vocabular gelernt werden, anderwärts gelernt sein müssen; wie *ἀγειν* dem 4., *ἀρῆγειν* schon dem 3., *αἰρεῖν* dem 4., *ἀμβλύς ἀμβλύνειν* dem 3., *ἐνδημος* dem 2., *ἰσθής* erst dem 3. Cursus zugewiesen sind. Sowie in dieser Beziehung rücksichtlich der Vertheilung Collisionen eingetreten sind, so auch bei Berücksichtigung des grammatischen Principes selbst, welches keineswegs nach deutlich erkennbaren Gesichtspunkten die Wörter ihren Cursen hat zufallen lassen. Beispielsweise steht *ἰών* im 2., *ἔχειν* im 4. Cursus, jenes dort als Verb. contr., dieses hier als anom.; abgesehen davon, daß der Bedeutung nach *ἔχειν* vor *ἰών* zu lernen wäre, so gehören sie wegen des abweichenden Augments, um deswillen sie der Schüler in der Grammatik zusammen lernt, in denselben Cursus. — So steht auch *καλεῖν* theils der häufig vorkommenden Bedeutung wegen, theils weil es in der Grammatik mit vielen andern Verben gleicher Futurbildung gelernt wird, mit Unrecht erst unter 4., diese in 3.; die syncop. Tempusformen, oder wie wir sie sonst nennen wollen, begründen die 4. bei *καλεῖν* nicht genug. — Bei Anführung der Composita ist insofern auch ungleichmäßig verfahren worden, als die einen, neben die Verba simpl. hingestellt, gleiche, andere, unter dieselben gestellt, verschiedene Nummern führen; so stehen *ἀγορεύειν*, *προσαγορεύειν*, *ἀπαγορεύειν* mit ihren Bedeutungen nebeneinander, *βάλλειν* für sich, *ἀποβ.*, *διαβ.*, *μεταβ.* mit gemeinsamer, dann wieder *ἀναβ.* und *ἐκβ.* mit besonderen Nummern hinterher; endlich *βουλεύειν*, *συμβ.*, *ἐπιβ.* jedes besonders. Eine andere Inconsequenz bei Anführung der Composita ist, daß sie bald, wie bei *γινώσκω*, hinter Derivatis (*γνώμη γινώσκειν*) des Stammes, bald, wie bei *τιθέτω*, vor solchen sich finden. Bei *αἰρεῖν* fehlen alle Composita, *ἀναυρεῖν* erwartet man wol mit der Vergleichung von *tollere*; auch *ὑπάρχειν* zu *ἀρχω*, *παράκλησις* zu *πλησσω*. — Das Latein ist hier und da zur Vergleichung herbeigezogen, meist recht passend; man erwartet es auf der ersten Stufe grade dann, wo das lateinische Wort unbedingt dem Schüler bekannt ist, wie bei *ἀγρός*, wo der Herr Verf. statt *ager* — indess aus leicht ersichtlichem guten Grunde — *rus* zusetzt; bei *δῶρον* würde man *donum* erwarten; desgleichen bei *ἰσθίειν* im 4. Cursus wegen der deutlich auf das Lateinische hinweisenden Formen *edere*; kam zu *αἰσχρός τυρπία*, zu *αἰτεῖν petere*, warum nicht zu *ἀπρεῖσθαι negare* (vgl. bei *οὐ φάναι*)! Zu *κρατήρ* durfte *crater* statt *cratera* treten. — Als fehlend sind mir aufgefunden folgende Vocabeln: *χῆν* mit *anser*, *χάσκω* (*χαλιν*), *παχύς*, *πῆχυς*, *ὄν* mit *ovum*, *λίμνη*, *ὄνυξ*. Indess bei dergleichen ist ein Uebersehen leicht möglich. Ein Princip aber müßte sich bei Heranziehung bestimmter Wortclassen, die man gewöhnlich aus der Grammatik lernt, erkennen lassen; ich habe hier die Pronomina und Präpositionen, weniger die conjunctionalen Adverbia im Sinne. Von Pronom. finden wir *αὐτός*, *ἐαυτός* und einige pronominalen Adjectiva, wie *ἑαυτός*, *ἐκάτερος*, *ἄλλος*; die Personal-Pron., Relativa und *οὗτος* fehlen. Von Präpositionen sind aufgenommen: *ἐν* u. *εἰς* neben einander, ganz passend für Cursus 1., dann *ἀντί* (im 4.); *ἔξ* fehlt schon, wie *πρό*, oder sind diese wie *ἀπό*, *ὑπό*, *ὑπέρ* wegen ihres engen Anschlusses an das Lateinische weggelassen worden? Den beiden obigen mit der lat. Form scheint derselbe Grund Eingang verschafft zu

ἰμφο dürfte nicht bei ἄμφω, μετά bei μέσος fehlen. Von präpositionen Adverbien ist πέραν da, μέχρι nicht. — Sind alles dies Nach- ist ein Vorzug des Schriftchens darin zu suchen, daß es nicht aufgenommen hat. Die gebotene Masse ist eine Art nothwendig-antum, und es dürfte manchem Schüler der III. statt eines Sp- dienen, wenn nicht die der Ableitung folgende Anordnung suchen mitunter erschwerte; welche Anordnung doch auch für abular sehr geeignet und vom Herrn Verf. mit Vorliebe, Säch- und Fleiß durchgeführt ist. Θάλασσα hätte ich im Vocabular in Rücksicht auf die mögliche Ableitung von ἄλς hinter dieses setzt. Außerdem wie kommt σάρξ hinter σαφής und σβεννύω? bliebe, wenn nun ἀρύτω durchaus dabei stehen soll, der Zusatz „ol“ besser weg. Aufgefallen ist mir ferner im Einzelnen, daß Vocabular Stämme wie AP und ΣΤΑ figuriren läßt, daß ββαζω αδζω, nicht neben βαίνω steht, daß bei κρατεῖν gar nicht der gehörigen Vergleichungsgrade von ἀγαθός gedacht ist, daß μιλι- Parenthese, πλίως nicht mit der gebräuchlichen 3 (dreier Endun- dern mit allen drei Geschlechtsformen, γάσκω grade als defectiv set, σπάνιος und σπανίζειν, nicht aber σπάνις (mochte doch σπα- en!) zu lesen ist. Würden etwaige Stellen, wo πρῶτος im Po- kommt — sie sind nicht so selten, daß nicht in der neuen Aus- Passow mit Recht „Tragg.“ beigefügt wäre —, ignorirt, so man Heber bald πρῶτος hin. — Der Druck ist sorgfältig rehen; mir sind außer fehlenden Spiritus und Accenten des Ar- spir.: 10mal, Acc.: 6mal) nur noch das Fehlen des Spiritus auf ια, des Spiritus und Accents auf ἄνους und der falsche Artikel ὁ vor ὄρος die Grenze als Druckfehler begegnet.

A. Liebig.

VIII.

isticon triglossum, oder nach Materien geordnetes Griech-Lateinisch-Deutsches Wörterbuch für die Unterklassen Gymnasien. Malchin 1855. Verlag von J. W. Piper. . 116 S. in 8. (In Commission bei Julius Springer in in.)

Der anonyme Verfasser obigen Büchleins sich in einem kurzen t „zu der Ansicht bekennt, daß das Vocabellernen nächst einer ben Einübung der grammatischen Formen die Hauptsache für den Unterricht in den klassischen Sprachen ist, sieht er sich gedrun- nur darauf aufmerksam zu machen, daß, sowie die Sprachen pt rasch und sicher nur durch die lebendige Conversation gelernt können, so auch der Wörschatz der alten Sprachen dem Na- ze gemäß von vornherein möglichst auf dem Wege der Conver- lem Gedächtnisse anzuvertrauen ist. Das Onomasticon soll eben ver Conversation die Anleitung geben; der tüchtige Lehrer wird ehen, das dürre Gerippe mit Fleisch zu bekleiden oder dem tod- habsten Geist und Leben einzuhauchen. Eine fortgehende Aufgabe

17. f. d. Gymnasialwesen. X. 5.

für den fleißigen Schüler sei es noch, das Onomasticon bei der Lectüre der klassischen Schriftsteller zu ergänzen.“ „Weiter etwas über die Gebrauchsweise des Buches hinzuzufügen, dürfte überflüssig sein.“

Der Stoff des Vokabulars zerfällt in 8 Abschnitte, entsprechend der Eintheilung der etymologischen Hälfte unserer Schulgrammatiken in die Lehren vom Substantiv, Adjectiv u. s. w.; die Unterabtheilungen dieser Abschnitte bilden zusammen 66 §§. Im Druck sind die ausgewählten Vokabeln jedes Abschnittes in der Weise geschieden, daß auf jeder Seite die griechischen Wörter in vorderster, die entsprechenden lateinischen in mittlerer, und endlich die deutschen in dritter Reihe erscheinen. Die Zusammenstellung der Vokabeln in den Abschnitten vom Pronomen und Numerales, von den Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen ist die nach den geläufigen grammatischen Kategorien; z. B. der Abschnitt VI. von den Adverbien zerfällt in:

§. 59. Adverbien des Orts und der Richtung.

<i>ποῦ;</i>	<i>ubi?</i>	<i>wo?</i>
u. s. w.		

§. 60. Adverbien der Zeit.

<i>πότε;</i>	<i>quando?</i>	<i>wann?</i>
u. s. w.		

Nur hätten wir bei Abschn. III. vom Pronomen und Abschn. VIII. von den Conjunctionen die Unterabtheilungen ähnlich wie beim Adverbium durch den Druck ausdrücklich geschieden gewünscht. Die Präpositionen (Abschn. VII.) sind nach der Rection der jeweiligen lateinischen abgetheilt. Der fünfte Abschnitt — Verba — legt bei der Zusammenstellung in Unterabtheilungen (die zusammen 16 §§. bilden) die lateinische Conjugation zu Grunde, so daß sich an die in ihren Unterabtheilungen alphabetisch geordneten Zeitwörter der regelmässigen lateinischen ersten Conjugation (§. 43) im §. 44 die unregelmässigen Zeitwörter und im §. 45 die Deponentia derselben Conjugation anschließen, und so herab bis zu §. 58, der mit der Zusammenstellung der lateinischen Verba anom. den Beschluß macht. Hierzu gibt noch ein Anhang (S. 113—116) eine Endungentabelle der 4 regelmässigen lateinischen Conjugationen; die Zahl sämmtlicher lateinischen Zeitwörter beläuft sich auf ungefähr 800. Zur Veranschaulichung mögen auch hier wenige Beispiele genügen:

§. 56. Vierte unregelmässige Conjugation.

<i>ἰμῖν¹⁾</i>	<i>farcio, farsī, fartum</i>	stopfen, füllen
<i>ἀρασσεύειν</i>	<i>sarcio, sarsī, sartum</i>	ausbessern
<i>αἰτέειν</i>	<i>haurio, hausī, haustum</i>	schöpfen

u. s. w.

Von den beiden ersten Abschnitten — Substantiva und Adjectiva — können wir nicht umhin eine Uebersicht *in extenso* zu geben, schon weil auf dem Gebiet der ausschliesslich lateinisch-deutschen Vokabularien bereits ähnliche Wünsche und Richtungen auftauchten, zu deren Beurtheilung vorliegender Versuch ein recht geeignetes Material bietet. Die Substantiva (S. 1—58 des Büchleins) enthalten nämlich in ihren stofflich geordneten Unterabtheilungen:

§. 1. Der menschliche Körper. 82 Wörter.

§. 2. Der Mensch in Bezug auf Verwandtschaft, Alter, Geschlecht und Familie. 68 W.

¹⁾ Wir kommen unten auf diese Beispiele und deren sprachrichtige Zusammenstellung zurück.

- Das Haus mit seinen Theilen. 52 W.
 Haus- und Küchengeräthe. 78 W.
 Die Stadt (mit Beamten und Gewerben). 112 W.
 Die Landkarte (allgemeine geograph. Bezeichnungen). 78 W.
 Die Atmosphäre. Wasser, Luft, Licht, Schatten, Wärme. 77 W.
 Die Speisen. 85 W.
 Die Raumverhältnisse. 62 W.
 Die Zeitverhältnisse. 64 W.
 Die Bekleidung. 53 W.
 Die Werkstätte. (Geräthe). 51 W.
 Organe und Stoffe des thierischen Körpers. 40 W.
 Die Säugethiere. 70 W.
 Die Vögel. 51 W.
 Amphibien, Fische u. s. w. 55 W.
 Die Mineralien. 48 W.
 Die Pflanzen im Allgemeinen — die Theile der Pflanzen und Pflanzenstoffe. 61 W.
 Der Garten — die Gartenpflanzen. 70 W.
 Die (speciellen) Pflanzennamen. 81 W.
 Die Schule und das Buch. 60 W.
 Das Landgut. 69 W.
 Das Schiff. 41 W.
 Der Handel. 83 W.
 Das Kriegswesen. 91 W.
 Der Arzt und die Krankheiten. 68 W.
 Der Tisch — der Wagen — das Messer — die Uhr — der Ueberrock. 69 W.
 Spiele und Künste. 71 W.
 Der Mensch in gesellschaftlicher Beziehung — als Glied des Staats — Stand und Herkunft. 64 W.
 Die Seele. 118 W.
 Die Religion. 159 W.

er diesen (mehr als 2000) Substantiven ist jeweils das betreffende ohne Artikel gesetzt, dem lateinischen ist ziemlich häufig der, dem griechischen stets der Artikel und bisweilen der Genitiv, z. B. aus §. 25:

πόλεμος, ὁ	<i>bellum</i>	Krieg
στάσις, ἡ, ἢ	<i>tumultus, us</i>	Aufruhr
θρόνος, ὁ	<i>seditio, nis</i>	Aufstand
μάχη, ἡ	<i>pugna</i>	Schlacht
u. a. w.		

hang (S. 59—62) gibt eine Uebersicht der Endungen der lateinischen und griechischen Deklinationen und eine Zusammenstellung der Regeln der lateinischen Substantiva.

zweite Abschnitt — Adjectiva — gibt auf S. 63—74:

1. Die Raumverhältnisse. 29 Wörter.
 2. Die Zeitverhältnisse. 20 W.
 3. Die Farben (nebst den Begriffen des Schönen u. s. w.). 40 W.
 4. Bewegung und Cohärenz. 53 W.
 5. Oberfläche — Stimme — Geschmack — Wetter — Wärme. 59 W.
 7. Gesundheit — Stoff — Besitz — Fülle und Mangel — ein Versehen mit Etwas. 78 W.

§. 38. Die Seele. 50 W.

§. 39. Unregelmäßige Comparationsformen. 10 W.

Beispiele aus §. 38 sind:

φρόνιμος	<i>prudens, entis</i>	flug
ἡμερων, ορος	<i>rationis particeps</i>	vernünftig
συνετός	<i>sanus</i>	vernünftig
σοφός	<i>sapiens, entis</i>	weise
πολυμαθής, ες	<i>doctus</i>	gelehrt
u. s. w.		

Die gegebene Uebersicht gewährt praktischen Schulmännern wohl genügende Anhaltspunkte, sich ihr Urtheil über das Onomasticon zu bilden. Wäre der Unterzeichnete mit dem durch dasselbe empfohlenen Wege überhaupt oder wenigstens im Allgemeinen einverstanden, so hätte er nun an diese Uebersicht seine speciellen Ausstellungen und Wünsche gegenüber dem anonymen Verfasser über Wahl der Fundörter, über wünschenswerthe Auslassungen resp. Ergänzungen, namentlich aber über die mehr oder minder geglückte Wiedergabe des Griechischen durch den jeweiligen römischen und deutschen Ausdruck zu knüpfen. So aber möge es ihm hier vergönnt sein, zur Begründung seines entgegenstehenden Urtheils etwas weiter auszuholen und durch den Gang seiner Untersuchung vielleicht ein Kleines beizutragen zur Beleuchtung der gegenwärtig anhängigen Frage über den Gebrauch von Vokabularen zur Förderung des Elementarunterrichts an unseren Gelehrtenschulen.

In der Sitzung der pädagogischen Section der Philologenversammlung zu Altenburg vom 28. Sept. 1854 constatirte die durch den Antrag des Herrn Geh. Regierungs-Rath Wiese herbeigeführte Discussion über „Benutzung von Vokabularen zum selbständigen Vokabellernen“ das jetzt so ziemlich allseitig anerkannte Bedürfnis einer Verbesserung unseres lateinischen Elementarunterrichts in dieser Richtung, bei der allgemein zugestandenen „Nothwendigkeit (nach den Worten von Dietsch), von vorn herein sichere und umfangreiche Wortkenntnis zu erzielen.“ Ueber die am besten zu diesem Ziele führende Anordnung und Methode von hierzu sich eignenden besonderen Vokabularen ergab die Besprechung alsbald die Möglichkeit hauptsächlich von zweierlei Wegen, indem Kramer und Ameis die stoffliche „Ordnung nach Gegenständen und Kategorien“, Döderlein mit Eckstein und Dietsch die etymologische nach Wortfamilien als die zweckmäßigere empfahlen. Jene legten dabei vorzüglich den Accent auf den Werth des in realer Zusammenstellung dem Gefühl des Knaben näher liegenden Wörterstoffes (Ameis: „neben dem formellen müsse der reale Boden geschaffen werden“) und dessen leichtere sofortige Verwendbarkeit (Kramer: „Anwendung sei die Hauptsache“). Döderlein will mit seinem Vokabular zwar auch „Material geben“, aber zugleich „das Vokabellernen zu Denkübungen benutzen“, welches „Letztere ohne die etymologische Anordnung nicht möglich sei.“ Nach Eckstein „besteht in der Hinweisung auf die Etymologie der Hauptnutzen“ des Döderlein'schen Vokabulars, und ist „neben der Grammatik ein solches Lernen in einem zweijährigen Cursus ein außerordentlich reiches und förderndes“, und Dietsch findet am Schluss der Discussion: „bei den Worten nach der Ableitung zu fragen, gebe dadurch ins Blut und ins Gefühl über. Eine schädliche Reflexion könne er darin nicht sehen, wenn der Schüler an 6—8 Beispielen endlich inne werde, welche Bedeutung eine Endung habe. Er habe ferner folgende Erfahrung gemacht. Oft habe er sich gewundert, wie die Schüler z. B. im Homer, aber auch im Lateinischen so viel das Lexicon wälzen müßten und Worte, z. B. Composita, deren Simplicia ihnen bekannt sind, und deren Bedeu-

h selbst finden können sollten, aufschlüßen. Er glaube, dem zeugt, wenn man von vorn herein die Schüler gewöhne, auf zu sehen.“

treffliche Worte, und sie enthalten Zugeständnisse, die wir bei Vertheidigung unseres eigenen Verfahrens wohl zu nutzen ber, wie gewöhnlich bei solchen Besprechungen in größerem Maße die Discussion gar nicht die eigentliche Pointe der sehr Vorfrage, deren Beantwortung erst eine richtige Basis für Vokabularen sichert, eine Pointe, die unseres Bedünkens ragateller, Herrn Geh. Regierungs-Rath Wiese, treffend und Worte gelegt war: die zunehmende Herausgabe solcher Vokabulare zu beweisen, „dass man die Methode, bei der Lectüre Vokabelkenntnis zu bewirken, nicht für ausreichend halte; en doch auch Bedenken dem Gebrauche (besonderer Vokabularen), welche sich namentlich auf die sofortige Verles zu erwerbenden Materials gründeten.“ Die zwei in die Worten gegebenen Sätze enthalten die entscheidenden Ansätze für jede auf den fraglichen Gegenstand eingehende Bespre-

hede, bei der Lectüre eine sichere Vokabelkenntnis zu be- reicht ausreichend“ — dieser Satz (den auch der Unterzeich- öffentlicher seiner *Elementa Latinitatis* diesen als recht- (motiv vorausstellte) lag zwar als unbestritten und von Allen zweigend anerkannt der ganzen Altenburger Discussion zu die hieraus sich ergebende Consequenz wurde von Niemand gezogen. Keinem der Altenburger Herren kam es sicherlich bei seinem für den Gebrauch besonderer Vokabularen ab- zum das Vorzugsrecht der Methode bestreiten zu wollen: war an die Erlernung der ersten Deklination und des Präs. m sich die Uebersetzung entsprechender einfacher Sätzchen rer Anwendung des Gelernten anzureihen habe, dass der bei etzungen sich ergebende Wörterstoff (in methodischem Auf- das Gebiet der Deklination, Conjugation u. s. w.) der dem 1. Linie naturgemäße und förderliche sei, und dass folg- üben der grammatischen Formenlehre mit parallelen Uebun- netzen nebst täglichem Memoriren der beim Uebersetzen n Wörter so ziemlich der entscheidende Hauptstoff des er- res bleiben müsse. Je inniger hierbei das jeweilige lateini- lesebuch sich an den methodischen Fortgang der Schul- schliefst, je zweckmäßiger die gewählten Uebungstücker da- h vom Allereinfachsten zum Schwierigeren aufsteigen, und ie gemüthlich anziehender diese Uebersetzungsbefispiele (also ihnen zur Verwendung kommenden Vokabeln) für das In- treffenden Knabenalters erscheinen: um so höher steht in n der pädagogische Werth eines solchen Elementarbuches. ich im zweiten und den folgenden Jahren die Vermehrung ntnis des Schülers sich zu allererst wieder naturgemäße an Uebersetzungsübungen anreihet, und die hierbei sich erge- eln vom Schüler Tag für Tag gewissenhaft zu memoriren der für den ersten Jahreskurs als richtig zugestandenem Me- rständlich. Aber —: die im Anschluss an die Lectüre er- nkenntnis ist für das Bedürfnis des Schülers, d. h. für das werthe rasche Heimischwerden desselben auf dem Gebiete n Sprache nicht ausreichend! Ja, einseitig fortgesetzt, ist en sogar geeignet, dem Schüler jedes energische Anfas- sen und vollends gar der Uebungen im Lateinschreiben und La-

teinsprechen) zu erschweren, wenn nicht gründlich zu vermeiden. Das bezeugen alle hierüber an unseren Gymnasien gemachten Erfahrungen, denen Dietsch in seinen oben angeführten Worten gewiss den richtigen, aber noch zu mild rügenden Ausdruck geliehen hat. Denn gegenüber dem stets wachsenden Bedürfnis erscheint dem der Uebersicht noch ermangelnden Knaben das einzelne neu hinzugelehrte Wort nur wie ein Tropfen im Meere, und auch an den Genuß der Autorenlectüre hängt sich noch auf Jahre hinaus das Bleigewicht des Wort für Wort unentbehrlichen Lexikons! Wie nun diese „sichere und umfangreiche Wortkenntnis“ bewirken, bei dem gewiss für jeden Schulmann schwer im Gewicht fallenden Wiese'schen Bedenken über „die sofortige Verwendbarkeit des zu erwerbenden Materials?“ und (möchten wir hinzufügen) bei dem wohl gerechtfertigten Zweifel, wie weit solch erweitertes Vokabelnernen zu den andern, von uns als in erster Linie berechtigt anerkannten Uebungen ohne erdrückende Ueberbürdung des Schülers rathsam erscheine? Denn daß jedes weitere (über den Uebersetzungsstoff hinausgehende) Vokabelnernen in den beiden Elementarklassen sofort für den Schüler verwendbar sein muß und als Vermehrung des Pensums weder die Kräfte des betreffenden Alters übersteigen, noch überhaupt anders als die Lernfreudigkeit fördernd wirken darf: das sind Vorbedingungen, von deren Erfüllung in erster Reihe die innere Einrichtung eines an den beiden Elementarklassen einzuführenden Vokabulars wird abhängig gemacht werden müssen.

Von diesem Standpunkte betrachtet, erscheinen nun zunächst die (wie das Onomasticon in seinen Abschnitten vom Substantivum und Adjectivum) nach stofflicher Anordnung verfahrenen Vokabularien weitaus im unvortheilhafteren Lichte. Vorerst collidiren dieselben auf Schritt und Tritt mit dem Lehrstoff der in erster Linie berechtigten Elementarlesebücher, die uns oben um so trefflicher schienen, je mehr sie durch ansprechende Auswahl von Uebungstücken aus allen Gebieten sinnlicher, wie geistiger und sittlicher Anschauung das verstandesmäßige und das gemüthliche Interesse des Knaben zu fesseln verstehen. Und während (nach der alt-bewährten Anordnung auf Grundlage des grammatischen Principes) so im Lesebuch an den Uebersetzungsbeispielen zu den Deklinationen am passendsten die dem Bereich des Knabenalters nahe liegenden Substantiva und Adjectiva memorirt werden, ist dasselbe Elementarbuch in seinem methodischen Fortgang gewiss der geeignetste Ort, die regelmässige Conjugation mit Einschluss des regelmässigen Deponens an zweckmäßigen Satzbildungen zu üben und in einem rathsamen Umfang alle regelmässigen Verba hierbei auch für das Gedächtnis zu verwerthen. So gibt — um die schuldige Dankbarkeit gegen das gute und bewährte Alte nicht bintanzusetzen — das seither in so zahlreichen Ausgaben aufgelegte „Elementarische Lesebuch der lateinischen Sprache“ (erste Ausg. 1808) des wackeren Christian Gottlob Bröder ein reichliche Auswahl von Substantiven und Adjectiven, z. B.

- §. 1. Substantiva der 1. Declination auf *a*.
- §. 2. Adjectiva dreier Endungen auf *er*, *a*, *um* und *us*, *a*, *um*.
- §. 3. Substantiva der 1. Declination auf *a*, je mit einem Adjectiv combinirt.
- §. 4. Substantiva der 2. Declination, Masculina auf *us*.

und so fort, ein in grammatischer Methode heute noch richtiges Verfahren, das seitdem nur noch durch beigefügte Uebersetzungsbeispiele vervollkommen worden ist. So ist auch noch für jetzige Verhältnisse durchaus anzupfehlen die Methode, wornach „weiter unten (im stets Anschluss an den formalen Gang der Schulgrammatik) zusammenstellt:

- §. 23. Verba der ersten (regelmäßigen) Conjugation.
- §. 24. Uebungen dazu. (In stofflich schon den Knaben anziehenden Sätzchen.)
- §. 25. Verba der zweiten (regelmäßigen) Conjugation.
- §. 26. Uebungen dazu.
- §. 27. so weiter; oder später:
- §. 38. Präpositionen, die den Accusativ regieren (mit einer Menge von Sätzen), oder:
- §. 121—127. Vermischte Sätze nach Anleitung der Conjunctionen, und
- §. 127—153. Vermischte Beispiele nach Anleitung der Adverbien.
- §. 153. Adjectiva auf — *osus* (mit Sätzen).
- §. 154. Adjectiva auf — *ilis*.
- §. 155. Mit *per* zusammengesetzte Adjectiva. — u. s. w.

In solchem besonnenen Fortschreiten auf dem alten und erprobten grammatischen Wege verwendet also ein tüchtiges Elementarlesebuch bereits im ersten Jahre ein gutes Theil derjenigen Vokabeln zur Einführung der regelmäßigen Formen wie zu deren Verständnis im Satze, welche die Vokabularien mit sogenannter realer Anordnung doch nur als todten Stoff, der erst von der Befähigung des Lehrers seine Verwendung in formalen oder syntaktischen Beziehung erwartet, zu bieten vermögen.

Ob aber überhaupt der so in realer Gliederung gebotene Vokabelstoff in wünschenswerther Weise für Lehrer und Schüler sofort auch verwendbar ist, möchten wir wenigstens für den untersten Jahreskurs des lateinischen Unterrichts ziemlich bezweifeln. Denn was die formalen Uebungen zunächst in regelmäßiger Deklination und Conjugation betrifft, so finden wir hierzu so eben den Stoff methodisch abgefasster Lesebücher weit aus am geeignetsten, und ein Vokabular in realer Anordnung kann nicht umhin, Wortformen in bunter Mischung an einander zu reihen, die ein regelrecht grammatischer Gang streng zu sondern bedacht sein wird. Oder soll der Lehrer (wie dies das Vorwort zum Onomasticon verlangt) den neuen Stoff in darauf ruhenden Sprech- und vielleicht auch kleineren Stilübungen verwerthen? Abgesehen davon, daß das schon eine bedeutende Befähigung des Lehrers voraussetzt, fürchten wir fast, es möchte hierfür weder die nöthige Zeit, noch die entsprechende Arbeitskraft vorhanden sein. Denn verhehlen wir es uns nicht: solche real geordnete Vokabularien mit ihrer Fülle von Stoff nöthigen — wenn ihr Erlernen die beabsichtigte Wirkung haben soll — zu so bedeutenden Anordnungen an die Gedächtniskraft des Knaben, daß dieser denselben eben seinem nothwendigen Pensum in Grammatik und Lesebuch ohne einliche Belastung mit häuslichen Aufgaben kaum wird genügen können. Und angenommen, es ließe sich durchführen, so haben wir noch ein fast schwerer wiegendes pädagogisches Bedenken gegen derartige Vokabularien. So ergötzlich und die Arbeitslust fördernd es für den Knaben ist, in täglichem Wechsel und in maassvoller Beschränkung an dem Stoffe eines Lesebuchs die Namen einer Anzahl verwandter Gegenstände oder Begriffe zusammen zu lernen, heute z. B. die lateinischen Benennungen für Frühling, Sommer, Herbst und Winter, morgen die für Kirchen, Flammen, Birnen und Aepfel, an einem dritten Tage sein gut, böse, fromm, gottlos, gerecht und ungerecht in lateinischem Ausdruck zu verstehen: so bedenklich und abstumpfend dünkt es uns, nun nach solchen öffentlichen Zusammenstellungen das Gedächtniß des Knaben in dieser Woche mit den Namen aller erdenklichen Speisen, in der folgenden mit denen sämmtlicher Säugethiere u. s. w. — ähnlich wie das Onomasticon auch unserer obigen Uebersicht es thut — vollpropfen zu wollen. Und diese Ueberzeugung läßt uns keineswegs verkennen, von welchem wahr-

haften Interesse für einen schon weiter vorgeschrittenen Knaben das Durchlesen solcher Real-Vokabularien werden kann, und wir würden sogar für das Privatstudium solcher strebsamen Schüler mit Wiese „nach Gegenständen geordnete Lexika für sehr erwünscht“ erklären.

Uebrigens ist uns auf dem Gebiet lateinischer Vocabularien für den Elementarunterricht aus neuerer Zeit kein solches bekannt geworden, das an das Princip realer Anordnung sich ausschliesslich angeschlossen hätte. Denn nur theilweise läßt sich Bischoff's „lateinisches Gedächtnisbuch“ (Wesel 1848, in 8.) hierher rechnen, das seinen auf sämtliche Gymnasialklassen berechneten Lehrstoff in folgender Weise ordnet. Die erste, für Sexta und Quinta bestimmte Abtheilung des Buches gibt zunächst (S. 3—31) ein „Elementar-Wörterbuch“ in 34 Abschnitten, z. B.

1. Gott. Schöpfung. 78 Wörter.
10. Erde. Landbau. 47 W.
24. Recht. Gericht. Lohn. Strafe. 39 W.
30. Liebe. Haß. 37 W. u. s. w.

Die Wörter der einzelnen Abschnitte sind Nomina und Verba theils regelmässiger, theils unregelmässiger Beugung in sehr gemischter (alphabetischer) Folge, wie z. B. im Anfang von No. 30:

<i>amo</i> — <i>are</i>	lieben.
<i>hic amor, ōris</i>	Die Liebe.
<i>amicus, a, um</i>	freundlich.
<i>inimicus, a, um</i>	feindlich gestunt.
<i>adūlor</i> — <i>ari</i>	schmeicheln.
<i>adversus, a, um</i>	entgegen, feindlich. u. s. w.

Hiezu gibt dann S. 32—46 eine „Wiederholung der gelernten Wörter in Sätzen“, wie z. B. zu No. 30:

delectamur amore bonorum.
amicus non deserit amicum. u. s. w.

nebst einem Anhang (S. 47—56) über die Bildungssylben der lateinischen Wörter. — Die zweite, für Quarta und Tertia bestimmte Abtheilung enthält gewissermaßen als häusliche Präparation (denn Bischoff findet auch das „leidige schriftliche Präpariren höchst zeitraubend und geisttödtend“) eine „Sammlung von Redensarten“ aus Cornelius Nepos (S. 59—87) und Julius Cäsar (S. 88—125), mit beigegebener deutscher Wendung, z. B. S. 67 (zu Pausanias IV, 3):

<i>Cogitata patefacere.</i>	Seine Absichten an den Tag legen.
<i>Cultum mutare.</i>	Seine Lebensart ändern.
<i>Apparatu regis uti.</i>	Sich mit königlichem Prunk umgeben. u. s. w.

Der Rest des Buches ist für Secunda und Prima bestimmt, und zwar enthält die dritte Abtheilung (S. 129—186) eine hauptsächlich Cicero entnommene „Sammlung von klassischen Redensarten für Lateinische Stilübungen“ in alphabetischer Ordnung, z. B. unter *H*:

Auf Jemand viel halten.	<i>Plurimum tribuere alicui.</i>
	<i>Magno loco aliquem habere.</i>
	<i>Magno numero</i> — —.
Es mit Jemand halten.	<i>Facere cum aliquo.</i> u. s. w.

während die vierte Abtheilung (S. 189—233) eine Blumenlese „klassischer Gedenkstellen und Gedenkverse“ (besonders aus Cicero und Horaz) zum Auswendiglernen, wieder unter realen Gesichtspunkten (1. Gottheit. Schöpfung. Religion. 8. Erwerb. Besitz. Habsucht. u. s. w.) gesammelt.

ubietet. Nach diesem seinem letzteren Theile verfolgt also Bischoff's Gedächtnisbuch einerlei Richtung mit dem Lateinischen Memorirbuch von eiring und Remacly (aus Cicero), mit Roth's poetischer Anthologie teinischer Gedächtnisübungen, und vielen ähnlichen.

Eine gewisse Mitte zwischen den rein auf realer und den auf rein ymologischer Anordnung beruhenden Vokabularen halten diejenigen örteransammlungen inne, welche bei lediglich alphabetischer Zusammenstellung ihres Stoffes dabei doch mehr oder minder zugleich auch auf as etymologische Princip Rücksicht nehmen. Hierher gehören besonders ie Vokabularen von Wiggert, Meiring und Döderlein; auf andere, hnliche Arbeiten zurückzukommen, wollen wir uns für ein anderes Mal orbehalten.

Friedrich Wiggert's „*Vocabula latinae linguae primitiva*“ (10te aufl. 1854) geben außer einer Tabelle über das Genus der Substantiva nd zwei Anhängen (über Wortbildung, S. 129—160, — und über Syl-enquantität, S. 161—165) auf 128 Seiten klein Octav einen nach alpha-etischer Ordnung zusammengestellten und auf 5 halbjährige Curse be-echneten Vokabelstoff, über dessen Auswahl wir den Verf. selbst wol-en reden lassen. „Unter Stammwort (*primitivum*) wird (vgl. S. 132 des Anhangs) ein Wort verstanden, bei dem man nicht weiter auf die Wurzel zurückgehen kann oder will, von dem aber andere Wörter abgeleitet sind oder abgeleitet werden könnten.“ „Primitiven (Vorrede S. VII) sind es orzüglich, die der Anfänger zu lernen hat, weil sie in der Regel ein-achere und dem Kinde näher liegende Begriffe ausdrücken, und überdies on ihnen aus am leichtesten in der Wörterkenntniss weiter gegangen werden kann. Es ist eben daher auch ein Auswendiglernen der Wörter, lie beim Uebersetzen vorgekommen sind, keineswegs hinreichend, zu-nal da durch Zufall vielleicht viele sehr nöthige Wörter längere Zeit hin-lurch gar nicht, oder wenigstens nicht in ihrer Grundbedeutung, vorkom-men könnten.“ „Mein Grundsatz (ibid. S. X) war, alle (wirkliche oder cheinhare) Primitiven aufzunehmen mit Ausschließung 1) der Wörter, lie mit ihrer Bedeutung in jeder Grammatik aufgeführt sind, also der Zahlwörter, Pronomina und Präpositionen; 2) der mythologischen Na-men, auch wenn sie nachher (wieder) appellative Bedeutung erhalten ha-sen, z. B. Mars; 3) derjenigen Ausdrücke, die wir auch im Deutschen gewöhnlich mit unveränderter Form gebrauchen und die ohne ausführ-liche Erklärung doch nicht deutlich gemacht werden könnten, z. B. *hythmus*, *nympha*; 4) einiger ihrer Bedeutung wegen anstößiger Wör-er¹⁾, und 5) der Namen seltner vorkommender Sachen, besonders man-her Pflanzen. — Neben den Stammwörtern steht öfters auch ein *derivatum*, bald mit bald ohne Erklärung. — In die Reihe der *Primi-va* sah ich mich genöthigt, auch die aus dem Griechischen aufgenommen- Wörter zu stellen und sie zum Unterschiede mit gr. zu bezeichnen.“

Die Erlernung der so ausgewählten wirklichen oder scheinbaren Pri-ritiven ist für die 5 Semester mittelst besonderer Zeichen genau vorge-rieben. Hiernach entfallen (Vorr. S. IX) auf den untersten Jahreskurs *texta*) 900 Wörter, auf Quinta 540 neue und die Wiederholung jener 0, auf Quarta 860 neue und die Wiederholung der 1440. „Das Uebrig-e mit keinem Zeichen Versehene) kann beiläufig bei Lesung der Classiker der bei andern Veranlassungen gemerkt werden, ohne dafs hier ein eberhören nöthig wäre.“ Zur näheren Einsicht in das Verfahren geben

¹⁾ Doch finden wir: „*uterus*, i der Leib (bes. der Mutterleib)“, „*um-licus*, i der Nabel“, „*anus*, i der Hintere“, „*crapula*, ac das Uebelbefin-len nach einem Rausche“ u. s. w.

wir einen vollständigen Auszug aus den Buchstaben *B* und *N*. Unter den 900 für Sexta bestimmten Wörtern sind hier (und ähnlich in allen Buchstaben) durch eine vorgedruckte Hand ausgezeichnet und sollen zu allererst erlernt werden Substantiva und Adjectiva: *barba, bellua, bellum, bestia, bonus, bos, brevis, brutus*, — *navis, niger, nomen, novus, nox, nux*. — An diese sollen sich anreihen „manche im Genus unregelmäßige Substantiva und leichtere Verba“, die, nebst andern hierunter gemischten Wörtern, sämmtlich durch ein vorgesetztes Sternchen ausgezeichnet sind: *beo, bibo, brachium*, — *nam, narro, nascor, ne, necesse, nihil, noceo, non, num, numerus, nunc, nuper*. — Den Beschlus für Sexta sollen dann durch das Zahlzeichen Eins hervorgehobene Wörter machen: *barbarus, biblia*, — *nanciscor, natio, natura, nasus, nego, nepos, nimis, nix, nitor* (Depon.), *no, nosco, nobilis, notus, nubes, nubo, nudus, nummus, nuntius*. — Die für Quinta bestimmten neuen 540 Wörter sind mit einem vorgesetzten Zweier bezeichnet: *baculum, balneum, bellus, bladdus, hic bombyx, boreas, bruma, imbuo*, — *naris (nares), navita, ne* (interr.), *nebula, nebulo, necto, nequam, perniciēs, niteo, notus, nota, agnosco und cognosco, ignosco, denuo, nuptiae, nutrio*. Daneben wird für diese Klasse als Lesebuch das von Ellendt oder Fr. Jacobs empfohlen. — Im dritten Jahre soll neben der Lectüre des Cornel. Nepos das Bisherige wiederholt und die 860 weiteren (mit einem Dreier bezeichneten) Wörter hinzugelernt werden: *bacca, imbecillus, balbus, ballista, balo, bilis, bitumen, blatta, bractea, bucca, bulla, bustum*, — *nae, nates, navigare, nausea, nequidquam, neququam, nempe, nemus, nee, nervus, nex, nidus, ningo, nodus, norma, nothus, nonae, nundinae, noverca, nugae, nuncupo, nuo, nutus, numen, nurus, nucleus*. — Vokabeln, die (mit keinem Zeichen versehen) später und nur beiläufig gelernt werden sollen, sind in *B* und *N* folgende: *bajulo, balaena, balteus, baro, bardus, barrus, basis, basium, batillus, betula, bibliotheca, bibliopola, blaesus, blatero, bolus, bombus, bene, benignus, bubulcus, braccæ, brachiae, brassica, bubo, bufo, bulbus, buris, butyrum, burus, haec byssus*, — *naenia, naevus, nanus, neve, neque, obnoxius, neptis, neco, nidor, renideo, nihilum, nimbus, conniveo, natare, novacula, innubus, pronubus*. Endlich haben wir noch zu bemerken, daß den Verbis stets Perf., Supin. und Inf., den Adjectivis die Endungen für das Femininum und Neutrum, den Substantivis die Genitivendung beigefügt ist. Statt des bei letzteren gewöhnlich nicht angegebenen Genus ist den hienun unregelmäßigen Substantiven (wie bereits obige Beispiele zeigen) ein entsprechendes *hic, haec, hoc* vorgesetzt.

Die „Sammlung lateinischer Wörter in vorherrschend etymologischer Ordnung“ von Dr. M. Meiring (2. Aufl. Bonn 1855.) ist laut Vorrede für die unteren Klassen bis Quarta incl. bestimmt und umfaßt 113 doppelspaltige Druckseiten groß Octav, mit durchschnittlich 40—45 Wörtern auf jeder Seite. „Das alphabetische und etymologische Princip der Anordnung ist in der Weise verbunden, daß manche Derivata behufs der Erlernung zunächst in die alphabetische Reihe gestellt, dann aber zur Belehrung über das etymologische Verhältniß oder auch über die genauere Auffassung unter dem Stammworte mit Zurückverweisung aufgeführt worden sind.“ So findet sich also z. B. selbständig in der alphabetischen Folge des Ganzen aufgeführt: *carmen, certare, coercere, cogitare, concio, conjux* u. s. w., *natio, natura, negligere, nobilis, nomen* u. s. w. „Die Adverbia auf *e* oder *iter*, Substantiva auf *tor*, *io, ita*, Adjectiva auf *osus, bilis*, mit dem negativen *in*, Verba mit Präpositionen, soweit letztere nicht eine mehr oder weniger abweichende Bedeutung angenommen haben, Verba iuchoativa und frequentativa u. s. w. bedürften zur Veranschaulichung nur des einen oder andern Beispiels, nach wel-

ma der Schüler in allen ähnlichen Fällen die Form schon von selbst stehen und bilden wird.“ „Das Genus ist da, wo es sich aus den gemeinsten Regeln ergibt, wie bei männlichen und weiblichen Personen, der Endung *a* der ersten und *um* der zweiten Deklination, gar nicht gegeben.“ Ohne Familienzusammenhang oder außer demselben aufgetrennte Wörter bilden etwa die Hälfte des gesamten Stoffes, wobei mit zehnten Ausnahmen die Pronomina, Präpositionen und Conjunctionen, „entschieden in das Gebiet der Grammatik gehörig“, fehlen. „Die *privata* bilden den Stoff für Quarta“, und sind mittelst eines vorgesetzten Gedankenstrichs in der Reihe eingerückt. Von den in vorderer Reihe findlichen Wörtern sind die mit einem Kreuze versehenen für Sexta: 5 Wörter durchschnittlich auf jeden Tag des Schuljahrs, wenn nach Verf. Wunsch hier im zweiten Vierteljahr mit Memoriren seiner Sammlung begonnen wird), — und die übrigen (je 4 neue per Tag), nebst Wiederholung der früher gelernten, für Quinta bestimmt. „Der Sexta sind nur Wörter von concretem oder doch leicht faßlichem Inhalte zugeeilt worden, und zwar vorzugsweise solche, die einerseits dem grammatischen Standpunkte entsprechen, andererseits zur Satzbildung einen gemessenen Stoff darbieten.“ Beispiele aus dem Buchstaben *G*: *galea, illus, gallina, gener, generosus, gens, genu, genus, gero, glacis, gladius, globus, gloria, gnarus, gradus, gramen, grandis, grando* u. s. w. Beispiele für Quinta aus dem gleichen alphabetischen Umfang des geihlten Buchstabens: *garrio, gaudeo, gaze, gelu, geminus, gemma, mo, gena, germanus, germen, gigno, glans, glebus, glomus, gluten, acilis, granum, gratis, gratulor* u. s. w. „Für Quarta (und Tertia) rd es von Nutzen sein, bei einzelnen an Ableitungen besonders fruchtrren Wörtern diejenigen Derivata, welche (im Alphabet besonders auführt, s. o., und dann später bei ihrem Stamme) mit Zurückweisung os angedeutet sind, nicht in der Weise des Buches bloß angeben, sondern wiederum mit ihren Ableitungen weiter verfolgen zu lassen. Für ie derartige Ueberschauung einer Wortfamilie wird am wirksamsten sorgt werden, wenn die Schüler mitunter zur schriftlichen Darstellung r Verzweigungen eines Wortes angehalten werden, wobei z. B. unter *aco* auch *nobilis* und *nomen* mit ihren Ableitungen vollständig unterordnen wären. Solche Arbeiten werden, wenn sie in andeutenden Vorzeichnungen an der Tafel die nöthige Erleichterung finden, gewiss mit ist und Liebe ausgeführt werden.“ „Die unausgesetzte Verwendung des rlernten zur Satzbildung, sowohl in den schriftlichen Arbeiten als auch a Unterrichte selbst durch mündliche Extemporalien, vollendet die Methode erst eigentlich und verheißt auch über den nächsten Zweck hinaus ir das Lateinische einen reichen Gewinn.“ „Uebrigens versteht es sich n selbst, daß das volle Resultat (auch dieses Theils des lateinischen nterrichts) erst in Tertia und den folgenden Klassen hervortreten kann.“

Döderlein hat bei seinem „Vocabularium für den lateinischen Elementarunterricht“ (4. Aufl. 1855.), laut seinen auf der Altenburger Vermählung hierüber abgegebenen Erklärungen, — „zweierlei Absichten: 1) Material zu geben, 2) das Vokabellernen zu Denkübungen zu benutzen.“ „Das Letztere sei ohne die etymologische Anordnung nicht möglich, welche die Sprachbildung zur Anschauung bringe.“ „Sein Buch lie gleich im Anfange der Hauptklassen gebraucht werden; denn es be gewisse Worte, die wegen eines gewissen instinktartigen Interesses unz früh gelernt werden müßten, wie z. B. *bos, bonus*. Natürlich aber litten nicht gleich ganze Familien gelernt werden. Für das erste Jahr be er daher die gesperrt gedruckten Worte bestimmt; die übrigen seien mn nachzuholen. Er habe sich absichtlich bemüht, dem Schüler die sche nicht leicht zu machen, und aus diesem Grunde die Genitivi und

Perfecta nicht beigelegt. Wenn ein Knabe wisse, daß *ira* der Zorn, *tempus* die Zeit heiße, freue er sich; wenn er aber höre *tempus, temporis*, so habe er noch keine Freude daran; denn das bewahre ihn nur vor einem Fehler; Niemand freue sich aber, der vor einem Fehler bewahrt werde.“¹⁾ „Rücksichtlich des Umfanges endlich sei er davon ausgegangen, kein Wort aufzunehmen, was nicht zu wissen für einen Knaben von 14 Jahren keine Schande wäre.“

Das Döderlein'sche Vokabular enthält auf 101 (mit Register 106) Octavseiten zunächst circa 470 gesperrt gedruckte Wörter (also etwa 4—5 per Druckseite), die laut obiger Erklärung in der untersten Elementar-klasse vom Schüler zu erlernen sind. Darunter befinden sich etwa 40 ganz regelmäßige Zeitwörter, wie *adulari, amare, arare, gubernare, gustare, hortari* u. s. w.; und circa 150 unregelmäßige Zeitwörter, wie *acuere, angere, gradior, haerere, haurire, sapere, scandere, secare, sedere, sentire* u. s. w. Der Rest sind (mit Ausnahme einiger Adverbia) Substantiva und Adjectiva, wie *damnum, dens, deus, dexter, digitus, dives, mater, mare, medius, mel, turpis, uber, umbra, unde, urbs, ura, vallis* u. s. w. — Der Umfang des gesammten zu erlernenden Wörtervorraths ergibt sich, wenn wir (auf's Gerathewohl herausgreifend) auf Seite 7 im Ganzen 69 Wörter vorfinden, 62 auf S. 25, 62 auf S. 34, 60 auf S. 48, 52 auf S. 61, 68 auf S. 75, 53 auf S. 88, 72 auf S. 97. Hier-nach dürfen wir auf das ganze Buch so ziemlich 6000 Vokabeln rechnen. — Im Einzelnen finden wir eine beträchtliche Anzahl von solchen Vokabeln, die wie *absurdus, alapa, alauda, alga* u. s. w., *libum, lien, ligo, limpidus, lira, lituus* u. s. w., *proceres, pronus, pruna, pulex, pul-lus, pulmo, pumen* u. s. w., *vermis, vervex, vibrare, vitricus, vomer* als isolirte Waisen- und Findelkinder unter die großen etymologisch geordneten Familien eingereiht sind; wir zählten solcher Vokabeln bei 360. An Wörtern, denen nur je ein Derivatum beigegeben ist, fanden wir ge-

¹⁾ Das ist irrig und könnte in dieser Fassung nur dann gelten, wenn die Schule sich damit begnügt, zu verlangen, daß von dem Knaben bei dem betreffenden lateinischen Worte die richtige deutsche Bedeutung angegeben werde. Sobald aber in der Klasse die gelernten Wörter — was sich hoffentlich von selbst versteht — sofort zu Deklinations- und Conjugationsübungen, sowie zu Satzbildungen verwandt werden, ist der Knabe sehr wesentlich dabei be-theiligt, auch die Genitive u. s. w. zu wissen, und hat gewiß seine Freude an der Anwendung auch dieser Kenntniß. Uebrigens ist Döderlein in der 4. Auflage „auf vielfachen Wunsch achtbarer Schulmänner“ selbst wieder von diesem Grundsatz abgegangen, diesem „jedoch in so weit treu bleibend“, daß er nun „mit Beschränkung auf die unentbehrlichsten“ (d. h. die ganz von den allgemeinen Regeln abweichenden) den Nominibus ihre Deklination sammt Genus, den Verbis ihre Conjugation beieibt. Dem Begriff des Unentbehrlichsten zieht hierbei jedoch Döderlein sehr enge Schranken, indem er z. B. Verba, welche wie *liquere, furere, meture, mederi, nitere, olere, putere, rubere, ruere, splendere, tueri, tumere, censere* u. s. w. durch den Druck schon für das erste Schuljahr bestimmt sind, oder von späteren Derivata wie *accido, concido* u. s. w., *edere, reddere, abdere* u. s. w., *afficere, conficere* u. s. w. lediglich mit der von uns citirten Präsens- resp. Infinitivbildung angegeben hat, ohne hier die Abweichungen vom Stammzeit-wort, dort die Unvollständigkeit resp. Unregelmäßigkeit im Perfectum und Supinum weiter zu bemerken. Oder sollen hierüber auch allgemeine Regeln vorausgeschickt werden? Wir fürchten, daß dies bei den formalen Uebun-gen wie beim Satzbilden für Lehrer und Schüler gleichmäßig heilbringend sich erweisen wird.

gen 265; an solchen mit nur je 2 oder 3 Derivatis an 310. Verba, die den Stamm zu größeren Wortfamilien bilden, sind über 160 aufgeführt; Substantiva und Adjectiva von ähnlich hervorragender Bedeutung circa 126. Das sind, denken wir, ungefähr die Punkte, welche (zusammengehalten mit den obigen Erläuterungen von Döderlein selbst) zur Beurtheilung der Brauchbarkeit des Büchleins im lateinischen Elementarunterricht der geübte Schulmann wird ins Auge fassen müssen.

Werfen wir nun einen Rückblick auf diese kleinen, behufs des selbstständigen Vokabelnlernens zusammengestellten Lexika, so scheint uns deren Werth und praktische Brauchbarkeit genau in demselben Maasse zu wachsen, als sie ihr Grundprincip alphabetisch-lexikalischer Anordnung zurücktreten lassen vor der zu dem angedeuteten Zwecke so wirksamen Zusammenstellung nach Wortfamilien. Wer mit uns darüber einverstanden ist, daß ein guter lateinischer Elementarunterricht von vorn herein parallel mit Erlernung der Grammatik entsprechende Uebungen in einem methodisch-geordneten Elementarlesebuch mit allem Nachdruck betreiben muß, und daß so der Schüler gleichzeitig an Grammatik wie an Lesebuch am naturgemähesten sich die erste und nöthigste Wörterkenntniß erwirbt: der muß mit uns zunächst Vokabularien wie die von Wiggert, der zum überwiegendsten Theile, und von Meiring, der zur Hälfte etwa seinen Vokabelnvorraht aus der Zahl der (wirklichen oder scheinbaren) Primitiva wählte, für einen entschiedenen und bedauerlichen Rückschritt in der Methode des lateinischen Elementarunterrichts halten. Denn das Erlernen solcher Primitiven-Lexika ist schon an und für sich bei der stofflichen Interesslosigkeit ihrer Zusammenstellung gerade für den besseren Schüler eine widerwärtige Last, und Meiring hat ein ganz richtiges Gefühl davon, wenn er (Vorrede zur ersten Auflage) meint, es könnten (in Bezug auf sein Vokabular) „manche Anstalten ein Auswendiglernen abgerissener Wörter (wie er solche ausschließlich noch für die ganze Sexta und Quinta, s. o., bestimmt hat) für unzulässig oder unnöthig halten.“ Wunderlich freilich ist dann sein Rath, an solchen Anstalten „von Quarta, vielleicht schon von Quinta an, etwa bis Eintritt in Secunda“, die Schüler alle in ihrer häuslichen Präparation vorkommenden Wörter auch in seiner Sammlung u. s. w., „behufs leichterer Repetitionen oder auch zur späteren Controle des bereits Gelernten und noch zu Lernenden vorn mit Bleistift anstreichen zu lassen.“ Das Widerwärtige solchen bloß alphabetischen Vokabelnlernens dürfte wohl auch dem Anfänger nicht dadurch erleichtert werden, wenn ihm bereits im ersten Jahrescurse bei Wiggert die zu erlernenden Vokabeln mit einem Gewirr von Händen, Sternen und Einern entgegneten, das schon durch den bloßen Anblick Kopfweh zu erregen geeignet ist. Abgesehen hiervon ist aber unser Hauptbedenken gegen solche Primitivenbücher, daß sie einerseits einen verfrühten und unverständenen Wörternvorrath dem Gedächtnisse zuführen, und andererseits den Gebrauch guter Elementarlesebücher wo nicht gänzlich unmöglich machen, doch unverhältnißmäßig erschweren, da der geeignete Theil ihres Primitivenvorraths in letzteren Büchern nach ganz verschiedener Reihenfolge zur Verwendung resp. Erlernung kommt, und so der Schüler mit beständiger Collision seiner beiden Lehrbücher denselben Lehrstoff in doppelter Arbeit und Methode zu bewältigen hat. Das bleibt ein bedeutender Mißstand selbst bei dem weit besseren Döderlein'schen Vokabular, das nur zum geringeren Theil Primitiva nach bloß alphabetischer Einreihung enthält. Denn welchen Werth haben auch bei ihm für den Anfänger schon Wörter wie *alnus*, *amita*, *atrium*, *aura*, *baleus*, *bilis*, *bubo*, *bufo*, *bustum* u. s. w., wie *jecur* (wir greifen auf Gerathewohl kleinere Reihenfolgen nach ihrer alphabetischen Ordnung heraus), *jubar*, *jugis*, *juncus*, *juniperus*, *laena*, *lagena*, *lamina*,

lanx, loricum u. s. w., *naevus, nanus, nurus, olla, orcus, oscitare* u. s. w., *saliva, sanies, satelles, scirpus, scopulus, sentina, stertere, sura* u. s. w. ? Sollte wirklich ganze Reihen unter diesen „nicht zu wissen für einen Knaben von 14 Jahren eine Schande“ sein? Und werden andertheils unter den von Döderlein für den ersten Jahreskurs bestimmten Wörtern z. B. fast alle regelmässigen Verba, Substantiva und Adjectiva nicht auch weit zweckmässiger erstmalig in der Grammatik und am lebendigen Satze des Lesebuchs erlernt werden? Endlich dürfte man (hoffentlich ohne sich den Vorwurf übertriebener Prüderie zuzuziehen) das Kennenlernen von Wortfamilien und Wörtern wie *castus* (mit *castitas* und *incestus*), *puber* (mit *pubertas, impubis, pubescere*), *gravidus*, schwanger, und vielleicht auch alle Wörter wie *ebrius* (mit *inebriare*), *temulentus, foetere, paedor* mit *paediculus* (st. *pedic.*), *scaber* (*scabies*, die Krätze, *scabiosus*), *spurcus, stertere, obsoenus* und *obsoenitas* (unter *coenum*, Koth), *pulex* aus einem Lehrbuch für Elementarunterricht doch wohl lieber auf das Vorkommen bei späterer Lectüre verwiesen wünschen.

Was nun die etymologische Seite der fraglichen Vokabularien betrifft, so können wir uns mit Meiring's Verfahren am wenigsten einverstanden erklären. Durch zwei Classen (Sexta und Quinta) hindurch haben nach seinem Buche die Schüler ohne alle Rücksicht auf Etymologie lediglich Primitiven zu memoriren, denn „die Derivata bilden den Stoff für Quarta“, und „in Quarta und Tertia bildet eine Uebersicht der Ableitungen die Hauptaufgabe.“ Das Letztere ist theils zu spät, theils ist das vom Verfasser gewünschte Verfahren dabei — „schriftliche Darstellung der Verzweigungen eines Wortes“ und vollständige Zusammenfassung und Ueberschauung einer (nach der unglücklichen Anordnung des Buches, vgl. unsere obige Darstellung, oft ganz im Alphabet zersplitterten) Wortfamilie zu zeitraubend und deshalb nicht durchgreifend ausführbar. — Wiggert hingegen hatte bei seinem Primitivenbuch überhaupt nicht die Absicht, in etymologischer Zusammenstellung irgend etwas in einem gewissen Umfange Genügendes zu bieten. Das beweisen (außer unserem obigen vollständigen Auszug aus den Buchstaben B und N) wohl genügend folgende beliebig aus der alphabetischen Reihe gegriffene Beispiele, wornach an Derivatis angegeben ist: zu *cado*: *caducus, cadaver, decido, occido*; — zu *caedo*: *caedes, caestus, decido*; — zu *jaceo*: die Composita — *jac* —; zu *jacio* (mit *obex*): die Composita *jicio, ject, jectum, jicere*; — zu *pendeo*: *pendeo*; — zu *pendo*: *pensum, appendix, compendium*; — bei *scribo, sculpo, sepelio, struo, studeo, stupeo, suadeo* gar kein Derivat; — bei *venio*: *invenio*; — bei *veho*: *vectigal*; — bei *vivo*: *vita* und *victus* u. s. w. Ausserdem geht der Verf. in dem löblichen Grundsatz (Vorrede S. IV), möglichst jede unnöthige Veränderung zu vermeiden, doch wohl zu weit, wenn er offenbar abgeleitete Wörter (zum Theil solche, „deren Ursprung er erst später richtiger erkannte“) doch noch als Primitiva an ihrer alten alphabetischen Stelle lässt. Wir heben aus den Buchstaben R und S hierzu als Belege aus: *rabies, rastrum, redimio, regio, religio, rostrum, rufus, rupes, russus, rutilus, saltus, scala, scheda, seges, sella, semen, sera, sermo, sica, sido, spuma, sublimis, subtilis, sumo*. Und wenn Wiggert (S. XIV seiner Vorrede) ausdrücklich erklärt: „Da nun aber, selbst wenn einer alle in diesem Handbüchlein enthaltenen Wörter auswendig gelernt hätte, er immer nur noch einen kleinen Theil der lateinischen Wörter kennen würde, indem es bei weitem mehr Derivata als Primitiva gibt, so schien es mir wesentlich nöthig, die Hauptlehren von der Wortbildung im Anhang zu behandeln“, — dass können wir diesem Selbstbekenntniss gegenüber uns begnügen, schliesslich von dem Ausspruche Director Eckstein's auf der Altenburger Versammlung Act zu nehmen. Die Worte sind: „Er habe das Wiggert'sche

Vokabular seit 20 Jahren in den zwei untersten Classen gebraucht, aber habe nicht viel Nutzen gebracht, obwohl eine erste, zweite, dritte (ja erste und fünfte) Stufe unterschieden seien. Der Grund davon sei, weil wir vernachlässigt, was Döderlein gethan habe.“

Worin besteht nun dieser Vorzug des Döderlein'schen Verfahrens? darin, daß er den Hauptnachdruck auf Zusammenstellung der Wortfamilien legte, und daß er hierbei theils durch zweckmäßige Gruppierung, theils durch rechtzeitiges Verschweigen der deutschen Bedeutung anregend und weckend auf die sich entwickelnde Urtheilskraft des Knaben einzuwirken suchte. Im etymologischen Theil ruht also der Vorzug dieses Vokabulars vor denen von Meiring und Wiggert, und fern sei es von dem jüngeren Manne, an der Arbeit des Meisters in diesem Fache wissenschaftlicher Hinsicht hier mäkeln zu wollen. Anders ist es in pädagogischer Hinsicht, wo wir nicht anstehen, mit dem Rückhalt mehr als neunjähriger eigener Erfahrungen in den Elementarklassen unsere praktischen Bedenken freimüthig darzulegen. Dieselben lassen sich kurz zusammenfassen. Für den ersten Jahreskurs hat Döderlein einen ganz bestimmten kleineren Wörterrath (s. o.) zum Lernen vorgezeichnet. Sollen diese Vocabeln (abgesehen davon, daß wir sie zum größeren Theil lieber in Grammatik und Lesebuch erlernt wünschten) vom Lehrer sofort um Decliniren, Conjugiren und Sätze bilden verwendet werden können, so muß bei jedem irgend abweichenden Zeitworte das vorhandene oder fehlende Perfectum und Supinum, bei jedem Substantivum der Genitivus ebst Genus, bei jedem Adjectivum die Endung für jedes Genus ausdrücklich bemerkt werden. Ohr, Auge und Gedächtniß des Anfängers müssen ganz striete an diese Dinge als unerläßliche gewöhnt sein, und erst dann mag es nach Jahresfrist möglich erscheinen, das als ganz regelmäßig nicht zu Ergänzende wegzulassen und „dem Lernenden die eigene Erinnerung an die allelementarsten Regeln seiner Grammatik nicht zu ersetzen.“ Und auch dann noch haben wir für das zweite und dritte Schuljahr wegen der oben bei *accido, edo, afficio* u. s. w. vorkommenden Auslassungen von Perfectum und Supinum (wenigstens bei dem ersten weils zu erlernenden Derivatum fänden wir die Angabe ratsam) in Rücksicht auf die jeweilige schwächere Schülerhälfte großes Bedenken. Man scheint uns bei Döderlein viele Wortfamilien (wenigstens bei der Bestimmung des Buches für 9—14jährige Knaben) allzu reichlich eingeführt; und in dieser Ausführlichkeit sehen wir den Hauptgrund, warum dieses Buch seinen eigentlichen Zweck nicht zu rechter Zeit und auch nicht im rechten Umfange erreichen wird. Wir meinen so. Zugegeben, daß es einem tüchtigen Lehrer im zweiten Jahre gelingt, zu dem riesigen Wörterrath des ersten Jahres von seinen Schülern noch weitere bis zu 1200 Wörter (12 auf jeder Seite des Büchleins) nicht bloss memoriren, sondern auch gründlich repetiren, formal durchüben und im Sitze verwenden zu lassen —: dann gerade ist der Hauptnutzen eines solchen Etymologicums wenigstens für die beiden Elementarclassen gar nicht erreicht. Denn dann sind in diesem günstigen Falle dem Schüler auf jeder Seite circa 9 Stammwörter mit etwa 8 Derivatis bekannt, und erst das dritte und vierte Schuljahr kann bei fortgesetztem Gebrauch des Vokabulars (das, wie wir wissen, auf jeder Seite im Durchschnitt zwischen 50 und 80 Wörter enthält) den eigentlichen Nutzen etymologischen Verständnisses (das wir, besonders in Rücksicht auf die in der dritten Klasse eintretende Lectüre des Cornel. Nepos und die Stilübungen, schon am Ende des 2. Jahres gern in einem gewissen Umfang gesichert sehen) erreichen. Und da in der That Döderlein sein Vokabular zum Gebrauch in wenigstens 4 Classen bestimmt hat, so sollte dies „Vocabularium für den lateinischen Elementarunterricht“ darnach wohl auch seinen

Titel modificiren. Wir wenigstens wüßten nicht, warum die Lectüre des Julius Cäsar noch als lateinischer Elementarunterricht bezeichnet werden sollte.

Es verbleiben uns zur Besprechung nach den bisherigen, wesentlich pädagogischen Gesichtspunkten noch solche Vokabularien, die ihren Stoff ausschließlicly nach etymologischem Principe geordnet haben.

Prof. Gottfried Herold's „*Vade Mecum für Latein Lernende*“ (2. Aufl. Nürnberg 1855.) macht schon durch die schöne Form seiner äußeren Erscheinung den wohlthuendsten Eindruck. Auf 169 Seiten klein Octav sondern sich die in alphabetischer Folge zusammengestellten Wortfamilien derart, daß die in fettem Druck erscheinenden Stämme eine klare und übersichtliche Begrenzung der einzelnen Familien unter sich gewähren, während die Derivata (in unter sich gleichförmigem Drucke) je nach dem Grade der Verwandtschaft in zweiter und dritter Reihe unter ihrem Stamme eingerückt sind. So erscheint z. B. unter dem groß gedruckten Stamme *Pango* in zweiter Reihe *paciscor* und *pax*, indeß unter *paciscor* sich *pactio* und *pactum*, unter *pax* dagegen *pacare*, *pacatus*, *pacificus*, *pacificare* (ari) und *pacificator* in dritter Reihe ordnen. Da und dort sind den einzelnen Wörtern passende Redensarten beigegeben, dem obigen Stamme z. B. *pangere clavum*, *fines*; *nullo pacto*, *nescio quo pacto*; *pacem facere*, *componere*, *pangere*; *pacem conciliare*, und zwar in der Regel mit beigefügter Uebersetzung. Im Ganzen enthält das Büchlein bei 558 Stämme, sowohl Verba, als auch Substantiva und Adjectiva. Wir geben beispielsweise sämtliche Stämme aus *E*, *O* und *V*: *ebrius*, *edo*, *egeo*, *emo*, *eo*, *errare*, *esse*, — *obliviscor*, *obscurus*, *odi*, *odor*, *oleo* (1. u. 2.), *onus*, *opinari*, *ops*, *optare*, *opus*, *orare*, *orbis*, *ordior*, *ordo*, *orior*, *ornare*, *os*, *otium*, — *vacare*, *vado*, *valeo*, *vannus*, *varius*, *vastus*, *veho*, *vello*, *venari*, *venerari*, *venio*, *vereor*, *verto*, *verus*, *vesper*, *vestigium*, *vestis*, *vetus*, *via*, *vicis*, *vicus*, *video*, *vigeo*, *vincio*, *vincio*, *vinum*, *vir*, *vireo*, *vis*, *vitare*, *vitium*, *vivo*, *vocare*, *volare*, *volo*, *volro*, *vomo*, *vorare*, *roveo*, *vulgus* und *vulnus*. Die einzelne Seite gibt durchschnittlich 25 Wörter, so daß der Stoff des ganzen Buches sich auf mindestens 4200 Wörter belaufen wird. Die Bezeichnung des Genus (Vorr. S. V) ist überall unterlassen, wo dieses durch die allgemeinen Regeln fest bestimmt ist. Wo Derivata als selbständige Stämme aufgeführt erscheinen, geschah es „zur Vereinfachung und Erleichterung der Gedächtnisarbeit.“ Zum Auswendiglernen der Vokabeln sollen „hauptsächlich die Ferien“ (cf. I. I.) benutzt werden, ein Vorschlag, gegen den wir manches Bedenken hätten. Ein anderes und, wir gestehen es, das Hauptbedenken gegen die treffliche Herold'sche Arbeit finden wir an der großen Reichhaltigkeit und dem Umfang derselben. Nach dem Vorwort zur zweiten Auflage hat der Verf. es für nothwendig gefunden, das Büchlein, „damit der beabsichtigte Zweck desto sicherer erreicht und die Vorbereitung für die Lectüre noch mehr erleichtert würde, auch durch Aufnahme neuer Artikel zu vermehren“, wobei er hofft: „so allmählig einen kleinen — man verzeihe den stolzen Ausdruck — *thesaurus latinitalis* daraus erwachsen zu sehen.“ Das Schuljahr zu 40 Wochen gerechnet, kann wohl schon jetzt der Stoff des Büchleins erst in 3 Jahren von dem Anfänger bewältigt sein. Wir glauben aber für unser Theil (ob mit allgemeiner Billigung, ist eine andere Frage) den Werth solcher Vokabularien fast ganz nach dem Resultat des bereits im zweijährigen Elementarcurse Erreichten und fest Begründeten beurtheilen zu müssen. Im Uebrigen hat das vortreffliche *Vade Mecum* gewiß eine bedeutende Zukunft an unseren Gymnasien zu hoffen, und wünschen wir demselben alles Glück auch zu dem Theil seines Zieles: „das endlose Nachschlagen im Wörterbuche, was auch in sittlicher Beziehung gerechte Bedenken

und die herkömmliche Einrichtung des Präparationswesens zu be-
das hauptsächlich dazu beiträgt, Vielen das Erlernen der herr-
ömersprache zu verleiden.“

liesem Punkte angelangt, sei es dem Unterzeichneten vergönnt,
gen Worten auf seine eigenen Bestrebungen in Sachen der latei-
Vokabularien zurückzukommen und sich hierbei gelegentlich mit
iten Recensenten seiner (1854 bei Groos in Karlsruhe erschiene-
menta Latinitatis in den Jahn'schen Jahrbüchern (Maiheft 1855,
220), Herrn Dr. Herm. Schmidt in Wittenberg, in Etwas aus-
zu setzen, nachdem er bereits dem ersten, Herrn Dr. C. Nauck
bruarheft, S. 80—85), im Aprilheft dieser Zeitschrift 1855 (S. 358
das Nöthige entgegnet.

haben oben als ersten Grundsatz aufrecht erhalten: der lateini-
mentarunterricht läßt die nöthige Wörterkenntniß in erster Reihe
zugsweise an dem vom betreffenden Lesebuch gebotenen Ueber-
stoffe erwerben. Hieran festhaltend waren aber auch wir im Laufe
pädagogischen Thätigkeit zu der in Altenburg Herrn Wiese ge-
von keiner Seite bestrittenen Erfahrung gekommen: daß diese
Lectüre erworbene Vokabelkenntniß nirgend ausreicht. So bot
in auch dem Unterzeichneten für Entwerfung eines besonderen
lars der doppelte Weg: entweder einfach den Wörterstoff des an
anstalt eingeführten Elementarlesebuchs nach gleichem grammati-
esp. realen) Principe zu ergänzen und zu vervollständigen, oder
reng etymologische Anordnung dem Knaben zugleich ein höheres
lniß der Sprache und ihrer Bildungen zu eröffnen. Denn der
ggert, Döderlein u. A. betretene Weg einer gemischten, theils
ikalisch-alphabetischen, theils etymologischen Anordnung des Vo-
offes erschien mir von vorn herein als unvereinbar mit dem für
erster Linie maafgebenden gleichförmigen Fortschreiten in Gram-
nd Lesebuch. Einmal hinsichtlich des einzuschlagenden Weges
sen, war ich alsbald auch darüber mit mir einig, daß mein Ver-
nerseits jedes für meinen Zweck ungeeignete Etymologisiren,
e für Elementarklassen unnatürliche Reflexion über die Sprachbil-
anzuschließen habe, und daß andererseits der praktische Schul-
it Recht die sofortige Verwendbarkeit des dargebotenen neuen
s fordern dürfe. Ausserdem rieth mir die pädagogische Erfah-
s Vokabular dem Schüler erst im zweiten Vierteljahre des bo-
en Elementarunterrichts in die Hand zu geben, nachdem er in
stik und Lesebuch die regelmäfsige Deklination und die regelmä-
onjugation (wenigstens des Generis activi) schon hinter sich, also
auch einen tüchtigen Stamm von Wörterkenntniß nach gramma-
und realer Anordnung erworben habe. Und da ich auch im fer-
ang des Elementarunterrichts mit Grammatik und Lesebuch (als
wiegend berechtigten Lehrmitteln) jeden Conflict möglichst zu
en, auch zu deren Pensum keine neue, den Knaben drückende
inzufügen wünschte: so mußte ich schon unter diesen Rück-
für mein Vokabular nothgedrungen eine sichtende Auswahl unter
hen Stoff Römischer Wortfamilien treffen. Das liefs aber auch
ke weitere pädagogische Erwägung als das ratheamste erscheinen.
örterlernen aus etymologischen Vokabularien ist nur dann von
em Nutzen zur Förderung des Gesamtfortschrittes der Schüler,
im Anschluß an die stufenweise Entwicklung des Knaben das
gische Verständniß der betreffenden Sprache zunächst auf mäfsige
beschränkt, von denen ausgehend dann dem Blick die Aussicht
er größere sich anschließende Kreise eröffnet werden muß. Noch
1, ob mein hierauf beruhendes Verfahren die Billigung der Kun-
r. f. d. Gymnasialwesen. X. 5.

digen erringen werde, entwarf ich deshalb meine Elementa (als erste, vorbereitende Lehrstufe) zunächst nur für die beiden Elementarklassen. Innerhalb dieser Grenzen aber suchte ich bei aller nothwendigen Beschränkung ein möglichst abgerundetes und (was mir besonders werthvoll schien) dem betreffenden Alter leicht überschaubares Ganzes zu erhalten, das die Lust zur Bewältigung zu wecken, und bewältigt die Freude eines vollen Besitzes zu gewähren vermöchte. Denn eine nun bereits mehr als neunjährige Erfahrung lehrt mich auch auf diesem Gebiete maßvolles Anpassen von Arbeitsstoff zu Arbeitskraft und Arbeitszweck, und nicht zum Wenigsten gilt auch dem Pädagogen die Mahnung des Dichters:

„In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!“

Nun wird Herrn Dr. Schmidt klar sein, warum ich von vorn herein Substantiva und Adjectiva wie die von ihm vermischten *abies, aedes, aeger, aequus, aër, aes, ager, ala, alauda, albus, amnis, animus, annus* nebst ihren Derivatis, und warum ich eben so „viele der gebräuchlichsten regelmäßigen Verba, als: *amo, aro, audio, clamo, debeo* (führe ich unter *habeo*), *doleo, egeo* (s. Elem. Latin. XI.), *erro, festino, gubernio, gusto, hortor, laudo* und viele andere“ von meinem Vokabular ausgeschlossen habe. Der Vorgang von Döderlein, namentlich aber von Herold, lag nahe genug, und lockte auf den ersten Anschein namentlich durch die Aussicht auf größere Vollständigkeit, also scheinbar auch vermehrte Brauchbarkeit. Aber ganz in Anerkennung der Vorzüge des auch von Herrn Schmidt (l. I. Seite 212) befürworteten anfänglichen Wörterlernens nach grammatischem (resp. realem) Principe, fand ich, daß jene Stämme und Wörter zum kleineren Theile bereits in den Schulgrammatiken für den Anfänger (man vergleiche z. B. die von Feldbausch, 5te Aufl. 1855, oder die von Kühner), zum größeren Theil aber in den betreffenden Elementarlesebüchern (wir nennen beispielsweise nur die von Jacobs und Döring, Brüder und Feldbausch) weit naturgemäßer von dem Elementarschüler erstmalig kennen gelernt werden. Für den dritten Jahreskurs des Lateinlernens verlangt natürlich das etymologisch geordnete Vokabelnernen eine Vervollständigung, die auch von mir (vgl. das Vorwort), und zwar in Rücksicht auf Kärcher's Etymologicum und dessen zu erwartende verbesserte Auflage, in Aussicht genommen war. Kärcher's unvermutheter und allbedauerter Hintritt hat mir leider diese Aussicht benommen. Hierdurch bin ich nun wohl genöthigt, meine Arbeit (die ohnedies von der Kärcher'schen in Anlage und Methode gänzlich abwich) in sich selber theils etwas mehr zu vervollständigen, theils ihr (für den 3. Jahreskurs) die jetzt für das erste und zweite Schuljahr noch absichtlich weggelassenen etymologischen Wortstämme anhangsweise beizugeben. Denn die Anlage des Büchleins für die beiden Elementarklassen müßte (da ich gerade hier durch die Methode auf den Beifall erfahrener Schulmänner rechne) unter allen Umständen intact bleiben: der für den dritten Jahreskurs bestimmte Anhang mit dem Rest der Wortfamilien hätte dagegen, dem betreffenden Jugendalter entsprechend, eine Modifikation in Anordnung und Methode zu erleiden, die hier weiter zu besprechen nicht der Ort ist. — Kehren wir zu unserer obigen *argumentatio* (resp. *refutatio*) zurück.

Das elementare Vokabelnernen nimmt also seinen naturgemäßen Ausgang von Grammatik und Lesebuch. Sobald aber hier die Deklination und regelmäßige Conjugation sammt entsprechendem Vokabelnorrath den Elementarschüler zum vollkommen festen, gesicherten Besitz geworden sind, drängt sich nach unserer Erfahrung dem Lehrer das Bedürfnis auf, nun ebenso die unregelmäßige Conjugation — mit Ausschluss der sogenannten anomalen oder unregelmäßigen im engeren Sinne — bereits in

ulfrage eine größere Zeit lang zum Mittelpunkte der formalen seiner Klasse zu machen, bevor er (und wir legen auf dieses vollen Accent) im Lesebuch — wo er einstweilen die Uebungsz Regelmäßigen theils vollendet, theils wiederholt — den schwierigen Uebergang zu Uebersetzungen macht, die eine jener unregelmäßigen Zeitwörter voraussetzen. An diesem üpfe ich nun stofflich meine *Elementa Latinitatis* an, indem er Zeit (dem zweiten Vierteljahre des Unterrichts) aus den onen meines etymologischen Vokabulars täglich je 4 (selten 5) wörter mit meist unregelmäßiger Bildung in Perfectum und unen und von der Klasse in jeder Weise durchconjugiren lasse. lerunter, dem späteren Verständniß der etymologischen Ableebe, einzelne ungebräuchliche Stämme, wie z. B. *lacio*, aufgebe, nehmen meine Schüler nicht so übel, wie Herr Schmidt. reuen sich, so hie und da ein Wort mitzulernen, dessen Conid Einübung *pro loco* ihnen der Lehrer als ungebräuchlich erversahrend erreiche ich nun den doppelten Zweck, daß in 61 meine Knaben auch in dieser Art von Conjugiren (und die rentarklasse darf nie ihre täglichen, bald kürzeren bald länger Uebungen im Dekliniren und Conjugiren aussetzen) vollkomwerden und sich damit gleichzeitig die 240 Wurzelwörter ihres fest eingeprägt haben.

ten Vierteljahr begnüge ich mich dann damit, zu diesen Wurtern durchschnittlich oben so viele Derivata, und zwar fast nur und Adjectiva (aber ohne alle etymologisirende Reflexion), zu lassen, welchen neuen Stoff ich bei den stets fortgesetzten auch im Dekliniren reichlich zu verwerthen Gelegenheit mit und mit einer gründlichen Repetition alles bisher Gelehrten ich nach dieser Richtung den ersten Jahreskurs, dessen Releser Hinsicht sind: die Schüler haben neben dem in GramLesebuch erlernten Vokabelnvorraath aus dem Vokabular beir sich angeeignet, die für das kommende höhere Verständniß bildungen als Wurzelwörter eine werthvolle Grundlage bilden: lassen Sprachstoff mit Vermeidung jeder unpädagogischen Redoch mit der natürlichen Freude am Finden und Wissen des gehörigen (wie z. B. *fluo, flumen, fluvius — fulgeo, fulmen, - jubeo, jussum — licet, licentia — medeor, medicus, medi- li, odium — tango, tactus — tueor, tutus — veho, vehiculum* . s. w.) sich erworben: und endlich haben sie (was zuletzt jehnen diesen Erwerb als unentbehrlich erscheinen ließe) eben ff zu den mannigfaltigsten täglichen Uebungen im Dekliniren giren — und auch, wo der Lehrer das Talent dazu hat, zum ner Sätze — verwenden lernen. Durch solches Verfahren glaube noch dem Vorwurf ausgewichen zu sein, den man z. B. dem n'sehen Vokabular nicht mit Unrecht gemacht hat: daß es für Schuljahr nichts als ein des inneren Zusammenhangs entbehwendiglernen von einzelnen aus der alphabetischen Folge heren Wörtern vorzeichnet, deren Nutzen als ein Fundament von tem Schüler erst im Laufe des zweiten (resp. dritten) Jahres n beginnt. Fast komisch ist es nun freilich, wenn man eine itig erwogene und behutsame Einführung in das Gebiet des then Sprachverständnisses von einem auf pädagogischem Rosse zucht einbortrabenden Recensenten als „willkürlichen Abfall

st 51, wie Herr Schmidt irthümlich berichtet.

vom (etymologischen) Princip“ (— weil nicht gleich im ersten Jahr ganze Wortfamilien gelernt werden!) gerügt, und es als „großen Uebelstand“ getadelt hört, daß so „der Knabe Vokabeln lernen muß, die nach gar keinem Princip (— ist das Nichtsehen, oder Nichtsehen-Wollen?) geordnet sind!“ Und wenn gerade die pädagogische Rücksicht auf sofortige Verwendbarkeit des betreffenden Stoffes und nicht zu frühe Weckung der Reflexion und aller auf Regeln zurückführenden Abstraction als erste Bedingung verlangt, daß für den noch mit dem Stofflichen genug in Anspruch genommenen Elementarschüler jedes Substantivum des Vokabulars mit Genitivus und Genus, jedes Verbum mit Perfectum und Supinum genau bezeichnet sei, und wenn dann Döderlein in der 4. Auflage seines Büchleins, sich diesem Bedürfnisse fügend, in dieser Beziehung eine sehr willkommene, aber noch nicht ganz genügende Verbesserung hat eintreten lassen: so findet hierin Herr Schmidt eine „momentane Verkenntnis der eigentlichen Bestimmung eines solchen Vokabulars!“ Freilich dünkt dem Herrn Recensenten Döderlein's Buch auch nur „vorzugsweise zum Gebrauch für die mittleren Klassen geeignet“, womit dieser bei der ausgesprochenen Absicht seines „Vocabulars für den lateinischen Elementarunterricht“ schwerlich einverstanden sein dürfte.

Gehen wir einen Schritt weiter. Unsere lateinischen Elementarlesebücher enthalten für den zweiten Jahreskurs gewöhnlich eine Auswahl von Gesprächen, Anekdoten und Fabeln, endlich geeignete kleinere Abschnitte aus den Gebieten der Geographie, Naturgeschichte, Mythologie und Geschichte. Dabei geben sie mit Recht hier nicht mehr bei den einzelnen Paragraphen die einschlägigen, noch bisher nicht vorgekommenen Wörter an, sondern verlangen nun das Präpariren aus einem angehängten kleineren Wörterbuche. Im engen Anschluß an diese hier nothwendig eintretende Aenderung der Methode (resp. mit Berechnung der nun zu wünschenden allmählig größeren Selbständigkeit des Schülers) habe ich den Stoff meiner *Elementa Latinitatis* für das zweite Schuljahr geordnet. Zu den bereits gelernten Verbalwurzeln und ersten Derivatis sollen nun im ersten Quartal des neuen Schuljahrs (und zwar wiederum ohne alles ungeeignete Etymologisiren) aus je einer der 61 Lectionen durchschnittlich 6—8 neue Derivata täglich (Substantiva, Adjectiva und Verba) hinzugelernt werden. Hierbei ist zur Weckung und Schärfung der jetzt in Anspruch zu nehmenden Urtheilskraft darauf Bedacht genommen, theils das Auffinden der aus der Wurzel ungezwungen und gewisser Maßen von selbst hervorspringenden deutschen Bedeutung (sonst ist sie auch hier noch beständig beigegeben), theils die *compositio verborum* und die Bildung der dem Stamme ganz analogen Perfecta und Supina (im andern Falle ist das maßgebende erste Derivatum stets vollständig ausgeführt) dem Knaben nun bereits selbst zu überlassen. So lernt dieser also z. B. im ersten Quartal des zweiten Jahres zu den obigen *veho*, *vehiculum*, *via* jetzt sein: *vectigal*, der Zoll; *a* — *ad* — *circum* — *con* — *e* — *in* — *pro* — *re* — *sub* — *trans* (*tra*) — *veho*, und zwar alle diese Composita ohne alle Angabe von Tempusbildung oder Bedeutung, wobei selbstverständlich die vorherige Besprechung und Erklärung in der Klasse das rechte Maas treffen muß. Ein letztes Lernen der 61 Lectionen (vorbehaltlich einer abermaligen gründlichen Repetition nunmehr des Ganzen) gibt wiederum je 6—10 ähnlich behandelte weitere Derivata und schließt so das Ganze in sehr mäßige und keine absolute Vollständigkeit selbst innerhalb der gewählten Familien beanspruchende, aber hoffentlich um so mehr dem betreffenden Knabenalter adäquate Grenzen ein. Als letzte Erläuterung hierzu möge noch das erste Stammwort der ersten und das letzte der letzten Lection dienen. Zu *acuo* und *voveo* lernt der Schüler noch im ersten Schuljahre: *acutus*, *acus*, *votum*; — im ersten Quartal

zweiten Jahres: *acer, devotus*; — zuletzt: *acies, devotio*. Durch diese häufige und concentrische Erweiterung der Wortfamilien, bei stetem Wiederausgehen des Lernens von der betreffenden Wurzel, hoffte ich, dem Mentarschüler neben der Solidität des Lernens zugleich eine gewisse Ruhe und Befriedigung zu bewahren, die mir z. B. selbst bei dem so flüchtigen Herold'schen Büchlein nicht ganz möglich schien, weil hier von Anfänger selbst bis ins dritte Jahr stets neben dem Gelernten noch eine bedeutende Menge des Unbekannten und durch das Gefühl der Fremdheit Abschreckenden vorliegt. Denn auch bei Herold können (ebenso wie bei Döderlein) wegen der Menge der Wortfamilien bis zu Ende des zweiten Schuljahres zu den einzelnen Wurzeln nur sehr wenige Details hinzugelehrt sein. Aber neben Erhaltung der geistigen Frische des Schülers scheint es mir von ganz entscheidender Bedeutung, daß derselbe in beginnenden dritten Jahrescurse (also zur Lectüre des Cornelius Nepos und zur Handhabung der Stilbücher, wie z. B. des Süpfle'schen) über die Kenntnisse nur der allerwichtigsten Wortfamilien, aber diese in einem gewissen befriedigenden Umfange, mit sich bringt. Unrichtiger jedoch sind in jeder Beziehung namentlich alle von Substantivis und Adjectivis abgeleitete Familien, da hier bereits dem Anfänger die *revivatio* (falls diese nöthig erscheint) durch die kürzeste Notiz des Lehrers bei den in den Elementarklassen vorkommenden Fällen meist so-ich klar wird. Für diese Unterscheidung spricht nun auch ganz westens meine persönliche, mit meinem Büchlein bereits gemachte Erfahrung. Indem ich nach diesem mit meinen Schülern den wichtigeren Theil jedes Etymologicums speciell übe, und das Verständnis jenes unrichtigeren für die zwei untersten Klassen lediglich dem Vorkommen in der Grammatik und Lesebuch sowie kurzen mündlichen Bemerkungen überlasse: sehe ich, daß meine Schüler bereits im zweiten Jahre der Last, ein Lexikon (wie Dietsch sich ausdrückt) zu wälzen, zu einem guten Theil entheben sind. Hierin finde ich dann eine Erleichterung des Elementarunterrichts, die ich (mich auf eine Mißdeutung meines weitläufigen Recensenten in den Jahn'schen Jahrbüchern beziehend) natürlich als Ersatz der für den reiferen Schüler nöthigen lexikalischen Vorbereitung betrachtet wissen will.

Diese Erleichterung läßt sich nun nicht besser, als durch ein praktisches Beispiel zeigen. An Badischen Gelehrtenschulen ¹⁾ ist das lateinische Elementarbuch von Jacobs und Döring (neu bearbeitet von Wassen) nicht eingeführt. Wählen wir aus dessen erstem Bändchen 4. Auflage) auf gut Glück Seite 72 die No. 58, 59 und 60.

58. *Spartanus quidam quum videretur, quod claudus in pugnam erat: at mihi, inquit, pugnare, non fugere est propositum.*

59. *Spartanus quidam in magistratus petitione ab aemulis victus, maximae sibi laetitiae esse dixit, quod patria sua se meliores cives haberet.*

60. *Quum homo quidam, qui diu in uno pede stare didicerat, Lacedaemonio cuidam dixisset, se non arbitrari, Lacedaemoniorum quemvis tamdiu idem facere posse, ille respondit: at anseres te diutius.*

Hier haben die Schüler, ehe sie nach dem Gange des Lesebuchs zu dem Abschnitt gelangen konnten, jedenfalls bereits im zweiten Viertel des untersten Jahresurses nach der Anordnung meiner Elementa

¹⁾ Ich verzichte absichtlich darauf, denselben Beweis an bei uns heimischen Lehrbüchern, z. B. dem Feldbausch'schen Elementarbuch oder einer Nummer aus dem ersten Theil von Süpfle's Stilübungen, zu führen.

memorirt und als formalen Stoff üben lernen: *videretur, irat, fugere, ponere* (zu *propositum est*); — *victus, dixit, haberet*; — *stare, didicerat; facere, respondit* (im 3. Vierteljahr). — Greifen wir ebenso aus dem zweiten Theil (9. Auflage) genannten Lehrbuchs die No. 30 auf Seite 65 heraus (nach Justin. XII, 6):

His ita gestis solemniter die amicos in convivium vocat. Ubi orta inter ebrios rerum a Philippo gestarum mentione, ipse se patri praeferre coepit, assentante majore convivarum parte. Itaque quum unus e senibus, Clitus, fiducia amicitiae regiae, memoriam Philippi tueretur laudaretque ejus res gestas, Alexander adeo ira exarsit, ut, telo a satellite raptο, Clitum in convivio trucidaret. Post, irae aestu subsidente, in poenitentiam versus, mori voluit. Mansit haec moriendi voluntas etiam insequentibus diebus, donec exercitus universi precibus exoratus est, precantia, ne ita unius morte doleat, ut universos perdat; neque milites in ultimam deductos barbariam inter infestas gentes destituat. Revocato igitur ad bellum animo, Chorasmos et Dakas in deditionem accepit.

Hier wird der Schüler nach dem ersten (resp. zweiten) Vierteljahre des zweiten Jahresurses sich aus der Kenntniß seines Vocabulars bereits ohne Lexikon und Präparation erklären und in der Klasse formal geübt haben: *gestis, convivium* (2. Vierteljahr), *orta, memini* (mit *mens, mentior* u. s. w.) zu *mentione, praeferre, convivarum* (2. Vierteljahr), *memoriam, fiducia, tueretur, ardeo* zu *exarsit, raptο, sedeo* (*sido* und *consido* im 2. Vierteljahr) zu *subsidente, poenitentiam, verus, mori, voluit, mansit, voluntas, sequor* mit *persequor* zu *insequentibus, exercitus, mortem, perdat* (2. Vierteljahr), *deductos, statuo* (mit *constituo* und *instituo*) zu *destituat, dedo* zu *deditionem* und endlich *accepit*. Nun noch hinzugefügt, daß von den übrigen Wörtern der Schüler wohl bereits auch schon ein gutes Theil durch das von der bisherigen Lectüre bedingte Memoriren kennt: wird ein solcher Schüler nicht weit größere Fortschritte im Uebersetzen, beziehungsweise im Verständniß der lateinischen Sprache überhaupt machen, und wird ihm nicht namentlich durch dies stets wachsende etymologische Verständniß proportional die Lust und Freudigkeit im Angreifen der Stoffe des Lesebuchs und späterhin der Autoren weit stärker sich mehren, als dies ohne solch unausgesetztes, aber mäßiges, stoffliches zugleich und etymologisch geordnetes Memoriren an Lesebuch und Vocabular je möglich erscheint?

So viel Herrn Dr. Schmidt gegenüber über das Princip und die Einrichtung meines Vocabulars für den lateinischen Elementarunterricht im Allgemeinen. Was die in mein Büchlein aufgenommenen synonymischen Winke betrifft, so habe ich darüber im Vorwort gesagt: „Eben so mag in der zweituntersten Klasse auf die synonymischen Andeutungen nur dann eingegangen werden, wenn der betreffende Cötus dies pädagogisch rathsam erscheinen läßt. Jedenfalls ist das Alter bis zum fünfzehnten Jahre die Zeit, wo dem Knaben eine stufenweise sich eröffnende Einsicht in die synonymischen Sprachunterschiede schon an und für sich wahrhafte Erkenntnißfreude zu bereiten vermag; später wendet sich seine Vorliebe mehr den Sachen und dem stofflich Interessanten zu, oft mit ganz ungehöriger Abneigung gegen alles mehr rein Formale.“ Von dem ersten Jahresurse habe ich solche gelegentliche Bemerkungen also gänzlich ausgeschlossen. Denn hier lernt der Knabe unmittelbar und ohne Zuthun des Lehrers bereits an seinen Verbalstämmen eine ganze Fülle synonymischer Unterscheidungen an *bibo, poto; edo, pascο; cado, caedo; credo (puto); cupio, volo; curro, eo* u. s. w. lediglich „durch die (möglichst) den strengsten Ansprüchen der Kyriologie genügende Ueber-

Soweit gehe ich also mit dem hierin als „taetvoller und praezeichneten Döderlein — vergl. dessen gesperrt gedruckte: t dem späteren *diligere*); *amnis* (mit dem späteren *flumen*); it dem späteren *specus*, *spelunca*); *tacere* (mit dem späteren *tere*, *labi*, *ruere*; *ferre*, *gerere*, *vehere* (nebst dem späteren *reare*, *gignere*; *credere*, *putare*; *hortari*, *monere*; *fulgere*, *mi- lere* u. s. w. — während des ersten Jahres auf ganz gleichen Venn ich dann auf dieser ohne Reflexion gewonnenen Grund- weite Schuljahr — und zwar in Klammer, und nicht zum Mo- zusammenstelle: *cupere* mit *velle*; *dicere* mit *loqui* u. s. w., ll, das „der betreffende Cötus dies pädagogisch rathsam er- ist“ —: dient das nach Herrn Schmidt dazu, „den Knaben n“ und „an ein mechanisches Nachsprechen zu gewöhnen“? ich natürlich himmelweit von der Anmaassung entfernt, als diesen synonymischen Andeutungen zum Gebrauch des zwei- hres gleich überall das rechte Maass und den rechten Ausdruck und eine etwaige zweite Ausgabe wird hierin Manches zu be- . Wenn aber Herr Schmidt im Ganzen sich dagegen erklärt, Grundlegung in den Elementarklassen aufwärts bis zum etwa njahre dem Knaben eine stufenweise (ich habe den Ausdruck rt gesperrt drucken lassen) sich eröffnende Einsicht in die ben Sprachunterschiede zu gewähren, und wenn er vielmehr „spätere Alter“¹⁾ als dasjenige bezeichnet, „für welches die von Interesse und Nutzen ist“ —: so sind hierüber ein Häuf- senkenner und unsere aus ihren Schulerinnerungen erzählen- ten etwas anderer Meinung. Die wissen (wenn ihnen „die freude“ solch erlesener Philologenweisheit fein ausschliesslich deren Klassen“ vorbehalten blieb) mit einem Gemisch von Zorn von dem Lehrer zu erzählen, dem die Lectüre von Horaz t, von Sophocles und den Griechischen Rednern, von den Ni- rd von Göthe stets willkommene Gelegenheit bot, sich in Ex- die Feinheiten aus Formenlehre und Syntax, in Blumenlesem stärtlein von Etymologie und Synonymik *con amore* zu er- nd darüber Aesthetik und Literargeschichte, Archäologie und t, Geist und Gemüth des Jünglingsalters gründlich zu ignori- dann ist man entrüstet darüber, wenn der von grauer Theorie künftige Jurist oder Mediciner seine Erinnerungen aus Gym- l klassischem Alterthum möglichst bald zu vergeassen sucht wa in der humoristischen Figur des Dr. Beissole rächt, der Fortschritt zur syntaktischen, lexikalischen und synonymi- lyse von Senecas Tod bei Tacitus!) sich und seinen auf die Reissens gesendeten Zögling nun bereits auf die Höhe des bischen“ Standpunktes zu stellen weifs! Man verzeihe uns bruch des Unwillens bei der Erinnerung, das auch uns einst ilologie den Uebergang vom Gymnasium zur Universität ver- r wo auch fernerhin das für Gymnasien wünschenswerthe rein e Wissen in den oberen statt, wenigstens zum gröfseren Theil, ren und mittleren Klassen geboten wird; wo in den obersten Erziehung künftiger Philologen statt von zu allem Edlen und

er nach Obigem auch noch zum guten Theil die Etymologica

rich wissen wir wohl, das auch in der Hinsicht selbst bei der zweien Vorbildung von unten herauf noch in der obersten Klasse s zu ergänzen bleibt.

Guten erweckten ganzen Menschen das Hauptaugenmerk der Professoren bildet: an solchen Orten scheint uns die Zukunft der Gelehrtenschulen wesentlich gefährdet, und wir bekennen gerade heraus, daß wir unsererseits im vollen Bewußtsein hieüber den Versuch mit unseren *Elementa Latinitatis* dazu bestimmten, dem genannten Uebelstand, von der untersten Gymnasialklasse beginnend, *pro virili parte* steuern zu helfen.

Wenn Herr Schmidt, „als praktischer Schulmann“, es tadelt, daß ich unter den beigegebenen Bedeutungen der lateinischen Vokabeln stets die Grundbedeutung vorangestellt habe — was auch Döderlein zwar für wissenschaftlicher, aber bei dem gegebenen Zweck nicht zweckmäßig halte —, so will ich darüber nicht mit ihm rechten. Ich bin, wie ich oben zu bemerken die Ehre hatte, im lateinischen Elementarunterricht bereits auch seit langer Zeit „praktischer Schulmann“, und habe meine *Elementa* nicht bloß drucken lassen, sondern auch bereits in zwei Elementarklassen von 70 Schülern (vgl. das Carlsruher Lyceumsprogramm) in Gebrauch. Die Anfänger sind aber durch jenes Verfahren weder „beirrt“, noch „zu falschen Anwendungen verleitet“ worden. Wenn Herr Schmidt dann verschiedene Besserungen im Einzelnen anbringt (denn für solche Belehrung weiß ich mich eben so empfänglich als dankbar) und an der Hand von Döderlein mir *accendo* als anzünden und *incendo* als entzünden (während ich an- und entzünden bei beiden Zeitwörtern übersetzte) bessert: so kenne ich wohl den begrifflichen Umfang der Präpositionen *ad* und *in*, aber das deutsche ent- ist keineswegs synonym mit dem lateinischen *in*, was die Vergleichung von: entadeln, entäußern, entbinden, entblößen, entdecken, enterben, entfallen, enthalten u. s. w. mit *illicio* (*allicio*), *illudo*, *illumino*, *imbuo*, *immineo*, *immisceo*, *immuto* u. s. w. beweist. Der Unterschied des Römischen *accendere lucernas* (Phaedr. 3, 20.) und *incendere cupas* (Bell. Civ. II, 11.) liegt wo ganz anders; *accendere* gilt (wie unser anzünden in engerer Bedeutung) gewiß ursprünglich nur bei Stoffen, die von vorn herein zum Brennen bestimmt sind; *incendere* bezeichnet das Hineintragen des Brandes in Stoffe, bei denen jene Voraussetzung noch keineswegs gültig ist. Wenn er so ferner *aufugere* durch davon- und *effugere* durch entfliehen bessert, so ist er hier dem deutschen ent- und dem lateinischen *excidere*, *exheredare* u. s. w. schon besser auf der Spur. Indem ich endlich die Verbesserung bei *niti*: sich anstrengen (bei mir: 1) sich stützen; 2) sich anspannen, anstrengen) ablehne, acceptire ich recht gern die bei *fungor*, *fervere* und *cadere victimam* Angegebene.

Der letzte Punkt in Herrn Schmidt's Kritik betrifft die meinem Büchlein beigegebene Phraseologie. Er ist hiergegen zunächst principiell, und wie er ein etymologisches Vocabularium ohne beigegebene Phraseologie erst in den mittleren Gymnasialklassen gebraucht wissen will, so will er für untere und mittlere Klassen („von Sexta bis Tertia hinauf“) auch „eine eigene Zusammenstellung der Phraseologie in eigenen Büchern nach eigenen Kategorien“, und so, daß sogar in den obersten Klassen „die Zusammenstellung der Redensarten nach Kategorien von den Schülern selbst noch fortzusetzen ist.“ Hierüber die Discussion aufzunehmen, habe ich an gegenwärtigem Orte keine Veranlassung. Wenn Herr Schmidt dann aber mit einem gewissen Mitleid bei meinen Elem. „die Hinzufügung einer Phraseologie zu entschuldigen und sogar nothwendig“ findet, weil „die gegebenen Vokabeln einetheils nicht Hand in Hand mit der Grammatik und einem grammatischen Lesebuch gehen, und anderntheils in ihren ersten Pensen zu sehr in der Luft hängen und zu sehr jeder Beziehung auf einen gemeinsamen und Licht auf sie werfenden Mittelpunkt entbehren“ —: so ist, denke ich, solchen grundlosen Vorwürfe durch unsere obige Darstellung ein für alle Mal gedient. Ich füge (ge

er der betreffenden unrichtigen Erwähnung des Herrn Schmidt, O. S. 218) hier nur noch hinzu, daß die in den *Elem. Lat.* gegebene Phraseologie nicht vom Schüler auswendig gelernt wird — welche Vorwürfe macht er diesem supponirten Verfahren an citirter Stelle! —, sondern laut Vorwort „vom Lehrer je nach dem Stand der Sache und der zugemessenen Stundenzahl zur Erfrischung der Schüler geschehenem Memoriren um- und zubildend *cum grano salis* benutzt oder auch gänzlich ignorirt werden mag.“ Es ist doch eine gute Sache um den Reimklang von Klarheit und Wahrheit! — Hingegen bedauere ich recht gern, in den Ausstellungen des Herrn Reconsenten am Ende der Phraseologie manchen richtigen Wink gefunden zu haben — zugegen auf Auswahl von theilweise mehr das Knabenalter ansprechenden Beispielen, resp. Entfernung anderer zum Theil zu unverständlicher durch ihren Inhalt nicht geeigneter. Eine zweite Auflage soll wenn in dieser Hinsicht sogar den Beifall des Herrn Schmidt sich verdienen wissen.

Lehren wir nach diesem langen Excurs mit wenigen Worten noch zu dem Onomasticon zurück. Dasselbe beruht, bei zwei Drittheilen seines Stoffes, — den Abschnitten vom Substantiv und vom Adjectiv — dem Princip der Anordnung nach realen Kategorien. Solche Vokabeln glaubten wir nach dem Resultat unserer obigen Untersuchung Grundlage beim Unterricht nicht annehmen zu können, während wir anstehen würden, ihren Gebrauch dem Privatfleiß vorgeschrittener Schüler ernstlich zu empfehlen. Die Zusammenstellung nach den 3 Idiomen bei den Abschnitten vom Pronomen und Numeralen, von den Adverben, Präpositionen und Conjunctionen kann nicht unerwünscht für reifere Schüler sein, an die man schon die Forderung stellen darf, erlesene Abschnitte aus dem Griechischen ins Lateinische zu übertragen. Wollte man den Abschnitt über das Verbum als Klassenpensum memoriren lassen, so fände das den Mißstand, daß hier die griechischen Verba sich nicht den in den angegebenen Gruppen zusammengestellten lateinischen Verben müßten, und so namentlich bei ihnen (wie übrigens im mittleren Grade bei jedem anderen Abschnitt des Büchleins) das Memoriren als ein volles Verständniß des betreffenden Abschnittes der griechischen Formenlehre voraussetzt. Nur auf der Basis einer gut eingetragenen Formenlehre wenigstens ließen sich, nach der ausdrücklichen Absicht des Verfassers, dann die gelernten Wörter zur „lebendigen Conversation“ verwenden, eine Sache, deren Möglichkeit wir überhaupt sehr bezweifeln könnten. Und durch eben diese nothwendige Basis einer schon vorhan- denen gründlichen Formenkenntniß fiel auch hier wieder der Schulgebrauch des Onomasticon in Gymnasialklassen, wo selbständiges Vokabellernen (abgesehen von der Masse des gebotenen Stoffes und der verhältnißmäßig geringen dem Griechischen eingeräumten Unterrichtszeit) überhaupt nicht mehr zweckmäßig scheint. Noch aus einem andern Grunde können wir das Onomasticon nur zum Privatgebrauch der Schüler in den obersten Klassen empfehlen. Nur eine mäßige Zahl von Vokabeln kann bei einer Nebeneinanderstellung des Griechischen, Lateinischen und Deutschen als identischer Ausdruck ein und desselben Begriffes gel-

Abgesehen daher von einer Reihe wirklich irriger Zusammenstellungen des Onomasticon, passen natürlich unter den gewählten Ausdrücken große Zahl nur in sehr bedingter Weise zusammen und gewähren an der Hand bereits vorhandener etymologischer und synonymischer Kenntniß der 3 Sprachen wirkliche Einsicht und Belehrung. Hiergeben (nach beiden Richtungen unserer geäußerten Bedenken) schon wenigen, oben von uns herausgegriffenen Beispiele, z. B. \

φρόνιμος
στάσις
θόρυβος
ἐμβύω

prudens
tumultus
seditio
farcio

King
Aufruhr
Auflauf
stopfen, füllen. u. s. w.

durch ihre theils falsche, theils nur bedingt zulässige Zusammenstellung vollgültige Belege. Das ist eine gefährliche Blöthe gegenüber Recensenten, die wie Percy Heißsporn ihre 6—7 Dutzend Schotten (Schulbücher, wollten wir sagen) zum Frühstück todt schlagen, sich dann die Hände waschen und ihren respectiven Käthchen klagen: „Pfui, über dies stille Leben! Ich muß zu thun haben!“ Doch das Onomasticon hat nicht das Unglück, mit dem Verfasser eines lateinischen Elementarbuches zu collidiren? Da ist noch einige Hoffnung. Aber die Verfasser griechischer Elementarbücher! — Schlimm, sehr schlimm!

Carlsruhe.

Adolf Hauser.

IX.

Die erste Gelehrtschule Reformirten Glaubensbekenntnisses in Deutschland oder Geschichte des Pädagogiums zu Heidelberg unter dem Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz in den Jahren 1565—1577. Nach handschriftlichen, bis jetzt noch nicht benutzten Quellen bearbeitet und nebst den wichtigsten Urkunden herausgegeben von Johann Friedrich Hautz, Großherzoglich Badischem Hofrath, Professor und d. Z. Director des Lyceums zu Heidelberg. Heidelberg, J. C. B. Mohr'sche Akademische Verlagshandl. 1855. VIII u. 65 S. gr. 8.

Eine tüchtige universalhistorische Darstellung kann nur aus allseitiger, quellengemäßer Bearbeitung der Specialgeschichte hervorgehen, und die letztere ist die Frucht gründlicher historischer Monographien. Dieses ist nicht nur bei allgemeinen Uebersichten der politischen, sondern auch der literarischen Geschichte und jeder Art von allgemeiner historischer Darstellung der Fall. Monographien, welche aus neuen, bis jetzt ganz unbekannten handschriftlichen Quellen entstanden sind, wie die vorliegende, verdienen daher gewiß den Dank jedes Freundes wahrer Wissenschaftlichkeit.

Der rühmlichst bekannte, gelehrte Herr Verf. gibt uns in dieser Schrift die Geschichte der Anstalt, welcher er selbst als Director und Lehrer angehört. Das Lyceum in Heidelberg war bis 1622 Pädagogium, hieß von da an Gymnasium, wurde unter dem Großherzoge von Baden, Carl Friedrich, mit dem 1705 von den Jesuiten gegründeten dortigen katholischen Gymnasium am 21. November 1808 vereinigt und unter dessen Sohne, dem Großherzog Leopold, am 21. December 1837 zum Lyceum erhoben. Die Anstalt wurde von Friedrich II., Kurfürsten der Pfalz, 1546 gegründet und von Kurfürst Friedrich III. 1560 und 1565 neu ins Leben gerufen und reich dotirt. Die Schicksale dieser Schule von ihrer ersten Gründung unter Friedrich II. bis auf die Regeneration der-

ßen unter Friedrich III. hat der Herr Verf. schon früher in einer wichtigen Schrift aus ungedruckten Quellen unter dem Titel: *Lycæi Heidelbergensis origines et progressus, Heidelberg. 1846* dargestellt. An die in der gelehrten Welt mit Recht allgemein beifällig aufgenommene Schrift reiht sich die vorliegende als Fortsetzung an, da sie da beginnt, wo die frühere aufgehört hat, und nun die weitere geschichtliche Entwicklung der Heidelberger Gelehrtschule unter Friedrich III. (1565–1577) behandelt. Weil aber Friedrich III., als er die pfälzische Kurfürde erhielt, alle lutherischen Lehrer an der Universität und am Pädagogium und ebenso alle lutherischen Geistlichen in seinem Lande entfernte und ihre Stellen mit Reformirten, die er aus andern Staaten aufnahm, besetzte, so wurde die von ihm neu gegründete Anstalt, die er gleich auch neu dotirte, zur reformirten Gelehrtschule umgewandelt, und so steht die vorliegende Schrift nicht nur als Fortsetzung einer früheren, sondern nach der ihr von dem Herrn Verf. gegebenen Aufschrift als eine für sich bestehende, gelehrte Forschung da, indem sie uns ein Bild der äußern Einrichtung und Verfassung, des innern Lebens, der Verhältnisse und Lehrer der ersten deutschen Gelehrtschule reformirten Glaubensbekenntnisses und aller derjenigen Lehrer und Anstalten, welche mit derselben in eine nähere Berührung traten, gibt. Dieses Bild ist kein bloß in bloß allgemeinen Umrissen bewegendes, sondern ein in die kleinsten, bisher ganz unbekannten Details eingehendes, wahrhaft lebenvolles, hellengetreues, neues und interessantes Bild einer gelehrten Anstalt in der für die Literär- und Culturgeschichte Deutschlands so überaus wichtigen Reformationszeit.

Die handschriftlichen Quellen des Herrn Verf., von denen er uns in der Einleitung S. IV–VIII Rechenschaft gibt, sind die Acten der Artistenfacultät zu Heidelberg, wie in jener Zeit die philosophische Facultät genannt wurde, die Annalen der Universität Heidelberg, die in lateinischer Sprache abgefaßt, und die Protokolle des Churfürstlichen reformirten Kirchenrathes in deutscher Sprache, welche aus jener Zeit in keinem Archive und in keiner Bibliothek mehr vorfindet sind, sondern von ihm mühsam größtentheils in den Händen der Privaten zusammengebracht werden mußten. So wurden bedeutende Kunden den Stürmen der Zeit entrissen und zu wichtigen historischen Darstellungen benutzt. Denn wie die vorliegende Untersuchung, so entstanden auch frühere wichtige Forschungen des Herrn Verf., wie die *Heidelbergensis origines* und die Schrift über Jacobus Micellus, aus diesen handschriftlichen Schätzen. Vieles wurde zu diesen Zwecken aus dem Großherzoglich Badischen Generallandesarchive in Karlsruhe, aus der Königlich-Bayerischen Hof- und Staatsbibliothek und dem Reichsarchive zu München benutzt. Außerdem sind aus vielen, höchst seltenen Druckschriften vereinzelte biographische Notizen größtentheils zum ersten Male zu einem Gesamtbilde des Lebens der Lehrer am Heidelberger Gymnasium in der Reformationszeit zusammengetragen.

Unter Friedrich III. waren, so lange die Anstalt eine reformirte Schule war, drei Rectoren: Oliverius, auch Holoferius Bock (1565–1571), Christoph Schilling (1571–1575) und Johannes Piscator (1575–1577). Nach diesen drei Directoren der Anstalt hat der genannte Herr Verf. sehr zweckmäßig die Geschichte der Schule in drei Abschnitte getheilt: 1) unter Bock's Rectorat (S. 3–17), 2) unter Schilling's Rectorat (S. 17–37), 3) unter Piscator's Rectorat (S. 37–50).

Die Aufsichtsbehörden der Anstalt waren die Universität und der Kirchenrath. Dieses gab Veranlassung zu Streitigkeiten zwischen beiden und schädete der gesunden und freien Entwicklung der Schule. Interessante

Belege weisen es nach. Für den Literaturhistoriker wichtig sind die genauen Untersuchungen über die Persönlichkeiten des „Lehrercollegiums“ unter Bock (S. 8 ff.). S. 14 folgt die Darstellung „der innern Zustände des Pädagogiums und der neuen Lehrverfassung“ unter demselben Rector.

Wie die Zweitheilung der Oberbehörden, so war auch die Zweitheilung des Rectorats in der Person eines Rectors und Correctors der geordneten Entwicklung der Schule nachtheilig. Zwistigkeiten zwischen der Universität und dem Kirchenrathe, dem Rector und dem Corrector lähmten die Kraft der Anstalt. Dazu kam der nicht minder störende Lehrerwechsel. Auch die Universitätsabgeordneten, die man Inspectoren nannte, zwei an der Zahl, die jährlich gewählt wurden, konnten bei dem steten Wechsel der Aufsicht habenden Person nicht gehörig einwirken. Diese nachtheiligen Umstände dauerten auch unter Schilling (S. 17 ff.) fort. Unter ihn fallen die sogenannten arianischen Streitigkeiten in der Pfalz, veranlaßt durch den einzelne Lehrer ergreifenden Socinianismus. Selbst ein denselben verdächtiger Lehrer, Martin Seidel, war an der Anstalt. Er wurde schon von Bock dem Kirchenrathe als solcher denunciirt, ungeachtet er ausdrücklich versicherte, seinem Irrthume entsagt zu haben. Die Professoren der Theologie, welche Seidel's Rechtgläubigkeit prüfen sollten, nahmen sich seiner an, so daß er auch noch unter Schilling, im Ganzen vier Jahre, an der Schule bleiben konnte. Der Wablepruch des reformirten Friedrich's III. war: „Herr, nach deinem Willen.“ In seinem Religionseifer hielt er die Verfolgung der Socinianer in der Pfalz für ein Gott gefälliges Werk. So wurden mehrere des Socinianismus verdächtige Geistliche abgesetzt und gefänglich eingezogen. Ja sogar ein Autodafé fehlte der reformirten Kirche nicht. Johann Sylvan, Superintendent von Ladenburg, wurde wegen einer socinianischen Schrift am 23. December 1572 auf dem Marktplatze zu Heidelberg enthauptet. In den Annalen der Universität (tom. X, fol. 169, a. b.) wird der Grund also bezeichnet: *Quorum ille (Sylvanus) ante triennium propter scriptum in filium dei et totam trinitatem contumeliosum et blasphemum etc (Heidelbergae) publice in foro capite mulctatus fuerat.* Der Fanatismus der Reformirten blieb hinter dem von diesen so häufig getadelten Fanatismus der römischen Katholiken nicht zurück. Man konnte es unter solchen Umständen dem seit 1571 angestellten Martin Seidel nicht verargen, daß er am 6. April 1573 unter dem Vorwande einer Reise nach Straßburg sich von Heidelberg entfernte, wo man es für verdienstlich hielt, Lutherische von ihren Stellen zu entfernen und Socinianer hinzurichten. Der Streit der beiden Aufsichtsbehörden hinsichtlich ihrer Inspection hatte zur Folge, daß zuletzt die Universität sich aller und jeder Theilnahme an einer Aufsicht über die Anstalt entschlug (S. 31 ff.). Gewiss war dieser Umstand derselben nicht vortheilhaft, weil nun die einzige Oberaufsichtsbehörde der reformirte Kirchenrath war, und daher der specifisch confessionelle Typus der Schule noch schroffer hervortrat. Die Theilnahme der Universität an dem Lyceum hört seit 1575 auf. Man sieht aus den Erlassen Kurfürst Friedrich's III., der in der Pfälzergeschichte wegen seines religiösen Eifers den Beinamen des Frommen erhielt, daß dieser die Anstalt lieber in den Händen eines geistlichen Rathes, als einer bloß wissenschaftlichen Anstalt sah. So mußten also auch die Erlasse desselben den Bruch zwischen beiden Behörden verstärken, und waren zum wahren Gedeihen des Pädagogiums zu wirken nicht im Stande. Unter Piscator hatte die Schule einen konstanteren, besseren Charakter. Ihre reformirte Färbung dauerte nicht lange. Friedrich III. starb am 26. October 1576. Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig VI., mit dem Beinamen des Mildthätigen, war ein eben so eifriger Lutheraner, als sein Vater Reformirter gewesen war. Was

ater gegen die Lutheraner gethan hatte, that nun der Sohn gegen die Reformirten. Diese wurden von ihren Lehrstellen und geistlichen Aemtern entfernt und dieselben Lutheranern, die man aus andern Orten herbeirief, übergeben. Die Alumnus des Sapienzcollegiums mußten sogar ihren Calvinismus abschwören, wenn sie ein Stipendium erhalten wollten. Von 70 Zöglingen brachte man nur 5 dazu. Die Universität sollte 1580 die Concordienformel unterschreiben. Nur ein Theil, der Mediciner Ludwig Graff, that es. Die Professoren zogen die Zensur oder freiwillige Entfernung dem Glaubens- und Gewissensgebot vor. Der Bruder des neuen Kurfürsten, Ludwigs VI., Pfalzgraf Johann Casimir, blieb der reformirten Lehre treu. Er ging in das kleine Erbe zugefallene Ländchen, Kaiserslautern nebst Neustadt an der Haardt, wo er das *Collegium Casimirianum*, eine Art reformirte Hochschule, errichtete. Die von Ludwig verfolgten Reformirten fanden hier so lange eine Zuflucht, bis dieser 1583 starb und damit das lutherische Zwischenspiel, das auf kurze Zeit das reformirte Pädagogium in lutherisches verwandelt hatte, ein Ende nahm. Denn Johann Casimir, damals noch Administrator der Pfalz für den noch unmündigen Kurerben, stellte die frühere reformirte Lehre in demselben Ansehen, das sie unter Friedrich III. gehabt hatte, wieder her.

Zehn urkundliche Beilagen sind der Geschichte beigegeben. Sie hängen alle mit ihr zusammen, und dienen ihr, großentheils ungedruckt oder seltenen Druckschriften mitgetheilt, als anziehende und in das Wesen der Schulgeschichte dringende Belege. Ein alphabetisches Register erstreckt das Auffinden der mannigfaltigen, wichtigen, in der vorliegenden Sammlung enthaltenen Gegenstände.

Die sämmtlichen bisher erschienenen literärgeschichtlichen Monographien des Herrn Verf. entstanden als Vorarbeiten einer Geschichte der Universität Heidelberg. Möge dieses für die Literär- und Culturgeschichte Deutschlands so wichtige Werk, zu welchem die reichhaltigen handschriftlichen Materialien in einer Reihe von Jahren von ihm mit rastlosem Eifer gesammelt wurden, recht bald zur Freude aller Freunde der Wissenschaft erscheinen!

Heidelberg.

v. Reichlin-Meldegg.

X.

Die Gymnasialreform, besonders mit Bezug auf die Vereinfachung des Gymnasialunterrichts, von Dr. E. E. Hudemann. Berlin, Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin. 1855. 8.

Der Verfasser vorstehender interessanten Schrift, dem die darin gründlich behandelte Frage wahre Herzenssache geworden ist, spricht sich in der ersten Hälfte derselben über Erziehung aus und weist erfahrungsgemäß und mannichfaltig genug die Mängel nach, welche theils mehr, als weniger offenkundig sich überall fühlbar machen und besonders in unserer Zeit von jedem Pädagogen mit tiefem Schmerz und innigem Bedauern wahrgenommen werden, und an denen die häusliche Erziehung im Allgemeinen leidet. Dieser Theil der Hudemann'schen Schrift verdient von allen einigermaßen gebildeten Eltern gelesen und wohl beher-

zigt zu werden; der Schulmann aber drückt, den Blick nach oben gerichtet und Kraft und Beistand zu seiner schweren Erziehungsaufgabe von Dem erbittend, von dem allein aller Segen kommt, dem Verf. dankbar die Hand für das in so treuen Zügen entworfene Bild bläulicher Erziehung von heut zu Tage. Abhülfe solcher Mängel und Gebrechen soll nun die Schule gewähren, aber die Schule kann diese nur Hand in Hand mit dem elterlichen Hause, und da, wo es den Eltern an vernünftiger Einsicht und an Tact im Erziehungsfache gebricht, kann die Schule nur nachbessernd einhelfen, unmöglich aber den faulen Fleck allein gründlich heilen. Für die vom Verf., Behufs pädagogischer Hülfe von Seiten der Lehrer, erteilten Winke fühlt sich Ref. dem geehrten Collegen gleichfalls zu Dank verpflichtet.

Im zweiten Theile der Schrift handelt Hudemann von der Verein-fachung des Gymnasialunterrichts. Wer des Verf.'s Abhandlung in dieser Zeitschr. VIII, 7. S. 563 ff. kennt, darf in der so eben erschienenen Schrift desselben weitere Ausführung jener schätzenswerthen Bestrebungen und Leistungen voraussetzen. — Hudemann legt ein aus 6 Classen bestehendes Gymnasium zu Grunde, schließt aber an dasselbe noch eine ihm vorausgehende und zugleich mit ihm eng verbundene Vorschule an. Wohl dem Lande, dessen Gymnasien so umfangreicher Einrichtung sich zu erfreuen haben! — was leider an vielen Orten nicht der Fall ist, wo Gymnasien im Ganzen mit 4 bis 5 Classen auskommen müssen, ohne Vorschule. So beschränkte Anstalten müssen ihre Schüler aus der Bürger- und Volksschule aufnehmen. — Was Ref. gegen Hudemann's Vorschläge und Pläne einzuwenden hat, soll in aller Kürze erwähnt werden. S. 25 werden der Sexta wenigstens 10 Stunden in der deutschen Sprache zugewiesen. Ref. ist der Ansicht, daß die Beschränkung „wenigstens“ in „höchstens“ abzuändern sei, um als berechtigt zu erscheinen. Selbst wenn die deutschen Stunden ganz im Sinne Hudemann's verwendet werden, genügen 9 bis 10 Stunden vollkommen. Mit dem Princip aber, daß in den unteren Classen nur Einer Leiter und Führer sei, ist Ref. gern einverstanden: er, der Eine, sei Lehrer und Erzieher zugleich. — Die Quinta wird S. 28 wieder mit 8 Stunden Deutsch bedacht, obgleich in dieser Classe das Pensum schon in 6 bis 7 Stunden bewältigt werden kann. — Der Quarta überweist Hudemann 6 Stunden Französisch, wo möglich 8 Stunden, indem er mit den 3 unteren Classen das Untergymnasium als abgeschlossen betrachtet. Gegen das frühzeitige Beginnen einer neueren Sprache, deren Aussprache schwierig ist, mit 6 Stunden ist nichts einzuwenden, nur kann Ref. darin keinen Vortheil erblicken, den französischen Unterricht früher als den lateinischen zu beginnen. Der Tochter geht naturgemäß die Mutter voran, und Knaben, welche die Schule in Quarta verlassen, ist ein im Lateinischen gemachter Anfang nicht minder nützlich als im Französischen. Ref. sieht sich daher im Interesse altclassischer Bildung bewogen, und diese muß stets als die Hauptsache im Auge behalten werden, den Unterricht im Latein mit 5 Stunden in Quarta zu beginnen, das Deutsche in 5 Stunden zu bewältigen, und — vom zweiten halben Jahre an — 3 Stunden lediglich und allein der Aussprache des Französischen, neben einiger Wörterkenntniß, zu widmen. Was in diesen 5 lateinischen Stunden spielend, *ut ita dicam*, gelehrt und gelernt wird, ist in der zunächst folgenden Classe zuvörderst summarisch zu wiederholen und in 9 (nicht 12) Stunden im Sinne Hudemann's weiter fortzusetzen. Es dürfte von unzweifelhaftem Nutzen sein, daß das Latein früher als in der Tertia begonnen hat, da auch für den künftigen Geschäftsmann die Kenntniß lateinischer Wörter nicht minder nothwendig ist als die französische. Auf diese Weise wird auch der doppelte Cötus entbehrt,

len finanziellen Punct von Wichtigkeit ist, indem nur wenige so dotirt sind, daß ihre Lehrkräfte ausreichen, um doppelte Cösetzen. Das Französische darf in dieser Classe in 4 bis 5 Stunden gesetzt werden. Von den dem Latein abgenommenen 3 Stunden ist eine Stunde dem Religionsunterricht zuzulegen, der mit 2 zu kurz abgefertigt wird, eine Stunde der deutschen Sprache, 1 Memorir- und Declamirübungen und des ausdrucksvollen Lesens der Geographie. Ob die Geschichte in dem von Hudebardierten Umfange in dieser Classe zu absolviren möglich sei, ist bezweifeln, findet solches aber auch nicht durchaus nothwendig genügt, in den Schülern den Sinn gesunder geschichtlicher Betrachtung zu wecken und ihre positiven Kenntnisse auf das Nothwendigste beschränken zu haben, wozu 3 bis 4 Stunden wöchentlich. — Wir kommen nun zur Secunda, in welcher Classe der Unterricht wiederum mit 3 Stunden zu versehen ist, wogegen die Geographie wegfällt und in den geschichtlichen Unterricht einbezogen werden darf. Der wichtigste Punct, das Griechische, erhält in dieser Classe seine volle Geltung, und hier können wir die 8 überwiesenen Stunden, sowie den doppelten Cötus, nur gut-Ein im Griechischen unterrichtender Lehrer mehr würde daher kein Anstand unentbehrlich sein. Der Cursus ist zweijährig. Ref. spätere Beginnen mit dem Griechischen aus dem Grunde nicht, weil die Ueberzeugung hat, daß mit Secundanern, bei doppeltem Cötus als mit Tertianern auszurichten und zu leisten sei. Das Stugriechischen Sprache kann dabei nur gewinnen, wenn namentlich der Cursus der Prima, in der Regel, für alle Schüler, welche sich besonders als hervorragende Talente auszeichnen, als ein dreijähriger, und darauf ist streng zu halten. Auch dürfte bei dreijährigem Cursus der Prima ein doppelter Cötus entbehrlich werden in der Classe. Dem französischen Unterricht überweist Ref. in dieser Classe 3 Stunden, indem mit Primanern nothwendiger Weise Sprechübungen in der Sprache zu veranstalten sind; dagegen kann die Mathematik den Absolvirt werden, indem eine Steigerung des gewöhnlichen Cursus durchaus nicht erforderlich, ein tieferes mathematisches Studium der Universität vorbehalten bleiben muß. — Mit Recht sagt man, daß der nur für Theologen und Philologen bestimmte Unterricht im Hebräischen als facultativ außer den gewöhnlichen Stunden der Prima gegeben werden muß. Dagegen darf der französische Unterricht nicht, wie Prof. Mützell in Berlin will (vgl. dessen Vortrag bei der Philologen-Versammlung zu Altenburg im Jahre 1854), als weniger angesehen werden, weil eine neuere (romanische) Sprache, die den Völkern repräsentirend, auf dem Gymnasium gelehrt werden muß, und zur Vergleichung mit der griechischen und lateinischen, von der großen Wichtigkeit, welche die französische Sprache in der Technik u. s. w. erlangt hat.

Schwierigkeiten, welche der Durchführung seiner Vorschläge entgegenstehen, erkennt der Verf. nicht, meint aber, daß ein großer Theil derselben beseitigt werden würde, wenn die Lehrercollegien, an der Spitze stehende Männer des Fortschritts stehen, dieselben *mutatis mutandis* den Schulbehörden zur Berücksichtigung empfehlen möchten. Schritte können mit Erfolg von Seiten der Lehrercollegien nur gethan werden, wenn sie eine Revision der Abiturienten-Reglements als in Ausübung voraussetzen dürfen. — Ref. ist hier bei dem wichtigsten Theil der ganzen Frage angekommen, und übergeht das, was Hudebard noch und insbesondere über die bekannten Mützell'schen Vorschläge. Auf die so eben von Landfermann im Octoberheft 1855

dieser Zeitschrift erschienene gründliche Abhandlung zur Revision des Lehrplans höherer Schulen und der Abiturienten-Reglements verweisend, gereicht es dem Ref. zu wahrer Freude, zwei so wackere, einsichtsvolle Männer ein und dasselbe Ziel, Vereinfachung und Concentrirung des Unterrichts und Beschränkung der Abiturientenprüfung, gleichzeitig und selbstständig anstreben zu sehen. Hudemann behauptet mit Recht, daß diese Prüfung auf die alten Sprachen, Geschichte und Mathematik beschränkt werden müsse, indem für die übrigen Fächer die Classenexamina den Maafstab der Beurtheilung abgeben können. Dabei legen beide Männer auf das Urtheil der Lehrer über Abiturienten, welches Urtheil die ganze Schulzeit und namentlich das letzte Jahr derselben ins Auge zu fassen hat, gleiches Gewicht. Zu unterscheiden ist nun zwischen schriftlicher und mündlicher Prüfung: für erstere genügt eine freie lateinische Ausarbeitung über einen dem Examinanden bekannten Gegenstand, am besten über ein geschichtliches Thema, und eine dergleichen in der Muttersprache, in welcher der Abiturient darzuthun hat, daß er sich in logischer Ordnung und in zusammenhängender Entwicklung einfach und klar über einen in seinen Gesichtskreis fallenden Stoff auszusprechen versteht in leidlich stylistischer Form: *car le style c'est l'homme*. Für die übrigen Prüfungsgegenstände genügt die mündliche Prüfung. Schriftliche Arbeiten in der Mathematik, im Griechischen, im Hebräischen, in der Physik können wegfallen, ebenso in der Geschichte und im Französischen, wenn die Schüler gehalten sind, ihre im Laufe des letzten Jahres angefertigten, gut geschriebenen und reinlich gehaltenen französischen Arbeiten der Prüfungscommission vorzulegen. Unter diesen französischen Arbeiten müssen sich namentlich auch diejenigen befinden, welche die Schüler im letzten Jahre, unter Aufsicht des Lehrers, an s. g. Studientagen im Classenzimmer gearbeitet haben, und ist vorzugsweise an diese Arbeiten der Maafstab der Beurtheilung zu legen. Dasselbe gilt von den mathematischen, griechischen und hebräischen schriftlichen Arbeiten. — Der wichtigste Punct, welcher schnelligster Abhülfe bedarf, ist das gewöhnlich geistlose Repetiren von Seiten der Abiturienten Behufs der Maturitätsprüfung. Die Prüfungscommission hat sich keineswegs davon zu überzeugen, was ein — vielleicht sonst fauler, lässiger Schüler — *à tout prix* repetirt und so nothdürftig sich angeeignet hat, nein, sie hat über Fleiß, Fortschritte und Kenntnisse der Schüler vor Allem das Urtheil der Lehrer zu beachten, und auf dieses gestützt, die Examinanden in einer Weise zu prüfen, welche diesen es unmöglich macht, ihre unreifen Repetitionsfrüchte, die nur *par force* eingepägt, resp. eingehetzt zu werden pflegen, an den Mann zu bringen. Um dies zu erreichen, ist erforderlich, daß kein Abiturientenreglement die Forderungen und Leistungen specialisirt angebe, welchen die Abiturienten zu entsprechen haben, sondern die gesetzlichen Anforderungen im Allgemeinen auf ein sehr billiges Maaf und Ziel des Schulunterrichts beschränkt andeute, wobei den Examinatoren Art und Weise des Tentamen (nicht Examen) überlassen bleiben muß. Das *bene docet, qui bene distinguit* dürfte hier mehr als irgendwo an Ort und Stelle sein.

Indem Ref. am Schlusse dieser Relation noch die Ansicht ausspricht, daß die von Landfermann gemachten Vorschläge insgemein auf der Mehrzahl der Gymnasien ihm leichter zur Durchführung und praktischer erscheinen, als die Hudemann'schen, scheidet er von beiden hochachtbaren Männern mit dem aufrichtigen Wunsche, daß ihre beiderseitigen Leistungen auf dem Felde der Pädagogik von Seiten der Schulbehörde, im Interesse der guten Sache, derjenigen Berücksichtigung baldigst sich zu erfreuen haben mögen, welche sie in der That verdienen.

N a c h s c h r i f t.

Im Schluß dieser Anzeige kommt dem Ref. Jahrg. X. Heft 2. dieser Schrift zu Händen, woselbst sich S. 196 ff. die neueste Verordnung Königl. Cultusministeriums zu Berlin vom 7. Januar 1856 befindet, allgemeinen Lehrplan der Königl. preussischen Gymnasien enthaltend, gleichfalls S. 202 ff. die neueste Verordnung derselben Staatsbehörde vom 12. Januar 1856, das Abiturienten-Prüfungsreglement findend.

Vie immer, geht auch diesmal der preussische, an Intelligenz sich schneidende Staat mit gutem Beispiele voran, welches beweist, daß in Berlin der Gymnasialfrage schon längst die ihr gebührende Berücksichtigung geschenkt hat. Die Verordnung selbst, die aus der Beratung und Erwägung sämtlicher Gutachten, welche über die Sache von allen preussischen Gymnasien an das Königl. Ministerium eingegangen sind, hervorgegangen ist, legt — soweit dies überhaupt in menschlichen Angelegenheiten möglich — Zeugniß ab vom aufrichtigsten Streben nach Vollkommenheit und Vollendung.

Es gereicht dem Ref. zu besonderer Freude, seiner Anzeige der Hudemann'schen Schrift noch einige Bemerkungen nachträglich anreihen zu können, welche die Königl. preussischen Ministerialverordnungen betreffen. Das preussische Gymnasium wird mit 6 Classen zu Grunde genommen, dem deutschen Unterricht werden in Sexta und Quinta 2 Stunden, für beide Classen 4 Stunden überwiesen, wenn der lateinische und der deutsche Unterricht einem Lehrer übertragen ist; für beide Classen 2 Stunden, wenn der deutsche Unterricht von einem anderen Lehrer erteilt wird. Ref. ist der Ansicht, daß ohne diesen Bedingungsfall 3 Stunden Deutsch in jeder der beiden unteren Classen durchaus nothwendig, um der Muttersprache die erforderliche Pflege angedeihen zu lassen. Dem Französischen werden in Quinta 3, in jeder folgenden Classe 4 Stunden überwiesen, ein Minimum, welches mindestens für Prima zu wenig und daher ungenügend für diese Classe erscheint; die Schüler, welche nur einige Fertigkeit im Reden erwerben wollen, werden sich nicht schämen, solches privatim nachzubolen¹⁾. Dagegen sind Mathematik und Physik in Prima und Secunda mehr als reichlich, nämlich mit 10 Stunden wöchentlich versehen, obgleich 10 Stunden ausreichen, und mit 8 bis 9 Stunden genügen, wenn das gewöhnliche Lehrziel in beider Weise innegehalten, ein tieferes mathematisches und physikalisches Studium der Universität vorbehalten wird.

Sehr wahr und beachtenswerth sind die Hinweisungen und Winke, welche das Königl. Ministerium den Lehrercollegien der Gymnasien erteilt, daß nämlich ihr Werk ein gemeinsames ist, bei dem die Thätigkeit des einen an der Thätigkeit des anderen Lehrers ihre nothwendige Ergänzung findet. Leider hat die Erfahrung nicht selten bewiesen, daß der Geist einseitigen, liebevollen und brüderlichen Zusammenwirkens mehr, bald weniger fehlte, während in der Regel Griechisch und Lateinisch um den Vorrang kämpften, das Feld gegen die übrigen Disciplinen stolz behaupteten, wobei oft die eine oder die andere der letzteren¹⁾ mit Geringschätzung oder sich selbst überhebender Eitelkeit alt-

¹⁾ In Tertia darf unter Umständen eine Stunde Französisch mehr, folglich 3 Stunden wöchentlich, erteilt werden, in Prima aber ist eine Stunde von dem weitern größern Erfolge.

²⁾ Z. B. Französisch, Geographie u. s. w.

classischer Studien angeschaut wurde. Doch wollen wir diese und andere Schwächen nicht weiter berühren, in der Hoffnung, daß dieselben heut zu Tage überall entweder schon längst verschwunden sind oder nunmehr gewiß verschwinden werden, und nur der Geist der Liebe waken, dulden, tragen, stützen, schützen, fördern und belehren werde im wahren Sinne Jesu Christi, der da allein ist unser Herr und Meister!

Die Modificationen, welche das preussische Abiturienten-Prüfungsreglement erhalten hat, sind erfreulich: die mündliche Prüfung beschränkt sich auf das Lateinische, Griechische, die Mathematik, Geschichte und Religion; für Theologen und Philologen kommt noch das Hebräische dazu. Die Privatstudien der Primaner haben sich, wenn sie gründlich sind, besonderer Berücksichtigung und Anerkennung zu erfreuen. Dem heillosen Repetiren, Behufs der Maturitätsprüfung, ist vorgebengt.

Vergleicht man nun die Hudemann'schen und Landformann'schen Vorschläge und Pläne mit den so eben vom Königl. Ministerium zu Berlin erlassenen Verordnungen, so muß man anerkennen, daß von Seiten des preussischen Staats geschehen ist, was billigerweise von staatswegen geschehen konnte, so wenig auch an eine Vereinigung oder an ein Aufgehen jener Vorschläge und Pläne in diesen Verordnungen zu denken ist, wovon man ohne Nachtheil absehen kann.

Arnstadt.

Braunhard.

XI.

Die wissenschaftliche und künstlerische Form der Platonischen Schriften, in ihrer bisher verborgenen Eigenthümlichkeit dargestellt von Dr. G. F. W. Suckow. Berlin bei Dümmler. 1855. VIII u. 512 S. 8.

An einem anderen Orte hat Ref. bereits seine Ansicht über das oben genannte Buch des Herrn Suckow ausgesprochen. Gerade weil sie so entschieden ungünstig ausfallen mußte, hält er eine vollständige Begründung derselben nicht für überflüssig. Es fordert dazu schon die Wichtigkeit des Gegenstandes auf. Denn die Richtung, welche Herr Suckow den Platonischen Forschungen zu geben versucht, steht im direktesten Gegensatz zu derjenigen, in welcher nach des Ref. fester Ueberzeugung allein ein wahrhaftes Verständniß der Werke Platos zu erreichen ist. Es handelt sich, möchte Ref. sagen, um eine Lebensfrage in diesem Gebiete der Wissenschaft. Ob nun gleich diese in sich viel zu sicher steht, als daß sie von verkehrten Versuchen eines Einzelnen ernstlich zu fürchten hätte, so wäre es gleichwol ein Unrecht gegen diejenigen, welche den rechten Weg zu gehen nicht ohne große Mühe gelehrt haben, wollten ihre Nachfolger die Resultate ihrer geistigen Arbeit unverdienten Angriffen unverteidigt Preis geben, und ebenso wäre es Unrecht gegen einen Fachgenossen, seine Arbeit ohne Motivierung öffentlich zu verurtheilen. Eine Arbeit, die mit großen Verheissungen in die Welt getreten ist und damit die Kritik selbst herausgefordert hat. Man kann von vorn herein sagen, wer wie Herr Suckow in diesem Buche mit so vielseitig neuen

ultaten aufritt, einen ganzen Wissenschaftszweig in seinen alten Grund-
n erschüttert und auf neuen aufzubauen versucht, wer für die wis-
schaftliche Erklärung eines Klassikers, wie Plato, neue Principien auf-
lt, wer in der Gestaltung des Textes nach seinen eigenen Principien
el Aenderungen vorzuschlagen hat, wer seine Vorgänger ohne Aus-
me entweder ignorieren, oder der grenzenlosesten Eilfertigkeit, Ober-
blichkeit und des Unverständes zeihen darf — ein Mann von solcher
st, von solchem Selbstbewusstsein ist gewis original; aber entweder
ls er ein höchst genialer Geist sein, dem ein unbedingtes Recht der
rschaft in der Wissenschaft zustünde, oder — es ist ein Abenteu-
in der Wissenschaft. Ein Buch, das zu einer solchen Alternative
ordert, verdient wol eine scharfe Prüfung, und in dem Grade mehr,
an ihm, wie an dem vorliegenden, eine nicht gewöhnliche Gelehrsam-
unverkennbar mitgearbeitet hat. Wenn nun Ref. das Buch des Herrn
:kow dem Oder jener Alternative zuweisen musste, so glaubt er schon
ch die negative Bedeutung desselben entschuldigt zu sein, wenn er
Eingeben in viele Einzelheiten nicht verschmähe, ohne das Interesse
Leser dieser Zeitschrift außer Acht zu lassen. Er hat es darum
h für Pflicht gehalten, so exclusiv er im Ganzen verfahren musste,
h das wenige Gute nicht zu übergeben, das er in der Diaspora ge-
den hat ¹⁾.

Das Werk des Herrn Suckow zerfällt in vier Theile: 1) in wiefern
Schleiermacher die richtige Beantwortung der wichtigsten Vorfra-
am trefflichsten vorbereitet? 2) die äußeren Zeugnisse für die Echt-
oder Unechtheit, 3) die bisher verborgen gebliebene wissenschaftliche
ordnung (nachgewiesen am Phaedros), 4) die künstlerische Anordnung
s Phaedros). Je zwei ordnen sich, wie leicht ersichtlich, zusammen;
beiden ersten behandeln für den Zweck dieses Buches nur Vorfragen;
r gerade diese Theile sind für uns am wichtigsten, weil sie theils
scipienfragen behandeln, theils Untersuchungen mit positiver Grundlage
alten. Die Anordnung der Platonischen Dialoge ist seit Schleier-
cher eine Frage, von der mehr oder weniger die Auffassung und das
ständnis von Platos philosophischer Persönlichkeit und Philosophie
st abhängt. Schleiermacher's Ansicht dem Principe nach wieder
Geltung zu bringen, nachdem sie neuerdings wol von den meisten,
n nicht allen Sachverständigen war verlassen worden, ist die Absicht
Herrn Suckow. Nicht mit Unrecht nennt er selbst S. 7 die Auf-
ung Schleiermacher's die pädagogisch-methodologische oder sub-
tiv-methodologische. Sie geht von der Voraussetzung aus, Plato habe
ne Philosophie von vorn herein fertig gehabt, ehe er überhaupt schrieb,
f habe nun sein Schreiben so eingerichtet, daß er mittelst desselben
systematisch berechneter Weise seine Leser zu seiner eigenen philo-
sophischen Anschauung heranbilden und erziehen konnte. Wie man etwa
einer wolorganisierten Schule einen Lehrplan entwirft, der jeder Stufe
methodischem Fortschritt sein Pensum bestimmt, so habe auch Plato
se Werke nach einem vom Leichterem zum Schwereren fortschreiten-
Plane abgefaßt. Betrachtet man den Kern dieser Auffassung, so

¹⁾ Da indess das Werk des Herrn Suckow bereits eine ausführliche
ension von Susemihl in den Neuen Jahrb. f. Phil. LXXI Heft 10 u. 11
hren hat, so konnte Ref. manche Punkte, speciellen Inhalts, übergehen
r kurz berühren, die dort eine vollständige Erledigung gefunden haben.
ür konnte anderen wieder eine um so umfangreichere Besprechung zu
il werden.

möchte man sich heutzutage fast wundern, daß ein so scharfsinniger Denker wie Schleiermacher überhaupt zu einer solchen Ansicht kommen konnte. Sie ist fast zu verständig und rational, als daß sie in sich, daß sie historisch möglich scheinen sollte, sobald man mit einem Blick auf den Inhalt der Platonischen Werke die Sache wirklich historisch faßt. Aber dennoch verdankt die Forschung in diesen Dingen Schleiermacher unendlich viel; nicht um dieser Meinung willen an sich — denn sie mußte bekämpft und beseitigt werden —, sondern um des Gedankens willen, der zu Grunde lag, daß innerhalb der Platonischen Werke ein ganz bestimmt erkennbarer Unterschied der philosophischen Anschauung und in dem Unterschied ein nothwendiger Fortschritt, eine Entwicklung gegeben sei. Um dieser Erkenntnis willen verdient Schleiermacher, groß zu heißen und der Vater der neueren Wissenschaft um die Platonische Philosophie. Aber den Grund jenes Unterschieds, jener Entwicklung hat er darum doch nicht richtig erkannt. Er übersah, daß Plato nach der Natur seiner Philosophie niemals mit seiner philosophischen Anschauung fertig sein konnte, daß er vielmehr stets in der Entwicklung bleiben mußte. Dann schreibt Plato nicht bloß für Schüler außer ihm, sondern macht in seinen Dialogen seine eigene Schule durch. Jeder Dialog stellt uns eine Phase seiner Entwicklung dar; einer wächst aus dem anderen naturgemäße hervor, d. h. wie es die Sache, die er darstellt, und die psychologischen Gesetze erforderten. Dies muß also auch für uns das Princip der Anordnung seiner Dialoge sein: es allein schützt vor Willkür und vereinigt in sich die Möglichkeit einer allseitigen Berücksichtigung der die Entwicklung seiner philosophischen Weltanschauung bedingenden inneren und äußeren Umstände. Denselben Platz, den ein Dialog nach diesem Ordnungsprincip in der Reihe aller erhält, würde er auch nach der Abfassungszeit erhalten, während Schleiermacher annehmen muß, daß eine Anordnung nach der Abfassungszeit mit der von ihm gewollten in Widerspruch stehen könne, weil er eben nicht eine innere Nothwendigkeit, sondern die Willkür eines Arbeiters nach voranbedachtem und in sich abgeschlossenem Plane zum Bestimmungsgrund seiner Anordnung macht. Es mag genügen, mit diesen allgemeinen Bemerkungen den Standpunkt des Herrn Suckow im Verhältnis zu dem nach des Ref. Ansicht richtigen zu kennzeichnen. Eine Begründung derselben durch die That wird man in Susenmihl's trefflichem Buche: Die genetische Entwicklung der Platonischen Philosophie finden.

S. 8 folgt nun eine Darstellung des Versuches des Albinos, eines Platonikers aus dem zweiten Jahrhundert, auf den Herr Suckow sehr großes Gewicht legt. Er gibt zuerst eine Uebersetzung jenes Versuches (d. h. des 2ten Theiles, soweit er ihn für echt hält), dann den griechischen Text mit verbessernden Anmerkungen. Wozu das in dieser Breite nöthig war, läßt sich gar nicht einsehen, da ja durch die Hermann'sche Ausgabe der Text in Jedermanns Händen ist. Freilich Herr Suckow hatte, wie er S. 27 angibt, seine Mittheilungen schon seit 10 Monaten zu Papier gebracht, als er die Hermann'sche Ausgabe bekam. Das bestimmte ihn nun keineswegs, für den Druck seines Buches Unnöthiges wegzuschneiden, oder wenigstens die Anmerkungen darnach einzurichten, sondern Alles bleibt ruhig stehen, wie es stand, und eine lange Anmerkung wird angefügt, welche nachträglich auf Hermann Rücksicht nimmt. Das verrät mindestens eine allzugroße Vorliebe für die eignen Giestesordnung der Dialoge im Einzelnen zu bezeichnen. Allein das Princip des Albinos ist jedenfalls noch viel willkürlicher als das Schleiermacher'sche. Albinos spricht sich auch selbst in dieser Weise aus. Er sagt nämlich: die Dialoge Platons bildeten wie alles Vollkommene einen

unter sich. Da sei der Anfang also willkürlich und demnach auch die Anordnung. Man kann diese also nicht an sich bestimmen, man bestimme sie je nach dem Zweck und der Verfassung des verschiedenen. Daraus geht deutlich genug hervor, daß Albinos die Anleitung geben will, in welcher Reihenfolge man die Platonischen Dialoge lesen solle, nicht aber die zu finden sich bemüht, die ihnen ihrem Inhalte zukommt. An die Entatehung derselben in Platos denkt er dabei nicht. Freilich könnte man sagen, Albinos beabsichtige eine besondere Reihenfolge der Lektüre der Platonischen Dialoge, welche der Platonischen Lehrart für den die Platonische Richtung an den angemessen sein würde. Das, könnte man sagen, ist die von Plato selbst gewollte Ordnung des Studiums seiner Philosophie nach Dialogen. Dieser Gedanke muß wol auch Herrn Suckow vorkommen, sonst wäre es unerklärlich, wie er Albinos so hoch heben will.

Man braucht aber nur die Einteilung des Albinos anzusehen und die Ordnung, welche Herr Suckow darnach mit den Dialogen glaubt annehmen zu müssen, um sich zu überzeugen, daß Albinos nicht Platos Meinung hat aussprechen wollen, sondern nur seine eigene, subjektive Meinung für einen zukünftigen Platoniker zweckmäßigen Stufengang anzeigt. Denn das Einteilungsprincip des Albinos ist keineswegs Platonische Gedanken von dem für einen Philosophen notwendigen Ausgang gegründet, sonst würden gewis nicht Protagoras, Euthydemos, Lippias und Gorgias die letzte und höchste Abtheilung bilden (konf. l. S. 20). Ist aber die Reihenfolge der Platonischen Dialoge, wie Albinos bestimmt, nicht die von Plato selbst gewollte, so hat sie für sich gar keinen Wert; denn durch innere Zweckmäßigkeit empfiehlt sie, wie schon aus obigem Beispiel ersichtlich ist, keineswegs. Es ist er jedenfalls Schleiermacher der Sache einen höheren Gesichtspunkt abgewonnen; denn er will doch dem Gedankengang Platos selbst folgen.

Herr Suckow führt darauf den Beweis, daß die uns unter dem Namen Albinos erhaltene Einleitung von zwei verschiedenen Verfassern (nur die zweite Hälfte kommt Albinos zu) und die Hand eines erkennen lasse, der beide Einleitungen in ein Ganzes zu vereinigen suchte. Im Ganzen ist der Beweis geliefert; auf das Einzelne wollen wir uns hier nicht einlassen.

Herr Suckow wendet sich der speziellen Darstellung der Ansicht Schleiermacher's zu. Diesem rechnet er es als besonderes Verdienst an, daß er sich zunächst die Frage nach der Echtheit oder Fälschung der als Platonisch überlieferten Dialoge vorlegte. Gewis mit Recht. Allein da Ref. der Ansicht ist, daß diese Frage nicht bloß durch Zeugnisse entschieden werden könne, daß ferner die Erfordernisse der Echtheit und der Anordnung der Dialoge miteinander Hand in Hand gehen, so kann er in ihr auch keine bloße Vorfrage erblicken. Vielmehr ist sie mit der Untersuchung von der Reihenfolge der Dialoge identisch, kommt innerhalb derselben mit zur Lösung. Die Darstellung Schleiermacher'schen Ansicht durch Hrn. Suckow bringt wirklich nichts Neues. Sie kann ja in Schleiermacher's Einleitung seiner Uebersetzung selbst nachgelesen werden, und die ist gewis nicht so vergessen oder unzugänglich geworden, daß eine Wiederholung durch einen Dritten am Platze wäre. An Schleiermacher

den Dialogen zu begründen sucht in einer Eintheilung in drei Gruppen, sind unzureichend gehalten, weil sie theils Verschiedenartiges durcheinander mischen, theils wesentliche Gesichtspunkte der Entscheidung ausschließen. Aber das Verdienst muß man ihm dennoch vindicieren, daß er dem Principe nach trotz der Mangelhaftigkeit der Ausführung höher steht als Schleiermacher. Herr Suckow geht jedoch hierfür alles Verständnis ab. Das beweist ein Satz wie dieser (S. 35): „Dieser Ansicht zu Folge hätte Platon gar keinen wissenschaftlichen Plan befolgt, sondern sich bei Abfassung seiner Werke nur von den Einflüssen der Zeit bewegen lassen, so daß seine Dialoge weit mehr ein treuer Spiegel des allmählichen Werdens der Philosophie in seiner eigenen Seele wären, als eine mit pädagogischer Weisheit angelegte Mittheilung seiner Lehre.“ Nicht mehr Gnade als Ast können darnach natürlich Stallbaum und Hermann finden. Weil diese aber Schleiermacher direkt gegenübergetreten sind, greift Herr Suckow dieselben auch mit um so größerer Bitterkeit an. Man sollte eigentlich meinen, in Stallbaum, wenn er wirklich als Princip der Anordnung die Abfassungszeit der Dialoge durchführte, müste Herr Suckow eine Stütze finden für die Ansicht Schleiermacher's, da doch dieser selbst meint, dem werde so sein. Allein die Sache steht anders. Stallbaum läßt ja den Phaedros nicht als den ersten Dialog Platos gelten, und darauf beruht doch Schleiermacher's wie Suckow's ganze Ansicht. Allerdings reicht auch die Bestimmung der Abfassungszeit zum Zweck der Anordnung der Platonischen Dialoge nicht aus. Das Früher oder Später der einzelnen läßt sich nur im Allgemeinen feststellen, und im Speciellen bedarf man doch eines inneren Entscheidungsgrundes. Das weiß auch Stallbaum sehr wohl; allein wir können ihn darum von dem Vorwurf, daß sein Princip kein bestimmtes sei, doch nicht freisprechen, weil er das Wesentliche oft außer Acht gelassen und auf Accessorisches allzu hohen Wert gelegt hat. Wir finden es auch ganz natürlich, wenn Herr Suckow S. 40 und 41 sich bemüht, dem Phaedros die Erstgeburt zu retten; aber wir können seinen Glauben an die Autorität der bekannten Nachricht des Diog. Laert. III, 38 keineswegs theilen und finden in den Gründen des Herrn Suckow für die Glaubhaftigkeit jener Nachricht keine überzeugende Kraft. Aus einem anderen Grunde können wir auch die Bemerkungen des Herrn Suckow in Betreff der Abfassungszeit der Politeia keineswegs billigen. Sie sind nicht etwa gemacht, um die Sache zur Entscheidung zu bringen, sondern die Anspielung, die man in den Ecclesiazusen des Aristophanes auf den Platonischen Staat gefunden hat, wird nur herbeigezogen, damit sich Herr Suckow neue Waffen zum erbitterten Angriff auf Hermann und Stallbaum daraus schmieden könne. Denn er selbst gibt zu, daß die Anspielung des Aristophanes auch auf mündliche Vorträge Platos sich beziehen könne. Sodann ist die Widerlegung, welche Hermann (Gesch. u. System der Plat. Phil. Bd. I. S. 536 f.) der Morgenstern'schen Ansicht zu Theil werden läßt, keineswegs so oberflächlich, als Hr. Suckow seine Leser glauben machen will. Denn ist auch der Grund schwerlich stichhaltig, daß Plato noch nicht so bedeutend gewesen sei, daß Aristophanes eine ganze Komödie gegen ihn gerichtet hätte, oder wenn dies, daß er ihn dann hätte nennen müssen, ist auch dieser Grund nicht haltbar, falls Bergk Recht hat, daß in dem Namen Aristyllos der frühere Name Platos Aristokles zu suchen sei, so hat doch Hermann's Ansicht darin nicht die alleinige Stütze. Hermann hat noch andere Gründe angeführt; zunächst beruft er sich auf alle inneren Gründe, von denen er vorerst absehen will, die aber in der folgenden Erörterung gefunden werden können, sodann bemerkt er, daß der Uebergang des Staatsregiments an die Weiber doch etwas ganz anderes sei als die Theilnahme derselben

dem Gemeinwesen, wie sie das 5te Buch der Republik fordert. Die Grund muß um so mehr von Gewicht sein (wenigstens in den Augen mann's, der, als er dies schrieb, von der Beziehung auf den Na-

Platos noch nichts hielt [vgl. No. 668], wie sie Bergk nach einer ernen Veröffentlichung glaubt nachgewiesen zu haben), als Aristophan in der Lysistrata und den Thesmophoriazusen die Zügellosigkeit der her bereits verspottet hatte. Ferner ist der Beweis, den Hermann die spätere Abfassung der Politeia auf einen Vergleich mit dem jedennach 394 geschriebenen Theaetetos stützt, keineswegs so albern, als Herr Suckow findet. Denn wenn er seinerseits meint, die Darstellung der Philosophen in der Politeia könne ja eben so gut die frühere und diese würde dann weit vor den Theaetetos fallen, so ist dies Ausspruch, der nur die gänzliche Unfähigkeit des Herrn Suckow Verständnis der Platonischen Philosophie beweisen würde, falls er llich gemeint ist. Für den Sachkundigen ist eine solche Meinung gewie für den Sehenden gar manches Urtheil eines Blinden. Oder t er etwa ein ernstliches Argument gegen Hermann's Ansicht voracht zu haben, wenn er sagt: ein Philosoph könne doch auch plötzseine Meinung ändern, er, der über Stallbaum S. 45 und 46 her, weil er seine Meinung in einem Punkte geändert hat, für den nur veränderliche Resultat des Studiums, nicht eine abgeschlossene innere chauung maßgebend ist? Dafs aber Hermann die 1847 erst in Kaserachienese Abhandlung von Tschorzowski *De Politia, Timaeo ritia* nicht schon im Jahre 1839 berücksichtigt hat, kann ihm doch rerlich zum Vorwurf gemacht werden. Ref. bedauert, sie auch nicht Hand zu haben. Endlich hat Hermann grade eine successive Entung der 10 Bücher *de republ.* nachzuweisen versucht und nur gegen Annahme Verwahrung eingelegt, dafs die Republik im Ganzen schon ige Jahre nach Sokrates Tode geschrieben sei. Gegen „die Chronon“ hat Herr Suckow daher mit seinen Einwänden auch nichts be en, obwol er seine Behauptungen (S. 46) für ganz unbestreitbar hält. muß das um so mehr sagen, als er Hermann's Ansicht gar nicht anden hat und von der Stallbaum'schen auch nicht zu unterscheiversteht. Doch über die Bedeutung Hermann's hat sich Ref. schon inem anderen Orte hinreichend ausgesprochen. Sie wird auch durch geringschätzigen, aber grundlosen Bemerkungen des Herrn Suckow n seine Grundsätze der Kritik nicht im mindesten geschmälert. Wir en sie und wenden uns dem zweiten Theile zu, welcher es mit einer fang der äußeren Zeugnisse für Platonische Dialoge zu thun hat, und r zunächst der Aristotelischen.

Zuerst behandelt Herr Suckow diejenigen Stellen, die man als Stützen onischer Dialoge angesehen hat, die aber nicht dafür gelten dürften, Plato selbst nicht genannt wird. Wir geben zu, dafs sich aus ihnen sicherer Schlufs auf die Echtheit eines Dialoges ziehen läfst, ja wir n auch nichts dagegen, wenn Herr Suckow aus ihnen auf die Unheit des gröfsen Hippias und Menexenos schliesst. Dann kommen l ff. die Stellen, in welchen Plato genannt wird, aber so, dafs wenig s nicht mit absoluter Bestimmtheit die Beziehung auf einen Dialog nommen werden müfste. Dennoch läfst Herr Suckow Stellen dieser gelten für den Sophista, Theaetetos, Philebos. Hieran schlossen sich te, durch welche ganz sicher die Echtheit eines Platonischen Dialogs iessen wird, und zwar zuerst indirekt, d. h. mittelst eines Schlusses, aus der Umgebung der Stelle u. s. w. zu ziehen ist, endlich ganz di. Dorthin gehören Zeugnisse für den Phaedon und Phaedros. Etwas ach klingt jedoch dem Ref. die grofse Skrupulosität, welche Herr :kow S. 67 an den Tag legt, wenn er sagt: „Außerdem haben wir

keine rechte Sicherheit, ob auch wohl der zuerst genannte, dem Aristoteles bekannte Phaedros gerade derjenige sei, der in unserer Sammlung vorkommt, da ja doch auch ein Betrüger Platonische Lehren sogar aus Aristoteles entlehnt und seinem als Phaedros bezeichneten Machwerk einverleibt haben könnte, abgesehen davon, daß ohne allen absichtlichen Betrug ein Schüler Platons Platonische Gedanken in seinem mit dem uns bekannten Namen bezeichneten Werke bearbeitet haben könnte.“ Für den Ref. bedarf es für solche Dialoge wie Phaedon und Phaedros gar nicht des Beweises, daß sie nicht von einem Betrüger sind. Abgesehen von dem Schutz der Tradition, beweisen sie sich selbst. Ref. gesteht, nicht so bescheiden zu sein, daß er sein ästhetisches und wissenschaftliches Urtheil nicht so gering anschlügt (aber auch das vieler Anderer nicht!), daß er an die Möglichkeit, mit einem Phaedon oder Phaedros betrogen zu sein, glauben könnte, weil Aristoteles etwa das Wörtchen *Μάτερος* wegzulassen sich bewogen fühlte. Wo käme man mit dieser krankhaften Zweifelsucht hin, wenn man sie für alle Schriften des Alterthums wollte gelten lassen? Man soll doch bedenken, daß die philologische Kritik nicht im Dienste eines Juristentribunals geübt wird, vor dem erst absolute Vollständigkeit formeller Beweise einer Urkunde Glaubhaftigkeit erwirbt. Es gibt für uns Dinge genug zu bezweifeln, als daß man selbst noch aus einer verstimmtten Phantasie Anlässe zu neuen Zweifeln hervorholen müßte. Das wird ein Zeichen des Untergangs der Philologie sein, wenn es kein Gesammtbewusstsein, kein Gewissen des Urtheils, möcht ich sagen, keine Sicherheit des Taktes, keinen Glauben an die Wahrheit mehr gibt, die aus der Sache selber spricht, wenn das Recht des Zweifels aufgehört hat, eine Grenze zu haben!

Von den *Leges* abgesehen, wovon später, stellen sich als direkt bezeugt die *Politeia*, *Symposion* und *Timaeos* dar. S. 75 u. ff. gibt Herr Suckow selbst nochmals in sehr breiter Weise den Ertrag seiner schon breit genug angelegten Untersuchung, so daß der Leser mit einer doppelten, theilweise dreifachen Darstellung seiner Gedanken beglückt wird. Am wichtigsten ist der Zweifel, welchen Herr Suckow gegen die Echtheit des *Politicus* erhebt. Wäre er begründet, so würde er auch der folgenreichste sein. Allein zum mindesten ist der Beweis, soweit er der Behauptung gelten soll, daß Aristoteles den *Politicus* nicht einmal gekannt haben könne, auf falsche Voraussetzungen gegründet. Hr. Suckow denkt sich nämlich den Aristoteles in einem ganz falschen Verhältnis zu Platon. Wo jener seinen Lehrer bekämpft, sieht Herr Suckow eine boshafte Feindseligkeit in seinen Worten; in seinem Lobe erkennt er nur Ironie, ein Lob wider Willen oder boshafte Berechnung. Gewis scheut sich Aristoteles nicht, auch gegen Plato Kritik zu üben; mag diese auch nicht frei sein von Misverständnissen, so setzt sie doch die Achtung nie bei Seite, die er Platon schuldig ist. Wenn aber Herr Suckow über diese Kritik referiert, trägt er selbst das Boshafte erst in sie hinein, indem er meint, Aristoteles habe selbst das Unbedeutende aufgesucht, um Plato wie auch immer eines anhängen zu können, ja ihn durch gewaltsame Deutung seiner Worte in Widersprüche zu verwickeln. Es ist meine Absicht nicht, an diesem Orte die Frage über das Verhältnis beider Männer zu einander zur Entscheidung zu bringen; es mag eine eingehende Untersuchung allerdings über diesen Punkt noch zu wünschen sein. Aber bevor sie geführt ist, hat auch Niemand das Recht, Schlüsse zu ziehen aus einer willkürlich gemachten, dem Aristoteles untergeschobenen „Gemüthsart“, wie Herr Suckow sich ausdrückt. Wir finden gegenüber dem Herrn Suckow, welcher den Aristoteles zum kleinlichsten, erbärmlichsten Charakter stempelt, der je in der Wissenschaft mit dem Namen eines großen Mannes beehrt wurde, in dem Urtheil Forch-

im *Index scholar.* zum Sommersemester 1854 der Kieler Uni-
e weit tröstlichere und gerechtere Würdigung derselben Frage.
s p. XII: *Et quoniam, ubi Plato princeps sane inter adve-
r ubique Platonem nominat, non ideo occulte praeceptorem
usendus est. Neque doctrinae differentiae neque obrectatores
mnistatores, quos pestes hominum appellat Cicero, ut pessi-
et miserrimum, unquam Aristotelem a Platone ita aliena-
occulte in eum ageret. Sed quod lectori occultum videatur,
illius quoque temporis hominibus occultum fuisse opinetur,
vero ex omni suspitione exemptus est vel propter unum illud
ictum: ἀμφοῖν γὰρ ὄντων φίλοις ὁσίων προτιμᾶν τήν
— Est quaedam nefaria hominum eaque invida maligni-
simul et stolida, quem Graeci φθόνον vocant, per omnia
issata atque grassatura, qua, quos sentiant se praestantiores
on, ut creduntur, suae ipsorum naturae similes, sed inferio-
rique pejores insidianti susurro demonstrant. Iste erat φθό-
miles humiliter studebant infamare etiam Aristotelem. Major
ptores philosophus: o ingratum discipulum! Contus lautus
centius incedere malebat, ecce hominem vanum inanem ambi-
tque haec a philosophis et praeceptoribus profecta sunt, quos
ore magis decet et animi et corporis cultu discipulis exemplo
cum Horatio quemquam opinari se excusatum iri, se non
ion vituperari eo quod rusticus tonso toga defluit sed male la-
e calceus haeret. Hisce, quum immunditiam videantur amare,
um est, ne sibi opprobrio vertatur, quod olim Aristoteli¹⁾.
heil eines in hohem Grade sachverständigen Mannes steht dem
Suckow so diametral entgegen, daß man gewis ein Recht
veifel des Herrn Suckow an der Echtheit des Politicus anzu-
oweit sie sich auf jene Voraussetzung stützen. Ist es doch an
böchst mislich, schliessen zu wollen, was Aristoteles gesagt
haben würde, wenn er den Politicus vor sich gehabt hätte.
b daher Arist. Polit. IV, 2. S. 1289 nicht auf eine dem In-
huliche Stelle des Politicus, so lassen sich sehr wol Gründe
rum Aristoteles in seiner Polemik gegen Plato gerade den Po-
t berücksichtigte. Ist es doch überhaupt dem Aristoteles eigen,
sche Lehre in der Gestalt darzustellen, in welcher sie Plato
zt hatte auftreten lassen. Das beweist ja die Darstellung, wel-
atonische Ideenlehre von Seiten des Aristoteles erfahren hat.
er die im Politicus niedergelegten Gedanken eine bessere Fas-
Einkleidung oder auch eine Verbesserung nach ihrem Inhalte
so war es ganz natürlich, daß Aristoteles sich der frischeren
reicheren Quelle zuwendete. Bezieht sich aber jene Stelle des
wirklich auf die im Politicus ihr entsprechende, so konnte
auch seine Gründe haben, seinem Citate eine so unbestimmte
geben. Ja, wie Forchhammer sagt, was Lesern unserer
s eine dunkle und versteckte Anspielung erscheint, konnte für
der Zeit, für welche Aristoteles schrieb, ganz klar und un-
sein. Viel beachtenswerter sind dagegen Gründe, die Herr
aus den Gedankenverschiedenheiten zwischen Politicus und Po-
nmt. Sie würden die Unechtheit beweisen, wenn man nicht*

—
vgl. auch Prantl über die Entwicklung der aristotelischen Lo-
Platonischen Philosophie. Separatabdruck aus den Abhandlungen
bairischen Akademie der Wissensch. I. Cl. VII. Bd. 1. Abth.
853. S. 73 (201).

im Stande sein sollte, sie aus dem Entwicklungsgange Platos zu erklären. So lange der Versuch noch nicht gemacht ist — und der war nicht möglich, da Herr Suckow das Verdienst hat, zuerst auf die Verschiedenheiten in dieser Weise aufmerksam gemacht zu haben —, muß man sein Urtheil wol suspendieren. Ref. hält allerdings eine Untersuchung dieser Art für um so dringender, als neuerdings auch Alberti in seiner Abhandlung: *Zur Dialektik des Platon vom Theaetet bis zum Parmenides*. Leipzig bei Teubner 1855. insbesondere S. 54 ff. noch von einer andern Seite her, im Anschluß an Hermann *Gesch. u. System u. s. w.* S. 499 ff., ganz eigenthümliche Schwierigkeiten an diesem Dialoge in sich betrachtet hervorgehoben hat. Jedenfalls fällt mit Betrachtungen dieser Art das Gewicht der Entscheidung auf innere Gründe zurück — zunächst gegen das Princip des Herrn Suckow. Nur soviel mag feststehen, daß man in jener Stelle des Aristoteles keine Beweiskraft für die Echtheit des *Politicus* suchen darf.

Indem wir Herrn Suckow folgen, werden wir nochmals genöthigt, auf seine Ansicht über den Charakter des Aristoteles und seine Stellung zu Plato zurückzukommen. Um nämlich die Echtheit des *Philebos*, *Theaetetus*, *Sophistes* auf das Zeugnis des Aristoteles stützen zu können, obwol diese Dialoge von Aristoteles nicht namentlich citirt werden, zieht Herr Suckow S. 93 eine höchst anstößige Consequenz aus seiner oben angegebenen Behauptung. Er meint nämlich S. 93, Aristoteles habe sich bei seinen Urtheilen über Plato überall auf dessen Schriften berufen müssen, „weil er unmöglich so unklug gewesen sein könne, sich durch Berufung auf mündliche Vorträge dem Verdachte auszusetzen, als hätte er die Platonischen Meinungen absichtlich entstellt.“ Das wäre aber doch eine abgefeimte Bosheit, die in der Berechnung so weit geht, daß sie selbst sich zu hüten weiß vor dem Verdachte der Verleumdung, die sie eben begeht. Nicht einmal die wenigen Stellen, worin Aristoteles dem Platon eine Art von Anerkennung zu Theil werden lasse, sollen diesem Einfluß seiner Klugheit entzogen werden. Wenn dieser Maßstab kluger Berechnung und Absichtlichkeit der allgemeine aller Fachgenossen gegen andere wäre, so würde sich Ref. in Zukunft hüten müssen, Herrn Suckow zu loben, auch wo er es verdient, damit das Lob ihm nicht missdeutet werde als absichtliche Inconsequenz, als ein Licht, das den Schatten erst beleuchten soll. Doch wir scheuen uns nicht auf alle Gefahr hin, im Dienst der Wahrheit offen zu reden. Wenn nun Herr Suckow meint, daß Aristoteles an allen Stellen, wo er auf mündliche Vorträge Platos sich bezog, dies ausdrücklich habe angeben müssen. Allein der Herr Verf. führt weder den Beweis, daß alle Aristotelischen Stellen, welche sich auf Plato beziehen, sich wirklich auf dessen Schriften gründen, noch kann er selbst umhin, S. 98 anzuerkennen, daß allerdings seiner Behauptung andere Stellen zu widersprechen schienen. Allein die Weise, wie er dies zu erklären und den Schein zu entfernen sucht, ist in ihrer Nichtigkeit leicht zu durchschauen. Er meint nämlich, Aristoteles habe in der *Metaph.* die Bekanntschaft des Lesers mit seinen eigenen, in der Ordnung des Systems vorangehenden Schriften voraussetzen können und habe daher in der Absicht, verständlicher zu sprechen, die Form der mündlichen Platonischen Vorträge angewandt, und sei dabei überzeugt gewesen, daß die Sache selbst auch in den Platonischen Schriften enthalten sei. Allein das ist z. B. *Metaph. XIII* gar nicht der Fall: sodann könnte Aristoteles doch gewis eher eine Bürgschaft für seine Glaubhaftigkeit in seinem eigenen guten Namen finden, als in der höchst zweifelhaften Bekanntschaft der Leser mit der Reihenfolge seiner Werke nach der Ordnung des Systems, und endlich hätte doch der Verdacht gegen seine Polemik viel eher noch Anhalt finden müssen in solchen Citaten, welche den In-

ber Schriftstellen in einer ganz veränderten Form vortragen, 1. allgemeinen Referat über Platonische Lehren, das den In- 2. ohne es zu verhehlen, im Lichte Aristotelischer Auffassung

01 an unternimmt es Herr Suckow, die Zeugen vorzuführen, aufser Aristoteles noch in Anschlag kommen können. Mantigkeit ist wol in der philologischen Wissenschaft nicht allzu selten mag Dreistigkeit im Behaupten und Schließen der so ähnlich sehen, als gleich in dem ersten Versuch des ow, in Isokrates einen Zeugen für die Unechtheit der Plages aufzustellen. Der Beweis ist zu originell und verrät sthumliche Art von Scharfsinn und Logik überhaupt, als das schweigen ihn übergeben könnte. Man denke nur: Isokrater Rede an den König Philippos von Makedonien p. 84 ed. *ὁμοίως οἱ τοιοῦτοι τὸν λόγον ἄνθρωποι τιγχανόνουσιν ὅτις αἰς πολιτείας ταῖς ἐπὶ τῶν σοφιστῶν γεγραμμένας*, und in en soll der Beweis enthalten sein, das Politie und Gesetze i Verfasser zukommen! Das Kunststück ist interessant, mit- der Beweis geliefert wird. Man höre und staune! Der Ge- nach Prämissen und Consequenzen ist folgender:

tes hat diese Rede geschrieben ums Jahr 341.

reicht ist in ehrender Bedeutung genommen.

tes redet von vorhandenen Schriften (?), die er nach ihrer
ng mit seinem Panegyrikus vergleicht.

icht von mehreren Verfassern solcher Schriften.

waren theils solche, welche die Verfassungsfrage allein betrafen, theils solche, welche zwar vorzugsweise Gesetze, neben-
dem auch Verfassungsvorschläge enthielten (?) (sonst stände ja
auch Partic. der Artikel τὰς im Fem. auch mit Beziehung
zusc!).

Schriften müssen allgemein bekannt gewesen sein, da Isokra-
nen Namen nennt, also Philipps Bekanntschaft mit den ge-
3 voraussetzt.

stierten bloß die zwei Schriften, die Platonische Politeia und
setze, welche diesen Anforderungen entsprachen (?),
und beide von verschiedenen Verfassern, oder da die Politeia
es die Nomoi nicht ¹⁾. Unbegreiflich bleibt es, daß Herr
renn er einem Aristotelischen Zeugnis Glauben beimessen soll,
und mit Recht —, daß der Name Platos und des Dialoges
; Isokrates schenkt er diese Forderung von vorn herein. Sonst
als an alle Möglichkeiten, an die aber, daß Isokrates, gesetzt
dürfe hier nur an Schriften denken, nicht zugleich auch an
ne Theorien — und das steht doch nicht fest —, gesetzt
Schriften müßten ausdrücklich mit den Namen πολιτεία und
bnet sein und dürften nicht auch solche verstanden werden,
er welchem Titel auch immer, politische Theorien mitbehan-

nicht minder albernem Beweis von der Unechtheit der *Leges* Suckow S. 413 auf Phaedr. p. 278 D. E., a) weil Plato Solon ist, die „ihren auf die Verfassung des Staates bezüglichen Schrift-Gesetze gegeben, b) weil er nur den für einen Philosophen nicht nöthig habe, „hinterher seine Schriften abzuändern.“ Gaus blags sind Herrn Suckow's Schlüsse aus Phaedr. 242 B und nach Symposion früher sein soll als Phaedros. Ist dieser den-
gends Werk Platos? (S. 40 u. 41 vgl. 465 u. 479.)

delten — und das steht wieder nicht fest —; gesetzt endlich, es keine *πολιτεία* und hätten keine *νόμοι* existiert, als die *Politeia* u *Nóμοι* Platos — und auch das steht nicht fest —, daß also Is auch unter dieser Voraussetzung, ohne verschiedene Verfasser zu h in dem Plural gesprochen haben könnte, an diese Möglichkeit denkt Suckow nicht, obgleich doch Isokrates auch nur in Beziehung a nen eigenen Panegyrikus im Plural sagt *οἱ τοιοῦτοι τῶν λόγων*, ihm nicht auf Mittheilung historischer Thatfachen ankam, sonde auf einen allgemeinen Erfahrungssatz. Der Plural *ταῖς πολιτείας* s ihn natürlich auch nicht. Für uns aber genügen diese Gründe, u Stelle wenigstens alle Beweiskraft in dieser Streitfrage abzusprech leid es dem Ref. auch thut, da er in der Sache, d. h. in dem über die Unechtheit der *Leges*, mit Herrn Suckow übereinstimmt. Er daher auch kein Gewicht auf jene von Athenaeus XI p. 508 C tierte Stelle des Theopompos legen kann (vergl. Sussemitz Neue LXXI, 636 f.), so ist doch die Erörterung der inneren Gründe Unechtheit der Platonischen *Nóμοι*, welche Herr Suckow mit d kräftigung gerade des Aristotelischen Zeugnisses beginnt (S. 119 ff. beherzigenswerth. Er weist nämlich nach, daß weder das Verhältnis sei, in dem sich Aristoteles die *Nóμοι* und *Politeia* zu einander denkt, noch auch ein anderes denkbar wäre, das sie beide einem ser vindicieren ließe. Die Ansicht des Aristoteles sei es, Plato h den Gesetzen eine Vermittelung zwischen dem in der *Politeia* au ten Ideale und der in den Staaten damals vorhandenen Wirklichk gestellt. Ganz richtig; darum prüft auch Aristoteles in dem betre Kapitel die Ausführbarkeit der in den Gesetzen gegebenen l mungen, während er vorher die *Politeia*, welche den „besten Sta stellen soll, so zu sagen, vom Standpunkt der Idee aus kritister Hält man diese fest, so wird jedoch mancher Vorwurf, den der H gegen das Verfahren des Aristoteles richtet, sich entkräften lassen. darauf soll es uns hier nicht ankommen. Herr Suckow widerle Meinung des Aristoteles

1) daraus, daß Aristoteles den in den Gesetzen auftretenden schen Fremdling in die Person des Sokrates umwandle, währen solche Auffassung nach den Gesetzen selbst ganz unhaltbar ist un aus anderen Gründen unangemessen sein würde. Und doch erga jene Umwandlung als Nothwendigkeit aus der Auffassung des Arist

2) Gehe Aristoteles von einer unrichtigen Ansicht in Betreff i halts beider Werke aus, wenn er meine, in den Gesetzen sei die liche Verfassung Nebensache, Hauptaufgabe nur die Aufstellung v setzen im engeren Sinne des Wortes, während in der *Politeia* d gekehrte Statt finde. Der Verfasser der Gesetze wolle aber eben eine Verfassung im engeren und weiteren Sinne als Gesetze im e Sinne aufstellen, während der Verfasser der *Politeia* die Verfass weiteren Sinne darzustellen beabsichtigt hatte. — Auf diesen Paa Ref. weniger Gewicht, weil einmal die Ansicht des Aristoteles, v Herr Suckow hinstellt, nicht so evident hervortritt — die Worte sich auch anders deuten —, sodann ist sie auch so einflußreich auf unsere Frage und bedingt nicht geradezu die Ungültigkeit d stotelischen Zeugnisses, weil ihre Unrichtigkeit auch die Unecht *Leges* noch nicht beweisen würde.

3) Sei es eine irrige Voraussetzung des Aristoteles: Plato h in der *Politeia* dargestelltes Ideal zwar für ausführbar erklärt, jed unter der Bedingung, daß zuvor eine solche Staatsverfassung in errichtet werde, wie er sie später als die zweitbeste und leicht e bare in den Gesetzen dargestellt und schon bei Abfassung der *Pol*

in gehabt habe. Das ist allerdings eine Consequenz jener allgemeinen Ansicht des Aristoteles vom Verhältnisse beider Werke zu einander. Dagegen weist Herr Suckow durch Vergleichung von Polit. V 472, VII 2 mit Legg. V 739 E, 853 B, 875 A. D., V 745 E ff. nach, daß die Bedingungen für die Ausführbarkeit der in beiden Werken vorgezeichneten Staatsverfassungen im Ganzen dieselben seien, während doch der Verfasser der *Leges* den Staat der Politeia für unausführbar erklärt.

Es bliebe aber immerhin die Möglichkeit, Plato habe die Ausführbarkeit seines ersten Staatsideals allerdings aufgegeben und einen anderen Entwurf an dessen Stelle gesetzt, dabei aber Vieles aus der Politie mit übergenommen. Diese Möglichkeit sucht Herr Suckow zu entfernen, indem er zu beweisen versucht, daß bei Aristoteles eine historische Weisheit darüber vorhanden gewesen sein müsse, Plato könne weder

Principien seiner Philosophie überhaupt noch auch seine Ansichten an Staaten jemals in seinem höheren Alter geändert haben. Den Vorwurf eines solchen Beweises kann nur Jemand unternehmen, der des Aristoteles Angaben über die Form der Ideenlehre übersieht, in welcher diese in den uns vorliegenden Platonischen Werken sich darstellt; er ist auch abgesehen davon ein Kunststück, nur möglich für einen Taudkünstler. Herr Suckow stützt jenen Beweis auf zwei Punkte: 1) die Widersprüche zwischen den Gesetzen und den übrigen Schriften Platos, Aristoteles nicht wahrgenommen habe; 2) die Behauptung, „daß die unangemessene Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit der Platonischen Denkweise rücksichtlich ihrer Grundlagen und Hauptstücke ganz in dasjenige gewesen sein müsse, das ihn an der Wahrnehmung der Wahrheit auf seinem Standpunkte der Beurtheilung der Platonischen Lehre hindern und den Widersprüche gehindert habe“ (S. 136); der eigentliche Beweis für jene Behauptung des Herrn Suckow könnte nur in dem letzten Theile gesucht werden, denn jene Widersprüche, die Herr Suckow nach Zeller anführt, können nur zum Beweis für die Unechtheit des *Nómos* an sich dienen, und es fragt sich für uns, ob wir unser Urtheil mehr durch das äußere Zeugnis des Aristoteles für oder durch diese inneren Gründe gegen den Platonischen Ursprung der Gesetze bestimmen wollen. In Bezug auf die Ansicht des Aristoteles kann daraus nichts folgen, als eben die Thatsache, daß er diese Widersprüche erkannt oder nicht berücksichtigt oder durch jene ihm von Herrn Suckow selbst vindicirte Annahme von dem Zwecke der Gesetze für länglich erklärt gehalten habe. Der Beweis für den zweiten Punkt ist aber lediglich darin, daß Aristoteles offenbar die Gesetze allzuflüchtig gelesen habe, und in einigen Deductionen darüber, was Aristoteles gewonnen haben würde, wenn er wirklich eine Meinungsänderung Platos für möglich gehalten hätte. Wiederum sehen wir davon ab, daß Aristoteles gar diese Ansicht wirklich hatte und doch nicht that, was Hr. Suckow von ihm in diesem Falle verlangt. Aber diese Deductionen kann doch wirklich auch nur der für einen Beweis von einer „historischen Gewisheit“ halten, der nicht weiß, was Vorurtheil ist! Herr Suckow versetzt sich aber nicht bloß in die Seele des Aristoteles, sondern auch die Platonische, um seinen Schluss zu bekräftigen, Plato könne unmöglich die Ideenlehre aufgeben, also seine frühere Philosophie als Einbildung erkannt und doch die Freudigkeit gehabt haben, ein neues Werk zu schreiben. Es ist wieder ein innerer Grund, aus dem wir etwa die Unechtheit der *Leges* schließen könnten; aber nur unter gewissen Bedingungen ist dieser Satz richtig, nicht unter allen. Es käme z. B. auf die Größe der Meinungsänderung an, welche die *Leges* erkennen lassen, und in dieser Beziehung müßte zunächst nachgewiesen werden, daß mit ihr wirklich ein Erkenntnis der totalen Nichtigkeit der Ideenlehre verknüpft wäre; es

käme ferner auf die GröÙe der Zwischenzeit zwischen der Abfassung des letzten, auf die Ideenlehre gestützten Werkes und des neuen, das als Preis gibt, und auf den Entwicklungsgang, den der Philosoph darin durchgemacht, es käme endlich auf individuelle Seelenstimmungen Platons an; denn gewis sind Meinungsänderungen auch in wichtigen Dingen nicht für alle Menschen niederschlagend, ja eine neue Wahrheitserkennung, mag sie auch ein Aufgeben der Principien nöthig machen, für die man bisher gestritten, hat gerade für groÙe Seelen unter Umständen etwas Erhebendes und vermag ihnen neue Freudigkeit und Spannkraft zu verleihen. Herr Suckow nimmt nur im Vorübergehen auf die Abfassungszeit der *Politeia* Rücksicht, was aber sonst Voraussetzung seines Beweises hätte sein müssen, läßt er unbeachtet. Gewis ist der Beweis, daß gerade die Ideenlehre den Lebensinhalt der Platonischen Seele selbst ausmache, sehr schwierig und zweifellos wol nie zu führen; eben darum kann aber auch ein psychologischer Beweis dieser Art, den wir übrigens durchaus nicht verwerfen wollen, immer nur sekundäre Bedeutung in Anspruch nehmen; von denen aber, welche die Echtheit der Gesetze behaupten, müssen wir allerdings auch einen Nachweis verlangen, wie sich das Fehlen der Ideenlehre an sich erklären und mit den Angaben des Aristoteles von ihrer Umbildung in Einklang bringen lasse.

Den Beweis, der nun S. 144—146 folgt, daß nicht die *Politeia*, sondern die *Nóμοι* nach dem Zeugnis des Aristoteles hinsichtlich ihrer Echtheit in Frage kommen können, übergehe ich als richtig und selbstverständlich.

Wir sehen also, daß wir zur eigentlichen Entscheidung über die Echtheit oder Unechtheit der *Leges* nur auf innere Gründe angewiesen sind; das äußere Zeugnis des Isocrates hat sich als nichtig erwiesen; das des Aristoteles ist durch den von Herrn Suckow geführten Beweis in einem Punkte zweifelhaft geworden, ist aber damit nicht geradezu entkräftet. Jene inneren Gründe gewinnen an Gewicht, wenn man den eigentlichen Verfasser namhaft zu machen und durch Combination die Entstehungsweise der *Leges* so darzustellen vermag, daß daraus auch die theilweise Uebereinstimmung ihres Inhalts mit Platonischen Gedanken erhellt. Wir wollen davon absehen, daß Herr Suckow ursprünglich diese Bedürfnisse nicht befriedigen wollte — jedenfalls aber stellt er in dieser Beziehung eine ebenfalls beachtenswerthe Meinung auf. Nach der bekannten Stelle des Diog. Laert. III, 37 erklärt er sich für Philippus von Opus, als den Uebersetzer dieses Werks. Herr Suckow sucht diese Stelle, wie natürlich, in Uebereinstimmung zu bringen mit Suidas s. v. *φιλόσοφος*, indem er diese Angabe für ein Excerpt des Suidas aus einem andern Gewährsmann hält und daraus ihre Verstümmelung herleitet. Viel wahrscheinlicher ist allerdings die Erklärung Hermann's (Gesch. u. System der Platon. Philos. S. 660 A. 495), wornach bei Suidas eine Namensverwechslung stattgefunden habe, indem die *Epinomis*, für deren Verfasser auch Philippus gilt, ebenfalls den Namen *φιλόσοφος* führte. *Αὐτὸν εἰς βιβλία β* bei Suidas heißt dann „auseinandergelegt d. i. überarbeitet hat“ und stimmt mit des Diogenes *μετέγραψεν*. Den Zusatz des Letzteren *ὅτι τας ἐν κηρῷ* nimmt Herr Suckow als eine Erklärung der Gewährsmänner des Diogenes, wornach nach Platons Tode die Gesetze nur erst auf Wachstafeln vorhanden gewesen seien, was im Allgemeinen ein Ausspruch des Proclus (Hermann op. Plat. VI. p. 218) ebenfalls zu bestätigen scheint. So hätten also die Gesetze zu Platons Nachlaß gehört; Philippus habe zu Platon in dasselbe Verhältniß treten wollen, wie Plato zu Sokrates, und dazu die Gestalt des athenischen Fremdlings geschaffen, Vieles aus der *Politeia* herübergenommen und zum Beweis seiner Verehrung das Ganze unter dem Titel *Πλάτωνος νόμοι* herausgegeben. Aristoteles sei durch einen Abschreiber getäuscht worden, das Buch für

ch zu halten, habe aber auch nach seiner Rückkehr nach Athen vorgefaßte Meinung aus Eifersucht gegen einen Nebenbuhler des aus der Platonischen Schule nicht berichtigt. Hierzu einige Belegen. Die *Kritik* bei Diogenes hätte Herr Suckow nicht ohne Weiteres sichere Gewährsmänner erklären sollen ¹⁾. Viel einfacher wäre Nachklang einer alten Tradition in dieser Angabe zu erblicken, der zum von Wichtigkeit und Werth für uns ist, weil sie sich nicht widersprüche gründete, die man zwischen den *Leges* und anderen alten Werken gefunden hatte. Aber die Erklärung, wie Aristoteles worden sei, entbehrt doch wieder alles innern Haltes, zumal man annimmt, daß Philippus von Opus sich selbst ganz offen als den Verfasser der Gesetze bekannt habe. Herr Suckow hätte angeben müssen, in welchem Verhältnis denn nun Plato zu den Gesetzen zu denken sei. Dazu bedürfte es einer Erklärung des Ausdrucks *ἐν κρητῷ ὄντας*. Soviel dürfte nämlich feststehen, daß die Gesetze vorliegen, nicht als Platonisches Werk anzuerkennen seien, daß es wenigstens eine Beziehung Platos zu ihnen weggeleugnet werden könnte. Ein reiner Betrug ist nicht denkbar. Sind jene Worte *ἐν κρητῷ ὄντας*, so lassen sie wenigstens verschiedene Hypothesen zu. Man könnte in ihnen einen übertragenen Ausdruck finden, dann wäre anzunehmen, die *Leges* seien gleichsam im Brouillon in Platos Nachlaß vorhanden; oder es hat — was das Wahrscheinlichere ist — eine andere Bedeutung, und dann ist anzunehmen, Plato habe Gesetze auf sich selbst verzeichnet hinterlassen (aber kein Werk dieses Titels!). Plato ist bekanntlich von manchen Staaten aufgefodert worden sein, ihnen Gesetze zu geben (vgl. Hermann Gesch. u. System S. 73). Daß diese Gesetze in bestimmten staatlichen Zustand verfaßten Gesetze nicht nothwendig identisch sein mußten mit der politischen Theorie der *Politeia*, ist einleuchtend. Diese Gesetze hätte alsdann Philipp verarbeitet, indem er die in der politischen Theorie, wie sie in der *Politeia* niedergelegt ist, in Uebereinstimmung zu bringen suchte. Daß er alsdann kein eigenes Eigenthumsrecht auf den Dialog hatte, ist klar, und daß er unter dem Namen Platos herausgab, ebenso natürlich. Der richtige Name des Werkes war dann offenbar *Πλάτωνος νόμοι*. Aristoteles hat sich ähnlich noch vor dem Tode Platos Athen verlassen; wenn er also nicht erhielt, so konnte und mußte er sie wol als eine Platonische ohne Rücksicht auf Philippus von Opus. Einmal waren die Alten immer bestrebt, ihren Werken ihre eignen Namen vorzusetzen; aber wenn Aristoteles wußte, daß Philipp von Opus Herausgeber und Bearbeiter des Dialoges war, so konnte er darum doch „die Gesetze“ platonisch fassen, weil sie es waren, und um so mehr, als er keinen offenen Widerspruch mit der Theorie Platos darin fand. Doch kann dieses Sachverhältnis unbekannt geblieben sein, da ja selbst die Platos in den Gesetzen ein Vermächtnis Platos erblickt zu haben. Das wäre wenigstens eine Erklärung, die, ohne der Autorität Aristoteles zu nahe zu treten, doch für uns den Gesetzen die Bedeutung für die Platonische Lehre entzieht. Doch sollte die schwierige Frage nicht abgemacht, sondern zu einer gründlichen Behandlung gegeben werden.

Suckow geht nun S. 157 ff. zu den nacharistotelischen Zeugnissen über. Zunächst macht er aus einer Angabe des Proclus ad Tim. ein Kränztchen aus Zeugnissen gegen die Echtheit des *Kritias*. Hier hat Herr Verf. wieder sein Scharfsinn zum Besten. Denn ganz

abgesehen davon, daß er in die Worte Krantors hinein legt, was nicht darin liegt, daß ferner auch selbst das, was er den Krantor sagen läßt, sich mit dem Inhalt des Kritias vereinigen läßt, bleibt doch auch die Möglichkeit übrig, daß Krantor absichtlich nur von der Darstellung des Athenischen und Atlantischen Staates im Timaeos geredet und absichtlich auf den Kritias keine Rücksicht genommen habe, weil die Vorwürfe, die man Plato machte, sich an seine Darstellung im Timaeos unmittelbar anschlossen, also auch noch vor der Abfassung des Kritias auftauchten. Dann kann aber darin kein Beweis gegen den Platonischen Ursprung von diesem Dialoge enthalten sein!

Von neuem wird die Stelle des Diog. Laert. III, 38 zur Sprache gebracht (S. 159 f.), wornach Dikaearchos Gewährsmann für den Phaedros wird. Nebenbei macht Herr Suckow denselben Dikäarch nur zum Zeugen für seine eigene Ansicht, daß der Phaedros ein Jugendwerk Platos sei, ohne sich darum zu kümmern, daß seine jetzige Auslegung derselben Stelle in Widerspruch steht mit der von ihm S. 40 gegebenen. Denn dort sollen die Worte *καὶ γὰρ ἔχει τι μειρακλιώδες τὸ πρόβλημα* das Urtheil des Diogenes enthalten; hier sollen sie, weil darauf folgt: *Δικαί-αρχος δὲ καὶ τὸν τρόπον τῆς γραφῆς ὅλον ἐπιμύμεται ὡς φορτικόν*, zugleich ein Urtheil des Dikäarch enthalten. Es heißt aber die Stelle im Ganzen nur so: „Es geht die Rede, er (Plato) habe zuerst den Phaedros abgefaßt. In der That hat nämlich der Gegenstand etwas Jugendliches. Dikäarchos tadelt aber auch (sogar) die ganze Weise der Darstellung als überladen.“ Jede unbefangene Auffassung dieser Worte wird über jene Worte nur urtheilen können, wie Herr Suckow zuerst gethan; aber gesetzt auch, Dikäarch hätte nicht bloß über die Darstellung, sondern auch über den Inhalt ein tadelndes Urtheil gefällt — was er schwerlich gethan hat —, so folgt daraus gar nicht, daß er zugleich auch den Phaedros selbst als ein Jugendwerk Platos bezeichnet hat. Hätte er das gethan, so würde Diogenes es gewis ausdrücklich gesagt haben; so aber begründet er die Glaubhaftigkeit, die für ihn das Gerede Anderer hat, durch ein Urtheil des Dikäarch, das, abgesehen von der Abfassungszeit des Dialogs, bloß auf ihn, wie er vorliegt, sich bezieht, und zwar nur auf die Form der Darstellung.

Endlich wird eine Angabe des Persaeos nach Diog. Laert. II, 61 hervorgehoben, wornach, um auf das Einzelne nicht einzugehen, etwa um 325 v. Chr. Pasiphon von Eretria als Fälscher von Dialogen unter dem Namen des Aeschines, Antisthenes und „der anderen“ Sokratiker (nach des Persaeos Ansicht wol als Urheber aller Fälschungen) erscheint. Unrichtig ist die Meinung des Herrn Suckow, daß dies Zeugnis von keinem neueren Kritiker berücksichtigt worden sei, da ja Hermann (Gesch. u. System der Platon. Philos. S. 469 und 585 A. 182) ausdrücklich darauf Rücksicht nimmt; wirklich drollig aber klingt es, wenn Herr Suckow in der Anmerk. 3 sagt: „So gefaßt haben die Worte des Persaeos durchaus nichts Unglaubliches; nur dürfen wir nicht folgern, daß Persaeos den einzigen Pasiphon als Verfasser aller unechten Platonischen Werke, auch derjenigen, die damals noch gar nicht vorhanden waren, habe bezeichnen wollen, vielmehr nur derjenigen, die er zu seiner Zeit als von einem Betrüger angefertigt und untergeschoben kennen gelernt hatte!“ Freilich redet Persaeos hier gar nicht direkt von Platonischen Dialogen; doch kann man sich diese Beziehung immerhin gefallen lassen. Seine Angabe hat einen allgemeinen Werth für die Bibliographie im Alterthum. Sie dient daher auch passend als Uebergang zu der durch Galenus bestätigten Wahrheit, daß der Betrug mit Schriften vorzugsweise in Folge des Entstehens großer Büchersammlungen, namentlich zu Alexandria und Pergamus, zum Geschäft wurde (S. 163 f.). Ist es auch im

meinen richtig, daß der Mangel eines kritischen Principa bei den Platonikern, wie der eines äußeren Maßstabs (Titelverzeichnis) die Hauptfehler waren, welche dem Betrug auch bei den gelehrten Vorstehern der Bibliotheken Eingang verschafften, so legt ihnen doch Herr Suckow auch sei Gedanken bei, die sie schwerlich gehegt haben, daß sie z. B. als Hauptsatz hingestellt hätten: man dürfe auch verschiedenartige Schriften gleichem Titel, so unwahrscheinlich es auch sei, daß z. B. Platon seinen Dialoge verfaßt haben sollte, nicht zurückweisen u. s. w. Die andern Doppelgänger dieser Art haben vielmehr wol zunächst in den Bibliotheken getrennt Aufnahme gefunden und sind dann von einem zu anderen übergegangen. Später werden, wie Herr Suckow bemerkt, die Verzeichnisse der öffentlichen Bibliotheken für Echtheit oder Unechtheit zur Entscheidungsquelle. Man wird aber vor und Theil neben ihnen zweierlei festhalten müssen, einmal, da die sog. Kritik der Alten im Ganzen nur wenig geübt ward, daß darum auf ihre Zweifel, wo nicht bestimmte Gründe entgegenstehen, Gewicht zu legen ist, sodann aber, daß im Allgemeinen über die wichtigsten echten Werke Platos eine gewisse Tradition in der Schule Akademie und der ihr verwandten Stoa sich erhalten habe, welche seit Unternehmungen erschwerte, andererseits dem Echten seinen Ansehen auf Geltung wahrte.

§ 165 wendet sich Herr Suckow zur Vernehmung des Zeugnisses Aristophanes von Byzanz (um 200 v. Chr.) nach Diog. Laert. III, 12. Die Eintheilung in Trilogieen aber, welche Diogenes mit Namen seines Namens verbindet, will er ihm nicht zuschreiben, weil sie sinnlos sei, und meint, die seinige — nach Herrn Suckow jedenfalls vollere — habe Diogenes absichtlich aus Vorliebe für Thrasyllus vertrieben. Also auch Diogenes wird in seinen Angaben verdächtigt; und sollen seine Referate, wo es Herrn Suckow paßt, unbedingt beend sein? Aber Herr Suckow hätte sich jene Trilogieeintheilung einmal näher ansehen sollen. Sie enthält allerdings ein Princip, verfolgt nämlich die Dialoge nach dem Lebensalter des Sokrates. Sie beginnt sie mit der Politeia u. s. w., worin Sokrates im kräftigen Alter erscheint, darum wird der Theaetetos dem Sophisten und Theaetetus — wol in Folge eines Miverständnisses, das hier leicht möglich war — nachgestellt, darum schließt die Reihe mit dem *Phaidros* und *Epistola*. Gerade das Auffallende, daß diese Verzeichnisse nicht alle Dialoge enthält und Diogenes ausdrücklich meldet *τὰ δ' ἄλλα καὶ ἐν καὶ πτω*, beweist, daß eben nur die in Trilogieen geordnet worden, in denen diese Princip durchführbar war. So lange das Princip der Eintheilung ein nur subjectives und willkürliches war, kann aber auch dieses eben sinnlos genannt werden.

Die von Herrn Suckow aus Diog. Laert. II, 64 (mit Uebersetzung II, 85) citierte Ansicht des Panaetios, daß aus der Zahl der unmittelbaren Sokratiker nur von Platon, Xenophon, Aeschines, Antisthenes, die echten Dialoge existierten, würde uns wieder auf jene Frage bringen, die Art und Weise und die Möglichkeit der geübten Betrügereien zu erklären. Wir übergehen das Einzelne, weil es von Susenmühl bereits vollständig besprochen ist, und wiederholen nur jenes allgemeine Resultat, das durch diese Nachricht des Diogenes bestätigt wird, daß eine alte Tradition in der Schule der Sokratiker bestand, auf die jenes auch des Panaetios offenbar sich stützt.

Im Folgenden weist Herr Suckow, gestützt auf Hermann, nach, daß Thrasyllus seiner Eintheilung der Platonischen Dialoge das Verzeichniß wahrscheinlich der alexandrinischen Bibliothek zu Grunde gelegt und daß eine eigenthümliche Mystik, die den Zahlen 36 und 56 zukam, die

Platonischen Dialoge in ein gleichsam *a priori* abgeschlossenes Maß zusammengestellt habe. Diesen Resultaten muß man beistimmen und anerkennen, daß allerdings Thrasyllus keine absolute Autorität für die Echtheit sei, so sehr er auch bei seinen Nachfolgern dafür gegolten hat. Kraft dieser Autorität wird man daher auch die von ihm nicht mitaufgeführten Dialoge, welche Diog. Laert. III, 62 nennt, für unecht erklärt haben, woraus indes nicht folgen muß, daß sie erst nach der Feststellung eines Verzeichnisses „der Bibliotheken“ verfaßt seien. Vielmehr mögen sie auf der am sorgsamsten geleiteten Bibliothek, deren Verzeichnis Thrasyllus benutzte, also wol der alexandrinischen, entweder gefehlt haben oder bereits ausgeschieden gewesen sein. Wann die Verzeichnisse geschlossen worden seien, läßt sich in keiner Weise angeben. Ueber die Anordnung der Dialoge im Einzelnen durch Thrasyllus folgt aus jenen allgemeinen Resultaten noch nichts.

Nach diesen Voruntersuchungen, auf die wir das Buch des Herrn Suckow gern beschränkt sähen, weil sie allein auch lobenswerthe Forschungen enthalten, will Herr Suckow nur aus den anerkannt echten Dialogen, deren Stamm durch den Phaedros, Symposion, Politia, Timaeos gebildet wird, die Merkmale darlegen, nach denen die Echtheit der übrigen geprüft und so das Verzeichnis der echten aus dem des Thrasyllus ergänzt werden kann. Herrn Suckow genügen selbst die Merkmale, nach denen Schleiermacher (Andere berücksichtigt er kaum) prüfte — nach Inhalt, Sprache, Darstellungsform — nicht mehr. Sie seien höchstens geeignet, um über die Unechtheit zu urtheilen. Er will dagegen die positiven Merkmale der Echtheit angeben. Wir treten mit großer Spannung an diese Darlegung heran; denn Herr Suckow verheißt uns ja, im Phaedros etwas ganz Neues entdeckt zu haben, das bis jetzt allen Forschern Platos verborgen geblieben sei. Diese Spannung mindert sich wol auf einen Augenblick, wenn wir von vorn herein S. 182 erfahren, daß nach Phaedr. 264 B von Plato eine schriftstellerische Nothwendigkeit, eine logische Anordnung in der Reihenfolge der Gedanken befolgt sein solle. Wir werden denken, das sei allerdings etwas Selbstverständliches, das wir von jedem Kunstwerk verlangen, zumal einem philosophischen, daß die Gedanken logisch, gesetzmäßig, nothwendig geordnet, nicht wie Kraut und Rüben durcheinander geworfen seien. Das verlangen wir nicht bloß von Plato, sondern von jedem Schriftsteller. Weil die Gesetze des Denkens in der menschlichen Natur gegeben sind und die Sprache sie in sich reflectieren muß, so ist jenes Postulat von allen richtig denkenden Schriftstellern lange vor Plato, wenn auch unbewußt, erfüllt worden. Platos Verdienst ist es nur, diese Gesetze und ihre Inbärenz in der menschlichen Seele entdeckt zu haben. Wenn sie nun aber jeder Andere auch anwendet, wie soll darin ein unterscheidendes Merkmal für Platonische Werke gefunden werden? Darnach kann man höchstens Werke von Meistern von Machwerken der Schüler und Stümper unterscheiden, aber kein Meisterwerk von einem anderen! Gerade durch diese Betrachtung wird unsere Spannung von neuem angeregt, zu vernehmen, was denn nun individuell Platonisch-logisch heiße. Herr Suckow steigert sie künstlich noch dadurch, daß er uns zu allem Ueberflusse zeigt, daß die dialogische Reihenfolge der Gedanken — freilich auch nur scheinbar — willkürlich sei, also die Erfüllung jenes Postulates nicht enthalte. Die hinter ihr verborgene logische Gesetzmäßigkeit muß also erkannt werden. Von ihr gibt uns Herr Suckow zwei Merkmale an. 1) Jede Beweisführung muß nach Phaedr. 264 C aus drei Theilen bestehen, entsprechend den Haupttheilen des Leibes Fuß = Begriffsbestimmung, Rumpf = Beweisführung, Kopf = zusammenfassende Schlussfolgerung. (Es kann im Ganzen gleichgültig sein, was man Kopf oder Fuß nennt: darum wol-

mit Herrn Suckow hierüber nicht rechten; es kommt nur auf eine *tertium comparationis* zwischen der Rede und einem i. naturgemäße Gliederung an.) Die Seele in diesem Leibe sei seit der zu begründenden Behauptung. Nach S. 417 wohnt sie in Leitung; dagegen ist die Abhandlung der Leib. So äußerlich ich Leib und Seele von einander trennen! 2) Wie nun jeder Leib iten, eine linke und rechte, habe, so mache es Plato zur Auf- r Dialektik, die höheren und allgemeineren Begriffe zweitheilig ten bis zum Untheilbaren hin. Das also sind die beiden Merk- ach denen Herr Suckow die Echtheit Platonischer Dialoge prü-

Keinem Sachverständigen wird es entgehen, daß Herr Suckow an sich nichts Neues entdeckt habe, das aber wird allerdings geben müssen, daß bis jetzt noch Niemand unternommen habe, allgemeinen Maßstabe der Beurtheilung des Platonischen zu ma- und aus guten Gründen. Denn dem stehen zu gewichtige sach- Bedenken im Wege. Der Unterschied zwischen mythischer und scher Darstellung findet dabei gar keine Berücksichtigung; alle ferner, in welchen sich lediglich hypothetische Begriffserörterung durch die man erst zur Definition aufsteigt, würden nach Herrn w's Princip unplatonisch sein; sodann folgt aus den Stellen aedros gar nicht, daß das, was einer in seinem Erkennen und zu thun verstehen muß, das ist nämlich die Spaltung der Be- is ins Untheilhare, daß eben dies auch in die schriftliche Darstel- vergehen soll als deren Methode, denn eben so wenig wie Erken- d Denken aufgeht in dieser Thätigkeit, eben so wenig kann es ie Darstellung. Vgl. nur p. 277 B. C, 266 A. Doch lassen wir ind andere sachliche Einwände beruhen; halten wir uns nur an das le dieses Princips. Aber auch das kann in keiner Weise genügen. vorab Drei- und Zweitheilung streng von einander geschieden, so an wissen könnte, wohin die eine, wohin die andere gehöre, so an in ihnen wenigstens einigermaßen fest abgegrenzte Merkmale, enen sich etwas entscheiden und unterscheiden ließe. Allein Herr w weiß darüber selbst nichts Gewisses. S. 194 sagt er, daß diese Theilungen häufig in einander spielen; bald soll die Zweitheilung weisführung zukommen, bald gerade anderen Reden (S. 418. 193); ird die Dreitheilung auf die Zweitheilung selbst zurückgeführt; eigene Bemerkungen des Herrn Suckow, wie sein Versuch, im ros die Herrschaft dieses neu entdeckten Darstellungsprinzips nach- en, zeigen genugsam, daß Herr Suckow sich aus der Verwirrung nicht herauszuwinden vermag. Hat er sich denn gar nicht gesagt, an mit jenen doppelten Theilungswegen der Gedanken in der That anfangen und beweisen kann, was man nur will. Die Zahlen 3 erschöpfen ja in sich und ihren Verbindungen, zweimal zwei, zwei- ei, zweimal vier und dreimal drei, alle möglichen Figurationen, in Gedanken überhaupt zu einander stehen können. Denn die Glie- in 5 und 7 Theile wird als unsymmetrisch schon an sich gemie- erden. Ferner fragt es sich, ob denn die Glieder der Theilung sich gleichen Werth nach ihrem Inhalt haben müssen, oder ob es weiten Gewissen auch freistehen solle, selbst über- und untergeord- ledankenverhältnisse als Theilungen desselben Gedankens oder Be- neben einander zu stellen? Herr Suckow gibt darüber keine umung; seine Ausführung zeigt nur zu sehr, wie nöthig sie gewe- Kurz, bei der Dehnbarkeit dieser sog. Merkmale des Platonischen es wirklich einem Manne „mit wenig Witz und viel Behagen“ nicht schwer werden, die kühne Herausforderung des Herrn Suckow 2) anzunehmen und vielleicht gar den Beweis zu liefern, daß nie

ein anderer Philosoph existiert habe als Plato; alle Werke, die wir unter dem Namen Anderer, z. B. des Aristoteles, empfangen hätten, seien Platonisch. Doch man würde nicht eben bei den Philosophen stehen bleiben müssen; vielleicht ließen sich alle Klassiker in einen einzigen Mann zusammenziehen. Die griechischen und römischen gewis, denn das Denken der Alten bewegt sich ohnedies am liebsten in Gegensätzen; doch vielleicht würde auch Wolfgang von Goethe nur zu einer mythischen Persönlichkeit! — In seiner Sucht, Neues zu entdecken, hat Herr Suckow in der That den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. Denn die logischen Gesetze des Denkens und Beweisens erschöpfen sich gar nicht in diesem Allgemeinen der äußeren Gliederung und lassen sich auch nicht in den spanischen Bock einer Zweitheilung einspannen. Hätte Plato mit Bewußtsein Alles bis zum Untheilbaren zweitheilig gegliedert, wie dürr und ungenau, oder mit Herrn Suckow's Ausdruck zu reden, „wie hölzern und weitachseig“ hätte er werden müssen! Er hätte sich des besten Gutes eines Künstlers, der Freiheit, begeben, welche sicher schafft, ohne zu grübeln, und den Gedanken in schönen Formen gestaltet, mannigfaltig, nicht nach einem vorgeschriebenen Schema. Die sogenannte dialogische Form, welche Herr Suckow zerbrechen muß, um zu seiner Logik zu kommen, würde kein Ersatz sein für diesen Verlust der geistigen Bewegung; auch läßt Herr Suckow ihr Verhältnis zu jener logischen Form im Einzelnen wolweislich so unbestimmt, daß in sie höchstens ein Schein der wahrhaft künstlerischen Freiheit sich retten könnte.

Dies über den Abschnitt S. 181 — 195. Wir hätten darnach kaum nöthig, auf das Folgende einzugehen, worin Herr Suckow die Probe seiner Theorie an dem Phaedros macht. Dennoch wollen wir die Sache auch *in concreto* kennen lernen. Der Herr Verf. möchte uns sonst verwerfen, wir hätten ihn nicht verstanden, er meine etwas ganz Anderes, als wir bekämpften, darum habe er ja auch schon in dem Vorwort gesagt: es solle Niemand über sein Buch urtheilen, ehe er es zu Ende gelesen. Dazu kommt noch S. 195: „Das Folgende kündigt sich daher auch nicht als magerer Auszug an, dergleichen bisher von Anderen in den Einleitungen oder anderswo gegeben worden ist, sondern als einen fortlaufenden Commentar.“ *Nous verrons!*

Freilich würde es uns kein Leser Dank wissen, wollten wir ihn durch die ganze Wüste der haarspaltenden Suckow'schen Entwicklung hindurchführen und ihn selbst die Langeweile schmecken lassen, welche Ref. leider manche vielleicht besser verwendbare Stunde verbittert hat. Einige Mittheilungen und Probchen mögen genügen.

Die Auffassung des Einzelnen bestimmt sich durch die des Ganzen. Was ist nach Herrn Suckow der Inhalt des Phaedros? S. 196 bestimmt er ihn als: eine philosophische Theorie der Beredsamkeit, oder eine Darstellung, wie die Philosophie Anleitung zur vollkommenen Beredsamkeit ertheile. Nun, wer zu dieser veralteten Auffassung zurückkehrt, der muß doch mindestens die Auffassungen Anderer als grundlos erweisen. Wo geschieht das? Freilich Herr Suckow weiß ja von Platonischer Philosophie noch nichts; er beginnt erst das Studium derselben mit dem Phaedros von Neuem, und einstweilen existieren für ihn andere Dialoge noch gar nicht, bis er erst das Vorhandensein seiner Merkmale des Platonischen in ihnen aufgewiesen. Es kann also bei ihm auch von einer Auffassung des Phaedros im Zusammenhang mit anderen Dialogen, ein Begreifen desselben aus dem Ganzen der für ihn noch nicht vorhandenen Philosophie Platos nicht möglich sein. Darum muß er auf die unterste Stufe der wissenschaftlichen Erkenntnis in diesen Dingen heruntersteigen. Das ist die nothwendige Folge davon, wenn man die Wissenschaft ignoriert und von vorn beginnen will! Doch weiter! Der Inhalt der ersten

sei, zu zeigen, wie die Philosophie zuerst eine vorbereitende Grundlage dem Wege des Beispiels aufstellt, welches zunächst und hauptsächlich die Regeln der Beredsamkeit anschaulich darstellen soll, später als Beweismittel gebraucht werden kann; die zweite Hälfte sei beiden Unterricht über die zur vollkommenen Beredsamkeit nothwendigen Eigenschaften mitzutheilen. Das ist in der That nur die Schleiermacher'sche Ansicht und bleibt es, mag dieser auch Herr Suckow kurz in ihrer kurzen Form vorgeworfen haben, sie sei unlogisch u. s. w. „schärfere“ Formulierung hat sogar noch den Fehler mehr, daß die Theile eigentlich ganz unvermittelt neben einander stellt, während nach der Schleiermacher'schen Ansicht das „Beispiel“ (thun ein Theil der Begründung war. Des Interpreten Aufgabe ist es, gerade über dieses formale Nebeneinanderstellen der beiden Theile zugeben und den Inhalt der Reden des ersten Theiles mit dem Inhalt des zweiten Theiles in Bezug zu setzen. Von dieser Aufgabe hat Suckow gar keinen Begriff. Fehlt also das Verständnis des Inbegriffs des Ganzen, woher sollte nun im Einzelnen dem „fortlaufenden Commentar“ sein Werth erwachsen? Herr Suckow glaubt schon Wunderliches gethan zu haben, wenn er den ersten Haupttheil in zwei Theile zerfällt: 1) die Rede des Lysias, deren Zweck sei, die Schüler mit richtigem und wohlklingenden, sonst aber verwerflichen Reden bekannt zu machen, um zu zeigen, was in der Abfassung von Reden zu beachten sei! 2) werden sodann die zu befolgenden Regeln durch Beispiele über einen ganz ähnlichen Gegenstand, hier z. B. durch eine Untersuchung über die Frage, ob die Liebe für den schönen Knaben ein Gut oder ein Uebel sei, zur Anschauung gebracht (S. 237—257); S. 199. a) es zeigt, daß eine gewisse verwerfliche Art der Liebe allerdings ein Uebel für den Geliebten sei, dagegen b) in dem zweiten Haupttheile, daß eine gewisse höhere Art der Liebe ein unvergleichliches Gut für den Liebenden sei. — Also das Thema, die Liebe, ist ganz gleichgültig für den Dialog. Es heisst bloß z. B.! Warum man doch nur Plato Philosophen und nicht lieber einen Rhetoriker nennt?

Im Vorwort, wozu Herr Suckow nicht bloß das Gebot an die Mündigkeit der kleinen einleitende Erzählung, sondern auch die Darlegung der Gründe rechnet, um derentwillen es gut sei, den Begriff der Sache zu bestimmen, über welche gesprochen werden soll, sondern er von der wissenschaftlichen Anordnung unterworfenen Punkten aus. So hat man sich zu helfen und nennt das Verfahren „Zerbrechen der rhetorischen Form“, um den tieferen Inhalt zu finden, d. h. ihn auf Null zu reducieren. Das geschieht öfter; die Deutung wird dadurch bequem, daß die Sache zurecht gelegt; nur schade, daß es ohne Princip geschieht, lediglich nach Willkür!

In seiner eigenen (zu wessen sonst noch?) großen Ueberraschung hat nun Herr Suckow in der ersten Rede des Sokrates richtig die dreitheilige: a) Begriffsbestimmung, b) Beweisführung, c) zusammenfassender Schluß. Man sollte erwarten, daß wenigstens in der Begriffsbestimmung Herr Suckow sein Princip recht ungestört durchzuführen könne; aber nein! S. 203 und 204 ist er genöthigt, in einer Anmerkung anzuerkennen, daß auch hier Vieles der rednerischen Einkleidung überläßt, ja daß der rednerische Zweck sogar auf die wissenschaftliche Untersuchung selbst eingewirkt und sie genöthigt hat, von der strengen rhetorischen Form abzuweichen, z. B. in der Ableitung des Wortes *ἔρω* u. s. w., ja es stößt sogar Herrn Suckow das Eigenthümliche auf, daß das den Denkgesetzen gemäß zuerst zu stellende Merkmal wie er sagt „den Sprechgesetzen“ gemäß (*sic!*), zuletzt gestellt wird u. s. w. Das heisst doch deutlich genug ein Bekenntnis aus dem Munde

des Gegners, daß sich Plato nach einem abstrakten Schema nicht metern läßt!

In der Beweisführung gehen Platos Gedanken einen sehr einfachen, naturgemässen Gang. Um nun überall die Zweitheilung herauszubekommen, sieht sich Herr Suckow genöthigt, Begriffe ein- und unterzuschieben, z. B. den Gegensatz von Ziel und Mittel, und sogleich stellt er wieder Mittel und Grund der Wahl einander gegenüber. Während Plato eine vierfache Mangelhaftigkeit angibt in den Gegensätzen *ἤτων δὲ ἀρεθῆς σοφόν, δειλὸς ἀνδρείου, ἀδύνατος εἶναι ῥητορικόν, βραδὺς ἀγγιστ*, so schiebt nun Herr Suckow die Kategorien (welche!) des Wichtigern und Minderwichtigen unter und rechnet zu Letzterem Mangel an Beredsamkeit und Mangel an Fassungskraft! Freilich auch wir wollen bei der Erklärung antiker Schriftsteller die Gegensätze der Begriffe hervorheben, aber keine hineingetragen sehen. Der Gedankeninhalt muß immer wichtiger sein als die Form des Ausdrucks und maßgebend für diesen. Nur je trockner und steriler ein Schriftsteller der guten Zeit nach seinem Gedankeninhalt ist, desto mehr hat er in der Regel nach einem dem Ohre und Auge imponierenden Form gestrebt. Am besten dient ihm eben der Gegensatz. So bei Isokrates. Plato weist ihn auch zu benutzen, aber ohne selbst ihm dienstbar zu werden. Deswegen wollen wir Herrn Suckow auch gar nicht abstreiten, daß er in seiner Jagd nach Gegensätzen hier und da Manches schärfer gefaßt habe als andere Interpreten oder z. B. Schleiermacher in seiner Uebersetzung, auf die er sich zum öftern bezieht. Das berechtigt aber Niemand, ein Mittel, das bisweilen gute Dienste thut, zum Universalmittel, zum Princip aller Erklärung eines Schriftstellers zu machen. Nebenbei bemerkt wäre es vielleicht verdienstlich gewesen, wenn Herr Suckow nach jenem Gesichtspunkt eine auf Einzelheiten bezügliche Kritik der Schleiermacher'schen Uebersetzung geliefert hätte. So hätte er wenigstens ohne Schaden seine wenigen Kleinodien verwerthen können. Was soll man aber sagen, wenn Herr Suckow zu der Stelle p. 239 E *παρὸς γὰρ καὶ ὑπὸς καὶ ἐν γυνῶν καὶ φίλων στήρεσθαι* also dichotomirt: 1) Verwandte, a) Eltern, α) Vater, β) Mutter, b) entfernte Verwandte (warum sind diese nicht bis „ins Untheilbare“ getheilt?); 2) Freunde!? oder wenn Plato die Begriffe *ῥητόρων τε καὶ εὐνουστῶν καὶ θεοστῶν* nebeneinander stellt und Herr Suckow darin eine Bezeichnung des inneren Werthes der lebenden Besitzthümer für den Knaben erblickt, 1) weil er selbst sie am meisten liebt, 2) weil er von ihnen am echtesten geliebt wird, a) weil ihre Liebe am herzlichsten ist, b) weil sie auf sein wahres Wohl gerichtet, also am gottähnlichsten ist (S. 212)? Wer gibt das Recht, wenn Plato nebeneinanderstellt *ὁρῶντι, ἀκούοντι, ἀπομύνῃ* zu theilen: 1) in Wahrnehmung durch edlere Sinne, a) Gesicht, b) Gehör, 2) durch den niedrigeren Sinn der Berührung? (wo bleibt Geruch und Geschmack?), wer zu p. 240 D zu scheiden a) Thaten im engeren, b) im weiteren Sinn d. i. Reden? Was sind das für Gegensätze, wenn z. B. p. 254 A von dem Rosse gesagt wird *βιαζόμενος ταυτὸν κατέχει*, also nur ein Satz da ist, und Herr Suckow nun erklärt: 1) es überwindet sich selbst, 2) es hält sich zurück (S. 312)? Kann man in dieser Weise nicht jedes Wort in jedem Satz dem anderen gegenüberstellen? Wo bleibt ein objektives Maß für diese Art von Dichotomie? Doch wir wollen nicht allzuviel Zeit und Mühe mit der Kritik dieses tothen Scholasticismus und höchst billigen Schulwitzes vergeuden. Um komische Effekte durch Zusammenstellung zu erzielen, wäre die Sache fast zu ernst und ist die Behandlung des Herrn Suckow zu trivial. Ref. gesteht, wenn Herr Suckow Recht hätte und es milde in Zukunft die Aufgabe der Platoniker sein, in Suckow'schem Manier zu interpretieren, oder aus solchen Interpretationen Platos Dialoge

verstehen zu lernen, solche Bücher zu lesen, wie das vorliegende — Ref. würde lieber seinen Platonischen Studien Valet sagen und sich soweit wie möglich von diesem Irrenhause anbauen. Es könnte schwerlich unglücklichere Menschen geben, als die Platoniker der Zukunft!

Wir heben noch einiges Sachliche hervor. Wie steht es denn mit dem Verständniß der zweiten Rede des Sokrates? Ach — sehr traurig! Von der Bedeutung des Mythos hat Herr Suckow gar keine Ahnung; nach seinen nüchternen Kategorien sucht er — nicht die Sache, sondern lediglich die Worte verständlich zu machen. Man hätte wol erwarten dürfen, daß Herr Suckow am Schluss seiner Deduktion (S. 327) auch etwas zum philosophischen Verständniß des Ganzen zu thun versucht hätte. Davon keine Spur. Die Erkenntnis der Platonischen Gedanken glaubt er also lediglich durch seinen formalen Zernetzungsproceß erreichen zu können. Aber gleich die Begriffsbestimmung der *μυῦτα* will sich seinem Vorurtheile nicht fügen, so sehr er sich auch abmüht, sie unter den Begriff der *συμφορὴν* zu bannen, der sie von Plato entgegengesetzt wird. Er hilft sich mit der Behauptung: es sei unmöglich, daß Jemand das viele Dunkle und Unbestimmte der ganzen zweiten Redehälfte in Abrede stellen könnte. Damit glaubt er sich das Recht erobert zu haben, weil ja die wahre Anordnung der Gedanken nicht auf der Oberfläche liegen könne (ja wol!), nach eigenem Witze recht künstlich umzudeuten. Warum hat aber Herr Suckow die nicht berücksichtigt, die jenes „Unmögliche“ doch gethan haben? Warum ist er nicht wenigstens zu dem tiefsinnigen Krische in die Schule gegangen, warum hat er von dem besonnenen Zeller nichts gelernt? Daher kommt es, wenn Herr Suckow S. 233 von einem räumlich ausgedehnten Theil der Seele spricht oder S. 299 Plato sich die Seele überhaupt stoffartig und raumerfüllend denken läßt, oder wenn er S. 236 A. I in der Seele einen bewegenden Theil unterscheidet, der als Idee der einzelnen (*sic!*) Seele wahrhaft seiend sei, und einen bewegten, nicht ausgedehnten, nur denkenden Theil derselben, der zu aller Zeit nothwendig als werdender da sei. Das Gefieder ist nichts als eine sehr feine und leichte, zugleich schöngestaltete Umhüllung der Seele (dieser Stoffart). Die Liebe hat auch in diesem Mythos im Wesentlichen keine philosophische Bedeutung. Wie könnte sie darnach die Darstellung der Wirkungen der Liebe haben, wenn sie der Hauptbegriff, die Ursache selbst nicht hat? Also lassen wir auch das. Ref. begnügt sich mit der Erklärung, daß er aus den sachlichen Bemerkungen des Herrn Suckow nichts gelernt hat, wodurch er sich genöthigt sähe, seine Erklärungen in der Abhandlung über die Platonischen Mythen umzuändern. Er will lieber eine andere Seite der Interpretation im Einzelnen verfolgen, weil sie schwerlich von einem Anderen einer näheren Betrachtung möchte unterzogen werden. Das ist die Texteskritik des Herrn Suckow. Auch dafür schmeichelt sich derselbe, nach eigenen Grundsätzen Viel geleistet zu haben. Es wird sich zeigen, daß seine Grundsätze (vgl. S. 211 A.) dasselbe sind, was andere Leute Willkür nennen. Auch hier, im Kleinen, tritt uns der abenteuerliche Sinn des Herrn Verf. recht deutlich entgegen, mit dem wir schon im Großen ausreichend Bekanntschaft gemacht haben. Wir nehmen sämtliche Stellen vor, in denen er Aenderungen oder neue Erklärungen vorschlägt, übergehen nur diejenigen, in denen sich seine Polemik gegen Andere lediglich auf die Setzung eines Komma etc. gründet. Herr Suckow schließt nämlich vielfach, daß Andere eine Stelle mißverstanden haben müssen, weil sie ein Komma ausgelassen, aber er hat sich dabei nicht etwa gefragt, ob man nicht auch die Interpunktion nach verschiedenen Principien handhaben könne. Vgl. z. B. zu p. 247 S. 259. A.

p. 234 D. (S. 447) weist er die Worte *εἰς οὐτὼ δὲ* (statt *δὴ*) *δοκεῖ*

παῖς dem Sokrates zu; die Antwort des Sokrates schlägt er dagegen zu der folgenden des Phaedros. Dies ist eine der wenigen Aenderungen, denen Ref. vollkommen beipflichtet. Wer die Vertheilung der Worte wie seither beibehalten will, dem würde Ref. vorschlagen, οὕτω in οὕτως zu ändern — ein Ausruf des Unwillens. Doch die von Herrn Suckow vorgeschlagene Vertheilung erscheint in der That geeigneter.

p. 239 D. (S. 210) ἐπιτηδεύων statt ἐπιτηδεύοντα. Dieser Nominativ würde sich an den obigen zu ὁφθῆσεται gehörigen δῶκων anschließen. Herr Suckow fühlt sich zu dieser Aenderung bewogen in der Meinung, die folgenden Worte αὐτῷ δὲλα κ. τ. λ. bezögen sich auf das unmittelbar vorausgehende und würden bei der Lesart ἐπιτηδεύοντα eine unnöthige Weilschweifigkeit enthalten; allein übersehen ist, daß jene Worte auf den ganzen Satz zu beziehen sind, also auf das regierende ὁφθῆσεται δῶκων, daß ferner die spezielle Angabe all der Eigenschaften, welche der Liebhaber an dem Geliebten erstrebe, einen allgemeinen zusammenfassenden Schluß nothwendig mache, wie ihn gerade die hergebrachte Lesart enthält, daß weiter das ὅσα κ. τ. λ., von ἐπιτηδεύων abhängig, unpassend sein würde, weil die Objekte zu dem thätigen Subjekt aus dem vorhergehenden zu ergänzen sind, dort aber ein anderes thätiges Subjekt voraussetzen, während auch der Nominativ des Participiums ἐπιτηδεύων von dem regierenden ὁφθῆσεται allzu weit getrennt wäre, daß endlich das ἐν κεφαλῇ, von dem Plato im Folgenden spricht, nicht etwa sich auf „die Bestrebungen“ richtet, welche der Liebhaber für die Pflege des Körpers des Geliebten selbst anwenden werde, sondern im Gegentheil objectiv die ganze Körperbeschaffenheit des Geliebten, welche der Liebhaber erstrebt (δῶκε), als eine nachtheilige bezeichnet.

p. 241 A. (S. 218) ὅτε statt τότε (δὴ δέον κ. τ. λ.). Daß nun zu διορ ein ἴσως zu ergänzen sei, ist für Herrn Suckow eine sehr leichte Annahme, während diese Construction doch geradezu ungr Griechisch genannt werden muß im Vergleich zu der hier vorhandenen des sog. Acc. abs. in διορ. Der Grund seiner Aenderung, daß τότε hier im Sinne einer zur Gegenwart gewordenen Zukunft gebraucht sein soll, ist gar keiner; denn Plato hält in der Anschauung, aus der er spricht, einen einmaligen Fall fest, der in der Vergangenheit fixiert wird, obwohl er sich in dieselbe hinein versetzt nach dem nun gewählten Tempus in λέληθε.

p. 241 B. (ib.) ἀπόστοργος statt ἀπεισιερηκώς ist ein ganz unplatonsches Wort, also jedenfalls unstatthafter als das allerdings schwierige der hergebrachten Lesart.

p. 245 D. (S. 236.) Statt κινήσεως. ἀρχὴ δὲ will Herr Suckow lesen: γενέσεως δὲ ἀρχή. Hiergegen spricht, daß die Seele nicht kann ἀρχὴ γενέσεως genannt werden. Gilt also der Beweis von dieser ἀρχή, so trifft er die Seele nicht. Herr Suckow geht zugleich von der falschen Ansicht aus, daß die γένεσις ein der κίνησις übergeordneter Begriff sei — eine Ansicht, die Ref. in den Neuen Jahrbüchern f. Philol. und phil. C. Bd. LXXI S. 176 ff. zu berichtigen versucht hat.

p. 246 C. (S. 248 f.) Statt λελογισμένου (λόγου) will Herr Suckow λελογισμένον lesen und ζῶον ergänzen. Er übersetzt: ein Lebendiges, das man sich aus keinem vernünftigen Grunde erschlossen hatte. Der Grund seiner Aenderung ist nur ein sprachlicher; λόγος heiße schon ein vernünftiger Grund, also sei der Zusatz tautologisch. Aber im Griechischen ist es wol gerade wie im Deutschen. Wenn ich sage: es hat etwas keinen Grund, so heiße das auch keinen vernünftigen Grund, nämlich objectiv; ich kann aber auch die subjektive Beziehung noch daneben setzen. Plato will hier sagen, man stelle sich Gott oder das Unsterbliche falsch vor, und zwar ohne daß man einen Grund habe, der sich auf Gesetze des Denkens stütze. So drückt hier das Partic. den Gegensatz gegen

Willkürliche aus, das in *πλάττομεν* ausgesprochen ist. Aus diesem kann man etwa den allgemeineren Begriff vorstellen zu ergänzen, an den die präpositionale Ausdruck anlehnt. Die Beifügung eines gleichnamigen Verbi zu einem Substantiv hat ohnedies für einen mit dem Sprachgebrauch der griechischen Schriftsteller namentlich der Dichter Benannten gar nichts Auffallendes. Im Phaedros selbst war kurz vorher in einer *ἐρώμεως ὁσθεΐσαι ῥώμη* die Rede, und im Timaeos 34 A. kommt zu allem Ueberflufs auch ein *λογισμὸς λογισθεὶς* vor.

p. 246 E. (S. 251) nimmt Herr Suckow Anstofs an τοῖς ἐναντίοις und will τοιοῖτοις lesen, weil der Artikel auffallend sei. Allein die vorgeschlagene Aenderung machte den hier erforderlichen Begriff viel zu unstimmt; sodann wäre grammatisch in Bezug auf das Vorhergehende nicht richtig τοῖς τοιοῖτοις. Es genügt aber der einfache Artikel, welcher in Bezug auf das vorausgesagte πᾶν ὅτι τοιοῦτον den „jedemaligen“ Gegensatz andeutet.

p. 247 A. (S. 253) finden wir eine höchst abenteuerliche Erklärung von ἰστία oder eigentlich gar keine. Herr Suckow will das Wort nicht als Eigennamen gefasst wissen, sondern als Adjektiv, und ergänzt στρατιά dazu. Was es bedeute, sagt er nicht; er leitet es wol gar von ἰστημι ab! Doch weifs man das nicht. Uns ist nur ein (bei Heliodor vorkommendes) Adjektiv ἰστικός bekannt, das aber „zum Herde gehörig“ bedeutet. Auch dieser Sinn conveniert Herrn Suckow nicht. Die Zweitheilung achtet es nöthig, der στρατιά oder Schaar, welche die Wohnung verlässt, eine andere gegenüberzustellen, welche in ihrer Wohnung bleibt. Es versteht sich von selbst, dass sich Plato dieser logischen Consequenz unterwerfe. Herr Suckow hält diese Schaar für die der Schaar der anderen (??) Götter übergeordnete und rechnet die Weltseele darunter. Er besupplet das.

p. 247 C. (S. 257) soll αἱ δὲ (θεωροῦσαι) in ἡ geändert und dieses auf τριτοβά bezogen werden. Es gieng schon sprachlich nicht gut, dass ἡ μὲν γὰρ ἀθάνατοι καλούμεναι ohne entsprechenden Gegensatz blieben; aber sachlich passt die Aenderung noch weniger. Denn gerade jetzt geht Plato, was er schon B. andeutete, dazu über, den mitgebrachten idealen Inhalt der menschlichen Seelen, dann den Uebergang derselben ins irdische Leben im Gegensatz zu dem der Götterseelen, also die Trennung der Bahnen darzustellen und zu begründen. Denselben Gedanken in diesem Gegensatz greift er wieder auf 248 A. Καὶ οὗτος μὲν θεῶν βίος, αἱ δὲ ἄλλαι ψυχαὶ κ. τ. λ.

p. 249 D. (S. 282). Statt τε καὶ nach περιῶται liest Herr Suckow ὅτε καὶ. Diese Aenderung ist mindestens unnöthig, da sie zum Verständnis der Sache nichts binzubringt. Die drei Seiten lange Anmerkung scheint aber auch nur dazu geschrieben, Heindorf, Schleiermacher und Schneider die Lorbeeren vorzubalten, die sie hätten ernten können, wenn sie „den Abschreibern etwas weniger Verehrung erwiesen und nur einen kleinen Theil ihres Scharfsinns darauf angewandt hätten“, statt sich mit dem Verständnis des vorliegenden Textes „zu quälen“ — willkürlich zu ändern. Wie gut für Herr Suckow, dass sie das nicht thaten! So kann er doch nun jene Lorbeeren selber ernten!

Zu p. 252 D. (S. 302) theile ich nur der Curiosität wegen mit, dass Herr Suckow ὡς ἂν ἡ ἀδιάσθορος erklärt: „bis er zur Unverweslichkeit, nach Scheidung der Seele vom Leibe, gelangt.“ So redet er sich von dem „unverweslichen Seelenleben“! Und sollte es wirklich in der Grammatik des Herrn Suckow stehen, die er so oft erwähnt, dass ὡς θεὸν αὐτὸν ἔκρινον ὅσα Acc. absol. sein könne?

p. 255 C. (S. 319) verdächtigt Herr Suckow die Worte: ὃν ἡμερον ἕως Γανυμήδους ἐρῶν ἀνόμασε so wie ἡ μὲν εἰς αὐτὸν ἔδω ἡ δ' ganz

grundlos. Denn einmal geht er von dem falschen Gesichtspunkt aus, als würde damit Plato die sinnliche Knabenliebe rechtfertigen durch das Beispiel des Zeus, während doch die Liebe des Zeus zu Ganymedes nichts Anderes sein kann als die, welche Plato von dem Philosophen auch verlangt, die darum mit dem kretischen Ursprung (Legg. I, 636) nichts gemein hat. Man muß also den Ausdruck *ἔρως* erst richtig verstehen; sodann scheint es Hrn. Suckow ein Widerspruch, daß Plato jetzt *ἔμερος* aus der Göttersprache erklärt, während es doch 251 C. aus der menschlichen abgeleitet sei. Allein eine doppelte Erklärung eines Wortes ist ganz und gar nicht unplatonisch, wenn es eben nur auf die Sache ankommt. Jede Erklärung gibt alsdann ein Merkmal an. So wird auch hier die Zurückführung des *ἔμερος* auf Zeus das Göttliche daran bezeugen. Zudem sind die Worte 251 C. *ἃ δὲ διὰ ταῦτα ἔμερος καλεῖται* so unbestimmt, daß damit eine spätere Zurückführung auf Zeus formell nicht einmal ausgeschlossen wird. Der Gegensatz *ἢ μὲν ἢ δ'* ist aber ganz unentbehrlich, um den Gegensatz der Liebe und Gegenliebe zu bezeichnen. Das Wort *ἀπομαστρομένον* erhält ohnedieß dadurch erst seine Stütze.

Statt *πνεῦμα* (ibid.) möchte Herr Suckow *φάσμα* lesen, ganz ungegründet. Ebenso wäre *ἀναπετάσαν* für *ἀναπετρώσαν* reine Willkür.

p. 255 E. (S. 322) ist allerdings *συγκοιμήσει* auffällig, wenn es wirklich die Bedeutung des Zusammenschlafens haben sollte. Es kann aber, da es durch das vorübergehende *συγκατακλίσθαι* seine Erklärung findet, auch wol bloß Zusammenliegen — eben bei dem Gastmahl — bedeuten. Gewis würden *συνάφης* oder *συμβόλης* nicht die gewünschte Verbesserung enthalten.

p. 260 C. (S. 332) verändert Herr Suckow *Ἄρ' οὖν οὐ κρείττον γέλοιον ἢ δεινόν τε καὶ ἰχθρὸν εἶναι φίλον;* in *Ἄρ' οὖν οὐ δεινὸν γέλοιον δεινὸν τε καὶ ἰχθρὸν ε. φ.;* Der Grund, warum er in der handschriftlichen Lesart „dicke Finsternis“ findet, ist ein gänzlich Verkennen des wahren Sinnes dieser Frage. Er meint nämlich, es solle in Ernst daraus resultieren, ein lächerlicher Freund sei besser als ein *δεινός τε καὶ ἰχθρός*. Die Ironie, die darin liegt, entgeht ihm. Sokrates will nämlich mit Bezug auf des Phaedros Antwort sagen: Freilich ist das lächerlich und schlimm genug — aber es ist noch nichts gegen die folgende Verkehrtheit. Das *κρείττον* gerade ist ironisch und dient somit der rhetorischen Steigerung; dagegen wäre Herrn Suckow's Vorschlag ganz unerträglich. Ein *δεινὸν γέλοιον* „ein furchtbares Lächerliche“ ist ein sprachliches und sachliches Unding, und das doppelte *δεινὸν* in verschiedenem Sinn kann, so frostig es ist, nur Herr Suckow für sinnreich und heiter erklären.

p. 263 B. (S. 344). Die Aenderung von *τέχνην* (*ῥητορικὴν*) in *ἐχνη* entspringt einer höchst kleinlichen Disputiersucht. Es komme, meint Herr Suckow, darauf an, daß einer die Beredtsamkeit „mit Kunst“ ausüben wolle, aber das liegt ja schon darin, wenn einer die Kunst vorhat zu betreten, und daß das erste Erfordernis dann ein methodisches Theilen der Begriffe ist, enthält das Folgende; *ῥητορικὴν* aber so bloß zu stellen ohne Substantiv oder ohne Artikel, wäre ganz ungeeignet. Dagegen billigt es Ref., wenn Herr Suckow C. statt *Ἐρωτα ἴρωτα* geschrieben haben will, da in der That hier nicht an den Liebesgott gedacht werden kann.

p. 267 C. (S. 363). Wie abenteuerlich, wenn Herr Suckow das *πῶς* in das Indefin. *πὺς* und gar *ἃ ἐκείνῳ* in *κάνειον* umwandelt, „der ein Körbchen Likymnischer Worte dargebracht hat!“ Und wie frostig ist dieser geistreiche Gedanke. Zudem gehört die Form *κάνειον* dem jonischen Dialekt an (Od. X, 355); aber auch *κάνειον* kommt in keinem Platonischen Dialoge vor. Ref. scheint die Schwierigkeit, die diese Stelle allerdings enthält, am einfachsten zu lösen, wenn man nach *εὐκλείας* einen

Gedankenstrich setzt und den Genetiv ὀνομάτων τε A. von α̃ (ἐκείνῳ) abhängen läßt. Dann geht es auf das Folgende, und als Subjekt des ἰδωθήσεται ist Protagoras zu denken. Aber Phaedros fällt dem Sokrates in die Rede, und zwar mit Beziehung auf α̃ durch das Neutrum plur. Πρωταγόρας. Statt ὅν würde dann allerdings ὡς zu lesen sein, wenn man nicht, ὅς beibehaltend, ein hier wol zu rechtfertigendes Anakoluth annehmen will. Dafs der Genetiv ὀνομάτων A. voraussteht, hat seinen guten Grund in dem gegensätzlichen Verhältniß zu λόγων. Diese gehören dem Polos, jene dem Protagoras.

p. 268 C. (S. 366). Wahrscheinlichkeit hat die auf Cornar. gestützte Vermuthung des Herrn Suckow, dafs ἰρωτάτε zu lesen sei statt ἰρωτᾶς. Daran schließt sich dann in der Antwort das auch von Hermann aufgenommene ἵπουν an. Ganz unzweckmäfsig würde dagegen die vorgeschlagene Umänderung von φαρμακίοις in φαρμακεῖσι sein, so unverständlich auch Herr Suckow jene Lesart findet. Aber Sokrates will sagen, dafs ein solcher Mensch entweder irgend ein Heilmittel/aus einem Buche oder aus eigener Erfahrung aufgegriffen habe, d. h. indem er durch Zufall auf irgend ein beliebiges Mittel gekommen ist, durch welches er irgend eine Erscheinung hervorbringen kann.

p. 269 C. (S. 369) ist die Aenderung in τὸ δὲ δ' ἕκαστα, wenn 'auch an sich nicht widersinnig, doch unnöthig. Des Herrn Verf. Bemerkung steht in gar keinem Zusammenhang zur Sache.

p. 270 D. (S. 373) ist τῷ vor τὸ παθεῖν festzuhalten. Für Herrn Suckow musste allerdings die dreifache Frage zu παθεῖν gegenüber der zweifachen zu ποιεῖν anstöfsig sein, uns ist sie es nicht.

p. 270 E. (S. 375) kann Ref. auch nichts Ungesundes wahrnehmen. Herr Suckow geht von dem Vorurtheil aus, dafs hier von dem Redner und gar nicht von dem Lehrer der Beredsamkeit die Rede sei, während doch Plato nach 270 D. diesen Unterschied gar nicht so scharf zieht. Beide sollen eigentlich zusammenfallen. Dafs aber δεῖξαι nicht, wie Herr Suckow will, in διδιδεν verwandelt werden dürfe, beweist ganz unwiderleglich 271 A., wo Plato von dem eben ausgesprochenen allgemeinen Grundsatz eine concrete Anwendung macht und nun mit Beziehung auf jene Worte ausdrücklich sagt τοῦτο γὰρ φαμεν εἶναι δείκναι.

p. 271 A. (S. 376) will Herr Suckow αὐτῇ ἡ ἀμύλλα lesen. Der Sachlage nach nicht richtig, da wenigstens unmittelbar vorher die ἀμύλλα nicht in der Weise gezeichnet war, dafs sie αὐτῇ genannt werden müste. Das πᾶσα tritt aber schon durch seine Stellung als der wichtigste Satztheil hervor.

p. 271 C. (S. 376). Nur allzugrofse Flüchtigkeit soll daran Schuld sein, dafs man vor Herrn Suckow nicht bemerkt, dafs die Abschreiber dieser Stelle die Krone geraubt und Plato zu einem „ganz albernem Schriftsteller“ herabgewürdigt haben. Er ändert παγκάλως in παγκάλην δέ, setzt vorher ein Colon und verwandelt τέχνη γράφειν in τέχνην γράφειν. Herr Suckow ist nämlich so scharfsinnig, einzusehen, dafs man darum nicht behaupten könne, dafs jene Kunstlehrer ohne Kunst schreiben, weil sie verschlagene Menschen sind, die das Beste, was sie wissen, verbergen. Allein worin eigentlich die Ironie liegt, überieht er wieder ganz. Sie liegt aber darin, dafs Plato das Schlechte ihrer Theorie nachweist und scheinbar ihnen ein Wissen über das, worauf es ankommt, zuerkennt. So erscheint ihr Fehler dem Wortlaut nach als ein sittlicher, den sich nur übergrofse Subtilität des Wissens zu Schulden kommen läßt, dem tieferen Sinne nach aber werden sie gerade in der Erbärmlichkeit ihres Wissens hingestellt, die sie zu verhehlen sich vergebens bemühen, indem sie sich zu lauter äußerlichen, unwesentlichen Dingen hinwenden, in denen sie das Wesen der Rhetorik enthalten glauben. Und doch sollte

man von jedem, der eine Rhetorik schreibt, voraussetzen, daß er über die Seele ein flüchtiges Wissen besitze. Es geschieht ihnen aber auch gar kein Unrecht mit dieser ironischen Behandlung, weil sie eben in das *πείθειν* (im Sinne von täuschen) den Zweck der Beredtsamkeit setzen und dabei ein Verbergen der eigenen Gedanken, der eigenen wahren Meinung für möglich halten, aber auch eine Nichtberücksichtigung der Wahrheit selber. So kann denn das *παγκάλως* bei *εἰδότες* um der Vollständigkeit der Ironie willen gar nicht entbehrt werden. Wie frostig wäre dagegen der Gedanke, daß sie eine ganz schöne Theorie nicht zu schreiben vermöchten — also doch noch eine *καλή*, eine schöne. Und würde denn der Anstoß des Herrn Suckow überhaupt gehoben, wenn jenes *παγκάλως* vor *εἰδότες* wegblicke? Es bleibt ja dann doch immer noch ein Wissen neben der Behauptung, daß sie eine freilich nicht ganz schöne Theorie zu Stande brächten, so verschlagen sie auch seien.

p. 273 C. (S. 382). Die Bemühung des Herrn Suckow, die Worte von *ὁ δ' οὐκ ἔρεῖ — ἀντιδίδω* als Glossem darzustellen, verdient keine Berücksichtigung. Die „unermessliche Gedankenverwirrung“ liegt keinesfalls in dem Platonischen Satze selbst. — Dagegen findet Ref. die Bemerkung (S. 386), daß die Worte *Ἀλλὰ καὶ ἐπιχειροῦντά τοι τοῖς καλοῖς καλὸν καὶ πάσχειν ὁ τι ἂν τῷ ξυμβῇ παθεῖν* „durch dichterisches Maß verschönert seien“, ganz sinnig, d. h. Ref. glaubt ein Citat aus einem Dichter darin zu erkennen.

p. 274 B. (S. 492) *Οἷσθ' ὅν ὅπη μάλιστα θεῶ χαριεῖ λόγων περί πρᾶττων ἢ λόγων*. Herr Suckow will das *πρᾶττων* wahrscheinlich in *γράφων* verwandeln (es steht daselbst *γραπτῶν*, und in den Berichtigungen ist nichts angemerkt), weil Sokrates schon kurz zuvor eine Untersuchung über schriftliche Redekunst angekündigt habe. Aber gerade deswegen sollte sich's hier nicht um das Schreiben handeln, sondern da man ja nicht schreiben soll, kann Sokrates nur fragen: Weißt du, wie man sich in Wort und That in Bezug darauf verhalten soll?

p. 276 D. (S. 395) *σπερεῖ τε καὶ γράψει*. Herr Suckow will *τε* streichen; allein *τε καὶ* ist hier sehr wol am Platz, um den Uebergang vom bildlichen zum eigentlichen Ausdruck darzustellen.

p. 277 D. (S. 399) soll durch die Schuld „unachtsamer oder dunkelhafter Abschreiber“ wieder der Hauptbegriff abhanden gekommen sein. Die Ausleger haben das natürlich wieder nur aus ihrer bekannten großen „Eilfertigkeit“ übersehen. Nach Herrn Suckow soll mit fast mathematischer Evidenz folgen, daß nach *καὶ γράφειν* noch einmal *καὶ γράφειν* gestanden habe, oder Plato habe *λέγειν τε* gar nicht geschrieben vor *γράφειν*. Der eigentliche Grund, auf den sich diese Behauptung stützt, ist doch nur der, daß zu *τί δ' αὖ* das Prädicat fehle; allein das ist sehr einfach aus dem folgenden *λέγουτ' ἂν ὄνειδος ἢ μὴ* zu ergänzen als *λέγοιτο*, während die speciellere Fragestellung mit *ὅπη* natürlich auch die Specialisierung des Begriffes *λέγοιτο* nöthig machte. Der andere Grund, daß jetzt doch von etwas Anderem die Rede sei als vorher, fällt in sich zusammen, denn der Unterschied wird bezeichnet nicht durch *λέγειν* oder *γράφειν*, sondern durch die Frage *ὅπη γιγνόμενον*, welche selbst das *περὶ τοῦ καλὸν ἢ αἰσχρὸν εἶναι* specialisiert oder deutlicher einleitet, als das bloße *τί*. Vorher war von der Einrichtung des Inhalts der *λόγος* die Rede, jetzt wird von ihrer Darstellung gesprochen, und da enthält allerdings gerade das *λέγειν τε καὶ γράφειν* die allgemeine Stellung der Frage, aus deren näheren Untersuchung die Schwäche geschriebener Reden sich ergab.

p. 277 E. (S. 408 u. 409) will Herr Suckow nach *γραφῆται ὡς ἐλέχθη* einschieben: „Nie sei eine großer Bemühung werthe Rede so niedergeschrieben worden, wie sie gesprochen worden sei, noch eine gesprochene so gesprochen, wie die zusammengeflochtenen Reden gesprochen worden sind.“

Aber heisst denn *οἱ ψαυδοῦμενοι* schlechthin „die zusammengeflickten“? oder sollte es Plato wirklich darauf ankommen können, nachzuweisen, dass keine Rede wirklich so geschrieben worden sei, wie sie gesprochen worden? Nein, bloß auf den Werth, Zweck und Wirkung geschriebener und in einer gewissen Form gesprochener Reden kommt es an. Reden in dialogischer Form stehen aber die *ψαυδοῦμενοι* gegenüber, die langen Vorträge, welche bloße Ueberredung oder, drastischer gesagt, Uebertölpelung des Zuhörers bezwecken. Daher ist auch nur dieser eine Vergleichungssatz mit *ὡς οἱ ῥαψ.* statthaft.

Nach diesem wenig erfreulichen Einblick in die Texteskritik des Hrn. Suckow bleibt es uns noch übrig, den vierten Theil kurz zu betrachten, in welchem Herr Suckow die wissenschaftliche Anordnung im Dienste einer künstlerischen erscheinen lässt, die wie ein schönes Gewand um jene gelegt ist. Beide enthalten Einheit und Mannigfaltigkeit, die sich mit einander verflechten. Das ist an sich ganz richtig; aber die Aufgabe war vorzugsweise die, zu zeigen, wie die grammatische Form aus dem Grundgedanken des Ganzen erwache und aus ihm heraus entworfen ist. Der Gedanke bestimmt die Form, nicht eine Form die andere. Die künstlerische Einheit des Phaedros bestehe nun, als verschieden von der wissenschaftlichen und doch ihr ähnlich, in dem Siege, den Sokrates in dem Wettkampf mit den Rednern der damaligen Zeit davonträgt. Dieser sei wieder ein doppelter Sieg. Sokrates erscheine als Meister unter den Rednern und als Meister unter den Lehrern der Redekunst. Freilich nicht absolut falsch, aber doch sehr ungenügend aufgefasst. Jener erste Sieg wäre doch sehr leicht erkaufte, wenn Plato gerade eine so schlechte Rede des Lysias herausgesucht hätte und durch sie alle Redner repräsentiert wissen wollte. Weniger glänzend, heisst es, sei der zweite Sieg; der erste erscheint demnach Herrn Suckow sogar als die Hauptsache. Sokrates wird also durch den Phaedros als grösster Redner seiner Zeit proclamiert! Das ist allerdings eine neue Entdeckung! Noch einige Einzelheiten. Mit Recht macht Herr Suckow auf Lys. oratt. XIX, p. 1146 aufmerksam, wonach Phaedros als Schwager des Lysias erscheint, was seine Stellung in dem Dialoge mit zu motivieren geeignet ist. Mit Bezug auf p. 229 B. sqq. legt er dagegen Plato allerlei Gedanken über die Mythologie unter, die er unmöglich haben konnte, z. B. dass diese Sagen und Erzählungen freie Schöpfungen des dichterischen „Volksgeistes“ oder einzelner hervorragender Dichter seien u. s. w. (S. 429). Auch nach der anderen Seite, die Naturanschauung Platos betreffend, glaubt Herr Suckow wesentlich Neues zu bringen. Hier dient ihm ein Ausspruch Alexanders von Humboldt (Kosmos 2. Bd. S. 17 u. 18) als Schwungbrett zu den poetischen Ergiefsungen seines Gefühls, dem er doch auch einmal freien Lauf lassen muss, nachdem es so lange verhalten war. Aber in jenem Ausspruch Alexanders von Humboldt erblickt er fälschlich eine Herabsetzung der Naturbetrachtung Platos, die auch ganz und gar nicht darin liegt. Weil Andere sich begnügen, nur auf die selbstredende Anmuth der Naturschilderung Platos hinzuweisen, scheint Herr Suckow wirklich zu meinen, man habe die verborgene Schönheit derselben noch nicht beachtet, bis er kommt und sie breit tritt. Und doch hat er sich nicht um den Grund bemüht, warum Plato gerade hier überhaupt eine Naturschilderung in so lebhaften Farben vorbringt, wie auch warum er oben der mythologischen Interpretation besondere Erwähnung thut. Plato soll eben bezeichnen wollen, dass alle diese Empfindungen, wie nachher die Gedanken, nur Fremdlinge in der Rede des Sokrates seien. „Wie gern hätte ich, lässt er ihn sagen, dem geliebten Lehrer noch andere schöne Kränze auf das Haupt gesetzt, aber ich musste fürchten, ein widerliches Zerrbild aus ihm zu machen.“ So steht

zu lesen S. 433. Das ist auch selbstredend. — Der Rede des Lysias will Herr Suckow eine tröstliche, sage eine tröstliche Seite abgewinnen. Wie geschieht das? S. 434 heisst es: „Es gehört offenbar nicht zu viel Einbildungskraft dazu, um uns allenfalls unter der Hülle des schönen Knaben ein wohlgestaltetes, aber armes Mädchen vorzustellen, und ihr gegenüber einen reichen Bewerber, der ohne irgend eine höhere Liebe, ja nicht einmal aus einem mehr oder weniger geistigen Wohlgefallen an der körperlichen Schönheit, sondern nur um an ihr eine arbeitsame Hausfrau und aufmerksame Pflegerin zu haben und um ohne Gefahr den Geschlechtstrieb mit ihr befriedigen zu können, ihr seine Heirathsanträge macht.“ Ist es ein Glück oder Unglück, in solchen Erwägungen einen Trost zu finden? — Die Zergliederung der Lysianischen Rede, die Herr Suckow leider nicht nach dem Princip der Zweitheilung versucht hat, übergehen wir. Die Bedeutung des Schlusses findet er allerdings ganz konsequent darin, den Sieg des Sokrates zu verkündigen (warum nicht auszuposaunen?) und ihn umgeben von allen Siegeszeichen erscheinen zu lassen. Er stellt daher nach dem Phaedros nach Thiersch Vorgang mit Pindarischen Oden zusammen (S. 527). Im Allgemeinen ist es auch richtig, dass der Dialog, sofern er ein Drama ist, auch Kampf zu seinem Gegenstand hat, und das Ende des Kampfes ist der Sieg. Der Phaedros wird sich in dieser Beziehung gar nicht von anderen Dialogen unterscheiden. Aber gewiss darf dieser Sieg zum mindesten nicht blofs von der persönlichen Seite aufgefasst werden. Das Sachliche bildet doch die Hauptsache. Darum ist auch der Phaedros nach seinem Gedankenzusammenhang mit anderen Dialogen zu betrachten. Doch, wie gesagt, dazu ist Herr Suckow noch nicht gekommen.

Auch wir müssen zum Schluss eilen. Soll er auch „zusammenfassend“ sein? Nun — viel Siegeszeichen haben wir eben nicht zusammenzutragen und um Herrn Suckow aufzupflanzen; die Gräber eingebildeter Hoffnungen aber sollen sich vor unseren Augen nicht zweimal aufthun. So schliessen wir mit dem Wunsche, dass auch für ihn gesagt sein möge, was Sokrates zum Theaetetus spricht Theaet. p. 210 B. C. *Ἐὰν τοίνυν ἅλλων μετὰ ταῦτα ἐγκύμων ἐπιχειρῆς γίγνεσθαι, ἴαν τε γλῆγη, βελτιόνων ἴσιν πλήρης διὰ τὴν νῦν ἐξέτασιν, ἴαν τε κενὸς ᾖς, ἥττον ἴσιν βαρὺς τοῖς συνοῦσι καὶ ἡμερωτέρως οὐκ οἰόμενος εἰδέναι ᾧ μὴ οἶσθα.* Das suchen wir ja alle zu lernen!

Magdeburg.

Julius Deuschle.

XII.

- 1) Ausführliches Lehrbuch der hebräischen Sprache des Alten Bundes, von H. Ewald. 6. Ausgabe. 1855. 784 S. 8.
- 2) Hebräische Sprachlehre für Anfänger, von demselben. 6. Ausgabe. 1855. 208 S. 8.

Wir haben hier nur auf die neue Ausgabe der beiden bekannten Werke aufmerksam zu machen. Es war für die „Sprachlehre“ ein günstiger Umstand, dass der Verf., weil zugleich auch das grössere Werk neu aufgelegt werden sollte, das ganze Gebiet der hebräischen Grammatik revidiren musste und für die Anordnung des Einzelnen mehr freie Hand bekam.

denn diese „Sprachlehre“, welche uns näher angeht, „nicht unnüßigfaltigsten, oft geringeren, aber doch immer bedeutenden Verbesserungen und Erleichterungen gelassen.“ Man braucht es zu sagen, daß gerade die Zusätze der Erleichterung und Vermeidung immer dienen, welche von Seiten der Schule so sehr wird. Vielleicht gelingt es dem Verf., in einer dritten Ausgabe die Uebersichtlichkeit und leichte Gruppierung zu verbessern, welche sich namentlich in der Formenlehre die Grammatik aus den Schulen so empfiehlt.

Der Vorrede theilt Ewald mit, daß „ein Freund un-
seren Hebräischen Bemühungen und bewährter Schulmann, Herr
Gerhard am evangel. Seminar zu Schöndal in Württemberg, eine
neue Einübung der ersten guten Anfänge nützliche Zugabe zu
sich erboten“ habe.

Die ausführliche Grammatik ist mit einem nützlichen Index vieler
Bemerkungen, welche in dem Buche hier und dort behandelt werden.
Einmalen Vorzug haben die beiden Bücher darin, daß die sonst
üblichen Digressionen in fremdartige Gebiete aus den Vor-
gängen verschwunden sind. Dieser Vorzug kommt auf Rech-
nung der „Jahrbücher biblischer Wissenschaft“, welche für dergleichen
bieten.

H.

XIII.

Erklärung.

Der Herr Prof. Kühnast ganz wider mein Erwarten in meinem im
Jahre dieser Zeitschrift 1855 S. 842 ff. befindlichen Aufsatz einen
Angriff erblickt hat, wie aus seinen Worten S. 849: „als er ei-
n Angriff“ u. s. w. hervorgeht, so sehe ich mich zu der Erklä-
rung, daß ein solcher Angriff mir nicht in den Sinn gekommen
ist. Herr Prof. Kühnast bei seiner Entgegnung S. 845 ff., nach
sich angreift, von einer durchaus irrigen Voraussetzung aus-
geht. Denn ich habe ja im Gegentheil, wie mein Aufsatz aus-
drücklich zeigt, in Verbindung mit einigen Bemerkungen über den
lateinischen Stil nur mein Verfahren gegen die von Herrn
Kühnast in den angegebenen Beziehungen gemachten Aus-
sagen zu nehmen gesucht, wobei es auch mir einzig und
allein die Sache zu thun war. Um so mehr glaube ich, die Ent-
scheidung des Herrn Prof. Kühnast fremder Beurtheilung über-
lassen, und wenn derselbe, meinen Angriff als
zu entschuldigenden, aber nicht zu rechtfertigenden darstel-
lung hinzufügt, daß die Kritik mit meiner Stilistik nicht immer
umgegangen sei, so weiß ich zwar nicht, welche Kritik er
erhebt und klar ich mir aber auch der Mängel und Schwächen
an, welche mein Lehrbuch noch an sich trägt, und so völlig
auch die Bornirtheit ist, die Herr Prof. Kühnast S. 848 mir
vorsetzt: „Es sollte mir übrigens leid sein“ u. s. w. zuzutrauen
zu können getragen hat, so kann ich mich doch durchaus nicht über
dies beklagen, welche über meine Stilistik schon in ihrer frühe-

ren, weit unvollkommenern Gestalt Männer gefällt haben, wie Klotz in d. Jahrb. f. Phil. Bd. 40. H. 2. S. 131 ff., Moser in d. Heidelberger Jahrb. No. 15. 16. S. 239 ff., Geist in d. Zeitschrift f. d. A. W. No. 91. 92. 93. S. 723 ff. J. 1843., und nach dem zweiten Erscheinen Richter in Gersdorff's Repertorium J. 1848. H. 46. S. 224 ff., Dietrich in d. Zeitschrift f. d. A. W. J. 1851. No. 8. 9. S. 60 ff., und erst kürzlich Dir. Schmidt in d. Zeitschrift f. d. G. W. selbst (Septemberheft S. 715) mit den Worten: „Für die Stillehre hat die neuere Zeit vortreffliche Werke geliefert, von denen sich namentlich das von Heinichen zur Einführung in die Schulen von Secunda an empfiehlt“, um briefliche Mittheilungen von Fofs, Georges, Kritz, Stallbaum u. A. nicht zu erwähnen.

Zwickau.

F. A. Heinichen.

A n t w o r t.

Herr Prorector Heinichen kommt zu meinem ersten Erstaunen immer wieder auf Das zurück, worauf es bei der von mir angeregten Frage nicht ankommt: auf seine Bücher. Und selbst darüber sagt er nichts, als was ich in meiner Entgegnung im Novemberheft 1855 bereits vollständig berücksichtigt habe.

Der Grund davon liegt offenbar nicht in bösem Willen. Aber unter solchen Umständen ist jede weitere Erörterung unfruchtbar. Die Eigenthümlichkeit des Gegners gestattet Schonung, die Achtung vor dem Leserkreise dieser Zeitschrift gebietet Schweigen.

Rastenburg.

Ludw. Kühnast.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen im Betreff des Gymnasialwesens.

P r e u s s e n .

Es ist in dem auf die Circular-Verfügung vom 28. November 1854 erstatteten gutachtlichen Berichten allgemein als Thatsache anerkannt worden, daß es auf den Gymnasien den Schülern auch der mittleren und oberen Classen häufig an derjenigen *copia vocabulorum* im Lateinischen fehlt, deren es besonders zu einem leichten und sichern Verständniß der Autoren bedarf. In Folge dessen wird die Neigung zum Gebrauch ungeböriger Hilfsmittel, namentlich zur Benutzung gedruckter Uebersetzungen und zum Ueberschreiben der Vocabeln, sowie die Abhängigkeit von dem auch in den obersten Classen noch neben dem Autor liegenden Vocabelbuch, nicht selten angetroffen, und die eigene Befriedigung der Lernenden beim Lesen der Classiker vermisst. Es soll nicht verkannt werden, daß hiezu auch andere, nicht im Bereich der Schule liegende Uebelstände mitwirken; um so mehr ist es aber ihre Pflicht, von den ihr zu Gebote stehenden Mitteln der Gegenwirkung den sorgfältigsten Gebrauch zu machen.

Die Schüler der unteren Classen bedürfen einer bestimmten Anleitung, wie sie beim Präpariren zu Werke zu gehen haben; und die einmal erlernten Vocabeln müssen ebenso, wie die Regeln, Gegenstand wiederholter Repetition sein, bei der durch mannichfach wechselnde Fragweisen einem mechanischen Auswendiglernen vorgebeugt wird; bei den Versetzungen ist auf sichere Vocabel-Kenntniß ein größeres Gewicht zu legen, als gemeiniglich geschieht.

Wenn auf diese Weise durch feste Einprägung der in der Grammatik und den Lesestücken vorkommenden Vocabeln dem Bedürfnis der untersten Classen im Allgemeinen genügt werden kann, so ist doch außerdem, in Betracht der Nothwendigkeit empirischer Grundlagen beim ersten Unterricht, und für die Zeit der größten Willigkeit des Gedächtnisses ein methodisches Vocabellernen sehr zu empfehlen.

Es ist nicht die Absicht, in dieser Beziehung eine bestimmte Anordnung oder die Einführung eines der vorhandenen Vocabularien vorzuschreiben; aber die Directoren sind da, wo es noch nicht geschehen ist, zu veranlassen, den Gegenstand mit den betreffenden Lehrern in Berathung zu nehmen, und mit denselben ein gemeinsames Verfahren zu verabreden. Am wenigsten empfiehlt es sich, Vocabeln nur nach der zufälligen Ordnung des Alphabets lernen zu lassen; bildend für das Sprachgefühl auch im ersten Knabenalter wird es nur geschehen, wenn das

Zusammengehörige gruppenweis und nach Analogie gelernt wird, wobei sowohl der reale wie der logische Gesichtspunkt, nach welchem z. B. auch die Opposita eingeprägt werden, Berücksichtigung verdienen. Geht ein streng etymologisches Verfahren über die Kräfte der Schüler in den untersten Classen hinaus, und eignet sich überhaupt für die Schule nur das in dieser Beziehung unzweifelhaft Feststehende zur Benutzung, so ist doch das Wesentlichste der Wortbildungslehre, worin jetzt nicht selten eine große Unwissenheit angetroffen wird, nach Maßgabe des Schulbedürfnisses, bei welchem es auf eine systematische Vollständigkeit nicht ankommen kann, gehörigen Orts mitzutheilen und einzuüben.

Der beabsichtigte Nutzen eines irgendwie geordneten Vocabellernens wird indess nur dann mit Sicherheit erwartet werden können, wenn es keine isolirte Gedächtnisübung bleibt, sondern wenn, je nach den einzelnen Classenstufen, der erlernte Wortvorrath in mündlicher und schriftlicher Uebung fortwährend zur Verwendung kommt, und möglichst in lebendiger Gegenwartigkeit erhalten wird.

Hinsichtlich der griechischen Sprache findet ein ähnliches Bedürfnis Statt, weshalb auf dieselbe die obigen Bestimmungen mit der nöthigen Beschränkung entsprechende Anwendung finden.

Ich veranlasse das Königliche Provinzial-Schul-Collegium, den Gymnasial-Directoren Seines Ressorts Vorstehendes zur Nachachtung mitzutheilen, und vertraue, daß Dasselbe der zweckmäßigen Behandlung des wichtigen Gegenstandes fortdauernd seine Aufmerksamkeit widmen werde.

Berlin, den 10. April 1856.

Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten.

An
sämmliche Königliche Provinzial-
Schul-Collegien.

No. 6487. U.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Ueber Schülerbibliotheken.

Direktor Dr. Heiland macht in seiner Abhandlung: Zur Gymnasialfrage im ersten Hefte des zehnten Jahrgangs dieser Zeitschrift auf die Wichtigkeit der Schülerbibliotheken aufmerksam und sagt S. 81: „Wundern muß man sich, daß, soviel auch über den deutschen Unterricht verhandelt ist, die Frage, wie Schülerbibliotheken am zweckmäßigsten einzurichten seien, kaum angeregt, geschweige denn gründlich erörtert ist. Und doch kann kaum eine Frage wichtiger sein, als diese. Welchen Segen können sie stiften, welchen Schaden können sie anrichten? Verhütung eines zur geistigen Erschlaffung führenden Uebermaßes, klassenweise Vertheilung, daß jeder Alters- und Bildungsstufe ihr Recht werde, Scheidung von canonischen Büchern, auf deren Lectüre vorzugsweise gehalten wird, und von anderen, die, obgleich sie jenen nicht gleich geachtet werden, doch gut und nützlich zu lesen sind, endlich fortwährende Leitung und Controle, das dürften die Hauptgesichtspunkte dabei sein. Wir brauchen viel weniger Bücher, als wir meistens in unseren Schülerbibliotheken haben, aber wir brauchen die guten Bücher in mehr als einem Exemplare“ u. s. w. Wahrscheinlich war ihm, als er diese treffenden Bemerkungen niederschrieb, die Abhandlung des Oberlehrers Mülsmann: Ueber die Einrichtung der Schülerbibliotheken (S. 1—17), die dem Programm des Gymnasiums zu Duisburg 1855 beigegeben ist, noch nicht bekannt. Ref. erlaubt sich durch kurze Angabe des Inhalts der Leser dieser Zeitschrift auf diese treffliche Abhandlung, die den angeregten Gegenstand ausführlich behandelt und zur Feststellung der leitenden Grundsätze in dieser Angelegenheit einen sehr dankenswerthen Beitrag liefert, aufmerksam zu machen und sie zur Lectüre derselben anzufordern.

Die Abhandlung ist veranlaßt durch die Sorge, welche das Königl. Provinzial-Schulcollegium der Rheinprovinz der Sache in der letzten Zeit aufs Neue zugewandt hat. In einer Verordnung desselben vom 28. November 1853, die Schülerbibliotheken betreffend, heißt es: „Durch die Circular-Verfügung des Königl. Consistoriums zu Köln vom 14. September 1824 und vom 9. Juni 1825, so wie des Königl. Consistoriums dieselbst vom 23. August 1824 und vom 6. Juni 1825 ist die Gründung eigener Schülerbibliotheken bei den höheren Lehranstalten der Rheinpro-

an einem späteren Vortrag vom 1. April 1887 über
ästhetische, nationale, christliche Gesichtspunkt kann bei einer
bibliothek nicht streng genug festgehalten werden; für jeden
aufzunehmende Buch muß wenigstens ein Lehrer der Anstalt
vollständiger Bekanntschaft mit demselben einsehen können. W
vorausgesetzt werden muß, daß der jedesmalige Verwalter der
bibliothek diesem eben so schwierigen wie wichtigen Geschäft
wachsen sei, und bei Austheilung der Bücher möglichst sorgf
mit Rücksicht auf die Individualität und den Bildungsstand de
zu Werke gebe, so wird doch, um ihm das Geschäft nicht un
erschweren, eine Sichtung der Sammlung anzustellen, und aus
zu entfernen sein, was nicht wenigstens einer Bildungsstufe
len zu werden verdient“ u. s. w.

Nachdem der Verf. die Gründe, welche die Anlage von
bliotheken veranlassen, kurz angegeben hat, geht er zu den Gr
über, welche in der Regel bei der Auswahl der Bücher befolgt
den pflegen, weist dann nach, wie nothwendig es sei, daß
Stellung zur Sache gewinne, die vor der Gefahr, daß das ganz
nicht zu der Wirksamkeit, die man ihm wünschen muß, gelang
mehr ein Mittel des Verderbens werde, schützt, zeigt ausführli
die Bücher, um dem Zwecke des Gymnasiums und der durch
zu erzielenden Bildung zu entsprechen, beschaffen sein müssen, g
die Arten von Büchern an, aus denen eine Schülerbibliothek
werden soll, und erwähnt kurz die Folgen, welche eine so ein
Schülerbibliothek haben wird.

Als Zweck der Schülerbibliotheken gibt der Verf. an: „E
Institute sein mit positiven, der letzten sittlichen Aufgabe der
sprechenden Zwecken, und sollen diese Zwecke nur durch M
chen wollen, die sich vor einer gewissenhaften Betrachtung als
bewähren.“ Deshalb wird eine Schülerbibliothek, welche de
Bedürfnissen der Schüler entsprechen soll, alle künstlich reiz
streuenden, aufregenden Schriften in dem Maße ausschließen
jenen Charakter tragen. Die Bücher müssen also unbedenkli
und positiv wohlthätig: sie müssen zu sammeln und

Der Verf. gibt nicht selbst ein Verzeichniß, worin geeignete und gute Schriften empfohlen, andere, deren Anschaffung nahe liegt, abgelehnt werden, sondern verweist auf die Broschüre von Hopf: Mittheilungen über Jugendschriften an Eltern und Lehrer, Fürth 1853, auf die Uebersicht durch die Litteratur der Deutschen, von G. Schwab und Mel. 2. Ausg. 1847 und den „Nachtrag“ dazu 1853, so wie auf die Uebersicht durch die deutschen Volks- und Jugendschriften, von K. v. Sarnitz 1852.

Was die Anschaffung der Bücher betrifft, so macht nur ein einziger hinreichender Etat eine geordnete, zweckmäßige Ergänzung der Bibliothek möglich. Ist derselbe sonst nicht zu beschaffen, so mag die Bibliothek einen Theil ihrer Einnahme dazu hergeben. Der Bestand der Bibliothek durch die Schüler muß durch Anleitung zu einer zweckmäßiger Auswahl der Bücher, besonders durch Empfehlung solcher Schriften, deren Lesung für Alle möglich und zu wünschen ist und durch mehr gelegentliche und zufällige Hinweisung Einzelner auf Einzelnes, sodann durch öffentliche und private Besprechung, die das Bedürfnis und den gewünschten Eindruck oft erst möglich macht, zu erhalten kommen. Was die Anleitung zu zweckmäßiger Auswahl und Benutzung der Bücher betrifft, so gibt der Verf. einige Punkte an, die bei in Betracht kommen. Vor Allem ist auf das Bedürfnis und das Verständnis des Schülers zu sehen; aus diesem Grunde werden einige Schriften unserer vorzugsweise so genannten Classiker im engeren des Wortes als nicht geeignet bezeichnet. „Lessing's Laocoon und Einiges aus seinen antiquarischen und dramaturgischen Abhandlungen, Schiller's Abhandlungen, figuriren noch immer als nothwendige wenigstens als dringend zu empfehlende Schul-Lectüre, während der Primaner zu fast allen diesen Schriften kein eigentliches Verstand hat; sie setzen theils eine Fülle von Kenntnissen, Anschauungen und Erfahrungen, theils eine Formirung des Ideenkreises voraus, die nicht gesetzt werden kann, und ohne die dem Lesenden die Fragen und Antworten, aus denen jene Schriften hervorgegangen sind, gar nicht entlocken können. Eine solche Lesung wird dann eine Quälerei, die das Verstand für die spätere Zeit fälscht, oder sie erzeugt ein eitles Scheinwissen; jedenfalls wird der Sinn für eindringendes, wirkliches Lesen und Denken dadurch nur geschwächt.“ Und bald darauf heisst es: „Ebenso wenig von Herder's Prosa kaum etwas, was der Schüler mit Theilnahme lesen im Stande wäre und statt dessen er nicht lieber Geeigneteres lesen sollte. Immer viel besser, die besten und bekanntesten Schriften ungelesen, als daß sie ohne Freudigkeit, ohne volle Hingabe, ohne Sinn auch unvollkommene, aber doch ahnungsvoll erhebende Werke gelesen werden.“ Dagegen soll ein anderer Theil classischer Schriften, der gar zu leicht übersehen wird, der Jugend empfohlen werden. Vor Allem sollen die Schüler in ihrer Lectüre auf das erprobte Alter des dafür das, was sein Recht, Gemeinbesitz zu sein, bewährt hat, hingewiesen werden. „Herder's Cid z. B. geht auch aus diesem Grunde jedem ähnlichen Epos, die Dramen von Lessing, Schiller, Göthe, Shakespeare — denn dieser darf als Deutscher mitgelten — gehen jeder spätere Betrachtung dieser Art vor.“ Unter dem Neueren ist vorzugsweise auf das, was ein Recht und was Aussicht hat, allgemeinerer Besitz zu sein, hinzuweisen — z. B. Uhland, Rückert, Simrock u. s. w. Was gelesen wird, darf nicht völlig isolirt stehen; es muß in schon vorhandenem Besitz, in schon angeregtem Interesse seine Stütze finden und es wiederum Stütze und Belebung gewähren. Nothwendig ist es, daß einzelne Schriften mit den Schülern besprochen werden; diese Besprechung, ohne allgemeine oder gelegentliche Winke wür-

den sehr viele Werke der hieher gehörigen Litteratur nicht mit dem Verständniß, mit der Freude und dem Eindruck gelesen werden, wie dies durch einzelne Fingerzeige möglich wird.“ An Gelegenheit dazu wird es dem Lehrer des Deutschen nie fehlen.

Diejenigen Punkte, in denen Ref. mit dem Verf. nicht übereinstimmt (z. B. Göthes Hermann und Dorothea würde ich in der Regel nur besonders reifen Primanern zum Lesen empfehlen u. s. w.), anzuführen, ist nicht Zweck dieser Anzeige, die nur die Aufmerksamkeit aller derer, denen die Leitung der Schülerbibliotheken anvertraut ist, auf diese gehaltvolle Abhandlung hinlenken wollte. Schliesslich erlaubt sich Ref. noch auf des Verf.'s Urtheil über die sogenannten christlichen Unterhaltungsschriften aufmerksam zu machen (S. 10); er erklärt die Mehrzahl derselben gerade für die bedenklichsten. Vor Allem die „christlichen Erzählungen und Romane.“ „Selbst die besseren Schriftsteller in diesem Fache, z. B. Glaubrecht, Wildenbahn, theilweise auch Barth und Schubert leiden an grossen Gebrechen.“ Insbesondere fürchtet der Verf. den Nachtheil, den manche unserer deutschen christlichen Erzählungen mit sich führen, weil er mit einer ohnehin vorhandenen gewaltsamen Uebersetzung unseres kirchlichen und religiösen Lebens zusammentrifft.

Unterzeichnet er benutzt diese Gelegenheit, um auf eine ältere Abhandlung über denselben Gegenstand, die weniger bekannt geworden zu sein scheint, aufmerksam zu machen. In dem Museum des Rheinisch-Westphälischen Schulmännervereins (4. Bd. 4. Heft. S. 373—394. Essen 1846) findet sich ein Vortrag über die Errichtung von Schülerbibliotheken an höheren Lehranstalten, den der Direktor der Realschule zu Düsseldorf, Dr. Heinen, in der Oster-Versammlung des Rheinisch-Westphälischen Schulmännervereins zu Elberfeld 1846 gehalten und auf den Wunsch und Beschluß der Versammlung dem Druck übergeben hat. Nachdem der Verf. die Bedenken, welche gegen die Errichtung von Schülerbibliotheken von verschiedenen Seiten erhoben worden sind — daß die Lesesucht durch dieselben vermehrt, der Knabe der Familie entzogen, die nöthige körperliche Bewegung in der freien Natur vermindert, die Vieltwisserei gesteigert, durch die Wahl unpassender Bücher in sittlicher oder religiöser Hinsicht Schaden angerichtet werde —, widerlegt hat, weist er aus der Einrichtung unserer Schulen die Nothwendigkeit der Errichtung von Schülerbibliotheken nach, indem er zeigt, daß durch die Lectüre zweckmäßiger Schriften in empfänglichen Gemüthern eine lebendige Liebe zu dem einen oder anderen Unterrichtsfache angeregt und genährt werde. Ein zweiter Grund ist die Beförderung der Kenntniß der Litteratur (der vaterländischen, wie der classischen), ein dritter die Erweiterung des Ideenkreises des Schülers, ein vierter die Steigerung des Vermögens, den Ausdruck der eigenen Gedanken und Empfindungen in vollendeterer Form zu geben, ein fünfter, im Gegensatz zu der Richtung, welche gegenwärtig im Unterrichtswesen vorherrschend ist, der Verstandesrichtung, durch Privatlectüre das Gemüth der Schüler anzuregen. Zum Schluß gibt der Verf. von S. 393 an ein Verzeichniß von Büchern, die sich ihm besonders für eine Schülerbibliothek zu eignen scheinen.

Die Abhandlung des Verf.'s verdient auch neben der von Hülsmann gelesen und beachtet zu werden.

Essen.

Buddeberg.

II.

Deutsche Literatur auf Dänischen Schulen.

Die „Borgerdydskole“ auf Christianahafen, unter dem Directorat Prof. M. Hammerich, giebt ebenso wie die Gymnasien und Realulen jährlich Programme aus, die aber (soviel Referent weiss) nur Theil zum Umtausch mit unsern Programmen gelangen. Die sieben liegen mir vor. J. 1848: Kurze Uebersicht über das höhere Schu-
 len in Schweden; 1849: Schulnachrichten von 1831—1848; 1850: Zur
 schulfrage; 1851: Uebersicht über die neun letzten Schuljahre; 1852
 53: Ueber den Unterricht in der Muttersprache; 1854: Deutsche
 ichte als Grundlage für den Unterricht in der Deutschen Litteratur.

Die Mittheilungen von 1848, 52 und 53 enthalten sehr Bcherzigen-
 thes, billig aber nimmt der Inhalt des letzten Programms unser In-
 esse besonders in Anspruch. Den jungen Dänen wird hier auf 50 Sei-
 klein Octav eine mit biographischen Notizen untermischte Auswahl
 tacher Gedichte geboten, als Charakteristik unsrer Litteratur. Zuerst
 i Lieder von Luther: Ein' feste Burg (immer noch 1530 gedichtet!)
 Nun bitten wir den Heil'gen Geist (dasz der Anfang schon bei Bru-
 Berthold vorkommt, ist angedeutet); dann von Paul Gerhard: Nun
 m alle Wälder, und die drei letzten Strophen von O Haupt voll Blut
 Wunden. Diesen Proben evangelischer Kirchenlieder wird etwas
 am als Characteristicum der katholischen die Fischpredigt des Ulrich
 gerle angefügt. Die geschichtlichen Notizen über die drei genannten
 kurz, doch ausreichend.

Hierauf folgen Proben der Volkslieder: Prinz Eugen; kein Feuer,
 e Kohle; Wenn du zu mein Schätzel kommst; Zu Straszburg auf
 Schanz — von den edleren. Von den keckeren aber: Ei Jungfer,
 will ihr —; Als ich ein jung Geselle war; Die Schneider gaben ein
 lgebot. Hierauf kurze Charakteristik des Volksliedes überhaupt.

Es folgt der dritte Theil: Dichter. Voran Klopstock: die frühen
 ber, und das Lied von Teutoburg. Voss: die drei Christen aus der
 e, dazu einige Epigramme. Absonderlich klingt es, wenn in der Bio-
 bie seine „Sicherheit in der Verskunst“ gerühmt wird. Dann aus
 rgers Lenore acht Strophen, und ein paar Kleinigkeiten. Von Clau-
 s das Abendlied (Str. 5, 6 musz es fromm heissen statt froh) und
 kleinere Sachen. Von Wieland die acht ersten Strophen des Obe-
 . Von Lessing der Ring aus Nathan, dazu vier Epigramme. Her-
 bat den stillen Freitag beige-steuert und zwei andre Gedichte; in der
 graphie heiszt es wieder: er übersetzte das spanische Heldenge-
 t, den Cid! — Endlich von Goethe der Sänger (meist in der spä-
 Fassung), die beiden Lieder Gretchens, Wandrers Nachtlid, Gern
 tillen Melancholien, Prometheus, Mignon, eins der Venezianischen
 ramme; schlieflich aus Hermann und Dorothea den Besuch bei den
 smannstöckern, und ein paar Kleinigkeiten. Die Lebensbeschreibung
 Altmeisters ist ausführlich, lebendig und meist treffend; Einspruch
 bt' ich nur erheben gegen den Satz „Von Jugend auf hatte er sich
 t, seinen von Natur leidenschaftlichen Sinn zu zwingen und durch
 ironische Lebensbetrachtung die Ruhe, Klarheit und Selbstbeher-
 ng zu gewinnen, die späterhin zu seinen hervorragenden Eigen-
 ften gehörte.“

Der deutsche Unterricht beginnt in der dritten Classe von unten und
 in der vorletzten auf; 2—5 Stunden wöchentlich sind ihm zugewie-

sen. Ertheilt wird er von Cand. th. Frimodt, Cand. math. Schouw, dem engl. Lehrer M. Fistaine, und auf der obersten Stufe vom Director, der vermuthlich auch jene Auswahl besorgt hat. Als den Grundsatz, der ihn bei diesem Unterricht leitet, spricht er in der Vorbemerkung aus, „dass ein ausführlicher Unterricht in der Litteraturgeschichte ein Unding ist, wenn er nicht auf unmittelbarer Bekanntschaft mit der Litteratur ruht.“ Von diesem Gesichtspunkte aus ist die Auswahl gewiss sehr dankenswerth und auch im Allgemeinen gut getroffen, denn bei jedem Dichter ist ein besonderes Characteristicum gegeben. Dass mit Goethe abgeschlossen, Schiller also ausgeschlossen ist, erscheint zu bedauern; vermuthlich treten hier die eingeführten Lesebücher von Hjort und Rung ergänzend ein. Ueber viele epigrammatische Kleinigkeiten wird das Urtheil verschieden sein können: bei Lessing sind sie am Platze, sogar nothwendig; nicht so alles bei Goethe, Bürger u. s. w. gegebene. Hievon abgesehen giebt das Ganze ein wenn auch kleinrahmiges doch getroffenes Bild der deutschen Litteratur, aber ob für Secundaner gut gewählt, ist eine andre Frage. — Von den Goetheschen Liedern Gretchens will ich hier gar nicht sprechen; aber das Lied vom halben gebratnen Flob der Schneider, und „Als ich ein jung Geselle war, nahm ich ein steinalt Weib“ — eignen sich die wohl zur Behandlung im ernstern Vortrage! Ref. ist weit entfernt von der Prüderie, dergleichen Erzeugnisse Secundanern völlig verschlieszen zu wollen; es handelt sich hier vielmehr darum, dass unter sieben Proben, welche den ganzen Reichthum deutscher Volkslieder vertreten, grade zwei solche sind; welche also nothwendig den Schluszu erwecken, dass Centurien gleicher oder ärgerer hinter ihnen stehen, und dass die deutsche Volkslitteratur hiedurch besonders charakterisirt würde.

Kurz, Ref. meint, durch Fortlassung dieser und einiger andrer hätte man Platz gewonnen zur Aufnahme andrer ungleich würdigerer Proben, und überhaupt beszer gethan, allen Raum dieses Programmes (welches noch auf sechzehn Seiten einen sehr beherzigenswerthen Aufsatz über Abschaffung des lateinischen freien Aufsatzes enthält) zur deutschen Chrestomathie zu benutzen, welche dann eine vortreffliche Uebersicht unsers Schriftenthums in zuzugeworden wäre.

Wittenberg.

G. Stier.

Fünfte Abtheilung.

ische Nachrichten über Gymnasien und Schulwesen.

I.

Großherzogthum Hessen.

Jahre 1855 erschienen folgende Programme an den hessischen Schulen. In Darmstadt zwar „haben es zufällige und in dem ersten Moment eingetretene Verhinderungen für diesmal unmöglich gemacht, eine wissenschaftliche Abhandlung oder eine Bearbeitung der Gymnasium betreffenden Landtagsverhandlungen beizugeben“, doch um Ostern Schulnachrichten und Jahresbericht (26 S. 4.) veröffentlicht, welche manches Beherzigenswerthe enthalten: so den Jahresbericht, welchen der Director Dr. Dilthey im Septbr. v. J. beim öffentlichen mitgetheilt hat; er steht auch in der Darmst. Allg. Schulz. S. 118, wo Folgendes vorausgeschickt ist: „Der Ueberfluß an Lesemöglichkeit des Publikums, der dem Gymnasium auch diesmal zu Theil wurde, machte die öffentliche Prüfung wiederum zu einer fast allgemein eingeladenen Sache. Alle Freunde der Jugend und ihrer wissenschaftlichen Bildung, viele durch Familienpflicht, Amt und Beruf schon zur Anwesenheit aufgefordert, aber nur wenige fühlten sich dazu verpflichtet. Es ist hier (in der Schulz.) nicht der Ort, über solche Heiligkeit, die sich an den Theilnahmlösen am meisten rächen und klagen, so wie auf der Kanzel vor den fleißigen Kirchenbesuchern über das Ausbleiben der Unkirchlichen. Nur gut, daß unsere Kaiser und Reich hätte bestehen können, wenn solches wäre.“ Aus den dem Jahresbericht noch weiter beigegebenen, interessanten Notizen bemerken wir z. B., daß über 70 im Ausland lebende Lehrer aufgeführt sind, welche aus den inländischen Lehranstalten hervorgingen; wir finden darunter viele gefeierte Namen, manche der deutschen, und wir wünschen, daß diese erste Verzeichnisse, wie der Verf. beisetzt, „mancher Ergänzung bedürftig“ sein fortgesetzt und für weitere Kreise veröffentlicht werden möchte. — In höhern Verfügungen, welche mitgetheilt sind, sehen wir: „daß Schüler, welche sich der evangelischen Theologie widmen, die Prüfung sich auch auf die musikalische Bildung (Klavier und Gesang) erstrecken habe.“ — Personalveränderung ist nur bemerkt: Geor. Ad. Struth aus Alsfeld, welcher 14 Jahre am Gymnasium übersiedelte nach Wien; an seine Stelle trat Hofmusikdirector

K. Mangold von Darmstadt. — Die Klagen, die über das „seinem Bedarf nach unzumuthbare, theilweise in ruinösem Zustande befindliche Gymnasialgebäude“ (vordem Waisenhaus) erhoben werden, könnten zum Theil auch anderwärts gehört werden; sie veranlassen den Ref., auf das einzige Beispiel Hannovers hinzuweisen, welche 130,000 Thlr. auf ein Gebäude für ihre höheren Lehranstalten verwendete. — Abitur. 1854: 30. Schülerzahl 1854—55: 222.

Die Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen des durch Realclassen erweiterten Gymnasiums zu Worms im Frühjahr 1855 enthält: 1) Weiteres Bruchstück aus dem Wegweiser zur Wissenschaft und zum Studium der Hochschule etc. von Director Dr. W. Wiegand: über die Naturwissenschaft (S. 5—60. 8.); 2) Schulnachrichten: Dr. Friedrich Schödlcr wurde Director der Realschule in Mainz; für ihn trat provisorisch ein Dr. Otto Buchner von Michelstadt. — Abitur. 1854: 4. Schülerzahl: 177. Wir übergehen einiges Andere, meist Lokales, wie die Jubiläen mehrerer, so des Directors, woron schon vorigen Jahres S. 812 Meldung geschah, und verweisen nur auf die interessanten Notizen, welche Dir. Wiegand über den Rector M. Fr. Zorn († 1610) mittheilt.

Das Programm von Mainz enthält folgende Abhandlung: *C. Jul. Caesaris rita et observationes criticae in aliquot locos libri VII comm. de bell. Gall.* von Friedr. Schöller. (Die Stellen sind: cap. XI Komma ist zu setzen nach *Carnutum*, nicht vor ihm, so daß *proficiscitur* absolut stehe; LV die Worte *aut adductos inopia ex provincia excludere* sind zu streichen; LXXIV ist *equitatus discessu* statt *ejus discessu* und gleich darauf *ac ne* statt *aut*, so wie *cogatur* statt *cogantur* zu schreiben). — Schulnachrichten: der französ. Lehrer Friedr. Schilling wurde pensionirt; der prov. Lehrer Dr. Joh. B. Keller wurde definitiv angestellt; Dr. K. Hattmer wurde Repetitor; Dr. Jos. Stigell übernahm provisorisch den französ. Unterricht. — Abiturienten Sommer-Sem. 1854: 14, Ostern 1855: 4; Schülerzahl: 352. — Wenn oben in Darmstadt Klage geführt wurde, daß die öffentliche Prüfung wenig besucht werde, so kann das in Mainz vom Redeactus nicht gesagt werden: da sind immer im Akademisaale des ehemals kurfürstlichen Schlosses viele Hundert Zuhörer und Zuhörerinnen versammelt; kamen doch diesmal nicht nur die geistlichen und weltlichen Behörden dahier in großer Zahl, viele vom Gelehrten-, Kaufmanns- und Bürgerstand, manche Pfarrer und Bewohner der Umgegend¹⁾, sondern sogar aus der Residenz beehrten Herr Oberstudienrath Dr. Diltbey, Herr Ministerialrath Dr. Creve u. A. die Feier, welche sodann in der Darmstädter Zeitung (1855 No. 226—228) eine ausführliche Schilderung fand, worauf wir die Leser weiter verweisen, welche nähere Kenntniß vom Mainzer Gymnasium gewinnen wollen.

Um nun das oft gegebene Versprechen zu halten, d. h. eine nomenclatorische Zusammenstellung der Lehrer und sämtlicher hessischen Gymnasien hier einzurücken, will ich bei den erwähnten drei Gymnasien die diesjährigen Programme zu Grunde legen und für die übrigen, an denen auch 1855, so viel wir wissen, kein Programm ausgegeben wurde, das letzte Hof- und Staatshandbuch des Großherzogthums (Darmstadt 1854) zu Hülfe nehmen, wobei die uns bekannt gewordenen Veränderungen sogleich eingetragen werden sollen.

¹⁾ Sogar die fremden (österreichischen und preussischen) Militärbehörden schickten sich vom Besuche nicht aus, wie denn der Vizegouverneur der Bundesarmee, der preussische Generallicutenant von Thümen, seine Abwesenheit wegen einer Geschäftsreise schriftlich entschuldigte, wie die Darmstädter Zeitung u. d. d.

1. Darmstadt.

Director: Dr. K. Dilthey, Professor und Oberstudienrath und Ritter des Verdienstordens Philipp des Großmüthigen.

Ordentliche Lehrer: K. Christ. W. Baur, Prof.; Dr. E. Th. Pistor, Prof.; Dr. G. L. Lauteschläger, Hofrath; Dr. K. Wagner, Prof.; Dr. Chr. Bofslor, Prof.; Friedr. H. Haas, Hofrath; Joh. L. Jul. Kayser; Dr. Fr. Bender; Dr. L. Ch. Ad. Hüffel; H. Wagner; Ad. Spiels, Oberstudienassessor für das Turnen; Dr. F. Viet. Lucius; Dr. Schmidt.

Außerordentliche Lehrer: Dr. H. Jul. F. C. Palmer, Oberconsistorialrath und Hofprediger; Ad. Krämer, kathol. Stadtpfarrer; Dr. G. A. Lerch (Oberbaurath) und C. Rauch (Hofkupferstecher), Zeichenlehrer; Fr. Müller (Kanzleisekretär), Schreiblehrer; Mangold [siehe oben], Gesanglehrer.

2. Mainz.

Director: Dr. Fr. Jac. Grieser.

Ordentliche Lehrer: Melch. Fr. Gredy; K. Klein; Dr. Joh. H. A. Hennes; Dr. Jac. Al. Becker; Fr. Jos. Fr. Schöller; Dr. Mich. Vogel; Dr. Jac. Münier; Dr. Fr. H. Jos. Albrecht; Dr. Joh. B. Killian; Dr. Joh. B. Keller; Wilh. Kiefer; Dr. Corn. Billhardt.

Außerordentliche Lehrer: Joh. Euler, Ott. Fr. Nonweiler und Dr. El. Cahn, Religionslehrer; L. Lindenschmit, Zeichenlehrer; Dr. L. Noiré; Joh. Simon, Lehrer der engl. Sprache; Dr. Jos. Stigell, Lehrer der franz. Sprache; Ferd. Werner, Schreiblehrer; Ad. Corn. Hom, Gesanglehrer; G. Ch. Vey, Turnlehrer; Dr. K. Hattemer, Repetitor.

3. Gießen.

Director: Dr. Ed. Geist.

Ordentliche Lehrer: Dr. W. Soldan, Professor; Dr. W. Diehl; Dr. H. Rumpf; Dr. Joh. H. Hainebach; Dr. H. Köhler; Dr. W. Uhrich; Dr. L. Glaser; Dr. Ferd. A. Beck.

Außerordentliche Lehrer: Dr. Jac. Fluck, Prof., kath. Religionslehrer; H. Hanstein, Lehrer der engl. Sprache; H. Hofmann (Universitäts-Musikdirector), Gesanglehrer; Fr. Heinzerling, Zeichenlehrer.

4. Worms.

Director: Dr. W. Wiegand.

Ordentliche Lehrer: Jac. Rofsmann; Joh. B. Scipp; Dr. G. Zimmermann; Dr. Ferd. Höbel; Dr. Friedr. Eich; Ferd. Albert; Er. Klein; Chr. Schüler; Dr. Otto Buchner.

Außerordentliche Lehrer: Pet. Bennighof, Nic. Reufs und Dr. L. Lewysohn, Religionslehrer; Reinh. Hoffmann, Zeichenlehrer; Ed. Kunz, Gesanglehrer.

5. Büdingen.

Director: Dr. Georg Thudichum, Oberstudienrath und Ritter m. O.

Ordentliche Lehrer: Dr. G. Haupt; Dr. Fr. G. Zimmermann; Dr. Friedr. G. Bausch; L. Alb. Steinhäuser (provisorisch).

Außerordentliche Lehrer: M. Fr. Meyer (Dekan), Religionslehrer; W. Flach, Gesang- und Schreiblehrer; Ph. H. Fix, mathem. Lehrer.

6. Bensheim.

Director: Jos. Helm, Professor und Ritter m. O.

Ordentliche Lehrer: Fr. Jos. Herrmann; Joh. Mart. Halm; Seb. Kunzel; Dr. Joh. Geier; Jac. K. Dommerque (Beneficiarius).

Außerordentliche Lehrer: W. Aug. Kaufmann (Beneficiarius); P. Reis; Klassert, Gesanglehrer; Jos. Lippert, Schreib- u. Zeichenlehrer.

Wir verbürgen nicht, daß nicht eine oder die andere Veränderung seit Kurzem eingetreten ist, werden aber seiner Zeit mit Berücksichtigung dieser Liste jene jedesmal nachtragen.

Die Schülerzahl betrug nach dem Darmstädter Programm von 1855 S. 17 an sämmtlichen Gymnasien im October 1854:

in Mainz	335	
- Darmstadt	242	
- Gießen	142	
- Worms	76	(dazu 85 in der mit
- Bensheim	74	dem Gymnas. ver-
- Büdingen	67	bund. Realschule).
	936.	

November 1855.

— n.

II.

Die Hrabanusfeier in Fulda.

(Eingesendet.)

Nachdem noch kein volles Jahr verflossen ist, seit in Fuldas Mauern Tausende von nah und fern zusammenströmten, um die Feier elfhundertjähriger Erinnerung an den großen Apostel der Deutschen mit zu begehen, hat in dieser Stadt schon wieder ein Fest ganz ähnlicher Art stattgefunden. Es galt dem ehrwürdigen Hrabanus Maurus, der, nachdem er zuerst als Lehrer, dann als Abt die Klosterschule in Fulda zu einer so hohen und so weithin segensreich wirkenden Blüthe erhoben hatte, daß er mit Recht der Begründer des deutschen Schulwesens genannt wird, am 3. Februar des Jahres 856 als Erzbischof von Mainz starb. Konnte dieses Fest auch seiner Natur nach kein so allgemeines sein wie das des Bonifacius, so hatte es eine um so höhere und speciellere Bedeutung für das hiesige Gymnasium, welches sich dem Orte und der Aufgabe nach wohl als Erben der Wirksamkeit jenes hochverdienten Mannes betrachten darf und deshalb schon seit lange gewohnt ist, das Gedächtniß desselben alljährlich durch einen Actus zu begeben. Derselbe erhielt natürlich diesmal eine der Säcularfeier entsprechende festlichere Gestalt. Der Director Schwartz hatte dazu durch ein Programm eingeladen, welches von ihm selbst Bemerkungen zu Eigil's Nachrichten über die Gründung und Urgeschichte des Klosters Fulda, außerdem aber zwei lateinische Hymnen des Hrabanus mit deutscher Uebersetzung, ein Festlied von dem Gymnasiallehrer Gegenbaur und eine lateinische Feste ode von dem Gymnasiallehrer Dr. Ostermann enthält. Am 4. Februar versammelten sich 10 Uhr Vormittags nach vorausgegangener kirchlicher Feier die Lehrer und Schüler des Gymnasiums in dem zu dem Feste geschmackvoll restaurirten und geschmückten Prüfungsaaale. Der Mitfeiernden hatten sich aus der Stadt und Umgegend und trotz der ungünstigen Jahreszeit zum Theil sogar aus weiterer Entfernung so viele ein-

en, daß der Raum leider nicht hinreichte, sie alle aufzunehmen. Es ist zu erwähnen, daß auch der Hochwürdigste Herr Bischof von Fulda die Feier mit seiner Gegenwart beehrte. Acht Primaner traten Redeversuchen auf, von denen einer in lateinischer, die andern in deutscher Sprache abgefaßt waren. Dieselben standen alle in unmittelbarer Beziehung zu dem Feste und reihten sich, einander gegenständig, zu einem schöngegliederten und abgerundeten Ganzen zusammen, aus welchem dem Zuhörer ein lebendiges, reiches und im Verhältnisse zu dem Zwecke und nach dem Maßstabe einer Schule vollständiges Bild der geistigen Bewegung des neunten christlichen Jahrhunderts eintrat. Die Themata waren folgende: 1) *De Senecae verbis: „Hoc est virtutibus, ut non praesentes solum illas, sed etiam ablatas et tu colamus“*; 2) Der Ruhm der Vorfahren, der Hort der Enkel; 3) neuntes Jahrhundert, die Zeit lebendigen Aufschwunges in Kunst, Wissenschaft und erwachenden Strebens nach nationaler Bildung; 4) als des Großen Verdienste um die Bildung seiner Völker; 5) Hraban's Freund und Mitstreber, nach seinem Leben und Wirken besonders als Geschichtschreiber; 6) Otfried von Weissenburg, Hraban's Schüler, als deutscher Dichter; 7) Walafried Strabo, Hraban's Schüler, als lateinischer Dichter; 8) Ueber das Leben und Wirken des Hrabanus Maurus. Mehrere Schüler der Prima brachten auch poetische Beiträge, indem sie entweder in ihre Reden metrische Uebersetzungen aus Abchnitten aus Otfried's Krist und des Weihnachtliedes von Walafried verwebten oder eigene Festgedichte in lateinischer und deutscher Sprache vortrugen. Abwechselnd mit den rednerischen und poetischen Beiträgen sangen die Schüler die beiden in dem Festprogramm abgedruckten Hymnen Hraban's und das Festlied des Gymnasiallehrers Gehe, welche alle drei der Gesanglehrer des Gymnasiums, A. Henning, trefflicher Weise componirt hatte. Zum Schlusse sprach Director Henning noch über den reichen Segen, welcher aus der würdigen Feier solchen Festes entspringt, und leitete daraus eindringliche Ermahnungen und Ermunterungen für die Schüler her. Die ganze Feier konnte nur auf jeden Empfänglichen einen erhebenden Eindruck zuwirken. Den Leistungen der Schüler haben geneigte und einsichtsvolle Väter ihrer anerkennde Billigung nicht vorenthalten.

Am Abend des Tages war eine große Zahl von Freunden und Gönnern des höheren Schulwesens zu einem Festmahl versammelt, bei welchem der befriedigende Eindruck, welchen dieselben aus der Feier des Festmahl's mit hinweggenommen hatten, sich in vernehmlicher Weise äußerte. So kann das Fest auch in dieser Beziehung segensreich wirken, indem es das Vertrauen des gebildeten Publikums zu einer Anstalt festsetzt und befestigt, deren Lehrer von dem redlichen Streben beseelt ihre Aufgabe zum Besten der Jugend und des Vaterlandes nach Kräften zu erfüllen und als nicht unwürdige Nacheiferer des hohen Vordereiters zu erscheinen, welches dem ganzen Lehrerstande Hrabanus Maurus gegeben hat.

III.

An die Schüler und Verehrer Karl Friedrich Hermann's.

Die Unterzeichneten glauben einem Wunsche aller derer, welche, wie sie, den frühen Tod ihres geliebten Lehrers K. Fr. Hermann betrauern, entgegenzukommen, wenn sie sämmtliche Schüler desselben auffordern, dem Andenken des hochverdienten Mannes ein Denkmal zu stiften. Es ist uns zu diesem Zwecke die Aufstellung einer Marmorbüste in dem historischen Saale der Bibliothek zu Göttingen am angemessensten erschienen. In der Geschichte der Philologie ist K. Fr. Hermann die Unvergänglichkeit seines Namens schon durch seine Werke gesichert; aber nicht überflüssig scheint uns ein ausdrückliches Zeugniß für das, was er über seine Bedeutung als Gelehrter hinaus auf dem Katheder, in Seminarien und im persönlichen Verkehre mit seinen Schülern gewesen ist, wie ihm sein praktischer Beruf ein aus der idealen Auffassung seiner Wissenschaft hervorgehender Lebensdrang war, und deren höchstes Ziel durch ihn zugleich in einem erhebenden Vorbilde eines rechten Lehrers der Humanität seinen Zuhörern entgegengebracht wurde. Wenn wir die öffentliche Anerkennung gerade dieser Seite seines Werthes als den Zweck des Denkmals aussprechen und uns deshalb zunächst an die Schüler Hermann's wenden, so glauben wir doch zu einer Betheiligung bei unserm Unternehmen auch seine übrigen Verehrer einladen zu dürfen, welche mit uns jenes Verdienst als den Gipfel seiner umfassenden Wirksamkeit betrachten.

Zur Empfangnahme von Beiträgen sind die Unterzeichneten bereit. — Ein Autographon Hermann's, sowie ein Verzeichniß sämmtlicher Beitragenden wird in dem Piedestale niedergelegt werden.

Im Januar 1856.

Dr. Julius Caesar, Professor in Marburg. Dr. Ludwig Lange, Professor in Prag. Dr. Julius Iattmann, Subconrector Heinrich Dietrich Müller, Dr. C. Gustav Schmidt, in Göttingen. Dr. Julius Weismann, Gymnasiallehrer in Fulda.

IV.

A u f f o r d e r u n g.

(Eingesendet.)

Ein Gelehrter im höhern Alter, der durch eine lange Reihe von Jahren eine Büchersammlung von etwa 6000 Bänden, besonders aus den Fächern der Geschichte, der alten classischen und der modernen schönwissenschaftlichen Litteratur, zusammengebracht hat, beabsichtigt, sie einem Gymnasium des preussischen Staats, und zwar der Provinz Brandenburg, Sachsen, Schlesien, oder des im achtzehnten Jahrhundert schon preussisch gewordenen Westphalens, unter folgenden Bedingungen testamentarisch zu vermachen:

-) Das Gymnasium darf nicht schon mit ansehnlichen litterarischen Hilfsmitteln versehen sein. Ein daran ärmeres würde unter sonst gleichen Umständen vor dem reichern immer den Vorzug erhalten.
 -) Das Lehrpersonal muß statutenmäßig ein rein protestantisches sein und bleiben.
 -) Die zu vermachende Bibliothek muß besonders aufgestellt werden. Ein den Titelblättern aufgedruckter oder aufzudrückender Stempel, welcher den Namen des jetzigen Besitzers enthält, muß erhalten werden.
 -) Es ist die Absicht des Testators, dem Gymnasium, welchem die Bibliothek zufällt, außer derselben ein Capital von 1500 bis 2000 Thalern in preussischen Staatspapieren zu vermachen, von dessen Zinsen Anschaffungen aus den Fächern der altclassischen Philologie und der Geschichte zu einiger Vermehrung des Büchervorraths zu bestreiten sind. Auch diese Bücher sollen mit dem erwähnten Stempel versehen und der besondern Aufstellung angereicht werden.
 -) In dem alljährlichen feierlichen Schulactus soll des Testators, als eines Wohlthäters der Anstalt, gedacht werden.
- Gymnasial-Directionen, welche die dargebotenen Bücher und das Capital für ihre Anstalten unter den verzeichneten Bedingungen zu erwerben wünschen, werden ersucht, sich deswegen an Herrn Prof. Mützell Berlin zu wenden, welcher die Güte haben wird, ihre Anträge weiter befördern ¹⁾. Eine bündige Verpflichtung, für den Fall der ihnen zuwendenden Schenkung die Erlaubniß der vorgesetzten Behörde zur Annahme selbst und zur Leistung der Bedingungen beizubringen, ist erforderlich. Das Gymnasium, auf welches die Wahl des Erblassers gefallen sein wird, kann es erst nach dem Tode desselben durch die Publication des Testaments erfahren.

¹⁾ Der Unterzeichnete hat diesen schönen Auftrag mit wahrer Freude angenommen. J. Mützell.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

1) Ernennungen.

Die Berufung des Candidaten des höheren Schulamts Friedrich August Fischer zum ordentlichen Lehrer an der Realschule zu Erfurt ist genehmigt worden (den 1. März 1856).

Die Berufung des Hülfslehrers Dr. Arnold Sigmund Ernst Steudner II. zum ordentlichen Lehrer, und die des Schulamts-Candidaten Johann Samuel Kroschel zum Hülfslehrer an der Klosterschule Realschule ist genehmigt worden (den 9. März 1856).

Die Berufung des Hülfslehrers an der Realschule zu Duisburg Dr. Johann Friedrich David Crämer zum ordentlichen Lehrer an der Realschule zu Barmen ist genehmigt worden (den 9. März 1856).

Des Königs Majestät haben den Professor Dr. Christian August Hornig, seither Director der Realschule zu Treptow a. d. R., zum Director des Gymnasiums zu Stargard in Pommern Allergnädigst zu ernennen geruht (den 10. März 1856).

Die Berufung des ordentlichen Lehrers am Friedrichs-Werderischen Gymnasium zu Berlin Dr. Adolph Joachim Friedrich Zinzow zum Prorector des Gymnasiums zu Stargard in Pommern ist genehmigt worden (den 10. März 1856).

Die Berufung des Lehrers Adolph Wilhelm Decker zum Lehrer an der Friedrichs-Schule zu Grünberg in Schlesien ist genehmigt worden (den 17. März 1856).

Die Anstellung des Hülfslehrers an der höheren Bürgerschule zu St. Petri in Danzig Dr. Heinrich Rudolph Pfeffer als ordentlicher Lehrer an derselben Anstalt ist genehmigt worden (den 26. März 1856).

Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruht, den Director des Gymnasiums zu Stettin Dr. Carl Ludwig Peter zum Rector der Landesschule Pforta, und den Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen Professor Albert Gustav Heydemann zum Director des Gymnasiums zu Stettin zu ernennen (den 26. März 1856).

2) Ehrenbezeugungen.

Dem Schulrath Director Dr. Fofs zu Altenburg ist unter dem 1. Februar c. von Sr. Hoheit dem regierenden Herzog von Sachsen-Altenburg das emailirte Verdienstkreuz des Herzogl. Sachsen-Ernestinischen Hausordens verliehen worden.

Dem ordentlichen Lehrer an der Realschule zu Tilsit Dr. Friedrich Julius Gustav Ellinger ist das Prädicat „Oberlehrer“ verliehen worden (den 15. März 1856).

3) Todesfälle.

Am 17. März c. starb zu Berlin Prof. Dr. Liebetreu, Oberlehrer an dem Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster,

Am 18. März zu Berlin Dr. A. Goldmann, Oberlehrer an der neuen Lehranstalt,

Am 29. März zu Breslau Dr. Joseph Julius Athanasius Ambrosch, Universitätsprofessor, in dem Alter von 51 Jahren.

Am 7. Mai 1856 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

I.

Ueber einige Mängel in der Vorbereitung für den
Lehrberuf an gelehrten Schulen.

Zwei Factoren sind es, welche die Tüchtigkeit des Schulmannes so wie des Theologen, Juristen, Mediziners u. s. w. bedingen, das gelehrte Wissen und das practische Können. Es würde die Erörterung der Frage wenig frommen, welchem von beiden eine größere Bedeutung zu vindiciren sei, ob dem gelehrten Wissen oder der practischen Lehrgeschicklichkeit. Ich halte beide Factoren für gleich bedeutend, für gleich unentbehrlich. Die Gelehrsamkeit hat für den Lehrberuf einen untergeordneten Werth, wenn dem, welcher dieselbe besitzt, die Geschicklichkeit abgeht, als der Fundgrube seines Wissens der Jugend in rechter Weise mitzutheilen, was zu ihrer geistigen und sittlichen Bildung förderlich ist; das Lehrtalent sinkt zu einer gehaltlosen Geschicklichkeit herab, wenn der, dem natürliche Anlage und Uebung die Gabe pädagogischer Fertigkeit verliehen, nicht im Besitz des Wissens ist, in dessen Bearbeitung sich seine pädagogische Kunst wahren soll. Talent und Fleiß bedingen den wissenschaftlichen Fortschritt, Talent und Uebung fördern die pädagogische Kunst. Jedes Talent, wenn es sich entwickeln soll, bedarf einer geschickten Anleitung, sonst geräth es, der Selbstentwicklung erlassen, auf Abwege, von denen es sich, vielleicht nach trüben Erfahrungen für die, zu deren Gunsten es verwerthet werden sollte, allmählich auf eine richtigere Bahn begiebt. Dafs das gediegene Wissen die beste Grundlage für die Bildung des Pädagogen sei, setze ich als bekannt voraus; ebenso dafs dieselbe nicht blofs durch fleißige Studien während des Aufenthalts an der Hochschule, sondern durch fortgesetzte wissenschaftliche Beschäftigung erworben werden müsse, und dafs ein wesentli-

ches Hülfsmittel für die Handhabung der Pädagogik gewonnen sei, wenn der Lehrende aus dem vollen Born des Wissens schöpfe und den Lernenden mittheile. Den Satz, daß ohne Wissen das Können nicht möglich sei, brauchen wir nicht zu beweisen; eben so fest steht aber der Satz, daß man ohne Können das Wissen nicht verwerthe, d. h. daß das Wissen dem Pädagogen geringen Nutzen gewähre, wenn ihm Talent und Geschicklichkeit abgeht, wenn ihm die Anleitung fehlt, ein vielleicht schlummerndes Talent zu wecken und die Geschicklichkeit sich anzu eignen.

Allerdings ist die Praxis in der Schultube selbst die beste Lehrmeisterin; in derselben haben sich die bedeutenden Pädagogen zu dem herangebildet, was sie der Jugend später geworden. Der Talentvollen aber, die, wie Minerva geharnischt aus dem Haupte Jupiters, so aus den Hörsälen der Universitäten als fertige Schulmänner ins Leben übergehen, so daß ihrer pädagogischen Tüchtigkeit weiter nichts als eine vieljährige Uebung mangelt, dürfte es doch nur sehr wenige geben. Was der Jünger der sokratischen *ars obstetricia* verfehlt, wird zum Nachtheile aller derer ausschlagen, an denen er jene Kunst darlegen soll. Die nachtheiligen Folgen pädagogischer Untüchtigkeit ziehen sich durch ganze Jahrgänge hin; der Mangel an genügender practischer Vorbildung der Lehrenden trägt die Schuld, daß gewisse Lectionen Schülern verleidet werden, daß sie in denselben den Ansprüchen, die man billiger Weise an ihre Leistungen stellen darf, nicht genügen, daß mancher Lehrgegenstand ihnen nicht bloß in einzelnen Klassen, sondern für immer verkümmert wird, so daß, wenn später Lust und Neigung für denselben in ihnen erwacht, ihnen die Vorbildung fehlt, welche einen gediegenen Fortschritt erleichtert.

Mit dem eben Gesagten will ich aber nicht etwa ausgesprochen haben, daß die hohen Behörden den Gegenstand, um den es sich hier handelt, nicht gehöriger Erwägung gewürdigt hätten, daß keine Malsnahmen getroffen worden seien, um dem Uebelstande zu begegnen, daß junge Leute gleich zu Lehrern avancirt würden, ohne ihre practische Befähigung nachgewiesen zu haben. Es ist bekannt genug, daß die Ertheilung der bedingten und unbedingten *facultas docendi* für künftige Pädagogen bei Staatsprüfungen theilweise von dem Ausfall der Probelectionen abhängt, welche der Examinandus zu halten verpflichtet ist, daß seit drei Decennien das Probejahr eingeführt ist, das der Candidat an einem Gymnasium abhalten muß, ehe er sich die Berechtigung auf eine Anstellung erwirbt, daß ihm zur Pflicht gemacht ist, in dieser Zeit in den Lectionen der Lehrer fleißig hospitiren, um durch die Praxis die Pädagogik zu lernen, so wie wiederum der Director und die Ordinarien, in deren Klassen der Candidat unterrichtet, die Obliegenheit zu erfüllen haben, die Stunden desselben fleißig zu besuchen und ihm mit ihren Erfahrungen hierbei an die Hand zu gehen. Eine spätere Verfügung bestimmt sogar, daß vor dem Antritt des Probejahrs der Ca-

alten ist, sechs Wochen bei den Lehrern der Anstalt, sein Probejahr abzuhalten gedenkt, und insbesondereationen, die ihm übertragen werden sollen, zu hospitibedeutendes Moment zur Förderung pädagogischer Tüchhiernit, wie einzuräumen ist, gegeben, und es wäreanfänger in der Pädagogik schon viel gewonnen, wenn inalten dieser Forderung ernstlich nachgekommen würde.schieht dies nicht überall, nicht überall werden die Orvon dem Director autorisirt, den Unterrichtsstunden der n beizuwohnen, ihre *potestas* in Handhabung der Disost äußerlich selbst auf das Minimum beschränkt, dasrem Schulamtsandidaten eingeräumt werden muß. Esalten, an denen der Candidat gar nicht zu dem sechschen Hospitiren angehalten wird, sondern in der ersten wenn er das Schiff pädagogischer Thätigkeit besteigt, er Steuermann sein muß. Hierbei trifft den Behörden ter Vorwurf, er träfe sie nur dann, wenn sie das pflichthandeln der Directoren nicht rügten, falls dieselben, über die Befähigung des Candidaten ausgestellt, präin denen die Unterschrift des Klassenordinarius oder nordinarien fehlte, deren spezieller Obhut der Candidat vertraut sein sollen.

dem bestehen in den Städten, in welchen die Provinlen ihren Sitz haben, noch sogenannte pädagogische deren Stiftung aber einer verhältnißmäßig nur gerinhl Schulamtsandidaten zu Gute kommt, deren Orgainer Umänderung sehr bedarf. Angemessen dürfte es, wenn dieselben stets unter einem bewährten Schulnden, sei es, daß dieser der Director eines Gymna: der Provinzial-Schulrath selbst ist, daß von den Schuldaten diejenigen in dasselbe aufgenommen würden, welbloß in der wissenschaftlichen Prüfung ein vortheilignis erlangt, sondern bereits in dem zurückgelegten ihre pädagogische Tüchtigkeit dargethan hätten. Der würde dann nicht so bedeutend, die Auswahl für den des Seminars nicht so schwierig sein, man würde dann eine Pflanzschule tüchtiger Lehrer gewonnen haben. orbereitung für das Lehrfach, in dessen Beruf der Canten hineintritt, wenn er sein Probejahr beginnt, würde in pädagogischen Seite sich meist auf das sechswöchentpitiren beschränken, zu dem der Candidat vor Antritt rthätigkeit verpflichtet ist, von dem der Director eilt unter keinen Umständen dispensiren dürfte. Diesem müßte, so scheint es mir, unter allen Umständen eine usdehnung gegeben werden. Durch vielfaches Umsehen n wird sich am ehesten ein pädagogisches Talent bilnüste daher den Candidaten zur Pflicht gemacht wer vor Ablegung der pädagogischen Prüfung sich um die Thätigkeit, der sie sich widmen wollen, zu kümmern it sich ihnen Gelegenheit darbietet, in den Lehrstunden

an Gymnasien zu hospitiren. Die Gymnasiallehrer müßten allerdings von der Sprödigkeit, mit der sie ihre Thätigkeit so gern dem Auscultiren der Hospitanten entziehen, etwas ablassen. Man dürfte mir nun allerdings einwenden, daß daraus sehr leicht ein Mißbrauch erwachsen könnte. Dem dürfte aber zu begegnen sein, wenn das Lehrerkollegium sich darüber einigte, in welchen Lehrstunden im Laufe der jedesmaligen Woche das Hospitiren zu gestalten sei; denn es kann allerdings nicht in Abrede gestellt werden, daß der Hospitant nicht in jeder Stunde willkommen sein werde.

Dieses Hospitiren wird für den angehenden Schulmann den Vortheil haben, daß er in eine regere Beziehung zum Gymnasialleben tritt, ehe er noch seine Lehrthätigkeit beginnt. Er wird von vorn herein eine gewisse Achtung vor der pädagogischen Kunst in das Schulleben mitbringen. Dies ist aber jetzt nicht immer der Fall, und man kann dem Candidaten daraus keines besondern Vorwurf machen. Er ist drei oder vier Jahre an den Kathedervortrag des Universitätsprofessors gewöhnt gewesen. Derselbe gilt ihm in vielen Fällen als Ideal und Muster; er erwählt sich vielleicht, wenn er sich einer Thätigkeit ausschließlic mit Eifer gewidmet, eine bestimmte Persönlichkeit, die ihm in wissenschaftlicher Hinsicht vorzüglich imponirt und auf seine Studien einen vorzüglichen Einfluß geübt hat, zum Vorbild. Der nächste Gedanke, der in ihm entsteht, ist, die wissenschaftliche Seite seines Berufs in treuer Copie des gewählten Modells würdig zu repräsentiren. Wenige Gymnasiallehrer dürfte es geben, die sich nicht versucht gefühlt hätten, bei dem Ueergange von den Universitäten zu dem practischen Berufe, zumal in dem Falle, daß ihnen früher nicht Gelegenheit geboten war, durch Privatstunden eine Vorübung für den Beruf zu erhalten, den Universitätsprofessor zu spielen. Jeder Candidat hat daher wohl kein dringenderes Verlangen bei Erfüllung seiner Lehrthätigkeit, als daß ihm Lehrstunden in den oberen Klassen zugewiesen werden, wo er am Ehesten im Stande zu sein glaubt, das Wesen und Treiben seiner Lehrer auf der Hochschule nachzuahmen. Wenn hierbei nun schwere Mißgriffe begangen werden, so sind diejenigen, welche dieselben begehen, noch nicht immer hoffnungslose Jünger der Pädagogik. Der wissenschaftliche Sinn und das Streben, einem Vorbilde echter Wissenschaftsliebe zu folgen, hat sie zu engem Anschlusse an Männer bewogen, deren Studien auf ihr Leben einen stets wirksamen Einfluß äußern sollen. Wie ihnen gewisse wissenschaftliche Capacitäten auf den Hochschulen imponirt haben, so werden sie, wenn sie der Leitung von Gymnasiallehrern anvertraut werden, die ihnen in wissenschaftlicher Beziehung Achtung gebieten, falls dieselben gute Pädagogen sind, sich auch bemühen, deren pädagogischen Tact anzueignen. Mißgriffe werden zwar noch geschehen; der angehende Schulmann wird sich für vollkommener erachten als sein Meister, so lange er nicht die nöthige Hochachtung vor der Gymnasialpädagogik gewonnen. Aber der junge Mann wird Lehrgeld zahlen

müssen, und er wird zu der Einsicht gelangen, daß andere Mä-
 ßer die Kathederweisheit, andere die oft verkannte Schulweis-
 heit erheischt.

Wie nun zur Erlangung pädagogischer Fertigkeit eine viel-
 seitige Ausbildung nöthig ist, so dürfte es jedenfalls angemessen
 scheinen, daß in Gemäßheit der alten Vorschrift, wonach die
 Ordinarien der Klassen, in welchen der Candidat unterrichtet, ge-
 halten sind, dessen Lehrstunden zu besuchen, der Candidat nicht
 der Obhut eines, sondern mehrerer Ordinarien anvertraut werde.
 Einerseits wird dadurch der Gesichtskreis des Candidaten erwei-
 tert, andererseits dürfte sich über die Lehrgeschicklichkeit des
 Candidaten, welche in vielseitiger Weise erprobt und nach ver-
 schiedenen Standpunkten beurtheilt worden ist, ein zuverlässige-
 res, jedenfalls nicht einseitiges Urtheil gewinnen lassen.

Ich erachte aber dafür, daß bereits auf der Hochschule dem
 künftigen Lehrer für seinen Beruf eine pädagogische Vorbereitung
 gegeben werde. Die Einrichtungen dafür dünken mir aber jetzt
 noch sehr mangelhaft, wenn auch die Bedeutung einer solchen
 Vorbereitung den hohen Behörden nicht entgangen sein dürfte.
 Ich weiß ich, daß es mit der bloßen Theorie nicht abgethan
 ist, daß die Theorie etwas Schales ist, wenn ihr das befrucht-
 ende Lebensprincip der Praxis abgeht; aber es ist auch meine
 Meinung nicht, daß es bei der bloßen Theorie sein Bewenden
 haben dürfe, ich wünsche, daß neben der Theorie eine gewisse
 praktische Uebung stattfinde, gleichwie dem Mediziner in der
 Klinik neben der Theorie Gelegenheit geboten wird, die durch
 die Theorie erworbenen Kenntnisse in practischer Thätigkeit an-
 zuwenden, und der angehende Theologe in der Homiletik nicht
 bloß die Theorie fürs Predigen erhält, sondern ihm auch im ho-
 metischen Seminar im Predigen sich zu üben Gelegenheit dar-
 geboten wird.

Es bestehen nun Verordnungen, welche das hohe Ministerium
 geistliche, Schul- und Medizinal-Angelegenheiten erlassen hat,
 darauf hinarbeiten, dem Jünglinge, welcher die Hochschule be-
 suchen will, eine Anweisung gleichsam als Viaticum mitzugeben.
 Zunächst sollen die Directoren junge Leute, in denen sie eine
 besondere Anlage für die Studien erblicken, und die für das Lehr-
 beruf gute Leistungen zu versprechen scheinen, aufmuntern, sich
 in Schulfache zu widmen, eine Anweisung, die sich wirksamer
 erweisen wird, je nachdem die Aussichten für die Zukunft der
 Bewerber günstiger gestalten werden. Dann sind die Directoren
 gehalten, den zur Hochschule Abgehenden in den letzten
 Wochen eine Art hodegetischer Vorträge, d. h. wie sie ihre er-
 sten Universitäts-Studien einzurichten haben, zu halten. Wenn
 man nun von einem Schulmanne nicht erwarten kann, daß er
 anders als in allgemeinen Umrissen die Studien charakterisire,
 welche ein Theologe, Jurist, Mediziner betreibe, so wird aller-
 dings, da der Schulmann hier gleichsam aus dem vollen Fasse
 schöpft, die Anweisung für den künftigen Fachgenossen etwas
 specieller sein können. Es wird ihm gesagt werden können, was

er für seine allgemeine Bildung, unbeschadet eifriger Studien diesen oder jenen besondern Zweig der Wissenschaft, der kultiviren gedenkt, wird thun müssen. Die Anweisung meines Erachtens besonders den Schulmann im Allgemeinen fassen müssen, sie wird ihn vor unnöthiger Zerstückung seiner Thätigkeit warnen müssen, zu der ihn oft ein wissenschaftlicher Eifer verleitet, sie wird ihn aber eben vor Einseitigkeit bewahren müssen, der sich zu leicht die wissenschaftlich am meisten befähigten Köpfe hingelassen erwacht am meisten bei engerer Association an die Citäten der Wissenschaft der Hang, sich dem Universalität zu widmen, für welchen Beruf gerade die strengste Condition in den Fachstudien das mächtigste Vehikel zur Erreichung eines rühmlichen Zieles ist. Außersich gebietende Lebensnöthigen, von dem Plane abzugehen und den ursprünglichen Zweck, dem Lehrfach in Gymnasien sich zu widmen, aufzunehmen. Die Förderung der Wissenschaft gilt ihm auch für die Gymnasialpraxis als das höchste Streben. Jeder der Wissenschaft auf der Hochschule kann es natürlich mit Freuden begrüßen, wenn er auch für die Pflanzstätte schon unmittelbar für die Hochschule vorbereiten, Männer denen es in ihrem Berufe als unabweisliche Pflicht gilt, der Beschäftigung der Jugend nicht gewidmeten Stunden der Wissenschaft am ihrer selbst willen zu pflegen und anzubauen der Beruf eines Schulmannes erfordert doch noch andere seitig wissenschaftliche Capacitäten. Und der Ausspruch braven Veteranen der alt-klassischen Philologie, welcher eingehenden Candidaten des Schulamts, der ihm bemerklich, daß seine Zeit nicht ganz ausschließlich der Philologie mit sein könne, daß er, um binnen Kurzem sich der wissenschaftlichen Prüfung zu unterwerfen, Behufs seiner künftigen Prüfung sich doch auch mit anderen fürs practische Lehramt nöthigen Studien befassen müsse, den Vorwurf der Bestrebungen machte, dürfte nur allzusehr aus einer dem Leben entfremdeten Anschauung herrühren. Vor einer Eitelkeit, die im wissenschaftlichen Interesse nicht immer zu finden ist, aber in Hinsicht auf den pädagogischen Beruf ist, soll die Stimme des als Schulmann bewährten Lehrers den künftigen Schulmann, der im Begriff steht, die Hochschule zu beziehen, warnen.

Die, wie es durch die Natur der Sache begründet ist falls nur kurz gehaltene Anweisung Seitens des Gymnasiums kann aber keinesweges für eine ausreichende Encyclopädie der pädagogischen Studien gelten. Auf den Hochschule muß Gelegenheit zu einer erweiterten Kenntniß in dieser Richtung geboten werden. Der Theologe, der Jurist, der Philolog hört als eins der ersten, naturgemäß als das erste seinigen eine Encyclopädie der Wissenschaft, der er sich widmet, will, und er ist dadurch in den Stand gesetzt, zu ermitteln, auf welcher Weise er studiren, in welcher Reihe er die

ören soll. Dem Schulmanne bietet sich für das besondere Fach der die besonderen Fächer, denen er vornehmlich obliegen will, an und wann — leider sind solche Collegien in den Lectionskatalogen der Universitäten nur sehr spärlich anzutreffen — ebenfalls Gelegenheit dar, ein encyclopädisches Collegium zu hören. Es versteht sich aber von selbst, daß Collegien der Art, die ja wohl auch hin und wieder Mathematiker und Naturhistoriker für den Bereich ihrer Studien lesen, wenn auch den Schulmann berücksichtigend, doch meist den Fachgelehrten als solchen ins Auge fassen, und daß die Berücksichtigung, die dem Schulmann zu Gute kommt, demselben als Fachgelehrten gilt.

Zweierlei dünkt mir nöthig zu einer gediegenen Vorbereitung des Schulmannes für seinen Beruf auf der Hochschule. Es sind dies einmal practische Uebungen in Vorträgen, für den Standpunkt des Gymnasiallehrers berechnet, die der Universitätsprofessor mit seinen jungen Fachgenossen vorzunehmen sich gemüßigt sehen möge, und Vorlesungen über das Wesen der Pädagogik, die Geschichte und den heutigen Standpunkt derselben.

Was den ersten Punkt anbelangt, so ist zwar anerkannt, welche Verdienste die an allen preussischen Universitäten eingerichteten philologischen und die an mehreren Hochschulen bestehenden historischen und mathematischen Seminare für die Bildung der gelehrten Schulmänner haben, daß diesen Instituten im Wesentlichen das Verdienst gebührt, einen von Eifer für wissenschaftliche Studien erfüllten Lehrerstand herangebildet zu haben, als in den Uebungen derselben unter sorgsamer Leitung der Directoren dieser Seminare so mancher junge Mann sich das Feld der wissenschaftliche Bearbeitung erwählt, das er später bearbeitet, auf dem er mitunter nachmals Tüchtiges geleistet hat. Aber es kann wiederum meistentheils nur die wissenschaftliche Seite sein, nach der hin jene Institute für den Lehrstand sich wirksam erweisen. Der künftige Universitätslehrer erhält hier die erste Vorbereitung für seinen Beruf, für den Gymnasiallehrer ist noch ein anderes Accessit erforderlich. Nicht bloß die wissenschaftliche, sondern auch die pädagogische Qualifikation kommt bei dem Lehrer zur Erörterung. Wie wünschenswerth es dem Staate sein muß, einen wissenschaftlich tief gebildeten Gymnasiallehrerstand zu haben, wie wünschenswerth für eine Anstalt, ein Collegium zu besitzen, welches aus Männern besteht, welche die Förderung der Wissenschaft sich als Aufgabe gestellt haben, so wird von der Tüchtigkeit eines Lehrers noch ganz etwas Andern als eine wissenschaftliche Bildung verlangt. Es ist dieses pädagogische Geschick. Dasselbe zeigt sich in der richtigen Auswahl des zu behandelnden Stoffes, in der dem Gesichtskreis der Jugend anzupassenden Behandlung desselben, in dem angemessenen Vortrage. Dies Geschick eignet man sich hauptsächlich durch Uebung an, zu der es gleichwohl einer Anleitung bedarf, wenn nicht Fehlgriffe sich wiederholen sollen. Uebungen dieser Art finden sich in den Lectionskatalogen der Universitäten sehr selten aufgezeichnet, gleichwohl erachte ich dieselben

für außerordentlich zweckdienlich und ersprießlich. Es kommt darauf an, daß in einem Semester ein Theil des zum Gymnasialkursus gehörigen Pensums in Vorträgen der Studirenden, deren Abgang von der Universität nahe bevorsteht, durchgearbeitet werde. Das zu verarbeitende Pensum wird unter die Commilitonen nach kleineren Abschnitten vertheilt. In jeder Woche werden ein oder mehrere Vorträge gehalten, an welche die zuhörenden Commilitonen ihre Bemerkungen knüpfen; der Professor, welcher diese Uebungen leitet, ist der Schiedsrichter, dessen Votum endgültig ist. Mehr als durch ein anderes Mittel ist in dieser Weise dem Lehrer der Wissenschaft eine *Einwirkung* auf das Schulleben gegeben. Es ist einzuräumen, daß nicht in allen Zweigen der Wissenschaft Uebungen in gleicher Weise sich werden vornehmen lassen, und daß dieselben für die Lehrstufe am meisten geeignet erscheinen werden, in welcher der Lehrvortrag sich mehr und mehr der sokratischen Methode abwendet. Wir haben in dieser Weise in den Jahren 1837 und 1838 auf der Breslauer Hochschule unter der Leitung des Professor Kutzen mehrere Gebiete der Geschichte und Erdkunde in Vorträgen, wie sie für die oberen Gymnasialklassen sich eignen, durchgearbeitet.

Diese Uebungen leiten geraden Weges zur Praxis hinüber. Der künftige Gymnasiallehrer darf aber der erforderlichen Theorie nicht entbehren. So genannte pädagogische Collegien, wie dieselben dem Bedürfnis des Lehrers an höheren Anstalten angemessen sind, werden im Allgemeinen an Hochschulen sehr wenig gelesen. Es ist diese Lücke um so fühlbarer, als nach der Vorschrift des Reglements mit dem Candidaten eine besondere Prüfung in der Pädagogik vorgenommen wird. Vorlesungen dieser Art, welche mit besonderem Erfolg von den Docenten ertheilt werden dürften, die sich selbst im practischen Schulleben bewegt haben oder noch bewegen, müssen sich auf das *Gebiet der Geschichte der Pädagogik*, in der namentlich auf die Zeit nach der kirchlichen Reformation das Augenmerk zu richten ist und die verschiedenen Erziehungssysteme aus dem 18. und 19. Jahrhundert vom unparteiischen Standpunkte zu würdigen sind, auf das Wesen der Pädagogik und den jetzigen Standpunkt derselben erstrecken. Die Aufgabe des Gymnasiums wird in ihrer ganzen Bedeutung darzustellen sein; es wird gezeigt werden müssen, in welchem Umfange und in welcher Methode die einzelnen Wissenschaften zu lehren seien. Es wird nachzuweisen sein, welches der Centralpunkt der Gymnasialstudien sei, in welchem Verhältnisse die einzelnen Wissenschaften zu demselben stehen, in welcher Weise das Werk der wissenschaftlichen Bildung in Einklang zu bringen sei mit dem der sittlichen Erziehung. Die Tendenz der Verordnungen, welche über das preussische Gymnasialwesen ergangen sind, ist in gehörige Verbindung zu bringen mit dem allgemeinen Zweck der Gymnasialerziehung. Es wird das Verhältniß der Gymnasien zu anderen höheren wissenschaftlichen Bildungsanstalten zu erörtern sein; für die verschiedenen

Zweige der Wissenschaft werden die Unterrichtsmethoden anzugeben sein.

Durch Vorträge dieser Art theoretisch für die Pädagogik vorgebildet, durch practische Unterweisungen für das Lehrfach geübt, durch Hospitiren in stetem Zusammenhange erhalten mit der Unterrichtsmethode, durch ein sechswöchentliches Auscultiren mit der Praxis des Gymnasiums vertraut gemacht, in dessen Lehrercollegium der bereits *pro facultate docendi* geprüfte Candidat einzutreten gedenkt, in steter Obhut und in stetem pädagogischem Verkehr mit den Ordinarien der Klassen, in denen er unterrichtet, wird hoffentlich der Candidat für seine pädagogische Bildung eine gründlichere Vorbereitung erhalten, als bisher ohne einige dieser bildenden Factoren geschehen.

Für die weitere Fortbildung der Lehrer, auch der angestellten, müssen die Lehrerconferenzen ein mächtiges Vehikel sein. In denselben müssen natürlich nicht bloß Externa verhandelt werden, sondern die Gymnasialpädagogik in ihrer Gesamtheit so wie in den einzelnen Zweigen muß Gegenstand fortdauernder Besprechung sein, so daß jeder einzelne Lehrer sich stets auf dem Niveau des pädagogischen Fortschritts erhält. Das Hospitiren, nicht bloß bei den Collegen an derselben Anstalt, sondern auch an anderen Anstalten, so oft ihm Gelegenheit dargeboten wird, muß jedem Pädagogen als ein fortgesetztes Bildungsmittel erscheinen.

Schweidnitz.

J. Schmidt.

II.

Die Geschichte der Entwicklung der christlichen Kirche als Lehrgegenstand in evangelischen Gymnasien.

„Ihr sollt vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“ Das sind die Worte, die Christus als Richtschnur für das Leben, für ihr Denken und Handeln, für ihr Dichten und Trachten seinen Auserwählten gleichsam auf den Weg gab, das sind die Worte, die täglich in den Herzen derer widerhallen müssen, die als lebendige Glieder an dem Leibe Christi, d. h. an der christlichen Kirche, erlunden werden wollen. Das Streben nach religiöser, mithin sittlicher Vervollkommenung, das ist der rothe Faden, der sich durch die Geschichte der Menschheit hindurchzieht, nach dem wir allein den wahren Fortschritt messen. Der höhere Zweck der Kenntniß der Geschichte geht darauf hinaus, die Stufen der Entwicklung zu verfolgen, welche die Menschheit genommen, um dem Ziele näher zu rücken, zu

dessen Erreichung uns die Gottheit berufen hat. Je ferner oder näher der Erreichung der göttlichen Bestimmung ein Volk steht, desto geringer oder bedeutender ist das Interesse, welches wir an seiner Geschichte nehmen. In je engerem Zusammenhange unsere eigene Individualität, die sich dem Einflusse der dieselbe umgebenden Außenwelt nicht entziehen kann, mit dem Leben einer Gesamtheit steht, desto grössere Berücksichtigung erfährt dieselbe in der Behandlung der Geschichte. Daraus erklärt sich die besondere Berücksichtigung der Culturvölker des klassischen Alterthums, die auf unsere moderne intellectuelle Bildung so wunderbar influirt haben, in dem geschichtlichen Unterricht in unseren höheren Bildungsanstalten, daher die vorzügliche Beachtung, welche die Ausbreitung der christlichen Kirche erfahren, und des Landes, zu dessen Gesamtbevölkerung wir als Individuen zählen, daher das Interesse, das in unseren Schulen, die ihren confessionellen Character nicht aufgeben dürfen, der Entwicklung des Bekenntnisses zugewendet wird, auf das wir getauft sind, durch das wir der ewigen Seligkeit, zu der wir im irdischen Leben uns vorbereiten, theilhaftig werden wollen.

Die Hauptpartien, welche bei dem historischen Unterricht in Betracht kommen, sind für die alte Zeit die Geschichte des Volkes, an welchem sich die Verheissungen erfüllen, — wenngleich diese Partie bei dem eigentlichen Geschichtsunterricht nur oberflächlich, bei dem Religionsunterricht hingegen ausführlich behandelt zu werden pflegt, — so wie die Geschichte der Völker, welche die Repräsentanten der klassischen Bildung des Alterthums sind, der Griechen und Römer. In der Geschichte der neueren Zeit zieht die germanisch christliche Welt besonders unser Augenmerk auf sich, ja, sie nimmt fast ausschliesslich das ganze Interesse beim historischen Unterricht in Anspruch. Es ist also die Geschichte der nationalen Entwicklung, so wie die der Entwicklung der christlichen Kirche, welche den Kern der Darstellung bilden. Für die letzten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung kommen wiederum die spezifisch vaterländische Geschichte und die Gestaltung der Kirche des Bekenntnisses, zu dem wir uns verpflichten, in nähere Betrachtung. Man mag immerhin behaupten, dass die Auffassung der Geschichte mehr von einem universalen Standpunkte aus geschehen, dass die Darstellung unparteiisch sein müsse, Niemand wird aber in Abrede stellen wollen, dass der Geschichtschreiber und der Geschichtslehrer ihren nationalen und confessionellen Character nicht verleugnen dürfen oder können. Wenn nun dem, welcher die Geschichte gründlich studiren will, das „*audiat et altera pars*“ zu empfehlen ist, so wird die historische Bildung von dem Typus oder der Färbung des nationalen und des confessionellen Characters influirt sein. An den beiden Simultanuniversitäten ist von Seiten der Staatsregierung dieser Rücksicht durch Parität der Confessionen in der Person der öffentlichen Geschichtslehrer Rechnung getragen worden.

Wie wir nun eine Verwirklichung zur Annäherung der Idee möglicher Vollkommenheit im Sinne des Evangeliums in dem

christlichen Staate erblicken, so ist es dem Character der geschichtlichen Bildung ganz angemessen, die Geschichte der christlichen Kirche in ihrer Allgemeinheit so wie in ihrer confessionellen Besonderheit in das Bereich der Darstellung beim geschichtlichen Unterricht hineinzuziehen. Mag nun aber auch der nationale Character in Beziehung auf allgemeine geistige Cultur, Literatur und gesellige Zustände von dem religiösen Leben wesentlich abhängig sein und mag immerhin die christliche Kirche in ihrer fortschreitenden Entwicklung das wesentlichste Moment in der modernen Staatsgeschichte sein, so ist die christliche Kirche doch immer nur der eine Factor, welcher influirt hat, und wenn die Geschichte ein allgemeines nationales Bildungsmittel sein soll — und daß sie es sei, wird Niemand bezweifeln —, dann ist nicht so sehr die Kirche, wie sie unter Einwirkung des nationalen Characters sich gestaltet hat, als vielmehr die Nation, in wiefern die christliche Kirche auf ihre Fortbildung gewirkt, Gegenstand der geschichtlichen Darstellung.

Wenn also die christliche Kirche als Vehikel der Gesamtbildung der Nationen betrachtet wird und angesehen werden muß, so kann die Frage entstehen, ob die Berücksichtigung, welche die Geschichte derselben beim Geschichtsunterricht erfährt, oder ich will besser sagen: erfahren soll, für die allgemeine Ausbildung des Individuums, wie sie in unseren Gymnasien bezweckt wird, ausreichend sei, oder ob sie Gegenstand einer besonderen Lection sein müsse, welche dem Religionslehrer oder dem Klassenlehrer in seiner Eigenschaft als Religionslehrer zu überweisen ist. Für die letztere Ansicht spricht die laut den Nachrichten in den Schulprogrammen allgemein übliche Praxis und die nach dem Muster der Lectionskataloge für die Vorlesungen auf den Universitäten in unsere Schulen eingebürgerte Schematisirung des Lehrstoffes, welche einer Concentrirung der Lehrgegenstände hemmend entgegentritt. Die Vertheilung der Lehrobjecte für den Religionsunterricht in den Gymnasien zeigt, daß man die möglichste Förderung des Wissens in Religion als einen Hauptzweck der Gymnasialpädagogik ansieht, und die subjective Interpretation, welche bisweilen von Mitgliedern der wissenschaftlichen Prüfungscommissionen dem Reglement für die Prüfung der Schulamtsandidaten gegeben wird, neigt nicht selten zu der Ansicht hin, daß der Religionsunterricht in den genannten Anstalten vorzugsweise die Vorbildung zu dem Studium der Gottesgelehrtheit ins Auge zu fassen habe. Daher findet man beim Gymnasialunterricht in der Religion oft so viele Gegenstände in besonderer Behandlung vertreten, daß zur Vervollständigung durch Universitätscollegien wenige übrig bleiben. Der Lehrer des Hebräischen vertritt die alttestamentale Exegese, der Religionslehrer nimmt in der neutestamentalen Exegese einen Theil der historischen Schriften des Neuen Testaments und der paulinischen Briefe vor, es werden Dogmatik und christliche Ethik, deren Behandlung in den oberen Gymnasialklassen in einen innigen Zusammenhang gebracht werden sollte, in getrennten Lectionen gelehrt, Kirchen-

geschichte wird oft durch vier Semester hindurch vorgetragen, bisweilen bildet gar die Geschichte der christlichen Dogmen einen besonderen Lehrstoff und *horribile dictu!* die Religionsphilosophie figurirt im Lectionsplan für Prima. Alle diese Erscheinungen haben ihren Grund darin, daß nicht so sehr die religiöse Bildung als die religiöse Erziehung Gegenstand der Gymnasialpädagogik ist. Aus der Behauptung, daß die religiöse Erziehung das wichtigste Element zur religiösen Befruchtung der Gemüther ist, ergiebt sich von selbst, daß die religiöse Bildung ein Factor jener religiösen Erziehung sei, und daß das Wissen in Religion, als ein Hauptingredienz religiöser Bildung, die religiöse Erziehung mit vollenden helfe. Aber neben der religiösen Bildung macht sich für die religiöse Erziehung ein anderer Hauptfactor geltend, das ist das religiös-christliche Leben in der Anstalt. Die Gymnasien sollen für das Leben, nicht für den Beruf Vorbilden, für die Berufsvorbildung sind die Hochschulen da. Wenn das Gymnasium spezifisch für das religiöse Wissen Vorbildet, dann greift die Anstalt in die Praxis der Hochschulen hinüber und erfälscht ihre Aufgabe nicht in rechter Weise. Ich fürchte nicht, daß der hier ausgesprochenen Ansicht irgendwie eine unrichtige Deutung untergeschoben werden dürfte, als wollte ich irgendwie dem religiösen Wissen seine Bedeutung für das Leben absprechen. Der religiöse Geist einer Anstalt aber, der wesentlich auf die ganze Erziehung seine mächtige Wirkung äußert, wird in dem religiösen Leben derselben ersichtlich. Das Gymnasium in seinen Lehrern und Schülern soll sich als eine Gemeinschaft in Christo wissen, der confessionelle Typus soll in dieser Gemeinschaft erkennbar sein, und dazu verbilft nicht bloß die Kenntniß der Religion, sondern der gesammte Character des religiösen Lebens, der in dem gegenseitigen Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, in seiner christlicher Zucht und Ordnung, in dem Drange nach dem Gebet bei Beginn der Lectionen an jedem Tage, in den allgemeinen Andachten beim Anfange und am Schlusse der Woche, in der gemeinsamen Begehung des heiligen Abendmahls einen Ausdruck findet.

Wenn ich also die Zahl der mit dem Religionsunterricht in Verbindung gebrachten Lehrgegenstände beschränkt wissen will, so will ich damit keinesweges einer wenig gediegenen Vorbildung für die theologischen Studien das Wort reden. Aber das Wesen der auf Gymnasien zu gebenden Vorbildung darf nicht darin bestehen, daß man von den Früchten vorweg spende, welche erst die Hochschule dem gereiften Geiste darbieten darf. Der, welcher auf der Universität sich dem Studium der klassischen Philologie widmet, wird sich mit manchen Objecten befassen müssen, deren Kenntniß ihm zur geistigen Anschauung des Alterthums verhilft, er wird Vorlesungen über Alterthümer, über Mythologie, Kunstgeschichte, Literaturgeschichte der Griechen und Römer hören, aber Niemand wird verlangen, daß der Gymnasiallehrer den Primanern darüber Vorlesungen halte, kein verständiger Lehrer, mag ihn auch manchmal die Lust anwan-

deln, den Universitätsprofessor zu spielen, wird es für zweckmäßig erachten, Lehrobjecte, zu deren Verständniß das Gymnasium die Vorbildung gewähren soll, zu Unterrichtsgegenständen in denselben zu machen. Ein Gleiches gilt von den Zweigen des theologischen Studiums. Vieles von dem, womit sich die Religionslehrer in den Gymnasien befassen, darf nicht in der Ausdehnung, in der es betrieben wird, Gegenstand des Unterrichts sein. So geht auch meine Meinung dahin, daß die Kirchengeschichte nicht in der Weise, wie es jetzt geschieht, ein besonderer Lehrgegenstand in den Gymnasien sein dürfe. Der Schüler soll eine Vorbildung für die Kirchengeschichte zur Hochschule mit hinübernehmen; dort aber soll er erst in einem vollständigen Cursus Vorlesungen über die Geschichte der Entwicklung der christlichen Kirche hören und, gehörig vorbereitet durch die religiöse Bildung, die ihm bisher zu Theil geworden, die erforderliche Geistesfrische für das neue Lehrobject, das ihm jetzt dargeboten wird, mitbringen.

Ich verhehle mir übrigens nicht, daß meine Ansicht bei manchen Schulmännern auf Widerspruch stoßen wird, zumal ich sehe, daß in sehr brauchbaren Lehrbüchern für den christlichen Religionsunterricht dem besonderen Vortrage der Kirchengeschichte in der Sonderung des Lehrstoffs Zugeständnisse gemacht worden sind, und auch Dr. K. R. Hagenbach in der zweiten Auflage seines Leitfadens zum christlichen Religionsunterricht an höheren Gymnasien und Bildungsanstalten (Leipzig, 1853. 8.) nach den von verschiedenen Seiten her ihm geäußerten Wünschen und gemachten Bemerkungen sich bewogen gefunden hat, zwischen dem biblisch-legendarischen und didactischen Theil einen Abriß der Kirchengeschichte einzuschalten. Es wird mir von manchen Seiten nicht zugegeben werden, daß durch die Förderung einer erweiterten religiösen Bildung vermittelt eines vermehrten, am Ende doch nur encyclopädistischen Wissens das Werk der religiösen Erziehung beeinträchtigt wird, aber es ist in der That so. Ein Wissen, das nur ein gereifterer Geist zu durchdringen vermag, muß, einem weniger gereiften Jünglinge für leichtere Auffassung geeignet gemacht, sich zu einem schalen Gedächtnißkrame verflüchtigen, der leicht verloren geht und für das geistige Leben keinen stärkenden Genuß zurückläßt. Man wird mir nun vielleicht entgegen, daß doch manche andere Lehrgegenstände der Religionswissenschaft, wie Dogmatik und Ethik, bereits in den Gymnasien gelehrt werden müssen und gleichwohl das Substrat für gelehrte Vorlesungen auf den Hochschulen liefern. Das ist ganz richtig, aber man wird doch wohl mit mir die Ueberzeugung theilen, daß Zweck und Ziel des Religionsunterrichts in Gymnasien und der theologischen Vorlesungen auf den Hochschulen ganz verschiedener Art sind. Der Religionsunterricht in den Gymnasien soll durch Mittheilung positiver Wahrheiten dem Glauben in den Gemüthern der Jugend eine wohnbare Stätte bereiten, denselben fördern und stärken, die theologischen Vorlesungen dagegen denselben wissenschaftlich begründen und den Jüngling

zu freien Forschungen anregen. Ein glaubensstarkes Geschlecht heranzubilden, das in der Religion eine Stütze für das Leben sieht und findet, das in den Wahrheiten des Christenthums seinen Leitstern erblickt, das ist die Aufgabe der religiösen Erziehung. Der Glaube muß Wurzeln geschlagen haben, wenn das Wissen, dessen heiliger Quell durch das theologische Studium auf den Hochschulen dem Jünglinge eröffnet wird, zu demselben zurückführen soll, wenn der zum Manne reisende Jüngling an sich die Wahrheit des Ausspruchs des Dichters (Geibel) erfahren soll:

Studire nur und raste nie,
Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen.
Das ist das Ende der Philosophie,
Zu wissen, daß wir glauben müssen.

Aber soll denn der Jüngling, der zur Hochschule übergeht, der sich vielleicht einem Studium widmet, das ihn entfernt hält von einer weiteren religiösen Fortbildung, nicht bekannt werden mit der Geschichte der Begründung der christlichen Kirche, soll er nicht erfahren, unter welchen schweren Kämpfen sich die göttlichen Wahrheiten des Christenthums Bahn gebrochen haben, um das Heil der Völker zu begründen, soll sein Gemüth nicht an Glaubensstärke gewinnen im Hinblick auf die Männer, die ihr Leben als Märtyrer für den Glauben hingaben, soll er nicht kennen lernen den wunderbaren Bau der Kirche des Mittelalters sammt den Gebrechen, mit denen die Verfassung der Kirche Christi behaftet war, die den Wunsch nach einer Reform weckten, soll er unbekannt bleiben mit den Hauptstreitigkeiten um das Dogma und nicht den geschichtlichen Prozeß kennen lernen, durch den die Reform der Kirche im 16. Jahrhundert ins Leben trat? Diese geschichtliche Kenntniß, antworte ich darauf, soll dem Knaben und Jünglinge nicht vorenthalten, sie soll ihm mitgetheilt werden, er muß sich den Besitz derselben aneignen. Aber dazu bedarf es keiner besonderen Lection für die Kirchengeschichte; die Mittheilung derselben soll theils durch den Religions-, theils durch den Geschichtsunterricht erfolgen. Für die Concentration des Gymnasialunterrichts, auf die unsere Zeit hinarbeiten muß, und von deren zweckmäßiger Durchführung das wesentliche Gelingen einer Reform der Gymnasien, wie sie in einer dem Geist der Anstalten entsprechenden Weise vollzogen werden soll, abhängig ist, wird dadurch etwas gewonnen, dem Religionsunterricht aber die erübrigte Zeit zu weiterer nützlicher Verwendung überwiesen werden können.

Der Behauptung, daß der Unterricht in der allgemeinen Geschichte jetzt noch nicht in dem Umfange oder in der Weise ertheilt werde, daß der besondere Vortrag der Kirchengeschichte entbehrlich werden könne, trete ich mit der Forderung entgegen, daß er eine solche Fassung erhalten müsse, daß die Geschichte der Entwicklung der christlichen Kirche darin die ihr vom welthistorischen Standpunkte zukommende und im Geiste einer christlichen Erziehung begründete Würdigung erfahre. Frei-

lich wird man sich zunächst darüber geeinigt haben müssen, welches das Ziel des Wissens in der Kirchengeschichte für einen Zögling des Gymnasiums sei. Wenn Schleiermacher das Gebiet der Kirchengeschichte ein unendliches nannte, und von dem, der zum Dienste der Kirche sich ausbildet (dem Theologen), verlangte, daß er aus diesem unendlichen Umfange das inne haben müsse, was mit seinem selbständigen Antheile an der Kirchenleitung zusammenhänge, also einen Ueberblick über die Universal-kirchengeschichte, daß er bekannt wäre mit den Entwicklungs-epochen der Kirche, daß er den für die Gestaltung der Kirche und die Ausbildung der Dogmen hervorragenden Persönlichkeiten ihren Platz in der Geschichte anzuweisen wisse, so werden sich die Forderungen in Beziehung auf den zur Hochschule abgehenden Jüngling mäßigen. Die Geschichte der ersten Begründung der christlichen Kirche, der Kämpfe, unter denen ihre weitere Ausbreitung erfolgte, der Ausbildung der kirchlichen Verfassung vor und nach der Zeit, in welcher das Christenthum durch Kaiser Constantin im römischen Reiche zur Herrschaft gelangte, der weiteren Verpflanzung der Lehre des Evangeliums unter die germanischen Stämme, Andeutungen über die Hauptstreitigkeiten um das Dogma in den ersten sechs Jahrhunderten der christlichen Aera, die Ausbildung der Hierarchie im Abendlande, die Veranlassungen und Endresultate der Streitigkeiten zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, die Feststellung des Dogmas und die Gestaltung des kirchlichen Lebens in der vorreformatorischen Zeit, die Beweggründe zu den im 15. und 16. Jahrhundert versuchten Reformen und die Geschichte der kirchlichen Reform bis zu der Zeit, wo die evangelische Kirche ihre staatliche Consistenz im deutschen Reiche erhielt, müssen dem Schüler bekannt sein.

Der Stoff, welcher vom Lehrer zu verarbeiten ist, läßt sich entweder mit der Erzählung der welthistorischen Zeiten in die innigste Verbindung bringen oder ist in Episoden zu behandeln. Episodisch wird die Erzählung sein, welche der Historiker über die erste Begründung und Entwicklung der christlichen Kirche zu geben hat, weil eine geraume Zeit vergangen war, ehe die Einwirkung derselben auf die Umgestaltung der Lebensverhältnisse ersichtlich wurde, die erst erfolgen konnte, nachdem die Kirche zur Herrschaft im römischen Reiche gelangt war. Die Epoche der Regierung des Kaiser Constantiu wird zu einer solchen Episode, nachdem vorher einzelne Erscheinungen der allmählichen Ausbreitung der christlichen Lehre und der Verfolgungen, welche der Verpflanzung derselben entgegen traten, nicht unbeachtet geblieben, die passendste Gelegenheit bieten. Durch das ganze Mittelalter hindurch steht die politische und die Kirchengeschichte in genauester Beziehung; denn Kirche und Staat sind die beiden Träger der gesamten Lebensverhältnisse, die Angelpunkte, um welche sich die Entwicklung der Menschheit dreht. Die germanischen Völker, unter denen die Lehre des Heils einen ergiebigen Boden zur Fortpflanzung fand, haben den Sturz des römischen Reichs im Abendlande herbeigeführt und die neue

Ordnung der Dinge, von deren Begründung die jüngere Geschichte Europa's datirt, geschaffen; die christliche Kirche und die germanische Verfassung sind die beiden Momente, von deren Kenntniss die richtige Auffassung der geschichtlichen Verhältnisse des Mittelalters und der neuen Zeit abhängt. Aufgabe der allgemeinen Weltgeschichte ist die Schilderung des Kampfes zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, die Darlegung der Ursachen, aus denen er entstanden, und der Resultate, die sich aus ihm ergeben haben. Die Erzählung der Veranlassung der grossen kirchlichen Reform im sechzehnten Jahrhundert und der Entwicklung, die sie genommen, der staatlichen Consistenz, die sie nach langen Kämpfen errungen, ist ein Hauptgegenstand der protestantischen Geschichtsschreibung und des Vortrags der Geschichte in evangelischen Gymnasien, da von der Zeit der kirchlichen Reform ein neuer Abschnitt der Geschichte anhebt. Die gerechte Würdigung dieses Streits, die richtige Einsicht in die Ursachen, aus denen er hervorgegangen, macht es dem Geschichtslehrer zur Pflicht, die Gestaltung des kirchlichen Lebens während des grossen Kampfes der weltlichen und geistlichen Macht im Zeitalter der Kreuzzüge und nach demselben genauer ins Auge zu fassen. Die kirchlichen Verhältnisse nach dem dreissigjährigen Kriege hat der Historiker so weit zu beachten, als von ihrem Verständniss die Einsicht in die Entwicklung der allgemeinen geschichtlichen Begebenheiten im Staatsleben bedingt ist. Ein richtiges Verständniss der Lebensfragen der protestantischen Kirche in neuerer Zeit anzubahnen, ist eine Aufgabe, welche die Professoren der Hochschulen in ihren Vorlesungen zu lösen haben.

Zwei Abschnitte der Kirchengeschichte sind es, bei denen man im Interesse der lernenden Jugend in den Gymnasien eine weiter gehende Ausführlichkeit wünschen muß, als wie sie der Lehrer der Geschichte in der Behandlung des von ihm zu überwältigenden Stoffes in Anwendung bringen kann. Das ist der Abschnitt über die Begründung und die erste Entwicklung der christlichen Kirche und die Geschichte der Reformation bis zu der Zeit, wo die evangelisch-lutherische Kirche durch die Aufstellung ihres Bekenntnisses in präciser Form einen bestimmten und sicheren Haltpunkt gewonnen. Die Behandlung dieser Abschnitte in der für die Gymnasien wünschenswerthen Ausführlichkeit fällt in das Bereich der vom Religionslehrer zu lösenden Aufgabe. Anknüpfungspunkte für diese geschichtliche Partie bieten sich in dem Religionsunterricht, wie Niemand bestreiten wird, dar. Bibellesen in Verbindung mit biblischer Geschichte des alten und neuen Testaments bilden einen Hauptbestandtheil des Religionsunterrichts in den unteren und mittleren Klassen, die Erklärung eines oder des anderen der drei ersten Evangelien und der Apostelgeschichte in der Ursprache ist dem Lehrpensum in Secunda zu überweisen; der Lectüre eines Evangeliums wird sich am Passendsten die Darstellung des Lebens Jesu mit Vergleichung der in den Evangelien enthaltenen Nachrichten und der Lectüre der Apostelgeschichte eine Schilderung der Begründung der christli-

, der Bekehrungsreisen des Apostel Paulus und der des Evangeliums in den ersten Jahrhunderten anreidogmatischen Unterricht in Prima ist die *Confessio* zu Grunde zu legen. Der Erklärung derselben wird hte der kirchlichen Reformation als Einleitung voran-
 werden müssen; bei der Interpretation werden die noth-
 Beziehungen auf die Geschichte des Dogmas, deren
 rterungen nicht in das Bereich des Geschichtsunter-
 , beigegeben werden. Eine detaillierte Geschichte des
 s gehört nicht in das Gebiet des Gymnasialunter-
 ernen fällt den theologischen Vorlesungen auf den Uni-
 heim. Der Zögling des Gymnasiums soll wissen, was
 engelischer Christ glaubt, in wie fern dieser Glaube
 rft begründet ist. Eine sichere Basis im Glauben
 schon gesagt, für das jugendliche Gemüth durch die
 positiver Glaubenslehren und ihre biblische Begrün-
 nen.

nach meiner Ansicht der Stoff der Kirchengeschichte,
 glinge des Gymnasiums auf die Universität mitgege-
 theilt, ohne daß es einer besonderen Lection für die
 bedarf. Ich trage mich mit der Hoffnung, durch
 en Andeutungen wiederum einen Fingerzeig für eine
 ng des Hauptzwecks der Gymnasialbildung entspre-
 centration des Unterrichts, auf die Alle hinarbeiten,
 dem Gedeihen der Anstalten wohl meinen, gegeben zu
 e bei so vielen Lehrgegenständen erheischt die Aus-
 Idee der Concentration ein inniges Zusammenwirken
 en, welches in den gemeinsamen Berathungen über
 der Lehrpensa, über Abgränzung des Lehrstoffs, über
 u. v. einen Ausdruck findet.

nitz.

J. Schmidt.

Ordnung der Dinge, von deren Begründung die jüngere Geschichte Europa's datirt, geschaffen; die christliche Kirche und die germanische Verfassung sind die beiden Momente, von deren Kenntniss die richtige Auffassung der geschichtlichen Verhältnisse des Mittelalters und der neuen Zeit abhängt. Aufgabe der allgemeinen Weltgeschichte ist die Schilderung des Kampfes zwischen der weltlichen und geistlichen Macht, die Darlegung der Ursachen, aus denen er entstanden, und der Resultate, die sich aus ihm ergeben haben. Die Erzählung der Veranlassung der grossen kirchlichen Reform im sechzehnten Jahrhundert und der Entwicklung, die sie genommen, der staatlichen Consistenz, die sie nach langen Kämpfen errungen, ist ein Hauptgegenstand der protestantischen Geschichtsschreibung und des Vortrags der Geschichte in evangelischen Gymnasien, da von der Zeit der kirchlichen Reform ein neuer Abschnitt der Geschichte anhebt. Die gerechte Würdigung dieses Streits, die richtige Einsicht in die Ursachen, aus denen er hervorgegangen, macht es dem Geschichtslehrer zur Pflicht, die Gestaltung des kirchlichen Lebens während des grossen Kampfes der weltlichen und geistlichen Macht im Zeitalter der Kreuzzüge und nach demselben genauer ins Auge zu fassen. Die kirchlichen Verhältnisse nach dem dreissigjährigen Kriege hat der Historiker so weit zu beachten, als von ihrem Verständniss die Einsicht in die Entwicklung der allgemeinen geschichtlichen Begebenheiten im Staatsleben bedingt ist. Ein richtiges Verständniss der Lebensfragen der protestantischen Kirche in neuerer Zeit anzubahnen, ist eine Aufgabe, welche die Professoren der Hochschulen in ihren Vorlesungen zu lösen haben.

Zwei Abschnitte der Kirchengeschichte sind es, bei denen man im Interesse der lernenden Jugend in den Gymnasien eine weiter gehende Ausführlichkeit wünschen muß, als wie sie der Lehrer der Geschichte in der Behandlung des von ihm zu überwältigenden Stoffes in Anwendung bringen kann. Das ist der Abschnitt über die Begründung und die erste Entwicklung der christlichen Kirche und die Geschichte der Reformation bis zu der Zeit, wo die evangelisch-lutherische Kirche durch die Aufstellung ihres Bekenntnisses in präciser Form einen bestimmten und sicheren Haltpunkt gewonnen. Die Behandlung dieser Abschnitte in der für die Gymnasien wünschenswerthen Ausführlichkeit fällt in das Bereich der vom Religionslehrer zu lösenden Aufgabe. Anknüpfungspunkte für diese geschichtliche Partie bieten sich in dem Religionsunterricht, wie Niemand bestreiten wird, dar. Bibellesen in Verbindung mit biblischer Geschichte des alten und neuen Testaments bilden einen Hauptbestandtheil des Religionsunterrichts in den unteren und mittleren Klassen, die Erklärung eines oder des anderen der drei ersten Evangelien und der Apostelgeschichte in der Ursprache ist dem Lehrpensum in Secunda zu überweisen; der Lectüre eines Evangeliums wird sich am Passendsten die Darstellung des Lebens Jesu mit Vergleichung der in den Evangelien enthaltenen Nachrichten und der Lectüre der Apostelgeschichte eine Schilderung der Begründung der christli-

den Kirche, der Bekehrungsreisen des Apostel Paulus und der Ausbreitung des Evangeliums in den ersten Jahrhunderten anreihen. Dem dogmatischen Unterricht in Prima ist die *Confessio augustana* zu Grunde zu legen. Der Erklärung derselben wird die Geschichte der kirchlichen Reformation als Einleitung vorangeschickt werden müssen; bei der Interpretation werden die nothwendigsten Beziehungen auf die Geschichte des Dogmas, deren weitere Erörterungen nicht in das Bereich des Geschichtsunterrichts fallen, beigegeben werden. Eine detaillirte Geschichte des Symbolstreits gehört nicht in das Gebiet des Gymnasialunterrichts, sondern fällt den theologischen Vorlesungen auf den Universitäten anheim. Der Zögling des Gymnasiums soll wissen, was ein echt evangelischer Christ glaubt, in wie fern dieser Glaube auf die Schrift begründet ist. Eine sichere Basis im Glauben wird, wie schon gesagt, für das jugendliche Gemüth durch die Mittheilung positiver Glaubenslehren und ihre biblische Begründung gewonnen.

So wäre nach meiner Ansicht der Stoff der Kirchengeschichte, der dem Zöglinge des Gymnasiums auf die Universität mitgegeben ist, vertheilt, ohne daß es einer besonderen Lection für die Bewältigung bedarf. Ich trage mich mit der Hoffnung, durch die gemachten Andeutungen wiederum einen Fingerzeig für eine zur Förderung des Hauptzwecks der Gymnasialbildung entsprechende Concentration des Unterrichts, auf die Alle hinarbeiten, wie es mit dem Gedeihen der Anstalten wohl meinen, gegeben zu haben. Wie bei so vielen Lehrgegenständen erheischt die Ausführung der Idee der Concentration ein inniges Zusammenwirken der Lehrenden, welches in den gemeinsamen Berathungen über Vertheilung der Lehrpensä, über Abgränzung des Lehrstoffs, über Methode u. s. w. einen Ausdruck findet.

Schweidnitz.

J. Schmidt.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Thüringische Programme vom Jahre 1855.

(Schluß.)

Gotha. *Viro summo venerabili Ioanni Friderico Freytag summi senatus ecclesiastici Gothani praesidi memoriam muneris semi-saecularum d. IX Septembr. MDCCCLV celebranti congratulatur Gymnasium illustre Gothanum. Gothae. Typis officinae Stollbergianae. 1855. 8 S. 4.* Den Inhalt bildet eine Ode, gedichtet von dem durch die seltene Eleganz seines lateinischen Stils weithin bekannten Hofrath Wüstemann. Von demselben Verfasser ist auch folgende Schrift: Herrn Obermedicinalrath Dr. Ernst Buddeus bei der Jubelfeier seiner Doctor-Promotion den 10. October 1855 gewidmet von den Mitgliedern des Thüringer Gartenvereins zu Gotha. Gotha. Druck der Stollbergischen Buchdruckerei. 1855. 8 S. 4. Sie enthält ein lateinisches und deutsches Gedicht in Distichen.

Herrn Johann Friedrich Freytag, Director des Herzogl. Ober-Consistoriums, zur Feier seiner funfzigjährigen Amtsführung, das Lehrer-collegium des Realgymnasiums. Inhalt: Versuch einer Geschichte der Pflanzenwanderung. Zweites Stück. Vom Lehrer Dr. Zeyss. Gotha, am 9. Septbr. 1855. 14 S. 4. — Ausgehend von den Sagen, welche in die frühesten Zeiten der Geschichte hineinreichen, verfolgt der Verf., die für seinen Gegenstand spärlich fließenden Nachrichten sorglich sammelnd, für seinen Zweck möglichst ausnutzend und die Ergebnisse, was bei dem oft dürftigen Material gewiß nicht leicht war, in ansprechender Weise verbindend, die Geschichte der Einwanderung von Pflanzen nach China durch eine lange Reihe von Jahrhunderten hindurch bis auf die neueste Zeit. Es erscheint durch die klimatischen und Bodenverhältnisse des weit ausgedehnten Reiches und durch die damit in ursächlichem Zusammenhange stehende Vorliebe der Chinesen für Acker- und Gartenbau bedingt, daß viele bedeutende politische Veränderungen von der Einführung wichtiger Kulturgewächse, welche wiederum einen ausgebreiteten, einflußreichen Handelsverkehr veranlaßten, begleitet sind. Bereits nach den wenigen Bruchstücken, die der Verf. von seinem umfangreichen Gegenstande öffentlich mitgetheilt hat, läßt sich mit Bestimmtheit erwarten, daß diese Geschichte der Pflanzenwanderung, nach der Auffassung ihrer Aufgabe und nach der überall hervortretenden Gründlichkeit, einen wichtigen Beitrag

icht bloß zunächst zu der Naturgeschichte der Erde, sondern auch zu der Culturgeschichte der Menschheit bilden wird. (Ref. Prof. Irmisch.)

Gera. Das Gymnasium veröffentlicht in seinem Programm zur Feier des Heinrichstages am 12. Juli 1855 als wissenschaftliche Abhandlung: Die drei Systeme der deutschen Grammatik und ihr Verhältniß zu einander und zum Schulunterricht, vom Corrector Bretschneider, S. 1—21. Schulnachrichten vom Schulrath Director M. Herzog, S. 21—27. Die wissenschaftliche Abhandlung beginnt damit, auf die rege Thätigkeit, die sich im zweiten und dritten Jahrzehend unseres Jahrhunderts auf dem so lange brach gelegenen oder nur dürftig und für die nächsten praktischen wecke angebauten Felde der deutschen Sprachkunde und insbesondere der deutschen Grammatik zu erkennen gab, sowie auf die Hauptrichtungen hinzuweisen, die bei der Bearbeitung der deutschen Grammatik in der Zeit seit jener Zeit hervortraten: das von Jakob Grimm begründete vergleichende oder historische, und das von Becker ausgegangene rationale (philosophische oder logische) System. Der Verf. zeigt, wie das sprödhafte freundschaftliche Verhältniß zwischen den Vertretern und Anhängern beider Systeme nach und nach in ein feindliches sich umgestaltete, und wie die Becker'sche Behandlungsweise der deutschen Grammatik insbesondere von Alb. Schott die schärfsten Angriffe erfahren habe, und diese von Kehrlein gebilligt worden seien. Indem der Verf. von Schott gegebene Darstellung des praktischen, des logischen und des historischen Systems der deutschen Grammatik in den Hauptpunkten wiederholt, unterzieht er dieselben zugleich einer genaueren Beurtheilung. Im Vorwurf, daß Becker's System die Sprache, ohne sich darum zu kümmern, daß sie schon da sei, erst construiren wolle und deren Geltung eben nur so weit, als sie zu Systemen stimmen, gelten lasse, weist der Verf. als einen nichtigen, mit Becker's eigenen klar ausgesprochenen Grundsätzen in geradem Widerspruche stehenden nach; nicht minder glücklich: der Verf. in der Abwehr der Vorwürfe, „daß das logische System eine gefährliche Tyrannei gegen die Sprache sei, und daß dessen Anwendung auf ein einzelnes Sprachgebiet zahlreiche Irrthümer mit sich bringe, ungeschickten Händen durch Unnatur die philologische Ausbildung behoehe und durch eigensinnige Theorien zeitraubend sei.“ Weiterhin bespricht der Verf. das Verhältniß, in welchem das historische und logische System zunächst zu dem Zwecke des Unterrichts in der Muttersprache stehen; er giebt deshalb das Schema an, nach welchem Kehrlein's neue deutsche Grammatik, die neueste und dabei tüchtigste Vertreterin des historischen Systems, den grammatischen Stoff geordnet hat, und stellt dieses Schema in seiner Unzulänglichkeit für einen Sprachunterricht dar, welcher eine gründliche Einsicht in das Wesen der Sprache und in den Zusammenhang der verschiedenartigen, in dem Organismus hervortretenden Erscheinungen gewähren soll. Zur Erreichung dieses Zweckes erhebe das Verfahren Becker's und dessen Anordnung des grammatischen Stoffes, von welcher ein kurzer Abriss gegeben wird, weit geeigneter, zudem dabei auch die historische Seite der Grammatik eine angemessene Berücksichtigung erfahre. Aus der Vereinigung des logischen und des historischen Systems entspringe aber die beste Methode des deutschen grammatischen Unterrichts. Zum Schlusse beseitigt der Verf. den Einwand, als sei diese Methode zu schwer für den Schüler, und bekämpft sie wiederholten und in der neuesten Zeit oft gehörten Grundsatz, Grammatik sei überhaupt und schlechterdings nicht an der Muttersprache zu lernen und zu lernen. Besonders hervorzuheben ist, daß der Verf. in seiner Abhandlung, von der das Referat nur die dürftigsten Umrisse bieten konnte, bei aller Lebendigkeit und Wärme, mit der er seine Uebersetzung zu begründen sucht, und bei aller Entschiedenheit, mit der er

diese ausspricht, sich doch von jener Leidenschaftlichkeit frei erhalten hat, die sich zur gerechten Anerkennung dessen, was die Gegner Treffliches erstrebt und geleistet haben, nicht zu erheben vermag. (Ref. Prof. Irmisch.) — In die Stelle des 1854 verstorbenen M. Schmidt, Hauptlehrers der dritten Classe der Bürgerschule, rückte der seitherige Hauptlehrer der II. Progymnasialclassen, Adjunctus Züger; in die Stelle des Letzteren trat Dr. Göll. Das Amt eines Schreib- und Rechenlehrers an der Landesschule übernahm der Lehrer Fungel. Der Classenlehrer der I. Progymnasialclassen, Conrector Beatus, wurde in ein Pfarramt berufen; seine Stelle übernahm der Adjunctus Berends. Das Gymnasium zählte Ostern 1855 in I, 11; II, 10; III, 23; IV, 37; I. Progymnasialclassen 57; II, 51, zusammen 189 Schüler; die Bürgerschule hatte in 8 Classen 602 Schüler. Abiturienten Mich. 1854: 5; Ostern 1855: 2.

Sondershausen.

Hartmann.

II.

Programme der höheren Lehranstalten der Provinz Westfalen vom Jahre 1853.

Arnsberg. Gymnasium. Schulnachrichten von Director Dr. F. Xav. Högg. Griechisch beginnt in IV mit 4 St., III ist hierin mit je 4 St. in 2 Classen getheilt; im Französischen III, wo der Unterricht beginnt, getrennt; die vom Griechischen dispensirten Schüler haben in Parallelstunden französischen Unterricht. — Abiturienten-Arbeiten. Deutsch: *Homines nulla re propius ad deos accedunt quam salutem hominibus dando*; im Lateinischen: *Quo iure Livius contenderit Romanam civitatem sua laborare magnitudine*. — Cand. Grimme trat als Probelehrer ein, hierauf Cand. Wormstall; es schieden aus Zeichenlehrer Zimmermann und Gesanglehrer Vieth; als Zeichen-, Gesang-, Schreib-, Turn- und Rechenlehrer trat ein E. Redlich aus Lippstadt. Schülerzahl 186 (I 45, II 43, III 34, IV 19, V 20, VI 25), Abitur. Ostern 1, Mich. 13. — Abhandlung des Dir. Dr. F. X. Högg: *De ironiciis quibusdam Horatii carminibus*. 16 S. 4. — Carm. I, 28. ist ein Monolog voll Ironie; der Dichter denkt sich selbst als Schiffbrüchigen, sieht das Grab des Archytas, wie alle diese hochstrebenden Männer müssen alle, mußte auch er sterben; da bittet er ironisch um eine kleine Gabe Erde. In Carm. II, 17. will er nicht Mäcenas Glauben an die Chaldäer verspotten, sondern den Freund zum Genuß des Lebens und Vertrauen auf die Götter ermuntern, er möge nicht denen es gleichmachen, welche ängstlich die Zukunft erforschen wollten, die Chaldäer befragend. Carm. III, 12. verspottet die heimliche Liebe der Neobule und nährt ironisch dieselbe zugleich durch das Lob des Hebrus. Carm. III, 7. ironisch zu fassen; er sacht zugleich die Liebe der Asterie zu Gyges an, indem er dessen Gefahren ausmalt, und lenkt ihre Gefallsucht auf Enipeus. Carm. III, 20. auch ironisch; Pyrrhus wird verspottet als sich wegen des schönen Nearchus, dessen Bild ausgemalt wird, mit dem Mädchen in einen Wettstreit einlassen wollend; während sie sich zum Kampfe rüsten, steht der Knabe stolz da, den Palmzweig unterm Fusse. Carm. III, 17: Am Tage vorher gratulirt H. dem Lamias zum Geburtstage; er erwähnt deshalb sein Ge-

schlecht, und erinnert ihn, sich durch den drohenden Sturm nicht von der Freude abhalten zu lassen; er erwähnt den Sturm, um sein Nichterscheinen zu entschuldigen, und die Krähe, um launig den Freund zum heitern Lebensgenuss zu ermuntern. — Epod. 16: Alles hängt wohl zusammen; der Dichter will in einer bittern Ironie die Bürger aufmerksam machen, wie sehr sie ihr Unglück verdient haben und eine schnelle Sinnesänderung nothwendig sei; deshalb stellt er im Gegensatz gegen die trübe Gegenwart ein poetisches Bild des bessern Lebens, um so leichter zur Tugend zu ermahnen; v. 25—38 malen die Willensschwäche aus und sind nicht zu streichen.

Burgsteinfurt. Evangel. Fürstlich Bentheimsches Gymnasium Arnoldinum. Schulnachrichten von dem commissarischen Dirigenten Oberlehrer Dr. Bromig. Dies ist das erste Programm des wiederhergestellten Gymnasii Arnoldini, welches 1588 gegründet, 1591 nach Steinfurt verlegt ward, bald aber bei dem geschwächten Vermögen der Häuser Bentheim sank, so daß im Jahre 1803 oder 1804 zum letzten Male der Stiftungstag, der Arnoldi-Tag, gefeiert wurde. Nach langen Unterhandlungen zwischen der Regierung und dem Fürstlich Bentheimschen Hause kam der Vertrag zu Stande, daß das neu zu errichtende Gymnasium unter das Patronat des Staates kam und mit 4000 Thlrn. dotirt wurde, mit 2000 Thlrn. nämlich aus dem wieder herausgegebenen Vermögen, 2000 Thlrn. als Jahresrente von dem Fürsten zu zahlen, der dafür gewisse Ehrenrechte erhielt. Es soll Gymnasium und Realschule verbunden in ähnlicher Weise wie das Gymnasium zu Minden, also 9 Classen erhalten; wenn der Ausbau der Anstalt geschehen, garantirt der Magistrat der Stadt Steinfurt 1800 Thlr. Schulgeldeinnahme. Zunächst sind VI und V eingerichtet, Schülerzahl 23; 1861 soll der Ausbau bis zur Abiurientenentlassung vollendet sein. Lehrercollegium: Commissar. Dirigent Oberlehrer Dr. Bromig, Gymnasiallehrer Heuermann, Elementarlehrer Lefholz.

Coesfeld. Gymnasium. Schulnachrichten von Director Prof. Dr. Schlüter. Prima ist in Mathematik, Deutsch, Latein, Griechisch geschieden, V in Religion, Geschichte, Geographie mit IV, Rechnen und Naturgeschichte mit VI combinirt, Geschichte in VI nur biblische Geschichte, die evang. Schüler hatten nur I St. evang. Religionsunterricht. — Es gieng ab Oberlehrer Dr. Grüter nach Münster; als interim. Lehrer trat ein Cand. Dr. Werneke, als Probelehrer Dr. A. J. Temme. Schülerzahl 136 (I A. 15, I B. 16, II A. 10, II B. 28, III A. 14, III B. 12, IV 14, V 13, VI 24), Abitur. Ostern: 1, Herbst 1852: 17 und 1 Extr., 1853 Mich.: 9. — Abhandlung des Oberlehrers B. Hüppe: *Annotationes aliquot ad Taciti Germaniam*. 28 S. 4. Der Verf. erklärt die Germania durch die Forschungen der deutschen Alterthumsforschung: Cap. II. Die Erklärungen des Namens Tuisco werden angegeben, Wackernagel beigestimmt, der den Namen von Zuisc ableitet = ein Wesen doppelten, i. h. weiblichen und männlichen Geschlechts; weiter werden über Mannus, Ingo, Ioco, Hirmin Aufschlüsse gegeben. Im Folgenden hält der Verf. fest, daß Germania ein celtisches Wort sei, und erklärt die Stelle: *Quum Galli tantam in iis a quibus erant finibus suis expulsi, bellum virtutem esse cognovissent, cui se restitire non posse intollerarent, ex eorum virtute bellica omnes eiusdem gentis Germanos nominarunt, in quibus eandem atque in victoribus virtutem inesse indicarent; non multo vero post, quum ceterorum quoque Germanorum virtutem re essent experti, ex ea totam gentem Germanorum nomine vocarunt, und übersetzt: Allmählich sei der Name einer Völkerschaft, nicht des Volkstammes so (dadurch) zur Geltung gelangt, daß alle zuerst nach dem Sieger aus Furcht, bald auch nach ihnen selbst mit dem neuen Namen Germanen benannt*

wurden. Cap. III: *Hercules* ist = *Donnar*; *barditum vocant* ist zu lesen, nicht *baritum*, *barditus* ist abzuleiten von *bardhi*, altn. Schild. — *Ulixes*, Jacob Grimm denkt an *Orendel*; *framea* abzuleiten von *fram* (ἀνός); *definitus et numerus etc.*, man denke, daß jede Gemeinde in mehreren Gauen (*pagi*) getheilt war, von denen jeder 100 oder 120 Grundeigenthümer (*huntari*, Hundertschaften) umfaßte; die Stelle also zu erklären: Wie je 100 und je 1 Gau (*pagus*) ausgeschrieben wurden, so machten je 100 einen Heerestheil aus, der selbst *huntari* hieß, und dieser ursprünglich die Zahl bezeichnende Name wurde dann bei der Heeresentheilung gebraucht und war ein Ehrenname. Cap. VII: *Reges sumunt*, dieser König von Kunni = Geschlecht, also von Adelageschlecht; *Effigies*, d. i. Thierköpfe; *ad matres*, alte Frauen gelten als heilkundig; *in esse*, die Frauen sind besonders der Zukunft kundig, der alte Name der Weissagerinnen ist *idist*. Cap. IX: *Mercurius* = *Wotan*, *Woden*; skandin. *vacha* = eilen, also das alldurchdringende Wesen; *Mars* = *Ziu*; *concessis animalibus* = *animalibus ad rem sacram accommodatis*, Pferde, Ochsen, Eber; *advectam religionem*, von dieser Schiffsprocession der Hulda, an die J. Grimm denkt, gibt der Verf. die hauptsächlichsten Nachrichten, mehr findet sich bei Osc. Schade: die heil. Ursula; *colibere parietibus*, zu erklären: *lucos et nemora Germani diis consecrant eaque nominibus deorum quibus ea consecrant appellant; neque ea ut profana, sed ut sacra (sola reverentia) vident; secretum* nicht = *arcanum*, sondern = *secessus*. Cap. X: *Sortium consuetudo*, bei allen germanischen Völkern üblich; der Name *rūnae* (*arcanae*) von dem heiligen Gebrauch herzuleiten. Cap. XI: *Nec dierum*, alle germanischen Nationen zählten nach Nächten, ebenso nach Wintern, was durch zahlreiche Beweise erhärtet wird; *silentium*, die Priester hatten allein Straf- und Bannrecht. Cap. XII: *Concilium* d. i. der Gemeinde (*civitas*); *suspendunt*, man wählte dürre Bäume aus; *ignavos mergunt*, davon Beispiele aus Boner; *eliguntur*, in den Gauversammlungen wurden die Vorsteher gewählt, sie brauchten nicht Adelige zu sein, nicht sie, sondern aus dem Volk erwählte Richter sprachen Recht, und dies sind die *centeni ex plebe comites*; von diesen Richtern verschieden sind die späteren Richter, die Gau grafen, welche von den Fürsten als deren Stellvertreter gewählt wurden. Cap. XIII: *honos*, d. i. Swertleite. Cap. XIV: *recessisse*, Beispiele des Lobes der Dienstreue theilt aus altdeutschen und angelsächsischen Dichtern der Verf. mit. Cap. XVI: *specus*, d. i. Durg. Cap. XVIII: *singulis uxoribus*, doch kommt Vielweiberei vor, besonders im Norden; *plurimi nuptiis*, sie umgeben sich mit mehreren Gemahlinnen; *dotem offert*, aus der Vormundschaft des Vaters oder des nächsten Verwandten wurde die Jungfrau vom Bräutigam gekauft und der Kaufpreis (Miet) nicht ihr, sondern dem Vormund entrichtet; Tacitus berichtet hier ungenau. *Invenit ipsa*, diese Mitgift heist Heimstür, sie blieb Eigenthum der Frau; Tacitus muß hier an ein Geschenk denken. Cap. XXI: *Lustur*, d. i. Wergeld. *Quemcumque mortalium*, die Gastfreundschaft wird oft gepriesen, der Fremde durfte aber das Gastrecht nicht missbrauchen, nicht länger als drei Tage bleiben; *abeunt* — *facilitas*, ebenso in alter Zeit bei den Griechen. Cap. XXVI: *auctumni*, die Deutschen bauten damals nur Acker, nicht Gärten; erst mit dem Obst- und Weinbau kam der Name Herbst auf. Cap. XL: *Nerthus*, die gefeierte Göttin, welche umherfährt als Frau Holle oder Berchta; ihr und ihres Bruders Njörðr Kinder sind Fró und Frouwa, die Frouwa nennt Tac. c. 45. *mater deum*, ihr war der Eber heilig.

Dortmund. Gymnasium. Schulnachrichten von Director Dr. B. Thiersch. Dr. Gröning I Sem. beurlaubt, scheidet zu Ostern aus: Gymnasiallehrer Emil Becker starb am 30. Mai. Abiturienten-Arbei-

: Das aber ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses laß gebären; *Marius suae patriae et salus et pestis*. Schülerzahl 151, Abitur. 23. Keine Abhandlung.

Hamm. Gymnasium. Schulnachrichten von dem commissarischen Agenten Prof. Friedr. Rempel. Mit dem 1. October 1851 trat Director Dr. Fr. Kapp, seit März 1824 Director des Gymnasiums, in den Bestand; die Verwaltung der Schule wurde Prof. Rempel übertragen. Der katbol. Religionslehrer trat ein Kaplan Küstererent, zu Ostern 1853 ein als freiwilliger Hülfslehrer Cand. A. Klauke vom Gymnasium Minden; der emeritirte Gymnasiallehrer Conr. Viebahn starb; für die oberen Classen wurde ein Silentium eingerichtet und die Berücksichtigung der Nichtgriechen ausgedehnt. Schülerzahl 112, Abit. 3. Als Beitrag zur Abhandlung: *Ludovici Trossii in Cassiodori Variarum librorum priores symbolae criticae*. 24 S. S. Der Verf. theilt zum Beweise der Verderbtheit des Textes des Cassiodor Varianten aus einer Leidener Handschrift nebst eigenen kritischen Bemerkungen mit, und hat die Abhandlung noch einen besonderen Werth dadurch, daß Herr K. Förster eine werthvolle Bemerkungen über die im Cassiodor vorkommenden biblischen Eigennamen, welche im Codex anders lauten als in der Vulgata, eingeflochten hat.

Mindem. Gymnasium und Realschule. Schulnachrichten von Director Wilms. Mit dem neuen Schuljahre wird durch die Anstellung eines zweiten wissenschaftlichen Hülfslehrers die in einigen Fächern geschehene Trennung der Realclassen durchgeführt werden. Abiturientenzeit zu Mich. 1852: „Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt, der sich von ihren Thaten u. s. w.“, *Quae res Hannibali in Italia contra senos bellum gerenti fuerint iniquae?*; zu Ostern 1853: Welchen Einfluß hatten die Kreuzzüge auf das deutsche Volk?, *Carolus primus sacrorum rex cognomine Magnus dignissimus est*; der Abiturienten Realprima: O eine hohe Himmelsgabe ist das Licht des Auges, *Exposition du sujet du Marchand de Venice, The tale of the Abbot and the Emperor from the German of Buerger*. Cand. Dr. Sells gieng ab, Gymnasiallehrer Dr. Rohdewald gieng ab an das Gymnasium zu Detmold, Oberlehrer Dr. Dornheim wurde zum 3. Oberlehrer, Oberlehrer Thilling zum 4. Oberlehrer, Gymnasiallehrer Pfautsch zum 5. Oberlehrer, Oberlehrer Schütz zu Siegen zum 2. Gymnasiallehrer, Gymnasiallehrer L. Schütz II. zum 3. Gymnasiallehrer, Hülfslehrer Heuermann zum 4. Gymnasiallehrer ernannt; aus städtischen Mitteln erfolgte der jährliche Zuschuß von 200 Thlrn. zur Dotirung einer zweiten Hülfslehrerstelle, durch Eingehen der bisherigen Religions-Hülfslehrerstelle zu 1 Thlrn. zu fixiren; Cand. Dr. Wolfert als wissenschaftlicher Hülfslehrer bestätigt; Cand. Uhlemann und Hilliger traten ein, Candidat Lehmann von Herford zum 2. wissenschaftlichen Hülfslehrer ernannt. Schülerzahl 227, Mich. 1852 Abitur. 3, 1853 Ostern 6 und 4 Realur. — Keine Abhandlung.

Münster. a) Gymnasium. Schulnachrichten von Director Ph. Hagemann. — Abiturienten-Arbeit: Der brave Mann denkt an sich selbst nicht, *Admiranda senatus populi Romani in rebus adversis constantia et fortitudo celebratur*. Als Director trat ein der bisherige Director des Gymnasiums zu Emmerich Dittes, als Candidaten fungirten Hagemann und Bombrink. Schülerzahl am Schlusse 639 (577 katbol., 60 evang., 2 israel.; I A. 45, I B. 67, II A. 93, II B. 82, III A. 76, III B. IV 83, V 58, VI 58), Abitur. 45. — Abhandlung des Oberlehrers Middendorff: Ueber die Philänensage, mit Berücksichtigung ähnlicher Erzählungen aus älterer und neuerer Zeit. 25 S. 4. Der Verf. handelt in dieser Abhandlung scharfsinnig über die Erzählung von den Phi-

länen und der Lage der Philänenaltäre, von der bei Sallust. b. J. c. 79. die Rede ist. Er weist nach, daß die Erzählung nichts als Sage, wie sich ähnliche Sagen von den Grenzstreitentscheidungen in den deutschen und griechischen Sagen (Lampsacus und Parion) finden. Dies ergibt sich aus den mancherlei Sonderbarkeiten, die gegen einen geschichtlichen Grund sprechen, so daß zwei mächtige Völker über einen wüsten Landstrich streiten, daß sie den Streit auf eine so freundschaftliche Weise schlichten, daß die Gesandten nicht ihren Ausgang nehmen aus der Nähe der strittigen Gegenden, sondern von Karthago und Kyrene, daß keine Vorichtsmaßregeln getroffen werden weder zum Schutze der Fußgänger noch zu deren Aufsicht, daß die Philänen, obgleich schuldlos, die Beschuldigung der Kyrenäer ruhig annehmen, daß sie sich leichtsinnig ihren Mördern opfern, obgleich sie voraussetzen müssen, daß diese aus Rücksicht auf sich selbst ihren Opfertod nicht der Wahrheit gemäß berichten würden. Valerius Maximus erzählt abweichend, daß die Philänen wirklich vor der Zeit abgegangen seien, und daß die Kyrenäer sie lebendig verscharrt haben. Die Erzählung scheint dem Verf. entstanden aus dem Namen *Philáenon βουνοί* d. i. der Ruhmliebenden, und zwar erst nach dem Untergange des karthag. Staates; Scylax aber und Polybius erwähnen nicht *βουνοί Philáenon*, sondern *Φιλáινον* als Grenzpunkt zwischen Karthago und Kyrene. Diese *arae* aber waren nichts als Erdhügel nach Plinius (h. n. V, 4), wie die *arae* Alexanders, und wie diese den griechischen Göttern, so dem höchsten punischen Gotte geweiht, der vielleicht den Beinamen des Ruhmliebenden hatte. Als karthagische Grenzaltäre lagen sie an dem Südeinschnitt der großen Syrta (s. besonders Strabo 17, 3, 20) gegenüber der kyrenischen Grenzfestung Automala, und waren angelegt, als Karthago Kyrene auf die Ostküste beschränkt und sich in den Besitz der weit wichtigeren Westküste gesetzt hatte. Sallust hat aber eine ganz verkehrte Ansicht über die Lage, indem er sie westlich von Leptis Magna setzt und dennoch bis dorthin den *ager spinosus* sich erstrecken läßt; man hat ihn verbessern wollen, weil man ihm eine solche geographische Unkenntniß nicht zutraute, aber Strabo, der späterhin (I. 17) jene Gegend so genau schildert, theilt im dritten Buche denselben Fehler.

b) Real-, Provinzial-, Gewerbe- und Handwerker-Fortbildungsschule. Schulnachrichten von Director Dr. H. Scheller. Lehrercollegium: Dir. Dr. Scheller, Dr. Stammer, Weeg, Overberg, Schumann, Rasmann, Heringer, Hülfslehrer Allard. Die Secunda wurde neu eingerichtet; es traten ein als neue Lehrer P. Weeg und C. Heringer. Um das religiöse Leben der Schüler zu befördern, wurde es eingerichtet, daß sie mit einer blauseidenen Fahne an der großen Juli-Procession Theil nahmen. Ein neues Schullokal ward gebaut. Mit dem neuen Schuljahre tritt Prima hinzu und ist als neuer Lehrer H. Theising berufen, früher zu Meppen. Frequenz der Realschule 132, Gewerbschule 16. Abhandlung des Dr. Stammer: Ueber den Unterricht in der Chemie an Real- und Gewerbeschulen. 42 S. 8. Nach einer Einleitung über den Nutzen der Chemie bespricht der Verf. die verschiedenen Methoden des Unterrichts.

Faderborn. Gymnasium Theodorianum. Schulnachrichten von Director Prof. Dr. J. B. Ahlemeyer. Gymnasiallehrer Jahns trat vorläufig aus, es giengen ab Oberlehrer Bade als Regierungs- und Schulrath nach Liegnitz, Cand. Humperdinck als ordentlicher Lehrer an das Progymnasium in Siegburg; es traten ein Cand. Dr. Zücken und Hörling und provis. Oberlehrer Bärbaum vom Progymnasium zu Dorsten. Frequenz am Schlufs 532 (I A. 49, I B. 60, II A. 68, II B. 47, III A. 69, III B. 66, IV 56, V 62, VI 56), Abitur. 47. — Abhandlung des Ober-

rers Micus: Martin Opitz von Boberfeld, seine Zeit und seine Stellung zur ersten und zweiten schlesischen Dichterschule. 28 S. 4. Der r. hat es sich gar leicht gemacht; es muß ein schlechter *discipulus linum superiorum* sein, der nicht aus Gervinus und Vilmar (denn auf beschränkt sich hier die Litteratur) einen ähnlichen Aufsatz zusammenbringen könnte. Um aber doch etwas Eigenes zu geben, fügt er Dank für die genossene Belehrung der Verf. einige verdächtigende Bemerkungen gegen Gervinus hinzu, daß er es gewagt, Opitz nicht als den neuen Menschen zu verehren. Nun gut, aber auf Vilmar wird doch der Verf. nichts kommen lassen, und was sagt Vilmar 2. Ausg. S. 397? „Die schwache, gutmüthige, eitle, in Zeiten der Schwäche viel geltende Poesie ist ihm Opitz; er findet es eben nicht lobenswerth, daß er zu gleicher Zeit für den Burggrafen von Dohna ein zur Katholisirung seiner schlesischen Landsleute und Glaubensgenossen, die wahrlich der Toleranz sich nicht sehr rühmen konnten, bestimmtes katholisches Buch, den *canon*, und für den Rath zu Breslau, den Gegner Dohnas, des sogenannten schlesischen Seligmachers, Hugo Grotius Gedicht von der Wahrheit der christlichen Religion übersetzte, daß er an Kaiser Ferdinand II. wie an den König von Polen sich anschloß, daß er Alle der Reihe nach beug und darum bei seinen in Aeußerlichkeiten befangenen Zeitgenossen viel galt. Darin, daß er den Vers flüssiger machte, läßt auch Vilmar Opitzens Verdienst allein bestehen und nennt mit Recht die meisten Gefühle erbeuchelt; er nennt sie geschraubte Gedanken eines Stungengelehrten, der sich vor Freude nicht zu lassen weiß, wenn er einmal aus seinen vier Wänden herauskommt, glatte Complimente eines Höflings, nutzlose Redensarten eines Halbchristen! Und diesen Worten gegenüber kann Herr Micus behaupten, daß ein „Stubengelehrter“ wie Gervinus in großen Diplomaten natürlich nicht begreifen könne, daß „für Vaterland und Religion Opitz geschwärmt habe! Bis auf Opitz habe es mit der Religion traurig gestanden!“ Kennt der Verf. nicht das evangelische Kirchenlied? Aber nicht dabei bleibt der Verf. stehen, er greift auch Gervinus' grammatische Kenntnisse an und wirft ihm mit Adelung'scher Weisheit vor, daß er geschrieben: „Wenn man Opitzens Leben durchläuft, so sieht man erst recht, wie ihn das Schicksal auffallend benutzte und erlas (erlesen hat!), der Hersteller des Ansehens der Dichtkunst zu werden“, mit der Note: „Welche Sprache! Wer war der Hersteller? Nach dieser Wortstellung das Schicksal. Gervinus hat aber von Opitz im Sinne; er mußte also schreiben: damit er der Hersteller des Ansehens der Dichtung würde oder so daß er wurde! Solche Schriftsteller verletzen doppelt: Gemüth und Sprache.“ Und dieser Mäkelei gegen den Gründer der deutschen Literaturgeschichte (leider war das Programm Jacob Grimm noch nicht bekannt, als er seine Vorlesung über das Pedantische in der deutschen Sprache herausgab) steht es nicht an, wenn der Verf. unter Anderem in der Einleitung bei der Vergleichen des 9. und 16. Jahrhunderts, insofern in beiden die Gelehrten sich in der deutschen Sprache geschieden, wunderlich genug sagt: „So wie in jener Zeit (9. Jahrhundert), so ward auch im 16. Jahrhundert die Geschichte jedes dichterischen und rednerischen Schmuckes entkleidet, die poetische Sage hingegen sich selbst überlassen, so daß sie, der Uebersetzung und Pflege entbehrend, mehr und mehr von der geschichtlichen Grundlage sich entfernte (als ob das der Poesie was geschadet und als ob nicht unter den unpoetischen Sachsenkönigen die Geschichtschreibung eblüht hätte). Wie sollten sich in solchen Zeiten Geschichtschreiber erheben (was gehen uns die hier an?), die gleich einem Xenophon und Thucydides (waren das vielleicht Historiker der schwäbischen Zeit?) eben so sehr durch die Wahrheit des Inhalts als durch die Schönheit der Dar-

stellung anziehen, erfreuen und bilden? Fast hatten wir keine Geschichte mehr.“ — Weiter Vilmar gegenüber findet der Verf. in Opitz unerlegene, wahrhafte und warme Empfindungen; er habe aber klug und regsam sein müssen, um auf sein entartetes Vaterland wirken zu können. Wenn nun auch der Verf. sich freut, mit Boda Weber im Urtheil über Gervinus übereinzustimmen, so hätte ihn doch dies Gefühl nicht bestimmen sollen, in dieser Abhandlung, die ja soviel aus Gervinus entlehnt hat, diesen Zorn loszulassen. Das einzige Eigene, das sonst der Verf. hat, das nämlich durch Breitinger, Bodmer und Lessing eine neue Dichtung wahrer Empfindung, die in dem Volke wurzelte, eingeführt sei, ist nicht richtig; das aber Breitinger aus Zürich, Bodmer aus Breitensee, Lessing aus Camenz, Gottsched aus Judithenkirch gebürtig, das Paul Fleming, da er 1609 geboren und 1640 gestorben, im 31. Lebensjahre gestorben sei, sind keine neue Wahrheiten.

Recklinghausen. Gymnasium. Schulnachrichten von Director C. Nieberding. Es trat ein als Probandus Cand. Dr. Volfert, und scheidet am Schlusse aus der geistliche Lehrer E. de Vos. Frequenz 129 (I 37, II 32, III 18, IV 11, V 15, VI 16), Abit. Ostern 3, Mich. 2. — Abhandlung des Gymnasiallehrers Strothmann: Erklärung der biblischen Schöpfungsgeschichte, für den Standpunkt der Schule. 25 S. 4. Der Verf. beweist hier, das die wissenschaftlichen Forschungen die Weltentstehungslehre der Bibel Schritt vor Schritt bestätigen und unumstößlich beweisen, das Moses schon die Wissenschaft unsers Jahrhunderts besitzen und daher nur mittelst übernatürlicher Offenbarung empfangen habe. Die Erklärung bezieht sich auf Gen. I, 1—26 und ist berechnet auf den Standpunkt der Prima eines Gymnasii, und wird, wie der Verf. bemerkt, mit Gutheißung der geistlichen Oberbehörde veröffentlicht.

Rietberg. Progymnasium. Die Hülfslehrer Rudolphi und Glahn traten aus, es traten ein Cand. Kork und Curatpriester Ebberts, aber nach einem Semester aus, dann trat als provisorischer Gymnasiallehrer ein Cand. und Curatpriester Hövelmann; Oberlehrer Sanders starb. Schülerzahl 85.

Siegen. Höhere Bürger- und Realschule. Schulnachrichten von Director Dr. C. Schnabel. Der lateinische Unterricht beginnt jetzt in VI mit 7, hat in V 6, in IV 5, in III, II, I 4 St., in I wird *Caesar bell. Gall.* und Scholz Auswahl aus *Erasmi colloquia* gelesen; Französisch beginnt in V mit 5 St., in den folgenden Classen 1 St.; Englisch III bis I 4 St.; Griechisch in I u. II mit je 2 St. für freiwillige Theilnehmer. Am Schlus des Schuljahres schied Oberlehrer H. Schütz und gieng an das Gymnasium zu Minden über; die übrigen Lehrer rückten auf, der Hülfslehrer Dr. Schulz wurde fest angestellt, neu tritt ein L. Engstfeld von Crossen; fest angestellt wird Dr. Bohnstedt. Schülerzahl 173 (I 24, II 25, III 22, IV 34, V 36, VI 32), Abitur. 10. — Abhandlung: Vorlage der Flexionslehre einer lateinischen Grammatik für den praktischen Unterricht. Von Oberlehrer L. H. H. Langensiepen. 33 S. 8. Der Verf. will die lateinische Grammatik falscher und einfacher machen, er will sie frei machen von dem vielen lexicalischen Beiwerk und sie in eine engere Beziehung zur Muttersprache setzen. Unpraktisch scheinen ihm die langen Erörterungen über die Nominativendungen in der 3. Declination, die langen Verzeichnisse der unregelmäßigen Verba, die lange Wortbildungslehre u. A., unpraktisch überhaupt auch die Doctrinale Eintheilung der Grammatik nach Wort- und Satzarten statt nach Flexions- und Constructionarten. Eine praktische Schulgrammatik solle drei Haupttheile enthalten: Flexionslehre, Constructionalehre und Scandalslehre, dazu könne noch die General-Grammatik kommen, um für die Grammatiken der übrigen Sprachen mitzugelten. Es müsse aber in

mit Langsamkeit vorangegangen werden; es dürfe nicht *via via* *iam via via* gelernt, sondern es müssen dabei erst die Endungen *agt*, dann *via* der Weg, die Strafe, das Mittel, *via* ein Weg, eine, ein Mittel, dann *via* Weg, Strafe, Mittel, dann *via* als der Weg, Weg, als Weg durchdeclinirt werden. In dieser Weise behandelt aus der 1. Declination nur *via*, aus der 2. *nuncius*, *ager*, *ver-* aus der 3. *venator*, *civis*, *flumen*, dann *divitiae*, *arma*, *moenia*, 2. Declination, übt hierauf die Adjectiva *praeclarus* und *praestans* *maculinum* und Neutrum mit und ohne Artikel ein, geht dann über *usus*, *genu* und *res*, gibt auf einer Seite die Genusregeln, und fügt sich die Mensural- und Temporaldeclination an; hieraus ist schon lich, daß die wichtigsten Punkte der Syntax in die Flexionslehre oben sind. Die zweite Abtheilung bringt (S. 23) die Pronominal-, (S. 27) die Numeral-Declination. Der zweite Theil, die regel- e Conjugationslehre, zeigt nur an einigen Beispielen, wie der Schü- cabelformen analysiren soll. Der dritte Theil behandelt die re- ige Comparationslehre für Adjectiva und Adverbia. Da von dem n Theile nur eine Skizze gegeben ist, so bleibt es sehr zu wün- , daß der Verf. in einer ausführlichen Arbeit seine Methode be- z mache.

Westf. Gymnasium. Schulnachrichten von Director Dr. Patze. rzahl 160, Abitor. 9. — Abhandlung des Prof. Koppe über das tische Dreieck. 14 S. 4. I. Vom sphärischen Dreieck überhaupt, n dem rechtwinkligen sphärischen Dreieck, III. Von dem Neigungs- l zweier Ebenen, IV. Von Linien, welche eine Ebene senkrecht oder durchschneiden.

Wedem. Progymnasium. Curatpriester Grosfeld trat aus, an Stelle trat Curatpriester Lochmann von Warendorf. Cl. II—VI. rzahl 31.

Warendorf. Höhere Lehranstalt. Jetzt zur höhern Bürgerschule n. Als Lehrer trat neu ein de Vos von Recklinghausen. Schüler- 6. II u. III A., III B. u. IV sind combin., I fehlte noch, daneben assen für Englisch, Französisch, Chemie. — Abhandlung fehlt.

rford.

Hölscher.

III.

Holzkämmerer Theodor Gehr und die Anfänge des Königl. iedrichs-Collegiums zu Königsberg, nach handschriftlichen iellen dargestellt von Dr. J. Horkel, Königl. Professor d Director des Friedrichs-Collegiums zu Königsberg i. Pr. 55. IV u. 86 S.

ie vorliegende, zu der Einweihung der neuen Gebäude des Königl. ichs-Collegiums herausgegebene Schrift, deren Anzeige der Unter- ete auf den Wunsch der verehrten Redaction dieser Blätter gern ommen hat, liefert einen in jeder Beziehung beachtenwerthen Bei- ur nähern Kenntniß der Geschichte der Kirche und Schule an der mbeide des 17. und 18. Jahrhunderts, wo der nach den furchtbaren

Stürmen des dreissigjährigen Krieges allmählich erwachende neue Lebensgeist, von dessen Blüthen Spener, „der ehrwürdige Patriarch des Pietismus“, eben nur eine, wenn auch die hervorragendste ist, sich immer weiter Bahn bricht, um eine freilich nur kurze Zeit der Herrschaft zu erleben. Die Anfänge des Königsberger Friedrichs-Collegiums bezeichnen in außerordentlich charakteristischer Weise die ersten Regungen dieses Geistes auf einem Boden, welcher vorzugsweise eines belebenden und erneuernden Einflusses von ausen zu bedürfen schien. Herr Dr. Horkel unterläßt zwar nicht, seine Leser mit demselben bekannt zu machen: gern aber hätten wir aus seiner gewandten Feder ein zusammenhängendes Bild der Königsberger Verhältnisse, unter denen das demüthige Glaubenswerk jenes Holzkämmerers erwachsen ist, gelesen. Die „feine und kluge Berechnung“ Speners, aus welcher Lysius' Sendung nach Königsberg hervorging, würde, wie es scheinen will, bedeutend verständlicher geworden sein. Versuchen wir, nach den von Herrn Horkel an verschiedenen Orten gegebenen Ausführungen unter Hinzunahme einiger anderen Daten die wesentlichsten Züge anzudeuten.

Die Albertina, schon im Zeitalter der Reformation die Stätte einer Reihe tief einschneidender theologischer Fehden, von denen in jenen Zeiten das Volksleben um so weniger unberührt bleiben konnte, als die Kanzel nicht zum geringsten Theile der Tummelplatz dieser Kämpfe war, hatte zu Anfang des 17. Jahrhunderts sich durch ihren jähren Eifer gegen den Calvinismus ausgezeichnet: eines ihrer Glieder hat auf den ersten, von dem Administrator Preussens dem Churfürsten Siegmund in seinem Privatgemach gehaltenen reformirten Gottesdienst (1616) mit einer Predigt über Amos 8, 10: „Ich will eure Feiertage in Trauer und alle eure Lieder in Wehklagen verwandeln“ — geantwortet, welche also begann: „Solche Dräuung concernirt uns jetzt auch, indem die calvinische Rotte gestrigen Tages ihr calvinisches Brotbrechen gehalten.“ Und dieser Eifer hatte in den Ständen und im Volke willfährige Unterstützung gefunden. Aber in der Mitte des Jahrhunderts war ein Synkretismus an der Universität zur Herrschaft gelangt, den ein kompetenter Richter um seiner Uebertreibungen und Unlauterkeiten willen nur „als unansehnlichen und entstellten Nachdruck“ des calixtinischen bezeichnet, und hatte hier die unerfreulichsten Früchte getragen. Zwei theologische Professoren waren offen von der lutherischen Kirche abgefallen, einer, Johann Ernst Grabe, war 1697 zur englischen Episcopalkirche übergetreten, ein anderer, der seit 1680 als Professor und Hofprediger angestellte Joh. Phil. Pfeiffer, im Jahre 1694 zur römischen Kirche übergegangen, als seine unverhohlene Hinneigung zum Papismus ihn mit Amtssuspension bedrohte¹⁾. Unter solchen Einflüssen war eine bedenkliche Hinneigung

¹⁾ Vergl. Tholuck das akademische Leben des 17. Jahrhunderts. Thl. 2. S. 80. Pfeiffer war 1690 der Lehrer des H. Lysius gewesen, der, wie Horkel S. 55 berichtet, so innig er auch den Mann verehrte, doch aus mancher Lehre einen papistischen Grundton herauszuhören glaubte, der ihn fremd und abstoßend berührte. „Aber die allseitige Gelehrsamkeit dieses Meisters, der weite und freie Blick, zu dem ihn seine synkretistische Geistesrichtung befähigte, die poetische Kraft, mit der er die idealen Seiten des Synkretismus aufzufassen verstand: solchen Einwirkungen konnte ein edel gestimmtes Gemüth sich unmöglich verschließen.“ Wir wissen nicht, worauf Herr Horkel dieses überaus anerkennende Urtheil gründet; aber in dem „äußeren Gottesdienst, Almosenspenden, strengen Fasten“, wie nach Horkel's eigenen Worten Pfeiffer es empfahl, läßt sich Weite des Blickes oder eine Erfassung der idealen Seiten des Synkretismus nicht erkennen, am wenigsten

n römischen Kirchenthum in weiteren Kreisen verbreitet. Tholuck legt an dem in der Anmerkung genannten Orte die Thatsachen, daß auch die Predigt der Theologen schon „ansehnliche und schlechte Personen“ zum Abfall bewogen worden, Beamte, den Familien der beiden vorragendsten synkretistischen Professoren angehörig, regelmäßig die Masse hörten, und daß „namentlich an den dritten Festtagen, wo die papistische die geschicktesten Leute aus Braunsberg predigen lassen, die patistische Kirche von Lutheranern so stark besucht wird, daß die Papisten kaum darin Raum finden.“ Herr Horkel erwähnt S. 14 der römischen „Sendboten aus dem Ermeland“, welche da, wo der Synkretismus in biblischen Standpunkt verrückt hatte, leicht Eingang fanden, führt 40 an, daß unter den zweihundert Winkelschulen, die man gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in Königsberg zählte, nicht wenige einem „ausarteten Synkretismus“ dienten, „der in diesen finstern Winkeln ungehört sein bethörendes Spiel trieb und der römischen Kirche immer noch neue Proselyten zuführte.“ Zwar steht die Thatsache auch für andere Theile Deutschlands fest, daß damals nicht wenige evangelische Eltern ihre Söhne den Jesuiten zum Unterricht anvertrauten: in Preußen muß aber unter solchen Einflüssen erklärlich sein, wenn es so häufig vorkam, daß es strenger Verbote von Berlin aus bedurfte, um diesem Unwesen zu steuern. Ein im Jahre 1694 erlassenes Edict will diejenigen complariter abgestraft wissen“, die „solcher Gestalt ihre Kinder gleichwohl verwahrlosen und in so augenscheinliche Seelengefahr stürzen.“ Kein Wunder, daß unter den nach der Weise der Zeit geführten Kämpfen die Iversität, welche in der Mitte des Jahrhunderts oft bis 2000 Studenten zählte, verödet war: zur Förderung des christlichen Lebens konnten diese Fehden ohnehin nichts nützen. Und die Orthodoxie, welche durch endlicher Bezwingung des Synkretismus — denn von einer wissenschaftlichen Besiegung desselben kann man nicht reden; für die damalige Theologie „ist er spurlos vorübergegangen, aber wie eine Weissagung!“ — ihrer Herrschaft antrat, schien von andern Nothständen der Kirche durch den Mangel an reiner Lehre wenig zu wissen. Man begreift, wie solchem ausgedörrten Boden der erfrischende Hauch eines wärmeren Lebens dringend noth that. — Daß es mit den Schulen nicht besonders bestellt war, läßt sich von vorn herein erwarten. Herr Horkel beginnt seine Schilderung, die er S. 39—44 von ihrem Zustande giebt, mit den Worten: „Wir dürfen ohne Einschränkung behaupten, daß gegen das Ende des 17. Jahrhunderts in Königsberg alles Vertrauen zu den öffentlichen Schulen im tiefsten Grunde erschüttert war.“ Mit Recht hebt er das, was vor allem Andern zur Entwerthung der damaligen höheren Anstalten in Königsberg wie an vielen andern Orten beitrug, jene tagliche Selbstgenugsamkeit hervor, die in stagnirender Ruhe sich des jähren, altherkömmlichen Besitzes tröstete und von keinen wechselnden Phasen des geistigen Lebens wußte. Ihr Motto ist das Wort des Petrus im Löbennicht: *antiquum lapidem ne moveas, viam tritam ne eras, quum talis mutatio sit periculosa*. Und dabei fehlte es fast ohngänglich an aller Einsicht in das auf der Schule zu erreichende Ziel: dem unnützen Streben, mit den s. g. akademischen Gymnasien, welche fast nur unglückliche Zwittergestalten waren, zu wetzeln, bemühte man sich, eine Fülle dürren Wissens aus allen Gebieten der Wissenschaft (man benannte das damals Realismus!) den Schülern mitzutheilen, Unterricht, dessen völlige Fruchtlosigkeit nicht selten durch trügeri-

lich in der Unlauterkeit, mit welcher er, innerlich schon papistisch geworden, sich zur Niederlegung seines Amtes drängen liefs.

sche Mittel verdeckt wurde. Mit Unwillen erfährt man S. 32 f., wie die Lehrer für Geld den Schülern lateinische Reden anfertigten, die dann in feierlicher Versammlung zum Entzücken der betrogenen Eltern vorgelesen wurden, wie man gegen Baarzahlung die rühmlichsten Zeugnisse erlangen konnte, was der eben genannte Rector damit rechtfertigt, „dass etliche durch rühmliche *testimonia* zu allem Guten sind aufgemuntert worden, *quia laudata virtus crescit et immensum gloria calcar habet*: die Liebe müsse ja alles hoffen und es könne aus einem Schlimmen bald was Gutes werden“; derselbe, der sich auch nicht schämte, seinen Schülern Pasquille in die Feder zu dictiren, welche sodann als von den Schülern herrührend im Druck erscheinen. Den Lehrern selbst mangelte der Geist williger Unterordnung unter das Ganze der Schule: jeder herrschte in seiner Classe gegen jede fremde Einmischung gesichert. „Damalige Schulen glichen sehr oft einem zufälligen Conglomerat mehrerer einzelner Schulen, die unter sich nur in dem Hasse gegen unbequeme Reformatoren übereinstimmten.“ Von der Zucht endlich wird man sich eine Vorstellung machen, wenn man von der Tyrannei der ältern über die jüngern Schüler liest, wenn man erfährt, wie die altherkömmlichen Schulstrafen in Geldbußen verwandelt wurden, deren Betrag die Knaben beschaffen mußten, und selbst die Versetzung bisweilen zum Gelderwerb ausgebeutet wurde¹⁾. Eine Erneuerung der Schule, ihre Befreiung „aus den Banden des verknöcherten Herkommens“, ihre Zurückführung auf ihre eigentliche erziehbliche Aufgabe war wahrlich ein schreiendes Bedürfnis der Zeit. Dafs die von Halle aus gegebenen Anregungen innerhalb weniger Decennien so grofse Früchte durch das ganze evangelische Deutschland getragen haben, wird durch den Zustand der Schulen nur zu erklärlich. Bewunderung aber verdient Spener's Weisheit, welcher es klar erkannte, dafs der Versuch, den schon bestehenden Schulen den neuen Geist allmählich einzupfropfen, nur gelingen könne, wenn der neue Geist sich zuvor in eigenen Stiftungen ähnlicher Art erprobt habe (S. 36).

Wie nun der Holzkämmerer Th. Gehr, ohne es zu beabsichtigen, das Werkzeug geworden ist, eine solche Stiftung des neuen Geistes in Königsberg ins Leben zu rufen, wie sie ihm trotz aller Anfeindungen, die er von Seiten des Königsberger Ministeriums und der geistlichen und weltlichen Behörden, welche alle in orthodoxem Hasse gegen den Pietismus übereinstimmen, zu erfahren hat, allmählich unter dem Schutze des Königs Friedrichs II. zum Friedrichs-Collegium erwacht, wie endlich in der Person des von Spener dazu ausersehenen H. Lysius der neuen Anstalt ihr erster Director und der Universität der erste wissenschaftliche Vertreter des Pietismus gegeben wird: das erzählt uns Herr Dr. Horkel aus handschriftlichen Quellen, welche zum Theil die Bibliothek seines Gymnasiums besitzt, zum Theil das freundliche Entgegenkommen eines Nachkommen des Holzkämmerers zugänglich gemacht hat, mit lichtvoller Anschaulichkeit und warmer Lebendigkeit, und hat sich dadurch gerechte Ansprüche auf den Dank aller seiner Leser erworben, derer zumal, welche von der Mühe etwas wissen, welche die Zeichnung eines wirklichen Lebensbildes aus zerstreuten Quellen verlangt. Wir wissen unsern Dank nicht besser abzutragen, als dafs wir die äufsern Umriss desselben den Lesern vorführen, um sie zu veranlassen, die Horkel'sche Schrift selbst zu lesen. Dieselbe zerfällt in 8 Abschnitte, von denen die ersten 4 des Holzkämmerer Gehr und sein Werk, die übrigen den Bildungsgang und

¹⁾ Weitere, äufserst interessante Mittheilungen über die höheren Schulen während des 17. Jahrhunderts giebt Tholuck in der angeführten Schrift Thl. I. S. 170 — 198.

; frühere Leben des Directors Lysius und sein Auftreten in Königsberg schildern.

Theodor Gehr, 1663 zu Christburg geboren, der Sohn eines Predigers, welcher 1678 als Diakonus an der deutschen Kirche auf dem Sackem verstorben war, hatte in dem Studium der Theologie die gesuchte Friedigung nicht gefunden und sich darum dem der Jurisprudenz zugewandt, war 1687 Sekretär des Geh. Rath von Rhey in Berlin geworden und hatte, nachdem er bei dem Regierungswechsel 1688, welcher seinen inneren um seinen Einfluß gebracht hatte, recht nachdrücklich an die Wandelbarkeit alles menschlichen Glückes gemahnt worden war, den Pön eines churfürstlichen Holzkammerers in Königsberg erhalten. Er hörte zu den Seelen, welche, einmal aus der Sicherheit aufgeschreckt, liche das Bewußtsein eines vor der Welt rechtschaffenen Wandels bei dem Wechsel ernster Arbeit und nicht gemeiner Genüsse vielen selbstungssamen Gemüthern geben mag, und von dem Ernst des Wortes: haßet eure Seligkeit mit Furcht und Zittern! ergriffen, in lauterem Streben nach wahrer Heiligung ihres Lebens ringen, bis sie sich aus dem Ennst des Gesetzes zu der wahren Freiheit der Kinder Gottes, der beglückenden Freudigkeit im Dienste des Herrn, hindurcharbeiten. Die persönliche Bekanntschaft Spener's, welche er 1693 gemacht, hatte ihn mit dem Muth erfüllt, die *collegia pietatis*, welche der damals sich regenden pietätsrichtung, das Wort Gottes zu einer das ganze Leben bestimmenden Macht zu machen, den Namen verschafft hatten, nach Königsberg zu pflanzen; sein Haus war der Sammelplatz gleichgestimmter Menschen worden, welche in engerer Gemeinschaft das suchten, was sie anderswärts nirgends fanden, Erbauung aus der heil. Schrift. Spener hatte in diesem Kreise vielversprechende Keime zu erkennen gemeint und ihm reich die Sendung junger, in Halle gebildeter Theologen, welche die Erleuchtungsstunden leiteten und im Stande wären, dem sich vielfach zeigenden religiösen Bedürfnisse mit der einfachen, damals über aller Polemik über den Kanzeln fast vergessenen Predigt des Evangeliums zu begegnen, in die Zukunft und Rückhalt zu geben gehofft. Liefs sich ja doch nur auf diesen Wege, und nicht auf dem allerdings auch nicht unbetreten gebliebenen der Verbote und Befehle, eine Belebung des kirchlichen Lebens erwarten. Der Haß, den Gehr wie natürlich durch solche Bestrebungen sich geladen hatte, wurde aber zu offener Verfolgung, als er, wahrscheinlich durch das Werk A. H. Franke's, den er 1697 in Halle beachtet hatte, angeregt, seit dem April 1698 zu den eigenen Kindern fremde in sein Haus nahm und sie durch den hallischen Candidaten Adler erziehen ließ, besonders aber als er eine Art Armenschule gründete, welche schon einem Jahre schon 60 Kinder zählte. Eine Beschwerde der Sackemmer „Schulbedienten“ und der Lehrer der lateinischen Schule auf dem benicht über ihn ging an das Consistorium; dem jedenfalls feindseligen Bescheid kam er durch die Bitte um Einsetzung einer Commission bei den Churfürsten zuvor, welche ihm gewährt wurde. Höchst interessant sind die Mittheilungen aus den Acten, welche Herr Horkel über den Verlauf dieser Commission geführten Streit macht. „Dieselben füllen einen lioband von mehr als tausend Seiten.“ Am 4. März 1701 ward er endlich nach manchen Schwankungen zu Gehr's Gunsten entschieden: seine Schule ward bestätigt und empfing den Namen Königliche Schule auf dem Sackheim. Aus solchen Anfängen war in dem kurzen Zeitraume von dreizehn Jahren durch die aufopfernde Thätigkeit dieses Mannes und die freudige Theilnahme seiner jungen begeisterten „studiosi“ — Hasenstein, Adler, Hoppe und Schade hießen die ersten Arbeiter — eine Schule erwachsen, nach der 1702 gedruckten Schutzschrift, mit 5 Classen, „welche von 6 ordinariis und 2 extraordinariis praecceptoribus täglich 8 Stunden informiert

werden, außer den beiden letzten Classen, die nur 7 Stunden in der Schule sein“, „so meist aus armen Kindern bestehn und daher fast alle umsonst informirt werden.“ Jetzt kam alles darauf an, einen tüchtigen Mann an die Spitze der neuen Stiftung zu stellen, welcher als Theolog nicht bloß Director der Schule, sondern auch Inspector sein könnte. Und hier zeigte sich der Scharfblick in der Beurtheilung der Persönlichkeiten, welchen Spener in so außerordentlichem Maße besaß, in bewundernswürdiger Weise: seine Wahl fiel auf Heinrich Lysius.

Nicht leicht haben wir ein interessanteres Lebensbild kennen lernen, als das ist, welches uns Herr Horkel im fünften Abschnitt seiner Schrift von diesem Manne zeichnet, dem der greise Spener bei seinem Abschiede nach Königsberg schon betheuert hatte, daß ihm so wunderbare Lebensführungen noch nicht vorgekommen seien. Dabei ist die handschriftlich vorhandene Selbstbiographie desselben benutzt, von der man nach den hier gemachten Mittheilungen wünschen muß, daß sie weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden möchte. Wahrhaft ergreifend ist die Schilderung, wie er nach ernsten, eifrigen Studien auf verschiedenen Universitäten, ganz ähnlich wie A. H. Franke, einat bei der Vorbereitung zu einer Predigt über Joh. 3, 1 ff. zu der Frage nach der eigenen Wiedergeburt geführt und dadurch veranlaßt worden, sich mit den Schriften von Arnd bekannt zu machen, wie er sodann mit immer steigender Theilnahme die eben entbrennenden pietistischen Streitigkeiten verfolgt und dadurch der Wunsch in ihm rege geworden, „solche Leute zu sehen und zu sprechen, die um der Gottseligkeit willen das Kreuz Christi trugen.“ Eine sechsmonatliche Reise zu Anfang des Jahres 1694 verschaffte ihm die Bekanntschaft namentlich Spener's und Breithaupt's und die Ueberzeugung, daß die Lehre der Reformatoren keine treueren Jünger besaß als die verrufenen Pietisten.“ Und dieser Mann, den sein Vater, der Propst in Flensburg, bei seiner Geburt 1670 durch ein in die Familienbibel geschriebenes Gelübde dem Dienste der Kirche bestimmt hatte und den seine Gaben so ganz dazu befähigten, scheint gar weit von diesem Ziele sich zu verirren: mit der Mutter und den Schwestern treibt er nach des Vaters Tode ein bürgerliches Gewerbe, und nachdem er sie alle in rascher Folge begraben, verbleibt er darin, bis die Verkettung eigenthümlicher Umstände ihn im Jahre 1701 nach Berlin zu Spener führt, welcher alsbald in ihm den rechten Mann für Königsberg erkannte. Nachdem er sodann in Halle durch das Anschauen der dortigen Unterrichtsanstalten des Waisenhauses (— auch den Rector Vockerodt in Gotha besuchte er, „der eine Masse von 900 Schülern in Hallischem Geiste zu belehren und zu leiten verstand“ —) und durch die Annahme der theologischen Doctorwürde sich für sein Doppelamt vorbereitet hatte, zog er 1702 nach Königsberg, wo er am 25. November eintraf, um zunächst den härtesten Kämpfen, denen nur eine Natur und eine Kraft wie die seine gewachsen war, entgegenzugehen. Denn die Geistlichkeit wie die weltlichen Behörden und Stände, die Universität wie die rohe Masse des Volkes, welches zu Zeiten wohl einen Zauberer in ihm zu fürchten angeleitet wurde, Alles war einig in der Abneigung gegen die Schule und ihren Director. Wohl hatte sie sich mancher königlichen Auszeichnung zu erfreuen: mit der Erlaubniß, eine Kirche zu eröffnen, hatte sie 1703 den Namen *Collegium Fridericianum* erhalten; ihren Lehrern ward vorzügliche Beförderung im Kirchen- und Schuldienst im Jahre 1705 verheissen. Aber dadurch ward die Erbitterung nur noch mehr rege. Consistorium und Regierung, erschreckt über die Menge der Zuhörer, welche Sonntags dem „pietistischen“ Doctor zuströmen, bestimmen, daß im Friedrichs-Collegium, wo der Sonntag entheiligt werde, „da man die Leute vom Besuch der Kirche abhalte“, die Predigt erst um $\frac{1}{2}$ 10 Uhr ihren Anfang nehmen dürfe, und

it um 8, wie in den andern Kirchen. So, hoffte man, werde die Un-
uemlichkeit der Zeit viele zurückschrecken. Gegen die Schule erheben
die Stände: die neu angelegte Pietistenschule, so lauteten die Be-
werden, giebt zu Secten und Schwärmerel, insonderheit zu dem höchst
ihrliehen Chiliasmo Anlaß; da sie schon „den *rumorem commune*
famam publicam wegen der verdächtigen *conventiculorum* wider sich“
e, so wird geboten, daß sie „zur Verhütung mehrerer besorglichen
nerungen und des unausbleiblichen Untergangs der wohl eingerichteten
i städtischen Schulen abgestellt werden möchte.“ Des Lysius energi-
e Gegeneingabe reichte hier schon aus, diese Beschwerden in die Bitte
neue Untersuchung der Sache zu verwandeln, und auch diese Bitte
e keinen Erfolg in Berlin. Neben diesen Anfeindungen war noch
kende Armuth zu ertragen: die einzig sichere Einnahme aus dem
zübermaße ward in jedem Jahre geringer, ein Versuch, in ähnlicher
ise zu collectiren, wie Franke in Halle mit so überraschendem Er-
e that, schlug fehl und entzog der Schule sogar einen ihrer besten
rer; dazu drückte die Schuldenlast, welche aus dem wider Willen des
ectors von Gehr, wie es scheint, etwas übereilt abgeschlossenen An-
f eines wenig passenden Gebäudes erwachsen war und für welche diese
len haften mußten. Gewiß, „was ein Lysius ertragen konnte, das
sich zu nehmen waren in der That nur Wenige berufen.“ Dennoch
ieh das Werk: es sammelte sich um das Friedrichs-Collegium eine
e Gemeinde, eine Pensions- und Erziehungs-Anstalt ward mit ihm
unden, der Lehrplan konnte erweitert werden; die Schülerzahl war
9 bereits auf 300 gestiegen. Gehr, welcher nach dem Anzuge des
ectors sich auf die Besorgung der äußern Geschäfte beschränkt hatte,
schon am 1. April 1705 gestorben: Horkel hebt hervor, wie in
dem Testamente des Friedrichs-Collegiums und seines Directors mit
dem Worte gedacht wird, und wenn er sehr richtig bemerkt, daß der
zkämmerer dem schon hinlänglich erprobten Freunde kein ebrennderes
verdienteres Zeugniß hätte ausstellen können, so möchten wir noch
zufügen, daß auch er durch nichts mehr den Geist wahrer Demuth,
welchem durchdrungen er willig entsagend hinter seinem Werke zu-
treten konnte, offenbart hat.

Mit Gehr's Tode schließt Herr Horkel seine Schrift. Möchte es
gefallen, ein vollständiges Bild von dem Wirken seines großen Vor-
gers zu entwerfen, für den er jeden Leser seines Büchleins mit Theil-
me erfüllt. Aeufßerlich und innerlich dürfte nicht leicht jemand be-
igter dazu sein als er; und der Dank Vieler wäre ihm gewiß.

Glogau.

Klix.

IV.

- 1) Proben eines Lehrbuches für den philosophischen Unterricht in Gymnasien, mit einem Vorworte über Zweck und Methode dieses Unterrichts, von Dr. A. Haacke, Gymnasial-Oberlehrer in Nordhausen. Nordhausen, Büchting, 1855. XXIV u. 89 S. 8.
- 2) Encyclopädische Einleitung in die Philosophie. Lehrbuch der philosophischen Propädeutik für Gelehrtschulen und Anleitung zum Selbstunterricht, von Chr. F. Goekel, Prof. am Lyceum und Großh. Cadettenhause in Karlsruhe. Karlsruhe 1855. Herder'sche Buchhandl. XVI u. 167 S. 8.

Die Frage, ob auf den Gymnasien philosophischer Unterricht zu ertheilen sei oder nicht, wird mit immer größerem Ernste aufgeworfen, und die allgemeine Meinung scheint sich mehr dem zuzuneigen, daß sie verneint werden müsse. Anstatt in den zur Universalität abgebenden Schülern eine rege Theilnahme für die Philosophie zu erwecken und ihren Eifer auf das Studium dieser höchsten Wissenschaft binzulenken, macht man nur allzuhäufig die trübe Erfahrung, daß sie einerseits durch einen von dem Lehrer selbst nicht mit rechter Liebe ertheilten Unterricht und durch die Beschäftigung mit allzuabstrakten Begriffen und Formeln, die sich nicht an die übrigen, bisher von ihnen betriebenen Wissenschaften anlehnen, von vorn herein abgeschreckt werden, oder andererseits zu dem Vorurtheil gelangen, sie hätten auf der Schule sich für ihren Bedarf hinreichende philosophische Kenntnisse angeeignet, und könnten nun auf der Universität die sonst dafür in Anspruch genommene Zeit lieber ihren speciellen Fachstudien zuwenden. Ist dies auch nicht der einzige Grund der ganz offenbaren Erscheinung, daß der Eifer für philosophische Studien auf der Universität in den letzten Decennien sehr abgenommen hat, sondern kommen gar viele in der ganzen Zeitentwicklung liegende Ursachen zusammen, so ist doch gar nicht zu läugnen, daß das eben Gesagte eine Hauptschuld an der Sache trägt.

Soll der philosophische Unterricht auf den Gymnasien eine Stätte finden und nicht die angeregten Uebel daraus hervorgehen, so muß er sich auf das engste an die übrigen Schuldisciplinen anknüpfen, das in ihnen noch Zerstreute zu einem Ziele hinführen und so den gesamten Unterricht zum Abschlufs bringen. Er darf nicht etwas ganz Neues bringen und den Zweck einseitig hervorkehren, propädeutisch auf eine ganz fremdartige Wissenschaft vorzubereiten, vielmehr wie der ganze Schulunterricht die Vorbildung des Geistes für die Wissenschaft überhaupt bezweckt, und man von jener mit der größten Zuversicht erwarten kann, daß sie auch eine Liebe und ein Verständniß für die Philosophie entwickeln werde, so daß es keiner besondern Vorbereitung dazu bedarf, so kann auch der philosophische Unterricht auf den Gymnasien nur einen rechten Sinn haben, wenn er nicht aus der Sphäre derselben heraustritt, sondern vielmehr die Gesamtheit des Erlernten in sich concentrirt und dem Schüler als eine lebendige Einheit zum Bewußtsein bringt. Dann wird er von selbst auch eine geistige Gymnastik bilden, die an ein abstrakteres Denken gewöhnt und zu höheren philosophischen Studien befähigt und anregt. In dieser Beziehung ist das, was der Verf. der ersten Schrift, Herr Dr. Haacke, in der Einleitung zu seinen Proben auseinandersetzt, sehr

erzignenwerth, und er scheint uns den richtigen Standpunkt im Ganzen getroffen zu haben, wenn er entwickelt, wie das Gymnasium Verpflichtung habe, einer allseitigen Besinnung seiner Schüler zur Hülfe zu gehen, damit das in den verschiedenen Lehrstunden und im ständigen Leben Aufgenommene harmonisch ausgeglichen und zu einem reifen geistigen Besitzthume erhoben werde. Er meint deshalb, daß gewisse Schul-Philosophie ausgebildet werden müsse, welche, unabhängig von den Schwankungen der eigentlichen Tagesphilosophie und ihren Systemen, das in Zusammenhänge bringe, was der Schüler gebraucht, wie zwischen logischer, psychologischer, ethischer, ästhetischer und religionsphilosophischer Behandlung zu unterscheiden, indem man vielmehr ganze geistige Leben des Menschen in seinen Hauptumrissen zum Gegenstande der Besprechung macht. Doch möchten wir warnen vor einer zu fragmentarischen Behandlung des Stoffes, die alles Mögliche in die Richtung zieht und dadurch gerade den Zweck der Concentration aus dem Auge verliert. Wir möchten den rechten Nachdruck auf die Besinnung legen, die auf die socratiche Methode führt, welche hier so recht gebührend scheint, um einerseits den Schüler daran zu gewöhnen, durch stetes Nachdenken das in Zusammenhang zu bringen, was er sich auf verschiedene Weise in den mannigfaltigen Gebieten der Schuldisciplin angeeignet hat, und wobei dem Lehrer vorzugsweise die Aufgabe bleibt, in seiner eigenen systematischeren Erkenntniß den Gedankengang zu ordnen und zu einer lebendigen Einheit und Anschauung zu bringen. Allerdings muß der Menscheng Geist und seine Befähigung, den göttlichen Geist zu begreifen, das Ziel der Untersuchungen sein, aber darum wird sich zugleich die Betrachtung um psychologische und logische Probleme handeln, zu welchen ja die sprachlichen wie die naturwissenschaftlichen Disciplinen, die geschichtlichen wie die Religionsstunden in gleicher Weise weisen und reichen Stoff darbieten. So viel wie möglich muß dagegen der Inhalt, der dem Schüler nicht schon zugänglich ist, abgehalten werden, und in dieser Beziehung müssen wir gegen die von dem Verf. behaupteten Probleme das Bedenken äußern, daß sie viel zu viel fremden Stoff hineinziehen, die Gegenstände viel zu speciell behandeln, namentlich eine Polemik gegen philosophische und Zeitrichtungen erheben, welche dem Schüler fern liegen und ihm wo möglich noch fern gehalten werden müssen, weil er nicht das rechte Verständniß dazu mitbringt. Es scheint darin die Tendenz zu liegen, den Schüler schon gegen die falschen und gefährlichen Abwege der Wissenschaft zu warnen und zu warnen, die ihm auf der Universität begegnen werden, eine Tendenz, die, wie gutgemeint sie auch sein möge, doch in doppelter Weise sehr gefährlich ist, weil sie entweder den noch nicht so weit vorbereiteten Schüler gerade in vorzeitige Zweifel stürzt, oder weil er andererseits von mit bestimmten Vorurtheilen auf die Universität entlassen wird, die die Freiheit eigener Prüfung rauben. Hier täuscht sich der Verf. selbst, wenn er seine sogenannte Schul-Philosophie von den Schwankungen und Wechseln der eigentlichen Philosophie fern gehalten wissen will, während dies an sich unmöglich ist und er selbst in den gegebenen Fällen sich an ganz bestimmte Lösungen philosophischer Probleme anlehnt, die einzelnen und oft in starker Einseitigkeit ausgeprägten Systemen angehören. Die beiden Abhandlungen, welche der Verf. als Kern seines philosophischen Unterrichts aufstellt, handeln von dem Verhältniß von Leib und Seele und von der Sinnes- oder anschaulichen Erkenntniß. Die erstere ist die ausführlichere und zerfällt in drei Abtheilungen, von welchen wiederum der erstere als der wichtigste die materialistische Auffassung bekämpft und sich der Schopenhauer'schen Darstellung von der Ueberordnung des Willens über die Erkenntniß an-

schließt, die Seele als das lebengebende, leibbildende Princip erklärend, das schon in den niedrigsten Stufen der Naturgestaltung als wirkende Kraft der Materie gegenübertritt und sich ebenso als Bildungstrieb und Lebenskraft, wie als unbewusster Trieb und Begierde, als Instinkt und bewusster Wille offenbart. Das Verwischen der Unterschiede von Leben und Seele, von Bewusstsein und unbewusster Thätigkeit ist nur dieselbe Einseitigkeit, die der Materialismus auch begehrt, wenn er alle die geistigen Thätigkeiten nur als Erweisung der dem Stoffe beiwohnenden Kraft ansieht und dieselbe sich einfach potenziren läßt, um auch die höchsten Erscheinungen des Geistes nur als Wirkungen derselben Kraft zu begreifen, und so allen Sinn zu verlieren für die specifische Verschiedenheit der Kräfte, die in dem Entwicklungsproceß hervortreten und zur Herrschaft über die niedrigeren Potenzen gelangen.

Die zweite Probe behandelt die Sinneserkenntniß in einem Abschnitt, den der Verf. als einen ersten bezeichnet und dadurch zu erkennen giebt, daß ihm noch mehrere folgen sollten. Er geht, wie es uns scheint, zu speciell in die neueren Untersuchungen über diesen Gegenstand ein, indem er die einschlagenden physiologischen Thatsachen mit einer Ausführlichkeit bespricht, die freilich für die vollständige Erledigung des Gegenstandes nothwendig ist, aber für den Standpunkt von Gymnasiasten nicht geeignet erscheint; dagegen wird am Ende die selbstthätige und bewusste Auslegung der Sinneseindrücke durch die Seele nur sehr flüchtig angedeutet und tritt, obgleich es gerade ein sehr wichtiges Moment ist, indem dadurch allein der Empirismus und Sensualismus überwunden werden kann, lange nicht genügend hervor, wenngleich wir nicht wissen, wieviel davon in weiteren Abschnitten noch gesagt werden sollte. Wurde es aber einmal angedeutet, so hätte es auch ausführlicher entwickelt werden müssen, damit nicht der Verdacht entsteht, daß der Verf. selber einem einseitigen Empirismus huldige, ein Verdacht, der um so leichter entstehen muß, als in den Vorbemerkungen sich allerhand Anzeichen finden, daß der Verf. einer speculativen Richtung in der Philosophie abhold ist und ihr kein anderes Gebiet, als das der sinnlichen Erfahrung zuweist, wobei freilich ihre Stellung gegenüber der Religion nicht recht begreiflich wird, die deshalb auch der Verf. nur sehr unklar darzustellen weiß. Nur so weit Wahrnehmung und Erfahrung reichen, reicht ihm auch das Wissen; Wahrnehmung und Erfahrung aber bleiben stets an die Erscheinung, an die fühlbare, den Sinnen zugängliche Welt gebunden. Das übersinnliche, jenseit der Erscheinung gelegene und damit Wesen und Zweck der Welt und des Menschenlebens ist nicht mehr dem Wissen erreichbar, sondern erst dem Glauben (S. VII). Doch aber kann er nicht umhin, anzuerkennen, daß der Glaubensinhalt in Begriffen abgesetzt werden und so in die Form des Wissens eingehen kann, wodurch er doch also auch nothwendig dem Wissen erreichbar werden muß.

Einen ganz andern Zweck verfolgt die zweite Schrift von Gockel, welche wirklich eine philosophische Propädeutik als Vorbereitung für die eigentliche Wissenschaft geben will. Sie handelt nach einigen Vorbemerkungen über Zweck und Nothwendigkeit einer solchen Vorbereitung zuerst über den Begriff der Philosophie, entwickelt in einem zweiten Abschnitt die besonderen philosophischen Wissenschaften, geht dann zu einer Uebersicht der verschiedenen möglichen Standpunkte der Philosophie über und belegt diese durch die ihnen entsprechenden, geschichtlich hervorgetretenen Systeme und schließt endlich mit einem Abschnitt über die nöthigen Vorbedingungen für das Studium, über die Methode und die wissenschaftliche Bedeutung der Philosophie an sich, wie im Verhältniß zu andern Wissenschaften. Nach den oben von uns gemachten Bemerkungen

reint uns eine solche Behandlung aus dem Gymnasialunterrichte hervorzutreten und mehr für die Universität zu gehören, oder dem andern Zweck zu entsprechen, den der Verf. mit verfolgt hat, eine Anleitung zum Selbststudium für Gebildete überhaupt zu geben, die sich gern eine gemeine Vorstellung von dem Wesen, dem Inhalte und Entwicklungsgänge der Philosophie machen möchten. Wo freilich eine grössere Stundenzahl diesem Lehrgegenstande eingeräumt ist, als es gewöhnlich der Fall zu sein pflegt, möchte sich diese Art der Einleitung wohl empfehlen, die dem Schüler einen Einblick gewährt in das, was der Gegenstand der reinen Wissenschaft überhaupt ist und was er von einem Studium desselben auf der Universität zu erwarten hat. Dennoch bleibt immer das Bedenken, daß eine solche encyclopädische Behandlung eine Menge abstrakter Begriffe liefert, die nicht recht zu einer lebendigen Anschauung gebracht werden können, weil der Inhalt mangelt für die dem Schüler neuen und fremden Vorstellungen, die für ihn nur Ueberschriften eignen für das Detail, das er sich später auf der Universität erst aneignen soll. Dieser Uebelstand wird noch grösser durch die von dem Verf. verfolgte Methode der Eintheilung, welche vom Allgemeinen aus durch rigesetzte Distinction sich den Stoff erwirkt und die Mannigfaltigkeit desselben zu bewältigen sucht. Eine solche Eintheilung bleibt an sich immer müßlich, und gegen die von dem Verf. gegebene liesse sich gar manches einwenden, wie er wohl selbst gefühlt hat, daß sich dieselbe nicht consequent durchführen läßt. Er theilt zunächst nach alter Weise in theoretische und praktische Philosophie, und ordnet dieser Eintheilung ihre rechten innern Grund die Geschichte der Philosophie bei. Die theoretische zerfällt in die Anthropologie, Logik und Metaphysik, die schwerlich coordinirt sind, und zu welchen dann noch die Aesthetik mit noch anderer Berechtigung hinzukommt; die Metaphysik aber zerlegt er wieder in reine Metaphysik oder Ontologie und in angewandte Metaphysik, welcher sich rationale Kosmologie, Psychologie und Theologie unterordnen sollen. Auf diese Weise kommt die Psychologie zweimal vor, als empirische in der Anthropologie und als rationale in der Metaphysik, während dies doch nur zwei verschiedene Behandlungsweisen derselben Wissenschaft und nicht verschiedene philosophische Disciplinen sein können. Noch mehr aber tritt der Mangel der Eintheilung in der Darstellung der verschiedenen möglichen Standpunkte der Philosophie vor, wo eine Haupteintheilung nach objectiven und nach subjectiven Principien als eine verfehlte erscheinen muß, bei der es nicht ausbleiben kann, daß dieselben Standpunkte in beiden Abtheilungen wieder erscheinen, und namentlich dieselben historisch gegebenen Systeme als Belege für verschiedene Standpunkte auftreten. Hier wäre es entschieden vortheilhafter gewesen, eine gedrängte, aber zusammenhangende genetische Entwicklung der Geschichte der Philosophie zu geben und daran die möglichen Hauptstandpunkte nachzuweisen. Im Ganzen aber ist anzuerkennen, daß der Verf., durchdrungen von Liebe und Begeisterung für die hohe Aufgabe der Philosophie, stets den Zweck im Auge behält, dem Schüler durch eine Darlegung der Wissenschaft nach ihrem Hauptinhalt und ihrer mannigfaltigen Entwicklung Achtung vor derselben einzuflößen, wobei er sich ebenso besonnen vor Ueberschätzung bewahrt, als mit Ernst einzelne Richtungen abwehrt, die entweder von dem edelsten Ziel des Menschengeistes abführen oder von vorn herein auf das Streben nach dem höchsten verzichten.

Berlin.

George.

V.

Der deutsche Redner oder Album classischer Prosa in einer chronologisch geordneten Beispiel- und Mustersammlung deutscher Beredsamkeit aller Zeiten. Zum Gebrauch auf Gymnasien (Prämie), ferner für Studirende und Staatsbeamte und für Gebildete überhaupt. Vorausgehend: die Grundsätze der Rhetorik. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Karl Ludwig Kannegieser. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, 1854. Verlag von Fr. Hentze. (Preis 1 $\frac{1}{2}$ Thlr.) XXIV u. 561 S.

Indem Ref. die Aufmerksamkeit auf das bezeichnete „Album“ lenkt, entledigt er sich einer älteren Verpflichtung, an deren Erfüllung er bisher durch früher übernommene literarische Verbindlichkeiten wie durch wiederholte Kränklichkeit verhindert wurde. Nachdem ihm gerade während des letzten Weihnachtsfestes das ihm zugesandte Buch wieder in die Hände gekommen war, hat ihm dasselbe einige Tage, die er an das Zimmer gebunden war, auf das Angenehmste die Zeit verkürzt, und er bezieht sich deshalb um so mehr, auch Andere, „Staatsbeamte und Gebildete überhaupt“ für welche das Werk bestimmt ist, auf diese wahrhafte Festgabe aufmerksam zu machen.

Schon eine flüchtige Durchsicht des „Inhaltes“ zeigt, daß das „Album“ einen reichen Schatz vortrefflicher Erzeugnisse deutscher Redekunst gesammelt hat; mehrere derselben leben wohl in der Erinnerung vieler Gebildeten, werden aber gewiß auch hier mit Freuden als alte Bekannte begrüßt, zumal sie uns in einem Kreise entgegenreten, der durch Vergleichung des Aehnlichen und Verschiedenen Vieles in einem neuen interessanten Lichte erscheinen läßt. Unter „I. Geistliche Reden“ nennen wir hier z. B. 12. „Predigt nach dem Einzuge des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Breslau, geh. 19. Septbr. 1841 von Suckow.“ — 13. „Predigt zur Feier der tausendjährigen Selbständigkeit Deutschlands, 6. Aug. 1843, von Marheineke.“ — 17. „Adventspredigt von A. Tholuck.“ — 19. „Ueber den Fortschritt des Christenthums, von Friedr. Arndt.“ — 20. „Der Meinungsstreit über die Person Jesu, von F. W. A. Krause.“ — Unter „II. Gerichtliche und Staatsreden“ erwähnen wir vor Allem die vielgepriesene und doch allmählich außer Kunde gekommene (No. 4) „Rede an Friedrich Wilhelm III. bei dessen Thronbesteigung von Friedr. Gentz (1797)“, wobei wir nur folgende Bemerkung hinzufügen: Die Erläuterung in der Note 1 S. 86 genügt dem unkundigen Leser nicht; wir haben hier in der That keine „Rede“, für die sich auch unter den damaligen Verhältnissen kein Terrain im preussischen Staate fand, sondern ein offenes Schreiben vor uns, das der Verf. aus eigener Bewegung entwarf und veröffentlichte. Wie man nun aber auch über Friedrich von Gentz urtheilen mag, der in seinem späteren Leben (+ 1832) Metternich's Politik allzudienstbar geworden war, die vorliegende Rede muß doch Jedem von Neuem das Urtheil bestätigen: „Damals brannte in Gentz ein lebendiger Funke brittischen Freimuths“, und „seine publicistischen Leistungen sind von mehreren Seiten bezüglich des Talents, der Kenntnisse, der Gründlichkeit, der Klarheit und stilistischen Schönheit“ — und auf letztere kommt es hier zunächst an — „über allen Tadel erhaben.“ Außerdem finden wir

ster Andern folgende Reden, über deren Aufnahme in Bezug auf Zweck des Buches verschieden geurtheilt werden kann: 8. „Ueber Zellwesen. Aus Prof. Behr's Rede in der bairischen Ständeverammlung von 1819“ — auch für Schüler ganz zweckmäßig, was schwerlich 11. „Herr's Rede über das homöopathische Heilverfahren“ zu ten ist. — Ferner stehen hier Reden über „Juden-Emancipation“ 2. 16); 13 u. 15. „über Pressfreiheit“ von v. Liebenstein i. J. und von Oberländer i. J. 1843. — No. 17. „Mittheilung der Antikes Königs von Preußen, von v. Manteuffel, 3. April 1849, nebst Reden desselben über denselben Gegenstand“ enthält Aktenstücke Ablehnung der Kaiserwürde), die schon als historische Documente, auch von Seiten ihres stylistischen Werthes in stetem Andenken zu werden verdienen.

ter „III. Wissenschaftliche Reden“ ist 13. „Das Christenthum in seinem Verhältniß zur Wissenschaft von C(ajetan) v. Wailler“ durch den sie beeelenden Geist — eines freisinnigen Katholiken —, als durch stylistische Vorzüge beachtenswerth. Dasselbe wagen sich von einem eigenen rhetorischen Erguß des Herausgebers zu ten, von der „Rede (No. 15) zur Jahrhundertfeier der Augsburgi-Confession, gehalten am 26. Juni 1830 im Kgl. Friedrichs-Gymnasium zu Breslau von K. L. Kannegießer“, die übrigens eine um dere Anerkennung verdient, da der Verf. durch Aufnahme derselben hat, daß er den freisinnigen Geist, der in den meisten der aufgenen Reden herrscht, mit seiner eigenen Ueberzeugung zu vertonen ist. — Unter „IV. Gedächtnisreden“ haben mehrere graphisches, politisches oder historisches Interesse; der stylistische ist verschieden. — Bei „V. Gemischte Reden“ möchten auch theils über die Zweckmäßigkeit der Auswahl, namentlich aus dem gischen Standpunkt, auf den wir nachher zurückkommen, eben ineinander abweichen, wie der Inhalt und die Form dieser Reden

Die Aufnahme der „sechs Zimmersprüche (bei dem Richten verner Gebäude)“, die in der That keine bedeutende Originalität beinsbesondere aber nicht populär genug gehalten sind, erscheint keinen der angegebenen Zwecke des Buches motivirt. Das „Bruch- (No. 21) aus der Tafelrede für das fünfte Stiftungsfest der polytechnischen Gesellschaft in Berlin 26. Februar 1844, von Ludw. Hoff-“, erinnert den Extraneus zu sehr an den spezifischen Berliner Von den Reden Friedrich Wilhelms IV., die hier noch folgen 5), gilt im Ganzen das von der oben angeführten (II, 17) Gesagte; n scheint die Rede v. J. 1841 „An die städtischen Behörden in u“ eben so wenig ein dauerndes historisches, als ein bedeutendes sches Interesse zu haben.

r bedauern, nicht weiter auf den Inhalt des Albums eingehen zu ; doch gilt von demselben gewiß das Göthe'sche Wort: „Wer bringt, wird Manchem Etwas bringen!“ Eben darum könnte man zweifeln, ob das Ganze der pädagogischen Weisung: „Zum Geauf Gymnasien“ völlig entspreche. Der Verf. hat sich auch in rreden zu Auflage 1. und 2. nicht näher über die Art ausgesprowie er das Buch für die Schule selbst benutzt, oder von Andenutzt zu sehen wünscht. Er deutet nur darauf hin (p. III), daß, em zahlreiche dichterische Blumenlesen als Hülfsbücher für den leht im Deutschen erschienen sind, man in den letzten Jahrzehengefangen habe, auch für ähnliche prosaische Sammlungen Sorge gen; — die vorliegende aber sei ein Versuch, die deutsche Beredet in Beispielen, und mit Rücksicht auf die neueste Zeit auch stern, von Anfang bis jetzt darzustellen.“ Nach dem ganzen In-

halt der Sammlung ist übrigens unverkennbar, daß es dem Verf. nicht sowohl oder doch viel minder auf die Form der rednerischen Darstellungen ankam, als auf den diese Erzeugnisse beseelenden Geist; — und weit entfernt, dieses zu tadeln, fühlen wir uns vielmehr zu der freudigen Anerkennung bewogen, daß ein Buch wie das vorliegende, von dem früheren Vorsteher eines Gymnasiums herausgegeben, eine That zu heißen verdient, die eben so wohl von dem Geiste zeugt, in welchem der Verf. die ihm anvertraute Lehranstalt leitete, als in höherem Sinne von der Richtung, die Gottlob! trotz aller daneben wuchernden Extreme noch immer auf (den) Gymnasien des preussischen Staates herrscht. Hier zeigt sich ebenso in den geistlichen wie in den Staatsreden unverkennbar die edelste Freisinnigkeit, und wenn auch Vertreter verschiedener Ansichten zu Worte kommen, so ist dieses eben nur als ein Zeugniß der wahren Duldung und Freisinnigkeit des Herausgebers anzuerkennen, die er auch da, wo er selbst als Wortführer dasteht (vgl. II, 15), mit eben so viel Entschiedenheit als Umsicht kund giebt.

Wenn wir inzwischen auch von dieser Seite her der pädagogischen Tendenz des Werkes unsere volle Anerkennung zollen, so dürfen wir doch nicht verschweigen, daß wir selbst aus der Einrichtung des Buches nicht wohl zu erkennen vermögen, wie dasselbe für ganze Gymnasialclassen fruchtbar benutzt werden soll; ja der Verf. scheint hierauf eben damit zu verzichten, daß er das „Album“ auf dem Titel als „Prämie“ — also nur zur Austheilung an Einzelne zu deren privater Benutzung bestimmt — bezeichnet. Wir glauben zwar allerdings, daß es sehr nützlich ist, wenn eine Sammlung von Musterstücken in den Händen aller Schüler einer Classe ist, und der geschickte Lehrer wird dann auf mehrfache Weise dieselben zu deren Benutzung anweisen und veranlassen. Soll aber das vorliegende Werk, wie die vorangestellte Beigabe: „die Grundsätze der Rhetorik“ anzudeuten scheint, geradezu wie ein Lehrbuch für stylistischen Unterricht benutzt werden, so würden wir von demselben doch eine mehrfach verschiedene Einrichtung fordern.

Was zunächst jene kurze Belehrung über „die Grundsätze der Rhetorik“ betrifft, so hält Ref. es für sehr wünschenswerth, daß eine solche compendiarische Anweisung den Schülern der obersten Gymnasialclassen theils eine Uebersicht über das wissenschaftliche Gebiet der Rhetorik gebe, theils eine Handhabe zu zeitweiliger Besprechung einiger Hauptgrundsätze derselben gewähre. In dem hier gelieferten Compendium aber erscheinen theils manche Begriffsbestimmungen und Regeln zu vage ausgedrückt, was wir hier nicht weiter zu begründen vermögen (vergl. jedoch §. 1. „Sprache“; §. 3. „Beredsamkeit“; §. 9. „Topik“; §. 23. „Eingang“; §. 49. „Declamation [Malerei]“ u. s. w.), sondern auch die logische Eintheilung — die hier schon als Muster für Schüler eine besonders Strenge erfordern würde — leidet an vielfachen Gebrechen, wie sich augenfällig schon bei der §. 5 gegebenen „Eintheilung“ des Cap. A. „Von dem Stoffe“ zeigt, da nicht mit Unrecht Manches, was hier zu dem „Stoffe“ gerechnet wird, in dem Abschnitte (B. §. 28 ff.) „von der Form“ zur Sprache kommt. Eben so ungenügend sind die Eintheilungen der (II.) „Angewandten Rhetorik“ §. 52. 53. (In §. 52 heißt es z. B. „Das Leben theilt sich in das bürgerliche und auferbürgerliche. Darstellungen oder Vorträge und Aufsätze, welche das erstere betreffen, sind Geschäftsaufsätze; die, welche das letztere betreffen. — Briefe“ [!]).

Außerdem aber vermissen wir an der Sammlung selbst, wenn dieselbe eine „Beispiel- und Mustersammlung“ für den stylistischen Unterricht sein soll, nicht bloß, daß sie sich auf Erzeugnisse der Rhetorik im engeren Sinne beschränkt, sondern wir vermögen auch, wenn wir dies:

Beschränkung einmal zugeben, daneben aber die vom Verf. gleichfalls angedeutete literärgeschichtliche Tendenz in das Auge fassen, hier nicht eine dem Umfange nach genügende Beispielsammlung deutscher Beredsamkeit aller Zeiten zu erkennen, da z. B. die geistlichen Reden zwar mit einer Predigt des Franciscaners Berthold (um 1250) beginnen, dann eine solche von Tauber und Kaisersberg, hierauf aber nach der „letzten Predigt Luthers“ sogleich eine Predigt Spener's folgt u. s. w.

Jedenfalls würden wir zum Gebrauche der Sammlung für Schüler wünschen, daß — abgesehen von dem nicht immer zweckmäfsig gewählten Inhalte — die Rücksicht auf die Form noch strenger in das Auge gefaßt wäre, und daß dabei zugleich in ähnlicher Weise, wie es an zwei Beispielen in der Uebersicht von der Rhetorik (p. XIV—XVII) geschieht, auf die formelle Anlage — Disposition — mehrerer Redestücke durch Heraushebung der Haupt- und Untertheile bis in das Einzelne, zuweilen nur mit Zahlen und Buchstaben, zuweilen durch bestimmte Angabe des Inhaltes der Theile, hingewiesen würde.

Immer bleibt jedoch die Zusammenstellung des hier Gegebenen ein dankenswerthes Verdienst des Herausgebers, und wir empfehlen das Album mit voller Ueberzeugung als eine der interessantesten und lehrreichsten Sammlungen dieser Art, sowohl für Schüler als — und noch mehr — für „Studirende und für Gebildete überhaupt.“

Braunschweig.

W. Afsmann.

VI.

Die Poesie und ihre Geschichte, eine Entwicklung der poetischen Ideale der Völker von Karl Rosenkranz, Königl. Geheimen Rath, Dr. der Theologie und ordentlichem Professor der Philosophie etc. Königsberg, Gebrüder Bornträger. XVIII u. 756 S. gr. 8.

Seit Herder in seinen „Stimmen der Völker in Liedern“ zuerst eine universelle Betrachtungsweise der Poesie, hier nur das Volkslied betreffend, sachlich anklingen liefs; seit er in seinen „Ideen zur Philosophie der Menschheit“ zuerst eine sogenannte Philosophie der Geschichte und mit ihr die vergleichende oder historisch-philosophische Methode der Wissenschaft überhaupt begründete: seitdem ist ein Werk wie das vorliegende erst der blofsen Idee nach möglich geworden.

Es mußten aber die seitdem erstaunenswerthen Erwerbungen in der Erforschung der Geschichte der Poesie und Litteratur der einzelnen, auch entfernteren Culturvölker der Erde gemacht und uns die poetischen Erzeugnisse derselben in gröfserentheils sehr vorzüglichen Uebersetzungen näher gebracht und in Vergleichung gezogen sein; es mußte ferner die Geschichte der Philosophie, wie dies durch Hegel zuerst geschah, auch systematisch begründet sein, ehe ein solches auch der Ausführung nach möglich wurde.

Eine solche auf philosophischer Weltanschauung ruhende Geschichte der Poesie hat Karl Rosenkranz zuerst im Jahre 1832 in seinem so betitelten Handbuch in 3 Bänden geliefert. Dies ist sein unbestrittenes und allgemein anerkanntes Verdienst.

Seitdem sind freilich unendlich wichtige Fortschritte in der Erforschung der Geschichte der Poesie der Völker gemacht, und der geistige Proceß der Entwicklung der Menschheit ist immer tiefer und vielseitiger betrachtet worden, und der Verf. hat diese Fortschritte nicht nur auf das vollständigste in sich aufgenommen, sondern hat sich auch selbstthätig dazu verhalten. Und so ist er denn in den rechten Stand gesetzt worden, eine Umarbeitung jenes seines Werkes zu liefern, die einer völligen neuen Schaffung gleichkommt. Und diese ist es, die wir uns haben. Dafs aus dem dreibändigen Buche nun ein einbändiges geworden ist, erscheint nur als ein äufseres Zeichen dafür, wie der Verf. es verstanden hat, den unendlich vermehrten Inhalt mit seiner bekannten dialektischen Virtuosität ganz der Idee dienstbar zu machen, an der Geschichte der Poesie den geistigen Proceß der Menschheit darzustellen. Und gewifs ist ihm dabei die neue Abgliederung, die er dem Gange der Poesie auf Grund des Ganges der Weltgeschichte mit ihrem religiösen Principe gegeben hat, nur förderlich gewesen.

Und so ist ein Werk entstanden, das, indem es den angenommenen specielleren Titel einer Entwicklung der poetischen Ideale der Völker gar wohl rechtfertigt, als ein abermaliges Zeugniß von der universalen Gelehrsamkeit so wie von dem weltbeherrschenden Geiste der deutschen Nation dasteht, und der geehrte Verf., der sich so vielfache Verdienste auf dem Gebiete der poetischen Litteraturgeschichte und der speculativen Philosophie erworben hat, wird gewifs selbst nichts dagegen einwenden, wenn wir es unbedenklich als die Blüthe und Krone aller seiner Leistungen auf den beiderseitigen Gebieten nennen.

Einem solchen Werke gegenüber, das Lebensstudien voraussetzt, wie sie in diesem Umfange nur Wenigen zu machen erlaubt sind, hat eine dem Zwecke dieser Blätter entsprechende recensirende Anzeige eine hinlängliche Aufgabe, wenn sie den Lesern eine Uebersicht von dem Inhalte und eine Vorstellung von der leitenden Idee desselben gibt, von der er getragen ist.

Die Erscheinung der Religion — sagt der Verf. — zeigt drei große Gruppen von Völkern, die ethnischen, die theistischen und die christlichen. Mit diesen Unterschieden ist zugleich ein Unterschied des ästhetischen Ideals verknüpft, der sich abstract so ausdrücken läßt, dafs die ethnischen Völker die Schönheit, die theistischen die Weisheit und die christlichen die Freiheit in ihren Kunstwerken darzustellen bemüht sind.

Kreis der ethnischen Völker.

Die ethnischen Völker, die in ihrem Cultus von der Naturanschauung ausgehen und sich allmählig zur Vorstellung der Einheit, Güte und Weisheit Gottes erheben, zerfallen wiederum, abgesehen von den geschichtlichen Naturvölkern der äthiopischen Rasse und den halbgeschichtlichen Culturvölkern der früheren amerikanischen Hauptstämme, in drei Gruppen:

1) In die der passiven Völker, denen der theoretische Proceß in sich ruhender Beschaulichkeit zur höchsten Norm des Lebens wird und deren Poesie das Ideal der Sentimentalität gemeinschaftlich zukommt.

Es gehören hierzu:

a) Die Chinesen. Das Princip ihrer Poesie ist die Familienpietät mit den natürlichen Momenten einer verständigen pädagogischen Didaktik und einer gewissen Sentimentalität.

b) Die Inder. Das Princip ihrer Poesie ist die Geschlechtsliebe.

kann für den Jnder ist die Existenz der Welt eine Täuschung, zu der ch das an sich gestaltlose Ursein durch das weibliche Princip hat hin-
fassen lassen, und aus diesem Rausche folgt die Entnüchterung aus dem
ugungsüchtigen Taumel. Kein Gefühl ist daher in der indischen Poesie
, stark ausgedrückt als einerseits das Entzücken der sich selbst verges-
nden Wollust und andererseits der Ekel vor dem Betrage der Sinnlich-
eit. Sie hat aber eine gewisse Vereinigung beider sich widersprechenden
lemente in der Ausbildung des Ideals der weiblichen Treue, insofern
as Weib es ist, dessen Schönheit den Mann zur Zeugung verlockt, aber
as Weib als Gattin in der Treue der Liebe zum Manne opferfreudig
erewigt: wohin die Gestalten der Saritri, Sita, Damajanti, Sakuntala
s. w. gehören.

c) Die Indochinesen. In der buddhistischen Welt ist von Poesie
zum die Rede. Ihr Princip isolirt das Individuum und macht es gleich-
ltig gegen Liebe und Ehre, gegen Familie, gegen die Welt überhaupt.
oesie wird daher nur in fantastischen Heil'genlegenden und in liturgi-
schen Gesängen auf sehr untergeordnete Weise cultivirt.

Der weitere Inhalt der chinesischen Poesie ist von S. 42—58 und der
nendlich reichere der indischen von S. 58—108 meisterhaft beschrieben
nd in treffender Gliederung dargestellt.

2) In die der activen ethnischen Völker.

Alle hieher gehörigen (und im Gegensatze zu den ostasiatischen
assirischen) westasiatischen Völker sind, mit Ausnahme der Hebräer,
ie ihre eigene Stellung einnehmen, Dualisten, d. h. sie erfassen die
Welt als Erscheinung des Kampfes zweier principiellen Mächte, eines po-
sitiven und eines negativen. Die Folge dieser Weltanschauung ist eine
endenz zur Unruhe und zum Kampfe, woher ihre Poesie das heroi-
che Ideal empfängt. Es gehören hieher:

a) Die baktrischen Parsen mit ihrer liturgischen Hymnik der
endavesta und den Grundlagen des iranischen Kaiserepos, das wir nur
us der Bearbeitung des zu den islamitischen Völkern gehörenden Persers
irdusi kennen.

b) Die Aegyptier, bei denen man nur auf die Existenz einer litur-
ischen und skolischen Lyrik schließen kann, und

c) Die Semiten, bei denen hier nur die Chaldäer, Phöniker und
rabier in Betracht kommen. Bei den beiden ersteren verhält es sich
rie bei den Aegyptern; die letzteren aber besitzen eine lyrisch-epische
oesie, deren Princip das der Blutrache ist (die Harnasen, die Moal-
akat): — was alles auf S. 110—132 weiter ausgeführt ist.

3) In die der europäischen ethnischen Völker.

Der Gegensatz der ost- und westasiatischen Völker findet seine Lö-
ung in der europäischen Völkergruppe, indem sich in ihr das active
nd passive Moment der einen und der andern zu dem der individuel-
en Freiheit vereinen, die sich selbst Zweck ist und durch Verarbei-
ung des empfänglich aufgenommenen Wahlverwandten zu neuem Inhalt
mausgeht.

Sie gliedert sich in die Griechen, die Römer und die barbarischen
ebergangsvölker, von denen die ersteren die Schönheit ihrer Er-
cheinung, die anderen die Kraft des Willens und die letzteren die
nnerlichkeit ihres Gemüthes und also einen subjectiven Idealismus
um Ausgangspuncte haben, so daß man das Ideal der Griechen schlecht-
im als das ästhetische, das der Römer als das moralische und das
er Uebergangsvölker als ein solches bezeichnen kann, das einen dämo-
ischen Charakter angenommen hat.

a) Die Griechen.

Die Geschichte ihrer Poesie, die von S. 135—223 näher abgehandelt

ist, zerlegt der Verf. in die hellenische, die byzantinische und neugriechische: welche beiden letzteren natürlich nur im Kreise der christlichen Völker ihre weitere Beachtung finden. Die hellenische Poesie aber (bis zu Justinian gehend) zerfällt wieder in die classische Periode mit dem Charakter der Kalokagathie oder der Untrennbarkeit des Schönen und Guten mit einer normalen Abfolge von Epik, Lyrik und Dramatik; dann in die alexandrinische mit dem Charakter der Reflexion, Kritik und Gelehrsamkeit und endlich in die romantisirende, d. i. eine solche, die sich die Unendlichkeit der subjectiven Freiheit schon zum Zweck macht, darum in der Liebe und Sentimentalität ihren vorzüglichen Boden findet und daher hauptsächlich descriptive Didaktik, sentimentales Epos und Roman ist.

b) Die Römer.

Sie geben das erste Beispiel, daß eine Nation ihre ganze ästhetische Bildung von einer andern, den Griechen, entlehnt, und ihre Poesie mit dem Ideal der Moralität ist von dem Verf. von S. 223—258 in den fünf Abschnitten gegliedert dargestellt: römische Volkspoesie, archaische Nachahmung der griechischen Kunstpoesie, höfische Kunstpoesie, Satire und Belletristik.

c) Die barbarischen Uebergangsvölker.

Zu ihnen gehören:

α) Die keltischen Stämme.

Ihre Poesie gründet sich auf die walisische und auf die irisch-schottische Bardenpoesie, die in ihren Unterschieden mit den hauptsächlichsten Trägern und deren Werken mit großer Sachkenntniß von S. 263—280 dargestellt und die letztere (Ossian) als das elegische Epos des Unterganges des Gaelen-Volkes bezeichnet wird.

β) Die slavisch-finnischen Stämme.

Bei ihnen ist der Hauptzug ihrer Poesie die Innigkeit des Familienlebens und die Liebe zur Natur. Hierher gehören die Daino's der Lithauer, die Singes und Raudas der Letten (lyrische Volkspoesie), ferner die Esthen mit ihrer mehr episch gewandten Volkspoesie und das Kalewala der Finnen, das seiner besonderen Natur nach ein Zauberepos zu nennen ist, so wie die Czechen mit einem Epos aus der Zeit des Kampfes dieses Volkes mit Ludwig dem Deutschen.

Nicht weiter besprochen werden die romanzenartigen Volkslieder, die bei den finnischen und slavischen Nationen, namentlich auch bei den Serben existiren, weil sie entschieden schon auf christlichem oder mohamedanischem Boden stehen; eben so wenig die Russen aus ähnlichen Gründen mit ihren zwei alten epischen Liedern: dem Zuge Igors gegen die Polowzer und den Romanzen von Wladimirs Tafelrunde zu Kiew.

γ) Die germanischen Stämme.

Ihre Eigenthümlichkeit ist die Selbstgewisheit, die sich bis zur Frechheit des Eigenwillens steigert und vor nichts, selbst dem Schrecklichsten und Höchsten nicht, Scheu hat. Aus diesem Zuge entspringt aber auch das noch Eigenthümlichere, daß sie freiwillig ihren Willen zu dem eines Andern machen, den sie selbst zum Herrn erwählen. Diese Hingabe ist der eigentliche Inhalt des germanischen Dienstmannenthums. So ist die Treue das neue Element, das sie der Geschichte und der Poesie hinzubringen, der dann der Verrath zur Seite steht: daher sie einerseits in ihrer maßlosen Kühnheit eine neue Welt zu erbauen im Stande waren, andererseits durch die Gegensätze, denen sie dabei entgegengingen, das größte Bedürfnis nach wahrhafter Veraöhnung und Erlösung in ihnen entstehen mußte.

Die hieher gehörigen Gedichte, die sämmtlich epischer Natur sind, zerfallen in drei Kreise, den skandinavischen mit der älteren und jün-

geren Edda und der späteren sogenannten Sagapoesie, den sassischen Nordseekreis mit Beowulf und Gudrun und den gothisch-burgundischen mit den Nibelungen, der Gudrun, dem König Rother, den Kämpfen der Gothen mit den Burgundern und der Verwünschung des deutschen Epos (im Otnit, Hage und Wolf Dietrich), und sind von S. 291–326 näher verhandelt.

Kreis der theistischen Völker.

Das Heidenthum geht von der Anschauung der Natur als dem ursprünglichen Wesen, der Theismus von dem Gedanken Gottes als des in sich weltfreien Wesens aus, durch den die Natur erst geschaffen wird und der auch der Geschichte der Menschen gegenüber in freier Selbständigkeit verharret. Er ist nicht nur das realste Sein, das Wesen aller Wesen, sondern auch die absolute Persönlichkeit, in der alle Macht, Weisheit und Zweckmäßigkeit vereinigt ist.

Insofern aber Gott nur gedacht werden kann und eine gestaltenlose Abstraction ausmacht, ist der Theismus, während er für die Religion eine principiell höhere Stufe bezeichnet, für die Kunst nicht günstig, und zeigt daher vor allem einen panegyrischen Zug der Verherrlichung Gottes, sodann einen lyrisch-didaktischen. Die Epik und Dramatik, zu denen der Begriff des Schicksals und der Handlung gehören, können sich daher bei ihm nur durch Inconsequenz einfinden, und daher ist selbst die Poesie desselben wesentlich prosaisch.

Dieser Kreis enthält nur zwei Gruppen: die hebräischen und die mohammedanischen Stämme; die ersteren bilden den nationalen, die letzteren den kosmopolitischen Theismus.

1) Die hebräischen Stämme.

Aus der früheren Periode haben sich nur Liederfragmente und ausserdem kosmogonische und urgeschichtliche Sagen erhalten.

Mit der Eroberung Kanaans wird der Theismus zum nationalen Monotheismus geläutert. Jehovah schliesst einen Bund mit den Stammfürsten, der ein Rechtsverhältniss in die Religion bringt wie nirgends sonst: daher in keiner Religion ein solches Interesse, die Existenz des Einen Gottes auch als des gerechten aufzuweisen. Die poetische populäre Weise, wie dies geschah, lässt sich an Kraft und Umfang mit nichts vergleichen, was aus dem Ethnicismus hervorgegangen ist.

Nach einer Erklärung über die rhythmische Form der hebräischen Poesie, über die Perioden und den theokratischen Charakter derselben, der theils den prophetischen, theils den hymnischen Ton erzeugt, ist dann näher die Rede von den Psalmen, dem Hohenliede, der Idylle Ruth, den Sprüchwörtern Salomo's und dem Prediger Salomo; ferner von dem Buche Hiob (das der Verf. zu den incommensurablen Gelichten rechnet und für eine wahre Theodicee erklärt), und endlich von den Propheten oder den Visionen der Nebim.

Nach dem Exil gestaltete sich die Poesie als Tafla (Gebet), Baraka (Segensspruch), als Schir (Lied) und als Mashal (Gnome).

In der talmudischen Zeit entstand die Hagada, eine poetisch-gnomologische Hermeneutik der Schrift, und im 10ten und 11ten Jahrhundert erhob sich in Spanien eine neuhebräische Dichterschule, die sich an der arabischen Poesie grösst zog (S. 335–355).

2) Die mohammedanischen Völker.

Wenn aus dem Hebraismus ein tiefer Drang nach Versöhnung zwischen Gott und dem Menschen hervorging, und die Propheten aus diesem heraus den Monotheismus zu anthropomorphisiren begannen, so

stellte Mohammed den ausschliesslichen Absolutismus des Einen Gottes in aller Schroffheit hin.

Die mohammedanische Poesie zerfällt in die der Araber, Perser und Türken; von den Arabern ging die lyrische Beseelung, von den Persern die epische Fülle aus: im Witz des Verstandes wetteiferten beide mit einander.

a) Die Araber.

Der Mohammedismus ist theistischer Fatalismus, niedergelegt in dem Alkorán und in der Sunna; ersterer gilt dem Mohammedaner auch als höchstes Muster des poetischen Ausdrucks.

Abgesehen von den zahlreichen Dichtern, die anfangs noch im Geiste der älteren arabischen Poesie fortbildeten, sind die Erscheinungen der mohammedanisch-arabischen Poesie unter folgenden Titeln näher abgehandelt: *Kalilah ve Dimnab*, *Thaten Antara's des Kämpfers* (Aggregat von poetischen Kampferzählungen mit eingeflochtenen Liedern); *Moteneb-bis Kassiden* (eine Art panegyrischer Gedichte) mit einer grossen Reihe von Nachfolgern; *Hariris Makámen* (unterhaltende Erzählungen an verschiedenen Orten auftretender Personen); endlich Lehrgedichte mit Ansätzen des didaktischen Romans und das Märchen *Elf Leila* (die tausend und Eine Nacht mit dem Buche der *Veziere und Sindbads Reisen*, einen Weltbuche).

b) Die Perser.

In ihrer Poesie sind folgende Perioden zu unterscheiden:

α) Die episch-romantische.

Hierher gehört neben mehreren anderen Dichterwerken vor allem das *Schanameh des Firdusi*, das poetische Hauptwerk der Perser, in welchem Mythos, Sage und Geschichte zu einem grossen Ganzen verflochten ist und dessen Architektonik auf der Idee eines Weltreichs ruht. Die wichtigsten Nachbildungen und die anderen Werke des Firdusi werden sodann aufgeführt, und dann folgt *Motanasi*, der grösste epische Dichter nach ihm, mit seinen fünf grösseren Gedichten (*Chosru und Schirin*, *Leila* und *Medschnu* etc.). Ausserdem gehört zu dieser Periode die Behandlung der *Kasside*, der *Mystik* und der *Rede*.

β) Die lyrisch-mystische.

Die Lyrik und Didaktik der Perser ist der *Dogmatismus der theosophischen Askese*. Die wichtigsten Lyriker werden verhandelt, neben welchen in mehreren (wiederholenden) Werken die *Unterhaltungslyrik* fortläuft.

γ) Die gelehrt-didaktische,

gleichsam die mohammedanisch-alexandrinische Periode mit den zahllosen hieher gehörigen und bis auf die neueste Zeit fortlaufenden Dichtern und Werken, von denen die letzteren alle der *Hafis'schen Richtung* angehören.

c) Die Türken.

Sie haben durchaus nur von der persischen Litteratur abhängige, wenn auch sehr zahlreiche Dichter (S. 356—401).

Kreis der christlichen Völker.

Ethnicismus und Theismus haben ihre Wahrheit im Christenthum, indem ersterer in ihm den Anthropomorphismus findet, den er sich von seinen Göttern nur vorgestellt hatte; letzterer die Transcendenz des Einen Gottes. Aber jener hebt seinen Polytheismus auf in dem Einen Menschensohne und dieser seine Fremdheit Gottes gegen die Welt.

Das Christenthum geht von der Anschauung der Menschwerdung Gottes aus, sich durch ihre Vermittelung zum Begriffe Gottes als des abso-

luten Geistes zu erheben. Es ist Weltreligion, die daraus sich entwickelnde Cultur Weltcultur und ihre Poesie Weltpoesie. Das ästhetische Ideal des Ethnicismus ist das naive, das des Theismus das didaktische, das des Christenthums das sentimentale im Sinne der Innerlichkeit des Gefühls, das von der Anschauung des Gottmenschen erfüllt ist, wie er für die Befreiung des Menschengeschlechts lebt, liebt und stirbt. Oder mit andern Worten: das Ideal der christlichen Völker ist das der Freiheit. Diese als die Wahrheit der Schönheit und Weisheit nimmt nicht nur der Möglichkeit nach die Cultur und Kunst des Ethnicismus in sich auf, sondern hebt sie thatsächlich auf, indem sie innerhalb ihres höheren Principis das naive und didaktische Ideal in sich wieder hervorbringt.

Das Christenthum ist aber, so wie es nach rückwärts hin als Resultat der Geschichte erscheint, so auch nach vorwärts selbst geschichtsbildend und perfectibel und reproducirt in dieser Entwicklung zuerst den heidnischen Standpunct, den heidnischen Nationen gegenüber, auf die es stiefs. Dann erst konnte es sich der anthropomorphischen Seite hingeben und einen christlichen Polytheismus (Verehrung der Heiligen etc.) erzeugen. Als sich dieser aber gegen das Wesen des Christenthums negativ zu verhalten anfang, reagirte es gegen solche Verirrung, kritisirte die ganze Vergangenheit der Kirche und erhob sich zum Bewußtsein des Geistes, der als der göttliche sich im menschlichen erzeugt (S. 405—7).

Den inneren Unterschieden nach gliedert sich dieser Kreis in die griechisch-orientalische (byzantinische), die lateinisch-romanische und germanisch-protestantische Kirche. Den Idealen der Poesie nach wohnt der ersteren das der Resignation, der zweiten das der Ritterlichkeit, der dritten das der Selbstgewisheit bei.

I. Das byzantinische Ideal der Resignation, d. i. die noch negative Fassung der Freiheit als Gehorsam gegen das Dogma. Die Geschichte der byzantinischen Poesie ist in drei Perioden dargestellt.

Die erste, die christlich-byzantinische, ist unter den Titeln: Hymnik, Barlaam und Josaphat, politischer Vers (Mich. Psellos und Simeon Sethos), Syntipas, Leben der Heiligen, politische Geschichtschreibung und Roman abgehandelt. Die zweite enthält nur Reproduction der romanischen Romantik und die dritte die neugriechische Poesie (S. 409—26).

II. Das romanische Ideal der Ritterlichkeit, d. i. die freie Opferung des Lebens für die idealen Zwecke von Glaube, Liebe, Ehre.

In der griechischen Kirche wurde der Uebergang gemacht vom Vater zum Sohne; Sohn und Geist fehlen nicht, waren aber nicht in das unmittelbare Leben aufgenommen: in der römischen Kirche wird der Uebergang gemacht zum Geiste. Sie hat das absolute Ritterthum der göttlichen Liebe, das zur Erlösung in die Welt geht, tief erkannt. Ihr Mangel ist, die Versöhnung der Gemeinde im Geiste noch nicht recht verstanden zu haben: wovon die Folge eine Isolirung des Sohnes werden mußte, in dessen Stelle endlich der menschliche Pabst als absoluter Vertreter sich eindrängte. Daher in ihr die Abstraction zwischen Diesseits und Jenseits, die nur durch sie selbst mit ihren Priestern und Sacramenten aufgelöst werden konnte, und daher ihre Feindseligkeit gegen die Freiheit der Individualität, insofern diese auch über den Inhalt des Glaubens zu urtheilen wagt.

Der Bildungsprocess, den dieses Ideal durchlief, ist in seinem universellen Inhalt durch die Grundanschauung vom Opfertode Christi, in seiner Form durch die subjective Innerlichkeit bestimmt, und enthält die stalinische Poesie der römischen Kirche, die ritterlich-höfische Romantik und die classische Nationalpoesie der romanischen Völker.

A. Die Poesie der römischen Kirche.

Sie ist dargestellt von S. 427—65 unter den Titeln: kirchliche Hymnik; Epik und Satire; das Werk des Boethius *de consolat. philos.*; die Dramen der Hroawitha (nebst historischen Gedichten, Legenden, Bibelparaphrasen und Lebrgedichten vieler Andrer); Abälard, der romantische Scholastiker; lateinische Vermittelung vieler theils antiker, theils nationaler Stoffe (*gesta Roman.*, Salmon und Morolf, die Thiersnage als Ironie des Pfaffenthums und Vieles dergleichen).

B. Die ritterlich-höfische Romantik.

Der nächste Fortschritt von der Poesie der Kirche ist die Entwicklung des romantischen Liebesideals, vermittelt durch den Cultus der Jungfrau. Die Verfeinerung desselben wurde durch die höhere Geselligkeit erzeugt, die sich eine fantastische Welt erschuf, in deren Sentimentalität, Abenteuerlichkeit und Wundersamkeit sie wie in einem wachen Traume schwelgte: in welchem Prozesse folgende drei Völker auftreten:

1) Die Franzosen.

Die Poesie derselben gliedert sich wieder:

a) in die Provençalpoesie, die nun nach ihren Formen, Gattungen, Perioden und Dichtern näher geschildert wird;

b) in die nordfranzösische Epik, einestheils das fränkisch-kärlingische Epos mit den Elementen des Kampfes der Vasallen mit dem Lehnsherrn enthaltend (an das sich eine Menge Schöfslinge wie Floz und Blancflos, Lothar und Maller etc. ansetzen), andererseits das breitanisch-häretische Epos mit den Elementen des Kampfes der Arturischen Tafelrunde und der Templeisen für den myastischen Gral;

c) in die eigentliche nationalfranzösische Poesie, in welcher sich die Gegensätze der südlichen und nördlichen Poesie auflösen, und die sich Paris zum Centralorgan macht.

Neben der höfischen Lyrik entstand nämlich (im 14ten Jahrhundert) auch eine volkamäßige Lyrik in dem Vaudeville (*Vaux de Vire*); die Fantastik der Ritterwelt löst sich in Allegorien und Romane auf (*Roman de la Rose*, Amadisromane), und das Drama emancipirt sich aus seiner kirchlichen Vorbildung zur ästhetischen Selbständigkeit: — wobei die Entstehungsgeschichte des französischen Dramas mit all' seinen Erscheinungen meisterhaft aufgeführt wird (S. 465—508).

2) Die Deutschen.

Die hieher gehörenden dichterischen Erzeugnisse von Otfried an durch die Minnesänger, die romantischen Epiker, die Didaktiker und Allegoriker des 13ten und 14ten Jahrhunderts bis zu den Satirikern des 15ten und bis zur Entstehung des deutschen Dramas werden in gedrängtem Abriss von S. 508—22 vorgeführt: welchen reichen Inhalt wir als einen bekannteren nicht näher bezeichnen.

3) Die Spanier.

Bei ihnen prägt sich das ritterliche Ideal vorzugweise als das des Glaubenskampfes aus. Das christliche Wunder entfaltete sich daher zwar in ihrer Anschauung zu überschwänglicher Glorie, aber die verworrene Fantastik des brettanischen Epos fand (bis später in den Amadisromanen) keinen Eingang.

Die Ethik feiert einige Nationalheilige, vor allen aber die Jungfrau. Die eigentliche Volksepik aber ging von treuer Auffassung der eigenen Wirklichkeit aus und erhielt dadurch ein echt menschliches Pathos: wohin vor allem die Romanzen vom Cid gehören. Die weitere Entwicklung des Kunstepos bis zur Erscheinung der Amadisromane ist dann in ihren bedeutungsvolleren Erscheinungen verzeichnet.

Die Lyrik, die hier Kunstlyrik ist, concentrirt sich hauptsächlich

in *Concionero general* (im Gegensatz der Volksromane); zu ihr ist die maurische und die Schäferromanz.

Die Dramatik war zuerst kirchliches Drama (*auto sacramental*), Entremese (lustiges Stück zur Feier der Feste der Großen), aus dann die Saynetes (kleine Farce) hervorgingen. Einen Fortschritt brachte Juan de la Encina mit seinen Eglogas genannten Dramen. Hier folgt das eigentliche spanische Intrigenstück (Degen- und Mantel-) durch Torre de Naharra und das burleske Zwischenspiel des Lope de Vega (S. 523—39).

Die klassische Nationalpoesie der romanischen Völker, als allgemeine Wesen des Christenthums hatte sich im Mittelalter besondere concrete Erscheinung im besonderen Volksleben gebracht, und trat durch Vereinigung der kirchlichen Entwicklung und der höfischen Romantik in und mit der dramatischen Poesie die volksthümliche Dichtung hervor. Aber mit dieser Incarnation trat auch eine Trennung das römisch-katholische und das protestantische auseinander, und erstere vollendete die Poesie des Ritterideals, indem es dasselbe mit Klarheit und Formvollendung der Antike vereinigte. Freilich war die Aufnahme der antiken Formen nur äußerlich, und nur eine Bildschule, durch welche die Freiheit hindurchging, um zu dem musikalischen Wesen des Theismus das plastische des Ethnicismus hinzuzufügen.

entstand in den verschiedenen romanischen und germanischen Ländern eine neue lateinische Kunstpoesie, deren wichtigere Erscheinungen angeführt werden.

bildete die christliche Romantik das antike Schönheitsideal zum neuen Ideal um, in welchem Prozesse die Italiener das antiklassische, die Spanier das katholisch-romantische, und die Franzosen, die das antike Ideal auch in derartigen Stoffen reproduzieren, das so zu nennende novantike Ideal erzeugten (S. 539—47).

Die Italiener.

Das Princip ihrer Poesie ist die Liebe als Genuß der Schönheit, die Liebe als aersaphische wie als cynische, als sentimentale wie als burleske, als edle wie als verbrecherische.

es beginnt mit der höfischen Lyrik (am frühesten in Neapel und Sizilien), und wird dann zum Maskenspiel (*comedia del' arte*) mit stereotypen Charakterfiguren. Dann folgt die große florentinische Epoche des Petrarca, Boccaccio und die Novellendichtung; dann die Pseudoepik (Nachahmung des Virgil, Homer, Lukan) mit Lorenzo von Medici, Francesco Petrarca, Bojardo, Ariosto, Sannazaro u. v. a. Dann führt uns Petrarca die drei Manieren derselben und der der *comedia del' arte* die verschiedenen Kunstdramatiker vor, zu denen auch Macchiavelli und Ariosto. Aus dem Gegensatz der romantischen Pseudoepik und der Pseudoepik tritt Tasso und Guarini mit seinem *Pastor fido* hervor, — nevelchen auch von Giordano Bruno und Campanella die Rede ist: if mit Marino die belletristische Periode beginnt und die Oper den Höhepunkt bildet (S. 547—79).

Die Spanier.

Die Poesie hat den specifisch katholischen Charakter zu ihrem Wesen. Das Wunder wird bei ihnen Seele ihrer Weltanschauung, neben dem ein scharfer Verstand für die reale Erscheinung sich offenbart: eine gewisse Neigung zum Syllogistischen und zur pathetischen Romantik auf der einen und eine wunderliche Vermischung der olympischen Götter und der christlichen Heiligen auf der andern. Die Hauptmomente derselben sind:

1) die Assimilation der italienischen Formen mit einer reichlichen

chen Anzahl von Dichtern, in denen der Gang von der Lyrik durch die ritterliche Epik bis zur pastoralen Idylle wie bei den Italienern vor sich geht. Aber auch die dem italienischen Marinismus entsprechende Verkünstelung bleibt nicht aus, die sich hier in den sogenannten Gango-risten (unterschieden von den Conceptisten) darstellt, gegen welche die Reaction des sogenannten pikarischen Romans (mit Mendoza und Francisco de Quevedo nebst ihren zahlreichen Nachahmern) auftritt;

b) die classische Nationalpoesie des Cervantes, von dessen Werken ausführlicher gehandelt wird, und

c) die Vollendung des spanischen Theaters in Lope de Vega, Tirso de Molina und in Calderon und dessen Nachfolgern.

Die portugiesische Poesie war nur eine Abzweigung der spanischen, und nur Luis de Camoëns ist ihr eigenthümlich als ihr größter Lyriker und Epiker, als welcher er in seinen *os Lusíadas* das maritime Epos erzeugt (S. 579—623).

3) Die Franzosen.

Das novantike Ideal, das sie erzeugten, entspricht nicht sowohl der hellenischen Schönheit als der römischen Rhetorik und Belletristik; in diesem antiken Formalismus aber gelangen sie abermals zur ausgedehnten Herrschaft in Europa.

Abgesehen von Rabelais, der hier zunächst steht, durchläuft ihre Poesie folgende Phasen der Entwicklung: Erstens die Assimilation der italienischen Formen, wohin die Marote, die sogenannte französische Plejade, Mallesherbes mit seiner correcten Schule, Lafontaine u. v. A. gehören. Zweitens die Pseudoromantik, die erst das christlich-feudale Epos, dann den Schäfer-, dann den heroischen, dann den poetisirten Geschichtsroman und endlich den spanischen Sittenroman nachahmte. Drittens das classische Theater, das unter den Titeln: Assimilation des spanischen Dramas, classische Tragödie, *Comedie de caractere* und *larmoyante* eingänglich beschrieben ist (S. 623—56).

III. Das germanische Ideal der Selbstgewissheit.

Das byzantinische Ideal der Resignation hatte den Theismus reproducirt, das römische der Ritterlichkeit den Ethnicismus, indem der Cultus der Heiligen und ihrer Reliquien einen neuen Polytheismus begründete. In dem römischen Ideale lag aber ein Dualismus, indem das Ritterthum als das Instrument der zu verwirklichenden Freiheit zu großen Nachdruck auf die physische Kraft legte, während das Mönchthum sich einem abstracten Spiritualismus ergab. Diesen Einseitigkeiten gegenüber entwickelte sich nun die bürgerliche Gemeinde, welche die Heiligkeit der Familie voranstellte: wodurch in der Poesie das Drama, in der Politik die absolute Monarchie sich erzeugte, in der sich das ritterliche Ideal auflöste.

In diesem Process war sich aber die Freiheit ihrer Realität nur im Gegensatze bewußt: daher löste er sich durch das germanisch-protestantische Ideal auf, welches die Vernunft der theoretischen und praktischen Freiheit zum Kriterium des Glaubens machte und das Christenthum in der Unendlichkeit seiner Perfectibilität auffaßte.

Der Protestant ist sich seiner Seligkeit nicht durch ein Dogma, z. B. von der stellvertretenden Genugthuung des Todes Jesu für den Sünder, bewußt, sondern durch sein Bewußtsein in Gott selber. Daher wird die kirchliche Erscheinung des Christenthums innerhalb des Protestantismus sehr unscheinbar und die protestantische Poesie wesentlich ein Ausdruck des Kampfes des Menschen um das Selbstbewußtsein seiner Entzweiung und Versöhnung mit Gott. Die Poesie wird selbst ein Factor der Erlösung der Völker, und in allen Dichtungen der germanischen neueren Nationen wird man die Tendenz finden, die ideale Innerlichkeit des Gei-

so in ihrer autonomen Freiheit darzustellen. Das Böse wird innerhalb des Ideals derselben der absolut interessante Gegenstand; die Tragik des Bösen ist ihr eigenthümlich und Shakespeare ihr größter Dichter.

Bei den Deutschen erfolgt der Bruch mit der katholischen Kirche seiner ganzen Härte: dennoch durchdringt die Reformation nicht die ganze Nation, und es erfolgt daher für die Poesie zunächst eine Anarchie der Tendenzen.

In England werden die Elemente des Mittelalters formell noch conservirt, und daher kommt es zu jener wunderbaren Poesie des Shakespeareschen Dramas, in der sich die sittliche Weltordnung nach dem Besseren des Protestantismus und in den Farben der reinsten Romantik darstellt. Das protestantische Princip reagirt freilich gegen solche Romantik, und die Poesie wandte sich den Franzosen zu.

In Frankreich machte der Protestantismus den Versuch, durchzuringen, konnte zwar politisch nicht siegen, innerlich aber erhielt er sich als eine Polemik der Aufklärung gegen den jesuitisch gewordenen Catholicismus durch Katholiken (Voltaire, Rousseau etc.) selbst. Dieser Kampf führte zum Bruch der Revolution, die wiederum das Cäsarenthum zu ihrem Gegensatz hatte, während Communismus und Socialismus verarbeitete Formen des Bedürfnisses nach wahrem Gemeindeleben und evangelischer Freiheit des Gewissens sind. Die Extreme der Revolution haben wieder die Reaction der mittelalterlichen Romantik zur Folge, die als eine forcirte Polemik andererseits die Aufklärung in der potenzierten Gestalt der blasirten Ironie nach sich zog (S. 657—68).

Dies sind die Grundgedanken, nach welchen nun der Verf. von S. 668—86 in kurzem Abriss die Geschichte der deutschen Poesie des 16ten und 17ten Jahrhunderts und von S. 686—724 eingänglicher die Geschichte der englischen Poesie seit Chaucer darstellt. Wir heben daraus nur hervor, was er im Allgemeinen über das ideale Drama in Shakespeare sagt, in welchem sich mit unendlicher Tiefe die Gesetze der sittlichen Weltordnung in ihrer christlich-religiösen Verklärung als die Wahrheit aller Wirklichkeit enthüllen. Shakespeare — sagt der Verf. — zeigt uns wie kein andrer Dichter die Handlungen der Menschen in ihrer Genesis und in ihrem wahren Verhältnisse zum Ewigen. Er sondert von ihnen das Wesen nicht als eine transcendente Macht, die sich als eine von außen kommende Gnade oder Strafe verhielte, sondern läßt in der Erscheinung das Wesen sich selber realisiren. Was wir thun, dessen sind wir schuldig, und wir erfahren in unserm Schicksal uns selbst, indem, wenn wir anders handelten, auch die Welt um uns eine andre sein würde. Hierher tritt die Gnade für uns ein, daß durch den allgemeinen Zusammenhang, den nur Gott in seiner Vorsehung erblickt, sich Glück in Unglück und umgekehrt, niemals aber Böses in Gutes verwandeln kann. Auch die Schrift an sich ist Shakespeare nicht ein Letztes, indem, wie er sagt, auch der Teufel die Schrift citiren kann, wie es ihm nützt. Er erkennt das Christenthum in dem Prozesse der Menschwerdung Gottes als die erennirende Wiedergeburt der Menschheit.

Von Milton sagt der Verf., daß er in seinem wichtigsten Werke, dem erlornen Paradiese, den Satan als einen denkenden Heros geschildert habe, der nicht allein den Engeln, sondern Gott selbst in der infernallischen Majestät seines revolutionären Selbstbewußtseins ebenbürtig gegenübertritt, weil er nicht begreift, wie Erkennen Sünde sei und Tod werden könne.

Hierauf skizzirt er unter den Ueberschriften: Europäische Herrschaft des französischen Geschmacks, Ideal der Humanität, Reaction der Romantik und Blasirtheit von S. 724—34 die neuere und neueste Poesie der

Franzosen, Engländer und Deutschen wegen ihrer allgemeineren Bekanntheit nur in großen allgemeinen Zügen, und schließt mit den Worten:

Unsre heutigen Dichter suchen ein Ideal, das die Freiheit mit der Schönheit im Leben der Völker verbinde, und wollen die Humanität als die ihrer selbst bewußte und in ihrer Erscheinung schöne Gestaltung der Freiheit.

Das Bewußtsein einer christlich-religiösen Wiedergeburt der Menschheit durch die solidarische Verbundenheit der Völker, durch die Versittlichung des Staatslebens, durch die Emancipation der Religion von Aberglauben und Pfaffenthum, durch die Ehre der Arbeit, durch die Freilassung der Individualität und durch Bildung fängt an, als Morgenröthe eines neueren schöneren Ideals am Himmel der Poesie aufzugehen.

Wie der geehrte Verf. sich mit der philosophisch-historischen Grundanschauung vom Christenthume, die er diesem seinem Werke untergelegt hat, zu der Theologie und den Theologen stelle, ist zu untersuchen nicht unsre Sache. Er hat ein Recht, von dem Standpunkte aus beurtheilt zu werden, von dem aus er seinen Gegenstand darstellt.

Versetzen wir uns aber ganz auf denselben, so können wir doch nicht umhin, ihn auf zwei, wie es uns scheint, große Mängel aufmerksam zu machen, die wir in ihr finden.

Erstlich nämlich können wir uns nicht damit einverstanden erklären, daß das Bewußtsein der sittlichen Freiheit das Ideal der geschichtlichen Menschheit und den Wesensausdruck des Christenthums in sich schliesse, wie dies bekanntlich der Hegel'sche Grundgedanke der weltgeschichtlichen Anschauung ist, den Rosenkranz hier auch zu dem seinigen macht. Freilich ist die sittliche Freiheit ein notwendiges Element in dem Ziele der Menschheit, und die allmähliche Entwicklung der ersteren muß natürlicher Weise als ein Hauptfactor der Entwicklung der letzteren durch die Geschichte derselben hindurchgehen. Aber sie umfaßt nicht, und am wenigsten das bloße Bewußtsein von ihr, den Inhalt, den das Ziel der Menschheit oder ihr Ideal umfaßt, das in dem Wesen des Christenthums als endliche Forderung niedergelegt ist. Denn das Christenthum ist durch und durch praktischer Natur, und die einfachste aufopfernde That aus reiner Liebe zu Gott und unsern Mitmenschen, wie sie in so vielen Vermittelungen täglich als christliche Forderung an uns herantritt — das Kreuz Christi, das wir auf uns nehmen —, steht qualitativ höher als das höchste Weltbewußtsein, das nur in sich selber ruht und schon seinem Begriffe nach nur theoretischer Natur sein kann.

Genau hiermit zusammen hängt aber der zweite Mangel in seiner Auffassung des Christenthums, auf den wir aufmerksam machen wollten, nämlich daß der Begriff vom Reiche Christi auf Erden entweder gar keinen oder doch nur einen indirecten und verstohlenen Ausdruck gefunden hat, während wir ihn gerade für den allerwesentlichsten, und namentlich für die historische Auffassung des Christenthums halten. Uns erscheint das Wesen desselben in der Gegenseitigkeit des so eben näher bezeichneten christlichen Thuns; diese Gegenseitigkeit setzt aber freie organische Verbindungen voraus, die, wenn sie vom Geiste Christi erfüllt gedacht werden, den allgemeinen Leib Christi oder, nach der Seite der organischen Verbindung ausgedrückt, das Reich Christi ausmachen. Die Idee hiervon in die Welt zu bringen, ist Inhalt und Sinn der ganzen alten Weltgeschichte und die allmähliche Verwirkli-

zung derselben der der ganzen neueren. Ohne diese Idee also in den Mittelpunkt des Processes der Weltgeschichte zu stellen, kann derselbe nicht wahrhaft erkannt werden und bleibt sie eine Nacht ohne Mond, ein Tag ohne Sonne. Ohne diese Idee in die Mitte aller religiösen und weltgeschichtlichen Betrachtung zu stellen, deren Verwirklichung allerdings ein beständiges centrifugales Hinausstreben ins Unendliche und ein eben solches centripetales der innigsten Zusammenfassung des individuell Besonderen mit dem Ganzen voraussetzt, läßt sich eine Erlösung und Veröhnung auch im objectiven Sinne nicht fassen.

Weil aber der Verf. diesen innersten Lebenspunct in dem Prozesse der Weltgeschichte nicht erkannt oder wenigstens in der Ausführung seines Werkes nicht gehörig gewürdigt hat, so erscheinen uns auch die verschiedenen Phasen der Fortentwicklung der Menschheit zu ihrem Ziele keineswegs in der Natürlichkeit und Nothwendigkeit, mit der wir sie von unserem Standpunkte aus erblicken und nachzuweisen vermögen. Wie nahe die Darstellung derselben auch oft an das Wahre gränzt: immer ist doch noch eine der Auflösung wünschenswerthe Abstraction dabei; immer möchte man Oel in die knarrrenden Räder gießen. So erscheint uns z. B. das Wesen des Römerthums durch die Bestimmung, daß ihm das moralische Ideal inwohne, keineswegs umfassend bezeichnet. Das Ideal des Römerthums war das der Weltherrschaft und des Weltreichs im endlichen Sinne des Worts oder im Sinne der Unfreiheit. Eben so ist das Wesen des Protestantismus einseitig nur nach der Seite des allgemeinen Priesterthums gefaßt. Daß aber auch die Rechtfertigung durch den Glauben nothwendig zu seinem Begriffe gehört: davon findet sich nirgends ein wahrnehmender Ausdruck.

Nach des Verf.'s Anschauungsweise vom Christenthume und dem Ziele der Menschheit in dem Bewußtsein der Freiheit ist es auch begreiflich, wie er in dem Kampfe der centrifugalen und centripetalen Kräfte, wie wir sie vorhin nannten, die die Wirksamkeit der Geschichte des Geistes ausmachen, ein zu günstiges Auge für die ersteren und ein zu ungünstiges für die letzteren mitbringt: — was natürlich einen großen Einfluß, weniger auf die Gliederung, wohl aber auf das Urtheil über einzelne Perioden, Völker und Dichter und ihre Bestrebungen u. s. w. haben muß, und ihn nicht überall die Gerechtigkeit üben läßt, die von einem Geschichtschreiber zu erwarten ist. Während die poetischen Litteraturen einzelner Völker, z. B. der Inder, der Spanier, trefflich charakterisirt und richtig erwogen und gestellt sind, stellt er doch andre, wie die Franzosen und Engländer, zu hoch. Am schlimmsten sind wir armen Deutschen dabei weggekommen. Begreiflich! Denn bei uns erscheinen jene beiden Factoren der Geschichte des Geistes: das Streben nach unendlicher individueller Freiheit auf der einen und nach treuster, innigster Zusammenfassung des Besondern mit dem Ganzen auf der andern Seite, in den allerschroffsten Gegensätzen, Einseitigkeiten und Verirrungen, und nach beiden Seiten hin werden wir deshalb formlos ins Extreme und erscheinen oft ärmlich. Wie aber dem Deutschen trotzdem oder vielmehr gerade deshalb, weil sein Wesen auf der tiefsten und universellsten Regel alles Menschenlebens ruht, die Zukunft der Welt gehöre, indem sich jene Einseitigkeiten allmählig immer mehr nähern und vermitteln werden: dies scheint er nicht anerkennen zu wollen, und wenigstens geht nichts davon aus seiner Darstellung der Geschichte der deutschen Poesie hervor.

Doch wir müßten selbst eine Geschichte der Poesie schreiben, um jene Urtheile weiter zu begründen und nachzuweisen, die wir hier nur als Andeutungen für den selbstdenkenden Leser hinstellen. Der geehrte

Herr Verf. möge aber daraus ein Zeugniß entnehmen, mit welcher Theilnahme wir sein Werk gelesen haben, das keiner, ohne daraus zu lernen, aus der Hand legen wird; und so scheiden wir von ihm mit dem Ausdrucke des aufrichtigsten Dankes und der innigsten Hochachtung für seine ausgezeichnete Leistung.

Zeitg.

Rinne.

VII.

Grammatik der Griechischen Sprache zum Gebrauche für Schulen von Friedrich Thiersch. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Verlag von Ernst Fleischer's Buchhandlung (R. Hentschel). 1855, XII u. 482 S. 8.

Ref. kann es nur als ein erfreuliches Zeichen für die Betreibung und Anerkennung der altclassischen Studien bezeichnen, daß unsere Zeit wiederholte Bearbeitungen der griechischen Grammatik bringt, seien es neue Versuche, dieselbe durch neue Forschungen und Erläuterungen zu fördern oder durch methodische Zusammenstellung für den Unterricht praktisch zugänglicher zu machen, seien es verbesserte und nach fortgesetzten Studien umgestaltete Ausgaben früher schon erschienenen Werke: Ref. kann dies nur als erfreulich und förderlich für den Unterricht der griechischen Sprache und für die Lectüre der griechischen Classiker bezeichnen, wie weit auch die Methoden in den verschiedenen Werken von einander abweichen, wie verschieden auch die Principien der grammatischen Auffassung im Allgemeinen sind, wie weit auch die Erklärungen über einzelne Spracherscheinungen auseinander gehen. Denn theils wird jede neue Bearbeitung doch etwas Neues und Gutes in der Erforschung oder Behandlung der Sprache bringen, theils und besonders setzt die mehrseitige Beschäftigung mit einem solchen Gegenstande auch ein reges und weitverbreitetes Interesse für denselben voraus.

Vor uns liegt die vierte Auflage der durch drei vorausgehende Auflagen allgemein bekannten griechischen Grammatik von Fr. Thiersch, welche 26 Jahre nach der dritten erscheint. Es möchte die Bezeichnung „vermehrte“ auffallend sein, wenn man diese vierte bloß äußerlich mit der dritten vergleicht; denn die vierte enthält 482, die dritte 736 Seiten. Es ist aber diese Bezeichnung, wie eine genauere Vergleichung ergiebt und auch die Vorrede andeutet, hauptsächlich darin begründet, daß in dem Sprachgebrauche der attischen Dichter und Prosaiker dasjenige neu aufgenommen ist, „was gegenüber den umfassenden und stets fortschreitenden Studien der griechischen Sprache in keiner Schulgrammatik fehlen darf.“ Während also die Grammatik in ihren früheren Auflagen hauptsächlich den homerischen Dialekt berücksichtigte, gewährt diese vierte Auflage dem attischen Dialekte und Sprachgebrauche eine solche Berücksichtigung, wie sie allgemein für den Unterricht in der griechischen Sprache jetzt auf Gymnasien verlangt wird.

Die §§. 1—3 geben Vorbegriffe zur Grammatik, wie auch in den früheren Auflagen, von dem Ursprunge der Sylbe und des Wortes und den Arten der Wörter: für eine griechische Schulgrammatik wären diese Begriffe entbehrlich, insofern dieselben dem Knaben, der das Griechische

schon aus der lateinischen und deutschen Grammatik geklärt, es für ihn also nur auf das Eigenthümliche der griechischen kommt. Ueberdies ließe sich gegen die Erklärung von Vo-Consonanten (§. 1, 3) ein Widerspruch aus No. 4 desselben erheben: denn wie soll der Vocal *ι* ohne Hülfe (Zusammen- der Organe ausgesprochen werden? — Gegen die in §. 3 ge- klärung über die Theilung der Griechen in verschiedene Stämme h bedeutende Bedenken erheben, doch würde die Verfolgung zu sehr in das Geschichtliche hinein und von dem Sprachlichen dagegen kann es Ref. nicht unerwähnt lassen, daß die Sprache r und Hesiod, der homerische oder epische Dialekt, auch als che bezeichnet wird, zumal in einer Schulgrammatik; denn der ird sich dadurch gleich gewöhnen, episch und ionisch für stend zu halten. Es ist aber sehr wesentlich, die Unterschei- ionischen Dialekts von dem epischen von vorn herein streng n, wenn der letztere auch mit dem ionischen, wie er sich in sprache des Herodot (und Hippokrates) entwickelt, am meisten na hat. Der epische Dialekt ist, soweit wir davon Kenntniß e griechische Sprache auf derjenigen Stufe der Entwicklung, ich die verschiedenen Dialekte noch nicht scharf von einander haben: wie sollen sonst die äolischen Formen nebst dem so- äolischen Digamma, wie die später eigenthümlich attischen For- w. erklärt werden, die sich schon bei Homer finden? Damit icht bestritten werden, daß der ionische Dialekt des Herodot en am ähnlichsten ist; es hat dies seinen sehr natürlichen Grund er ihm der Zeit und dem Raume nach am nächsten steht. lgenden §§. geben die Eintheilung der Buchstaben und deren ngen: es kann dem Ref. nicht darauf ankommen, hierbei alles einer eingehenden Besprechung zu unterwerfen und alle Abwei- über dasselbe aufzuführen; aber als wesentliche Erfordernisse n Schulbuches wird er hinstellen können Uebersichtlichkeit und t und daher eine möglichst kurze und bestimmte Ausdrucks- ger gerade diese hat Ref. in diesen §§. öfters vermisst, z. B. venn *ε* und *ο* gedehnt gesprochen werden, so entsteht *εε* und *οο*; ird bei gedehnter Aussprache *εες* *οοισον*.“ Warum ist nicht agt: *ε* und *ο* werden in *εε* und *οο* gedehnt? Ueberdies wer- anz verschiedenartige Fälle zusammengestellt; während *εες* auch us die gewöhnliche Form ist, ist bekanntlich *οοισος* ganz un- ird dadurch der Anfänger nicht leicht verwirrt werden? Ferner Anmerkung, sich zu gewöhnen, die Dehnung des *ε* und *ο* in wohl zu unterscheiden von ihrer Verdoppelung in *η* und *ω*: un danach der Schüler urtheilen über Formen der Declination igation, wie *ρός* = *ροῦς*, *φίλετε* = *φιλέετε*, in denen deutlich nicht durch Dehnung, sondern durch Zusammenziehung des *ε* und *ο* entstanden sind? Und was für Gründe nöthigen denn, *ω* in *ῆν* für *εῖν* und *Αῖωνος* für *Διόνυσος* als Verdoppelung, Dehnung oder Verlängerung anzusehen? Ferner ist das Hin- epischer Formen in diese allgemeinen Regeln für den attischen rauch nicht zu empfehlen, mindestens ohne Nutzen, wie auch die Erwähnung des äolischen Digamma an dieser Stelle. — 0, 6 heißt es: „Dieselbe Verwandlung (der Aspirata in die Te- in jene doppelt stehen sollte) tritt auch dann noch ein, wenn te Hauchlaut (Aspirata) durch einen freien oder mit *φ* verbun- al getrennt ist.“ Dazu folgen unter 7, 8 und 9 mit Anmerkun- nsnahmen — ohne Uebersichtlichkeit. Freilich sind diese Arten ndlung schwer unter eine Regel zusammenzufassen, da es der

besonderen Fälle viele giebt; aber gerade deshalb wäre es um so nöthiger, die häufigste Erscheinung dieser Art (in der Reduplication) voranzustellen oder auch zuerst die Regel ganz allgemein als für die Aufeinanderfolge zweier Sylben gültig zu fassen, und dann erst die meist aus Rücksicht auf die Deutlichkeit veranlaßten Ausnahmen anzuführen, die sich in der Zusammensetzung und in der Flexion finden, namentlich wenn vor der zweiten Aspirata ein Consonant steht, z. B. *πυθίσθα, ἰσχυθῆρ*. — S. 16 §. 18, 1 ist die Fassung durchaus nicht klar: es muß aus derselben, obwohl es des Herrn Verf. Ansicht nicht ist, doch der Eindruck hervorgehen, als ob jedem Worte ein einsylbiger Stamm zu Grunde läge: „dieses (das Wort) ist einsylbig: *ἔς* Kraft, *θῆρ* Thier, oder zweisylbig und mehrsylbig, beides letztere durch Beugung oder Bildung aus einem andern Worte, z. B. von *ἔς*, *ἰσχύς* Stärke, von *θῆρ*, *θήρα* Jagd u. s. w.“ — S. 18 §. 21, 5, c werden die Ausdrücke „abfallen“ und „verschlucken“ von derselben Erscheinung (von dem Uebergehen kurzer Vocale, die in einen vorangehenden langen Vocal übergehen, ohne daß dieser verändert wird) gebraucht, aber beide sind nicht gleichbedeutend, der erstere erscheint überdies nicht sachgemäße, wohl aber der zweite; denn z. B. in *ῆρωα* fällt das *α* nicht ohne Weiteres weg, sondern geht in *ω* über, was am deutlichsten wird aus denjenigen Formen, in denen der erste Vokal ein kurzer ist und nun durch Aufnahme des folgenden Vocals lang wird, z. B. *ἀκολύτας* = *ἀκολύτεις*; ebenso beweist dies eine Form wie *ἰλήεσσα* = *ἰλήσσα*. *Λαγύω* ist dagegen gar keine wirkliche Form, *λαγύ* aber eine anomale, die sich am besten erklären läßt durch die Annahme einer sogenannten schwachen Declination, d. h. einer solchen, welche die vollen Casuszeichen nicht hat, sondern nur im Nom. *ς*, im Acc. *ν*, wie eine Reihe griech. Formen beweist, namentlich von Wörtern, die aus fremden Sprachen aufgenommen sind. — S. 19 §. 23, 4 ist die Eintheilung der Accente in vordere (Proparoxytonon u. Properispomenon), hintere (Oxytonon u. Perispomenon) und mittlere (Paroxytonon) jedenfalls eine mißliche (denn die davon in §. 25. 3—5 gemachte Anwendung konnte durch Bezeichnung von Paroxytonon u. s. w. leicht ergänzt und kürzer gemacht werden); aber auch gegen die Richtigkeit, noch mehr gegen die Anschaulichkeit lassen sich gegründete Bedenken erheben, da nicht allein Properisp. und Paroxyt. den Accent auf der vorletzten Sylbe haben, sondern auch der Circumflex, wenn man etwa die Berechtigung, ihn zu den vorderen Accenten zu zählen, davon herleiten wollte, daß er den Accent der drittletzten Sylbe in aufgelösten Formen (*φιλέετε* = *φιλεῖτε*) in sich enthalte, ebenfalls den Accent der vorletzten Sylbe umfaßt. Derselbe Mangel an Kürze und Falschheit tritt hervor in der Lehre von der Veränderung des Accents S. 20 §. 23, namentlich 2, b, wo der Zusatz: „wenn sie von Natur lang ist“ nach §. 22, 3 überflüssig ist; viel kürzer etwa: „die vorletzte Sylbe kann den Circumflex nur haben, wenn die letzte Sylbe nicht *natura* lang ist (einen kurzen Vocal enthält).“ Es könnte aber dieser ganze Satz wegfallen, wenn in §. 22, 3 zu den Worten „kann nur auf einer von den beiden letzten Sylben des Wortes stehen“ hinzugesetzt wäre: „auf der vorletzten nur dann, wenn die letzte Sylbe nicht *natura* lang ist.“ — S. 22 §. 25, 2 fehlt unter den Enklitici *πώ* und die untrennbare Partikel — *δε*, welche bedeutende Veränderungen in dem Accent desjenigen Wortes, dem sie angehängt wird, hervorbringt; diese fehlen nun natürlich auch; in der dritten Auflage waren wenigstens einige dieser Formen erwähnt (§. 177, 21); in der vierten hat Ref. sie vergebens gesucht, so daß auch Formen wie *οἰκαδε*, *Μεγαράδε* etc. und die Aenderung des Accents in *τῆλικος* etc. nach Anfügung von — *δε* unbeachtet geblieben sind; nur *ἰσθάδε* ist S. 24 §. 27, 2 gelegentlich bemerkt. — S. 26 §. 30, 1 ist

abelle über die Casus-Endungen der ersten Declination nicht richtig genau bezeichnend; denn $\tilde{\alpha}$ ist mit η , im Gen. $\eta\varsigma$ etc. zusammenge-
danach sollte man erwarten, $\tilde{\alpha}$ habe immer $\eta\varsigma$ im Genitiv, was
ntlich nicht der Fall ist, wie denn auch sogleich folgt, von $\tilde{\alpha}$ der
 $\tilde{\alpha}\varsigma$; dabei tritt aber der Eintheilungsgrund nicht hervor; daher bes-
z stets $\tilde{\alpha}\varsigma$, $\tilde{\alpha}$ purum G. $\tilde{\alpha}\varsigma$, $\tilde{\alpha}$ impurum G. $\eta\varsigma$. — Ferner stimmt
„Voc. von $\eta\varsigma$ hat η (und $\tilde{\alpha}$)“, wodurch das Letztere als das Selt-
bezeichnet wird, mit §. 30, 5, wo richtig von den Wörtern auf $\eta\varsigma$
foa. auf $\tilde{\alpha}$ angegeben wird, nämlich mit der gleich angeschlossenen
ahme der Patronymika auf $\tilde{\alpha}\delta\eta\varsigma$ und $\tilde{\alpha}\delta\eta\varsigma$. — Die in §. 30, 10 u. ff.
gegebenen Regeln über die Betonung der Nominative der Wörter
der ersten Declination würden besser der Wortbildungslehre zuge-
jedenfalls muß es für den Anfänger verwirrend wirken, die Re-
für die Betonung des Nominativs mit denen über die Veränderungen
ccents bei der Declination zusammengestellt zu sehen, zumal es bei
tziern nur darauf ankommt, wie das Wort im Nominativ betont ist,
warum es so betont ist; außerdem ist natürlich die Beschaffen-
ler letzten Sylbe bestimmend, nicht, wie es §. 30, 10 irrtümlich
„die hinteren Sylben“; die vorletzte Sylbe hat auf die Ver-
rung des Accents eines Proparoxytonons gar keinen Einfluss. — In
S. 36 erklärt der Herr Verf. die zweite sogenannte attische Decli-
i $\epsilon\omega\varsigma$ und $\epsilon\omega\nu$ durch Zusammenziehung von $\alpha\omega$ in ω und Vorschlag
 ϵ , also $\epsilon\omega$, nicht entsprechend den Spuren, welche wir bei Homer
m Ionischen (vgl. Bredow *de dial. Herod.* p. 137 et sqq.) finden;
 $\tilde{\alpha}\omega$ geht über in $\epsilon\omega$, dies wieder attisch in der Regel in $\omega\nu$ (Genit.
ersten Declin.). Ferner tritt dieser Wechsel in der Quantität, gleich-
eine Uebertragung der Länge von einer Sylbe auf die andere, recht
ch hervor in den Formen der dritten Declination auf $\epsilon\upsilon\varsigma$, deren
iv episch $\tilde{\eta}\omega\varsigma$, attisch $\epsilon\omega\varsigma$ lautet: $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\upsilon\varsigma$, $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\tilde{\eta}\omega\varsigma$, $\beta\alpha\sigma\iota\lambda\epsilon\omega\varsigma$ etc.
Form ist aus dem Altionischen in den Atticismus übergegangen,
ich ergibt aus den herodotischen Formen $\tilde{M}\epsilon\tilde{\rho}\tilde{\iota}\lambda\epsilon\omega\varsigma$ für $\tilde{M}\epsilon\tilde{\rho}\tilde{\iota}\lambda\alpha\omega\varsigma$
Bredow a. a. O.). — S. 57 §. 39, 9 wird die Bedeutung der ver-
lenen Comparat. und Superlat. von $\tilde{\alpha}\gamma\kappa\theta\acute{o}\varsigma$ und $\kappa\alpha\chi\acute{o}\varsigma$ vermisst; es
er nöthig, um spätere sehr irrigo Verwechslungen zu verhüten, daß
en verschiedenen Formen auch die wesentlich verschiedenen Bedeutun-
lernt werden. Von $\tilde{\alpha}\lambda\gamma\epsilon\iota\omega\varsigma$ ist der Compar. $\tilde{\alpha}\lambda\gamma\iota\omega\nu$, der Superlat.
 $\tau\acute{o}\varsigma$ angeführt, mit Auslassung der regelmäßigen Formen. Diese aber
 $\omega\tilde{\nu}\tau\epsilon\rho\omega\varsigma$, $\tilde{\alpha}\lambda\gamma\epsilon\iota\omega\tau\alpha\tau\acute{o}\varsigma$) kommen in der attischen Prosa vor, wäh-
 $\tilde{\alpha}\lambda\gamma\iota\omega\nu$ und $\tilde{\alpha}\lambda\gamma\iota\omega\tau\acute{o}\varsigma$ in der Prosa erst später gebräuchlich sind;
finden sie sich bei attischen Dichtern, den Tragikern, wie bei Ho-
sie haben übrigens ihre Ableitung von dem Subst. $\tau\acute{o}$ $\tilde{\alpha}\lambda\gamma\acute{o}\varsigma$, wie
che Formen des Compar. und Superlat. gebildet werden von $\tilde{\alpha}\lambda\gamma\acute{o}\varsigma$,
 ς , $\kappa\tilde{\eta}\theta\acute{o}\varsigma$. — Ueberhaupt ist es als ein Mangel dieser Gram-
k zu bezeichnen, daß das Attische von dem Nichtatti-
u, das Prosaische von dem Dichterischen so wenig ge-
eden ist; man vgl. §. 39, 10 (Comparat.), §. 41, 2 (persönl. Pro-
na), §. 41, 4 f. $\omega\tilde{\nu}\tau\epsilon\varsigma$ etc., §. 41, 9 (die correlat. Pronomina).
ie Lehre vom Verbum beginnt mit §. 42: Ref. hebt die Erklärung
Vortstammes §. 46, 2, ferner Einiges über das Augment und die
plication, sowie über die Tempus-Bildung hervor, worin er mit dem
Verf. nicht übereinstimmt. Der Wortstamm ($\theta\epsilon\mu\alpha$) eines Verbums
nach §. 46, 2 gefunden, wenn man von der ersten Person des Prä-
 ω wegnimmt, also $\lambda\epsilon\iota\upsilon\omega$ von $\lambda\epsilon\iota\pi\omega$, $\kappa\tau\epsilon\iota\upsilon\omega$ von $\kappa\tau\epsilon\lambda\iota\omega$, $\kappa\alpha\theta\alpha\iota\upsilon$ von
 $\epsilon\pi\omega$: wie wenig genau und ausreichend diese Erklärung ist, erhellt
ders aus den beiden letzten Verben. Noch mehr aber tritt das Un-
re dieser Erklärung hervor, wenn nach denselben Verba in regel-

mässige und anomale getheilt werden; zu den letzteren werden danach gerechnet z. B. φράζω, πράσσω, τύπτω, so gut als τίττω, γηράσκω. Es wird also die regelmässige Verstärkung des Stammes im Präsens (und Imperf.) wie in τύπτω durch τ zusammengestellt mit einer ganz anomalen Form wie τίττω: das soll doch nicht etwa für τίττω genommen sein! dem widerspräche schon die Quantität. Wenn aber angenommen wird, wie gewöhnlich, τίττω sei aus τι-τίκω = τίκω und per metath. = τίττω entstanden, so gehört es nicht in eine Reihe mit τύπτω, dessen Bildung eine wenn auch besondere, doch ganz regelmässige, eine analoge, nicht anomale ist. Auch wird dies Verhältniß durch §. 47, 3 nicht klarer gemacht, wo es heisst: „Doch können Verba dieser Art dann noch zu den regelmässigen gerechnet werden, wenn ihr ursprünglicher Stamm durch die gewöhnliche Verkürzung der letzten Sylbe wieder gewonnen werden kann:

τύπτ-ω, ἀγγέλλ-ω, τέμν-ω, φράζ-ω, verkürzt:

τυπ , ἀγγέλ , τέμ , φράδ , welches

auch die ursprünglichen Stämme sind.“

Die Lehre vom Augment ist nicht vollständig, auch in dem Gegebenen nicht genau, z. B. werden die mit δυς zusammengesetzten Verba den mit Präpositionen zusammengesetzten gleichgestellt, was doch nur für den Fall richtig ist, wenn das mit δυς zusammengesetzte Simplex mit einem des Augm. temp. fähigen Vocal anfängt. Es war mindestens zu unterscheiden zwischen den von zusammengesetzten Wörtern abgeleiteten und den durch Zusammensetzung mit Präpositionen gebildeten Verben; denn nur die letzteren treten zu den unveränderten Verben im Simplex. Nun sind zwar in Anm. 2 mehrere Ausnahmen aufgeführt, aber durchaus nicht vollständig, und wenn dies auch vielleicht nicht beabsichtigt wurde, oder bei der Menge der Ausnahmen nicht räthlich erschien, so hätten dann nur die Hauptfälle angeführt werden sollen. — Die Reduplication ist in §. 48 noch nicht erwähnt, in §. 49, der vom Gegebenen des Augments handelt, heisst es: „2) Von den Hauptzeiten nimmt das Perf. das Augment durch alle Modus an, und im Fall es mit einem Consonanten anfängt, wiederholt es denselben vor dem Augment (διπλασιασμός, reduplicatio). οἶκε, Perf. ὤκε (?). — τιμα, Perf. τετιμα. — φενυ, Perf. πεφενυ. — 3) In diesem Falle tritt auch im Fut. exact. und im Plusqpf. die Reduplication ein, hier (im Plusqpf.) noch durch ein neues Temporale (Druckfehler für Augm. syllab.) vermehrt. τίμα (l. τιμα), Plusqpf. ἐτετιμα. — φενυ, Plusqpf. ἐπεφενυ. — κοπ, Fut. exact. Pass. κηκόπομαι. — Die Reduplication bleibt aus, wenn der Wortstamm mit ε, oder mit zwei Consonanten ohne Liquida, oder mit γν anfängt. ἔπει, γνο, παλλ, Perf. und Plusqpf. bloß ἐπέει, ἔγνο, ἔπαλ. — Einige mit einer Liquida dehnen ε in ει, statt sie zu wiederholen: ληβ, ἐλλεβα, μετ. εἰμαρμαι, ῥε, εἰρηκα.“ — Zu No. 2 ist, abgesehen von den Verbalstämmen des Perf. ὤκε und τετιμα, deren Vocal verlängert werden müßte, zu bemerken, daß die Fassung nicht klar erscheint; denn „das Augment“ soll das Augm. syllab. u. temporale umfassen, später aber nur das syllab. Augment bezeichnen. — In No. 3 ist der Fall übergangen, daß das Verbum mit einem des Augm. temp. fähigen Vocale anfängt; denn „in diesem Falle“ kann doch nur heißen: wenn das Verbum mit einem Consonanten anfängt. Es steht aber das Augm. temp. von Verben, die es überhaupt annehmen, auch im Fut. exact. durch alle Modos, z. B. ἀνείσομαι, Xen. Hellen. 5, 1, 14., das bekannte εἰρήσομαι etc. — Unter No. 4 ist ferner der Fall, daß ein Wort mit zwei Liquidis anfängt, gar nicht erwähnt, nur in der Anm. ist eine Ausnahme (μέμνημαι) angeführt. — Von der Bedeutung der Reduplication ist nichts gesagt; daß sie nicht etwa allein die Vergangenheit bezeichnet, ergibt sich aus der Vergleichung des Imperf. und besonders des Aoristes mit dem Perf. Die Grundbedeu-

Reduplication ist Verstärkung des Begriffs, sowohl in den auch in andern Bildungen, die mit Reduplication gemacht den letzteren führe ich an *καυφανάων, καυπαλόεις* (*καίλλω*), (heftig bitten, verlangen) etc.; in Bezug auf die Reduplication im Perf., wie namentlich in den (epischen) Aoristen verweise Curtius Sprachvergleichende Beiträge zur griech. und latein. S. 150—166 und S. 171 u. ff.

51, 8 wird von der Bildung des sogenannten attischen Fut. delt. Dieselbe wird von den Grammatikern auf verschiedene Art. Bei Verbis puris, wie *καλέω, καλέσω*, att. *καλῶ*, ist die Auswerfung des *σ* zwischen zwei Vocalen vorhanden und Contraction leicht; ebenso von *ἐλαίνω*, F. *ἐλάσω*, att. *ἐλῶ* etc., derselben Analogie *βιβάζω, βιβάσω, βιβῶ* etc. Aber wie ent- Verbis auf *ίζω*, zumal die Attiker bei mehrsyllbigen Verbis stets die Form auf *ῶ* wählen? Krüger in s. griech. Gramm. 10 sagt hierüber: „Bei den mehr als zweisyllbigen Verben fassen die Attiker von dem vollständigen Futur auf *ῶ* das *σ* el aus, denken aber dafür ein *ε*, mit dem sie die Endung Präsens der Verba auf *ῶ* contrahiren.“ Aber was berechtigt me eines solchen Denkens? Liegt es nicht viel näher, auf gleiche, in *ῶ* (*ῶμαι*) vorliegende Endung des Futurs zu- a, die sich auch in der gewöhnlichen Bildung des Futurs dand macht, das, wenn nicht *positione* eine lange Sylbe entsteht erfung des *ε*), dieselbe *natura* lang wird, wie *τιμάω, τιμήσω* wir von dieser Form auf *ῶ* aus, so lassen sich zwei Wege ung dieser Futurform betreten: 1) *κομιζέω* (*κομιδ-*) bildet, nach g des *ε*, aus *κομιδ-σω, κομισω* durch Auswerfung des *δ* vor *σ* met den Ausfall der beiden charakteristischen Buchstaben des ch Betonung der Endung; 2) aus der Form *κομιζέω* mit Beiles für T-Laut eingetretenen S-Lauts: *κομισίεω* = *κομιῶ*. Die scheint die natürliche. Auf dieselbe läßt sich auch das so- orische Futurum erklären, z. B. *πίπτω* (Stamm *πεσ* in *πε- πεσσομαι, πεισομαι* = *πεσοῦμαι*. Die Dehnung oder Breite

nd erscheint es, das in einer Anmerk. zu §. 53 (S. 75), wel- en Verbis liquidis handelt, über den Gebrauch des Fut. exact. wird: nun fehlt bekanntlich den Verb. liq. das Fut. III ganz, nirgends bemerkt ist. Dies Versehen erklärt sich wahrschein- chtesten daher, das in der dritten Auflage diese Bemerkung en Paragraphen bildete, in der vierten, zu einer Anm. zusam- 1, dem nächstvorhergehenden Paragraphen angeschlossen wurde, le zu der ganzen Lehre von der Tempusbildung eine Bem- 1 sollte. — Die Angaben S. 76 §. 55 erscheinen nicht ausrei- wird erstlich der Modusvocal nur angegeben für das Präsens Imperf. und Aor., „einzelne Fälle ausgenommen.“ Es sind nicht als Ausnahmen, sondern als eigenthümliche Bildungen züglichen Tempora zu fassen; es sind auch nicht einzelne idern sie umfassen eine ganze Reihe von Tempor., und zwar 1, die regelmäßig in allen Conjugationen gebildet werden: Perf. usqf. I u. II act., Aor. I act., pass. u. med. — Ferner hätte vocal unterschieden werden sollen vom Tempusvocal, d. h. gemeinen als Bindevocal bezeichnet und dann als Unterab- Tempus- und Modusvocal getrennt werden sollen.

Bemerkungen über die Lehre vom Verbum will Ref. schließ- ige praktische hinzufügen. Ganz richtig bemerkt der Herr i §. 43, 3, A., das kein Verbum alle diese Formen bilde; aber

dennoch ist es misslich, jedenfalls unpädagogisch, Formen als Paradigmen aufzuführen, die nie in der griechischen Sprache gebildet sind oder gebildet werden konnten, wie $\lambda\pi\acute{\epsilon}\omega = \lambda\pi\tilde{\omega}$ als Fut. II; ein Verb. neut. bildet ein solches Fut. bekanntlich nie. — Ferner hätten solche Formen, welche nur angeführt werden, um den Gang der Bildung zu veranschaulichen, die aber griechisch gar nicht vorkommen konnten, nicht mit dem Accent versehen werden sollen, wie $\lambda\epsilon\iota\upsilon\pi\mu\alpha\varsigma$ etc. oder wie S. 95 §. 71 $\varphi\alpha\pi\tau\alpha\iota, \delta\iota\delta\omicron\tau\alpha\iota$ etc. — Das Jota subscr. steht noch bei den Infin. Präs. der Verba auf $\acute{\alpha}\omega$, obwohl die Entstehung dieser Infin., sowie die Analogie der Verba auf $\acute{\omicron}\omega$ (die sonst den Infin. auf, $\epsilon\omicron\nu$, nicht auf $\epsilon\omicron\nu$ bilden müßten) dagegen spricht.

Ref. geht über zu der vom Herrn Verf. in §. 90 u. ff. behandelten Lehre von den Dialekten, welche entschieden den vorzüglichsten Theil des Werkes bildet: ist dies auch in den früheren Auflagen der Fall gewesen, so wird man doch auch in der neuen Auflage überall die verbessernde Hand des Herrn Verf. erkennen. Ref. hebt besonders die Theile hervor, in denen von dem homerischen Verse, von dem Digamma aeolicum etc. gehandelt wird. Folgende Bemerkungen mögen nur davon Zeugnis geben, daß der Ref. auch diese Theile sorgsam durchgesehen hat. So kann S. 134 §. 91, 5 die Quantitätsbezeichnung — Αἰθιοῦ πᾶς auffallen; es hätte die Position, durch welche die an sich kurze Endung $\acute{\alpha}\varsigma$ lang wird, angedeutet sein sollen. Eine Positionslänge entsteht auch, was übergangen ist, durch Verdoppelung einer Liquida zu Anfang des Wortes nach einem Worte, das mit einem kurzen Vocale schließt, z. B. $\acute{\alpha}\nu\alpha \mu\acute{\iota}\gamma\alpha\sigma\alpha, \pi\omicron\sigma\sigma\iota \delta' \dot{\iota}\pi\omicron \lambda\iota\pi\alpha\rho\omicron\iota\sigma\iota$ Il. β, 44. In §. 96 scheint der Herr Verf. in Bezug auf die Kürze der Thesis statt einer Länge zuviel zugegeben zu haben. Einige Fälle bezeichnet er selbst als unsicher hinsichtlich der Lesart, andere sind nach homerischem Gebrauche nicht als Ausnahmen anzusehen, z. B. $\tau\epsilon\tau\rho\acute{\alpha}\nu\kappa\lambda\omicron\iota \acute{\alpha}\nu' \omicron\upsilon\delta\acute{\iota}\omicron\varsigma$ Od. ι, 242; Homer hat hier die schwache Position ($\tau\rho$) zu einer Positionslänge benutzt; wenn er dies an anderen Stellen unterläßt, so ist ihm als Dichter dies gestattet. — In §. 97 (von der Synizeae) wäre eine Unterscheidung der selteneren von den häufigeren oder gewöhnlichen Fällen wünschenswerth gewesen, z. B. in $\theta\epsilon\acute{\iota}\omicron\varsigma$ —, selten $\epsilon\omicron$, während die Synizeae des ϵ vor folgender Länge sehr häufig ist. Das ϵ in $\delta\eta\acute{\iota}\omicron\varsigma$ (4, α) ist als ein stummes (Jota subscr.) zu betrachten, wie auch in $\eta\iota\alpha$. — §. 106 (Verwechslung der Vocale) ist $\beta\epsilon\rho\epsilon\theta\rho\omicron\nu$ für $\beta\acute{\alpha}\rho\alpha\theta\rho\omicron\nu$ richtig als ein Beispiel für die Verwandlung des α in ε bei Homer angegeben; aber Formen wie $\delta\acute{\iota}\sigma\epsilon\tau\omicron, \beta\acute{\eta}\sigma\epsilon\tau\omicron$ etc. sind besser als Mischformen anzusehen, wie theils andere Beispiele lehren, theils auch die umgekehrte Erscheinung der Aoriste I ohne σ, wie $\epsilon\acute{\iota}\rho\omicron\nu$ und $\epsilon\acute{\iota}\pi\alpha$, $\eta\gamma\epsilon\gamma\kappa\alpha$ und $\eta\gamma\epsilon\gamma\chi\omicron\nu$ etc. — In §. 112, 3 heisst es: „Ausgenommen sind $\theta\epsilon\acute{\alpha}$, $\theta\epsilon\acute{\alpha}\varsigma$, $\theta\epsilon\acute{\alpha}\nu$ (υ-), wozu $\theta\epsilon\acute{\alpha}\iota\varsigma$.“ Es hätte bemerkt werden sollen mit Beziehung auf §. 112, 12, daß auch $\theta\epsilon\eta\acute{\varsigma}$ Il. γ, 158 und $\theta\epsilon\eta\omicron\nu$ θ, 305 vorkommen. Die erstere Form wird durch die Autorität der Handschriften gegen eine Veränderung in $\theta\epsilon\acute{\alpha}\iota\varsigma$, die zweite auch durch das Metrum geschützt. — Auffallend ist es dem Ref. gewesen, daß der Herr Verf. nicht die frühere Schreibart in den mit φ- oder φ- zusammengesetzten Substantivformen, welche den Dativ bezeichnen, geändert hat, sondern noch das Jota unterschreibt: nicht bloß Grammatiker, sondern auch die namhaftesten Kritiker haben das Jota subscr. in solchen Formen wie $\acute{\alpha}\gamma\acute{\omega}\eta\phi\omicron\nu$ getilgt: denn das Suffix kann doch nicht an den Dativ gehängt werden, sondern nur an den Wortstamm, um den Dativ zu bilden. Ferner zeigt dies ganz klar die Analogie der 2ten und 3ten Declination: nicht an die Dative wird das Suffix gehängt, sondern an den auf ο oder ε (ς) ausgehenden Stamm der Substantiva. — Zweifelhafte dagegen könnte es erscheinen, ob φ- auch an den Stamm der Sub-

er Bezeichnung des Accusativs angehängt werden soll. Butt-
l Mehlhorn haben sich dagegen erklärt; der Herr Verf. er-
dafür und beruft sich dabei auf Etymol. M. S. 800 Z. 9 und
col. Excerpt. Reiz S. 434, C; er hätte auch noch Schol. zu II.
ir sich anführen können, sowie den Umstand, daß bei Homer
ἐξία und ἐπ' ἀφιστεῖν gesagt wird: II. 7, 238; 12, 239; 13,
116. Dennoch trägt Ref. kein Bedenken, die Bezeichnung des
sch zu verwerfen; es ist kein unzweifelhaftes Zeugniß für
rhanden; die Stelle aber, auf welche man sich besonders da-

Odyss. 19, 389: αὐτὰρ Ὀδυσσεύς ἔεν ἐπ' ἰσχυρόφιν, läßt sich
erklären durch die Annahme des Genitivs zur Bezeichnung
ng bei ἐπ', nach der Analogie von ἐπ' οἴκον. In den beiden
llen aber, in welchen dieses metaplastisch (von ἰσχυρῶν) gebil-
χυρόφιν vorkommt (Od. 5, 59 und 7, 169), steht es entschie-
t mit dem Genitiv.

en übrigen Suffixen *θι*, *θεν*, *δε* als solchen ist gar nicht be-
handelt; sie werden nur §. 38, 4 bei der Bildung der Adver-
ührt; von ihrer besondern Erscheinung im Dialektischen wird
agt, ja es ist sogar §. 198 der dritten Auflage, der von der
ildung in den Dialekten handete, in dieser Ausgabe ganz weg-
Es ist also die Bedeutung dieser Suffixa zur Bezeichnung der
e bei Homer deutlich hervortritt, ganz übergangen. Es dient
ganz entschieden zur Bezeichnung des Genitivs, wie sich er-
Formen wie *ἐνέθεν* = *ἐν* *τοῦ*, ferner II. 8, 19 *ἐξ οὐρανόθεν* etc.;
benfalls zur Bezeichnung des Genitivs, z. B. *Ἰλιόθεν* *πρὸ* II. 10,
r Bezeichnung des Accusativs (mit der Nebenbezeichnung der
in *ἐξ ἅλαδε* Od. 10, 351. Zwischen diesem und dem vorher-
en Suffix *τιν* ist nur der Unterschied, daß *θι* selten, *δε* und
uch bei manchen Verbindungen in der Prosa erscheinen, z. B.
όθεν.

atte sich auch für den syntaktischen Theil Verschiedenes
n Besprechung in dieser Anzeige bemerkt, bricht aber hier ab,
e nicht zu weit auszudehnen; nur kann Ref. die Bemerkung
drücken, daß auch in der Syntax der Gebrauch der Dichter
iker, und für die letzteren wiederum die verschiedenen Zeiten
geschieden sind. Bei aller Anerkennung des Verdienstes des
f. um die griechische Grammatik und namentlich mancher guten
ch in dieser Ausgabe, zu denen Ref. außer der schon rühmend
benen Dialektlehre rechnet: §. 27 (Vergleichung mit der deut-
sche), §. 33 (Zusammenstellung der verschiedenen Formen der
elination, namentlich No. 8, 9, 10 u. 11), §. 35 (vollständige
der Adjectiva), §. 54 u. ff. (die Ableitung der Conjugations-
70 (Zusammensetzung und Auflösung der Verbalformen) etc.,
doch gewünscht, es hätte der Herr Verf. die neueren For-
auf dem Gebiete der griechischen Grammatik, namentlich der
ehr, als geschehen ist, berücksichtigt, namentlich das Dialekti-
er ausgesondert von dem rein Attischen, das Dichterische von
ischen, oder es hätte dem Herrn Verf. beliebt, das Dialekti-
r dem Attischen), namentlich das Epöische zum besondern Ge-
seiner Bemühungen zu machen und dies nach seiner elemen-
syntaktischen Seite hin ausführlich zu bearbeiten: wir würden
berlich dem Herrn Verf. zu größerem Danke verpflichtet sein.

rbindet mit dieser Recension eine kurze Anzeige eines Schul-
den ersten Unterricht in der griechischen Sprache:

Griechische Laut- und Formenlehre für den Unterricht auf Gymnasien und Progymnasien bearbeitet von Dr. F. G. C. Grotz, Lehrer am Gymnasium zu Kassel. Kassel, 1855. Druck und Verlag von Theodor Fischer. VIII u. 113 S.

Das Buch giebt einen (durch großen und kleinen Druck unterschiedenen) doppelten Cursus der griechischen Formenlehre des attischen Dialekts für Quarta und Tertia eines Gymnasiums, bei dessen Bearbeitung der Herr Verf. hauptsächlich den Zweck gehabt hat, den Schüler von vorn herein nicht sowohl zum mechanischen Auswendiglernen, als zum denkenden Erfassen und selbständigen Construiren der besonderen griechischen Sprachformen anzuleiten. Wie man den Zweck nur billigen kann, so wird man sich im Allgemeinen auch mit der Durchführung dieser Formenlehre, welche das hieher Gehörige in genügender Ausführlichkeit, wie in übersichtlicher und faßlicher Form giebt, einverstanden erklären können.

Putbus.

Gottschick.

VIII.

Ausgewählte Tragödien des Euripides. Erklärt von F. G. Schöne. Zweites Bändchen: Medea. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1853. XXXII u. 108 S. 8.

Kaum hat irgend ein Dichter so verschieden lautende Urtheile erfahren als Euripides. In der Anerkennung eines Vorzugs jedoch stimmen seine entschiedensten Gegner mit den blindesten Verehrern zusammen; ich meine die hohe formale Vollendung, die gefällige Leichtigkeit und Anmuth seiner Darstellung, das, was selbst Aristophanes bei aller Grausamkeit seiner Kritik ihm zugestehet, indem er sagt:

χρῆμαί γὰρ αὐτοῦ τοῦ στόματος τῷ στρογγύλῳ.

Diese formale Vollendung wird dem Euripides auch ferner in unseren Gymnasien seinen Platz sichern, trotz der nicht ungegründeten Bedenken, die gegen die Lectüre dieses Dichters auf Schulen geltend gemacht werden können. Die Medea ist aber gerade dasjenige Stück, welches unter allen am meisten für die Schullectüre sich eignet, theils wegen des künstlerischen Werthes, theils wegen der relativ guten Ueberlieferung des Textes. Ob es rathsamer sei, den Schülern nackte Texte oder Ausgaben mit Anmerkungen in die Hände zu geben, ist eine Frage, deren Kröterung nicht hieher gehört. Man wird in der Beantwortung dieser Frage sich nicht leicht einigen; aber daran zweifelt gewiß niemand, daß die Schulausgaben, wosern sie überhaupt zu dulden sind, nicht nach ehemaliger Praxis als bequeme Fabrikarbeit behandelt sein dürfen, und daß man berechtigt ist, mehr von ihnen zu fordern als Unwissenheit, Trivialität und Mangel an philologischer Bildung. Vielmehr sollen die Schulausgaben die reife Frucht eindringender Studien sein; und gerade dadurch hat die Haupt-Sauppe'sche Sammlung Griechischer und Lateinischer Schriftsteller über ähnliche Unternehmungen sich zuerst emporgehoben, daß sie in der Regel Arbeiten von wissenschaftlichem Werthe geboten hat. Daß Schöne zu den Kennern des Euripides gehört und seit einer langen Reihe von Jahren sich mit dem Studium dieses Dich-

läßt, weiß ein jeder. Um so weniger wird es auffallen, wenn folgenden Bemerkungen überwiegend den wissenschaftlichen Inhalt beizubehalten, dagegen die Frage nach der praktischen Brauchbarkeit ohnehin sehr subjectives Gebiet, in den Hintergrund treten

Einleitung folgt dem von Schneidewin im Sophokles gegebenen und handelt zunächst von dem Mythenkreis, der sich um die des Iason und der Medea gruppirt. Homer erwähnt in der 1. Odyssee. Agias führt in den Nosten die Medea als Person ein, wie sie den Aeson verjüngt. Weiter gedenken des Argonauten Eumelos, das Naupaktische Epos, der Korinther Eumelos nachus in der Lyde. Die älteste uns erhaltene Zusammenfassung dieses Zuges giebt Pindar Pyth. 4. Die Tragödie hat diese die Person der Medea ergriffen und ihren Einfluß auf die Handlung des Iason wie auf die folgenden Schicksale sowohl des Iason als anderer, mit denen sie in Verbindung tritt, dargestellt. Aeschylus Stoffe aus der Argonautensage, wo die Medea weniger einleuchtend bei Sophokles bildet sie den Mittelpunkt der Handlung in mehreren Dramen. Eine Steigerung ihrer Rolle im Mythos war es, welche Euripides im vorliegenden Drama ihr verleiht, indem er die Rache gegen ihren Gatten ihre Kinder mordende Mutter vor den Tod der Kinder der Medea existiren verschiedene ältere Motive der Rache, welche die Medea zum Kindermord treibt, in der Tragödie geschaffen. Dies ist der ungefähre Inhalt von K. Für das Verständniß des Stückes selbst ist aus diesen Erinnerungen wenig zu gewinnen; noch weniger dürfte einem Schüler mit zerbrochenen Notizen und einem Gewühl größtentheils unbenutzbarer Nachrichten ein solches Drama verfaßt sein sollen; aus ihrer Melanthis zu tilgen, vgl. meine Bemerkung Trag. Gr. Fragm. d. Fritzsche zu Ar. Ran. p. 105. Im Folgenden werden die Handlung, die Scene und die Oekonomie des Drama betrachtet. Das Thema wird p. XV so ausgesprochen, Euripides „dass Verrath der Liebe und Kränkung in den heiligsten Eidschwur versicherten Rechten, den Rechten, das Weib zur hassenden Furie macht und sie zur Mörderin, selbst ihr eigenes Glück und das Leben ihrer eigenen Kinder nicht schonenden Rache treibt, worin mittelbar die Lehre liegt, dass treulose Aufhebung der Ehe nicht Schuldigen Verderben bringt, sondern alle Glieder der zerstörten Familie in dasselbe verflucht“. Es scheint mir ein überaus misliches, eine gute Lehre oder einen moralischen Gemeinplatz als das Thema einer Tragödie zu wählen, und somit denn doch wohl als den Zweck einer Tragödie hinzu- Euripides war vermuthlich weit davon entfernt, in seiner Medea durch den Untreue warnen zu wollen; gewiss scheint mir, dass man die Medea als ein poetisches Schöpfungsprodukt ansehen und gewürdigen kann, ohne irgend welchen auf die Ehe bezüglichen Moralphilosophie dabei im Auge zu haben. Der Ehebruch des Iason ist nur der äußere Anlass, welcher die Leidenschaft der Medea zu jener Natur zu jener gewaltigen Höhe steigert, durch die der Mittelpunkt einer tragischen Handlung wird. Das Stück ist ein pathologisches Gemälde, und hierin liegt nicht bloß seine unerreichte Meisterschaft, sondern seine ganze Eigenthümlichkeit. Medea ist ein wilder und beschimpft von demjenigen, dem sie alles geopfert; sie liebt, und doch kann sie, ein armes hilfloses Weib, diese Rache

nur üben, indem sie zuerst ihre überlegenen Gegner durch Verstellung und List zu täuschen sucht und sodann das Liebste, was sie selbst hat, sich nimmt. Hieraus ergeben sich die schneidenden Contraste der heftigsten Leidenschaft und eiskalter Reflexion, hieraus die ergreifenden Conflict zwischen der innigsten Mutterliebe und der erbittertesten Rachsucht — ein langer und harter Kampf bis zur endlichen Vollziehung der furchtbaren That. In der Schilderung der Seelenzustände eines auf das tiefste gekränkten stolzen Weibes, dessen aufopfernde Liebe sich in den glühendsten Haß verkehrt hat, einer Mutter, die selbst ihre Kinder mordet, um über ihren Gegner triumphiren zu können, liegt der bleibende Werth dieser Tragödie; und ich meine, daß diese mit bewundernswürdiger Kunst vom Euripides durchgeführte Thema an sich, auch ohne die hanabackene Moral, uns vollkommen zufrieden stellen kann. Für die Mahnung zur ehelichen Treue wäre die Wahl des Sujets auf keinen Fall eine glückliche zu nennen. An der Person der Medea zeigt uns der Dichter das Ringen der edelsten Regungen und der furchtbarsten dämonischen Mächte des menschlichen Herzens. Im engsten Zusammenhang hiermit steht ein unleugbarer Mangel des Euripidischen Stücks: daß nämlich alles Gewicht auf die eine Medea fällt, und daß ihr gegenüber die andern auftretenden Personen gleichsam blutlose Schemen sind, die zusehend, mitwirkend oder leidend in den Bau des Stücks eingefügt werden, ohne selbst im Stande zu sein, uns ein lebendigeres Interesse abzugewinnen. Iason ist ein blasser Egoist, dessen Handlungsweise nur dadurch noch einigermaßen entschuldigt wird, daß er durch seinen Treubruch seinen Kindern eine glücklichere Existenz zu schaffen sucht; spricht man ihm auch die Liebe zu den Kindern ab, wie Schöne p. XXIX thut, der in Iasons „winkelzügiger und auf Scheingründe ausgehender Schönrederei“ eine Zeichnung der rednerischen Trugkünste der Sophisten finden will, so bleibt in der That nichts übrig, was Anerkennung verdiente, und der ohnehin nur wenig motivirte Kindermord verliert eine Hauptstütze, die eben dadurch gegeben ist, daß Iason möglichst empfindlich gekränkt werden soll; auch lehrt ja der Schluß des Stücks, daß dem Iason der Verlust seiner Kinder ans Herz greift. Kreon hat gar keinen ausgeprägten Charakter; Aegeus erscheint als eine bloße Maschinerie, sein Auftreten ist durch den Zufall bedingt, und er bleibt eine ganz unwesentliche Nebenperson: die Amme und der Pädagog sind „Personen von generellem Typus“; der Chor sieht zu und duldet, was er nicht hindern kann. — Nachdem der Herausgeber die Entwicklung des Charakters der Medea und der Handlung des Stückes aufgezeigt hat, wobei mit Recht der Mangel einer sittlichen Versöhnung am Schluß getadelt wird, bespricht er kurz die Nebenrollen p. XXIX—XXXI. Beiläufig wird bemerkt, der dem Dichter schon im Alterthume vorgeworfene Weiberhaß sei vorzüglich auf dieses Stück gegründet (p. XXXI), eine Ansicht, deren Richtigkeit ich nicht so unbedingt vertreten möchte. Hierauf wird von der Aufführung des Stücks gesprochen und das muthmaßliche Verhältniß des Euripides zum Neophron berührt.

Wenden wir uns hiernach zum Drama selbst, so werden vorzugsweise solche Stellen in Betracht zu ziehen sein, in denen die Erklärung oder Kritik des Herausgebers eine abweichende Ansicht zu fordern scheint.

Die schwierigen Worte in Vs. 11:

ἀνδάνουσα μὲν
 γυνῇ πολιτῶν, ὣν ἀφίκετο χθόρα,

werden nach dem Vorgang von G. Hermann (Opusc. III p. 161) in folgender Weise paraphrasirt: ὣν γυνῇ ἀφίκετο πολιτῶν χθόρα, ταύτῃ ἀνδάνουσα. Dies würde zu Deutsch heißen: „gefallend dem Lande der Bürger, in das sie durch die Flucht kam.“ Dafür würde man erwarten:

lend den Bürgern, in deren Land sie durch die Flucht kam.“ Wie aber möglich, nach der jetzigen Wortstellung *φυγῇ* mit *ἀφίκετο* zu den? Schneidewin rieth zu einer Vertauschung zweier Verse:

*ἀνδάνουσα μὲν
αὐτὴ τε πάντα συμφέρειν Ἰάσονα,
φυγῇ πολιτῶν ὧν ἀφίκετο χθόνα.*

bekommen wir den Gedanken: „Medea beschränkte sich auf ihr und mied eine Berührung mit den Korinthern“, ein Zug, der zur Erinnerung des früheren Glückes der Medea, worauf es hier ankommt, ganz passen will. Ohne Zweifel ist *φυγῇ* verderbt; die leichteste Änderung würde sein, was Canter vorschlug:

*ἀνδάνουσα μὲν
φυλῇ πολιτῶν, ὧν ἀφίκετο χθόνα.*

erinnert Elmsley dagegen mit Recht, daß ein Tragiker vielmehr *πολιτῶν* gesagt haben würde.

- l. 39: *ἐγὼ δὲ τήνδε, δειμαίνω τέ νιν
μὴ θηκτὸν ὥσθι φάσσανον δι' ἡπατος,
σιγῇ δέ μιν εἰσβάσ', ἐν' ἱστρωταὶ λήχος,
ἢ καὶ τυράννον τὸν τε γήμαντα πτάνη,
καί περ μελὶς συμφορὰν λάβη τινα.*

0 und 41 müssen, abgesehen von allen andern Gründen, schon desverdächtig sein, weil sie unten an passenderer Stelle wiederkehren.

andere haben Vs. 41 angefochten; allein die Worte *μὴ θηκτὸν ὥσθι φάσσανον δι' ἡπατος* sind nicht minder anstößig, weil sie in diesem Zusammenhang es völlig unbestimmt lassen, an wem die Medea sich veran wird. Ein allgemeiner Ausdruck wie „Mord und Todtschlag an“ kann gebraucht werden, auch ohne daß man weiß, wer gemordet oder getödtet wird; von einem Durchbohren des Herzens kann man reden, ohne daß angegeben wird, wessen Herz durchbohrt wird. habe ich in meiner Ausgabe Vs. 40 und 41 getilgt und im folgenreise *μὴ καὶ τυράννον* geschrieben. In der Hauptsache stimmt hiererein E. v. Leutsch im Philologus X p. 368, der jedoch hervor- es bleibe auffallend, daß Glaue gar nicht bezeichnet werde, gegen ich Medea am meisten aufgebracht sein müsse, und darum vort- *μὴ τοὺς τυράννους* (d. h. *regem et puellam regiam*) *τὸν τε τα πτάνη*. Der Anstofs, den v. Leutsch nimmt, ist vollkommen edet; das vorgeschlagene Mittel der Heilung halte ich nicht für das ge. Vielmehr haben wir in Vs. 40, 41 und Vs. 42, 43 zwei ver- lene Ausfüllungen einer vermeintlichen Lücke. Euripides schrieb, ich nicht irre, *ἐγὼ δὲ τήνδε δειμαίνω τέ νιν* *δεινὴ γὰρ* u. s. w. Nur klärt sich, wie jemand dazu kam, die Verse *μὴ θηκτὸν* — *λήχος* einzuschwärzen; und sicherlich ist die allgemeine Bezeichnung „ich die Medea und fürchte sie“ dem Zusammenhang bei weitem ange- ner als eine bestimmtere Hinweisung auf das concrete Factum, das von der erregten Stimmung der Medea zu erwarten habe; denn we- es zu billigen, wenn der Dichter der Entwicklung vorgreift, noch er ganz zwecklos eine falsche Vermuthung über den weiteren Ver- der Handlung aussprechen läßt. Außerdem zweifle ich, ob *συμφορὰν* sein jemals von einem guten Schriftsteller gesagt werden konnte.

- l. 123: *τὸ γὰρ εἰσθεσθαι ζῆν ἐπ' ἰσοισιν
κρείσσον' ἔμοιγ' οὖν, εἰ μὴ μεγάλως,
ὀχυρῶς γ' εἰη καταγρηράσκειν.*

ἔμοιγ' οὖν war *ἐμοὶ γοῦν* zu schreiben. Denn *γοῦν* wird da ge- it, wo wie hier ein allgemein ausgesprochener Satz auf einen ein- Fall beschränkt und für diesen Fall als unzweifelhaft geltend be-

zeichnet werden soll. Das folgende οὖν ist dagegen unpassend, weil jeder allgemeine Satz in einem speciellen Fall sehr wohl eine Ausnahme erleiden kann.

Vs. 135: οὐδὲ συνήδομαι, ὃ γίναί, ἄλγεσι δώματος.

Das Verbum συνήδομαι soll bedeuten „una cum inimicis Medae.“ Gegen diese Auffassung spricht schon der Zusammenhang; denn wen soll man hier unter den Feinden der Medea verstehen? Die Korinther gewiss nicht: also wohl Iason, Kreon und Glauke. Aber weder ist zu begreifen, wie diese Personen schon jetzt Feinde der Medea heißen können, noch weshalb sie über den Jammer der Medea sich absonderlich freuen sollen. Doch diese Bedenken sind hier ganz gleichgültig, da Schöne's Erklärung durch den Sprachgebrauch widerlegt wird: συνήδομαι und συναλγῶ bedeuten ganz einfach „ich empfinde Freude oder Schmerz über die Begegnisse eines andern.“ Statt zahlloser Stellen vgl. man Eur. Rhes. 958: οὐ μὴν θανόντι γ' οὐδαμῶς συνήδομαι. Isocrates de pace §. 87: οὐ συμπεπθῆσοιτες τοὺς τεθνεῶτας, ἀλλὰ συνησθόμενοι (συνηδόμενοι Polux 3, 101) ταῖς ἡμετέραις συμφοραῖς. Moschion fr. 10: ὃν πᾶς μὲν ἄσιν ἡλῆθσεν εἰσιδὼν — τυχαῖς συναλγῶν. Die Regel des Ammonius de diff. voc. p. 57: ἐπυχάλειν μὲν γὰρ τὸ ἐπιγελᾶν τοῖς ἄλλοις κακοῖς· συχαλρεῖν δὲ τὸ συνηδεσθαί τινος ἀγαθοῖς erleidet, wie aus den angeführten Beispielen zu entnehmen ist, eine gewisse Beschränkung.

Vs. 149: τὰς ἀπλήστον κοίτας ἱρός. Schöne erklärt: „ἀπλήστος κοίτα scheint einfach zu bedeuten *lectus non impletus*, i. e. *desertus vacuus*.“ Der Beweis, daß ein einsames Lager als ein nicht angefülltes bezeichnet werden könne, möchte schwer zu führen sein; ich muß gestehen, daß mein Gefühl gegen eine solche Bezeichnung sich sträubt. Die herangezogene Stelle aus Soph. Oed. Col. 527: ἡ ματρόθεν, ὡς ἄκοιτα, δυσώνυμα λέκτρο' ἐπλήσω; würde nichts beweisen, selbst wenn sie richtig überliefert wäre ¹⁾. Außerdem wird ein Ausdruck wie τῆς ἱρήμον κοίτης ἱρός nicht leicht anders verstanden werden können als von der Sehnsucht nach dem einsamen Bett, d. h. nach der Ehelosigkeit. Die Handschriften sind zwischen ἀπλήστον und ἀπλάστον getheilt; Elmsley's ἀπλάστον dürfte das richtige sein.

Vs. 216: οἱ δ' ἄφ' ἡσυχου ποδὸς
δυσκλειαν ἐκτῆσαντο καὶ ῥαθυμίας.

So Schöne nach Musgrave's Vorgang. Es soll ἡσυχου ποδὸς καὶ ῥαθυμίας verbunden werden. Dadurch entsteht ein unerträgliches Hyperbation. Die handschriftliche Lesart ῥαθυμίας ist vollkommen richtig: ῥαθυμίας κτῆσασθαι heisst „sich den Vorwurf der ῥαθυμία zuziehen“, wie Sophokles sagt τὴν δυσσέβειαν εἰσεβοῦς' ἐκτῆσάμην.

Vs. 245: Die Männer suchen ausserhalb des Hauses Zerstreungen,
ἡμῖν δ' ἀνάγκη πρὸς μίαν ψυχὴν βλέπειν.

Der Sinn der letzten Worte kann nur sein „wir Frauen sind auf den Mann allein angewiesen“. So verstand diesen Vers bereits Antipater in dem von Porson angeführten Bruchstück bei Stobaeus Flor. 67, 25: αἱ μὲν γὰρ ἄλλαι κοινωνεῖν καὶ ἑτέρας τινὰς ἀποστροφὰς ἔχουσιν· ταῦτα:

¹⁾ Das Fehlerhafte dieser Worte liegt auf der Hand. Man braucht nur Schneidewin's Erklärung zu lesen, „hast du dir dein Ehebett Seitens der Mutter angefüllt“, um das Ungereimte der Verbindung ματρόθεν ἐπλήσω zu fühlen. Vielleicht ist δυσώνυμα λέκτρο' ἐπᾶσω zu verbessern. So sagt Euripides γαμβρὸν πεπᾶσθαι Andr. 641, und die Form ἐπᾶσω statt ἐπλήσω gebrauchte Aeschylus fr. 211 N.

ἄναγκη πρὸς μίαν ψυχὴν βλέπειν τὴν τοῦ ἀνδρός. Schöne ist geneigt, πρὸς μίαν τὴν ἡμετέραν ψυχὴν zu verstehen; von diesem Mißverständniß konnte ihn auch Xenophon Ephesius I, 16 zurückhalten: πρὸς ὅνον δεῖ σε τὸν δεσπότην βλέπειν.

Vs. 262: τοσοῦτο δ' ἐκ σοῦ τυγχάνειν βουλήσομαι,
ἣν μοι πόρος τις μηχανὴ τ' ἐξενρεθῇ
πόσιν δίκην τῷτ' ἀντιπασσάσθαι κακῶν
τὸν δόντα τ' αὐτῷ θυγατέρ' ἣν τ' ἐγήματο,
σιγᾶν.

den Solöcismus ἣν τ' ἐγήματο statt ἣν τ' ἐγήμε hat man mit einer allerdings sehr leichten Aenderung ἣ τ' ἐγήματο zu beseitigen gesucht. Allein als Lästige und Schleppende des Verses selbst ist damit nicht fortzuschaffen. Darum glaube ich eher, der Vers gehört einem Interpolator, er darauf hinweisen wollte, daß auch Kreon und Glauke von der Rache getroffen werden. Diese Vermuthung gewinnt an Wahrscheinlichkeit durch die ganz ähnlichen Worte in Vs. 286: τὸν δόντα καὶ γήματα καὶ γαμουμένην. Auch kann das schlecht beglaubigte τοσοῦτο δ' ἐκ σοῦ nicht richtig sein, da die Formen τοιοῦτο und τοσοῦτο der Tragödie fremd sind.

Vs. 277: ἰχθροὶ γὰρ ἐξᾶσι πάντα δὴ κάλων,
οὐκ ἴστω ἄτης εὐπρόσοιστος ἱβασίς.

Die letzten Worte sollen bedeuten: οὐκ ἴστω ἄτης ἱβασίς ὅρδια ἐξεύσκειν. Aber dieß kann in εὐπρόσοιστος nimmermehr enthalten sein. Vielmehr besagt die jetzige Lesart: dem Ausgang des Unheils kann man schwer sich nähern. Denn εὐπρόσοιστος ist entweder ὃς εὐχερῶς προσφέρεται τι, oder ὃς τις εὐχερῶς προσφέρεται. Für die letztere Auffassung, wie hier allein denkbar wäre, vgl. man Aesch. Pers. 91: ἀπρόσοιστος ὁ ἱερῶν στρατός. Vermuthlich schrieb der Dichter:

οὐκ ἴστω ἄτης εὐπρόσωπος ἱβασίς,

d. h. es giebt kein scheinbares und günstiges, kein die Rettung versprechendes Mittel, um dem Unheil zu entgehen. Ueber diese Anwendung von εὐπρόσωπος vgl. man οὐκ εὐπρόσωποις φροίμοις ἄρχει λόγον Eur. Phoen. 336. λόγους εὐπρόσωπους Demosth. de corona §. 149. εὐπρόσωπων ἀποργιών Aesop. Fab. 14. εὐπρόσωπους αἰτίας Libanius Epist. 814. τὸ τῆς φορμῆς εὐπρόσωπον Eust. II. p. 309, 26. εὐπρόσωπον εἰρήνην Eunapius ix. p. 42 ed. Bonn. Denselben Fehler glaube ich bei Sophokles Oed. Col. 1277 wahrzunehmen:

πειράσας ἄλλ' ὑμεῖς γε κινῆσαι πατρός
τὸ δυσπρόσωπον κάπροσῆγορον στόμα.

Vielmehr τὸ δυσπρόσωπον — στόμα, wie Suidas εὐπρόσωπος durch εὐπροσῆγορος erklärt, und Phrynichus Bekk. p. 35, 10 δυσπρόσωπα ὄμματα pführt mit der Interpretation τὰ σκυθρωπὰ καὶ δύσμορφα. Im Oed. Col. 286 schwankt die Lesart zwischen κάρα τὸ δυσπρόσωπον und δυσπρόσωπον.

Vs. 282: συμβάλλεται δὲ πολλὰ τοῦδε δέλματος.

lit. Recht sagt Elmsley von diesem Vers: *sensus verborum magis perniculus est quam constructio*. In der That ist der Genetiv τοῦδε δέλματος noch von niemand erklärt. Schöne verlangt den Dativ τῷδε δέλματι, es trägt vieles bei zu dieser Besorgniß. Dieser Aenderung würde ich unbedingt beitreten, wenn sie von paläographischer Seite etwas wahrcheinlicher wäre. Vermuthlich liegt der Fehler in συμβάλλεται.

Vs. 285: κλύω δ' ἀπειλῆς. Schöne hält diese Lesart für die am ersten verbürgte. Allein die besten Codd. haben vielmehr κλύω δ' ἀπειρῶ. Aus der Verbindung beider Varianten ergiebt sich κλύω δ' ἀπειλῶν, und so steht im Flor. 2.

Vs. 289: *κρίσσον δέ μοι νῦν πρὸς σ' ἀπέχθισθαι, γύναι,
ἢ μάλθακισθένθ' ἵστερον μέγα στίβειν.*

Die fehlerhafte Accentuation ἀπέχθισθαι durfte nicht beibehalten werden; die Ueberlieferung ist hier ganz gleichgültig, da bekanntlich die Abschreiber gewisse Formen regelmässig falsch accentuiren. Es war also hier mindestens ἀπεχθίσθαι zu setzen, und in ähnlicher Weise ὄφλειν statt ὄφλειν Vs. 402 und 1019. Doch könnte Euripides vielleicht ἀπεχθίσθαι geschrieben haben. Bei Plutarch, der zweimal diese Verse anführt, ist an der einen Stelle ἀπέχθισθαι, an der andern ἀπεχθίσθαι überliefert. Ganz verkehrt aber ist das μέγα στίβειν. Auf das laute Seufzen kommt es hier nicht an, sondern auf die Reue. Es ist also zu lesen ἵστερον μεταστίβειν, hinterher Reue empfinden. Dafs schon Plutarch μέγα στίβειν vorgestanden hat, kann unser Urtheil nicht binden. Selbst auf Inschriften und Münzen sind Γ und Τ unzählig oft verwechselt: ich erinnere an Μεταρίστη statt Μεγαρίστη, Τρίλων statt Γρίλων, an das Schwanken zwischen Τελίοντες und Τελίοντες und Aehnliches. Auch bei Eur. Andr. 841: οὕτω μέγ' ἀλγυῖ καὶ τὰ πρὶν δεδραμμένα ἔγνωνε πρᾶξας· οὐ καλῶς, ist οὕτω μεταλγυῖ durch den Zusammenhang gefordert.

Vs. 332: *πονοῦμεν ἡμεῖς καὶ πόνων κεχρήμεθα.*

Die letzten Worte erklärt Schöne: „nicht verlange ich Qualen, d. h. nicht gehe ich darauf aus, Qualen zu bereiten, beabsichtige also auch nicht, dir Qualen zu verursachen“. Man würde schwer begreifen, wie die ganz einfachen und klaren Worte einer so unnatürlichen Auffassung Raum geben konnten, wenn nicht der Herausgeber uns darüber belehrte. Kreon sagt im vorhergehenden Vers:

ἔρπ', ὃ μάταια, καὶ μ' ἀπάλλαξον πόνων.

Nun, meint Schöne, dürfte οὐ πόνων κεχρήμεθα nicht als bloße Erweiterung von πονοῦμεν ἡμεῖς gefasst werden; denn der Charakter der Stichomythie verlange, dafs der Inhalt der Erwiderung stets präcis nach der Rede des andern abgemessen sei und keine Nebenausführungen beifüge. Allein der Charakter der Stichomythie gestattet sehr wohl, dafs die Rede jemandes von dem Entgegennenden in anderer Weise aufgefaßt und angewendet wird, als sie gemeint war. Kreon fordert, dafs die Medea sich entferne: „geh hinweg und befreie mich von der Qual!“ Darauf antwortet Medea ganz folgerichtig: „nicht du duldest Qualen, sondern ich, und zwar dulde ich sie im reichsten Mafse“. Diese Entgegnung, durch welche Kreons Mitgefühl für das Unglück des verstoßenen Weibes erregt werden soll, ist viel wirksamer und in sich geschlossener, als wenn Medea sagt: „ich quäle mich, und darum will ich nicht dich quälen, sondern fortgehen“.

Vs. 339: *μὴν με μῆναι τήνδ' ἴασον ἡμέραν*

καὶ ἑμπεράναι φορτίδ' ἣ γενεοῦμέθα.

Ueber ἣ wird angemerkt, es umfasse, zunächst an φορτίδα als das Mittel zur Bewerkstelligung der Flucht angeschlossen, zugleich die Art, wie sie geschehen, und den Ort, wohin sie gerichtet sein soll. Diese Worte werden leicht der Mißdeutung unterliegen, als solle in ἣ das Pronomen und das Adverbium vereinigt sein.

Vs. 353: *νῦν δ', εἰ μένειν δεῖ, μέν' ἐφ' ἡμέραν μὴν·
οὐ γάρ τι δράσεις δεινὸν ὧν φόβος μ' ἔχει.*

Diese beiden Verse sind wohl die albernsten, die im ganzen Euripides vorkommen. Dafs Männer wie Porson und Elmsley sie als aufbeistehend hinnehmen konnten, würde man für unmöglich erklären, wenn es nicht eine bekannte Thatsache wäre, dafs auch die bedeutendsten Kritiker zuweilen die einfachsten Dinge nicht sehen. Kreon sagt vorher:

εἰ σ' ἡ ἐπισῶσα λαμπὰς ὄψεται θεοῦ
καὶ παῖδας ἐντὸς τῆσδε τερμόνων χθονός,
θανεῖ' ἡλέπται μῦθος ἀψευδῆς ὁδε.

Die Wirkung dieser nachdrucksvollen Worte kann nicht empfindlicher gehört werden, als wenn ein so sinnloses Gerede nachfolgt, wie die obigen Verse es bieten: „jetzt aber, wenn man bleiben muß, bleibe; denn ich fürchte nichts von dem, was ich fürchte“.

Vs. 415: μῦσαι δὲ παλαιγενέων λήζουσ' αἰοδῶν
τὰν ἐμὰν ὑμνεῦσαι ἀπιστοσύναν.

Die Lesart αἰοδῶν hat Schöne aus dem Havn. aufgenommen, weil er οὔσαι αἰοδᾶν für eine unerträgliche Tautologie hielt. Allein καινῶν ὕμνων ἰδᾶν Eur. Tro. 512, θρήνων ὄδυρμολ Tro. 609, ὄδυρμάτων θρήνους Hec. 97, μολπᾶν μελίων Alc. 454 hat meines Wissens noch niemand beanstandet, so wenig als ἀλὸς ἐν πελάγεσσιν, πότος ἀλὸς πολυῆς, κότας ἐκτρον, κότῃ λεχέων, λέκτρον εὐναί, Ausdrucksweisen, die zum Theil ichöne selbst zu Vs. 426 anführt.

Vs. 422: σὺ δ' ἐκ μὲν οἴκων πατρίων ἔπλευσας
— ἐπὶ δὲ ξένη
ναίεις χθονί, τὰς ἀνάνδρου
κότας ὀλέσασα λέκτρον
τάλαινα, φυγὰς δὲ χώρας
ἀτίμος ἔλαινε.

Jeber mēn bemerkt der Herausgeber, es fehle dazu der Gegensatz und es lebe den Begriff, dem es beigelegt sei, hervor, indem es sich der Kraft von μὴν annähere. Diese Bemerkung ist hier nicht am rechten Orte, da ἐν und δὲ in der That einander gegenüberstehen. „Die Heimath hast u verloren, in der Fremde wirst du verstossen“: dieß ist ein Parallelismus, wie er ganz gewöhnlich durch μὲν und δὲ bezeichnet wird. Veruthlich würde Schöne keinen Anstoss an dem μὲν genommen haben, wenn es hieße: ἐπὶ δὲ ξένη ναλοῦσα χθονί τὰς ἀνάνδρου κότας ὀλέσας ἐκτρον. Auch Bacch. 309:

μηδ' ἦν δοκῆς μὲν, ἡ δὲ δόξα σου νοσεῖ,
φορεῖν δοκεῖ τι,

ann ich dem μὲν einen an μὴν grenzenden Sinn nicht beilegen, sondern der Gegensatz ist hier in anakoluther Redeweise gegeben. Aehnlich Med. 288: ὡς ἴδω δειπλοῦν κακόν, τοὺς μὲν θανόντας, τὴν δὲ τίσσωμαι φόρῳ, so ebenfalls Schöne's Auseinandersetzung mich nicht überzeugt.

Vs. 441: καμὸι μὲν οὐδὲν πρᾶγμα, μὴ οὐ παύσῃ ποτὲ
λέγουσ' ἰάσων ὡς κακιστὸς ἔστ' ἀνὴρ.

Die Vermuthung von Sauppe μὴ οὐ statt μὴ ist nicht unwahrscheinlich; doch läßt sich die Vulgate vertheidigen, wenn man interpungirt:

καμὸι μὲν οὐδὲν πρᾶγμα· μὴ παύσῃ ποτὲ κτλ.

Mir liegt nichts daran; nenne immerzu den Jason einen Treulosen“. Die Itterkeit wird durch diesen Befehl offenbar gesteigert.

Vs. 450: ὅμως δὲ καὶ τῶνδ' οὐκ ἀπειρηκὼς φίλοις
ἦκα, τοσόνδε προσκοπούμενος, γίνασθαι,
ὡς μήτ' ἀχρημῶν σὺν τέκνοισιν ἐκπέσης
μήτ' ἐνδείης του.

Die Handschriften schwanken, wie es kaum anders zu erwarten ist, zwischen τὸ σόνδε, τὸ σὺν δὲ, τοσόνδε, τοσὸν δὲ und τὸ σὸν γε. Das von Schöne gebilligte τοσόνδε würde den Sinn geben „indem ich insoweit ich vorsehe, daß du nicht Mangel leidest“. Dagegen bezeichnet τὸ σὸν „indem ich dein Interesse im Auge habe“. Die Wahl kann nicht hwerig sein.

Vs. 482: *εἰ θεοὺς νομίζεις τοὺς τότε οὐκ ἄρχων ἦν.*

Der Herausgeber versteht: *τοὺς τότε ἐν τοῖς ὅροις ἀνακαταμένους*. Warum nicht einfach „die damaligen Götter“, *τοὺς τότε ὄντας* oder *ἀρχοντας*? Auch die Vs. 527 angenommene Brachylogie kann ich nicht gelten lassen: *διὰ τὴν ἐκλείψαναι νόμοις τε χρῆσθαι, μὴ πρὸς ἰσχυρὸς χάριν*. Dies soll bedeuten: *νόμοις χρῆσθαι μὴ πρὸς ἰσχυρὸς χάριν τεθειμένους*¹⁾, ἀλλὰ ἐκείλους. Richtiger sagt Elmsley: *supplendum ἔστω, ἀρχων αὐτὸς tale quid*. Ein solcher Begriff wird aus dem vorübergehenden *νόμοις χρῆσθαι* sehr leicht entnommen.

Vs. 500: *τοῦτάρ με πολλοῖς μακαρίαν ἂν Ἑλλάδα*

ἰθὺς ἀπὲρ τῶνδε θαυμαστὸν δὲ εἰ

ἔχω πόσιν καὶ πιστὸν ἢ τάλαρ ἔγωγε.

Die Begriffe *θαυμαστὸν* und *πιστὸν* sind sehr heterogener Art, und zwar ist *πιστὸν* in diesem Zusammenhang unpassend. Von der Treulosigkeit des Iason hat Medea im Vorübergehenden gesprochen; hier zeigt sie, daß das schimmernde Glück, welches Iason ihr verhieß, zum schwachvollsten Elend umschlägt. „Was hilft es mir, einen gepriesenen Mann zum Gatten zu haben, wenn ich hinausgestoßen werde, von Freunden verlassen, allein mit meinen Kindern?“ Dies ist der Gedanke, den sie hier ausspricht. Danach erwartet man statt *πιστὸν* einen dem *θαυμαστὸν* verwandten Begriff, durch den der Ruhm oder die hohe Stellung des Iason bezeichnet wird. Nun bietet der Rhetor Alexander vol. VIII p. 451 ed. Walz. *ἔχω πόσιν καὶ σεμνόν*. Danach halte ich das vollkommen sinn-gemäße *σεπτόν* für das Ursprüngliche. Es ist leicht zu sehen, wie daraus einerseits *πιστὸν*, andererseits *σεμνόν* werden konnte. Ueber die Verwechslung von *σεμνός* und *σεπτός* vgl. Rhes. 973.

Vs. 505: *χρυσοῦ μὲν ὅς κέρδιος ἢ*

τεκμήριον ἀνθρώποισιν ὅσας σαρῆ.

So die Handschriften; Schöne hat *κέρδιος ἢ* geschrieben, wofür er die Autorität von Stobaeus Flor. 2, 16 und Clemens Alex. Strom. VI p. 757 geltend machen konnte²⁾, wegen des Praeteritum ὥσας, „da in den mit Hauptsätzen dieser Art verbundenen Relativsätzen der Gebrauch des Coniunctiv ohne *ἂν* sehr zweifelhaft erscheint“. Wenn ich diese Worte recht verstehe, würde Schöne solche Ausdrücke wie *χρυσοῦ ὅς κέρδιος ἢ τεκμήριον ἔχομεν* oder *χρυσοῦ ὅς ἂν κέρδιος ἢ τεκμήριον Ζεὺς ἦν ὥσας* nicht beanstanden; ist dies aber der Fall, so weiß ich nicht, was bei den obigen Worten noch bedenklich sein kann. Denn Ζεὺς ἦν ὥσας ist so viel als *ἔχομεν παρὰ Διὸς λαβόντες*, und *χρυσοῦ ὅς κέρδιος ἢ* statt *ὅς ἂν κέρδιος ἢ* läßt sich durch zahlreiche Dichterstellen belegen. Unserer Stelle ganz verwandt ist Aesch. Sept. 257:

ET. *ὦ Ζεῦ, γυναικῶν οἷον ὥσας γένος.*

XO. *μοχθηρόν, ὥσπερ ἀνδρας ἂν αἰψὲ πόλις.*

¹⁾ Vor einem Ausdruck wie *νόμος τίθεται* sind die Schüler zu warnen; man sagt dafür *νόμος κεῖται*. Auf welcher Autorität beruht die Form *διανοήσασθαι*, deren sich der Herausgeber zu Vs. 518 bedient? Mir ist nur *διανοηθῆναι* bekannt. Vollends möchte ich nicht einen Infinitiv *ἐνῆκα* gebildet sehen, der zu Vs. 638 als Interpretation von *φείσεσθαι* erscheint.

²⁾ Diese beiden Zeugnisse fallen in eins zusammen, wie jeder zugeben wird, der das Verhältniß von Clemens und Stobaeus genauer verfolgt. Clemens verdankt nämlich seine heidnische Erudition vorzugsweise jener Blumenlese, die wir dem Stobaeus beilegen. Darauf habe ich schon in den Observ. crit. de trag. Gr. fragm. p. 14 hingewiesen, wo auch p. 32 und p. 43 zu vergleichen ist. Dieselbe Blumenlese hat Theophilus ad Autolyicum benutzt.

Was es für den Sinn austrägt, ob η oder $\eta\gamma$ gelesen wird, liegt auf der Hand: $\eta\gamma$ würde bezeichnen „das Gold war damals falsch, als uns Zeus den Probirstein gab“; der Conjunctiv hat den Sinn „Zeus gab uns Kriterien für das Gold, das etwa falsch ist“. So müßte denn $\eta\gamma$ auch gegen alle Handschriften in η geändert werden.

Vs. 516: *Κύπριν νομίζω τῆς ἐμῆς ναυκληρίας*

οὕτωσαν εἶναι θεῶν τε κἀνθρώπων μόνην.

Der Herausgeber erinnert, schon Pindar habe der Aphrodite eine Mitwirkung bei den Schicksalen des Iason beigelegt; somit sei es nicht ein bloß der hiesigen Situation halber erfundener Vorwand, daß Iason diese Göttin als seine eigentliche Retterin bezeichne. Der Zweck und der Sinn dieser Bemerkung ist mir nicht klar geworden. Wenn Iason durch die Liebe etwas erreichte, so war eben die Göttin der Liebe seine Helferin. Euripides hätte aber die ganze Sage umstoßen und umformen müssen, wenn er dieses Hauptmotiv hätte ändern wollen, daß Medea dem Iason bei seinen Abenteuern aus Liebe behülflich ist. Eine solche Umgestaltung der Sage hat Euripides wohlweislich nicht vorgenommen. Die Befürchtung also, daß die Erwähnung der Kypris für einen leeren Vorwand gehalten werden könnte, scheint mir ungegründet. Eines Sophisma aber und des schönsten Undanks macht Iason insofern sich schuldig, als er vorgiebt, nur der Kypris zum Dank verpflichtet zu sein, nicht der Medea, der das, was sie unter dem Einfluß der Göttin gethan habe, nicht als Verdienst anzurechnen sei.

Vs. 556: *ἐμοί τε λύει τοῖσι μέλλουσιν τέκνοις*

τὰ ζῶντ' ὀνήσας.

Die Begriffe *μῶλων* und *ζῶν* bilden keinen richtigen Gegensatz. Vermuthlich ist zu lesen *τὰ γ' ὅτ' ὀνήσας*, wie z. B. *τὰ τ' ὅτ' αἰ καὶ μάλιστα* öfters sich findet.

Vs. 573: *ὥς καὶ σὺ μὲν νῦν εἰς ἐμ' εὐσχήμων φανεί*

λέγειν τε δεινός· ἐν γὰρ ἐκτενεῖ σ' ἔπος.

So der Herausgeber unter Beifügung folgender Uebersetzung: „so wirst auch du jetzt als Beschöniger und Redekünstler erscheinen; denn ein einziges Wort wird dich zu Boden strecken“. Dabei bleibt das Wörtchen *μὲν* dunkel, und auch *γὰρ* ist mir räthselhaft. Iason erscheint doch wohl nicht deshalb als gewandter Redner, weil ein einziges Wort ihn niederwerfen wird? Gegen die Vulgate *μὴ νῦν εἰς ἐμ' εὐσχήμων γένη* werden zwei Gründe vorgebracht. Zunächst könne die durch *ὥς* vermittelte Anwendung eines allgemein ausgesprochenen Urtheils auf den besondern Fall nicht in Form eines Verbots ausgedrückt werden. Dies gilt für das Atonon *ὥς*, aber nicht für *ὥς* = *οὕτως*. Wenigstens scheint es mir unbedenklich, zu sagen: „die gewandten Redner, die ihre Schlechtigkeit zu beschönigen suchen, sind nicht allzu weise; so versuche auch du deine Redekünste jetzt nicht bei mir; denn ein Wort wird dich entwaffnen“. Nimmt indess jemand daran Anstoß, so wird es gerathener sein, *ὥς καὶ σὺ* mit den vorhergehenden Worten zu verbinden, wie Witzschel thut, als die Worte *μὴ γένη* zu ändern. Sodann, meint Schöne, will Iason nicht in Zukunft *εὐσχήμων* sein, sondern er ist es schon gewesen. Dies spricht nicht gegen die Vulgate, denn man verbietet ebensowohl Geschehenes als Zukünftiges, sondern gegen Schöne's Vermuthung, da *εὐσχήμων φανεί* nur auf die Zukunft gehen kann.

Vs. 597: *καλῶς γ' ἂν οὖν σὺ τῷδ' ὑπηρέτης λόγῳ.*

Das Schwanken der Handschriften zwischen *σὺ* und *μοι* wie zwischen *ὑπηρέτης* und *ἐκπληρέτης* führt auf die fehlerhafte Ueberlieferung:

καλῶς γ' ἂν οὖν τῷδ' ὑπηρέτης λόγῳ.

Danach dürfte, wie ich an einem andern Ort gezeigt habe, οἷμαι statt οὖν das paläographisch Wahrscheinlichste sein, wie es auch für den Sinn allein angemessen ist.

Vs. 630 fgg. Nach den Spuren der Handschriften war zu schreiben:

στρ. ὦ πατρίς, ὦ δώματα, μὴ	ἀντ. εἶδομεν, οὐκ ἐξ ἑτέρων
δῆτ' ἀπολίσ γενόμεαν,	μῦθον ἔχω φράσασθαι.
τὸν ἀμνηστίας ἔχουσα	σὲ γὰρ οὐ πόλις, οὐ φῶν τι
δυσιπράτον αἰῶν',	οἰκτερεῖ παθοῦσαν
οἰκτρότατον ἀχέων.	δεινότετα παθόντων;

Vs. 691: λόγῳ μὲν οὐχί, καρτερεῖν δὲ βούλεται.

Schöne mag Recht haben, wenn er die Variante καρδίᾳ statt καρτερεῖν als einen Verbesserungsversuch bezeichnet; allein jedenfalls ist dieser Versuch für den Sinn passender als die Versuche des Herausgebers, τάρῳ ἔαν oder κάρτ' ἔαν δὲ βούλεται. Denn statt τάρῳ müßte der Singularis stehen, und κάρτα ἔαν halte ich für eine unmögliche Verbindung.

Vs. 698: καυτὸς ὄλβιος θάλοισ. Die Medea kann dem Aegeus neben den Vaterfreuden wohl ein glückliches Leben wünschen, nicht aber einen glücklichen Tod. Es ist vermuthlich θάλοισ zu schreiben. So findet sich πόλιν θ' ἀλοῦσαν und πόλιν θανούσαν verwechselt in Eur. Tro. 484. Mit der Redeweise ὄλβιον θάλλειν läßt sich vergleichen τίμιος γεραίρεται Eur. Suppl. 553. Endlich über die Optativform θάλοισι s. Hermann zu Aesch. Suppl. 663.

Vs. 705: εἰς τοῦτο γὰρ δὴ φροῦδός εἰμι πᾶς ἐγώ.

Diese Worte werden mit Matthiä erklärt „totus evanui, non exsto, i. e. tanquam qui evanuit inutilis, nihil sum“. Zu deutsch, Aegeus soll sagen: „was meine Zeugungskraft anbetrifft, so bin ich vollkommen ruiniert“. Das heisst dem Euripides eine Geschmacklosigkeit aufbürden, wie sie auch dem jämmerlichsten Bettelpoeten nicht zugetraut werden kann. Die Worte können nur bezeichnen, wie schon in den Scholien steht, „dem Verlangen nach dem Besitz von Kindern vermag ich durchaus nicht zu widerstehen“. Diese Erklärung ist durch den Zusammenhang geboten, und sie verträgt sich sehr wohl mit der Bedeutung von φροῦδός εἰμι, „ich bin ganz dahin, ich bin meiner selbst nicht mächtig“.

Vs. 717 fgg.: πίθοιθ' Ἀέλιον δ' ἐχθρὸς ἐστὶ μοι δόμος
 Κρίων τε. τοῦτοις δ' ἑρκίοισι μὲν ζυγείς,
 ἄγουσιν οὐ μεθεῖ' ἂν ἐκ γαίας ἐμῆ
 λόγοις δὲ συμβᾶς μὴ θεῶν ἰνώμοτος,
 φίλος γένοι' ἂν καπὶ κηρυκείματα,
 οἷδ' ἂν πίθοιο; τὰμὰ μὲν γὰρ ἀσθενῇ,
 τοῖς δ' ὄλβος ἐστὶ καὶ δόμος τυραννικός.

So hat Schöne diese überaus schwierige Stelle gegeben. Die viel besprochenen Verse 720 und 21 übersetzt er: „wenn du aber (bloß) mit Worten zusagst, ohne dieselben eidlich zu versichern, wirst du dann wohl Freund sein selbst bis zu Heroldsbotschaften und nicht (diesen) nachgeben?“ Dagegen erheben sich vielerlei Bedenken. Zunächst ist die Fragform durch nichts angedeutet, sondern ganz willkürlich angenommen. Sodann vermisst man zu φίλος γένοι' ἂν den Dativ ἡμῶν, und zu πίθοιο wieder einen andern Dativ, etwa τούτοις oder τοῖς ἡμοῖς ἐχθροῖς. Ferner heisst φίλον γενέσθαι nicht „Freund bleiben“, wie es Schöne versteht, sondern „Freund werden“; und φίλον γενέσθαι ἐπὶ τι ist eine schwerlich zu rechtfertigende Redeweise. Was endlich soll man unter dem „Freund sein bis zu Heroldsbotschaften“ überhaupt sich denken? vielleicht eine Freundschaft, deren Träger Herolde sind? Ueberliefert ist:

λόγοις δὲ συμβαῖς καὶ θεῶν ἐνώμοτος
φίλος γένοι' ἂν κἀπικηρυκεύματα
οὐκ ἂν πίθοιο.

Zwar bieten die Handschriften κἀπικηρυκεύμασι, oder κἀπὶ κηρυκεύμασι, die Scholien jedoch lehren, daß dieß eine spätere Correctur ist. Eine bedeutende Schwierigkeit wäre gehoben, wenn ἐπικηρυκεύματα von dem Bündniß verstanden werden könnte, das Aegeus und Medea schloßen, wie Badham Philol. X p. 338 nach dem Vorgang der Scholien will. Allein ἐπικηρυκεύματα bezeichnet nun einmal Heroldssendungen, läßt sich also hier nur auf die Versuche beziehen, welche die Feinde der Medea machen werden, den Aegeus für sich zu gewinnen. So weifs ich denn keinen andern Ausweg als folgenden Emendationsversuch:

λόγοις δὲ συμβαῖς μὴ θεῶν ἐνώμοτος
φηλὸς γένοι' ἂν, κἀπικηρυκεύματα
τάχ' ἂν πίθοι σε.

Hier ist μὴ statt καὶ von G. Hermann, τάχ' ἂν statt οὐκ ἂν von Wyttenbach vorgeschlagen. Das Wort φηλός, das bei Arcadius p. 53, 3 in οὐλός verschrieben ist, gebraucht Menander Com. IV p. 77: δὲ οἰκίας (vielleicht δύο σικιάς) φηλῶν γερόντων. Das Verbum φηλῶ findet sich bei Aeschylus und Euripides.

Vs. 724: πολλὴν ἤλεας, ᾧ γύναι, προμηθεῖαν.

Die Lesart anderer Handschriften (Havn. Pal. 287 Flor. 2) ἤλεας ἐν λόγοις προμηθεῖαν ist zu auffallend, um für eine Erfindung gelten zu können; vielmehr scheint ᾧ γύναι ein Verbesserungsversuch zu sein, durch den das tautologische ἤλεας ἐν λόγοις beseitigt werden sollte. Wahrscheinlicher dürfte sein: πολλὴν ἔθηκας ἐν λόγοις προμηθεῖαν. Aehnlich Vs. 915: πολλὴν ἔθηκε σὺν θεοῖς προμηθεῖαν.

Vs. 760: μολόντι δ' αὐτῷ μαλθακοὺς λίξω λόγους,
ὡς καὶ δοκεῖ μοι ταῦτα καὶ καλοὺς ἔχει
γάμους, τυράννων οὓς προδοὺς ἡμᾶς ἔχει
καὶ ἔμφθορ εἶναι καὶ καλῶς ἰγνωσμένα.

Bei dieser Anordnung ist der letzte Vers ein beschwerliches Anhängsel, und auch das Vorhergehende will mir nicht zusagen. Vermuthlich sind die beiden letzten Verse das Fabricat eines Späteren, der die Worte ὡς καὶ δοκεῖ μοι ταῦτα καὶ καλῶς ἔχει näher zu erläutern versuchte. So urtheilte bereits Porson. Oder sollen wir glauben, Euripides habe eine so ungeschickte Amphibolie sich zu Schulden kommen lassen, wie sie in den Worten: γάμους τυράννων οὓς προδοὺς ἡμᾶς ἔχει enthalten ist? Daß οὓς sich auf γάμους und nicht auf τυράννους bezieht, daß von προδοὺς der Accusativ ἡμᾶς und nicht οὓς abhängt, daß endlich nicht προδοὺς ἔχει verbunden werden darf — dieß alles sind Dinge, die errathen werden müssen.

Vs. 764: οὐκ ὡς λιπούσα πολεμίας ἐπὶ χθονὸς
ἐχθροῖσι παραδῶ τοῖς ἱμοῖς καθυβρίσαι,
ἀλλ' ὡς δόλοισι παῖδα βασιλῆως κτείνω.

Uebertiefert ist ἐχθροῖσι παῖδας τοῖς ἱμοῖς καθυβρίσαι. Schöne's Vermuthung hat etwas Ansprechendes; doch würde παραδιδόναι, was eine förmliche Uebergabe bezeichnet, nicht ganz passend sein, und der Vers ἐχθροῖσι παῖδας τοῖς ἱμοῖς καθυβρίσαι ist wahrscheinlich, wie schon Brunck vermuthete, aus einer späteren Stelle entlehnt (Vs. 1032: παῖδας παρήσω τοῖς ἱμοῖς καθυβρίσαι). Tilgt man diesen Vers, so vermisst man einen von ὡς abhängigen Coniunctiv. Kirchhoff wollte
οὐκ ὡς λιπούσα πολεμίας ἐπὶ προδῶ.

Dies ist jedoch metrisch fehlerhaft; denn die kurze Endsilbe in *ἐπὶ* kann durch *ΙΠ* nicht verlängert werden. Vielleicht ist zu lesen:

*οὐχ ὡς λίπω σφε πολεμίας ἐπὶ χθονός,
ἀλλ' ὡς δόλοισι παῖδα βασιλῆως κτάνω.*

Vs. 787: *πέμψω γὰρ αὐτοὺς δῶρ' ἔχοντας ἐν χερσὶν
νύμφῃ, φέροντας δῆθε μὴ φεύγειν χθόνα.*

Die Form *δῆθε*, welche Schöne statt des handschriftlichen *τῆδε* gesetzt hat, ist durch Eur. El. 268 nicht hinlänglich gesichert, und das Pronomen läßt sich in Ermangelung einer andern Bestimmung zu *χθόνα* wohl kaum entbehren.

Vs. 782: *ἀνδρὸς Ἑλλήνος λόγους
πεισθεῖσ', ὃς ἡμῖν σὺν θεοῖς δώσει δίκην.*

In *Ἑλλήνος* findet der Herausgeber eine Bezeichnung des auf listige Ueberredung und Trug ausgehenden hellenischen Charakters. Den Beweis dafür hat er nicht gegeben, und ich glaube, die Hellenen selbst würden gegen diese ehrenrührige Interpretation protestirt haben.

Vs. 829: *μὴ, πρὸς γονάτων σε πάντες
πάντως ἱκετεύομεν,
μὴ αὖ φονεύσης.*

Die zu Gunsten des Metrum vorgenommene Aenderung von *τέκνα μὴ φονεύσης* in *μὴ σὺ φονεύσης* steht an Wahrscheinlichkeit der Brunck'schen Vermuthung *τέκνα φονεύσης* weit nach. Unmittelbar nachher lesen wir Folgendes im Text:

*πόθεν θράσος ἢ φρενὸς ἢ
χειρὶ τέκνων σέθεν
καρδίᾳ πιλῆψει
δεινὰν προσάγουσα τόλμαν;*

Man würde sich vergeblich abmühen, diese vier Zeilen zu verstehen, wenn nicht unter dem Text die Construction beigelegt wäre: *πόθεν θράσος ἢ φρενὸς ἢ χειρὶ πιλῆψει, προσάγουσα καρδίᾳ τέκνων σέθεν δεινὰν τόλμαν*. Es scheint überflüssig, über diese vom Herausgeber beliebte Kritik und Erklärung noch ein Wort hinzuzufügen. Badham machte vor Kurzem den annehmbaren Vorschlag:

*πόθεν θράσος ἢ φρένας ἢ χεῖρα τῷ σέθεν
καρδίᾳ τε λήψει, δεινὰν προσάγουσα τόλμαν;*

und in der Strophe:

*πῶς οὖν ἱερῶν ποταμῶν πόλις ἢ φλὺν
πόμπιμός σε χώρα τὰν παιδολέτειραν ἔξει;*

Vs. 861: *ἢ χρῆν μετεῖναι τῶνδε τῶν βουλευμάτων
καὶ ἐμπεριβαίνειν καὶ παρεστάναι λίχει
νύμφῃν τε κηδεύουσιν ἥδεσθαι σέθεν.*

Medea soll in diesen Worten „den Eifer ihrer angeblichen Rose bis zum Ausdruck der höchsten Ironie steigern“. Von einer Ironie kann nur da die Rede sein, wo man einen Andern fühlen läßt, daß man das Gegentheil meint von dem, was man ausspricht; Medea aber sucht durch Verstellung den Iason zu täuschen.

Vs. 887: *ἔγνωσ δὲ τὴν νικῶσαν ἀλλὰ τῷ χρόνῳ
βουλὴν γυναικὸς ἔργα ταῦτα σφόδρον.*

Statt *ἔργα ταῦτα* müßte mindestens der Singularis stehen; außerdem aber kann das Erkennen nicht als ein Handeln bezeichnet werden. Darum halte ich den zweiten dieser Verse für unecht, hervorgerufen durch das Verkennen des elliptischen *ἢ νικῶσα*. Vergl. Zeitschr. f. d. Alterthumswiss. 1855 p. 111.

Vs. 891: οἶμαι γὰρ ὑμᾶς τῆσδε γῆς Κορινθίαις
τὰ πρῶτα ἴσασθαι.

Mit τὰ πρῶτα vergleicht der Herausgeber τὰ φίλιата zur Bezeichnung von Personen und weniger passend πάντα εἶναι τινι. Es wäre nicht überflüssig gewesen, auf das Ungewöhnliche des Artikels beim Prädicat aufmerksam zu machen, der gerade in diesem τὰ πρῶτα gesetzlich ist. Elmsley hat dafür angeführt Eur. Or. 1246: Μυκηρίδες ὃ φίλιαι, τὰ πρῶτα κατὰ Πιλασγὸν ἴδος Ἀργείων. Ar. Ran. 421: κάστιν τὰ πρῶτα τῆς ἐκεῖ μοχθηρίας. Herodot 6, 100: Αἰσχίνης ὁ Νόθωνος ἐὼν τῶν Κερτρειῶν τὰ πρῶτα. 9, 78: Λάμπων ὁ Πυθίῳ Αἰγινητέων τὰ πρῶτα. Dazu nehme man Lucian Timon c. 35: ἴσθι Ἀθηναίων τὰ πρῶτα. c. 55: κολάκων ἴσθι τὰ πρῶτα. Lucian Hippias c. 3: μηχανικῶν τε ὦν τὰ πρῶτα. Dio Cass. 36, 30: τὰ τε πρῶτα τῆς βουλῆς ἦν. Heliodor 4, 6: τὸν πατέρα τῆς κόρης ἡγνόνικας, ὡς Διλαῶν ἴσθι τὰ πρῶτα; Theod. Hyrtac. Epist. 23 in Notices et Extr. V p. 740: ἦν μὲν καὶ πρὶν τῶν πάντων φάων ἱμοὶ καὶ τὰ πρῶτα τῶν ἱταλῶν. Verdächtig ist auch von Seiten des Sinnes der diesem Gesetz widerstrebende Vers ξενίας τ' ἀριθμῶ πρῶτα τῶν ἱμῶν ξένων Eur. Hec. 794, obgleich hier der codex Paris. 2712 τὰ πρῶτα bietet.

Vs. 911: ἡμεῖς μὲν ἐκ γῆς τῆσδ' ἀπαίρομεν φυγῇ.
Im Präsens ἀπαίρομεν findet der Herausgeber den Ausdruck der Entschiedenheit, vielleicht mit Recht. Aber einerseits werden die in der nächsten Zukunft bevorstehenden Ereignisse häufig als gegenwärtige gedacht und dargestellt, andererseits liegt es sehr nahe, mit Elmsley ἀπαρούμεν zu vermuthen.

Vs. 939: κείνης ὁ δαίμων· κείνα νῦν αὖξει θεός·
νέα τυραννεῖ τῶν δ' ἱμῶν παίδων φυγὰς
ψυχῆς ἂν ἀλλάξαίμεθ', οὐ χρυσοῦ μόνον.

Die Worte κείνα νῦν αὖξει θεός sind entbehrlich, das folgende νέα τυραννεῖ ist für den Zusammenhang sogar störend. Vielleicht ist νέα τυραννεῖ eine von einem Abschreiber erdichtete Variante statt des befremdlich klingenden κείνης ὁ δαίμων. War diese Variante einmal beigegeben, so konnte sie leicht die Ergänzung des Verses durch κείνα νῦν αὖξει θεός zur Folge haben. Statt κείνα würde man jedenfalls τὰ κείνης erwarten.

Vs. 954: ξανθᾶ τ' ἀμφὶ κόμα θήσει τὸν Ἄϊδα
κόσμον αὐτὰ χερσὶν λαβούσα.

Schöne hat in diesem Chorgesang den Text von den Interpolationen der schlechten Handschriften wie von den darauf gegründeten Conjecturen der Neueren gereinigt und die Lesarten der bessern Handschriften wiederhergestellt. Zu λαβούσα findet sich nichts Entsprechendes in der Antistrophe, ohne daß der Sinn dort etwas vermissen ließe; da nun auch λαβούσα selbst ganz entbehrlich ist, so hat man es unbedenklich zu tilgen. Bald nachher entfernt sich χρυσοτείνκτω πρὸς στεφάνῳ Vs. 956 zu weit von der Ueberlieferung, um als wahrscheinlich gelten zu können; außerdem vermisst man einen Objectaccusativ zu περιθέσθαι.

Vs. 1039: ἀλλ' εἴμι γὰρ δὴ τλημονεστάτην ὁδὸν
καὶ τοῦσδε πέμψω τλημονεστέραν ἔτι,
παῖδας προσειπεῖν βούλομαι.

Schon Pierson hat gesehen, daß der zweite Vers zu tilgen ist. Er stört augenscheinlich den Zusammenhang und ist der Situation in keiner Weise angemessen; denn es wäre ein alberner Egoismus, wenn Medea das Loos ihrer Kinder, die sie morden will, für beklagenswerther hielt als ihr eigenes, und wenn sie sich damit über den unseligen Gang, der ihr bevorsteht, zu trösten wüßte.

Vs. 1161: *πέπλοι τε λεπτοί, σὺν τέκνων δαρήματα,
λεπτὴν ἰδαπτον σάρκα τῆς δυσδαίμονος.*

Ob der Fehler dieser Stelle im ersten oder zweiten Verse liegt, möchte sich mit völliger Gewissheit kaum entscheiden lassen. Nur diese scheint mir unzweifelhaft, daß die allgemein recipirte Conjectur des Musurus *λευκὴν ἰδαπτον σάρκα* der Ueberlieferung mit Unrecht vorgezogen wird. Das entzündete und zerrissene Fleisch kann sehr wohl zart, aber nicht füglich weifs genannt werden.

Nach Vs. 1211 hat Schöne die beiden Verse getilgt, die schon früher vorkamen:

*πάντως σφ' ἀνάγκη καταθανεῖν· ἐπεὶ δὲ χρῆ,
ἡμῖς κτενούμεν, οἵπερ ἐξεφίσταμεν.*

Diese Verse sind vielmehr an der ersten Stelle für interpolirt zu halten. Dort spricht Medea nur von der Nothwendigkeit, die Kinder den Feinden zu entreißen; der Tod der Kinder wird nicht mit nackten Worten bezeichnet, wie ja schon die Anwesenheit derselben einen verhüllten Ausdruck ganz nothwendig fordert. Anders an der zweiten Stelle: nachdem Kreon und seine Tochter umgekommen sind, eilt Medea, den unrettbar verlorenen Kindern selbst den Tod zu geben, um sie nicht *ἐκδοῦναι*

ἄλλῃ φονεῦσαι δυσμενεστέρᾳ χερσὶ.

An diese Worte schließt sich das obige *πάντως σφ' ἀνάγκη καταθανεῖν* ganz passend an.

Vs. 1225 fgg. schreibt der Herausgeber:

*σᾶς γὰρ χρυσίας
ἀπὸ γονᾶς ἔβλασταν, θεῶν δ'
ἄμφ' αἵματι πίνειν φόβος ὑπ' ἀνέρων.*

und in der Antistrophe:

*δειλαία, τί σοι
φρένα βαρὺς χόλος προσπίνει;
δίκας δυσμενῆς φόνος ἀμείβεται.*

Zum Theil sind diese Aenderungen zu Gunsten des Metrum vorgenommen worden, das jedoch nicht hergestellt zu sein scheint, wenn die ungleichartigen Dochmien *ἄμφ' αἵματι πίνειν* und *δίκας δυσμενῆς* sich entsprechen sollen. Was den Sinn anlangt, so sind mir die Worte *θεῶν δ' ἄμφ' αἵματι πίνειν φόβος ὑπ' ἀνέρων* unverständlich. Soll *θεῶν αἷμα* auf die Kinder der Medea bezogen werden und *ὑπ' ἀνέρων* s. v. a. *ἐπὶ Μηδείας* sein? In diesem Fall könnte von einem Gegensatz zwischen *θεῶν αἷμα* und *ἀνέρες* nicht die Rede sein. Oder soll *θεῶν αἷμα* auf die Γῆ und den Ἥλιος gehen? Dann sieht man nicht, inwiefern diese durch die bevorstehende Gräueltthat fallen. Aber auch von paläographischer Seite ist Schöne's Aenderung unwahrscheinlich. Die Ueberlieferung lautet:

σᾶς γὰρ ἀπὸ χρυσίας γονᾶς ἔβλασταν, θεοῦ δ' αἵματι πίνειν φόβος ὑπ' ἀνέρων, und *δειλαία, τί σοι φρενῶν βαρὺς χόλος προσπίνει, καὶ δυσμενῆς φόνος ἀμείβεται.* Danach versuche ich Folgendes:

*σᾶς γὰρ χρυσίας γονᾶς
ἔβλασταν· θεοῦ δ' αἰδῶ πίνειν
φόβος ὑπ' ἀνέρων.* *δειλαία, τί σοι βαρὺς
χόλος προσπίνει, καὶ δυσμενῆς
φόνος ἀμείβεται;*

Getilgt habe ich die Präposition *ἀπὸ* und in der Antistrophe *φρενῶν*. Letzteres halte ich für einen metrischen Zusatz; hätte Euripides *φρένις* setzen wollen, so würde er statt *σοὶ φρενῶν* doch wohl *σοὺ φρεσὶν* geschrieben haben. Die Aenderung von *αἵματι* in *αἰδῶ* beruht auf der Annahme, daß in der ursprünglichen Handschrift eine Rasur war. Habe ich mit meiner Vermuthung den Sinn des Dichters getroffen, so fürchtet

der Chor, die Unthat der Medea werde die Scheu vor den göttlichen Gesetzen untergraben. Statt des handschriftlichen *θεοῦ* möchte ich jedoch *θεῶν* vorziehen. Endlich wird *φόνος ἑμτέγγεται* mit *φόνος χραίνεται, κέ-
ρεται* und ähnlichen prägnanten Ausdrücken sich vergleichen lassen; die Metapher ist entlehnt von den Blumen, die man knickt.

Vs. 1242. ΠΑΙΣ α'. οἶμοι, τί δράσω; ποῖ φύγω μητρὸς χεῖρας;
ΠΑΙΣ β'. οὐκ οἶδ', ἀδελφεῖ φίλτατ', ἀλλύμεσθα γάρ.

Den zweiten dieser Verse glaube ich mit vollständigem Recht in meiner Ausgabe getilgt zu haben. Diejenigen, welche das Ausscheiden von Versen für ein *piaculum* und jeden verworfenen Vers für einen baaren Verlust halten, werden, wenn sie einfach ihrem Gefühl folgen, wenigstens zugeben, daß dieser Vers recht nüchtern klinge, und daß das γάρ so unpassend sei wie nur möglich. Auch werden sie nicht in Abrede stellen, daß die Frage im ersten Vers keineswegs eine Antwort fordere. Der entscheidende Grund aber, weshalb der zweite Vers für unecht zu halten ist, liegt darin, daß das Zwiegespräch der Knaben eine Individualisirung voraussetzt, wie sie nach dem constanten Gebrauch der Griechischen Tragödie im vorliegenden Fall undenkbar ist. Die beiden Knaben haben nur eine Rolle im Stück, und darum ist ein Zwiegespräch zwischen ihnen eine vollständige Unmöglichkeit. Ganz denselben Fall haben wir bei den Dioskuren, die am Schluß der Helena und in der unechten Partie der Elektra aus einem Munde reden; und nicht anders ist es beim Auftreten der Kinder in den Supplices 1123 fgg.

Vs. 1337: οὗτοι γιν ἡμῇ δεξιὰ σφ' ἀπώλεσεν.

Entweder ist hier *γιν* oder *σφε* unrichtig. Man mag hierüber urtheilen, wie man will; wenigstens Hermann's Vermuthung *δεξιὰ γ' ἀπώλεσεν* scheint mir durchaus unstatthaft. Die Hervorhebung der rechten Hand würde nur dann passend sein, wenn Jason sagen wollte, entweder daß er mit der linken Hand die Kinder umbrachte, oder daß er zwar nicht an der That Theil genommen, aber dieselbe doch im Stillen gut geheissen, vielleicht auch durch Winke und Reden befördert hätte.

Vs. 1358: σὺ δ', ὥσπερ εἰκός, κατθανεῖ κακὸς κακῶς,
Ἀργοῦς κάρα σὸν λειψάνῳ πεπληγμένος,
πικρὰς τελευτὰς τῶν ἑμῶν γάμων ἰδών.

Die Prophezeiung des Todes des Iason ist an dieser Stelle höchst befremdlich, da Medea weiter unten Vs. 1367 ihm das Elend eines kinderlosen Alters in Aussicht stellt, indem sie sagt: οὐπω θορηεῖς μένε καὶ γῆρας. Auch sieht man nicht, inwiefern die hier bezeichnete Todesart als eine schwachvolle (*κατθανεῖ κακῶς*) gelten kann; ebenso wenig, wie sie ein Resultat der Vermählung mit der Medea ist, da ein Unglück wie das hier erwähnte doch lediglich vom Zufall abhängt. Endlich ist es mir ein Räthsel, wie Iason, der die Argonautenfahrt längst hinter sich hat, von einem Ueberbleibsel der Argo getödtet werden kann. Die Scholien bemerken: ἱστορεῖται Ἰάσων τέλει τοιοῦτω χρήσασθαι. κοινῶμενον γὰρ αὐτὸν ὑπὸ τὴν Ἀργῶ κατασαιπεῖσιν ὑπὸ πολλοῦ χρόνου, μέρος τι ταυτὴς ἐκπέσον (wohl ἐμπίσον) κατὰ τῆς κεφαλῆς ἔκρουσεν. — ἄλλως. οἱ μὲν λέγουσι κατὰ Μηδείας χόλον ἢ κλέυσιν ὑπὸ τῇ πρῶμῃ τῆς Ἀργοῦς καταδραθέντα τὸν Ἰάσονα τελευτῆσαι, ἐμπεσόντος αὐτῷ ξύλου· Νεόφρων δὲ ξενικώτατον· ἀγχόνῃ γὰρ τελευτῆσαι. Damit vergleiche man das Argument zur Medea: Στάφυλος δὲ φησὶ τὸν Ἰάσονα τρόπον τινὰ ὑπὸ τῆς Μηδείας ἀναιρεθῆναι· ἐγκλεῦσασθαι γὰρ αὐτὴν ὑπὸ τῇ πρῶμῃ τῆς Ἀργοῦς κατακοιμηθῆναι μελλούσης τῆς νεὸς διαλύεσθαι ὑπὸ τοῦ χρόνου· ἐπιπαισίουσης γοῖν τῆς πρῶμης τῷ Ἰάσωνι τελευτῆσαι αὐτόν. Diese Erzählung scheint doch vorauszusetzen, daß der Tod des Iason noch vor

Vollendung der Fahrt erfolgte. In jedem Fall kann von jener Aufforderung der Medea, die den Tod des Iason herbeiführte, nach der Situation, wie sie am Schluss des Euripideischen Drama erscheint, nicht die Rede sein. Ueber das Schicksal der Argo ist aus Euripides nichts zu ersehen; nach Apollodor I, 9, 7 u. 8 war sie seit mehr als zehn Jahren dem Poseidon geweiht, bevor Iason die Treulosigkeit gegen die Medea übte. Nach den angegebenen Gründen kann ich nicht umhin, die obigen Verse, mindestens die beiden ersten, für unecht zu halten, und ich habe sie bereits in meiner Ausgabe eingeklammert.

Was die Form betrifft, in der die Anmerkungen des Herausgebers gehalten sind, so möchte ich hier und da eine größere Einfachheit und Leichtigkeit wünschen. Als Probe diene die Anmerk. zu Vs. 642: „Der Schlussgedanke, welcher nur in lockerer, durch καθούσαν δευρότατον καθέν vermittelt Verbindung mit dem Nächstvorhergehenden steht, ist das Ergebniss einer Erwägung, welche auf die Ursache der eben ausgeführten Schilderung, den Verrath des Jason, zurückgeht, in einem allgemeinen Satz ausgesprochen“. Diese Auseinandersetzung verlangt Studium und wird den meisten Schülern vielleicht ebenso unverständlich bleiben als der auf der vorhergehenden Seite citirte „Hesychios“.

Die mir aufgestossenen Druckfehler sind zu geringfügig, um eine Aufzählung zu verdienen. In der Anmerkung zu Vs. 707 steht Od. ε. 369 statt 389, und zu Vs. 167 ist in einem Citat aus Sophokles Διός mit Ζητός vertauscht. Unrichtige Schreibweisen sind φής Vs. 674 und 1101, καλλιπρωρον statt καλλίπρωρον Vs. 1307, προύρνέπω und προύδυνας Vs. 349 und 478, da doch niemand προύρνέπω und προύδυνας schreibt, αὐτοῦ Anm. zu Vs. 1022. In der Accentuation vermisst man die besonders in einer Schulausgabe wünschenswerthe Genauigkeit: es steht Ἄργω p. IV, ἔστα zweimal p. IX Anm., μῆδ' Anm. zu Vs. 38, ὁμῶς statt ὁμως nach dem Vorgang früherer Ausgaben Vs. 349, καρτερον Anm. zu Vs. 392, σύν σοι Vs. 474, ἔπατος Anm. zu Vs. 806, ἐνέργους Vs. 819, πετάμων Anm. zu Vs. 820, αὐτήν Anm. zu V. 1016, πότ' statt ποτ' Vs. 1031, λάβε Vs. 1214. Hinsichtlich des Schluss-Sigma in der Mitte der Wörter finden sich einzelne Inconsequenzen: z. B. τοῖςδε Vs. 77 der Text, τοῖςδε die Anm., ebenso bei ὅστις Vs. 218, umgekehrt bei πρόσθεν Vs. 163. Ueberhaupt ist das Schluss-Sigma nur in sehr jungen Handschriften zu finden, aber auch in den jüngsten Handschriften niemals in der Mitte eines Wortes.

Berlin.

A. Nauck.

IX.

Schulgrammatik der lateinischen Sprache mit einer reichen Auswahl classischer Beispiele von Dr. A. H. Fromm, Lehrer am Königl. Cadettenhause zu Berlin. Berlin 1856. Mittler's Sortiments-Buchhandl. (A. Bath). VI u. 146 (Formenl.) u. 130 (Synt.) S. 8.

Unter dem oben verzeichneten Titel ist dem Ref. ein Buch zugegangen, das zunächst nur den ersten Theil ¹⁾ einer Schulgrammatik enthält, nämlich die Formenlehre und die Syntax des Nomens, letztere in neun Capiteln, von denen die sechs ersten die sechs Casus behandeln (in folgender Ordnung: Nomin., Voc., Accus. [auch Accus. c. Infin.], Genit., Dat., Abl.). Dann folgt: 7. Von der Construction der Städtenamen und ähnlicher Wörter. 8. Von der Abkürzung der Nebensätze durch Apposition und durch die Construction der Ablativi absoluti. 9. Von dem besonderen Gebrauche des Adjectiva und Pronomens. Daß diese Eintheilung unsystematisch ist und eine Vermischung verschiedener Eintheilungsgründe enthält, wird der Verf. selbst so gut wissen, als wir. Er hat sie gewählt, weil er sie praktisch gefunden hat. Nun werden allerdings beim Unterricht Abweichungen vom System zu Gunsten einer bestimmten Methode oft förderlich, ja unerläßlich sein; auch verwerfen wir keineswegs unbedingt Lehrbücher, die sich einer Methode, auch da, wo sie vom System abgeht, anbequemen — Elementarbücher können oft gar nicht anders —: aber für eine Grammatik, die mehr geben will, als das dem Anfänger Nothdürftigste, ist Unwissenschaftlichkeit in der Anordnung immer mißlich. Das System ist die Heerstraße, die Jeder gern im Auge behält, wenn auch besondere Zwecke ihn hier einen Umweg machen, dort einen Richtweg einschlagen lassen, und der Reisende wird es uns wenig danken, wenn wir ihm eine Charte mitgeben, auf welcher nur die Seitenwege, die Dieser oder Jener einst mit Nutzen und Vergnügen eingeschlagen hat, nicht aber die Hauptstraße, verzeichnet stehen. — Was wir hier an der Eintheilung überhaupt ausgesetzt haben, gilt im Besonderen wieder für den Inhalt des neunten Capitels, der ziemlich bunt zusammengewürfelt ist; doch würde es unbillig sein, neben diesem Tadel zu verschweigen, daß die einzelnen Regeln des erwähnten Capitels sehr gut gefaßt sind und einen feinen Takt in der Auswahl des für die Praxis besonders Wichtigen bekunden.

Ueberhaupt merkt man es dem ganzen Buche an, daß es aus der Praxis, und zwar einer sehr einsichtsvoll aufmerkenden und beobachtenden Praxis hervorgegangen ist. Dasselbe verdient Beachtung, und wo es diese findet, wird auch Anerkennung nicht ausbleiben.

Die Formenlehre ist übersichtlich geordnet, läßt nichts Wesentliches unberücksichtigt und hebt, was wir besonders anführen, weil es in vielen ähnlichen Büchern nicht geschieht, die Quantität nicht bloß der Endsyl-

¹⁾ S. IV der Vorrede heißt es in einer Anmerk.: „In ähnlicher Weise hoffe ich recht bald die Syntax des Verbs folgen zu lassen, während dasjenige, was aus der Syntax der Partikeln in eine Schulgrammatik gehört, theils schon behandelt ist, z. B. in den Anmerkungen zu den beordnenden Conjunctionen, in den Paragraphen vom Gebrauche der Präpositionen, theils in der Syntax des Verbs seine Stelle finden wird.“

ben gebührendermaßen hervor. Auch daß die Endungen und Formen, welche der Schüler seinem Gedächtniß einprägen muß, durch größeren und fetteren Druck sich dem Auge bemerklich machen, mag nicht unerwähnt bleiben.

Außer den Regeln über das Genus sind noch sehr viele andere in Reime gefaßt, „damit sie“, sagt der Verf., „der Schüler leichter und lieber lerne und dauernder behalte.“ Im Allgemeinen ist dies richtig, doch kann man die Spielerei — und eine solche bleiben diese Reime immer — auch zu weit treiben. Auch will es uns fast scheinen, als zürnte die Muse allmählich, daß sie jetzt von so Vielen zur Anfertigung grammatischer Wiegenliedchen gezwungen wird. Die O. Schulz'schen und Zumpt'schen Versen sind wenigstens noch immer die gefälligsten, obgleich die Nachahmungen und Umarbeitungen derselben zusammengestellt schon ein artiges Bändchen ausmachen würden.

„Die Adjectiva *er, is, e*
Verwerfen alle jenes *e*.
Nur *celer* läßt es niemals fehlen,
Was (*sic!*) auch die einer Endung wählen.“

oder:

„Aber immer haben *e*,
Als: vor Allen *principe*,
ales, deses, hospes,
compos, impos, sospes.“ u. s. w. (unverständlich).

So Etwas sollte man dem Schüler nicht bieten.

Die Syntax, soweit sie bis jetzt vorliegt, ist reich an Inhalt, ohne die für ein Schulbuch so heilsame Beschränkung vermissen zu lassen. Fast allenthalben zeigt sich, daß der Verf. weiß, was dem Schüler Noth thut. Wir könnten zum Beweise manches Einzelne hervorheben, z. B. was §. 303 über die Fälle gesagt ist, in denen Ablativi absoluti stehen, wenn auch ihr Subject im Hauptsatze enthalten ist, glauben jedoch dem Buche einen besseren Dienst zu erweisen, wenn wir den für unsere Anzeige noch übrigen Raum zur Hindeutung auf solche Stellen benutzen, die uns einer Verbesserung zu bedürfen scheinen.

§. 2. Die Definitionen von Subject und Prädicat („Begriff, welcher als Gegenstand der Beziehung erscheint“ und „Begriff, dessen Beziehung auf das Subject durch die Sprache vollzogen wird.“) sind für den Anfänger schwerlich deutlich genug.

§. 3. „Die Sätze enthalten entweder:

- 1) eine Thätigkeit des Erkenntnißvermögens“ u. s. w. „oder:
- 2) eine Thätigkeit des Begehrungsvermögens“ u. s. w. „oder:
- 3) eine Thätigkeit beider Vermögen, eine Frage (Fragesätze), z. B. *cur soror laetatur?* in welchem Satze einerseits die Behauptung liegt: *soror laetatur*, andererseits das Verlangen ausgesprochen wird, den Grund zu wissen.“

Hier ist übersehen, daß zwar in dem gewählten Beispiele, nicht aber in jeder Frage zugleich eine Behauptung liegt. Wo bleibt z. B. die Behauptung, wenn ich frage: *Laetaturne soror?* Das allen Fragen Gemeinsame ist nur, daß der Fragende eine Bereicherung seiner Erkenntniß begehrt.

§. 35 vermissen wir die Bemerkung, daß, wo die Beziehung von *ipse* dem Gedanken nach scheinbar gleichgültig ist, die Römer es vorziehen, dasselbe auf das Subject zu beziehen.

§. 40 läßt sich schärfer so fassen: Wenn das Pronomen *relat.* oder *demonstr.* durch ein unselbstständiges Verbum mit einem Prädicatesubstantiv verbunden ist, so schließt es sich diesem an, außer wenn der

atz bestimmend, nicht bloß erklärend ist (oder: außer wenn der Satz für den Sinn des Hauptsatzes nothwendig ist). Der zweite Satz würde dann wegfallen.

18. „*Docere aliquem aliqua re*, Jemanden in Etwas unterrichten.“ Wenn nicht die Kunst selbst, sondern dasjenige genannt ist, worin sie geübt wird.“ Hier hat der Verf. wohl nur Beispiele wie *docere aliquem* vor Augen gehabt, und nicht an das gleich dar-
auf ihm selbst angeführte Livianische *docendum armis* gedacht.

5. Weiß Herr Dr. Fromm für das Simplex *doctus* mit dem *iv* ein Beispiel aus der klassischen Latinität anzuführen?

28. Hier könnte auch die Ausdruckweise: *Terentii fabulas stu-
ro, Plautinis (Plauto) minus delector*, angeführt sein.

29. Auffallend ist es, daß der Verf. zur Erklärung der Con-
struction von *interest* ein Substantivum, z. B. *re*, ergänzt wissen will.
Solche Ellipsen glaubten wir längst allgemein abgethan.

5. Anm. 2. Daß die Worte *quibusdam volentibus* bei Liv. 21, 50
als Ablativi absoluti zu nehmen sind, erhellt schon aus den übrige-
n im §. angeführten Beispielen.

79. Ueber die bekannten „kleineren Inseln“ in der Regel über
die Namen hat Ref. sich schon einmal in diesen Blättern ausge-
sprochen (Jahrg. IX, Aprilheft, S. 310).

Beispiele sind gut gewählt, doch dürfte ihre Zahl schwerlich aus-
reichen, wenn sie, wie in der Vorrede gesagt wird, auch zu schriftlich
holländischen und deutsch-lateinischen Extemporalien benutzt wer-
den soll, so die Uebungsbücher zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins
Lateinische entbehrlieh machen sollen.

Graphisch ist das Buch sehr gut ausgestattet, doch kommen ein-
zelne Druckfehler vor (Syntax S. 22 Z. 6 v. o., S. 48 Z. 6 v. u., S. 84
o.).

am.

Gustav Wagner.

X.

aus der Lateinischen Syntax für die Quarta des Fride-
riciani. Vom Oberlehrer Dr. Schiller. (Abhandlung zu dem
Jahres-Programm des Gymnasii Fridericiani zu Schwerin.)

5. 32 S. 4.

Frage nach der brauchbarsten lateinischen Schulgrammatik bewegt
seit heut und gestern die pädagogische Welt der Gymnasien;
über den einen oder andern Punkt im lateinischen Unterricht ge-
sprochen oder geschrieben wird, kommt man gar bald auf diese Frage

Immer und immer wieder erscheinen neue, in das bezeichnete
Fachschlagende Schriften, und so oft auch unter denselben Unbrauch-
bares unterläuft, die Menge der aller Orten zu Tage kommenden be-
treffenden lateinischen grammatischen Litteratur weist auf das überall ge-
fühlte Bedürfnis einer guten Schulgrammatik hin. Sehen wir vor der
Wahl der Methode ab, so sind es bei jedem Buche, das in die
Fächer erscheint, zwei Fragen, die wir daran gehend, seine Vor-
theile beurtheilen, thun: 1) ist es aus dem Unterricht und dessen Er-
folg?

r. f. d. Gymnasialwesen. X. 6.

fordernissen hervorgegangen? 2) ist die Wissenschaft und ihr Fortschritt berücksichtigt und mit dem practischen Bedürfnis möglichst in Einklang gebracht? Die oben angezeigte Schrift von Dr. Schiller ist nun nicht eine selbständige Grammatik, und somit können wir bei der Beurtheilung derselben uns über andere sehr schwer zu beantwortende Fragen, wie über die, ob eine Anstalt für alle Classen eine, oder für zwei wesentlich verschiedene Standpunkte zwei verschiedene Grammatiken haben solle, oder ob man in den untersten Classen oder (wie neuerdings auch wieder behauptet wird) in den obern der Grammatik entzihen könne, hinwegsetzen. Herr Dr. Schiller hat für die Quarta der Anstalt, an der er wirkt und den lateinischen Unterricht der bezüglichen Classen in Händen hat, Regeln zusammengestellt, welche in zwei getrennten Abschnitten gegeben werden. Der erste aus 17 §§. bestehende Abschnitt gibt eine gedrängte Darstellung der Lehre vom Satze, wobei vom nackten Satze ausgegangen und auf dessen Erweiterungen und die Formen derselben im Lateinischen übergegangen wird. Wir geben in Kürze den Inhalt der §§.: §. 1. Begriff von Subject und Prädicat; Ausdruck dieser Satztheile; §. 2. *esse* und ähnliche Verba mit adjectivischen und andern Zusätzen als Paradigmen; §. 3. die Nebentheile des Satzes: Object, Adverb, Attribut; §. 4. Begriff des Objects; Ausdruck desselben durch die *Casus obliqui*; §. 5. Umwandlung der activen in die passive Construction; §. 6. Begriff des Adverbs; in vierfacher Weise bestimmt es die Thätigkeit; §. 7. Begriff des Attributs; §. 8. von den Stellvertretern des Subjects, Objects, Adverbs und Attributs (Wortverbindungen und ganze Sätze): Apposition, Acc. c. Inf., Abl. consequent.; §. 9. von der Apposition; §. 10. vom Acc. c. Inf.; Zusatz 1: über *iubere* und *vetare*; Zusatz 2: über *spero* u. a.; Zusatz 3: vom Coniunctiv statt des Acc. c. Inf. nach *opus est*, *oportet*, *necesse est*; §. 11. vom Nomin. c. Inf.; §. 12. Abl. consequent. oder absol.; §. 13. Beispiele, in welchen die einzelnen Satzstellen durch ganze Sätze vertreten sind; §. 14. Hauptsatz — Nebensatz; Vordersatz — Nachsatz; Zwischensatz; §. 15. Relativsatz, Begriff desselben, grammatischer Anschluss an das fragliche Wort, Relat. statt Demonstrat., Coniunctiv in Relativsätzen; §. 16. a) Participialconstruction statt Relativ- oder andern Nebensätzen mit einer Coniunction; b) Participia statt Verba finiti; §. 17. Beiordnende Sätze. — Was hier gegeben ist, ist in der Anordnung klar, im Ausdruck, auch fast durchweg in der Auswahl practisch. Entgegenstellen möchte ich nur, daß §. 5 insofern sich nicht streng an §. 4 anschließt, als in diesem der Begriff des Objects auf alle vier *Casus obl.* ausgedehnt und zu dem Falle, dessen Veränderung allein §. 5 enthält, kein Beispiel gegeben wird; daß §. 10 Zusatz 2 besser (wenigstens dem hergebrachten Gebrauch gemäßer) statt: „wenn von einem Verbum der Infin. fut. nicht im Gebrauch ist“ stünde: „wenn von einem Verbum das Supinum u. s. w.“ Wurde §. 11 Genaueres über den Gebrauch von *tradunt me* u. s. w. gegenüber *dicor* gegeben, so liefs sich auch eine Bemerkung über den Acc. c. Inf. bei zusammengesetzten Formen des Passiv erwarten. §. 12 gefällt der Ausdruck nicht: die Abl. consequ. sind jedoch nur dann zulässig, wenn „der unmittelbar darauf folgende Satz“ ein neues grammatisches Subject enthält; hierdurch wird der durch die deutsche Uebersetzung der meisten Abl. consequ. im Schüler hervorgerufene Irrthum, daß diese Wortverbindung ein selbständiger Satz sei, ex officio bestärkt. Der letzte Theil von §. 15 gab vielleicht besser auch schon dem Quartaner drei verschiedene Fälle des Coniunctivs in Relativsätzen: mit Absicht, Folge, Grund — statt dreier Sätze für den einen Fall der Absicht. — Vermißt man nun auch in diesem ersten Abschnitt Manches für Quarta, so soll das hier keineswegs getadelt werden. Der Verf. hat sich streng an die Aufgabe gehalten. Diese ist für Quarta die

lehre; was in diesem Pensum nicht unterzubringen ist, muß, wenn wol das grammatische Verständniß der Lectüre und gar manches der Exercitien und Extemporalien mehr verlangt, an der entsprechenden Stelle, zur rechten Zeit vom Lehrer gesagt werden: die nothwendigen Sachen aus der im eigentlichen Pensum nicht enthaltenen Syntax der erste Abschnitt. — Der zweite Abschnitt gibt in §. 18—69 die Lehre im ausgedehntesten Mafse, nämlich mit Einschluss des Gebrauchs des Gerundii, Gerundivi und Supini. Wir müssen es uns versetzen, daß auf diesen Abschnitt den Inhalt sämtlicher §§. anzugeben; auf die practische Einrichtung des Ganzen und die klare Durchführung in manchem Einzelnen wollen wir uns noch erlauben hinzuweisen. Der erste dem Accusativ vorausgehende Theil des zweiten Abschnitts enthält a) die Lehre vom Gebrauch der Städtenamen, die durch sehr gute Beispiele erläutert ist; unter c., wo von dem Falle einer zu einem gesetzten Apposition die Rede ist, wird die Bestimmung für Fragen wohin und woher vermisst; b) in §. 19 die Uebersetzung des Pronomens „man“; c) in §. 20 in fünf Stücken die Lehre vom Genus, Numerus und der Person des Prädicats bei Verbindung mehrerer Nomina zum Subject des Satzes. Die beiden letzten Abschnitte haben andere Grammatiker an derselben Stelle; practisch richtig ist jedenfalls auch die Scheidung des ersten, von den Städtenamen handelnden, von der Casuslehre ab, da auf diese Weise die Wiederholung vermieden wird, die ebenfalls ist, als die Zusammenstellung des ganzen Passus z. B. unter dem Titel des Accusativ. — In den dann folgenden Theilen, die nach einander den Accusativ, Dativ, Genitiv, Ablativ, Gerundium und Supinum behandeln, ist stets eine abstracte Begriffsbestimmung der Casus vorausgeschickt; es ist überall die Anordnung der unter jeden Casus zu bringenden Beispiele von der Art, daß man sieht, wie man sich des Begriffes des Casus bewußt war. Als Beispiel gebe ich noch den Inhalt der §§., die den Genitiv betreffen: §. 36. Gen. subj. oder auctoris; Gen. objecti; §. 37. Gen. bei *esse* und *fieri*; §. 38. bei *instar*, *causa*, *gratia*; §. 39. Gen. partit. bei a) Superlativ und Comparativ, b) Wörtern, die eine Zahl bezeichnen; §. 40. c) bei Substantiv des Maßes, d) bei Neutr. von Adjektiv. Pronom. mit dem Theilbegriff, e) bei Adverb. der Quantität, f) bei Adverb. des Orts; §. 41. Gen. qualit. (mit dem Ablativ qualit.); §. 42. Gen. Werthes und Preises; §. 43. Gen. der Schuld (und Strafe); §. 44. Gen. beim Verb. erinnern u. s. w.; §. 45. bei den Adjektiv. begierig, kündigt u. s. w. nebst den Participien; §. 46. bei *interest* und *refert*. — Als abweichend von der gewöhnlichen Anordnung möge aus dem vom Ablativ handelnden Abschnitte bemerkt werden, daß an den Ablativ des Maßes die Frage „um wieviel“ (§. 50) die Zeitbestimmung auf die Frage „lange vorher oder nachher“, an den Ablativ bei dem Adjektiv. *dignus* inl. (§. 59) die Construction des Relativ-Pronomens mit dem Coniunctiv angeknüpft worden ist. In ersterem scheint der Herr Verf. wie es allem Andern (vgl. §. 10 Zusatz 2, §. 53) Madvig gefolgt, in dem zweiten durch das practische Bedürfnis bestimmt worden zu sein. Ich frage ich zum Schluss, ob die Regeln in dieser Form von den Schülern gelernt werden sollen oder gelernt werden, so geschieht dies, wenn sie für diesen Fall nicht durchweg kurz und deutlich genug scheitern, wie sie überhaupt bei der schon oben genannten Klarheit im Ganzen häufig zu viel geben und das lebendige Wort des Lehrers entbehren machen. Was an mehreren Stellen zur Erklärung besonders der Bedeutungen der Verba und der sich daran anschließenden Constructionen gesagt ist, ist zum Lernen zu viel; beispielsweise die der Erklärung der Construction dienenden Worte bei den §. 31 aufgeführten Verben, welche lauten nach Krüger's Grammatik der lateinischen Sprache (S. 476)

gegeben sind (über die Weglassung von *incommodo*, *convicior* und *patrocinor* — die beiden ersten fehlen auch bei Krüger — spricht sich S. 31 eine der dem Ganzen hinzugefügten 18 Noten aus). So treffliche Beispiele ferner fast durchweg gewählt sind (nicht gut ist S. 5 zu §. 15 *quod officii genus quum Alexander risisset* u. s. w., da §. 21 ausdrücklich *rideo* als Beispiel von Verben aufgeführt wird, die erst durch Verbindung — Composition — mit Präpositionen transitiv [!] werden) und so sehr es zu billigen ist, daß den Beispielen (wie bei Alschowski) die Uebersetzung beigelegt ist: so dürften dennoch gerade die Beispiele nicht immer zum Memoriren sich eignen, weil die Uebersetzung sich nicht überall mit einem Ausdrucke begnügt (vgl. §. 22). Eine präcisere Fassung der Regel wünschten wir u. a. §. 20. c., wo es heisst: „wenn die Subjecte nur als zu einem Ganzen gehörig — betrachtet werden.“ — §. 36. S. 14. „die Thätigkeit oder Empfindung eines andern Substantiva.“ — §. 49. S. 19 f. würden die drei letzten Absätze von: „Steht aber bei *quam*“ u. s. w. bis: „alle hoffen“ besser wegfallen, wie wir es auch sonst an mehreren Stellen (vgl. §. 31) nicht gern gesehen haben, daß dem Schüler besonders hervorgehoben wird, wie er nicht sagen solle.

Wir wünschen übrigens den Regeln die Verbreitung, die sie verdienen.

Oels.

A. Liebig.

XI.

Lateinische Grammatik für die unteren Classen der Gymnasien.

Nach der Anlage der Billroth'schen Grammatik bearbeitet von Dr. F. Ellendt, Director des Gymnasiums zu Eisleben. Vierte verbesserte Auflage, nach dem Tode des Verf. besorgt von D. M. Seyffert, Prof. am Königl. Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1855. XV u. 175 S. 8.

Die Frage, wie Grammatiken auf Gymnasien zu gebrauchen seien, wird in *praxi* sehr verschieden beantwortet; wir kennen Gymnasien, wo für alle Classen eine Grammatik im Gebrauch ist, andere, wo in den untersten Classen (V. VI.) der Lehrer die Grammatik ist, und erst in den mittleren und oberen ein Lehrbuch von dem Schüler in die Hand genommen wird; andere hinwiederum geben das Lehrbuch den unteren Classen, die oberen müssen dasselbe haben. Die letzteren fassen gewis auf einer sehr richtigen Ansicht, nämlich der, daß erst der Schüler durch ein Lehrbuch, welchem der Lehrer als Interpret zur Seite steht, mit dem rohen Material und dem Bau der Sprache bekannt zu machen, die tiefere Kenntniss aber und das Eindringen in Geist und Wesen der Sprache durch die Lectüre der in dieser Sprache geschriebenen Schriftsteller zu gewinnen ist. Hierzu bekennt sich der Herr Herausgeber der in der vierten Auflage vorliegenden Ellendt'schen Grammatik p. VIII des Vorworts. Da wir die früheren Auflagen derselben (von den Jahren 1838, 42, 48) nicht kennen, haben wir uns nur an diese vorliegende halten können, welcher, wie der Titel besagt, die Billroth'sche Grammatik der Anlage nach zu

unde liegt, so daß schon die Inhaltsübersicht bei der Grammatik fast selbe Bild bietet; aber auch die Ausführung, ja der Ausdruck sind an den Stellen (vgl. z. B. §§. 113, 114, 117, 120 ff. mit dem betreffenden schnitt bei Billroth) sehr ähnlich. Ueber den Gang in diesen Grammatiken im Vergleich mit anderen hat Herr Dir. Schmidt in Wittenberg in dieser Zeitschrift Jahrgang 1855 S. 713 ff. gesprochen, worauf wir verweisen. Für uns bleibt das Wesentliche für die Beurtheilung, die Frage: ist diese Grammatik eine Grammatik für die unteren Classen? zu antworten.

Eine Grammatik für untere Classen muß unserm Dafürhalten nach allem sich der Klarheit befleißigen, welche zu erreichen man im Ausdruck wie in der ganzen Darstellung die richtige Mitte zwischen zu knapp, unverständlicher Kürze und zwischen jener Breite des Ausdrucks zu nehmen hat, die Alles erklären will und zuletzt doch das Erklärte unverändert läßt. Nicht erreicht wird dieser Zweck, wenn systematische Theilungen versucht werden, die besonders in der ihnen beigegebenen Erklärung dem Schüler Begriffe vorführen, welche er nicht versteht. Deren haben wir zunächst gerade auffällig in den ersten §§. der Formentlehre gefunden. Sagt der Verf. §. 16: „Alle Wörter werden in drei Hauptclassen getheilt. Denn sie dienen entweder um Gegenstände und deren Merkmale zu benennen (Nomina), oder um ein bestimmtes Verhältniß von Gegenständen auszusagen (Verba), oder um die beiden ersten von Wörtern und deren Beziehung auf einander näher zu bestimmen (Particulae)“; — so dürfte das über die Nomina Gesagte vor der Hand wol klar sein und nicht einer (in der folgenden Anmerkung gegebenen) Erklärung der Begriffe Gegenstand und Merkmal bedürfen; selbe Begriffe ohnedies in der §. 17 gegebenen Eintheilung der Nomina (18 folgen die Pronomina) sich von selbst erläutern. Das über die Verba Gesagte aber ist an der ersten (oben citirten) Stelle für den Schüler nicht klar; es liegt dies an dem Ausdruck ein bestimmtes Verhältniß von Gegenständen, dessen sich sodann (§. 19) der Verf. nicht bedient. Warum nicht also lieber ganz einfach nur die drei Wortarten genannt, dann hinterher erklärt und das Erklärte mit Beispielen,

Zusatzung allenfalls der deutschen Bedeutung, belegt? Fehlen diese Wortarten, wie sie denn außer für die Nom. propr. und Interject. fehlen, ist nicht mehr von der Grammatik der lateinischen Sprache, sondern von allgemeiner Grammatik die Rede, welchen Charakter denn auch alles 5 u. 6 (§. 16—20) Gesagte hat. Billroth ist hierbei so gefolgt worden, daß beispielsweise bei der sehr unerquicklichen Erklärung des Pronominal-Begriffs in ihrer dort sich findenden Breite, die zuletzt doch nicht lesbar umfaßt, eben nur die von Billroth angewandten Ausdrücke objectiver und subjectiver Beschaffenheit fehlen. Die Interjectionen, welche Billroth bei Ellendt mit No. 4 den Adverbien, Präpositionen und Conjunctionen anreihen und doch, wie es heißt, nur ein Ausruf der Empfindung sind, hat Billroth wenigstens ohne ein Zeichen der Gleichstellung mit den drei ersten Classen der Particulae gelassen, wol fühlend, daß sie nicht dazu dienen, Nomina und Verba und deren Beziehung auf einander näher zu bestimmen. — Vorläufig über die Darstellung der dritten Declination weggehend, welche in sehr äußerlicher Weise (vgl. besonders 13) die Bildung des Genitivs vom Nominativ, ohne auf das gerade hier wichtige Moment des Stammes einzugehen, giebt, erwähnen wir aus 35 (Unregelmäßige Declination) den Ausdruck „Vernunftbegriffe (abstracta)“ und die Erklärung des Begriffs der Collectiva: „Wörter, die man aus einzelnen gleichartigen Gegenständen erwachsenden Gesamtbegriff ausdrücken“ als für Schüler nicht geeignet. Ref. wendet sich zum Verbum. Der oben schon angegebene Zweck des Verbums (§. 16) wird

§. 55 mit denselben Worten angegeben; warum der für Schüler doch gewiss verständlichere Begriff der Thätigkeit und des Zustandes consequent gegen den des Verhaltens eingetauscht wurde, ist nicht abzusehen. Die unter I. Genus verbi gegebene Eintheilung der Verba in transitive und intransitive hat den Verf. in die unausbleiblichen Folgen verwickelt. I, 1. sagt er: „Das Verbum kann nämlich so beschaffen sein, daß es eine Wirksamkeit bezeichnet, die von einem Gegenstande aus- und auf einen andern übergeht (Verb. transit.). Jedes Transitivum muß zwei Formen haben (Act. u. Pass.).“ Darnach würde also Transitivum wieder die alte und wenn auch nicht immer passende, so doch im Ganzen richtige Bestimmung in sich enthalten, einen Accusativ des Objects zu sich zu nehmen. Damit stimmt überein §. 168: „Der Gegenstand der Handlung, welche durch ein Verb. transit. angezeigt wird (das Object), wird in den Accusativ gesetzt auf die Frage wen oder was?“ — Doch schon §. 142 war der Begriff des Objects weiter gefaßt worden; und so heißt es auch §. 177 vom Dativ: er bezeichnet das Object, auf welches das im Satze Ausgesagte als Zielpunkt gerichtet ist. Ganz verloren aber gibt der Verf. die Nothwendigkeit, daß das Verb. transit. ein Activum und Passivum habe, §. 165, wo es heißt: Manche Transitiva haben den Ablativ bei sich, während sie im Deutschen meist den Accusativ zu sich nehmen; dies sind *utor* u. s. w. — Durfte bei diesem Verbum überhaupt der Begriff des Objects, will man diesen nicht auf Alles ausdehnen, gesetzt werden? — Dabei ist gleich zuerst an die Verba gar nicht gedacht worden, die eben bald transitiv, bald intransitiv sind, wie z. B. *ridere* u. ä., so daß sie die ganze Eintheilung illusorisch in ihrer Bedeutung machen; und in *praxi* schwindet dann für den Schüler aller Werth der Eintheilung, wenn der Begriff des Objects wo möglich über alle Casus obliq. ausgedehnt wird. Deutlicher mußte auch §. 88 über den Infinitiv gesprochen werden, da die dortige Erklärung: „welcher den Uebergang zum Substantiv macht, indem er die Handlung nicht zu einem bestimmten Gegenstande setzt, sondern sie bloß im Allgemeinen benennt“ unter den Fällen, wo der Infinitiv dem Schüler aufstößt, auf die wenigsten paßt. — In dem ersten Hauptstück der Syntax dürften wol die §§. 129 ff. viel kürzer gefaßt und besser der Ausdruck Attribut für das nicht durch die Copula mit dem Subject (Substantiv) verbundene Merkmal aufbehalten bleiben; nachträglich wird dies §. 140 so gefaßt. Im Ausdruck hat uns in dieser Partie Manches für den Schüler zu schwer erscheinen wollen; so §. 133. A. (in Bezug auf *haec est quaestio* im Unterschiede vom Deutschen): indem bei dem Pronomen das Attribut des Satzes als Subject in der Vorstellung vorausgenommen ist; — §. 138 (mit Bezug auf den Plural beim Collectivum im Singular); die besten Schriftsteller erlauben sich diese Freiheit nur so, daß sie aus dem Collectivum des Hauptsatzes die Vorstellung der Vielheit auf das Prädicat des Nebensatzes übertragen. Merkwürdig ist uns besonders §. 141 vorgekommen, wo es heißt: Verschieden (?) von der ächten Apposition und dem eigentlichen Attribut ist der Fall, daß ein Nomen zum Subject in gleichem Casus hinzugefügt wird, während dieser Zusatz eigentlich zu dem Prädicat in näherer, meist zeitlicher Beziehung steht; und doch heißt es in der Anmerkung (Unterschied von *primus* und *primum*): *primus* ist erforderlich, wenn zuerst auf das Subject geht. §. 142 heißt es: die häufigsten Bekleidungen des Satzes sind die durch die Casus bewirkten; — dem Ausdruck nach ebenso wenig klar als später durch die Beispiele und die weitläufigen Zusätze genugsam erläutert (etwas Aehnliches dem Ausdrucke nach bietet noch die Erklärung der Präpositionen §. 123). — Aus der Syntax will Ref. ferner den Abschnitt vom Ablativ herausgreifen, seine Anordnung angeben und seine widersprechenden Ansichten daran anknüpfen. Ausgegangen wird von der Bedeutung des Kom-

on einem Orte her; dazu als Beispiel: *venio Athenis, movere loco*.
 er einerseits die Regel von den Städtenamen auf die Frage wo-
 t begriffen sein (von der Frage wo? wird am Ende des Genitivs
 sodann §. 157 beim Ablativ, dann §. 167 von der Frage wohin?
 lt), so darf doch andererseits der Gebrauch bei Ländernamen nicht
 in liegen. Was soll aber, nachdem jene beiden Beispiele gegeben
 , die jene Verba wieder mit einschließt, Notiz von den Verben
 gbringens, Weggehens und Abhaltens? Also beides verbunden. —
 n folgenden 8 lateinischen Beispielen enthält keins einen Ablativ
 Präpositionen *a, de, ex*, die bei der Regel als ebenfalls zulässig
 en worden sind. §. 155 spricht vom Ablativ der Rücksicht; da-
 r will der Verf. einen Ablativ wie in: *virtute metimur homines*
 rechnet wissen, da er diesen zu den Ablativen des Mafses zählt;
 enig *more Romanorum*, den er, offenbar von dem Worte *mos* ver-
 Ablativ der Art und Weise nennt und mit der deutschen Ueber-
 neben *ferre aequo animo* „mit Gleichmuth“ stellt. §. 156 Ablat-
quam und dem Nominativ; dafs er regelmäfsig nur nach diesem
 eintritt, davon verlautet kein Wort (vgl. §. 186, wo sich die Sache
 olt). §. 157 Ablativ auf die Frage wo? §. 158 der Ablativ des
 ges. Ist denn aber dieser seinem Begriff nach allgemeiner als der
 kommens, so dafs gesagt werden konnte: aus diesem sei nach diesem
 Ursprungs überhaupt entstanden? §. 159 Ablativ der Ur-
 von der Umschreibung des deutschen aus durch Participien ist
 Rede, ja nicht einmal von *a* bei Personen), des Mittels, der Art
 eise (Anm. 2 führt, nachdem noch von dem Zusetzen oder Weg-
 ler Präposition *cum* gesprochen worden, *more* noch einmal auf).
 Ablat. qualitatis. §. 161 Ablativ bei Verben der Fülle u. ä.; ohne
 eine Bemerkung steht *indigeo* unter diesen Verben, ja §. 149, wo
 jectiven und Verben, die Theilnahme u. ä. bezeichnen, geredet
 ifst es ausdrücklich schon einmal: bei den Verbis, welche Ueber-
 d Mangel ausdrücken, wie *compleo, impleo, egeo* und *indigeo*,
 Ablativ gewöhnlicher. §. 162 Ablativ bei *opus est*. §. 163 Ablativ
 es 1) im Raume, 2) in der Zeit, 3) dem Werthe nach. Was
 e Eintheilung, die sich schon durch Zusammenstellung von Bei-
 aus den einzelnen Stücken: *turris decem pedibus altior, biennio*
virtute metimur als unrichtig erweist? Konnte nicht auch hier
 atche ein richtiger Führer sein? Nachdem in 4 Anm. einzelne
 e Ablativs des Mafses in Raum und Zeit besprochen worden, tritt
 1. 5. der Ablativ (und Genitiv) bei Verbis des Kaufens u. ä. hinzu,
 h kaum anders denn als Abl. instr. zu fassen ist. — Bis hierher
 der Verf. jeder Art des Ablativs eine ihn mit der ersten Bestim-
 möglichst zusammenhaltende Erklärung beigegeben. Diese hört auf
 64 Ablativ bei *dignus* u. d. ä.; warum wurde hier *alienus* weg-
 , wenn es auch §. 154 nicht erwähnt ward; §. 165 der Ablativ bei
 sitiven Verben (so?) [vgl. oben] *utor, abutor* etc.; weggelassen
 or, ebenfalls beim Genitiv nicht erwähnt. §. 166 Ablat. abs. oder
 , über welchen der Verf. (fast mit denselben Worten wie Bill-
 nur dafs er dessen ganz vage Worte: „die obigen Gebrauchswel-
 Ablativa“ specificirt) sich also ausläfst: Der Ablativ der Ursache
) der Zeit hat auch dem sog. Abl. abs. u. s. w. seinen Ursprung
 . Wo nun zunächst der Verf. von dem Ablativ der Zeit, den
 hlechtweg so nennt, geredet habe, kann man nur mühsam finden;
 sich dieser doch wahrlich häufige Gebrauch in §. 160. 2. (*biennio*
 u. s. w.) versteckt. Aber ist es denn richtig, alle Ablat. abs. auf
 der Ursache und der Zeit zurückzuführen?
 brechen ab. Mehr noch würde sich darüber sagen lassen, wie

nach diese Grammatik zu dem Punct der Vollständigkeit verhält; das richtige Verhältniß ist — das sei kurz gesagt — nicht da; und wir können nicht begreifen, was für ein Recht der Herausgeber einer Grammatik, die für den elementaren Standpunct bestimmt sein und eine andere überflüssig machen soll, habe, bei Anführung von Ausnahmen, z. B. in der Formenlehre (Casusbildung wie Geschlecht), wegzulassen oder zu setzen, was er für gut hält. Man überzeuge sich in den Anm. zu §. 38, 41 (2), 48, 49, 60 etc. und bei der Aufführung der unregelmäßigen Verben. — Aeufserlich ist das Buch hübsch ausgestattet.

Oels.

A. Liebig

XII.

E r k l ä r u n g.

Der Ton, den Herr Hauser in seiner Polemik gegen meine Recension seiner *Elementa Latinitatis* im April-Maiheft dieser Zeitschrift angestimmt hat, verbietet mir nicht nur jede rechtfertigende Entgegnung, sondern macht sie auch unnöthig, da er sich und seine Sache bereits selbst dadurch gerichtet hat.

Wittenberg.

H. Schmidt.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Zu Alcaeus.

Die Ueberreste des alcäischen Hymnus auf Hermes haben neuerdings durch eine Mittheilung Gaisford's in der neuen Ausgabe des Hephaestion p. 84 eine nicht unerhebliche Bereicherung erhalten. Hephaestion spricht von dem sapphischen Hendecasyllabus und führt das bekannte Beispiel an:

Χαῖρε Κυλλάνας ὁ μέδεις· σὲ γάρ μοι

Hierzu bemerkt Gaisford „*Addit S. καὶ θυμὸς ὑμνεῖν τὸν κορυφαῖον αἰγῆς· καὶ μάλα γεννα τῷ κρονίδῃ μαίῃα.*“ Kein Mensch wird daran zweifeln, daß die beiden durch καὶ mit einander verbundenen neuen Beispiele des Hendecasyllabus demselben Hymnus angehören und sich unmittelbar an den ersten Vers anschließen:

*Χαῖρε Κυλλάνας ὁ μέδεις· σὲ γάρ μοι
θυμὸς ὑμνεῖν, τὸν κορυφαῖς ἐν αὐταῖς (oder ἄκραις)
Μαῖα γεννᾷ τῷ Κρονίδᾳ μαίῃα.*

Was steckt aber in dem letzten Worte *μαίῃα*? schwerlich *μιγεῖσα*; vielmehr ein Wort, das zum Theil schon zu dem Adonius gehörte, also etwa:

*Μαῖα γεννᾷ τῷ Κρονίδᾳ, Μαλειά-
τα βασιλῆι.*

Dem Metriker, dem wir diese Verse verdanken, kam es natürlich nur darauf an, einen Hendecasyllabus anzuführen, und er brach daher bei *Μαλειά* ab, ein Verfahren, von dem es namentlich bei den lateinischen Metrikern Beispiele genug giebt. Der Maleatische Zeus ist aus Stephanus Byz. p. 429, 18. benannt, und daß der Dichter den Zeus hier gerade als den Maleatischen bezeichnet, ist leicht erklärbar. Indess dürfte es nicht minder wahrscheinlich sein, daß Alcaeus nicht den Zeus, sondern den Hermes selbst als den Maleatischen Herrscher genannt und mithin geschrieben habe:

*Μαῖα γεννᾷ τῷ Κρονίδᾳ, Μαλειά-
ταν βασιλῆα.*

Von dem Cultus des Hermes auf Maleia liegt zwar ein bestimmtes Zeugnis nicht vor; wohl aber wissen wir, daß Pan vorzugsweise auf Maleia verehrt wurde. S. zu Stephanus Byz. p. 43 und zu Theocrit VII, 103.

Pan aber und Hermes fliessen als Hirtengötter zu völliger Identität zusammen. Demnach würde die ganze Strophe mit Beobachtung des aelischen Dialects also lauten:

Χαῖρε Κυλλάνας ὁ μέδεις· σὲ γάρ μοι
 θυμὸς ὕμνη, τὸν κορύφαις ἐν αἰραις
 Μαῖα γένναι τῷ Κρονίδῃ, Μαλεῖν-
 ταν βασιλῆα.

Berlin.

Meineke.

II.

Zu Jakobs' Elementarbuch.

Die neue Uebersetzung, die das Elementarbuch von Jakobs durch Herr Classen erfahren hat, ist wol ein hinreichender Beweis, daß daselbe trotz seines verhältnismäßig seltenen Alters von nahezu fünfzig Jahren noch immer den pädagogischen Anforderungen in ungewöhnlichem Grade entspricht. Auch hat der neue Bearbeiter in der Anlage des Ganzen nur wenig, im Einzelnen aber fast gar nichts geändert. So löblich nun auch diese Pietät gegen einen alten erprobten Bekannten ist, so glaube ich doch, daß, unbeschadet des gleichzeitigen Gebrauchs der verschiedenen Ausgaben, was bei einem so verbreiteten Buche allerdings sehr in Anschlag zu bringen ist, nicht wenig Unrichtiges zu beseitigen wäre, was auch in die neue Ausgabe unverändert mit herübergekommen ist. Sprachlich zwar ist namentlich im fünften Abschnitt Manches gebessert, im Sachlichen aber ist so ziemlich nichts geschehen, und doch hätte diese Seite, nach Jakobs' eigenen Grundsätzen in der Vorrede, nicht mindere Berücksichtigung verdient. Die meisten Ausstellungen müssen am sechsten Abschnitt, an der alten Länder- und Völkerkunde gemacht werden, und ich mache mich vielleicht um eine künftige Ausgabe verdient, wenn ich die hauptsächlichsten hier zusammenstelle.

In No. 2 fehlt unter den größten Meerbusen des Mittelmeeres der adriatische; in No. 4 bespült das tuscanische Meer die östliche Küste von Gallien statt der südlichen; in No. 5 ist die allerdings auch jetzt noch hie und da traditionelle Sage vom Rhodanus, der integer durch den Genfersee laufen soll; in No. 6 heisst es von Gallien: *noxia animalium genera pauca alit*; ich wüßte nicht, wie das speciell von diesem Lande gesagt sein könnte; in No. 9 entspringt die Seine auf den Alpen. Da Herr Classen Aenderungen des Textes nicht ohne Weiteres ausschließt, so sehe ich nicht ein, warum das Richtige nur in einer Note bemerkt ist; in No. 10 hätte der See Flevo, der im Wörterbuch bereits zu einem Rheinarm eingeschwunden ist, entweder ganz wegleiben sollen, oder, wie an andern Stellen, bemerkt werden müssen, daß er nur in den ältesten Zeiten existirte. Denn überhaupt wird streng unterschieden werden müssen im Physischen, was jetzt ist, was früher anders war, und was die Alten sich anders dachten, zu Grunde gelegt muß aber unbedingt der jetzige Zustand werden. In No. 13 heisst es von der Donau: *oritur, flexoque ad ortis solum cursu*, sie fließt aber schon von der Quelle an gegen Osten. In No. 19 ist Plin. hist. 3, 9 in nicht ganz passender Weise excerptirt. Dem Thier sind nämlich 42 Zuflüsse gegeben (bei Plin. übrigens noch mehr); das ist ohne Zweifel richtig, aber welche? Die Donau

at 60, Indus und Ganges (No. 55) aber nur 19; wie müssen sich da die Schüler den Tiber denken? Auch das: *placidissimus annuum raro ripas egreditur* ist nur halb richtig: *placidissimus* und *non saevus* nennt ihn Plinius, aber auch *creber ac subitis incrementis et nusquam magis iquis quam in ipsa urbe stagnantibus*. No. 34 heisst es: *Taygetus usque ad Arcadiam procurrat*, die Note sagt: er geht von Arcadien aus. No. 37 ist Thracien so winterlich geschildert, als wenn wenigstens von Rufeland die Rede wäre; das Land südlich vom Balkan hat gewiss ein oberitalienisches Klima; auch dass vom Gipfel des *Haemus Pontus et Adria conspicitur*, ist handgreiflich falsch; No. 38 heisst es: *virgines aut iucundae locantur, aut veneunt*; dann aber doch: *ceterae maritos mercede data inveniunt*; No. 42 entspringt der Borysthenes aus unbekannten Quellen; das ist ein Beispiel der oben erwähnten Verwechselung von Länderkunde der Alten und alter Geographie, um mich so auszudrücken; es müsste heissen: in *extremo* oder *intima Scythia*; entspringt ja auch der Nil (No. 62) nicht *ex ignotis fontibus*, sondern *in desertis Africae*. No. 43 ist wieder aus Plin. 4, 26; trotz der Versicherung desselben müssten die Worte: *semel in anno sol iis oritur solstitio, bruma semel occidit* geändert werden in die Aequinoctien. No. 51 ist Phönicien eine *fertilis regio*; das gieng noch an, aber auch *crebris fluminibus rigata, quorum ope terrae marisque opes facili negotio inter se permutantur*, was nicht angeht. No. 52 möchte unter den Produkten des glücklichen Arabiens der Zimmt wol zu streichen sein. No. 55 entspringt der Indus auf dem Paropamisus und heisst kleiner als der Ganges; dieses ist nur halb richtig, jenes ganz falsch, obwol beides aus Plin. 6, 22 genommen. No. 56 sind Schlangen erwähnt, welche Elephanten durch Umstrickung tödten; das gieng noch über die Riesenschlangen hinaus und wird wol ins Gebiet der Fabel zu verweisen sein, mit der Angabe No. 78, dass die Elephanten diese Umschlingungen mit dem Rüssel auflösen. No. 66 sind die Pyramiden von der Höhe von 15000 Fusa, die sie bis zur zehnten Ausgabe hatten, auf die mässigere von 800 heruntergegangen; es möchten auch davon noch einige hundert zu streichen sein; No. 67 dagegen ist der Umfang des Sees Möris zu 500 Meilen angegeben, nach Herodots Angabe wären gegen 800 zu rechnen. No. 75 sollte der Temperaturwechsel der Quelle in der Ammonischen Oase wol auch als *fabulos* bezeichnet werden oder wegbleiben, mit dem sogenannten Thal Catabathmus, was als solches wol auch nur in alten Handbüchern vorhanden war; und wenn es dann weiter heisst: *ibi finitur Africa*, so passt das jedenfalls nicht ganz in diesen Abriss der alten Geographie, der den Nil als Grenze Africae No. 72 angibt. Endlich wäre in No. 77 die Angabe, dass der Strauß auf der Flucht mit seinen Klauen Steine gegen seine Verfolger werfe, als unrichtig zu entfernen.

Die meisten Schüler werden allerdings ohne Anstand über diese Errata hinstehen und mit dem übrigen Richtigen auch das Unrichtige wieder vergessen; bei manchem aber haftet das Einzelne doch, und warum soll der Lehrer denn erst durch eine besondere Anmerkung einen Uebelstand entfernen, der sich durch unbedeutende Aenderungen im Texte von vorn herein beseitigen liesse? Ich denke also im Interesse der Schulen, wo das Elementarbuch noch im Gebrauch ist, für die betreffenden Stellen solche Vorschläge zu dürfen.

Fünfte Abtheilung.

Vermischte Nachrichten über Gymnasien und Schulwesen.

I.

Uebersicht der im Jahre 1855 im Lehrpersonal der höheren Schulanstalten des Königreichs Hannover, so wie unter den pensionirten Lehrern vorgegangenen Veränderungen.

I. Gestorben.

1. Director Nordhoyer am Gymnasio Carolino in Osnabrück.
2. Pastor u. Collab. Findeling am Gymnasio Andreano in Hildesheim.
3. Musikdirector Erfurt " " " "
4. " Arendt " " Josephino "
5. " Grabau " Domgymnasium Verden.
6. Pensionirter Lehrer Herbst vom Gymnasio in Göttingen.

II. Mit Pension in Ruhe getreten.

Conrector Ruperti vom Lyceum in Hannover, mit dem Titel als Rector.

III. Aus dem Verwaltungskreise des Ober-Schulcollegii abgegangen.

1. Pastor Evers als Religionslehrer vom Lyceum in Hannover.
2. Collab. Ebeling " " " "
3. Conrector Schmidt vom Gymnasio in Stade.
4. Collab. Martinus " " "
5. Lehrer Evers " " Josephino in Hildesheim.
6. " Nieberg " " " "
7. " Zwitters " " in Lingen.
8. " Bessell " Progymnasio in Nienburg.
9. " Eberhardt " " " "
10. " César " " Münden.
11. Caplan Nürnberg " " Duderstadt.
12. " Schönemann " " "

IV. Versetzt.

1. Collab. Runge vom Pädagogio in Ilfeld an das Andreanum in Hildesheim.

2. Hilfslehrer Schulzen vom Andreano in Hildesheim an das Progymnasium in Nienburg.
3. Caplan Menzel vom Progymnasio in Duderstadt an das Josephinum in Hildesheim.
1. Hilfslehrer Müller vom Johanneo in Lüneburg an das Lyceum in Hannover.

V. Neuangestellt.

1. Director Joseph Schmidt am Gymnasio Carolino in Osnabrück.
2. Cand. Stüve als Collaborator am Gymnasio in Göttingen.
3. Seminarist Schlepper als Elementarlehrer am Gymn. in Göttingen.
4. Cand. Willerding als Collaborator am Andreano in Hildesheim.
5. „ Brandt als Hilfslehrer „ „ „ „
3. Seminarist Niemeyer als Lehrer der Vorbereitungsclassen am Gymnasio in Hildesheim.
7. Cand. Dieckmann als Collaborator am Gymnasio in Stade.
3. „ Bleske „ „ „ „ „
9. Seminarist Strodthof als Lehrer „ „ „ Lingen.
0. „ Engelke „ „ „ Progymn. „ Harburg.
1. „ Krüger „ „ „ „ Nienburg.
2. „ Nolte „ „ „ „ „
3. Cand. César „ „ „ „ Münden.
1. „ Blume „ „ „ Josephino „ Hildesheim.
5. Caplan Frohms „ „ „ Progymn. „ Duderstadt.
5. „ Busche „ „ „ „ „

II.

pologetische Aphorismen in Sachen der katholischen Gymnasien Schlesiens.

(Eingesendet.)

Sämmtliche Directoren der katholischen Gymnasien Schlesiens sind durch die Behörde von zwei Bemerkungen in Kenntniß gesetzt worden, welche in dem von der katholisch-theologischen Facultät der Breslauer Universität über das theologische Seminar pro 18 $\frac{1}{2}$ erstatteten Bericht enthalten waren, des Inhalts: „Einer der Professoren habe es schon seit vier Reihe von Jahren aufgeben müssen, wie sonst lateinische Repetitoria und Disputatoria zu halten und lateinisch zu prüfen.“ — „Einer der Professoren habe die größere Masse der Studirenden bei den Freisch-Prüfungen als Jünglinge kennen lernen, denen die Reife für das Studium völlig abgesprochen werden müsse, wengleich die Gymnasien mit dem Zeugniß der Reife zur Universität entlassen hätten.“

Obgleich schon vor geraumer Zeit die Anerkennung, welche das Ausland den Leistungen der Preussischen Gymnasien zollte, nicht gering war, haben doch seit Decennien die dem Unterrichtswesen vorgesetzten hohen und höchsten Behörden gerade dem Gymnasium unausgesetzt eine seitige Aufmerksamkeit gewidmet, und es kann die Behauptung vollindigst vertreten werden, daß eine unparteiische Vergleichung der Gymnasien, wie dieselben vor etwa dreißig Jahren beschaffen waren, und wie

sie jetzt organisirt sind, entschieden zu Gunsten der Gegenwart ausfallen muß. Oder kann es gelügnct werden, daß der jetzige Lehrstand im Allgemeinen eine höhere wissenschaftliche Ausbildung besitze, die Disciplin fast überall strenger und würdevoller gehandhabt werde, daher auch die Leistungen der Schule jetzt unmöglich schwächer sein können als vordem? Wenn daher auch in neuerer Zeit gleichwohl einzelne Verdammungsurtheile über die Gymnasien ausgesprochen wurden, so durften die betreffenden Behörden solche ignoriren, weil es Thatsache ist, daß jene Gegner die Schule der Vergangenheit und Gegenwart identificirten und in dieser Unkenntniß den Gymnasien der Jetztzeit ganz ungehörige Vorwürfe machten. Werden aber in einem amtlichen Berichte die Gymnasien der Gegenwart im ausdrücklichen Gegensatz zur Vergangenheit ungünstig beurtheilt, und gilt der Tadel nur einer bestimmten Anzahl von jenen Anstalten, so kann die Behörde nicht umhin, von einer so speciellen Censur einigermaßen Kenntniß zu nehmen. Die katholischen Gymnasien Schlesiens, denn auf diese beschränkt sich der tadelnde Bericht, sind aber durch den Umstand, daß die Mehrzahl der von allen diesen Gymnasien zur Universität entlassenen Jünglinge bekanntlich katholische Theologie studiren, eben so inagessamt wie auf das stärkste compromittirt, da der ausgesprochene Vorwurf die Behauptung involvirt, daß sämtliche katholische Gymnasien Schlesiens die zur Entlassung auf die Universität erforderliche Reife ihrer Zöglinge im Allgemeinen nicht erreichen. Eine so starke Beschuldigung, wenn sie ungegründet ist, auf das Bestimmteste zurückzuweisen, erscheint nicht bloß als Berechtigung, es ist eine Verpflichtung, eine Ehrensache zumeist der betheiligten Directoren; da zweitens der beregte Vorwurf auch zur Kenntniß weiterer Kreise gelangen kann, so muß demselben auch durch die Oeffentlichkeit wo möglich entgegengetreten werden, was hiermit andeutungsweise geschieht, damit der unparteiische Leser einen Anhaltspunkt erhalte, obgleich in dem amtlichen Bericht ausgesprochen Bemerkungen zu würdigen.

Was die erstere Bemerkung anlangt, daß „Einer der Professoren es schon seit einer Reihe von Jahren habe aufgeben müssen, wie sonst lateinische Repetitoria und Disputatoria zu halten und lateinisch zu prüfen“, so ist dies ein Einzelurtheil, dessen wahrscheinliche Richtigkeit nur dann angenommen werden dürfte, wenn auch andere Professoren derselben Facultät die Erklärung abgegeben hätten, daß sie bei ihren Zuhörern resp. Seminaristen wegen deren mangelhafter Kenntniß auf den Gebrauch der lateinischen Sprache verzichten müßten. Da es unwahrscheinlich ist, daß aus der Gesamtzahl der Professoren in der katholisch-theologischen Facultät nur ein Einziger zum Gebrauch der lateinischen Sprache sollte geneigt sein oder damit einen Versuch gemacht haben, so bleibt es höchst wünschenswerth, daß in späteren Berichten auch die übrigen Professoren sich darüber aussprechen, ob sie eine gleiche Wahrnehmung gemacht haben; ein einzelntes subjectives Urtheil kann den sämtlichen katholischen Gymnasien Schlesiens gegenüber nur in dem Falle als vollgiltiges Belastungszeugniß gelten, wenn es vollständig motivirt ist, außerdem bedarf es der Unterstützung anderer gleichlautender Zeugnisse.

Gegen die Bemerkung wiederum nur Eines Professors, „die große Masse der Studirenden bei den Freitisch-Prüfungen als Jünglinge kennen gelernt zu haben, denen die Reife für das Studium völlig abgesprochen werden müsse, wenngleich die Gymnasien sie mit dem Zeugniß der Reife zur Universität entlassen hätten“, sei in Kürze Folgendes bemerkt. Muß schon seit längerer Zeit der größern Masse von denen, welche Theologie studirten, die Reife für das Studium abgesprochen werden, so ist die überwiegende Mehrzahl des jüngeren Clerus wissenschaftlich unreif, da bekanntlich die Allermeisten jener größern Masse ihre sogenannte Cen-

zurs-Prüfung bestanden, und als Cleriker theils niedern, theils höhern Grades fungiren. Ob der jüngere Clerus dieses ungünstige Urtheil verdiene, darüber entscheide die ihm vorgesetzte geistliche Behörde; hier aber sei bemerkt, daß unter obiger Voraussetzung die *pro concursu* prüfenden Mitglieder der geistlichen Commission über die Gebühr hinaus nachsichtig gewesen wären, diese also derselbe Vorwurf trafe, welcher den Prüfungs-Commissionen der Gymnasien untergestellt wird. Sollten aber unter jener „großen Masse“ nur die Studenten der Theologie aus den letzten drei Jahren gemeint sein, so sei darauf entgegnet, daß während dieses Trienniums die Lehrkräfte im Ganzen nicht schwächer geworden sind, und daß gerade seit dieser Zeit in der Person des Provinzial-Schulraths Dr. Stieve den Abiturienten-Prüfungen ein Königlich-Commissarius vorsteht, welcher in Folge seiner früheren Stellung als Gymnasial-Director, so wie durch seine jetzige Amtswirksamkeit über die Reife für academische Studien ein competentes Urtheil hat, und dasselbe geltend macht. Da ferner bei den Freitisch-Prüfungen nicht Schul-Wissenschaften, sondern ausschließend theologische Disciplinen examinirt werden, so darf ein ungünstiges Resultat doch wohl eher dem unregelmäßigen Besuch der Vorlesungen und mangelhaftem häuslichen Fleiße der Studirenden oder der Art und Weise, wie diese Freitisch-Prüfungen vielleicht abgemacht werden, beizumessen sein, als dem Gymnasium. Will man aber gleichwohl dasselbe einiger Mitschuld bezüchtigen, so laßt der Vorwurf nur auf den Religionslehrern, welche ihre Schüler nicht genügend für die academischen Vorlesungen über Theologie vorbereitet hätten; ein solcher Verdacht gegen die Religionslehrer entbehrt jedoch deshalb im hohem Grade der Wahrscheinlichkeit, weil ein achtjähriger Religionsunterricht auf dem Gymnasium doch wahrhaftig eine ausreichende Vorschule zum Verständniß der theologischen Disciplinen auf der Universität abgeben dürfte. Da endlich keine andere Facultät, selbst nicht die medicinische, welche für ihre Fachstudien die allerwenigste Vorbildung erwartet und beansprucht, über Unreife der katholischen Studirenden sich beklagt, zu diesen andern Facultätsstudien aber jedenfalls kein geringerer Grad von allgemeiner Schulbildung erforderlich ist, als für das Studium der Theologie, so ergibt sich als Schlussfolgerung die Behauptung, daß die den katholischen Gymnasien Schlesiens aufgebürdete Verschuldung in Wahrheit gar nicht existirt. Wenn Männer, deren Amt weder durch Einkommen noch durch sociale Stellung etwas Anlockendes hat, ihre Berufsfreudigkeit sich durch beliebige Angriffe und Verdächtigungen sollen verkümmern lassen, dann kein Wunder, daß für das Amt des Schulmannes die Sympathien der studirenden Jugend immer mehr schwinden, wie das bereits in Schlesien geschieht, wo die Zahl der angehenden Schulamts-Candidaten baldigst wird auf Null reducirt sein.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

1) Ernennungen.

Des Königs Majestät haben den bisherigen Oberlehrer am Gymnasium zu Essen Dr. Tophoff zum Director dieser Anstalt zu ernennen geruht (den 2. April 1856).

Der Lehrer Dr. Winkler am Gymnasium zu Oppeln ist als Oberlehrer an das Gymnasium zu Leobschütz versetzt worden (den 16. April 1856).

Der bisher bei der Ritteracademie zu Bedburg beschäftigte Lehrer Happe ist als ordentlicher Lehrer an das Gymnasium zu Coblenz versetzt worden (den 16. April 1856).

Die Schulamts-Candidaten Dr. Johann Friedrich Wilhelm Wehrenpfennig und Dr. Ernst Otto Alexander Simon sind als Adjuncten am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin angestellt worden (den 19. April 1856).

Die Berufung des Dr. Arnold Reuscher, soither bei der Realschule zu Perleberg, zum ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Potsdam ist genehmigt worden (den 21. April 1856).

An der Klosterschule zu Rofleben ist die Berufung des ordentlichen Lehrers Dr. Hermann Richard Ernst Steudener I. zum Professor, und die des Hülfslehrers Dr. Johann Samuel Kroschel, so wie des Lehrers Bernhard Ludwig Giseke, bisher am Gymnasium zu Meiningen zu ordentlichen Lehrern genehmigt worden (den 21. April 1856).

Die Berufung des Adjuncten am Pädagogium zu Putbus Dr. Carl Hermann Lorenz Häckermann zum ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Cöslin ist genehmigt worden (den 24. April 1856).

Des Königs Majestät haben die Wahl des bisherigen Professors und Oberlehrers Bone an der Rheinischen Ritteracademie zu Bedburg zum Director des Gymnasiums zu Recklinghausen zu bestätigen geruht (den 30. April 1856).

2) Ehrenbezeugungen.

Dem ordentlichen Lehrer am Friedrich-Werderschen Gymnasium zu Berlin Dr. Gustav Wolff ist das Prädicat „Oberlehrer“ verliehen worden (den 17. April 1856).

Dem Lehrer der französischen Sprache und Litteratur Charles de la Harpe zu Berlin ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden (den 26. April 1856).

Am 14. Juni 1856 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

Zeitschrift
für das
Gymnasialwesen,

im Auftrage
des **Berlinischen Gymnasiallehrer-Vereins**,
und unter Mitwirkung desselben sowie anderer Schulmänner

herausgegeben
von
W. J. C. Mützell,
Dr. Phil. und Professor am K. Joachimsthalschen Gymnasium.

In monatlichen Heften.

Zehnter Jahrgang.
Zweiter Band.

BERLIN,
Verlag von Theod. Chr. Fr. Enslin.
—
1856.

[illegible]

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

I.

Der Deutsche Unterricht im Gymnasium.

Antwort auf Herrn Giesebrecht's Beschuldigungen.

In Februarheft dieser Zeitschrift findet sich ein Aufsatz des Herrn Prof. Dr. Ludwig Giesebrecht in Stettin, welcher einen starken Angriff auf meine Abhandlung über den Unterricht im Deutschen enthält. Es handelt sich in der Arbeit des Herrn Giesebrecht zunächst nur um den Deutschen Aufsatz in Prima. Aber der Angriff erweitert sich zu einer Erörterung über das Wesen und die Aufgabe des Gymnasiums überhaupt, und hier haben, wie es scheint, meine Aeulserungen Herrn Giesebrecht sehr unangenehm berührt.

Bevor ich Herrn Giesebrecht's Angriffe näher beleuchte, muß ich eine Bemerkung vorausschicken. Ich bin so weit entfernt, die Vorschläge, die ich in meiner Abhandlung mache, für unverbesserlich zu halten, daß ich vielmehr jede begründete Einwendung tüchtiger Schulmänner mit Dank annehme. Denn wer könnte sich rühmen, einen so schwierigen Gegenstand, dessen Beurtheilung auf einer fast unübersehbaren Reihe praktischer Erfahrungen beruht, erschöpft zu haben? Aber eben deswegen scheint mir eine Polemik wenig förderlich, die dem Gegner von vorn herein die übelsten Absichten unterschiebt und dadurch natürlich jedem, der ihn nicht kennt, die Lust benimmt, sich auf eine verständige Erörterung mit ihm einzulassen. So rechnet Herr Giesebrecht meine Schrift unter die Versuche, den nationalsten Unterrichtsgegenstand des Gymnasiums zu entwerthen (S. 147 o.), und an einer anderen Stelle bezeichnet er „platte Nützlichkeit“ als mein Lehrziel. Vielleicht hat einer oder der andere unter den Lesern dieser Zeitschrift einmal einen Blick in meine Abhandlung geworfen, und wenn ihm auch nur ein allgemeiner Eindruck davon geblieben ist, so wird er doch zuge-

ben, daß Vorwürfe von diesem Schlag für den, der meine Abhandlung kennt, keiner Widerlegung bedürfen. Ebenso scheint mir das Pochen auf das specifisch Preussische sehr übel angebracht bei einem Gegenstand, der alle deutschen Stämme gleichmäÙig angeht. „Diejenige Ansicht, sagt Herr Giesebrecht (S. 138), die wir die Preussische nennen dürfen, weil König Friedrich sie begründet, weil der Preussische Lehrerstand sie entwickelt hat, war also zum Siege, zu ihrem Rechte gekommen“. — „Im Grunde konnte es kaum anders sein. Die Gulachten Preussischer Gymnasiallehrer hatten das Material des Gesetzes gegeben, ein Preussisches Ministerium hatte es entworfen, der Preussische Staatsrath es herathen und beschlossen, der König selbst ihm die Sanction ertheilt“. Dagegen kam der heftigste Angriff erst vor drei Jahren „nicht aus unsrer Mitte, sondern von Baiern her“¹⁾. Als ob das Gewicht der Gründe davon abhänge, ob jemand seinen Wohnsitz in Bayern oder in Preussen hat! Preussen hat sich unschätzbare Verdienste um alle Zweige des Unterrichtswesens erworben, die höheren wie die niederen. Die Preussischen Gymnasien gehören zu den besten in der Welt. Aber eine Einrichtung schon deswegen für unverbesserlich zu halten, weil sie Preussisch ist, das ist nicht die Art der Männer gewesen, die Preussen groß gemacht haben. Besonnenes Fortschreiten zum Besseren, gleich weit entfernt von oberflächlicher Neuerungsucht wie von eingeerstetem Festhalten am Verderblichen, das ist der echte Preussische Charakter.

Machen wir nun den Versuch, den Stand des Streites etwas mehr ins Klare zu stellen.

1. Von dem Ziel, das ich den Deutschen Ausarbeitungen stecke, sagt Herr Giesebrecht im Gegensatz zu dem Preussischen Gesetz vom 4. Juni 1834: „Hier (im Preussischen Gesetz) ein ideales in der unmittelbaren, frischen Gegenwart des Schülers, dort eins der platten Nützlichkeit, das dem gesunden Jüngling in weiter Ferne liegt“. Schlägt man meine Abhandlung auf, so lautet die Stelle, auf welche dieser Vorwurf der platten Nützlichkeit sich gründet, so: „Auch hier wird uns nichts so sicher vor Ueberspanntheiten bewahren, als wenn wir den Zweck der Schule scharf im Auge behalten. Nicht Schriftsteller hat die Schule zu bilden, auch nicht künstliche Schriftsteller, sondern Männer, die im praktischen Leben von der deutschen Schriftsprache den Gebrauch zu machen wissen, den ihr Beruf von ihnen fordert. Nicht als wenn die Schule ihren idealen Boden verlassen und bei ihren Aufgaben den Maßstab des praktischen Nutzens anlegen sollte; aber gerade darin liegt die schwierigste, aber auch edelste Aufgabe der Schule, mit echter Selbstbescheidung das Maß der allgemeinen Bildung dem künftigen Lebensberuf ihrer Schüler anzupassen“.

Mag man aus dem Schluß dieser Stelle sehen, was es mit dem Vorwurf der „platten Nützlichkeit“, den Herr Giesebrecht

¹⁾ Giesebrecht S. 147.

mir macht, auf sich hat. Eine zweite Stelle, auf die Herr Giesebrecht sich beziehen könnte, werde ich weiter unten zu einem anderen Zwecke mittheilen. Hier will ich aus deren Verfolg nur das bemerken, daß ich das Deutsche Gymnasium als die Vorbereitungsschule für die wissenschaftlich gebildeten Stände, für die Theologen, Juristen und Mediciner fasse, und dann das Ziel des gesamten Deutschen Unterrichts für diese Stände folgendermaßen bestimme: „Für den eigenen mündlichen und schriftlichen Gebrauch soll die hochdeutsche Schriftsprache diesen Ständen wo möglich so zur zweiten Natur werden, daß sie ihrer in derselben Weise mächtig sind, wie der schriftlose Mensch im mündlichen Verkehr seinen Dialekt zu handhaben weiß. In Bezug auf die neuere deutsche Literatur bilden diese Stände den wesentlichsten Theil des Publikums. Für sie haben unsre großen Dichter und Prosaiker ihre Werke zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise geschrieben. So weit demnach die Sache nicht dem Leben selbst überlassen werden kann, wird die Schule die Vermittlerin zwischen unsern großen Schriftstellern und den studirenden Ständen sein müssen. Endlich tritt auf der Universität die wissenschaftliche Behandlung unsrer Sprache und Literatur ein, und auch hiezu wird das Gymnasium die elementare Vorbereitung zu geben haben“¹⁾).

Ich begnüge mich, dieser Stelle nur zwei Bemerkungen hinzuzufügen. Erstens nämlich, daß wir Schüler Wilhelm von Humboldt's, wenn wir von Sprache reden, darunter noch etwas Anderes verstehen als dekliniren und conjugiren, Phrasen sammeln und Redefiguren zusammenstoppeln. Und zweitens, daß die ausgehobene Stelle wohl zur Genüge zeigt, in welcher Weise ich die allgemeine Bildung der wissenschaftlichen Berufsarten fasse. Der Pfarrer, der Beamtete, der Arzt soll an echter, edler Bildung dem Gemeinwesen voranleuchten. Das ist, der Idee nach, nicht in sein Belieben gestellt, sondern es gehört zu seinem Beruf.

2. Was meinen angeblichen „heftigen Angriff“ auf den deutschen Aufsatz betrifft, so findet er sich S. 125 meiner Abhandlung. Er besteht in Kürze darin: Erstens bestreite ich, und zwar mit Gründen, die Ansicht, daß man die Deutschen Ausarbeitungen der Gymnasiasten vorzugsweise an ihre Deutsche Lektüre anknüpfen solle. Ich will sie vielmehr vorzugsweise²⁾ an ihre antike Lektüre anknüpfen. Zweitens lege ich ein besonderes Gewicht auf die Arbeiten, bei welchen der Schüler das Material nur umzugestalten, nicht zu schaffen hat. Drittens endlich schliesse ich „wirklich freie Ausarbeitungen der Schüler über vernünftig gewählte Themata“ keineswegs aus, will sie aber nur selten eintreten lassen. Ueber die Frage: Wie oft? gebe ich keine nähere Bestimmung. Ich will aber nicht verhehlen, daß zwanzig solche

¹⁾ S. 121 meiner Abhandlung.

²⁾ Nicht ausschließlicly, wie sich hinlänglich aus meiner Verweisung auf Borchard ergibt.

Arbeiten des Jahrs mir beträchtlich zu viel und geradezu verderblich scheinen.

Herr Giesebrecht behandelt diese Zumuthungen wie eine Herabwürdigung des Preussischen Gymnasiums. Man kann sich aber aus Herrn Giesebrecht's eigener Arbeit überzeugen, daß Thiersch in der Bestreitung dessen, was Herr Giesebrecht mit fast verletzendem Selbstgefühl die Preussische Ansicht nennt, um ein sehr Beträchtliches weiter geht als ich, und daß Johannes Schulze in seiner sonst scharfen Kritik von Thiersch's Werk in Bezug auf das, was Thiersch über den Deutschen Aufsatz sagt, „keinen bestimmten Widerspruch“ ¹⁾ erhob. Hegel, dem auch der Gegner nicht absprechen wird, daß er wußte, was gründliche Bildung sei, äußerte sich über den Deutschen Aufsatz in Gymnasien so, daß man aufs allerhöchste dieselben Zugeständnisse in seinen Ansichten finden kann, die auch ich mache. Dafür wird er aber auch von Herrn Giesebrecht sehr von oben herunter abgefertigt ²⁾. Endlich Schleiermacher spricht sich über die Deutschen Aufsätze im Gymnasium in solcher Weise aus, daß ich seine Ansichten Wort für Wort unterschreibe. Man muß aber diese Ansichten an Ort und Stelle nachlesen ³⁾. Denn Herr Giesebrecht hat für gut befunden, ihnen in seinem Referat die Spitzen abzubreaken ⁴⁾. Ich will nur das Eine hervorheben, daß auch Schleiermacher erklärt: „Auf diese (von Schleiermacher empfohlene) Weise wird freilich nicht eine solche Masse von Aufsätzen geliefert werden können, wie in vielen unserer höheren Lehranstalten der Fall ist“.

3. Herr Giesebrecht fährt in der oben angeführten Stelle folgendermaßen fort: „Bei diesem bescheidensten Mafse muß es freilich als eine gefährliche Verirrung erscheinen, wenn man die Deutschen Ausarbeitungen der Gymnasiasten vorzugsweise an ihre Deutsche Lectüre anknüpfen will“ ⁵⁾. Und äußert Hiecke die Erwartung, es werde einem Primaner eben so interessant als faßlich sein, wenn sein Lehrer ihm die Geschichte der Entstehung gelesener poetischer Werke, den Nachweis ihres Zusammenhanges mit der Weltansicht des Dichters und mit seinem Bildungsgange mittheilt, so wird ihm entgegnet, es scheine viel leichter zu beweisen, daß dies für das Gymnasium völlig unstatthafte Bestrebungen seien, als sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sich ein so verständiger und begabter Mann zu solchen Ueberspanntheiten habe versteigen können. Der leichte Be-

¹⁾ Giesebrecht S. 135.

²⁾ Ebend. S. 131.

³⁾ Werke, Zur Philos. Bd. 7, S. 520.

⁴⁾ S. 134 fg.

⁵⁾ Herr Giesebrecht citirt S. 125 meiner Abhandlung. Man wird daselbst finden, daß die Herabdrückung, mit der ich die Gymnasien bedrohe, darin besteht, daß ich die Deutschen Aufsätze zwar nicht ausschließlich, aber doch vorzugsweise an die im Grundtext gelesenen griechischen und römischen Klassiker anknüpfen will.

weis möge kommen: daß er nur nicht zu leicht werde! Bis jetzt bin ich ganz gleicher Meinung mit Hiecke ¹⁾ u. s. w. So Herr Giesebrecht. Hier bin ich doch nun im offenbarsten Unrecht. Denn die Sache mag sein, wie sie will, so ist es jedenfalls unerlaubt, einem Mann wie Hiecke ²⁾ solche Dinge zu sagen und den Beweis schuldig zu bleiben. Es sind aber bereits vier Jahre verflossen, und noch immer läßt der „leichte Beweis“ „bis jetzt“ auf sich warten!

Schlägt man die von Herrn Giesebrecht angeführte Stelle meiner Abhandlung nach, so heißt es daselbst wörtlich ³⁾: „Und Hiecke, nachdem er eine Anzahl ästhetischer Themata zur Bearbeitung durch die Schüler vorgelegt hat, darunter z. B. Zusammenstellung der Charaktere von Weislingen und Clavigo, fährt dann fort: „„Wenn der Schüler auf diese Weise nach und nach zu Höhen, die eine immer weitere Umsicht verstatten, geführt worden, so wird ihm die Geschichte der Entstehung der in der Schule oder privatim gelesenen Werke, der Nachweis ihres Zusammenhangs mit der Weltansicht des Dichters und mit seinem Bildungsgange, — Erörterungen, die natürlich dem Lehrer zufallen, — ebenso interessant als fälschlich sein.““ Daß dies für das Gymnasium völlig unstatthafte Bestrebungen sind, das zu beweisen scheint mir viel leichter, als sich eine Vorstellung davon zu machen, wie sich ein so verständiger und begabter Mann wie Hiecke zu solchen Ueberspanntheiten hat versteigen können. Mit Recht dringt Hiecke an einer anderen Stelle seines Buches darauf, daß neben Lessing hauptsächlich Göthe und Schiller es sind, die dem nachwachsenden Geschlecht lebendig erhalten werden müssen. Wie soll nun Gymnasiasten die „„Weltansicht und der Bildungsgang““ Göthe's oder auch Schiller's in solcher Weise largelegt werden, daß man ihre einzelnen Werke, den Egmont ⁴⁾ oder den Wallenstein, daraus entwickelt? Was Göthe betrifft, so rechnet auch Hiecke den Faust nicht zur Gymnasiastenlektüre. Wie soll man aber Göthe's „„Weltansicht und Bildungsgang““ Leuten darlegen, die den Faust nicht gelesen haben, auch gar nicht lesen können? Für Schiller dagegen ist bekanntlich, sowohl was seine Weltansicht, als was seinen Bildungsgang betrifft, die Kantische Philosophie ein sehr wesentliches Moment. Wie soll man aber Schiller's Verhältniß zur Kantischen Philosophie vor Leuten erörtern, die diese Philosophie weder kennen, noch kennen sollen?“

Dies sind meine Worte. Und nun lese man noch einmal Herrn Giesebrecht's Ausruf: „Der leichte Beweis möge kommen: daß er nur nicht zu leicht werde!“ Wie soll man ein solches Verfahren bezeichnen? Herr Giesebrecht unterschlägt

¹⁾ Giesebrecht S. 148.

²⁾ Vgl. mein anerkennendes Urtheil über Hiecke's Schrift in meiner Abhandlung S. 123, Anm. 1.

³⁾ S. 128 fg.

⁴⁾ „Hiecke, der Deutsche Unterricht S. 181“.

nicht nur den Beweis, den er widerlegen sollte, sondern er versichert auch noch in herausforderndem Ton, die Behauptung sei ohne Beweis hingestellt.

4. Als Bestimmung des Gymnasiums bezeichne ich, unseren künftigen Theologen, Juristen und Medicinern die Anfangsgründe der höheren allgemeinen Bildung zu geben. Dafs ich unter Juristen die nach Absolvirung des Gymnasiums auf Universitäten gebildeten Verwaltungsbeamteten mitbegriffe, versteht sich von selbst ¹⁾. Die Stelle, in der ich von der Bestimmung des Gymnasiums handle, hat offenbar Herrn Giesebrecht am meisten Anstofs gegeben, und ich will sie deshalb ganz hersetzen:

„Was ist die Bestimmung des Gymnasiums? Unseren künftigen Pfarrern, Richtern und Aerzten die Anfangsgründe der höheren allgemeinen Bildung zu geben. Das ist die wirkliche Sachlage. Gegenüber den künftigen Theologen, Juristen und Medicinern ist die Zahl der Gymnasialschüler, die auf keine dieser drei praktischen Berufsarten lossteuern, ganz unerheblich. Die weitere Frage ist also nur: Was gehört zu der allgemeinen höheren Bildung des Pfarrers, Richters und Arztes? Ich setze voraus, dafs meine Leser mit mir in den klassischen Studien die wesentliche Grundlage der allgemeinen Bildung für diese drei Stände sehen. Denn wer dies bestreitet, den kann ich hier weder widerlegen, noch berücksichtigen. Einen besondern Nachdruck aber mufs ich gleich hier am Eingang darauf legen, dafs das Gymnasium die Anfangsgründe der höheren allgemeinen Bildung zu geben hat. Unsere Gymnasien haben sich der thörichten Zumuthung glücklich erwehrt, die künftigen Pfarrer, Richter und Aerzte unmittelbar für ihren praktischen Lebensberuf abzurichten. Weniger aber haben sie sich häufig vor einem anderen Irrthum bewahrt, vor dem Irrthum, als hätte das Gymnasium die formale Bildung seiner Schüler abzuschliessen. Dieser Irrthum erreicht den Gymnasien wie der allgemeinen Bildung gleichmäfsig zum Verderben. Er steckt dem Gymnasium lächerlich überspannte Ziele, stumpft den frühreifen Sinn durch unvernünftige Zumuthungen ab und liefert nach all den grossen Redensarten den Universitäten ein Geschlecht, dessen überreizter Gaumen die höhere Bildung mit Ekel von sich weist. Das Gymnasium hat auch in formaler Hinsicht nicht vollendete Männer, sondern gut vorbereitete und lernbegierige Studenten zu bilden“ ²⁾.

Dagegen protestirt nun Herr Giesebrecht im Namen des

¹⁾ Dafs ich mich abwechselnd des Ausdrucks „Pfarrer, Richter und Aerzte“ bediene, kann eben wegen des parallel gebrauchten Ausdrucks „Theologen, Juristen und Mediciner“ keinem Mißverständnifs unterliegen. Auch die Frage, ob man den Verwaltungsbeamteten auf der Universität einen andern Cursus vorschreiben will als den Justizbeamteten, kann hier ganz aus dem Spiel bleiben, so lange man von den studirten Verwaltungsbeamteten dieselbe allgemeine Bildung verlangt wie von den richterlichen.

²⁾ S. 120 meiner Abhandlung.

Preussischen Gymnasiums auf das heftigste. „Alle diese Zumuthungen, sagt er ¹⁾, muß, wenn nicht das Baiersche, doch das Preussische Gymnasium entschieden ablehnen. Seine Schüler, auch in den oberen Klassen, sind keinesweges nur künftige Pfarrer, Richter und Aerzte. Sämmtliche Civilbeamte, selbst die Subalternen haben bei uns den Gang durch das Gymnasium gemacht; die Postverwaltung, die Regierungen, selbst die landrätblichen Aemter nehmen keinen Schreiber an, der nicht das Primanerzeugniß aufzuweisen hat, das Abiturientenzeugniß giebt im Heere den Anspruch auf das Porte d'épée. Auch Nichtbeamte, Gutsbesitzer, Fabrikherren, Kaulleute, Schiffskapitäne, Gewerbetreibende von mancherlei Art finde ich in nicht geringer Zahl unter meinen ehemaligen Schülern. So entsenden unsere Gymnasien nicht alle ihre Schüler, nicht einmal deren Mehrzahl auf die Universitäten, können mithin auch nicht die Bestimmung haben, nur Studenten zu bilden. Sie schließten allerdings die Bildung ab, welche sie gewähren, nämlich die allgemeine oder, wenn man will, encyclopädische, nur nicht wie der Tod das animalische Leben, sondern wie der Feierabend die Menschenarbeit des Tages. Ob die weitere Bildung der Zöglinge durch die Universität, diese Vielheit von Berufsschulen unter einem Dache ²⁾, oder durch eine andre Anstalt, oder wie sonst geschehen soll, darüber haben nur jene selbst und ihre Angehörigen zu entscheiden“.

Ehe wir auf den Kern dieser Stelle eingehen, müssen wir einige Vorbemerkungen machen. Man würde sich nämlich irren, wenn man glaubte, Herr Giesebrecht habe sich an dem Ausdruck „Richter“ gestoßen, weil dadurch die studirten Civilbeamteten außer Rücksicht blieben. Das ist nicht der Fall. Denn Herr Giesebrecht will beweisen, daß das Gymnasium keineswegs nur für die Universität vorzubereiten habe. Also kann er nicht solche Civilbeamtete im Auge haben, die vom Gymnasium zur Universität übergehen, um dort ihre Fortbildung zu finden, sondern er kann nur von solchen reden, die keine Universitätsstudien machen. Dasselbe trifft die Nichtbeamteten, Gutsbesitzer u. s. w., von denen er spricht. Denn er bringt sie ausdrücklich in Gegensatz zu den Schülern, welche das Gymnasium zur Universität entsendet. Man darf also durchaus nicht an solche Nichtbeamtete denken, welche das Gymnasium durchmachen, um sich dann auf der Universität weiterzubilden.

Nun zur Sache. Man kann die Behauptungen des Herrn Giesebrecht auf zwei Punkte zurückführen, nämlich erstens: Die oben angeführte Ansicht, „das Gymnasium hat auch in formaler Hinsicht nicht vollendete Männer zu bilden, sondern gut vorbereitete

¹⁾ S. 148.

²⁾ „Von einer *universitas literaria* weiß nur die bekannte Berliner Inschrift: die Geschichte aller nach dem Vorgange von Bologna und Paris gestifteten hohen Schulen kennt, seit ihrem Beginn, nichts als *universitates Magistrorum* oder *scholarium*, auch wohl beider“. Anm. Herrn Giesebrecht's.

und lernbegierige Studenten“, ist falsch. Denn die Preussischen Gymnasien entsenden nicht alle ihre Schüler, nicht einmal deren Mehrzahl auf die Universitäten. Die Mehrzahl findet vielmehr ihre Unterkunft als Postverwalter, Schreiber u. s. w. Und also muß das Preussische Gymnasium die Zumuthung, es habe auch in formaler Hinsicht nicht vollendete Männer zu bilden, sondern gut vorbereitete und lernbegierige Studenten, entschieden ablehnen. Zweitens: Das Preussische Gymnasium schließt allerdings die allgemeine Bildung seiner Schüler ab. Mit dieser abgeschlossenen allgemeinen Bildung geht dann der absolvirte Preussische Gymnasiast entweder in das praktische Leben oder auf eine Berufsschule über. Ob diese Berufsschule gerade die Universität ist, „diese Vielheit von Berufsschulen unter einem Dache“, das ist lediglich Sache der Gymnasiasten und ihrer Angehörigen. Das Gymnasium geht das gar nichts an.

Das sind also die Ansichten, die ein geachteter Preussischer Schulmann in einer angesehenen Preussischen Zeitschrift über die Bestimmung und die Aufgabe des Gymnasiums niederlegt. Herr Giesebrecht ist weit entfernt, sich etwa mit folgender Argumentation zu begnügen: „Allerdings hat das Gymnasium nicht vollendete Männer zu bilden, sondern gut vorbereitete und lernbegierige Studenten. Die eigentliche Aufgabe des Gymnasiums ist unstreitig, die nöthige Vorbereitung zum Studium der Wissenschaften auf Universitäten zu geben. Aber daraus folgt natürlich nicht, daß die Aufgabe des Gymnasiums nicht auch ihren Werth in sich selbst hat, und deshalb suchen viele Jünglinge theils auf Befehl des Staats, theils auf den Wunsch ihrer Angehörigen sich wenigstens diese erste, vorbereitende Hälfte der höheren Bildung anzueignen. Auf diese Jünglinge, zumal wenn ihre Zahl durch besondere Verhältnisse sehr anwächst, hat aber das Gymnasium bei seiner Einrichtung, z. B. bei der Vertheilung des Lehrstoffs, einige Rücksicht zu nehmen“. Einer solchen Argumentation würde ich unbedenklich beistimmen, natürlich mit dem Vorbehalt, daß der angegebene, unbestreitbare Hauptzweck des Gymnasiums darunter nicht wesentlich leiden dürfe. Daß aber Herr Giesebrecht von einer solchen Denkweise weit entfernt ist, ergiebt sich theils aus seinen eigenen, oben angeführten Worten, theils folgt es mit Nothwendigkeit aus der zweiten, von Herrn Giesebrecht aufgestellten Ansicht über den Abschluß der allgemeinen Bildung durch das Gymnasium.

Die Gymnasien, meint Herr Giesebrecht, „schließen allerdings die Bildung ab, welche sie gewähren, nämlich die allgemeine oder, wenn man will, encyclopädische, nur nicht wie der Tod das animalische Leben, sondern wie der Feierabend die Menschenarbeit des Tages“. Die Universität ist ihm dann nichts als eine „Vielheit von Berufsschulen unter einem Dache“, und zwar im Sinne des Herrn Giesebrecht¹⁾. Ist es möglich? Also das

¹⁾ Man erinnere sich, wie Herr Giesebrecht im Beruf nichts als „platte Nützlichkeit“ sieht.

Das Ende der vielgerühmten Wissenschaftlichkeit? Ein geachteter Lehrer an einem namhaften Preussischen Gymnasium spricht den Universitäten und vergiftet die philosophische Faßart! Der Preussische Student hat seine allgemeine Bildung abgeschlossen, wenn er die Universität bezieht. Die Universität ist eine reine Berufsschule. Was sie an spekulativer Philosophie und Geschichte, an alter und neuer Philologie bietet, belohnen ihn nicht weiter. Denn er ist mit seiner encyclopädischen Bildung fertig und macht „Feierabend“. Hier öffnet sich der Student in eine Erscheinung, die seit einer Reihe von Jahren bald im Stillen beklagt wird. Die philosophischen Fakultäten der Preussischen Universitäten sind mit den trefflichsten Lehrern besetzt. Aber der Wirkungskreis dieser Lehrer entspricht, vereinzelt Ausnahmen, nicht entfernt ihrer Tüchtigkeit. Professoren, welche die Koryphäen ihres Faches sind, lesen über Gegenstände vom allgemeinsten Interesse vor einer Handvoll Zuhörer. Männer von Europäischem Ruf, gleich ausgezeichnet als Gelehrte wie als Lehrer, bringen an Universitäten erstens nur eben ihre Vorlesungen zu Stande. Ja mancher muß sich noch froh sein, wenn er nicht gleichfalls „Feierabend“ machen muß, weil die Feierabend haltenden jungen Leute mit ihrer abgeschlossenen allgemeinen Bildung es unter ihrer Würde an, noch etwas von ihm zu lernen.

Die Thatsache, die ich hier ausspreche, wird niemand in Abrede stellen, der sich um den wirklichen Zustand der Universitäten bekümmert. Nur über die Ursache der Erscheinung sind Meinungen verschieden. Bald wird die nachwachsende Jugend einer allgemeinen Schläffheit und Interesselosigkeit angeklagt. Bald sieht man in der gemeinen Auffassung des Berufs die daraus hervorgehende Vernachlässigung der höheren Bildung eine Wirkung der weitverbreiteten materiellen Gesinnung. Man kann leider nicht läugnen, daß diese Ansichten bei aller Vertreibung doch theilweise wahr sind. Aber man mußte an die Zukunft unsres Volkes verzweifeln, wenn sich nicht auch andere Gründe für die besprochene Erscheinung auffinden ließen, und einen dieser Gründe sehe ich darin, daß ein Theil der Gymnasien seine Bestimmung verkennt, eine vorbereitende Schule für das Studium der Wissenschaften auf Universitäten zu sein, und zwar nicht bloß der Berufswissenschaften, sondern auch der philosophischen im weitesten Sinne des Worts.

Vielleicht würde mir einer der vielen vortrefflichen Gymnasiallehrer oder Directoren, deren Preussen eine große Anzahl beibringen, so antworten: „Glauben Sie nicht, daß Herr Giesebrecht mit seiner abgeschlossenen Feierabendbildung die allgemeine Anforderung der Preussischen Gymnasiallehrer vertritt. Wir wissen recht wohl, daß es unser schönster Beruf ist, gut vorbereitete und eifrige Studenten zu bilden. Wir sind auch weit entfernt, unsern Schülern den Wahn zu nähren, daß sie mit ihrem Gymnasialabsolutorium ihre encyclopädische Bildung abschließen. Unsere Schüler nehmen vielmehr die Ueberzeugung mit fort, daß

sie nun erst reif geworden sind, die Vorträge tüchtiger Universitätslehrer über Philosophie und Geschichte, Alterthumswissenschaft und neuere Philologie u. s. w. mit Nutzen zu hören. Wir können auch versichern, daß unsere besseren Schüler (und für die widerspänstigen werden Sie uns nicht verantwortlich machen) mit den schönsten Vorsätzen zur Universität gehen, dem Studium der allgemein bildenden Wissenschaften mit Eifer obzuliegen. Aber es dauert nicht lange, so werden sie gewahr, daß ein nur dreijähriger Universitätskursus fast ausschließlich von den gesteigerten Anforderungen der Berufswissenschaft in Anspruch genommen wird, und so bleibt ihnen beim besten Willen für eine umfassendere Benutzung der philosophischen Fakultät keine Zeit übrig“.

Diese Argumentation hat viel Einleuchtendes, und gewiss senden die trefflichen Preussischen Gymnasien eine bedeutende Anzahl von Schülern auf die Universität, die ganz das sind, was wir wünschen, nämlich „gutvorbereitete und lernbegierige Studenten“. Ob sich an den Einrichtungen, auf welche sich obige Argumentation gründet, etwas ändern läßt, darüber darf sich der Außenstehende kaum ein Urtheil zutrauen. Aber eine andere Frage möchte ich mir erlauben, welche klar blickende Preussische Universitätsprofessoren recht wohl zu beantworten wissen werden: Ist die eben geschilderte Stimmung des ernstesten Bedauerns, daß man den philosophischen Wissenschaften auf der Universität nicht mehr Zeit widmen könne, unter den Preussischen Studirenden eine allgemein verbreitete? Oder geht nicht ein großer Theil mit Gleichgültigkeit, ein anderer mit kritischer Altklugheit an den Auditorien der philosophischen Fakultät vorüber? Ist aber das Letztere der Fall, so wird man nicht läugnen können, daß man hier die Früchte erntet, die durch solche Ansichten, wie sie Herr Giesebrecht über die Gymnasien ausspricht, gesäet werden.

Erlangen.

R. v. Raumer.

II.

Welcher Auffassung der Aufgabe unserer Gymnasien treten die Bestimmungen des Königl. Ministeriums vom 7. und 12. Januar d. J. entgegen?

Es liegt in der Natur der Sache, daß regulative Erlasse der Unterrichtsbehörden keine didaktische Theorie abspiegeln. Ihre Aufgabe ist es, die Mittel zu normiren, durch welche die Idee der Bildung auf den Unterrichtsanstalten verwirklicht wird. Die höchste Instanz, die über diesen Normen waltet, ist die Einsicht

2 das Bedürfnis, ein Hauptfactor derselben die Erfahrung. Während aber einerseits zu dieser auch die Würdigung dessen gehört, was die Didaktik als Wissenschaft an sichern Resultaten erwirnt: so üben sie andererseits nicht bloß eine mächtige Rückwirkung auf die letztere aus, indem sie dieselbe zu der sorgfältigsten Prüfung ihrer Resultate auffordern, sondern sie gehen ihr auch oft genug leitend oder berichtigend voran.

Daher ist es gegenwärtig keinesweges die Absicht des Verf., eine Würdigung der oben bezeichneten Erlasse zu versuchen. Dazu ist ihm ihre Berechtigung eine zu entschieden, ihr Inhalt in zu bestimmter. Aber ein Hindurchdringen zu dem didaktischen Princip, das sie im Zusammenhang mit den bereits gültigen Verordnungen als ein Ganzes verstehen läßt, ist eine nahe liegende, eine unerlässliche Pflicht der wissenschaftlichen Didaktik. Erfüllen wir dieselbe, indem wir hier wenigstens eine Beantwortung der Frage versuchen, welcher Auffassung der Aufgabe unserer Gymnasien die bezeichneten Erlasse entgegentreten.

Dafs die Schulen, so lange es deren giebt, zunächst die Ueberlieferung von Kenntnissen im Auge gehalten, beweist die Geschichte der Didaktik auf jedem ihrer Blätter. Selbst das deutsche Sprüchwort sieht das Können als selbstverständliche Frucht des Wissens an. Die englische Pädagogik erwartet noch heute von dem bloßen Aufnehmen mit dem Gedächtnis schon einen Einfluß auf die Bildung des Verstandes und des Urtheils ¹⁾. Ohne Frage ist es auch richtig, dafs eine naturgemäße Uebung der Geisteskraft in einer Richtung der Wirksamkeit derselben auch in andern Richtungen dient. Der gesunde Geist ist einmal in Allem, was er thut, ein einiger, ungetheilter. Auch in Deutschland sind demzufolge Köchly und Mager so weit gegangen, zu behaupten, dafs man sich um die sogen. formale Bildung nicht mehr zu beunruhigen habe, sie komme durch einen tüchtigen Lehrer von selbst.

Aber diese Sätze sind nicht ohne Hinzunahme eines andern richtig. Das Uebermaafs, die Einseitigkeit der didaktischen Thätigkeit nach einer Richtung hin beeinträchtigt die Frucht des Unterrichts auch für andere Richtungen. Das wufste schon Hannan. Er machte um das Jahr 1758 die Bemerkung, dafs, wo das Gedächtnis sich selbst überfrist, eine Schwindung der übrigen Seelenkräfte entstehe, und am Ende selber geschwächt werde ²⁾.

Der stoffliche Werth des Unterrichts ist ohne Frage ein beachtlicher. Ohne eine Vermehrung unserer Vorstellungen, eine bestimmte Abgränzung der vorhandenen, eine Erweiterung des Gesichtskreises behufs der Bildung neuer, hilft die grösste Fertigkeit im Handhaben der bereits im Schüler vorhandenen, der trivialen, der schiefen, der unbestimmten und dunkeln nicht zu höherer Bildung. Ja der Werth des Gebiets der Kenntnisse wird um so gröfser, je mannigfaltiger die Richtungen werden, in de-

¹⁾ Deutsche Briefe über engl. Erziehung von Dr. L. Wiese S. 128.

²⁾ v. Raumer's Gesch. d. Päd. II. S. 311.

nen die Cultur eines Volkes auseinandergeht. Dürfen wir diese Richtung auf Kenntnisse, auf das Vermehren unseres Vorstellungsmaterials, die materiale und in ihrer Vereinzelung den didaktischen Materialismus nennen, so läßt sich nicht bestreiten, daß der Materialismus in seiner Maafslosigkeit einem Ziele entgegenführt, das unterhalb der Aufgabe menschlicher Bildung steht. Das Gedächtniß theilt der Mensch mit dem Thiere, die Bildung, welche ihm blofs durch das Gedächtniß zugeführt wird, kann keine spezifisch-menschliche sein.

Einem einseitigen Materialismus, einer Auffassung der Aufgabe des Gymnasiums, wonach der Lehrstoff, den es überliefert, die Hauptsache ist, hat mit dem vollsten Bewußtsein in Deutschland die Richtung auf formale Bildung schon seit dem Beginn unseres Jahrhunderts entgegengearbeitet, wo dieser durch Hamann so entschieden hervorgehobene, durch Pestalozzi formulierte und weiter bestimmte Gegensatz der materialen Einseitigkeit des Philanthropinismus gegenüber in das allgemeine Bewußtsein der Schule Eingang gefunden hatte. Einer solchen einseitigen Auffassung der Aufgabe der Gymnasien treten nun namentlich auch die Ministerial-Bestimmungen vom 7. und 12. Januar d. J. entgegen.

Der Erlaß vom 7. Januar setzt von den jüngeren Schülern so gut wie von den älteren die „Verarbeitung“ Dessen voraus, was ihnen von verschiedenen Lehrern mitgetheilt ist.

Das Königl. Ministerium findet das eigentliche Bedürfnis des Schülers unberücksichtigt, wenn das Absehen des Lehrers mehr auf systematische Ausdehnung des Stoffes, als auf Fertigkeit und Sicherheit im Nothwendigen gerichtet ist. Ein Hinausgehen über das Klassenziel, überhaupt ein Anhäufen des Unterrichtsmaterials wird unzweideutig gemißbilligt. Im Besondern wird vom naturgeschichtlichen Unterricht verlangt, daß er anschaulich und anregend sei, ohne das Streben nach systematischer Form und Vollständigkeit (wie denn z. B., wo in VI. und V. ein naturgeschichtlicher Unterricht erteilt wird, die Beschreibung des menschlichen Leibes auf das Nothwendigste beschränkt werden soll), und dies in einem solchen Maafse, daß er an diejenigen Lehranstalten beschränkt und resp. ganz beseitigt wird, wo es an einem geeigneten Lehrer fehlt. An die Stelle desselben soll dann eine Erweiterung der Realien (Geographie, Rechnen, Geschichte, Französisch) treten. Und abgesehen davon, wird der naturgeschichtliche Unterricht in III. ausdrücklich an eine hinreichende Entwicklung des Fassungsvermögens geknüpft. Auch die Beschränkung des Pensums in der Mathematik auf der untersten Stufe hat ein tieferes Verständniß und eine gröfsere Fertigkeit in der Anwendung des Lehrstoffs zum unzweifelhaften Zweck.

Dieselbe Verfügung giebt als einen der Gesichtspunkte für den Unterricht an, das den Schüler Zerstreuende, seine Kraft Zersplitternde und sein Interesse Lähmende zu entfernen. Jedes mechanische Verfahren soll unterbleiben, weil es der Jugend die

Lust am Lernen verleidet. Dafs hierzu vor Allem der einseitige Materialismus gehört, versteht sich von selbst. Auch wird ausdrücklich gefordert, dafs behufs zu erreichender Festigkeit und selbständiger Aneignung des Stoffs auch bei den Repetitionen die Schüler durch eine mannigfach wechselnde und combinirende Fragweise genöthigt werden sollen, den zu repetirenden Stoff nicht immer von derselben Seite, sondern von verschiedenen Gesichtspunkten aus zu betrachten.

Endlich schreibt dieselbe Verfügung noch ausdrücklich eine stete Behandlung des Materials mit Rücksicht auf seinen pädagogischen Zweck vor. Dafs dieser Zweck die „Bildung“ des Schülers ist, kann keine Frage sein. Noch durch die Schlussworte der Verfügung wird rücksichtlich des Stoffs ausdrücklich eine „weise Beschränkung und feste Gewöhnung“ gefordert, und welcher Schulmann, der sich in seinen Beruf hineingelebt hat, stimmt darin nicht aus vollem Herzen ein?

Mit den Bestimmungen vom 7. Januar sind die vom 12. selbstredend im Einklang. Die Auffassung eines bekannten Gegenstandes „mit eigenem Urtheil“ wird als maafsgebende Forderung für den deutschen Prüfungsaufsatz hingestellt. Im Verständnifs der lateinischen und griechischen Schriftsteller soll die Prüfung „Fertigkeit“ nachweisen. „Sicherheit“ wird in der Anwendung der griechischen Formenlehre und Syntax gefordert. Bei dem griechischen Scriptum soll nur in Beziehung auf die richtige Anwendung der erlernten grammatischen Regeln der Erlafs vom 11. December 1828 maafsgebend sein, womit die weitschichtige Kenntnifs des Accents der Grundform auf Dasjenige beschränkt wird, was die Grammatik darüber in Regeln darbietet.

Mit voller Entschiedenheit spricht sich die Verfügung gegen eine behufs der Prüfung in das Gedächtnifs aufgenommene Sammlung vereinzelter Notizen aus. Aber auch sonst macht sich die Einsprache gegen den Materialismus geltend. Ein mündliches Examen in der deutschen Literaturgeschichte, wobei es bekanntlich der eigenen Urtheile des Schülers wenige, der angelernten desto mehr zu geben pflegt, wird mit Recht nicht als der sicherste Anhalt zur Beurtheilung der Reife des Abiturienten angesehen. Damit steht die Hervorhebung des Werthes eines erweckten wissenschaftlichen Triebes auf gleicher Linie, während die Compensation der Leistungen in verschiedenen Objecten, also beispielsweise schwächerer Leistungen in der Mathematik durch vorzügliche philologische und umgekehrt, einer absoluten Werthschätzung des Lehrstoffs auf das Bestimmteste gegenübertritt.

Gewifs gehen wir in der Ueberzeugung nicht zu weit, dafs ein Ueberwiegen des stofflichen Principis in den Gymnasien, wenn es irgendwo in Preussen noch Boden gehabt haben sollte, ihn durch diese Erlasse verloren hat, und vielleicht ist nichts ungerechter, als in der Forderung eines von der Lectüre unabhängigen geordneten Vocabellernens (Erlafs vom 10. April 1856) eine Hinneigung zur Begünstigung der materialistischen Didaktik zu finden. Erhalten doch die Lehrer durch die Verfügungen vom

7. und 12. Januar Winke genug, sich davor zu hüten, falls es deren noch irgend bedürfen sollte, wo die Forderung, sich die Achtung vor sich selbst und ihren Berufe zu bewahren, schon laut genug sich vernehmbar macht. Hat doch selbst ihrer Zeit die ungleich lockendere Ruthardt'sche Methode, dieser für Lehrer von geringer Erfahrung immerhin leidliche Nothbehelf, bei ihnen auf die Dauer nur so weit Eingang gefunden, als er Elemente enthielt, die von der Methodik in besserer, in unbedingt fruchtbarer Weise zu verwerthen sind. Mit einem Worte: die Verfügungen vom 7. und 12. Januar d. J. machen eine Herrschaft des stofflichen Principis auf den preussischen Gymnasien, so weit davon irgend noch die Rede sein kann, fortan und, will es Gott, für immer unmöglich.

Aber eben so wenig ist ein Zweites zu verkennen. Nicht blofs Kenntnisse, nicht blofs der ausreichende Inhalt von Vorstellungen, ihre Bestimmtheit, die Fähigkeit der Erweiterung des geistigen Gesichtskreises bestimmt unsere intellectuelle Bildung, sondern auch die Fähigkeit ihrer Behandlung, die geistigen Operationen, wodurch sie zusammengesetzt und vereinigt, getrennt und aufgelöst, wodurch sie für den Menschen flüssig und fruchtbar gemacht werden. Die Befähigung für diese Operationen ist als formale Bildung allgemein bekannt, ein Name, der bekanntlich der formalen Logik angepaßt, und demzufolge mit logischer Bildung ursprünglich gleichbedeutend, von der Praxis im Gegensatz gegen stoffliche Forderungen zur Bezeichnung einer „Uebung der Kräfte des Geistes“ überhaupt ausgedehnt werden konnte. Dafs unsere Verfügungen diesen zweiten, ergänzenden Factor intellectuellen Bildung nicht übersehen, das beweist der Erlafs vom 7. Januar, der ausdrücklich von der Lehrweise verlangt, dafs sie den Schülern eine „Uebung ihrer geistigen Kräfte“ gewähre, das beweist der vom 12. Januar, indem er die „geistige Reife“ des Abiturienten keinesweges mit den Kenntnissen desselben identificirt.

Es hat allerdings eine Zeit gegeben, wo man in der formalen Seite der intellectuellen Bildung ihre ganze oder wenigstens ihre überwiegende Bestimmung gesehen hat, gleich als wenn es Operationen des Geistes gäbe, die des Inhalts der Vorstellungen ganz entralhen könnten, oder für die er auch nur absolut gleichgültig wäre¹⁾, kurz als ob nicht der Inhalt der Vorstellungen überall gerade eben so wichtig wäre, als jede formale Operation mit denselben. Diese formale Bildung, die zuerst durch Mißverständnis Pestalozzi'scher Stichwörter zu dem eigentlichen

¹⁾ Dies gilt selbst für die Logik. Wir können analytische und synthetische Urtheile ohne Kenntnifs *a posteriori* im concreten Falle nicht unterscheiden. Daher die Schwierigkeit, welche in der Anwendung dieses von Kant so fruchtbar gemachten Unterschiedes liegt. S. Fries, Logik S. 171. Und doch können wir nicht einmal die ordinären Schlussoperationen mit Sicherheit vollziehen, ohne danach zu fragen, ob bei negativer Beschaffenheit des Untersatzes der Obersatz ein analytisches Urtheil sei.

Wesen aller Bildung erhoben worden ist, die Niethammer in seinem bekannten trefflichen Buche leider mit der idealen Bestimmung jeder Bildung identificirt hat, und deren höchstes Maass seitdem durch Passow und die zahlreichen Schüler desselben, durch A. F. Bernhardi, und besonders durch Fr. Thiersch zum Specificum der Gymnasien gemacht werden sollte, ist im Rechte, wenn sie Verirrungen, wie die des Philanthropinismus, oder der Mechanik eines handwerksmäßigen Schulmeisters gegenübergestellt wird: zum Nonsens wird sie, wenn sie entweder die ganze intellectuelle Bildung, von der sie nur eine Seite ist, in sich schließt, oder doch mit Stolz auf den Inhalt der Bildung, als auf einen untergeordneten oder gleichgültigen herabblicken will. Für ein absolutes Können den Geist zu bilden, ist unmöglich, für ein abstractes, als Quell der Befähigung zu Allem und Jedem — Sophistik.

Zu wie argen Verirrungen der einseitige Formalismus die Didaktik verleitet hat, darüber zu sprechen ist hier nicht der Ort. Fast alle Schulpläne seit dem dritten Decennium unseres Jahrhunderts haben unter diesem Einfluß gelitten. Und die Thorheiten, zu denen er in der Praxis führte, waren vollends exorbitant. Kam man doch, wie der Verf. dieses Aufsatzes aus eigener Erfahrung weiß, selbst dahin, die Ueberlieferung der lateinischen Grammatik bis auf einen Schatten zu beseitigen, „weil der Gymnasialschüler dergleichen selbst finden müsse“, „weil Grammatik bornire“ u. dergl. Wäre es möglich, in Uebertreibung einer Rousseau'schen Forderung, den Schüler Alles oder auch nur absolut (nicht relativ) Vieles selbst finden zu lassen, wir würden damit die Geschichte, die Offenbarung, die Hälfte des menschlichen Geisteslebens aus der Wirklichkeit streichen, während auf der andern Hälfte die Frucht des eigenen Experimentirens allen Chancen des Zufalls, dessen möglichste Beherrschung der Zweck aller menschlichen Methodik ist, preisgegeben bliebe.

Es sind dies so klare und einfache Wahrheiten, daß es auffallen kann, wie oft und lange sie verkannt sind. Erkannte die Berechtigung der materialen Bildung namentlich die Preussische Verordnung vom 24. October 1837 an, geht das Sächsische Regulative vom 27. December 1846 entschieden auf sie ein, so sind es im höheren Grade die Erlasse vom 7. und 12. Januar d. J., welche der Einseitigkeit des Formalismus nicht minder entgegen-treten, als dem einseitigen Materialismus.

Die erstere fordert vom Schüler die „Grundlage eines festen Wissens“. Sie hebt hervor, daß die durchgenommenen Pensas und das auf früheren Stufen „Erlernte“ durch rechtzeitige Repetitionen in lebendiger Gegenwart erhalten werde. Sie markirt den Nutzen, der besonders auch in der „Vertrautheit mit einem bestimmt begränzten Stoffe“ liegt, wobei sie die sicherste didaktische Wirkung zugleich von „fester Gewöhnung“ abhängig sieht.

Sie verlangt im Einzelnen vom naturgeschichtlichen Unterricht eine „Erweiterung des Vorstellungskreises“ der Schüler. Sie

erhöht die Stundenzahl von Objecten, deren formal-bildende Kraft nicht in erster Reihe veranschlagt zu werden pflegt, z. B. der Geschichte und Geographie theils als allgemein-maafsgebend, theils für bestimmte Fälle. Selbst das Material der Sagen des Alterthums wird nicht vergessen, ihrer Berücksichtigung die zweckmäßige Stelle angewiesen. Derselbe Erlaß verfügt bei Beseitigung der sogen. philosophischen Propädeutik als eines besondern Lehrobjects über die Berücksichtigung des „Inhalts“ derselben in andern Lectionen. Die Zahl von zwei wöchentlichen Religionsstunden wird in VI. und V. auf 3 erhöht, um für das Lesen der heiligen Schrift und die biblische Geschichte u. s. w. ausreichende Zeit zu gewinnen. Hierbei liegt eine Ausschliesslichkeit oder ein Uebergewicht der Forderung einseitiger formaler Bildung so fern, daß der preussische Lehrerstand bestimmtere Fingerzeige wohl nicht erwarten konnte.

Und dennoch ist der Inhalt der Verfügung vom 12. Januar noch um Vieles bestimmter. Die ungemein wichtige Maafsnahme, wonach weder die lateinischen, noch die griechischen, noch die französischen Wörterbücher (von den Grammatiken reden wir nicht erst) dem Maturitäts-Aspiranten bei der schriftlichen Prüfung gestattet werden, läßt den Lernstoff, das positive Element des Unterrichts in einer Weise hervortreten, die alles Spreizen eines einseitigen Formalismus unmöglich macht. Und damit stehen die andern Bestimmungen des Erlasses im Einklang. Das griechische Scriptum wird nicht zu einer Stilübung bestimmt, als Zweck des lateinischen Aufsatzes wird neben der Ermittlung der grammatikalischen Sicherheit des Abiturienten seine Fähigkeit wiederholt, sich lateinisch correct und mit einiger Gewandtheit auszudrücken: Bestimmungen, welche die Höhe ästhetischer Forderungen, den Gipfelpunkt des Formalismus auf diesem Terrain, unerreichbar machen. Eben so bestimmt wird bei der schriftlichen Prüfung in der Mathematik gefordert, daß zur Lösung der Aufgaben nicht sowohl ein besonderes mathematisches Erfindungstalent (dessen Weckung, Belebung u. s. w. die Forderung eines consequenten Formalismus ist), als eine klare Auffassung der einzelnen Sätze und ihres Zusammenhangs vorausgesetzt werde.

Dazu kommt, daß diese Bestimmungen im Allgemeinen, unter Erinnerung an die Forderungen von §. 14 des Prüfungs-Reglements von 1834, nur solche Aufgaben zu wählen vorschreiben, welche in dem geistigen Gesichtskreise des Schülers liegen, und „über welche eine ausreichende Belehrung durch den vorgängigen Unterricht vorausgesetzt werden kann“. Im Besondern wird von der Prüfung in der Religion verlangt, daß sie ermittle, ob die Abiturienten vom Inhalt und Zusammenhang der heiligen Schrift, so wie von den Grundlehren der kirchlichen Confession, welcher sie angehören, eine sichere „Kenntniß“ erlangt haben. Ja in letzter Instanz wird den Abiturienten ein Zeugniß über ihre „Kenntnisse“ in den einzelnen Lehrobjecten ausgestellt, während in demselben nirgend der Grad erlangter formaler Bildung, sondern außer den Kenntnissen nur der Fleiß, die Art ihrer Theil-

nahme am Unterricht, ihre Selbstthätigkeit und ihr sittliches Verhalten beurtheilt werden soll.

Setzen die vorliegenden Erlasse aber einmal den einseitigen Materialismus wie den einseitigen Formalismus als einen überwundenen Standpunkt voraus, so kann es keine Frage sein, daß die Mitte, in der beide Richtungen sich vereinigen, das positive Resultat ist, zu dem diese Verordnungen hinleiten ¹⁾. Daß diese Mitte keine arithmetische ist, versteht sich von selbst. Eine Agglutination des Materialismus an den Formalismus oder dieses an jenen giebt keine gesunde Praxis. Heute materiale, morgen oder später formale Bildung zu treiben, ist ein Unding, da schon das Verständniß des Erlernten formale Bildung ist, und man Unverständenes in der Regel doch nicht lernen läßt. Ja man wird der Meinung sein, daß alle formale Bildung sich in der vollständigsten Aneignung eines Materials beschließt, daß alles Hinarbeiten auf sie entweder diesseits einer solchen Aneignung liegt, oder — leeres Stroh drischt. In der That ist die rechte Receptivität ihrem innersten Wesen nach zugleich Productivität und umgekehrt. Darum tritt denn auch namentlich die bairische revidirte Ordnung vom 24. Februar 1854 allem leeren Mechanismus und Formalismus und vornämlich allem geistlosen Memoriren mit Entschiedenheit entgegen und fordert im Besondern, daß bei der Erklärung der alten Klassiker von der formal-linguistischen Behandlungsweise abgegangen und mehr die sachliche, den Inhalt und Geist der Autoren ins Auge fassende Erklärung zur Anwendung gebracht werde. Und irren wir nicht, so handelt es sich bei der Aufgabe, die unsere Gymnasien zu lösen haben, um eine möglichst tiefe Auffassung der in Rede stehenden Vereinigung. Ist die formale Bildung in ihrer absoluten Geltung nichts Anderes als die freieste Herrschaft über den Stoff, schließt die vollkommene Aneignung des Stoffs von demselben Gesichtspunkte aus die Herrschaft über denselben in sich, so ergibt sich als die erste Grundlage der Vereinigung beider Principe die Forderung, keine formale Bildung als am stofflich Werthvollsten zu versuchen, nichts Stoffliches zu geben, ohne dabei die höchsten Forderungen der formalen Bildung im Auge zu behalten. Von diesem Gesichtspunkte aus gehört namentlich das klassische Alterthum nicht bloß an sich und eben so wenig als bloßer Factor unserer Bildung, sondern als Vorstufe derselben ²⁾ in den Kreis des Gymnasial-Unterrichts. Die Bestimmung des letzteren, zur vollen Theilnahme an unserer nationalen Bildung in ihrem Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung des Menschengeschlechts zu befähigen, ist übrigens von jeher in dem Maasse die Auffas-

¹⁾ Wir setzen dabei die Ansichten von Fofs, G. T. A. Krüger u. A., so wie die der Stimmführer der sogen. historischen Schule Köchly's, Lübker's u. s. w. den Lesern als gegenwärtig voraus.

²⁾ Nur als solche kann der Engländer die altklassischen Studien zum *permanent element of human knowledge* rechnen. Vgl. L. Wiese, Deutsche Briefe S. 128.

sung der gegenwärtigen Zeitschrift gewesen, daß eine weitere Ausführung dieser Aufgabe entbehrlich scheint, die wir eine reale zu nennen berechtigt sind, weil nicht der bloße Stoff oder die Formen geistiger Bildung, also nicht die bloße Abstraction, sondern die Verwirklichung der Bildung in einem gewordenen Organismus als Inhalt des Unterrichts den Kern dieser Auffassung bildet. Vergessen wir aber auch nicht, daß, wie J. H. Deinhardt sich ausdrückt, „das Erste und Letzte in einem Organismus und Das, worauf Alles ankommt und woraus Alles folgt“, das Princip ist ¹⁾, und daß bei einem Fortschritt der Didaktik, den die vorliegenden Erlasse des Königl. Ministeriums ohne Frage im Auge haben, das Princip derselben nicht bloß von der Didaktik herauszustellen, sondern auch von der Praxis mit voller Energie zu verfolgen und mit beharrlicher Ausdauer festzuhalten ist.

Fügen wir noch wenige allgemeine Bemerkungen hinzu ²⁾. So weit die Geschichte der Pädagogik reicht, hat nie und nirgend der bloße Materialismus oder Formalismus eine auf die Dauer befriedigende Gestaltung des Schulwesens hervorgerufen. Der Zeit, wo höhere Geistesbildung und antike Bildung noch als eins gelten konnte, wo die Hieronymianer die Alten als heidnische Sittenlehrer lasen, die Schüler von Deventer das Latein als Weltsprache lernten, trieb man wahrlich um der Sache willen, was man auf Schulen trieb. Das Realprincip der Reformatorenschulen nahm das Griechische und Hebräische als *linguae sacrae*, als Grundsprachen der Schrift, also aus einem ebenfalls realen Grunde hinzu, die Jesuitenschulen hielten das Interesse für das Latein (das ja auch Kirchensprache war) aus ähnlichen Gründen aufrecht. Raticch wollte erst ein „Ding“, dann die Weise von dem Ding gelehrt wissen ³⁾, Comenius verlangte, daß Sache und Wort zugleich beizubringen sei ⁴⁾. Kurz, Theorie und Praxis vereinigten sich zu einer Auffassung der Aufgabe der Schulen, die wir eine reale nennen müssen. Als antike und höhere Geistesbildung aufhörte, identisch zu sein, galt die altklassische immer noch als eine Art Normalbildung; als das Latein aufhörte, Weltsprache zu sein, blieb es noch lange fast ausschließliche Gelehrtensprache. Erst seit die Ueberschwänglichkeit eines ästhetischen Enthusiasmus für die Alten, wie ihn Winckelmann ⁵⁾ gelehrt hatte, neben der Anerkennung der glänzenden Muster unserer eigenen

¹⁾ Gymnasialpädagogik S. 287.

²⁾ Für eine weitere Vergleichung der Auffassung der Aufgabe der Gymnasien vom Standpunkt der gegenwärtigen Zeitschrift beziehen wir uns auf Jahrg. 1847. I. 19, 44—50. III. 84 f., 96 f., 99. 1848. 114 f., 600 ff. 1849, 355 f., 391 ff., 404 ff. 1850, 25 ff., 841, 873 u. s. Vgl. des Verf.'s Schrift über die Vereinigung der principiellen Gegensätze in unserm altklassischen Schulunterricht S. 41 u. a.

³⁾ v. Raumer Gesch. d. Päd. II. 37 ff.

⁴⁾ Ebend. II. 57 ff.

⁵⁾ Eine im Wesentlichen sehr richtige Auffassung des Einflusses von Winckelmann s. in der geistvollen Schrift von W. Herbat, Das klassische Alterthum in der Gegenwart, S. 19 ff.

Literatur nicht mehr Stich halten wollte, und jeder Wissenschaft die Landessprachen besser als die lateinische zu dienen anfangen, erst da that unser Jahrhundert den Griff in die Fülle Pestalozzi'scher Wahrheiten, durch den es für die Gymnasien das Princip allseitiger, harmonischer, formaler Bildung herauszog.

Ein Realprincip, wie es die Entwicklung unserer Didaktik fordert, ist natürlich sehr fern, den Gymnasien ein sogenanntes Begreifen der Gegenwart aus der Vergangenheit, was seit Seebeck und Weiss nicht selten gefordert ist, zu obtrudiren. Das ist Sache der Wissenschaft, die bekanntlich die Domäne der Universität bildet. Die Gymnasien haben auf rationalem Wege in den Organismus unserer Bildung einzuführen, sie haben den Schüler auf den beiden großen Gebieten der irdischen Manifestationen Gottes, dem der menschlichen Freiheit und der Natur, heimisch zu machen, und weil das erstere eine zeitliche Entwicklung, einen ewigen Fortschritt hat, so knüpft sich die Bestimmtheit, Klarheit, Richtigkeit unserer Vorstellungen über seinen Inhalt von selbst an eine unmittelbare Kenntniss des Alterthums, während auch hier der Religionsunterricht dahin leitet, von seinem höheren, unwandelbaren Grunde die ewigen Früchte unserer Erkenntniss und unseres Könnens frei und in ihrer Einheit in unserm Glauben wiederzufinden.

Jedenfalls aber ist es auch ohne weitere Auseinandersetzung klar, daß sich die Hoffnungen für das fernere Gedeihen unseres Gymnasialunterrichts sehr wesentlich an die Erhaltung und, was im Allgemeinen nöthig zu sein scheint, an die Hebung des Interesses der Jugend für die altklassischen Studien knüpfen. Geben wir uns darüber nun auch keinen Illusionen hin, halten wir es für unmöglich, daß die alte Literatur jemals Das wieder für uns Deutsche würde, was sie war, ehe durch Lessing, Herder, Schiller, Göthe die goldene Zeit unserer vaterländischen Literatur geschaffen wurde: so ist doch so viel gewiß, daß dasjenige Interesse für sie, welches sich erreichen läßt, nur dadurch erreicht werden kann, daß man nicht unverhältnißmäßig ihre Sprache, sondern in voller Berechtigung ihren Inhalt berücksichtigt, daß, wenn in Folge dessen die Forderungen gesteigert werden müssen, der Vertiefung im Wesentlichen eine Beschränkung im Unwesentlichen zur Seite tritt, wohin vor Allem eine gewisse Vorsicht in Stellung der Anforderungen an den sogenannten lateinischen Stil zu rechnen sein dürfte¹⁾, und daß, wenn es endlich an der Zeit ist, daß eine wahre Concentration des Unterrichts angestrebt wird, das Alterthum in nächste Beziehung zur Gegenwart tritt, der Inhalt des Unterrichts in demselben auf eine wahrhafte Einheit zurückgeführt wird, daß also durchweg der Schüler in unserm altklassischen Schulunterricht die antike Bildung statt der bloßen Sprache kennen lernt; der Lehrer durch keine Rücksicht, durch keine Bequemlichkeit des Vo-

¹⁾ Vgl. des Verfassers Aufsatz über den lateinischen Stilunterricht im Jahrg. 1855 dieser Zeitschr. S. 24 u. a.

cabellerneus und Accentunterrichts, die besten Kräfte der Jugend die beste Freude des eigenen Wirkens sich verkümmern lasse.

Und gerade diese drei Forderungen: die Erweckung der Liebe für die Beschäftigung mit den Schriftstellern des Alterthums, die möglichste Concentration des Unterrichts und ihre Consequenzen, endlich, was die Hauptsache ist, die überwiegende Berücksichtigung des Inhalts des Alterthums wird in unsern Erlassen nicht bloß vorausgesetzt, sondern auch mit Nachdrücklichkeit gefordert. Der Erlaß vom 7. Januar d. J. verwirft „ein Verfahren, durch welches der Jugend keine Liebe zu den klassischen Schriftstellern des Alterthums, sondern Abneigung gegen dieselben ... eingeflößt wird“. Sie fordert in einer ausführlichen Erörterung das „um so dringender hervortretende Bedürfnis größerer Concentration des gesammten Unterrichtsstoffes“. Sie stellt endlich eine im vollsten Sinne des Wortes reale Forderung an die Lectüre mit der Maafgabe, daß „der pädagogische Zweck derselben verfehlt wird, wenn die Interpretation eines Autors nicht — darauf gerichtet ist, vermittelt einer grammatisch-genauen und das Nothwendige gründlich erörternden Erklärungsweise in die Denk- und Anschauungsweise desselben lebendig einzuführen und mit dem Inhalt und dem Zusammenhang seines Werkes bekannt zu machen“.

Somit haben wir den Inhalt der Erlasse vom 7. und 12. Januar d. J. als erfreulich, aber auch als den Ausdruck von Forderungen erkannt, die durchgreifend nur durch das Festhalten eines Realprincips in unserm altklassischen Schulunterricht gelöst werden können, einen Fortschritt, dessen Schwierigkeit bei so mancherlei anderen Anforderungen wir uns nicht verhehlen, den die Gymnasial-Praxis indess früher oder später unter allen Umständen machen muß, wenn sie nicht mit sich selber und den Resultaten einer unbefangenen Didaktik in immer größeren Widerspruch gerathen soll.

In der That, die in Rede stehenden Erlasse haben in ihrem Inhalte eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den drei Regulationen vom 1., 2. und 3. October 1854. Allerdings haben diese an der Form und im Allgemeinen auch am Stoffe des Unterrichts Dies und Das gekürzt, das förmliche Katechisiren, den stehenden Unterricht in der Sprachlehre u. s. w. modificirt oder aufgehoben. Sie haben aber auch durch die Beschränkung in der Form die freiere Möglichkeit gegeben, die geistige Kraft des Schülers zu sammeln, und in echtem Anschluß an Pestalozzi's Pädagogik die formelle Bildung „durch Verständnis und Uebung des berechtigten Inhalts“ als das gesunde Ergebnis einer naturgemäßen Didaktik zu verfolgen. Freilich verlangen sie damit vom Elementarlehrer sehr Viel¹⁾. Aber — um von allem Andern zu

¹⁾ Vgl. den Aufsatz des Verf.'s im 4. Heft des Königsberger Volksschulfreundes für 1855.

schweigen — der Sinn für Bildung müßte nicht in der ganzen Nation bereits so allgemein sein, wenn wir im Ernste besorgen wollten, daß der preussische Elementarlehrerstand im Großen und Ganzen nicht mit Liebe und, wo es Noth thäte, selbst mit Hingebung der Lösung der ihm gestellten, so viel schwereren Aufgabe sich gewachsen zeigte.

Und eben so wenig glauben wir zu irren, wenn wir voraussetzen, daß auch der preussische Gymnasiallehrer zur Erfüllung der bei einer gewissenhaften Auffassung der Erlasse vom 7. und 12. Januar sehr wesentlich gesteigerten Forderungen an seine Wirksamkeit die Kraft, den Willen, die Opferfreudigkeit hat. Wo von dem Elementarlehrer so Hohes gefordert ist, wird sich der Gymnasiallehrer durch Schwierigkeiten nicht zurückschrecken lassen, dem Vaterlande (um mit W. v. Humboldt zu sprechen) den Dank für die empfangene Bildung abzustatten.

Von diesem Gesichtspunkte aus glauben wir im Rechte zu sein, wenn wir die Bestimmungen vom 7. und 12. Januar in mehr als einer Hinsicht einen Appell an die volle Tüchtigkeit des Lehrerstandes der preussischen Gymnasien nennen. Er wird es nicht übersehen, daß sie Viel, sehr Viel von ihm fordern.

Rastenburg.

L. Kühnast.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Programme der katholischen Gymnasien und Realschulen der Provinz Schlesien. 1854—1855.

Breslau. Abhandlung: „Ueber die Zusammensetzung kubischer Gleichungen“ vom Oberlehrer Dittrich (S. 1—16). Schulnachrichtes vom Director Dr. Wissowa (S. 17—38). Die Anstalt umfaßt eine Ober- und Unter-Prima, eine Ober- und Unter-Secunda; Tertia, Quarta, Quinta und Sexta sind in Parallel-Cötus getrennt, denen eine Septima als Vorbereitungs-klasse angesetzt ist. In sämmtlichen Klassen wurden 686 Schüler unterrichtet, von denen 110 im Laufe des Jahres abgingen, während 79 andere hinzutraten. Im Lehrercollegium kam folgendes Bemerkenswerthe vor. Collaborator Hägele wurde als ordentlicher Lehrer nach Braunsberg versetzt. Zu seinem Ersatz wurde der Candidat Dr. Franke mit einer größern Zahl von Stunden als bisher beschäftigt. Der im Mai erkrankte Prof. Krömer erhielt einen halbjährigen Urlaub. Die ihm zugedachten Stunden übernahm der Gymnasiallehrer Dr. Kuschel und gab die seinigen dem zur Aushilfe berufenen Candidaten Beck, welcher jedoch während der Weihnachtsferien starb. Am 10. October rief ein wiederholter Schlaganfall den Prof. Krömer plötzlich von dieser Welt ab. In Folge dieser Erledigung der ersten Oberlehrerstelle fand ein Aufrücken Statt. Der Zeichenlehrer Prof. Schall gab wegen vorgerückten Alters, nachdem er 44 Jahre der Anstalt angehört, seine Stelle auf, welche unterm 16. Juli dem Historien- und Portraitmaler Julius Schneider aus Berlin übertragen wurde. Am 13. März feierte der verdiente Vorsteher der Anstalt sein 25jähriges Jubiläum, zu welchem das Lehrercollegium, der hochwürdige Herr Fürstbischof, fast sämmtliche Directoren der höhern Schulen Schlesiens, die städtischen Behörden von Leobschütz, wo der Gefeierte dem Gymnasium 9 Jahre vorgestanden, die constitutionelle Bürger-Ressource, so wie eine Anzahl ehemaliger Schüler den Jubilar durch mannichfaltige Beweise achtungsvoller Theilnahme auszeichneten. Abiturienten zu Ostern 9, Extranei 6; für reif erklärt von erstern 4, von letztern 3. Zu Michaeli 35 Abiturienten, 11 Extranei; von den erstern bestanden 28, von den letztern 6.

Glatz. Abhandlung: „*Adnotationes ad duos Horatii locos*“ vom Director Dr. Schober (S. 1—11). Der Verf. stellt eine neue Erklä-

rung der *summi vertex* zu Carm. III, 24. auf und faßt, von der Liv. VII, 3. erwähnten römischen Sitte, jährlich am 13. September durch den *praetor maximus* einen Nagel in die Wand zur rechten Seite des Jupiter-Tempels zur Bezeichnung der Jahreszahl einschlagen zu lassen, ausgehend, seine Ansicht von der Stelle also (S. 4) zusammen: *Ad hunc vetustum morem si nostrum locum referimus et apud inferos, ubi etiam urna illa, in qua inerant omnium hominum sortes, esse putabatur, Necessitatem ita ut paribus intervallis distarent et directo ordine gradatim ascenderent, ad notandos vitae annos ab eo inde die, quo natus erat homo ille praedives, fixisse clavos suos statuimus, locum in quo ejusque anni clavus fixus erat, recte verticem, supremi autem anni summum verticem vel poetarum more, qui plurali numero pro singulari saepissime utuntur, summos vertexes dixeris.* Dieser Erklärung scheint Folgendes entgegenzustehen. Abgesehen davon, daß unsern Wissens weder irgendwelche Stellen in römischen oder griechischen Schriftstellern noch vorhandene Monumente der Kunst berechtigen, diese zum Ersatz der mangelnden Buchstabenschrift in alten Zeiten aufgekommene Sitte der Römer auf die Necessitas zu übertragen, leuchtet auch nicht ein, wie der Betreffende von dem Einschlagen der Nägel, die seine Lebensjahre resp. sein Todesjahr bedeuten sollen, Kenntniß erhalten habe, da der Verf. dieses Geschäft von der Necessitas in der Unterwelt („*apud inferos*“) vollziehen läßt, wonach dann die Worte *non animum metu, non mortis laqueis expedies caput* in der Luft schweben. Die zweite Stelle, welche der Verf. behandelt, ist Epist. II, 1, 57. *Dicitur Afrani toga convenisse Menandro, Plautus ad exemplar Siculi properare Epicharmi.* Der Verf. erklärt *properare ad exemplar Epicharmi* durch *ad Epicharmi laudes prope accedere* und meint, daß Horaz *a teneris unguiculis penitus imbutum graecis litteris in dijudicandis veterum poetarum Romanorum operibus aberrasse a vero*, wogegen sich auch Manches einwenden ließe, wenn eine eingehende Erörterung nicht außerhalb der Grenzen eines statistischen Referats läge.

Gleiwitz. Abhandlung: „Die Atmosphäre unserer Erde“ vom Oberlehrer Rott (S. 3—21). Nach einer kurzen Einleitung handelt der Verf. über die Beschaffenheit der Atmosphäre und stellt die von Naturforschern ermittelten wesentlichsten Ergebnisse über die Gestalt, die Bestandtheile und die Farbe derselben, so wie über den Druck der Luft und die Ebbe und Fluth in der Atmosphäre, endlich über die Temperatur derselben übersichtlich und allgemein faßlich zusammen. Der zweite Abschnitt, die Erscheinungen der Atmosphäre, wird für spätere Zeit vorbehalten. — Schulanachrichten von dem Professor und Directorats-Verweser Heimbrod (S. 23—47). Nach diesen besteht die Schule aus einer Prima (61 Schüler), Ober- (39) und Unter-Secunda (44), Ober- (44) und Unter-Tertia (43), Quarta I. (38) und II. (43) parallel, Quinta I. (59) und II. (56) ebenfalls parallel, und Sexta (94), im Ganzen mit 521 Schülern, wovon 327 katholisch, 109 evangelisch, 85 jüdisch. An dem vom Kapellen Himmel in 6 wöchentlichen Stunden in Prima, Secunda und Tertia erteilten Unterrichte in der polnischen Sprache theilnahmen sich von den 231 Schülern der 5 oberen Klassen im Ganzen 166. Mit dem 1. October 1854 legte der bisherige verdiente Director Dr. Joseph Kabath (geb. 24. März 1788 in Oppeln) das seit 1824 verwaltete Directorat nieder, in Folge dessen die interimistische Direction des Gymnasiums dem Prof. Heimbrod übertragen wurde. Zu Ostern erhielten von 5 Schülern und 2 Extraneis, welche sich zur Maturitätsprüfung gemeldet hatten, 2 Abiturienten und 1 Extraneus, zu Michaeli von 23 Schülern 16 das Zeugniß der Reife. Schließlich lenkt der Directorats-Verwalter die Aufmerksamkeit der Eltern auf die rechtzeitige Abführung des

pränumerando zu zahlenden Schulgeldes, so wie auf die Unterbringung ihrer Söhne in ordentlichen und gesunden Wohnungen, in denen sie gleich unter steter guter Aufsicht seien. „Ich habe leider bei den wiederholten Besuchen der Quartiere gefunden, daß diese nicht allein feucht und in hohem Grade ungesund sind, sondern daß auch viele junge Leute in einem engen Raume zusammen wohnen, d. h. unmöglich Platz und Ruhe zum Arbeiten haben können. Auch sind noch andere Uebelstände, die unbegreiflicher Weise von den Behörden nicht berücksichtigt werden.“ Endlich gebe es viele Eltern, die ihre Söhne, nachdem sie oft Jahre lang den Unterricht genossen, wegen eines geringen Anzeiges nur eine Anzeige zu machen und ohne daß die Abgabe der dem Gymnasium gehörenden Bücher und Vorzeichnungen abgibt.

Glogau. Die wissenschaftliche Abhandlung wird nachgeliefert von der — Schulnachrichten vom Director Dr. Wentzel (S. 1—16). Die Anstalt umfaßt eine Ober- (23 Schüler) und Unter-Prima (21), Secunda (58), Tertia (53), Quarta (50), Quinta (51) und Sexta (36) zusammen mit 292 Schülern, welche vom Director Dr. Wentzel (19 St.), Uhdolph (20 St.), Oberlehrer Dr. Müller (20 St.), Oberlehrer Dr. (20 St.), Zeichenlehrer Haase (6 St.), Schreiblehrer Uhdolph (6 St.), Gymnasiallehrer v. Raczek (21 St.), Gymnasiallehrer Knötel (22 St.), Collabor. Dr. Wahner (22 St.), Barthel (19 St.), Superint. Dr. Köhler (2 St.), Rabbiner Aron (2 St.), Zeichenlehrer Haase (6 St.), Schreiblehrer Uhdolph (6 St.), Gesanglehrer Bottig (6 St.), Turnlehrer Haase (4 St.), zusammen 219 wöchentlichen Stunden unterrichtet wurden. Dem Oberlehrer Uhdolph wurde das Prädicat Professor beigelegt. Den 28. und 29. d. M. nahm der Herr Regierungs- und Schulrath Dr. Stieve eine außerordentliche Revision der Anstalt vor. Von 18 Primanern und 1 Externen, welche sich zu Michaeli dem Abiturienten-Examen unterzogen, ertheilte der Director 15 Primanern das Zeugniß der Reife.

Leobersdorf. Abhandlung vom Oberlehrer Dr. Fiedler: „Die Bestimmung der Geschwindigkeit des Lichts“ (S. 1—23). Die interessante und gründliche Zusammenfassung der bisherigen Forschungen zerfällt in die Abschnitte: Entdeckung der Jupiterstrabanten, Finsternisse der Satelliten im Allgemeinen, Geschwindigkeit des Lichtes aus den Beobachtungen der Jupiterstrabanten, Geschwindigkeit des Lichtes aus der Aberration, Geschwindigkeit des Lichtes aus terrestrischen Messungen. Die Schulnachrichten wahrscheinlich vom Director Dr. Kruhl (S. 25—35). In den 6 Klassen der Anstalt, von denen nur Secunda in der deutschen lateinischen und griechischen Sprache in zwei Cötus getheilt war, waren 414 Schüler in 276 wöchentlichen Lehrstunden unterrichtet, unterrichtet vom Director Dr. Kruhl (in 15 St.), Oberlehrer Troska (17 St.), Oberlehrer Dr. Fiedler (21 St.), Oberlehrer Schilder (20 St.), Gymnasiallehrer Tiffe (21 St. und 5 Gesangstunden), Religionslehrer Kiß (16 St.), evang. Religionslehrer Neumann (4 St.), Gymnasiallehrer Welz (21 St. und 4—6 Turnstunden), Gymnasiallehrer Dr. Götz (20 St.), Collaborator Wissowa (23 St.), Hilfslehrer Cand. Kluge (23 St.), Hilfslehrer Cand. Meywald (22 St.), Hilfslehrer Dr. M. (17 St.), Zeichenlehrer Kariger (28 St.). Zu Ostern wurden 18 Schülern 3, zu Michaeli von 18 Abiturienten 14 für reif erklärt.

Neisse. Gymnasium. Abhandlung: „Die Lehre vom Sakrament der Eucharistie“, eine dogmatische Abhandlung vom Religionslehrer Gotschlich (S. 1—35). — Schulnachrichten vom Director Dr. Ziegler (S. 36—48). In den 6 Klassen der Anstalt, von welchen die Prima eine combinirte Ober- und Unter-Prima, Secunda in eine getrennte Ober- und Unter-Secunda, so wie Quinta und Sexta in Parallel-Cötus zer-

wurden 454 Schüler unterrichtet. Im Lehrercollegium kam eine Veränderung nicht vor. Abiturienten waren zu Michaeli 1854 22, welche sämmtlich für reif erklärt wurden; zu Michaeli 1855 erhielten von 25 Primanern 22 und 1 Extraneus das Maturitätszeugniß.

Realchule. Abhandlung: „*Solution du problème: Si un ellipsoïde est coupé par un plan oblique, calculez les volumes des deux parties et trouvez la loi, à laquelle sont assujettis tous ceux plans qui en retranchent des segments égaux*“, vom Lehrer F. Brilka (S. 1—12). In den 6 (einfachen) Klassen der Anstalt wurden 313 Schüler von folgenden Lehrern unterrichtet: Director Dr. Sondhaufs, Oberlehrer Weberbauer, Oberlehrer Dr. Bauer, Oberlehrer Theissing, Religionslehrer Scherzberg, Lehrer Pohl, Religionslehrer (evang.) Stier, Lehrer Brilka, Collaborator Hawlitschka, Dr. Poleck, Zeichenlehrer Barthelmann, Schreiblehrer Hirschfeld u. Lorenz, Gesanglehrer Ellguth und Turnlehrer Hanser. Candidat Albert Schneider verließ die Anstalt, um einem Rufe an die Realschule zu Nordhausen zu folgen. Beim Beginn des Wintersemesters trat der in die neubegründete Oberlehreratselle für neuere Sprachen und Geschichte berufene Lehrer an der Realschule zu Münster Heinrich Theissing in das Lehrercollegium ein. Abiturienten 9, wovon 3 auf die mündliche Prüfung verzichteten und 5 das Zeugniß der Reife erhielten, und zwar 4 mit dem Prädicat: gut bestanden, einer mit dem Prädicat: hinreichend bestanden.

Oppeln. Abhandlung: „Ueber den Tugendbegriff des Horaz“, vom Oberlehrer Dr. Kayßler (S. 1—18). Das Thema ist glücklich gewählt, die Durchführung nach Inhalt und Form gelungen, indem die Darstellung der moralischen Grundsätze des noch oft unter- und überschätzten Dichters sowohl den Kenner befriedigt als auch den Laien anzu ziehen und auf den richtigen Standpunkt der Beurtheilung zu stellen geeignet ist. Eines Auszuges ist die Abhandlung nicht fähig. Um jedoch dem Verf. zu zeigen, mit welchem Interesse wir seine Darstellung durchgelesen, sei uns eine Bemerkung vergönnt. Wenn S. 9 gesagt wird: „Nichts also als wünschenswerth, nichts als furchtbar anstossen, schreibt der Dichter an seinen Freund Numicius, ist wohl einzig und allein das, was dich glücklich machen und erhalten kann“, so scheint der Ausdruck „wünschenswerth“ übel gewählt und nicht geeignet, eine richtige Vorstellung des *Nil admirari* zu verbreiten. — Schulnachrichten vom Director Dr. Stinner (S. 19—36). In den 6 ungetrennten Klassen des Gymnasiums wurden 376 Schüler in 207 wöchentlichen Stunden unterrichtet, wovon 33 in I, 56 in II, 65 in III, 66 in IV, 83 in V, 74 in VI. Im Lehrercollegium ist keine Veränderung eingetreten. Dasselbe besteht gegenwärtig aus dem Dir. Dr. Stinner, Oberlehrer Dr. Ochmann, Oberlehrer Dr. Kayßler, Gymnasiallehrer Dr. Wagner, Oberlehrer Peschke, Religionslehrer Hufs, den Gymnasiallehrern Habler, Dr. Winckler, Dr. Rösler, Prediger Syring, Cand. Schmidt, Licent. Swientek, Zeichen- und Schreiblehrer Buffa, Gesanglehrer Kothe, Turnlehrer Hiescher. Zu Ostern wurden von 3 Abiturienten 2, zu Michaeli von 14 Primanern 12 für reif erklärt.

Sagan. Abhandlung: „Welche Fehler kann man bei der Wahl der Themen zu deutschen Aufsätzen machen?“ von dem Oberlehrer Franke (S. 1—16). Der Verf. hält bei der Wahl der Aufgaben zu deutschen Aufsätzen die Beachtung folgender Prinzipien für wesentlich: 1) die Aufgaben müssen den Kräften der Schüler angemessen sein, 2) sie müssen die wissenschaftliche und sittliche Bildung derselben dem Ziele des Gymnasiums gemäß möglichst harmonisch fördern, 3) sie müssen den jugendlichen Geist ansprechen. Hierauf trägt er seine Bedenken über die Wahl mancher Themen vor, die sich ihm theils durch Erfahrung, theils bei der

Ansicht von Aufgabensammlungen zu deutschen Aufsätzen, theils bei der Durchblätterung der Gymnasialprogramme aufgedrängt haben, und bekundet hiebei meist einen richtigen Blick und ein gesundes pädagogisches Urtheil. — Schulnachrichten vom Director Dr. Flögel (S. 17—31). Die 7 Klassen der Anstalt (Septima — Prima) zählten 209 Schüler, welche von folgenden Lehrern unterrichtet wurden: Director Dr. Flögel, Prof. Dr. Kayser, Oberlehrer Franke, den Gymnasiallehrern Leipelt, Varenne, Dr. Hildebrand, Schnalke, Dr. Michael, Religionslehrer Matzke, Prediger Altmann, Cand. Dr. Benedix, Gesang-, Schreib- und Zeichenlehrer Hirschberg. Der Cand. Pohl schied nach zweijähriger Lehrthätigkeit aus dem Lehrpersonal, um eine Hauslehrerstelle anzutreten. Neu angestellt wurde der kath. Religionslehrer Matzke. Der Oberlehrer Dr. Kayser erhielt das Prädicat „Professor“. Abiturienten: 11. Das Resultat im nächsten Programm.

Neitse.

Hoffmann.

II.

Porphyrii de philosophia ex oraculis haurienda librorum reliquiae edidit Gustavus Wolff. Berol., Springer. 1856. VI u. 253 S. 8.

Nachdem A. Nauck durch Kundgebung seines Planes die Trümmer der großartigen Leistungen des Porphyrius zusammenzuraffen, die Aufmerksamkeit der Philologen wieder auf den berühmten Schüler eines Longinos und Plotinos gelenkt hatte, erschienen binnen Kurzem zwei Abhandlungen über denselben, von Gildersleeve in Göttingen 1853 und Wollenberg in Berlin 1854. Während es aber diese mehr mit den philologischen, namentlich homerischen Studien des Mannes zu thun haben, behandelt die vorliegende dritte Arbeit, zu der auch Nauck Einiges beigesteuert hat, die Reste eines mehr philosophischen Werkes, der drei Bücher *περί τῆς ἐκ λόγων φιλοσοφίας*. Was die Oekonomie des Werkes betrifft, so ist darüber von dem Herrn Verf. im 3ten Capitel das Nöthige beigebracht und S. 42. 43 ein Inhaltsverzeichniß gegeben, aus dem der von Porphyrius innegehaltene Gang und die Anordnung der behandelten Materien leicht ersichtlich ist. Die Bruchstücke selbst, also der Kern des Wolffschen Werks, deren größter Theil von Eusebius in der *praeparatio evangelica*, demnächst von Theodoret, Augustinus, Lactantius u. A. erhalten ist, füllen S. 109—186 des Buches, und ergeben, sämmtliche Orakelsprüche ineinander gerechnet, die Summe von 323 Versen. Beigegeben ist endlich als *additamentum V* ein *oraculorum appendix*, 13 Nummern, in Summa 64 Verse, welche jedoch in dem Werke des Porphyrius keine Aufnahme und Berücksichtigung gefunden haben. Sämmtliche Bruchstücke haben in dem Herrn Herausgeber einen sachkundigen, umständlichen Ausleger gefunden, und wäre ein Vorwurf, wie ihn der *epilogus* befürchtet (S. 241), eine große Unbilligkeit, da in der That *die nudi versus, qui venustate neminem delectant*, ohne die Lichtverbreitenden Erklärungen des Editors für die meisten Leser ein unerschlossenes Räthsel bleiben würden. Doch Herr Wolff hat das Kind seines Fleißes mit noch reichlicher Mitgift ausgestattet. Um nämlich die

in allen Umständen interessante, im gegenwärtigen Fall aber auch für Kritik einflussreiche Frage nach der Abfassungszeit des Buches zu entscheiden, war die im 2ten Capitel geführte Untersuchung „*quaedam Porphyrii librorum tempore*“ unerlässlich, aber auch ihrerseits nicht Sicherheit zu führen, ohne das mannigfach bewegte, gleichsam dreibefruchtete und verjüngte Geistesleben des Porphyrius genauer zu kennen, daher Cap. I. auf die „*vita Porphyrii*“ zurückgeht. Nachdem diese Untersuchungen das Resultat ergeben hatten, dass die Schrift *τῆς ἐκ λόγων φιλοσοφίας* seiner frühesten Periode angehöre, erhob die Frage nach der Echtheit jener Orakel, aus denen Porphyrius seine Philosophie schöpfte. Daher glaubte der Verf. sich und seinen Lesern literarhistorischen Nachweis von dem Vorhandensein zahlreicher *cinationum corpora* im 4ten Capitel schuldig zu sein: und damit der Zweifel an der Echtheit in einzelnen nicht-hexametrischen Orakelsprüchen der Porphyrianischen Sammlung keinen Stützpunkt finde, giebt das Capitel eine wohlgeordnete Zusammenstellung alter Orakel in verschiedenen Versmaßen, aus der Anwendung der jambischen Trimeter, des iambischen Maßes, der trochäischen Tetrameter sich für bestimmte Zeiten Orakelsitze mit Sicherheit ergibt. Derartige Sprüche also und andere ebenfalls in gebundener Rede *incubantibus et evocantibus* ertheilte (über Cap. VI), ferner von griechischen Grammatikern, Platonikern, christlichgebildeten Juden erdichtete (nicht ebenso von Christen unterhobene) mochte denn der grundgelehrte, aber kritiklose und in seinen Urtheile etwas befangene Verehrer des Heidenthums für baare Münzen nehmen, um sich an göttlicher Erleuchtung den Anhängern Christi, den er übrigens zu schätzen wußte, mindestens gleich zu stellen (Cap. VII *de Porphyrii oraculorum fide*). Ob Cap. VIII *de codicibus* unumgänglich nöthig war, bleibe dahingestellt. Die Siglen des Gaisf. Eusebius würde man männiglich auch ohne dies verstanden haben. Schätzbare Zugaben sind die an einzelne Stellen des Textes anlehrenden Excurse oder *itamenta*. I. Ueber Vogelopfer bei Griechen und Römern S. 187—190, anknüpfend an S. 116 V. 16. II. Ueber magische Verwendung der Eidechse, des Weihrauchs, Lorbeers, der Eidechsen S. 195—205. III. Ueber feierliche Einweihung der Götterbilder. IV. endlich *de daemonibus et philosophos Graecos, imprimis Platonem et Porphyrium* S. 214—229.

Dies der reiche Inhalt eines höchst interessanten Werkchens, das durch den bunten Wechsel gleichwohl auf einen gemeinsamen Mittelpunkt bezogener Materien, durch gelöste und ungelöste Schwierigkeiten den Leser ans Ende in gleicher Spannung erhält. Es verlohnte wohl der Mühe, das Werk des Porphyrius zu restituiren, als jener denkwürdigen Zeit angehörig, in der endlich „jene Götterwelt vergehen mußte, die nun getrost auf des Pindus Höhen schwebt“, aller Anstrengungen ohnerachtet, die die besten Köpfe und edelsten Herzen des Heidenthums zu ihrer Rettung aufboten.

Ein tieferes Eingehen in das vorliegende Buch liegt dem Zwecke der Zeitschrift fern, aber um dem Herrn Verf. den Beweis zu liefern, daß ich seine Arbeit mit Aufmerksamkeit und Nachdenken mehr studirt, durchfliegen habe, kann ich mir nicht versagen, mich schließlic auf die Kritik der Wortkritik hinüberzuspielen und ihm einige Einfälle über zweifelhafte Stellen zur Prüfung vorzulegen.

Das Epigramm des Iasakaris S. 19 N. 2, dessen beiden ersten Versen „*Quod non intellego*“ beigeschrieben ist, scheint durch einen Drucker unverständlich geworden zu sein. Wenn man nach *λογισ* ein Ausdruckszeichen setzt und *ἀρίτεσθαι σπεινότε* liest, sollte es wohl klar sein. S. 21 erscheint die Aenderung *πρῆται* etwas gewaltsam; *δεῖ* oder

οίεται δὲν dürfte mildere Heilung sein. Den Vorwurf der Gewaltthätigkeit trifft auch S. 26 die Aenderung αὐτὸν προτερεῖν statt συμπροτερεῖν; ich wundere mich, daß Herrn Wolff nicht der übliche Ausdruck συμβαλεῖν vom Zutreffen in der Rechnung beigestiegen ist. Im Vorbeigehen sei übrigens bemerkt, daß ich S. 44 den Chresmologen Euklos vermißt habe, dessen Glossen sogar im Hesychios angezogen sind. S. 46 bezweifelte ich, daß das Orakel beim Choerob. Bekk. III 1189 mit νεῶν restituirt ist: ε,ν' ergibt σίτες: danach könnte an σίτεος gedacht werden. Auch habe ich mich nie überzeugen können, daß schol. Eur. Alc. 983 Cob mit μέριμναι statt μέλαινα viel geholfen wäre, und längst der Witzschel'schen Ausgabe meines Besitzes ἀληθεῖ νοῦ; μέλεδαινε beigeschrieben. Der Accusativ auch bei Herodot.

S. 53 könnte in Ἀλυσίου der Name Μυρσίλου stecken. S. 56 Αμ ποτανή und εὖ εἶτο (leg's dir zum Guten aus)? S. 71, 5 liegt meines Bedünkens am nächsten: μὴ μεμψιμοῖται μὴ θεοῖς μηδὲν εἶναι, wo nicht das zweite μὴ aus μὲν verderbt ist. Wer θεοὺς halten will, mag μὴ μεμψιμοῖται, μὴ θεοῖς interpungiren. S. 92 möchte ich lesen ἡ που νηπιήσων ἀλυσκουσων φρίνες ἀνδρῶν, so wäre das Ciceronische (Tusc. I 48, 115) errant hergestellt. Im dritten Verse dürfte οὐ γὰρ ἔην vorzuziehen sein.

S. 95 ist keine Frage, daß ἀπαλ^ς und διερ^ς als ἀπαλῆς — διερῆς zu lesen sind. ζ ist Compendium von ἡς. S. 97 ist ohne Weiteres statt μερος: βρόμος ignis strepitus zu lesen. S. 101. Epiphan. haeres. 6 (26) c. II. lies φ γοητεύματι. Ποητεύματι kenne ich nicht.

So viel über Stellen, welche in der Einleitung angezogen und tentirt werden. Nun zu Porphyrius selbst. S. 115 quält sich Herr Wolff mit χεῖν κτλ. in einer langen Note ab, um seine Conjectur χεῖ δὲ μέλι νύμφας τε zu schützen. Wie aber, wenn ein einziger Buchstabe hülfte. Διὸ μέλι νυμφαῖσιν κτλ. entspricht dem Begehren des Verf. weniger gewaltthätig. Im folgenden Verse würde ich ἀμφὶ γέην (Hes. γέην τῇ γῇ) wagen, oder γαίην (—) behalten. Im 11ten Verse aber kann ich die Vermuthung nicht loswerden, daß θυσίας τραχέων aus V. 2 nachgewirkt hat, uns die ursprüngliche Lesart φαχέων zu verwischen. V. 12 könnte der Hiatus auch durch εἶαρ (gl. αἶμα) weggebracht werden.

S. 119 liest Wolff ἀρῶν νεοπηγὰ γυῖα. Die ältesten Handschriften ἀρῶν νεῖα πλάνα(ς) θύειν. ἀρ denke ich ist Nachbesserung, und das Orakel lautete ῥήνων νεογυλὸν ——. In den folgenden prosaischen Worten könnte πτηνὰ aus πτήνη verderbt sein, γὰρ aber, was CFG nach εἶναι einsetzen, halte ich für Conjectur, während Porphyrius ἐν οἷς oder ἐν τοῖς φησὶ geschrieben haben mag. S. 122 steckt doch wohl in παρηγορεῖται auch ein Compositum von κραίνω. S. 134 V. 97 ἀμφιδέτοι. Vergl. die Variante zu V. 129. S. 135 ist χάστε trefflich eruiert, aber τῆς θεῆς aus Ἐκείτης zu machen wieder ein Gewaltstreich. π und σ sind wie öfters verschrieben, danach εἶσατε zu lesen, wofür der Attiker das Medium gesetzt hätte. Ebenda 114 ist ἀμφὶ κῆρα δρῖς statt ἀμφικῆρα θεῖς (A.) zu kühn, so gelehrt auch die Vertheidigung der Conjectur sein mag. Der Accent im cod. A. führt aufs homerische κῆρ (freilich dictio solitaria), also ἀμφὶ κῆρ ταθείς. S. 138 habe ich zu bemerken, daß ich die Aufnahme von Euseb. PE. V, 14 mit S. 166 nicht in Einklang zu bringen weiß. S. 145 V. 156 soll wohl εἰσφραγεῖσθαι sein? V. 162 ἐκείς wohl das Richtige getroffen. S. 154 würde aus AH μύθων sich βυθῶν statt μυθῶν ergeben. S. 160 lese ich διὰ τοῦ στόματος ὡς ὄργανον. S. 162 führt ἐκέρχαιο und ἐκέρχαιο F auf ὁπίσω χεῖ. V. 220 würde ταυλόν oben so gut wie θάμνων sein. Vgl. Hesych. ταυρία. S. 163 V. 225 sollte in θῆναι AHD θῆναι erkannt sein und der Accent vor der Conjectur θῆναι ge-

warnt haben, da auch BCFG *θεαι*, E *θεά* geben. Ein weiteres Beispiel, laß erst lindere Mittel versucht werden müssen, ehe man einschneidet, st S. 165, allwo eine Interpunction und Verwandlung des *τ* in *η* Rath schafft: *ῥιπή δαιμονίη γάρ, αἵης δ' ἐπιδίδρομεν αἰκή*, obchon αἰκή vielleicht noch verderbt ist († αἰκή). S. 181 *ultra* für *ut*? S. 183 Augustinus übersetzt Wort für Wort, ohne die Stellung derselben zu ändern, wie Wolff selbst anmerkt, daher laboriren Wolff's und Nauck's Uebersetzungsversuche hier und da an zu großer Freiheit. Ich vermuthet: *Πρὸν εὐαίης κ' ἐν ἰδαί γραπτοῖς σὺ γε σήμασι γράψαι, | ἥ πρήσας πτερὰ κουφὰ δι' ἥϊρος ὄρνις ἐρέσσαι, | πρὶν μιᾶς τροπῆς ἀσεβοῖς ἀλόχοιο νόημα. | ἔρρεται, ὡς ἐθέλει, κατεφορσύνῃσι μένουσα, | θρήνοις τ' ἀκράντοισι νεκρὸν θεὸν ἱμνεύουσα, | ὅν τε κτλ.* Nauck's *ἰδρυχαράκτος* paßt nur am Verschluss und verweicht außerdem das proverbiale *εἰς ἕωφ' γράψαι*, worüber Leutsch zu Plutarch. prov. 5 Boisson. S. 234 ist die *interpretatio cod. Reg. Lactantii: per ignem emittens* nicht so seltsam, wie Wolff meint. Der *interpres* fand statt *valer* wohl *ιάλων*. S. 240 V. 55 führt *ἰνέλητος* zunächst auf das vereinzelte *ἀνέλητος*, wodurch aber der Versall schlecht wird und die Correctur weiter greift. Ebenso nahe aber liegt *ἰνέλαστος* d. i. *ἀνέλαστος*. —

Die äußere Ausstattung des Werks ist vorzüglich zu nennen. Die Correctur ist sorgfältig besorgt, wenigstens unter den vereinzelt Druckehlern kein Sinn entstellender: nur S. 172 Z. 2 *ρήσωσιν* statt *ρήσας* verletzt das Metrum.

Oels.

Moriz Schmidt.

III.

7. *Schultzei Orthographicarum quaestionum decas. Accedunt controversiae orthographicae XXX. Paderbornae sumptibus F. Schoeninghii. 1855. 58 S. 8.*

Die unter vorstehendem Titel erschienene kleine Schrift des um das Studium der lateinischen Sprache vielfach verdienten Directors Schultz, zuerst als gelehrte Abhandlung zu dem Programme des Gymnasiums zu Braunsberg für das Schuljahr 1854/55 erschienen und dann um die *controversiae orthographicae* vermehrt und in den Buchhandel gebracht, ist so interessant, namentlich aber so zeitgemäfs, dafs es nicht unangenehm erscheinen wird, wenn ich mir erlaube, die Leser der Gymnasialzeitchrift besonders auf sie aufmerksam zu machen. Die Schrift ist aus dem Unwillen entstanden, der den Verf. bei Wahrnehmung der Confusion ergriffen hat, welche in neuester Zeit nicht blofs in die gelehrten und für Philologen von Fach bestimmten Ausgaben der lateinischen Schriftsteller, sondern auch in diejenigen Bearbeitungen einzudringen droht, welche für Schüler oder für Dilettanten angefertigt werden. Der Verf. ist sich bewusst, dafs er einen spinösen Gegenstand zu behandeln unternommen hat, der ihm glaube, er täuscht sich, wenn er fürchtet, dafs diese Arbeit mit wenig Dank werde aufgenommen werden; im Gegentheil darf er sicher sein, dafs ihm alle diejenigen Dank wissen werden, welche die lateinische Sprache zu lehren haben, und nicht wollen, dafs ihre Schüler in vollständige Rathlosigkeit bei der Orthographie der lateinischen Wörter

begründet; die Handschriften nehmen mit Recht die letzte Stelle selbst bei der allergeauuesten Durchmusterung aller Manuschriften und aller alten Handschriften wird es nicht gelingen wir Schwankungen wahrnehmen, festzustellen, wie Cicero, wie Horatius, wie wieder Tacitus u. a. geschrieben haben, und zu geben, der sich in orthographischer Beziehung auch nur weine mit dem vergleichen ließe, welcher von der Hand der niedergeschrieben ist. Wir wissen, wie die Alten schwankte verschiedenen Zeiten verschieden schrieben, wie die Schriftszeiten von einander abwichen, wie wenig Sorgfalt sie gerade solchen Zeiten auf die Rechtschreibung verwandten, wie die mehr richteten nach dem Klange des Wortes, die andere nach Ableitung; wir wissen ferner, welche Schwierigkeiten die Verfertiger der Schriften darbot, wie sehr also die Orthographie der geringeren Kenntniß, Geschicklichkeit und Eilfertigkeit des Schreivers gegeben war, und können daher überzeugt sein, daß wir eine Handschrift aus Cicero's Zeiten selbst besäßen, nicht im Stande wären, zu behaupten, daß Cicero die Wörter nicht anders geschrieben habe, oder daß überhaupt die in der Handschrift befindliche Schreibung die der gebildeten oder gelehrten genossen gewesen sei. Was bieten uns unsere ältesten Exemplare? Ist der Schreiber recht plinktlich gewesen, hat er Zeit und Sorgfalt auf die Abschrift verwendet, so hat er in recht leicht das vor ihm liegende Exemplar auch in Beziehung auf die Schreibweise der Wörter genau copirt, und wir werden also im glücklichsten Falle eine ganze Kette von solchen accuraten Abschreibern auf die ursprüngliche Unsicherheit zurückgeführt. Hat er dagegen nicht so genau genommen, so hat er die Wörter copirt, gegeben bald wie er sie sah, bald wie er sie las und schreiben gewohnt war, bald hat er beides mit einander vermischt; von dem, was man Orthographie nennen kann, ist jedenfalls vorhanden. Man kann also wohl, wenn man bei der Revision, wie das in der Ordnung ist, auf die ältesten Handschriften

ja bekannt genug, wie sehr sie der Gleichgültigkeit, der Willkür und der Unwissenheit der alten Steinmetzen ausgesetzt waren, und was sie bieten, ist in den meisten Fällen wahrscheinlich Nichts, als die Art und Unart, durch die der Meißel des Arbeiters eben geleitet wurde. Den sichersten Anhaltspunkt geben allerdings die Münzen und die Inschriften auf Metalltafeln; erstere, weil sie jedenfalls unter Controle öffentlicher Beamten angefertigt wurden, letztere, weil auch in Fällen, wo sie der öffentlichen Auctorität entbehren, doch ihrer Kostbarkeit wegen eine größere Accuratesse voraussetzen lassen. Ueberall aber finden wir Schwankungen, und Sicherheit läßt sich auch annäherungsweise nicht erreichen. Der Verf. hat diese Verhältnisse mit wenigen Worten richtig angedeutet und dann eine Reihe von Fällen behandelt, aus denen hervorgeht, daß wir am besten thun, wenn wir uns der modernen Neuerungssucht nicht hingeben, sondern nach hergebrachter Weise die lateinischen Wörter schreiben, mit dem Bewußtsein freilich, daß wir nicht so schreiben, wie die alten Schriftsteller selbst ihre Wörter geschrieben haben, aber auch überzeugt, daß wir der antiken Schreibweise so nahe stehen, als die, welche sich vergeblich bemühen, sie aus fehlerhaften Handschriften zu restituiren, und daß wir auf alle Fälle dasjenige vor ihnen voraushaben, was die Hauptsache ist, die Gleichmäßigkeit der Schreibung. Wir können dann wenigstens von einer lateinischen Orthographie sprechen und bewahren die Ausgaben der Klassiker vor jener Geschmacklosigkeit, welche in einer und derselben Zeile *apud* und *aput*, *sed* und *set*, *haud*, *haut* und *haw* schreibt, und doch nicht im Stande ist, mit Buchstaben nachzubilden, weder wie die Alten geschrieben, noch wie sie gesprochen haben. Wie wenig man sich auf die alten Handschriften verlassen kann, das beweist die alte Papyrusrolle, die in Herculaneum gefunden und von Carl Fea in der Vorrede zu seinem Horatius genau wiedergegeben ist; sie bleibt sich nicht einmal in Schreibung des Namens *Caesar* consequent, sondern schreibt *Cesar* und *Caesar*.

Es ist nicht meine Absicht, den verhältnißmäßig reichen Inhalt der Schrift von Schultz nachzuweisen; ich will nur mit einem Beispiele belegen, mit welch' rühmlicher Genauigkeit die zur Sprache gebrachten zweifelhaften Fälle verfolgt und die oft als unzweifelhafte Wahrheit aufgestellten Behauptungen Neuerer beurtheilt und in ihrer Haltlosigkeit nachgewiesen sind. Ueber die Schreibung von *conditio* sagt Wagner ad Virg. Aen. I, 236, es müsse *condicio* geschrieben werden „ut in *plerisque lapidibus et libris antiquis*“, und dann in der Orthogr. Virgiliana p. 422: „*condicio, non conditio, vid. V. L. ad Aen. I, 236; sic etiam nummi ac lapides*“. Dieser Behauptung gegenüber weist Schultz nach, daß weder Wagner noch sonst Jemand eine einzige Münze anzuzeigen vermöge, auf welcher sich das fragliche Wort befinde; weder bei Morelli noch bei Eckhel komme eine solche vor, und es sei an und für sich nicht wahrscheinlich, daß dieses Wort auf Münzen vorkomme. Was die Inschriften angeht, so findet sich in Gruter's *Corpus inscriptionum* das Wort viermal *condicio* geschrieben vor; aber die zweite Stelle ist von Gruter und nach ihm von Orelli falsch aus *Apiani Inscriptiones* (Ingolstadt 1534) übernommen, denn dort steht *condictio* an der bezeichneten Stelle und in derselben Inschrift kurz vorher *conditio*; die vierte in Gruter's Thesaurus befindliche und für *condicio* sprechende Inschrift ist unecht, fällt also fort, so daß bei Gruter sich nur zweimal *condicio* findet. Aus Orelli's Inschriften-Sammlung lassen sich für dieselbe Schreibweise nur drei Beispiele nachweisen, und bei Mommsen (*Inscriptt. Regni Neapolit.*) finden sich vier Beispiele, in denen Mommsen freilich *condicio* schreibt; allein das erste schreibt Orelli, das zweite Gruter mit *t*, das dritte ist aus den Zügen der Steinschrift nur

ergänzt, und es bleibt bei Mommsen ein einziges sicheres übrig: in Ganzen also 6 sichere Beispiele aus Inschriften, von denen die älteste auf das Jahr 92 nach Christus führt. Dagegen werden für die Schreibung *conditio*, für die man nur ein Beispiel glaubte nachweisen zu können, von Schultz aus Gruter allein 5 und ausserdem aus Orelli noch 3 angeführt, von welchen die älteste den Zeiten des Augustus angehört. Die Behauptung von Wagner fällt also in sich zusammen, und wenn nun hinzukommt, dass man sich auf die Handschriften gar nicht verlassen kann, und die Etymologie wenigstens nicht sicher ist, so gelangen wir mit Schultz zu dem richtigen Schlusse, dass die Schreibung *conditio* nicht zu verwerfen, vielmehr anzunehmen sei, dass die Alten selbst bald so, bald so geschrieben haben. In ähnlicher Weise wird die Frage erörtert, ob *contio* oder *concio*, *setius* oder *secius*, *otium* oder *ocium*, *nuntius* oder *nuncius*, *genitrix* oder *genetrix* u. A. geschrieben werden müsse. Als besonders verdienstlich hebe ich hervor, dass die Behauptung von Wagner, — welchem beinahe alle Späteren gefolgt sind, — der Dichter der Aeneis heiße *Vergilius* und nicht *Virgilius*, meines Erachtens vollständig widerlegt ist; ich gestehe, dass es mir wohl gethan hat, den *Virgilius* wieder zu haben; der *Vergilius* trat mir immer als eine fremde Person entgegen.

Uebrigens ist es wirklich hohe Zeit, dass der unbedingte Kredit, den man den alten Handschriften auch in Bezug auf die Rechtschreibung schenkt, etwas geschmälert werde; wie weit man damit kommen kann, hat vor Kurzem die 2te Auflage des Tacitus von Nipperdey (Berlin. Weidmann. 1855) gezeigt. In dem Buche ist keine Spur mehr von dem enthalten, was man Rechtschreibung oder Consequenz in der Rechtschreibung nennen kann; die Confusion geht über alle Begriffe hinaus. Ich will die Beweise dafür angeben mit Anführung der Stellen, damit Jeder, der Lust hat, sich überzeugen kann, dass es sich hier nur um Willkür handelt. Bei Nipperdey steht:

apud Ann. I, 2. 3. 5. 6. 7. 9. 17. 22. 24. 25. 31. 34. 39. 41. 45. 47. 52. 55. 57. 58. 60. 64. 72. 74 u. s. w.

apud Ann. I, 7. 9. 77. IV, 12. 14. 15 u. s. w., und zwar so, dass z. B. IV, 13 *apud Asiam*, *apud Achaïam*, IV, 15 *apud forum*, *apud quos* unmittelbar neben einander steht.

reliquis Ann. I, 2 mit der Anmerkung „*reliquis* für *reliquus*“: dagegen schreibt er ungenirt *reliquus* Ann. I, 3. 65.

set Ann. I, 4. 32. 41. 42. 75. 77. IV, 7. 10. 34 u. s. w.

sed Ann. I, 13. 15. 19. 22. 31. 34. 35. 39. 41. 51. 52. 54. 57. 58. 59. 60. 63. 72. 74. 76 u. s. w.

consciis Ann. I, 5 mit der Anmerk.: „für *consciis*“; dagegen schreibt er *consciis* I, 48, *noeciis* I, 63. IV, 25.

rettulit IV, 14. I, 25, 52; auch *reppulisse* I, 65 und *reppererit* I, 5. 60. 64, ja sogar *rennuit* I, 76, und dann doch *retulisse* I, 26. 74. IV, 10. 21.

Messalla IV, 34 und *Messala* I, 8. III, 68. Schultz p. 46 spricht sich für *Messalla* aus, aber auch für *Messalina*.

haud Ann. I, 44. 70. 73. II, 60. 62. IV, 25 u. s. w.

haut Ann. I, 13. 15. 23. 45. 53. 68. II, 39. III, 8 u. s. w.

hau Ann. II, 36. III, 36. 73. VI, 23. Dazu die Anmerkung: „*hau* vor Consonanten statt *haud* oder *haut*“. Aber gleich die erste Stelle I, 13 hat *haut multum* und I, 44 *haud multo*. Wenn die Alten *hau* gesprochen haben, so kann es nur vor einem mit *d* oder *t* beginnenden Worte geschehen sein, wie denn die 3 vorstehend angeführten Stellen *haud dubium*, *haud dissimilis*, *haud*

dissimili haben. Geschrieben haben sie aber wahrscheinlich nicht so, wenigstens nicht, wenn sie accurat schreiben wollten. Vgl. Reinsig, Vorlesungen über latein. Sprachwiss. p. 280.

liquid IV, 20 und *aliquid* I, 12.

lud I, 43 und *illud* I, 49. 51. IV, 19.

stut I, 42. 43 und *istud* III, 54.

aput Ann. I, 47. 56. Aber auch

apud Ann. I, 13 mit der Anmerkung: „für *caput*“.

istud Ann. I, 39. I, 4, aber auch *aliut* I, 17. 30.

Die Conjunction *at* und die Präposition *ad* laufen ganz durch einander; z. B. steht *at* für *ad* III, 73, *ad* für *at* III, 54. I, 17 mit der Note „*ad* für *at*“; die Stelle lautet *ad Hercule*, aber I, 26 steht wieder *at Hercule*; dann *ad Cornelius* für *at Cornelius* III, 69, *ad in* für *at in* I, 38. IV, 6. 20. 24; dagegen *at ille* I, 35. IV, 25, *at si* I, 36, *at per* I, 47. Schon Quintilian inst. orat. I, 7, 5 bezeugt, daß die Unterscheidung von *at* und *ad* „*a multis servata*“ sei.

Statt *quot* schreibt Nipperdey mitunter *quod*, z. B. Ann. I, 11 mit der Anmerkung: „für *quot*“, und I, 61, und dann sogar *at quot* I, 74 für *ad quod*. Ich gestehe gern, daß ich ohne die Note die Stelle nicht verstanden hätte. Dagegen schreibt er, so viel ich bemerkt, nie *tot* für *tot*.

romunturium Ann. II, 39, obgleich sonst der Berg *mons* heißt und geschrieben wird.

ucolumis III, 56. IV, 7. 17; *incolomis* I, 18, *incolomitatem* I, 58.

paenitentiam I, 18. 28. 34. 43. 45. 58. 74, *paenitendum* IV, 11. III, 51.

voenas I, 44. 45. IV, 42. III, 51.

aeccordia I, 32. III, 50 und *vaecordes* I, 39. 59 neben *vecordiam* IV, 22.

icesima und *vicesimanos* I, 51, *undevicesimae* I, 60.

icessimam I, 37. 42. 30.

icensimam I, 39 und *vicensimanus* I, 64 unmittelbar neben *unetvicesima*; auch *sexagesimum* neben *unetvicesimae* I, 45; aber auch *quadragesimum* I, 64.

Quintilium Varum I, 65, aber *Quinctilium Varum* I, 71.

umo I, 62. 64. 65. 70. II, 61 und *humida* I, 68; daneben

umido I, 60 und *umentia* I, 65.

accussator IV, 19. 20 vgl. IV, 15. III, 38 und *causa* I, 48. 49. 75, daneben aber auch *accussator* I, 74. IV, 21 und *accussandum* III, 67; das letztere für Tacitus offenbar falsch, da die Verdoppelung des *s* nach der langen oder zwischen zwei langen Silben dem ältern Zeitgenossen Quintilian (vgl. Quintil. inst. orat. I, 7, 20) schon veraltet war.

Ueber die Assimilation der Präpositionen können die Handschriften nicht entscheiden, da die ältesten einander gegenüberstehen; mag man schreiben, wie man will, jedenfalls muß man einen Grundsatz haben und entweder assimiliren, um der Aussprache nachzukommen, oder nicht assimiliren, um der Etymologie zu folgen; eine Mischung von beidem ist keinesfalls zulässig. Gleichwohl schreibt Nipperdey:

minuere I, 21. 30. 42. 44. 47 und *inminere* I, 44. 4.

imponeret I, 60. 70 und *inpositum* I, 69.

orruptas I, 10. 75 und *inrumpunt* I, 48. 65, sogar *corruptis* und *inrumpit* in derselben Zeile II, 62.

ollega I, 24 und *conloquitis* I, 16.

Antechr. f. d. Gymnasialwesen. X. 7.

attulerunt I, 50. 51 neben *adtulere* III, 62.

impedimenta I, 47. 65. 51, *impiis* I, 49, *impedita* I, 68, *impar* I, 53, *comperito* I, 66, *compressisse* I, 43, *immoti* I, 51, *commotior* I, 33, *compositis* I, 45, *immitior* I, 20 und daneben *inpeditus* I, 50, *inpeditus* I, 13, *inperitus* I, 59, *inpunitam* I, 43, *compressam* I, 69, *impulsu* I, 70, *inmotum* I, 47, *inprospere* I, 8, *inpaes* I, 13 u. s. w.

In den Genitiv-Formen findet sich auch keine Uebereinstimmung, z. B. *Armini* I, 55 neben *Arminis* I, 57. 58, *Tiberi* III, 64 und *Tiberii* I, 3, 53. III, 66. Dasselbe gilt von der Accusativ-Form des Plurals auf *es* und *is*; wir finden da:

resistentis I, 47, *rebellis* I, 40, *imminentis* I, 44. 47, *vescentis* I, 49, *cohortis* I, 49, *palantis* I, 51, *coeptantis* I, 56, *resultantis* I, 65, *pluris* I, 66, *omnis* I, 3, auch als Nomin. plur. I, 4, *laudis* I, 69, *Scipionis* II, 33, *civitatis* als Nomin. plur. III, 60 mit der Bemerkung, daß die Wörter, die im Genit. *ium* haben, den Nomin. ebenso gut wie den Accus. auf *is* bilden können“; dagegen *ingentes* II, 59, *iacentes* I, 65, *plures* I, 68, *clades* I, 10, *inbellis* III, 46, *omnes* III, 46, *ares* III, 50, sogar neben einander *lestiles exuvias aut exundantis opes* III, 72 u. s. w. Aehnlich *natu* als Dativ I, 10; meist aber *senatui*, z. B. I, 25. 43.

Wenn nun noch *optinentibus* mitunter geschrieben wird, z. B. III, 48 IV, 35, oder *extracturum* III, 72 neben *extruunt* I, 18. IV, 7, *disicere* I, 65 mit der Note „für *disicere*“ (es wird immer geschrieben *reiciat* I, 26, *proiciunt* I, 32, *eici* I, 42, *iniciunt* I, 68), *elapsi* I, 61 neben *delapsus* I, 65. IV, 6, *lapsantes* I, 65, ferner *opes* I, 44, *promisca caede* I, 48 vgl. IV, 16. III, 53. 70, *perniciem* I, 58 mit der Note „für das uns gewöhnliche *perniciem*“, ebenso 73. 74. VI, 12, *pernitiosa* IV, 18, *pernitibile* IV, 34; dann brauche ich bloß noch Stellen wie folgende anzuführen: *impectus* I, 35 mit der Note: „für *in pectus*. Die Alten pflegten die Präpositionen als tonlose Wörter mit ihrem Casus in eins zu schreiben. *N* ist wegen des folgenden *p* in *n* verwandelt“; und *incassum* I, 47 mit der Note: „für *in cassum*“ und der meines Erachtens unpassenden Berufung auf Quintil. I, 7, 20, um hinreichende Beweise geliefert zu haben, daß keinerlei Princip bewahrt ist: daß eine solche Ausgabe wenigstens für unsere Schulen völlig unbrauchbar ist.

Königsberg.

Dillenburger.

IV.

Vollständiges Wörterbuch zu den Verwandlungen des Publius Ovidius Naso. Von Otto Eichert, Dr. phil. Hannover. Hahn'sche Hofbuchhandlung. 1856. gr. 8.

Von der thätigen Verlagshandlung aufgefordert, an die Stelle des Bilerbeck'schen, von Crusius neu herausgegebenen Wörterbuchs zu Ovids Metamorphosen ein völlig neues Buch treten zu lassen, hat Herr Eichert mit Recht von einer bloßen Uebersetzung jener Grundlage abgesehen

und ein sehr brauchbares Hilfsmittel zum Verständniß des bezeichneten Gedichtes geliefert. Bekannt mit den Bedürfnissen der Schüler, welche durch Ovid der Lectüre römischer Dichter überhaupt zugeführt werden sollen, hat der durch seine Auswahl aus den Metamorphosen bereits um die Schule verdiente Verfasser, überall ausgehend von den Grundbedeutungen, die Wortbegriffe einfach und klar entwickelt, die für den Anfänger schwierigen Stellen genau, scharf und gründlich erklärt, ja sogar, wo die *synchysis verborum* auffällig ist, die Construction der bezüglichen Stellen angegeben, eine geschmackvolle Uebersetzung sorgfältig gefördert, die mythologischen und geographischen Notizen in erwünschter Kürze gegeben, die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der Dichtung (auch mit Verweisung auf Zumpt und Kühner) möglichst vollständig aufgeführt und hiebei besonders auf die Partikeln geachtet. Zu Grunde gelegt ist der Text der Merckel'schen Recognition, doch finden auch an einzelnen Stellen andre Lesarten Berücksichtigung. Druck und Papier sind gut.

Um dem Herrn Verf. die lebhafteste Theilnahme zu beweisen, mit der wir sein Buch längere Zeit hindurch benutzt haben, folgen hier einige gelegentlich entstandene Bemerkungen. S. 73 ist unter *desum* „Synizesis“ zu lesen, S. 100 Z. 13 v. u. unter *fero* 3, 80 statt 3, 18. S. 97 wird *facto* 2, 693 erklärt „durch die That“, während es S. 243 richtig als Dativ „für den Dienst“ aufgefaßt wird. S. 179 ist *novae ranae* 6, 381 „die bis dahin noch unbekannten Frösche, an die man sich noch nicht gewöhnt hat“ erklärt, während es wohl vielmehr heißen „die erst jetzt durch Verwandlung es eben gewordenen Frösche, die neu entstandenen, neu geschaffenen“. Mercurius wird S. 160 wie bei Crusius S. 214 modern und höchstens halb wahr Gott des Genies genannt. Unter *capere* war S. 41 mit Bezug auf 2, 694 fg. einzuschalten: = *accipere*, wie angegeben ist, daß es u. a. für *excipere* und *suicipere* steht. Die gelegentliche Erwähnung der Klippe Moluris vermissen wir trotz 4, 525. 535 unter *Ino Melicertes* und *Iontus*, ebenso wird S. 9 wegen 7, 51 Aetes auch als Vater der Chalciope und des Absyrtus passend genannt werden, wie es von Crusius S. 15 geschieht; daß für das lateinische *Aeeta* und *Maraya* (S. 156) die im Deutschen herkömmliche Uebersetzung Aetes und Marayas lautet, durfte angegeben sein. Der Artikel *Icarus*, Sohn des Dädalus, konnte wegen 8, 230. 235 etwas erweitert werden. S. 86 vermissen wir nach der sonstigen Anlage des Buches (*iuncta* 2, 701. *pulso* 6, 375. *expers* 15, 202) die substantivische Uebersetzung von *eunti* 6, 323 „mir auf meinem Gange, Wege“, S. 88 die von *errantem* 6, 334 „auf ihrer Irrfahrt“ (Haupt: *orantem* „auf ihre Bitte“), etwa auch S. 214 die von *potura* 6, 347 „zum Trunk“. Dagegen haben wir an unzähligen andern Stellen vollkommen für die Schülerpräparation ausreichende Auskunft gefunden.

Somit ist das Werk allen denen zu empfehlen, welche, von dem Gebrauch eines allgemeinen Schulwörterbuchs und einer commentirenden Sonderausgabe des Gedichtes absehend, ein Speciallexicon neben einem bloßen Texte vorziehen.

Zerbat.

F. Kindscher.

V.

Schulgrammatik der lateinischen Sprache von Dr. Raphael Kühner. Vierte Aufl. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandl. 1855. XVI u. 527 S. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Für die große Brauchbarkeit des Kühner'schen lateinischen und griechischen Lehrkurses sprechen laut die meist sehr schnell erforderlichen Auflagen. Wie sehr der Herr Verf. auf Verbesserung seiner Arbeiten bedacht ist und mit wie sorgsamem und prüfendem Blicke er die neuen Forschungen auf dem Gebiete der altclassischen Philologie benutzt, davon giebt auch diese neue Auflage der lateinischen Schulgrammatik erfreulichen Beweis. Ref. glaubt manchem Leser dieser Zeitschrift einen kleinen Dienst zu erweisen, wenn er im Folgenden angiebt, in wiefern sich diese Auflage mit Recht zufolge wichtiger Aenderungen eine verbesserte nennen kann. Aenderungen und Verbesserungen fanden statt: §. 5, 4 über j; §. 13, A. 1 über die Endung *abus*; §. 19, 3 über die Ablativendungen *i* und *e* in der 3ten Declination; §. 37, A. 2 u. 3 über *haec* statt *hae* und über die auf *ce* ausgehenden Formen des Pronomens *hic*; §. 38, A. 1 über *quicum*; §. 52, 2 über die Perfektendung auf *ere*: Cicero enthält sich fast durchweg der Form auf *ere*. Er selbst sagt Orat. 47, 157: *Nec vero reprehenderim scripsere . . . , etsi scripserunt esse verius sentio, sed consuetudini auribus indulgenti libenter obsequor*; §. 61 über das Perf. von *fruo*; §. 100, 1 über das Hendiadys; ebend. 3 über die Composita von *facio*; §. 111—115 über die Bestimmungen der Casus; §. 122 über den Gebrauch des Reflexivpronomens; §. 124, A. über den Unterschied zwischen *quis* und *qui* u. s. w.; §. 124, A. 13 über die Uebersetzung des deutschen *man*; §. 127, A. 5 u. 6 über den Infinitiv; §. 128, A. 2 *a* und 129, A. 10 über den Acc. c. Inf.; §. 131 über das Gerundiv und Gerundium; §. 138 *a*, A. 1 über *etenim*; §. 138 *b*, 1) *b*) über die asyndetische Verbindung der Wörter; §. 140 *a*, A. 8 über die Consecut. Temp.; §. 146, A. 9 über *est, nihil est, quod*; §. 158, 4 über den mehrgliedrigen Fragsatz; §. 160, 1, 2, 3 über die oblique Rede; §. 167, 7 und §. 168, 3, 4 über die Wort- und Satzstellung.

Auf Einiges erlaubt sich Ref. hinzuweisen. Mit §. 39, Anm. 2 über *namini* nie *nulli* vgl. Caes. b. g. 7, 20. Zu §. 107, Anm. 7 vermisst man ein Beispiel über das Imperf. bei geographischen Angaben, z. B. Caes. b. g. 7, 69. §. 131, 12 ist die Unrichtigkeit *perfugam* — *reducendam* auch in diese Auflage übergegangen. Ueber die Perfektendung auf *ere* §. 52, 2 vgl. bezüglich des Gebrauches bei Caesar die Stelle b. g. 3, 21 und dazu Schneider und Kraner. Zur Uebersetzung des deutschen *man* §. 134, Anm. 13 füge den Imperativ, wie in *finge* man denke sich, *noli credere* man glaube nicht. *Admoneo* ob mit *ut* oder Accus. c. Inf. steht §. 142, Anm. 6; *aeque ac* §. 135, 2; *quisquam* §. 124, 3 u. Anm. 12. §. 111, Anm. 12: „*causa, gratia* stehen bei Cic. nach dem Genitive“. Weiter unten folgt das Beispiel Cic. Am. 16, 57: *causa amicorum*. §. 111, 9. S. 196 ist *consuetudo bonorum hominum* mit der Uebersetzung vollkommen entbehrlich; vgl. die Regel S. 195. §. 112 *b* in den Beispielen: *Aggredi, ingredi, invadere locum*. Etwas ungenau. Vgl. §. 114, 7: *Invado*. §. 114, 7 konnte *praecurro* bald zu *anteo* gezogen werden. §. 115, 3. *d*) ist das Beispiel *Duce nobis opus est* sehr entbehrlich. §. 115, Anm. 15 war wegen *gloriandus* eher auf §. 115, Anm. 9 zu verweisen. Ebend. Anm. 16 ist nach den neueren Ausgaben Caes. C. 1, 12 kein Beleg für *diffidere* mit dem Ablativ. §. 127, Anm. 3. Dazu vgl. ein Beispiel

rie Sall. Cat. 12, 1. §. 129, Anm. 3 lies *expectant*; und Anm. 4 liest man Caes. C. 3, 8 *terreri*.

Der Gebrauch dieser neuen Auflage neben der vorhergehenden ist in einer Weise gestört worden; die Seitenzahl ist sich gleich geblieben, so als die Seiten beider Auflagen mit wenigen Ausnahmen übereinstimmen. Dafür wird man dem Herrn Verf. um so mehr gern dankbar sein, als dadurch Citate nach einer früheren Auflage immer zutreffen. Das Ver-
alverzeichnis zur Formenlehre ist dem lateinischen Wortregister einver-
sibt worden. Druck und Papier lobenswerth.

Sondershausen.

Hartmann.

VI.

Ioffmann, Studienlehrer J. L., Uebungsstücke, zum Ueber-
setzen ins Lateinische für mittlere Klassen lateinischer Schu-
len (Quinta und Quarta) bearbeitet. Nürnberg, 1854. VIII
u. 274 S. 8.

Unter der großen Menge seines Gleichen hätte wohl das unter obi-
em Titel erschienene Uebungsbuch schon längst verdient, aufs Wärmste
uch in diesen Blättern empfohlen zu werden. Ist es noch nicht so ver-
reitet, wie man um der Jugend willen, der es dienen soll, wünschen
aufs, so trägt es vielleicht in sofern selbst die Schuld, als gerade die
auptsächlichste Eigenthümlichkeit auf dem Titel verschwiegen ist. Un-
ers Erachtens müßte dieser etwa so lauten: 180 zusammenhängende
Uebungsstücke etc. Wer längere Zeit hindurch Elementarunterricht
n Lateinischen gegeben und dabei erfahren hat, wie ermüdend das Ueber-
etzen einzelner abgerissener Sätze für den Schüler nach und nach wer-
en kann, wird gewiss den Werth zusammenhängender Uebungsstücke zu
rüdigen wissen, wenn sie geeignet sind, den Schüler mit seiner Arbeit
u befreunden. Um dieses zu erreichen, wendet der Verf., ein erfahrener
nd bewährter Schulmann Bayerns, besondere Aufmerksamkeit auf die
Vahl des Stoffes. Der Inhalt sollte der Altersstufe der Schüler entspre-
ben und theils belehrend, theils unterhaltend, wo möglich aber beides
ugleich sein. Von der Behandlung eines einzigen Stoffes, wie sie sich
n den Uebungsbüchern von Döring, Kraft, Fabricius, Fritzsche
. A. findet, wurde um der wünschenswerthen Abwechslung willen ge-
issentlich abgesehen. Meistens sind es einzelne Fabeln und einfache Er-
ählungen, was hier geboten wird; mit weiser Sparsamkeit ist nur selten
inmal ein Abschnitt abstrakteren und reflectirenden Inhalts eingestreut.

In der Anordnung folgte der Verf. der weitverbreiteten Gröbel'schen
Anleitung, welche an der Anstalt, der er angehört, vor und neben sei-
en Uebungsstücken gebraucht wird. Indessen dürften dieselben recht
robl auch da zu brauchen sein, wo man andere Bücher zu Grunde legt,
umal da in den Ueberschriften der 22 Kapitel, in welche das Ganze
erfällt, neben den §§. der genannten Anleitung auch die entsprechenden
er Grammatiken von Siberti, Zumpt und O. Schulz citirt sind. Mit
Cap. 21. über die Attraktion beim Acc. c. Infin. und 22. über den Ge-
brauch der Tempora ist freilich das Gebiet der Gröbel'schen Anleitung
überschritten; schwerlich aber wird dem Verf. Jemand daraus einen Vor-

wurf machen. — Die Härten des Deutschen Ausdrucks, welche gar nicht so oft vorkommen, wird man mit dem Bestreben, den Aufgaben einen Anflug von Lateinischem Kolorit zu geben und die erforderliche Leichtigkeit des Verständnisses zu sichern, gern entschuldigen.

Für eine zweite Auflage, die dem Buche sehr zu wünschenswerth ist, läßt sich erwarten, daß bei einem möglichst korrekten Druck auch die kleinen und wenigen Mängel beseitigt werden, die etwa noch an der jetzigen Gestalt haften. So dürfte z. B. S. 74 in Aufg. 88. Z. 7 v. o. der Name „Telemachus“ zu streichen sein; ebendasselbe muß Z. 14 v. u. „Zugthiere“ statt „Rinder“ gesetzt werden, S. 79 Aufg. 94. Z. 1 v. u. „jener“ statt „er“; S. 80 Aufg. 95 wäre es wohl angemessener, die letzten beiden Sätzchen zu streichen. Schließlich sei auch zu bedenken gegeben, ob nicht der Platz, welcher durch die unter jeder Aufgabe befindliche Phraseologie eingenommen wird, zweckmäßiger auf ein Deutsch-Lateinisches und ein Lateinisch-Deutsches Wörterverzeichnis verwendet würde, wie es bei den Kühner'schen u. a. Aufgaben geschehen ist.

Dresden.

R. Albani.

VII.

Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für Secunda. Herausgegeben von Dr. Moritz Seyffert, Professor am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin. Vierte durchgesehene Auflage. Leipzig 1856. Verlag von Otto Holtze. XV u. 346 S. 8.

Die neue, Herrn Schukrath Kiefsling zur Feier seines fünf- und zwanzigjährigen Doctorjubiläums gewidmete Auflage des Seyffert'schen Uebungsbuchs für Secunda unterscheidet sich so wenig von der dritten, daß keine Uebelstände für den Unterricht zu fürchten sind, wenn beide neben einander gebraucht werden. Dabei fehlt es jedoch nicht an einzelnen Stellen, wo der Unterrichtende mit Freuden die bessernde Hand des Herrn Verf. erkennen wird.

Eine weitere Empfehlung des trefflichen Buches hält Ref. um so mehr für überflüssig, als er bereits früher in diesen Blättern (Jahrg. 8, S. 305) den Werth desselben hervorgehoben hat. Es mögen daher nur noch zwei Fragen, die sich dem Ref. bei Benutzung des Buches gelegentlich aufgedrängt haben, hier eine Stelle finden:

Ist nicht die Schreibart *conditio* aus den von F. Schultz (*Orthographicarum quaestionum decas pag. 11 sq.*) entwickelten Gründen der freilich ebenso verbreiteten *condicio* vorzuziehen?

Läßt sich die Phrase *non possum quin* für *facere non possum quin* oder *non possum non* aus der wirklich klassischen Latinität nachweisen, und wäre es nicht rathsam, die Schüler, die in derselben eine besondere Eleganz zu wittern geneigt sind, darauf aufmerksam zu machen, daß sie wohl nur der älteren Umgangssprache (Plaut.) angehört hat?

Anclam.

Gustav Wagner.

VIII.

Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Griechische zur Einübung der griechischen Syntax von Dr. L. Freese. Stralsund, C. Löffler'sche Buchhandlung (C. Hingst). 1854. VIII u. 103 S. 8. 9 Ngr.

Das vorliegende Buch ist für die Secunda bestimmt. Der Verf. setzt bei den nach dieser Schrift vorzunehmenden Uebungen die Kenntniß der ganzen Formenlehre und der vorzüglichsten Regeln der Syntax voraus, soweit sie bei dem ersten (?) Unterricht in der Secunda durchgenommen u. werden pflegen, um in der Lectüre ihre Erweiterung zu finden. Den Stoff zu den Aufgaben bot die alte Geschichte dar; die Stücke selbst sind nach den Schwierigkeiten, die das Uebersetzen macht, geordnet; dabei ist auf keine bestimmte Grammatik Bezug genommen worden. In der Methode ist der Verf. von seinen Vorgängern abgewichen, und zwar insofern, als er bei den Vocabeln auf den Stamm verweist und die Ableitung ordert, dabei schon erlernte Umwandlungen des Stammwortes in Anwendung kommen, die Gesetze der Wortbildung einprägen und die Regeln der Grammatik an neuen Beispielen wiederholen läßt. Gestellte Fragen nöthigen den Schüler zum Denken; auf den lateinischen Ausdruck wurde Rücksicht genommen.

Wenn Ref. mit dem Verfahren des Verf. einverstanden ist, wenn er es gern ausspricht, daß der Verf. bemüht ist, dem Schüler vielfache Anleitung zu geben zu einem gründlichen Verständniß und erfolgreichen Betreiben der griechischen Sprache, so kann er gleichwohl einige Schwächen des Buches nicht verschweigen. Als mir das Buch zu einer Anzeige zuging, befand ich mich eben in Verlegenheit um passenden Stoff u. den wöchentlichen Scripten, da die Abschnitte in dem so tüchtigen Buche von Franke durch jahrelangen Gebrauch in bereits corrigirten Hefen sich hin und wieder vorfanden trotz aller Mühe, ein Vererben unsöglich zu machen. Ref. liefs also einige Aufgaben aus der vorliegenden Schrift anfertigen; die folgenden Bemerkungen sind demnach aus der Schule. Die pädagogische Forderung, die *conditio sine qua non*, des Schülers Aufmerksamkeit zu fesseln und in Spannung zu erhalten, ohne ihn durch Ungehöriges abzuspannen, ist leider nicht immer fest im Auge behalten worden. Man vgl. Aufg. 5: Die Bestrafung der Lokrer. Was kann dem Schüler die Aufmerksamkeit mehr erschweren, als wenn in 70 und einigen Zeilen auf einen und denselben Ausdruck wiederholt verwiesen wird, so auf: das Land bestellen, der Hafen, unter der Bedingung, einen Antrag stellen, sollen, Erwähnung thun, Verwünschung? Zudem scheinen uns zuviel Vocabeln untergesetzt zu sein, so *μῦα, φωνή*; zu den Worten: „zerstörten den Hafen“ paßt 26 nicht recht; dort hätte wohl der Zusatz *εἰς τὸ ἵδαρος* stehen sollen; vgl. 69 mit 80; *διαφθελεῖν χρημάτων* bot Gelegenheit zu *corrumpere pecunia*; 95 gehört vor: Tagesanbruch, für welches Wort, wenn überhaupt nöthig, wohl eher die Vocabel anzugeben war; dem Schüler ist aber *ἅμα τῇ ἡμέρᾳ* bekannt genug. Aufgabe 4: der Redner Demades. Hier konnte bei 4 *παρά* und 15 *πρόσωπον* auf das Lateinische Rücksicht genommen und 32 selbstverständlich — vgl. 27 — weggelassen werden. Zu solchen Bemerkungen findet sich öfters Gelegenheit. Wir können den Herrn Verf. nur bitten, nach dieser Seite hin der Schrift volle Aufmerksamkeit zu schenken, um das sonst geschickt angelegte und brauchbare Buch für eine neue Auflage um Manches brauchbarer zu machen. Druck und Papier gut.

Sondershausen.

Hartmann.

IX.

Hebräisches Lesebuch für Anfänger und Geübtere. Wichtige Kapitel des Alten Testaments mit einem grammatischen Cursus und Glossarium von G. Brückner, phil. Dr. V. D. M. Zweite sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1855. 210 S. 8.

Die erste Auflage dieses Lesebuchs ist 1844 erschienen und damals von dem Ref. in dem Museum des rheinisch-westphälischen Schulmänner-Vereins angezeigt worden. Die neue Auflage kündigt sich als eine sehr vermehrte und verbesserte an. Ehe ich zu einer Vergleichung der beiden Auflagen übergehe, will ich für diejenigen Leser der Zeitschrift für das Gymnasialwesen, welchen dies Buch noch nicht bekannt geworden ist, eine kurze Angabe der Einrichtung des Buches und seiner Eigenthümlichkeiten geben.

Es zerfällt in 3 Curse, deren erster (S. 1—14), zur Einübung der Formenlehre bestimmt, einzelne unzusammenhängende Sätze, deren zweiter (S. 14—132) Lesestücke aus den historischen Büchern, und deren dritter (S. 133—162) Lesestücke aus den poetischen und prophetischen Büchern des Alten Testaments enthält, und schließt mit einem 47 Seiten (S. 163—210) starken Glossarium.

Der erste Cursus enthält in 4 Capiteln (Pronomen — Verbum — Nomen — Adverbium) Beispiele über den Artikel und die Präfixen (14 Zeilen), die Pronomina (12 Z.), das regelmässige Verbum (27 Z.), dasselbe mit Suffixen (13 Z.), das unregelmässige Verbum (109 Z.), das Nomen, und zwar: a) Masculina, b) Feminina, c) die unregelmässigen Nomina, d) die Zahlwörter (68 Z.), und über die Präpositionen und Partikeln mit Suffixen (17 Z.).

Der zweite Cursus enthält grössere Stücke aus den historischen Büchern des Alten Testaments, und zwar: 1) die Schöpfung, 2) die Schöpfung des Menschen, 3) den Sündenfall, 4) die Geschichte der Sündfluth, 5) Abrahams Fürbitte für Sodom, 6) die Opferung Isaaks, 7) die Geschichte Josephs, 8) Israel in Aegypten, Moses Geburt und erste Schicksale, 9) Moses Berufung, 10) die heiligen zehn Gebote, 11) die Segensformel, 12) Jethams Gleichnissrede, 13) Jephthas Sieg und Gelübde, 14) David und sein Haus, 15) Geschichte des Elias.

Der dritte Cursus enthält Stücke aus den poetischen und prophetischen Büchern des Alten Testaments, und zwar: 1) Psalm 1, 13, 22, 24, 33, 100, 104, 121, 127 u. 130, 2) die tugendsame Hausfrau (Sprichwörter 31), 3) Gottes Weisheit und Allmacht (Hiob 12), 4) Vermahnung an einen Jüngling (Kobelet 11 u. 12), 5) das Gleichniss vom Weinberg (Jesaias 5), 6) die Vision des Jesaias (Jes. 6), 7) Christus und sein Friedensreich (Jes. 11 u. 12), und 8) die Prophetenweise des Jeremias (Jerem. 1).

Den meisten Stücken gehen theils längere, theils kürzere Einleitungen voran. Unter dem Texte stehen zahlreiche Anmerkungen. Von Seite 163—210 folgt das alphabetisch eingerichtete, auch die im Buche vorkommenden Nomina propria enthaltende Glossarium.

Was zunächst die Anordnung des Buches im Allgemeinen betrifft, so kann Ref. es nur loben, dass in dem ersten Cursus den längeren, aus den alttestamentlichen Schriften genommenen Stücken kleine Sätze zur Einübung der Formenlehre vorangehen. Die Beispiele im ersten Cursus

nd theils wörtlich, theils mit einigen Umänderungen aus den alttestamentlichen Schriften entnommene Sätze.

Was die im zweiten Cursus enthaltenen Lesestücke betrifft, so hat r Verf. durch die getroffene Auswahl offenbar die verschiedenen historischen Bücher des Alten Testaments möglichst berücksichtigen und aus n verschiedenen Zeiten der Geschichte des israelitischen Volkes die sprechenden und charakteristischsten Züge in chronologischer Reihenfolge rführen wollen.

Die Auswahl der poetischen Stücke im dritten Cursus ist wiederum r getroffen, dafs mit Ausnahme des Hohenliedes sämtliche Bücher des lten Testaments berücksichtigt sind; bei der Auswahl der Psalmen ist rauf gesehen, dafs fast alle Arten von Psalmen (Nationalpsalmen ausgenommen) vorkommen. Zur leichteren Uebersicht ist die poetische Actuation beigefügt; auch ist der erste Psalm nach den Veregliedern gesetzt.

Die den meisten Stücken vorhergehenden Einleitungen bezwecken, eils den Inhalt und Zusammenhang des Stückes nachzuweisen, theils n Schüler auf den Standpunkt zu versetzen, von dem aus die biblische rzählung nach den Forschungen der neueren Theologie aufgefaßt werden muß.

In den Anmerkungen finden sich theils Verweisungen auf die Grammatik von Gesenius, theils grammatische und lexikalische Bemerkungen, theils Hinweisungen auf die Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, e Sitten etc., theils Anführungen von Parallelstellen und Vergleichung r Uebersetzung der Septuaginta, der Vulgata und Luthers.

So viel über die Einrichtung des von mehreren Seiten günstig beurtheilten und in manchen Lehranstalten, wie der rasche Absatz beweist, ngeführten Buches, das sich durch zwei Eigenthümlichkeiten von anderen hebräischen Lesebüchern unterscheidet, zuerst durch den für den nfänger berechneten vorbereitenden Cursus und dann durch die das ganze uch durchwebende religiöse Anschauungsweise.

Sehen wir jetzt, worin sich die neue Auflage von der ersten unterscheidet, und knüpfen wir daran unsere Bemerkungen und etwaigen Wünsche für eine dritte Auflage.

Der erste Cursus ist, soweit Ref. die einzelnen Stücke verglichen it, unverändert geblieben. Dafs in den ersten Uebungen dieselben Wörter öfter wiederkehren, kann nur gebilligt werden. Ref. hat nur das zusetzen, dafs in den ersten Stücken viele Wörter vorkommen, die äterhin bei der Lectüre zusammenhängender Erzählungen selten oder gar icht gebraucht werden, und würde vorschlagen, bei einer neuen Auflage eich zu Anfang auf einer oder zwei Seiten die in den ersten Stücken rkommenden Wörter mit Angabe ihrer Bedeutung zur Uebung im Lesen und zum Auswendiglernen abdrucken zu lassen. Das Lesen an den rtern des Wörterverzeichnisses einzuüben, ist weniger praktisch, weil eniger Abwechslung in den einzelnen Buchstaben stattfindet. Auch ürde Ref., da der Beispiele offenbar theilweise zu viele sind, die einzelnen Uebungen theilen, um die eine Hälfte in dem einen, die andere einem späteren Jahre zu benutzen, weil der Schüler sonst zu spät zu r Lectüre zusammenhängender Stücke kommt. Wer besondere Beispiele er das Nomen, die Zahlwörter und die Partikeln für unnöthig hält, eil man den Schüler, ehe er in der Grammatik den Abschnitt über das omen etc. gelernt hat, zur Lectüre zusammenhängender Stücke führen üsse, kann sie leicht überschlagen.

Im zweiten Cursus hat der Verf. die Erzählung: „Moses schlägtasser aus dem Felsen und besiegt durch Gebet die Amalekiter“ und athans Gleichniß und Bußpredigt an den König David ausgelassen;

dagegen sind neu hinzugekommen: 1) Die Geschichte der Sündfluth, 2) David und sein Haus (Davids geheime Salbung, sein Sieg über Goliath, er gewinnt das Herz Jonathans und des ganzen Volkes, dem Hause Davids wird das Königreich bestätigt). Ref. ist mit der Auslassung des ersten Stücks einverstanden, Nathans Gleichniß vermisset er ungern. Bei einer neuen Auflage würde er lieber Abrahams Fürbitte für Sodom und aus der Geschichte des Elias das 5. Stück Elias vor dem Könige Ahasja, und wenn das nicht ausreicht, aus der Geschichte Josephs den letzten Abschnitt das Wiedersehen, die Berufung des Moses, und aus der Geschichte des Elias das 3. Stück Elias auf dem Berge Gottes Horeb weglassen.

Im dritten Cursus ist ausgelassen Psalm 23 und 103, Sprüche c. 7 (das bublerische Weib und der Jüngling am Scheidewege), Jesaias c. 40 (Verkündigung der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft) und Amos c. 3 (Drohung wider die Vornehmen im Reiche Israel). Neu hinzugekommen sind Psalm 22 und 104. Man kann sich mit diesen Aenderungen nur einverstanden erklären; bei den Psalmen vermisset Ref. eine Probe von einem Nationalpsalm; statt der Prophetenweibe des Jeremias könnte vielleicht Joel c. 1 u. 2 gewählt werden.

Die Einleitungen, deren jedes Stück des zweiten Cursus, 11, 12 und 13 ausgenommen, eine hat (beim dritten Cursus sind sie zum Theil in die Anmerkungen verlegt), sind weit ausführlicher als in der ersten Auflage; während in jener das theologische Element vorwiegt, ist in der neuen Auflage das typisch-prophetische mehr berücksichtigt. Der Verf. scheint sich bei seiner Arbeit das Ziel gestellt zu haben, nicht allein eine sichere Kenntniß der hebräischen Sprache zu erreichen, sondern zu einer selbstständigen Exegese des Alten Testaments anzuleiten, und hofft vielleicht, daß das Lesebuch den Schüler auf die Universität begleite, und daß er darnach sich selbst ein beliebiges Stück des Alten Testaments erklären lerne. Sollte dies der Fall sein, so würde der Verf. seinen Zweck, ein Schulbuch zu liefern, aus den Augen gelassen und sich einer allzu kühnen Hoffnung überlassen haben. Ref. ist der Ansicht, daß dergleichen theologische Fragen nicht in die hebräischen Stunden gehören; sollen sie überhaupt einmal berührt werden, so gehören sie eigentlich in die Religionsstunden. Er würde dem Verf. deshalb rathen, bei einer neuen Auflage nur das, was zum Verständniß der einzelnen Erzählungen durchaus nothwendig ist, zu geben, alles Uebrige aber, so schön und richtig es auch sein mag, wegzulassen.

Bei den Anmerkungen hat der Verf. nicht bloß den Schüler, sondern auch den Lehrer im Auge gehabt; darauf deuten die Verweisungen auf Hengstenberg, Maurer, Gerlach, Jablonsky etc. Diese doppelte Berücksichtigung, die wir bei Schulausgaben lateinischer und griechischer Classiker vom Standpunkte der Schule aus unbedingt tadeln, hat in dem Umstände ihre Erklärung und Rechtfertigung, daß dem Lehrer des Hebräischen in der Regel nicht so viele Hilfsmittel zu Gebote stehen als dem Lehrer des Lateinischen oder Griechischen. Die Anmerkungen und Bemerkungen sind von dem Verf. einer sorgfältigen Prüfung und Durchsicht unterworfen; man erkennt überall die bessernde Hand, wenn man auch, namentlich was die Erklärung betrifft, nicht in allen Punkten mit dem Herausgeber einer Ansicht sein kann. In der neuen Auflage hat der Verf. bei weitem mehr als früher das Alte Testament durch das Neue erklärt, theils durch bloße Verweisung auf neutestamentliche Stellen, theils durch Vergleichen, theils durch ausführliche Nachweisungen. Ref. hat sich schon oben dahin ausgesprochen, daß der Verf. den Zweck des Lesebuchs dabei zu sehr aus den Augen gelassen und zu sehr den theologischen Standpunkt eines Exegeten des Alten Testaments

genommen hat. Ref. will auf Einzelnes, was ihm bei einer Durchsicht des Buches aufgefallen ist, aufmerksam machen. Moralische Nutzenwendungen oder Aufforderungen, wie S. 26. 27. 34. 51. 65 und 70, könnten auch gut fehlen; manche typische Beziehungen alttestamentlicher Erzählungen auf Christum, wie S. 38. 45. 60. 88 und 113, scheinen Ref. zu sichtlich herbeigezogen. Aufgefallen ist Ref. auf S. 27 in der Anmerkung zu V. 2 u. 3 der Ausdruck: „Auch sie gebraucht nur die einfache Benennung אֱלֹהִים; es ist dies ein Mangel an Ehrfurcht und der erste Schritt zum Abfall, da Gott יְהוָה heißt als Bundesgott in seinem Verhältniß zum Menschen“, und auf S. 35 in der Anmerkung zu V. 10 die Hauptangabe: „Bis hieher hatte es noch nie geregnet auf Erden, daher der malerische Ausdruck für diese neue und in ihrem ersten Auftreten heftige Erscheinung“. Die Bemerkung Luthers auf S. 58 in der Anmerkung zu V. 43 hätte ausgelassen werden können; eben so war die Bemerkung auf S. 92 in der Anmerkung zu V. 5 u. 6: „Es ist ein großer Mangel“ etc., wenn auch durchaus richtig, doch unnöthig. S. 41. 5—7 v. o. hätte der Satz: „So handelte es sich nicht sowohl“ etc. was deutlicher ausgedrückt sein können. Die S. 3 No. 3 gemachte Anmerkung hätte schon bei Zeile 1 derselben Seite angegeben werden müssen. S. 19 in der Anmerkung zu V. 24 nennt der Verf. הִתְהַלַּחְתָּ eine leterthümliche, im Munde Gottes feierliche Form des *stat. constr.*, wo Ref. an dem Ausdruck „feierlich“ Anstoß nimmt. S. 152 erklärt der Verf. in der Anmerkung zu V. 1 לִדְרֹךְ von Jehovah.

Zuweilen kommen Anticipationen vor; z. B. S. 8 Anmerk. 4 kommt in den Beispielen über die *Verba mediae quiescentis* schon eine Form der *Verba tertiae quiescentis* vor.

Das Wörterverzeichnis ist vervollständigt, und sind die meisten in der ersten Auflage fehlenden Wörter nachgetragen. Ref. vermißt noch חָזַק, נָצַח, עָשִׂיר, שָׁשֶׁת; bei אָסַר fehlt die Bedeutung anspannen, in חָשַׁב im Niphal gehalten werden, bei שָׁעַל im Hiph. die intransitive Bedeutung erniedrigt werden, bei שָׁלַךְ im Hoph. er hat sich geworfen, d. h. er hat vertraut, bei dem Plural von עָצַח die Bedeutung Sorgen; אֵי steht vor אֵי.

Was die Correctur betrifft, so zeichnet sich die neue Auflage, so weit Ref. bis jetzt beide mit einander verglichen hat, vor der früheren vortheilhaft aus. Nur in den Anmerkungen ist der Druck weniger deutlich; auf S. 32 fehlt in der dritten Zeile der Anmerkung unter dem 2. *Chirek*. Von S. 152 an fehlen in den Anmerkungen die Vocale — nicht ganz consequent, z. B. S. 155 u. 156.

Auch im Aeußeren hat die neue Auflage wesentliche Vorzüge vor der früheren. Der Druck ist wenigstens im Texte deutlicher und schärfer, das Papier weißer.

Deshalb kann die neue Auflage mit vollem Rechte eine vermehrte und verbesserte genannt werden.

Essen.

Buddeberg.

X.

Ueber Deutsche Orthographie. Von dr K. G. Andresen. Mainz; C. G. Kunze, 1855. VIII u. 186 seiten text, dazu 14 seiten register.

Der unterzeichnete hat bereits s. 549 des vorigen jahrgangs auf das genannte buch aufmerksam gemacht und einzelne stellen daraus gelegentlich besprochen; nur auf den wunsch der redaction kommt er hier noch einmal darauf zurück. Betrachten wir zunächst die anordnung des werkes, welches mehr als jedes andre vollständige berücksichtigung alles bisher über den gegenstand geschriebenen erstrebt.

Die Einleitung (s. 1—12) bezeichnet als neues gesetz der orthographie „die schreibung richte sich nach der geschichtlich wahrnehmbaren entwicklung des neuhochdeutschen lautsystems“; als zweck vorliegender arbeit: „das material, wie es auf geschichtlichem wege sich offenbart — den eigentlichen thatbestand, um den allein sichs hier handeln kann“, zu geben. Daher ist über die praktische durchführung und anwendbarkeit der als richtig bezeichneten schreibweise oft gar kein urtheil abgegeben, überhaupt aber ein „schroffer widerspruch zwischen schreibung und aussprache“ vermieden worden. Geschichte einer nbd. wortform sei ja auch keineswegs immer gleichbedeutend mit herleitung aus dem Mhd.; vielmehr seien einmal die mundarten als factor in anrechnung zu bringen, sodann sei oft umdeutung oder anlehnung anzuerkennen: jene z. b. in den nicht anzutastenden wortformen *sündflut*, *maulwurf*, *hüfthorn*; diese in *befehlen*, jetzt angelehnt an *fehlen*.

Es folgt der erste abschnitt (s. 13—68): Vocale. Abschaffung der doppelung wird als verdienstlich bezeichnet, als nicht minder ungebührig die dehnung durch *h*, wiewohl sie schon in mhd. gedichten vorkomme. Auch *th* sei zu verbannen, vorläufig wenigstens mit Weinhold im in- und im auslaut; doch *Walther* z. b. müsse bleiben. Die unterscheidung gleichlautender wörter wird grundsätzlich verworfen, doch werde z. b. *Rein* für *Rhein* wohl nie durchdringen. Auch *heute* und *hüte*, *rede* und *reede* (*rhede*) lade zur unterscheidung ein. Es folgt ein verzeichnis der „wörter mit echtem *h*“, sodann die besprechung des *ie*. Rücksichten der quantität und aussprache könnten in betreff der dehnungszeichen unmöglich maßgebend sein; nur mangel aller und jeder längezeichen werde sämtlichen mundarten gerecht. Die unterscheidung *warlich* und *wahr* rechnet hr Andresen unter die „ausflüsse logischer und philosophischer sprachanschauung“. Doch wird die frage aufgeworfen, ob nicht der accent das einfachste dehnmittel sei. — S. 45—59 behandelt das verhältnis des *e* zu *ä* und *ö*, sowie das des *i* zu *ü* und *y*. *E* und *ä* seien unmöglich immer auseinander zu halten; der verf. scheint dafür zu stimmen, das organische (d. h. mhd.) *ae* stets durch *ä* wiederzugeben, also auch *leer* und *schwer* mit *ä*! Wiederherstellung des *e* in *hölle*, *schöpfen*, *löschen* u. s. w. sei unmöglich. Ebenso müsse *würde* (*dignitas*) bleiben; wo jedoch *i* noch daneben gelte, sei es zu schützen. — S. 59—67 diphthonge. *Ai* sei möglichst zu beseitigen; *ereignis* müsse man festhalten, weil jetzt an *eigen* angelehnt und *dánach* gewissermaßen umgedeutet.

Zweiter abschnitt (s. 68—137): Consonanten. Die verdoppelung derselben nach geschärftem vocal gelte allgemein, sei jedoch am ohesten vor folgendem (dritten) consonanten einzuschränken. — Das verhältnis von *d* zu *t*, einsatz und auswerfung beider, sodann die labialen

nd gutturalen, werden der reihe nach ausführlich besprochen; endlich s. 105—135) *ss*: *fs* und *s*, und ein vollständiges verzeichniss der wörter mit echtem *ss* gegeben. Was die letztgenannte frage betrifft, so betrachtet er hr verf. den unterschied der aussprache hier nicht als so bedeutend, dass man vor wieder Einführung von *ameisse*, *loszen*, *kreis* zurückschrecken müsste. Dagegen vor consonanten, wie in *erbse*, *krebs*, sei die erteilung des *z* zu *s* in den lautverhältnissen einigermaßen begründet.

Hierauf s. 138—144 über Uncialen bei hauptwörtern, und über deutsche d. i. eckige schrift; beide werden unbedingt verworfen. s. 145—161 über Fremdwörter. Die wahl deutscher ausdrücke wird empfohlen, wo diese eben so geläufig sind als die fremden. Was die abzubehaltenden betrifft, so sei die unterscheidung zwischen eingebürgerten und nichteingebürgerten schwer durchzuführen; zu wünschen wäre, dass die sprache alle lehnwörter zu deutschaussehenden umarbeite, wie nhd. geschab. [Es konnte noch geltend gemacht werden, dass diejenigen wörter unbedingt eingebürgert genannt werden müssen, von denen bereits andre abgeleitet sind, oder die überhaupt umlaut annehmen: *fabel* — *fabelhaft*, *orgel* — *orgeln*, *natur* — *natürlich*, *pastor* — *pastöre* G. A. Bürger].

S. 161—169 bespricht die Eigennamen, s. 169—175 die Silbentrennung. Der verf. empfiehlt, meist nach der aussprache zu trennen, doch die sogenannten zusammengesetzten buchstaben ungetrennt zu lassen: *be-tract*, *mo-narch*, *sie spei-sten*, *gi-pfel*, *em-pfangen*, *schmü-cken*. Der postroph (s. 175—178) wird mit Weinhold auf grund des Mhd. unanzunehmen verworfen; in der Interpunction (s. 179—186) eine vernünftige beschränkung (meist ebenfalls nach Weinhold) vorgeschlagen. — Das gehängte Register ist sehr dankenswerth und (soviel ref. bemerkt hat) vollständig; doch konnte *warlich* (s. 18) und *bewandnis* (s. 79) wohl noch aufgenommen werden.

Soweit der inhalt. Das hauptverdienst des werckchens finden wir in der fast vollständigen zusammenstellung aller in der schreibung oder abtheilung schwankenden wörter und wortgruppen, nebst nachweis der urformen. Das ziel also, das der verf. in der einleitung sich vorgezeichnet, ist erreicht. Welche stellung derselbe zu Weinhold einnimmt, geht zum theil schon aus dem obengesagten hervor, theils hat er sich darüber selbst ausgesprochen. Obwohl er nemlich s. 3 Weinholds ausspruch, dass orthographie nichts sei als angewandte etymologie, treffend nennt: erklärt doch s. V, von den resultaten jenes gelehrten mehrfach abzuweichen — meist infolge verschiedener stellung zur praxis, bisweilen auch in der theorie. So sahen wir oben, dass hr Andresen wiederherstellung von *icken* und *kelle* (*inferi*) für unmöglich hält, *krebs* aus nhd. lautentwicklung erklärt, und *ereignen* als umdeutung rechtfertigt. Dagegen lehrt Weinhold mit dünnen worten: „in *ereignen* musz ei durch *äu* verliehen werden“; *krebs* ist eins der worte, „in denen *ss* geschrieben werden musz“; *kelle* — *lewe* — *zwelf* — *scheppen* wiederherzustellen wird nicht schwer sein“.

Soll ref. nun noch einige (zum theil unverschuldete) mängel hervorbringen, so würden es etwa folgende sein. Zunächst kennt der hr verfasser den norddeutschen sprachgebrauch nicht hinreichend — so wissenhaft er ihn auch herbeigezogen hat wo er berücksichtigt werden musste. So sagt er für *bischofen* spreche „ein grosser theil von norddeutschland“ *bischofen*, *sprit* für *weingeist* sei „im norden allen Hochdeutschen überaus geläufig“, und nennt auch *schier* (*purus*) ein in Norddeutschland jedermann überaus geläufiges wort. Es mag schwer sein, die

XI.

Deutsches Lesebuch für mittlere Gymnasialklassen und Realschulen. Herausgegeben von August Spiëfs und Friedrich Spiëfs. Zweite verbesserte Auflage. Bielefeld, Velhagen und Klasing. 1854. 8.

Die erste Auflage dieses Lesebuchs erschien im Jahre 1848, und es ist somit ein günstiges Anzeichen für den Werth desselben, wenn es bei der so großen Anzahl deutscher Lesebücher in verhältnißmäßig kurzer Zeit die zweite Auflage erlebt hat. Die Herausgeber haben beide einen guten Namen in der literarischen Welt, der eine durch seine Übungsbücher für den lateinischen und griechischen Unterricht, der andere durch seine Schrift über Göthe. Bei der zweiten Auflage sind beide noch als Herausgeber genannt, obgleich damals schon Fr. Spiëfs gestorben war.

Was dies Lesebuch von andern unterscheidet, ist eine vorausgeschickte Prosodik, Metrik und Poetik, jene nach Minckwitz. Die Verfasser sagen davon, daß diese Einleitung darin gerechtfertigt sei, daß sie nicht nach äußerlichen Bestimmungen die Poesie eintheile, sondern, ihren verschiedenen inneren Gehalt berücksichtigend, dieselbe in ihren wesentlichen Unterschieden darzustellen suche; es solle auch der spezifische Unterschied der im Gedichte zur Darstellung gebrachten sittlichen Ideen berücksichtigt werden, dazu gehe die Poetik, wie sie hier abgefaßt sei, Anleitung, sie lehre also die Jugend die tiefere Bedeutung des Gedichts erfassen. Ob dieser Zweck durch eine Poetik erreicht werde, möge dahingestellt bleiben, immerhin ist es nicht unzweckmäßig, in kurzen Sätzen die Hauptpunkte der Poetik dem Schüler in die Hände zu geben, das zusammenfassend, was er bei der Besprechung verschiedener Gedichte schon gelernt hat, während Ref. sich von dem, was hier aus der Prosodik mitgetheilt ist, keinen Nutzen versprechen kann. Wenn nun aber die Herausgeber meinen, daß die Fassung der Einleitung für das Verständniß der Schüler mittlerer Klassen nicht zu schwer sei, so kann ihnen Ref. nicht beistimmen; freilich gehen sie zu, daß der Erklärung des Lehrers Vieles überlassen bleibe, aber diesen Satz hätten sie so verstehen sollen, daß ohne des Lehrers vorausgegangene Entwicklung die Einleitung ganz werthlos für den Schüler, nach derselben ihm Alles darin klar sei; in wenige leicht verständliche Sätze hätte also Alles zusammengedrängt sein müssen. Nun aber ist zum großen Theile die Einleitung in einer für Schüler der angegebenen Stufe schwer verständlichen Sprache abgefaßt; der Lehrer muß die Sätze einzeln durchnehmen und erklären wie die Paragraphen eines philosophischen Compendiums, kann durchaus nicht auf sie verweisen, der Unterricht zerfällt also in zwei Theile und wird stellenweise doctrinär, was gerade beim deutschen Unterricht nicht zu billigen ist. Die zweite Auflage hat hierin nichts geändert. Für die zu erwartende dritte Auflage würde Ref. daher eine Umarbeitung dieser Einleitung vorschlagen. Was sodann die Eintheilung der Poesie betrifft, so würde Ref. dazu rathen, die didaktische Poesie als besondere Gattung aufzugeben, trotzdem daß die Herausgeber ein Wort dafür einlegen.

Angehängt sind dem Lesebuche kurze literarische Notizen, die einen kleinen Anfang zur Kenntniß der Literaturgeschichte abgeben sollen. Dies ist ganz zweckmäßig, nur hätten auch weiter nichts als biographische Notizen gegeben werden sollen. Die Herausgeber haben aber auch zuweilen eine kurze Kritik beigefügt, und zwar, wie sie sagen, um Einseitigkeit zu erzielen und eine namhafte Autorität für sich zu haben, doch an Vil-

ar's Urtheil, hin und wieder mit Modificationen, anlehnend. Das führt nun zu manchen Wunderlichkeiten. So heist es bei Göthe: „Unmittelbare Wahrheit des Gefühls, freie und rasche Bewegung des Geistes, inste, durchsichtigste Form der Darstellung machen ihn unerreichbar. In der Iphigenie umkleidet er den griechischen Geist mit deutschem Leibe.“ Was soll dazu auch ein sehr guter Tertianer sagen? „F. H. Jakobi hat besonders durch religiöse Romane, in denen er pantheistische Vorstellungen bekämpfte, viel Anerkennung und Beifall gefunden.“ „In Lessings Werken zeigt sich die durchsichtigste Klarheit, die schärfste Fassung der Gedanken; er ist ein vollendeter Jünger der Antike; Laokoon, Emilia Galotti und Nathan zeigten der Nation zuerst, was der deutsche Geist in dieser Beziehung vermag.“ „Varnhagen von Ense durch seine biographischen Darstellungen ausgezeichnet, denen nur hier und da Einfachheit und Natürlichkeit abgeht.“ „Vilmar versteht es, der Entwicklung des deutschen Geistes bis zu den verborgensten Quellen, bis zu der geheimen Geburtsstätte nachzugehen, dieselbe von da bis zu ihren Höhepunkten zu verfolgen und überall mit Klarheit zu überschauen.“ Dergleichen wird vom Tertianer nicht verstanden und verführt zu weilen zu dummem besprechen oder gedankenlosem Nachleiern. Mögen in der dritten Auflage solche Urtheile wegfallen! Da Ref. aber einmal bei diesem Anhang steht, so bemerkt er noch, daß Neander darin übergangen ist. Auch werden sich Fehler: Tieck war 1854 schon todt; unser grösster Geograph ist hier Karl von Ritter; Ranke's preussische und französische Geschichte durfte nicht unerwähnt bleiben; Prutz lebt in Halle, nicht in Berlin; Wolfgang Müller lebt nicht in Düsseldorf; Matthiäson ist längst todt; Kohl verdient den Vorwurf der Flüchtigkeit nicht; Immermann ist todt, Jacobs (nicht Jakobs) auch; Hoffmann lebt in Neuwied; Bürger ist nicht im Januar 1748 zu Wolmerswende, sondern am 31. Decbr. 1747 in Molmerswende geboren.

Die Eintheilung des Buches ist dieselbe geblieben; die Auswahl ist nicht lobenswerth, und die Aenderungen, welche in der zweiten Auflage vorgenommen, sind zu billigen. Zuerst sind ausgewählt Gedichte epischen Charakters. In der zweiten Auflage ist das Bruchstück aus Haller's Alpen und der ewige Jude von Schubart ausgelassen, neu hinzugefügt: Amalfi von Platen, Psaumis und Puras von Kopisch, ein viel rösisches Stück aus Kinkel's Otto der Schütz. Dann folgt die Lyrik, zuerst episch-lyrische Gedichte, hierauf rein lyrische Gedichte, endlich didaktisch-lyrische; ein Anhang behandelt die lyrischen Gedichte in besonderen Formen: Oden, Sonette, Ottaven, Canzonen, Gaselen. Unter den letzteren sind hinzugekommen: Von Umland der blinde König, Taillefer, das Schloß am Meere, Bertran de Born, Andreas Hofer von Schenkendorf, die drei Gesellen von Rückert, Harald von Wolfg. Müller, Drusus und von Simrock, Arion von Schlegel, Körners Geist und Barbarossa von Rückert. Zu den rein lyrischen Gedichten sind neu hinzugekommen: Sonntag von Eichendorf, Herbst, der Einsiedler von demselben, Abenddunst von Hoffmann, Mein Vaterland von demselben, Lob des Frühlings, künftiger Frühling, freie Kunst, die verlorne Kirche von Umland, frohe Osterzeit, Hoffnung von Geibel, Neujahr, Beruhigung von Victor Strauß, ein Lied vom Rhein von Schenkendorf; die Frühlingsklänge Eichendorfs der ersten Auflage haben jetzt die Ueberschrift „Ostern“; Ref. kann nicht nachsehen, welches der authentische Titel ist. Zu den didaktisch-lyrischen Gedichten sind hinzugekommen: Schillers Klage der Ceres und Gölderlin's Wanderer und an den Aether; Höltz's Elegie auf ein Landknechtchen ist ausgelassen.

Es folgen hierauf Proben dramatischer Poesie, nämlich jetzt als zweite die Kaiserwahl aus dem Ernst von Schwaben. Den Schluß der ersten Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen. X. 7.

Abtheilung macht die didaktische Poesie. Hier sind die Stücke aus der Weisheit des Bramanen vermehrt, neu hinzugefügt ein Epigramm von Schiller und die Epigramme von Uhland, fünf neue von Göthe, mehrere von Rückert und die Auswahl aus den angereichten Perlen erweitert. Unter den prosaischen Stücken sind neu: die Halligen von Biernatzki, Wilhelm von Oranien von Schiller, der Tod Hectors von G. Schwab, die Briefe Göthes an Fritz von Stein, der Rangstreit der Thiere und der Löwe und der Hase, und die Gans von Lessing, und die Sentenzen besonders aus Göthe vermehrt. Ausgelassen ist: Steppen in Rußland von Kohl, Luther in Worms von Ranke, Michael Kohlhaas von Kleist; mit Recht sind die Bruchstücke aus Götz von Berlichingen und Iphigenie verschwunden, mit ihnen hätte auch der Eskünstler von Börne und manches Andere, z. B. die Sentenz von J. Paul: „die Weiber sind u. a. w.“ getilgt werden sollen.

Die Druckfehler der ersten Ausgabe sind verbessert, auch der komische S. 47 der ersten Ausgabe: Wanzen statt Wangen, und S. 112: An die geschwärtzten Mauern statt: Um —; doch steht S. 84: der Maurer von Tatan und S. 407 in dem Lessingschen Briefe noch 1799. Ist die Sentenz: „Gib dem Teufel ein Haar, so bist du sein“ bei Jean Paul wirklich zu finden, so hat er sie erst aus Lessings Emilia Galotti entlehnt.

Herford.

Hölscher.

XII.

Ignaz Hub: Die deutsche komische und humoristische Dichtung seit Beginn des sechzehnten Jahrhunderts bis auf unsere Zeit. Auswahl aus den Quellen. In fünf Büchern. Mit biographisch-literarischen Notizen, Worterklärungen und einer geschichtlichen Einleitung. Erstes Buch: Das sechzehnte Jahrhundert. Nürnberg 1854. Verlag der v. Ebner'schen Buchhandlung.

Ohne irgend ein Begleitwort, welches sich über Zweck und Absicht seiner Arbeit ausspräche, sendet der Verf. das erste Buch eines auf 60 Bogen berechneten Sammelwerkes in die Welt. Wir dürfen hoffen, daß er bei der letzten Lieferung selbst reden werde; inzwischen hat sich die v. Ebner'sche Buchhandlung gemüßigt gesehen, die ersten 18 Bogen mit einem Geleitasschreiben auszurüsten, welches dem Verf. und seinem Buche das Wort redet. Wir haben es daher zunächst mit ihr zu thun, weil sie, wenn auch in dem herkömmlichen Empfehlungsstil, uns wenigstens von dem unterrichtet, was wir lieber von dem Verf. selbst gehört hätten. Wir verzichten dabei natürlich, sowohl über die Dürftigkeit des Mottes: „Alle Komiker haben den Zweck, der Welt lachend die Wahrheit zu sagen“, wie auch über stilistische Gebrechen mit ihr zu rechten. Sie schreibt: „Der Herr Herausgeber des Werkes, dessen erstes Buch hier vorliegt, hat sich die Aufgabe gestellt, den Gesamt-Humor unserer Dichtung, den lachenden, lustigen Scherz, baroken und tollen Witz, den Spott und Muthwillen mit seinem ganzen Gefolge von ergötzlichen Narrheiten in den verschiedensten Formen und Gattungen aus deren Quellen streng

literaturgeschichtlich und mit kritischer Sichtung der ursprünglichen Texte anzustellen, und zwar vom scheidenden Mittelalter an, wo die alte Sprache ihrer Umbildung zur neuhochdeutschen entgegeniit, bis auf die Neuzeit.“ Sie sagt von Herrn Hub: „Er hat hier zugleich als Forscher ein neues Verdienst sich erworben, und durch die Behandlung des gegebenen Stoffes, durch Fernhalten aller rohen Farzen und Hanswurstiaden, überhaupt alles Rohderben, Sinnlichfrechen und die guten Sitten Verletzenden seinen guten Geschmack, verbunden mit wissenschaftlichem Ernst, erkundet.“

Herr Hub läßt zunächst dies Alles über sich ergehen, so daß man nicht weiß, ob die Buchhandlung auch seine Absicht wirklich ausgeübt. Dies aber angenommen, erscheint das Werk keinesweges als das, als welches die Verlags handlung es uns empfehlen möchte.

Daß eine kritische Sammlung der komischen Litteratur eine wünschenswerthe Unternehmung wäre, wer möchte es leugnen? Dieselbe würde aber bei einem Herausgeber den Besitz vieler Eigenschaften voraussetzen. Er müßte ein philosophisches Bewußtsein dessen, was komisch ist, besitzen, und würde auch, so weit es angeht, je nach den Formen, in denen das Komische in die Erscheinung tritt, die einzelnen Kapitel seines Werkes unterscheiden, die einzelnen Dichter nach ihrem Hauptcharakter diesen unterordnen müssen. Herr Hub indeß giebt ohne weitere innere Unterscheidung nach einander: Das Volkslied (in 12 Beispielen), Sebastian Brant (aus dem Narrenschiff 5 Beisp.), Thomas Morier (aus der Narrenbeschwörung 6 Beisp., aus der Gäuchmatt 1 Beisp.), Hans Sachs (16 Beisp., darunter ein Fastnachtspiel), Erasmus Alberus 2 B.), Burcard Waldis (10 B.), Georg Rollenhagen (aus dem Froscheuseler 6 B.), Eucharius Eyring (5 B.), Kaspar Scheit (aus dem Grobianus 3 B.), Johann Fischart (aus dem Eulenspiegel 5 B., aus S. Dominici und S. Francisci artlichem Leben 1 B., aus der Flöhhatz 4 B., aus der Geschichtklitterung 1 B., aus der Legend des viereckechten Hützens 1 B.), das Volkslied (9 B.), Jacob Ayser (2 B.), Hans Christoph 'uchs — Balthasar Schnurr (aus dem Mückenkrieg 2 B.), Lazarus Sanrub (10 B.).

Wir müßten ferner von einem Sammler des „Gesamt-Humors“ erlangen, daß er selbstständig aus den Quellen schöpfte, sich in den Bibliotheken nach den Schätzen, die er heben will, selber umhäte, die besten Drucke vergliche und an seinem Stoffe eine Arbeit philologischer Kritik übte. Von dem aber hat Herr Hub wenig oder nichts gethan; wir finden wenig Stücke, die nicht einzeln schon bei Wackernagel, Lödecke, Pischon und andern Sammlern sich fänden, und wo er von ihm selbst Gesuchtes giebt, giebt er es aus späteren Drucken und in der Ungenauigkeit dialektischer Sprachformen, wie solche durch die späteren etzer überall in die späteren Editionen sich eingeschlichen haben. Von streng literaturgeschichtlichen Studien, die Herr Hub „als Forscher“ gemacht haben soll, findet sich in den biographischen Notizen keine Spur. Die Lebensabrisse haben die bekannten Compendien als Quellen; manche der neueren Untersuchungen, wie z. B. Lütcke über Rollenhagen, ein anonym (des Lehrercolleg.) über Joh. Fischart in der Jubelschrift für Lauchenstein (Aarau 1847) hat er nicht gekannt, und von anderen, wo er anführt, ist in seine biographischen Skizzen nichts übergegangen; so z. B. bei Burcard Waldis und bei Jacob Ayser ersichtlich ist.

In seinen sprachlichen Bemerkungen unter dem Text bezieht sich Herr Hub vielfach auf Schmeller. In seinen eigenen Bemerkungen muthet er seinen Lesern theils eine zu geringe Kenntniß zu, wenn er z. B. S. 85 *Kudel* durch Weinkanne übersetzt, oder es gebriecht ihm an Schärfe, wenn er z. B. S. 17 sagt *kraus* (die): *Art Krug*, während es doch Krug

selber ist, für den noch heute dialektisch ist der *Kraus*, wie es S. 34 bei Seb. Brant vorkommt. Auch sagt er S. 61: *krause (kruse) ein Triakgeschirr, krugartig irdenes Gefäße*. An einzelnen Stellen verräth Herr Hub geradezu Unwissenheit, z. B. wenn er S. 231 *liefs* durch *las* erklärt, da es doch ich lese ist, wie es auch bei Seb. Brant heisst: *die ich nit lyfs und nit verstan*.

Wenn nun der v. Ebner'sche Geleitsbrief an dem Verf. der Sammlung empfehlend hervorhebt, daß er alles die guten Sitten Verletzende ferngehalten habe, so fragt sich doch, ob dem wirklich so sei, wenn man gleich das erste Volkslied (bei Uhland I. 2. 288) auf der ersten Seite: *der Schreiber im Korbe*, oder Hans Sachsens: *Schwanck, der Bayer mit dem Zopff*, oder *Ein historia von dreyen Ehebrechern, wie es ihnen ergangen* (Bragur III.) liest. Man wird aber auch in einer wissenschaftlichen Sammlung der komischen Litteratur gar nicht solche Stücke mitbehren wollen; die in ihnen enthaltenen Anschauungen gehören zur Charakteristik gewisser Epochen; darum aber scheint die v. Ebner'sche Verlagsbehandlung dem Herrn I. Hub keinen guten Dienat geleistet zu haben, wenn sie an ihm rühmt, was zu leisten, ohne der Sache Schaden zu thun, nicht möglich ist. Möchte daher lieber bei der Fortsetzung des Sammelwerkes Herr Hub selber sprechen, damit wir wissen, was wir ihm zum Lobe anrechnen, was zur Last legen dürfen. Vielleicht, daß dann auch die Sphäre angegeben wird, für welche das Buch brauchbar sein möchte. Nach einer solchen mußten wir bis jetzt vergeblich suchen.

Berlin.

Köpke.

XIII.

Geschichte der deutschen Kaiserzeit von Wilh. Giesebrecht. Zehntes Jahrhundert. Braunschweig, C. A. Schwetschke und Sohn (M. Bruhn). 1855. Drittes Buch. Gründung des heiligen römischen Reichs deutscher Nation. Das Kaiserthum der Ottonen. 951—1002. S. 323—826. 8.

Wir haben bereits früher die beiden ersten Bücher dieses Werkes angezeigt und dabei den Wunsch ausgesprochen, daß bald die Fortsetzung folgen möge. Sie liegt vor uns und ist so vortrefflich gelungen, daß wir mit Sehnsucht die folgenden Theile erwarten. — Wenn wir bei der Beurtheilung der früheren Bücher die Darstellung der Kriegsoperationen als die schwächste Seite der Arbeit hervorheben mußten, so fällt in diesem dritten Buche jener Tadel fast ganz deswegen fort, weil wohl einzelne Schlachten und Kämpfe angeführt, große, zusammenhängende Kriege aber, wie der Sachsenkrieg Karls des Großen, nicht entwickelt werden. Nur einmal tritt jene Vorliebe des Verf.'s für annalistische Aufzählung von Kriegszügen hervor, nämlich S. 627, wo von Unternehmungen in das Wendenland gesprochen wird. Ein andermal, bei der Schilderung der Schlacht auf dem Lechfelde, führt der Verf. S. 400, dem Widenkind folgend, die Worte Ottos I. an, die derselbe zu seinem Heere geredet haben soll. Der Verf. liebt es, die Chroniken sprechen zu lassen, und geht nicht da sehr an der Stelle, wo eine besonders merkwürdige An-

schauung der Zeit in prägnanten Worten ausgedrückt ist. Hier aber ist das nicht der Fall, die Anrede ist mönchisch und macht wenig Eindruck. Die Hauptstärke der Arbeit besteht, wie auch schon früher bemerkt, in der feinen Darstellung der Culturverhältnisse, in der geistreichen Schilderung von Persönlichkeiten und der klaren Auseinandersetzung der politischen Beziehungen.

Wenden wir uns nun zu dem reichen Inhalte des Buches.

Der Verf. führt uns zuerst nach Italien, um den Verfall des Kaiserthums in den Jahren 900—950 zu zeigen. Wie groß der auch immer gewesen sein mag, doch blieb — und das weist der Verf. aus der Schrift „von der kaiserlichen Gewalt in der Stadt Rom“ nach — doch blieb die Sehnsucht nach einem kräftigen Kaiser stets lebendig, und weil der fehle, rühre, so meinten Viele, der Zeiten Nothstand (vgl. S. 324 f.). Mit dem Kaiserthum war auch das Papstthum gesunken und bei dem Mangel jeder leitenden Obergewalt ein grauenvoller Zustand eingetreten. Klar wird es, daß jene von England aus verbreitete theologische Bildung nie Italien recht ergriffen hat, daß hier stets heidnische Anschauung und heidnische Bildung lebendig blieb und sich auch bei der sittlichen Auflösung erhielt. Trotz deraelben blühte Handel und Verkehr und übertünchte die innere Fäulniß. So geht der Verf. über auf die Ständeverhältnisse in Italien und stellt sie den Zuständen gegenüber, die wir im Jahre 950 in Deutschland finden. Aus dieser Vergleichung ergibt sich dann die Möglichkeit und Nothwendigkeit, daß Italien von Deutschland unterworfen wird.

Den an die Erwerbung Italiens sich anschließenden Aufstand Liudolfs habe ich noch nie so klar und schön dargestellt gefunden als in diesem Werke; ebenso vortrefflich ist von dem Verf. S. 414 f. durchgeführt worden, daß Otto I. nach dem Zwiste mit seinem Sohne zu der von seinem Vater verfolgten Politik zurückkehrte, nämlich „den Theilen des Reiches nach den Stammesunterschieden so viel Freiheit einzuräumen, als der Bestand des Ganzen nur immer zuließ.“ Deshalb eben (vgl. S. 415) verband sich der Kaiser so enge mit dem Priestertum, um die verlorne Macht auf diese Weise wieder zu gewinnen. Daß ihm das gelang, verdankte er vornämlich seinem Bruder Brun. Fortan theilte er, wie früher die Herzogthümer, so jetzt die Erzstifte Mitgliedern seiner Familie. Darin verfolgte er jedoch nicht allein dynastische Zwecke, sondern er gab sich auch dem großen Zuge der Weltgeschichte hin, denn die Richtung der Zeit war eine religiöse (vgl. S. 418). Je kirchlicher aber das Reicheregiment wurde, je mehr verweltlichte die übrigens damals von frischem Geiste erfüllte Kirche.

Nachdem der Verf. so die Folgen beleuchtet hat, welche aus dem ersten Zuge Ottos nach Italien hervorgingen, zeigt er uns die Herstellung des abendländischen Kaiserthums. Wir ziehen mit Liudolf über die Alpen, wir erfreuen uns an seinen Erfolgen und trauern über das frühe Hinscheiden des hochbegabten Jünglings.

Dann treten wir mit dem Verf. in die Burg des Papstes Johann XII., hören ihn beim schwelgerischen Mahle des Teufels Minne trinken. Wir fühlen und erkennen, daß Otto I. bei der kirchlichen Richtung, die seine Herrschaft genommen, des Papstes nicht entbehren konnte, und sehen ein, daß der Kaiser, weil der Papst so schlecht war, als Reformator des Papstthums auftreten mußte. Mächtiger aber steht er da, als die Carolinger, er wird der Richter des Papstes und besetzt den päpstlichen Stuhl nach seinem Wohlgefallen (vgl. S. 440). Ganz ungezwungen schließt sich an diese Auseinandersetzung eine sehr belehrende Vergleichung zwischen Carl dem Großen und Otto I.

Zum drittenmal übersteigt Otto I. die Alpen und gelangt nach Unteritalien. Er tritt in Verbindung mit Griechen und Arabern. Das, was

aus der arabischen Geschichte angeführt wird, ist richtig, aber ein bloßes Referat; dagegen sind die Zustände in Byzanz unter Nicephorus und Tzimisces meisterhaft geschildert. Die Darstellung von Ottos I. Wirken wird mit der Stiftung Magdeburgs und der Bekehrung der slavischen Nationen beendet.

Dann folgt Ottos II. Thätigkeit; etwas kurz und farblos, was zu Theil am Stoffe liegt. Seine Berührungen mit Griechen und Arabern werden sehr klar geschildert, namentlich ersehen wir aus S. 560 f., wie sich die Macht der Fatimiden damals so erhob, daß sie Italien ernstlich bedrohte, und wie die schwachen Kaiser der Griechen ihnen eher Italien gönnten, als den Deutschen. Dieser Theil der Arbeit läßt jedoch den Leser kalt; es scheint, als sei der Verf. nach jenen glänzenden Ausführungen ermattet. Er erhebt sich wieder bei Otto III.

Die Kämpfe um die Vormundschaft des jungen Königs zeigen uns die Thätigkeit Gerberts, Heinrichs des Zänkers von Baiern und des Erzbischofs Willigis von Mainz. Sie entstanden daher, daß weder die Reichsgesetze, noch das Herkommen auf die Frage, wer die Vormundschaft führen solle, eine entscheidende Antwort gaben. Heinrich der Zänker, der nächste Verwandte des königlichen Kindes, suchte nicht allein die Vormundschaft, sondern auch die Krone zu erringen; ihm stand Lothar von Frankreich bei, der da Lothringen seinem Reiche erwerben wollte; aber die capetingische Partei verband sich mit der Theophano, der Mutter Ottos III., die denn auch schließlich durch eben diese Hülfe und mit der Unterstützung des Willigis siegte. Der Verf. warnt mehrfach vor der gewöhnlichen Ansicht, als sei Alles mit dem Schwerte durchgeschlagen, vielmehr sind politische Anschauungen sehr lebendig gewesen, und eine Staatskunst ist ins Leben getreten, die ideale Zwecke verfolgte. Es behielt die Idee der deutschen Nationalität und eines einigen deutschen Reiches die Oberhand über alle Sonderinteressen der Personen, Stände und Stämme. Es zeigte sich, daß das große Resultat der Regierung Heinrichs und der beiden Ottonen die Existenz eines deutschen Königthums, eines deutschen Reiches und Volkes war (vgl. S. 597). Eine ebenso nachhaltige Wirkung war auf Italien ausgeübt worden, was so recht während der Vormundschaft der Theophano (985—991) hervortrat. Diese Frau gehört zu den bedeutendsten ihres Geschlechtes; unter ihrer Herrschaft hat das Reich, obwohl sehr schwierige Verhältnisse zu regeln waren, keine wesentlichen Einbußen erlitten. Und das will doch viel sagen, da die Natur des ottonischen Kaiserthums eine solche war, daß Alles auf der Persönlichkeit des Herrschers beruhte (vgl. S. 601). Die Verhältnisse zu den Wenden ordnete sie wohl; den Einfluß der Deutschen auf den scandinavischen Norden jedoch konnte sie nicht sichern. Besonders richtete sie ihr Augenmerk auf den Westen, wo damals grade im Jahre 987 Hugo Capet den Thron bestieg. Da es noch einen rechtmäßigen Erben, den Herzog Carl von Niederlothringen, gab, so gelang es Hugo nur dadurch, die Krone zu erhalten, daß er geltend machte, die Herrschaft über Frankreich würde nicht durch Erbrecht, sondern durch Wahl gewonnen. Hugo herrschte nicht über die Großen, sondern mit ihnen. Ehe Theophano in dem darauf entbrennenden Bürgerkriege eine Entscheidung herbeiführen konnte, starb sie im Jahre 991 zwei Tage vor der Eröffnung der Synode zu Rheims, in welcher sich der französische Clerus so selbstständig dem Papste gegenüberstellte, daß es schien, als würde eine französische Nationalkirche entstehen und somit das Ansehen der beiden eng verbündeten Mächte, des Papstthums und Kaiserthums, arg gefährdet werden.

Am Schlusse dieses §. 11 weist der Verf. die Ansicht zurück, als hätte Theophano großen Einfluß auf Verbreitung griechischen Lebens und

griechischer Wissenschaft in Deutschland ausgeübt; er zeigt vielmehr, daß sie sich ihrem Geburtslande ganz entfremdet habe.

Nach dem Tode der Theophano übernahm Adelheid die Vormundschaft; es stellte sich ihr aber ein aristokratisches Reicheregiment zur Seite, ohne welches sie Nichts ausrichten konnte (S. 626). Sehr fein und eigenthümlich sind die Zustände der Christen in den nordischen und slavischen Reichen dargestellt, wie dort eine Zeit der Dämmerung dem lichten Aufgang der neuen Sonne vorherging.

Unter der Adelheid zeigt sich der Verfall des Reiches darin, daß sich Reichsglieder, wie die Friesen, vom Ganzen trennen, und daß die Herzöge von den Stämmen gewählt werden.

Darauf folgt eine glänzende Schilderung der Personen, die unter Ottos III. Herrschaft wirken. Zuerst wird Otto III. (S. 636, 642), dann werden namentlich die bedeutenden Geistlichen mit großer Kunst gezeichnet.

Nie habe ich eine ähnliche Darstellung der kirchlichen und ständischen Verhältnisse in dieser Zeit gelesen (vgl. S. 642 und S. 674) und mache besonders auf §. 15 aufmerksam, in dem gezeigt wird, wie ein deutscher Papst, Gregor V., und ein deutscher Kaiser, Otto III., in Gemeinschaft wirken.

Am Schlusse des Werkes werden wir nach Polen und Ungarn geführt und finden, daß in beiden Reichen zwar der Keim des Christenthums von deutschen Missionären gepflanzt worden ist, die weitere Ausbildung dann aber Rom und Italien zufiel; wir sehen ferner, daß beide Reiche zwar deutsche Einrichtungen annahmen, sich dann aber unter Ottos III. Herrschaft von Deutschland befreiten.

Angehängt ist diesem Bande eine Uebersicht der Quellen, die sehr klar und für den namentlich sehr zu empfehlen ist, der, ohne dem Mittelalter ein eindringendes Studium widmen zu können, zur Belebung des Unterrichtes eine oder die andere Quelle zu lesen wünscht.

Berlin.

R. Fofs.

XIV.

Ueber die Nothwendigkeit der Einrichtung zweckmäßiger mathematisch-naturwissenschaftlicher Lehrerbildungs-Anstalten an deutschen Universitäten von Dr. Adolf Peters, Professor an der Königl. Landesschule St. Afra zu Meissen. Dresden, Verlag von Adler und Dietze. 1854. 40 S. in 4.

In der Einleitung spricht sich der Verf. über die Anerkennung aus, welche die bildende Kraft der Mathematik und der Naturwissenschaften in neuerer Zeit gefunden habe, wie aber dieser Anerkennung die Anstrengungen nicht entsprechend seien, welche man gemacht habe, um tüchtige mathematisch-naturhistorische Lehrer zu erlangen und zu bilden. Mit dem Stoffe mache man die künftigen Lehrer vollständig bekannt, aber die organische Gestaltung dieses Stoffes, die Basis der Didaktik und Methodik fehle, und dieser Mangel übe nicht allein auf den Unterricht des jungen Lehrers, sondern auch auf die Fortschritte der Wissenschaft selbst einen hemmenden Einfluß aus.

Um diesem Uebelstande abzuhelpen, hat der Verf. vorliegende Schrift verfaßt; derselbe glaubt diesem Uebelstande abhelfen zu können, indem er sich ausspricht über:

1) Die Wissenschaftsmethode und die Lehrmethode und die theoretischen und praktischen Schwierigkeiten der letzteren;

2) Die Unzulänglichkeit der bisherigen Mittel zur Bildung mathematisch-naturwissenschaftlicher Lehrer;

3) Die Vorschläge zu einer zweckmäßigen Einrichtung der fraglichen Lehrerbildungs-Anstalten an deutschen Universitäten.

Zuerst spricht er sich aus über:

I. Die Wissenschaftsmethode und die Lehrmethode und die theoretischen und praktischen Schwierigkeiten der letzteren, und zwar:

A. In Beziehung auf die mathematischen Wissenschaften.

Die Wissenschaftsmethode ist dem Verf. dogmatisch oder kritisch. Derselbe zeigt, daß diese Wissenschaftsmethode in der Mathematik bei den Alten, namentlich den Griechen, dogmatisch sein mußte, weil dieselben neue Wahrheiten finden und die gefundenen streng beweisen mußten, wobei das Verwandte nur möglichst zusammengeordnet wurde, eine organische Zusammenstellung aber nicht möglich war. Die ersten Anfänge der kritischen Methode zeigen sich in der geometrischen Analysis, die bei ihnen aber nur als Erfindung einzelner Sätze auftritt und auftreten kann. Diese dogmatische Methode, deren Hauptrepräsentant bei den Alten Euklides ist, ragt bis in die neueste, moderne Zeit hinein und ist nur dem Stoffe nach eine andere geworden durch die Einführung der veränderlichen Größen und der davon abhängigen Rechnungsarten. Mit Recht macht der Verf. aufmerksam auf das Fehlerhafte dieser dogmatischen Methode in der jetzigen Zeit, bei welcher die Elemente des Euklid dem Unterrichte zu Grunde gelegt und die Schüler gezwungen werden, die Folge dieser Sätze ohne inneren, sachlichen Zusammenhang zu merken.

Hierauf schildert der Verf. die kritische Wissenschaftsmethode als Auffindung der Verfahrensarten und ihres Zusammenhanges unter einander, als subjective Thätigkeit, in welcher die wissenschaftliche Thätigkeit von Innen herausgeht. Den Vorwurf der Weitläufigkeit dieser Methode weist derselbe ab und weist denselben als nur scheinbar nach. Zu den Beispielen bei den Alten als Anfänger dieser Methode fügt der Verf. Beispiele aus der neueren Zeit, würdigt aber die Bestrebungen Schlämilch's nicht genug, der gerade in der höheren Mathematik diese kritische Wissenschaftsmethode erstrebt und dessen Bestreben vielfach von Erfolg gekrönt ist. Wünschenswerth würde es dem Ref. sein, wenn der Verf. sich der Mühe unterziehen wollte, das Werk des Ref. über elementare Mathematik, in welchem er diese kritische Methode anstrebte, freilich noch nicht überall, wie er es wünschte, erreichte, zu prüfen, wie weit es seiner kritischen Wissenschaftsmethode entspräche.

An dieser Stelle hätte der Verf. Gelegenheit nehmen können, aufmerksam zu machen auf die verkehrte Ansicht, die heute mehr als früher sich breit macht: die Mathematik sei nur formal-bildend, der Inhalt derselben sei unwesentlich und könne auf ein Minimum beschränkt werden, und auf den Irrthum, der dieses Beschränken des Inhaltes ein Zurückführen zur Methode der Alten nennt, bei denen ja gerade der Inhalt das Wesentliche war. Gerade diese irrige Ansicht ist den Erfolgen des Unterrichtes in der elementaren Mathematik so vielfach hinderlich.

Die Lehrmethode schildert der Verf. als die Methode, welche das Wissen (dogmatisch) und das Erkennen (kritisch) der Wissenschaft bewirken solle. Das Wissen hat zwei Zielpunkte: es liefert die Bestandtheile der Erkenntniß und nützt dem Geiste durch sein Licht, dem Leben durch die Anwendung. Das Erkennen hat auch zwei solche Zielpunkte: es

bringt neues Wissen hervor und verhilft dem Geist zur Herrschaft über das innere und äussere Leben.

Historisch entwickelt nun der Verf., wie früher das Streben der Gymnasiallehrer in der Mathematik ausschliesslich auf das Wissen gerichtet gewesen sei und wie dieselben dadurch wenige Erfolge des Unterrichtes gehabt haben; seit vierzig Jahren sei dieser falschen Richtung, besonders durch Pestalozzi angeregt, entgegengearbeitet und als Zweck des mathematischen Elementarunterrichtes aufgestellt: Schärfung der Verstandeskräfte, Entwicklung des Geistes, ohne hinlängliche Berücksichtigung der bildenden Mittel, besonders ihres Umfanges, so dass der Unterricht nur formal-bildend wirke und dadurch das Vorrecht gewinne, die Kenntnisse ihrem Umfange und ihrer Auswahl nach zu vernachlässigen. In der neueren Zeit, entwickelt der Verf., sei man wieder zu dieser dogmatischen Methode zurückgekehrt, und dieser Zustand finde heute im Allgemeinen noch Statt.

Der Verf. hätte wohl gethan, die Uebertreibung, als lernten die Engländer den Euklid bei ihrem Elementarunterrichte auswendig, zu unterdrücken, da wenigstens Wiese in seinen allbekannten deutschen Briefen über Englische Erziehung diesen Missbrauch nicht erwähnt, der bei der Gründlichkeit der Beobachtung demselben sicher nicht entgangen sein würde. Meint der Verf. aber das Auswendiglernen der Sätze, Lehrsätze und Aufgaben, in ihrer Aufeinanderfolge, so konnte er diesen Gebrauch in grösserer Nähe finden, er soll in Westphalen noch Sitte sein, und ich erinnere mich aus meiner Jugend eines gleichen Bestrebens. Bekannthschaft mit allen Sätzen verlange ich auch von meinen Schülern, wenn auch gerade nicht in der Euklidischen Reihenfolge, da ich den Euklid zuletzt meinem Unterrichte zu Grunde legen würde, und wenn auch gerade nicht gedächtnissmässig auswendig gelernt.

Aus diesem Schwanken der Unterrichtsmethode zwischen zwei Richtungen hin und her entwickelt und zeichnet der Verf. die Methode des Unterrichtes, wie sie sein sollte, auf folgende Weise:

Durchdringung des Stoffes mit dem positiven Geiste und immer schneller zu steigende kritisch-organische Entwicklung des Gehaltes. Der Lehrer muss vom Aeusseren, Besonderen ausgehen im Rechnen und der Formenlehre und dadurch die wissenschaftliche Mathematik einleiten, deren Vortrag Anfangs mehr dogmatisch, später immer mehr ins Kritische übergehen muss und auf der letzten Stufe nur kritisch sein darf.

Die Schwierigkeiten der Ausführung dieser letzten Methode, namentlich mit Rücksicht auf die gegebene Zeit, fühlt der Verf. sehr richtig und verlangt deshalb selbst eine Beschränkung aller Lösungswege auf wenige und gestattet den theilweisen oder ganz dogmatischen Gang zuweilen, und ohne das möchte bei grösster, unmöglicher Stoffbeschränkung auf ein unbrauchbares Minimum, bei nur einer Lehrstunde in der Woche, der Unterricht nicht möglich sein.

Die Schwierigkeiten, praktische und theoretische, dieser kritischen Lehrmethode berührt er, stellt aber wohl seine Forderung, der Schüler solle selbsterfinderisch die sämmtlichen Wege der wissenschaftliche Mathematik zu entwickeln verstehen, damit er den allseitigen Zusammenhang der wissenschaftlichen Wahrheiten wirklich überblicke, zu hoch für Schüler, wenigstens bleiben meine Schüler leider noch hinter dieser Forderung zurück, obgleich ich mein zu Grunde gelegtes Lehrbuch in diesem Sinne geschrieben habe und ein ähnliches Ziel bei meinem Unterrichte erstrebe.

Zum Schluss zeigt er, wie an den verschiedenen Unterrichtsanstalten bald die eine, bald die andere der beiden Methoden, nach der Verschiedenheit der Unterrichtsanstalten, vorherrschend Geltung habe und Anwendung finde.

B. Die Wissenschaftsmethode in Beziehung auf Naturwissenschaften.

Die empirische und rationelle Unterrichtsmethode stehen einander in Bezug auf die Naturwissenschaften gegenüber.

Den Inhalt der gesamten Naturwissenschaften stellt er in drei Reihen, jede von drei Gliedern, dar, unterwirft aber die letzte Reihe, Anatomie, Physiologie und empirische Psychologie, gar keiner Besprechung, dadurch andeutend, daß sie von diesen Unterrichtsanstalten, zu denen er aber doch auch die Universitäten rechnet, fern zu halten seien, wohl nicht mit Recht, selbst wenn der Verf. sich und diese Ausschließung nur auf Gymnasien und Real- und höhere Bürgerschulen beschränken wollte, welche den Unterricht in dieser letzten Reihe als Abschluß der Naturbeschreibung und als wesentlichen Theil derselben nicht entbehren können, diesen Unterricht auch faktisch haben, wie ja Psychologie seit langer Zeit auf dem Lectionsplane der Gymnasien stand.

Die Physik will der Verf. nach reiner Wissenschaftsmethode gelehrt wissen, durch die nöthigen Experimente belegt; die Gesetze sollen nicht bloß mitgetheilt und erläutert, sondern auch abgeleitet werden, ganz auf dem Wege, welchen Heussi in seinem vortrefflichen Buche vorzeichnet, nur mit Zusammenziehung der ersten und zweiten Stufe in eine. Wünschenswerth wäre es, wenn mit der so gerechten Forderung, überall das nöthige Experiment vorantreten zu lassen, auch die Möglichkeit dieser Forderung gegeben wäre durch hinlängliche, brauchbare Apparate und feststehende Mittel zum Experimentiren an allen Gymnasien.

Da die Chemie noch rein experimentell und noch nicht rational sei, will der Verf. diese, wohl mit großem Unrechte, von den humanistischen Gymnasien ausgeschlossen wissen. Physik und Chemie greifen so innig in einander, daß erstere, nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, gar nicht verständlich ohne Chemie werden kann. Eher möchte der fehlende Unterricht in der Chemie an den humanistischen Gymnasien in den leider mangelnden Mitteln zu suchen sein, wodurch freilich die Ausschließung nicht wissenschaftlich begründet ist.

Die Astronomie zerlegt der Verf. in vier Lehrgänge: 1) die Erscheinungen, 2) wirkliche Bewegungen, Größen und Entfernungen, 3) Gesetze aus den wahren Vorstellungen, 4) Gesetze aus den Kräften. Diese vier Stufen sollen verschiedenen Altersklassen mitgetheilt werden, was an Gymnasien und anderen Lehranstalten eine neue, jedenfalls aber richtige und wünschenswerthe Einrichtung sein würde.

In der Naturgeschichte findet er die Wurzel des Uebels, daß die Leistungen weit hinter den Anforderungen zurückbleiben, in dem Mangel der Methode; das mag sehr richtig sein, aber gerade das hätte den Verf. veranlassen sollen, ebenso ausführlich wie in der Mathematik, auch für die Naturwissenschaften überhaupt die verschiedenen Unterrichtsmethoden zu besprechen und die beste, sicher zu dem erwünschten Ziele führende aufzusuchen. Dieser Theil der Arbeit des Verf. ist der dürftigste, man sieht dem Verf. die Eile an, mit welcher er darüber hin zu kommen strebt. Besser wäre es da gewesen, sich nur auf die Mathematik zu beschränken.

Im Ferneren spricht sich der Verf. aus:

II. Ueber die Unzulänglichkeit der bisherigen Mittel zur Bildung mathematisch-naturwissenschaftlicher Lehrer.

Die Behörden haben dahin zu wirken gesucht, tüchtige mathematisch-naturwissenschaftliche Lehrer zu bilden durch:

- 1) die Anstellung tüchtiger Fachlehrer an deutschen Universitäten;
- 2) durch Einrichtung des Probejahres;
- 3) durch die an einigen Universitäten bestehenden Seminare in ihrer jetzigen Einrichtung.

Ueber das Ungenügende, Nichtausreichende dieser drei Einrichtungen

spricht sich der Verf. gründlich und erschöpfend aus, läßt aber leider auch bei dieser Besprechung die Naturwissenschaften fast ganz zurücktreten, so daß die Besprechung sich fast nur auf die Mathematik bezieht.

In der Anstellung tüchtiger Fachlehrer findet der Verf. mit Recht das Unzureichende dieser Abhülfe. Der Fachlehrer an der Universität theilt nur den Inhalt der Wissenschaft, nicht aber die Methode der Wissenschaft und des Unterrichtes mit, weil die Methode sich Jeder selbst schaffen müsse und weil das Lehren im Berufe sich von selbst lerne. Wie sich das Lehren aber nicht immer von selbst lerne, welche Fehler bei diesem von selbst Lernen begangen werden und wie es oft dann doch gar nicht gelernt wird, das entwickelt der Verf. sehr richtig und getroffen an einem Beispiele.

Auch das Probejahr, das der Verf. richtig schildert und würdigt, wenn es auch die specielle Lehrerbildung unterstützt, verschafft sie dennoch nicht, und auch durch diese Einrichtung wird der Zweck nicht vollkommen erreicht.

Ebensowenig erfüllen, nach des Verf. Ansicht, die zur Bildung mathematisch-naturwissenschaftlicher Lehrer an mehreren deutschen Universitäten bestehenden Seminare in ihrer jetzigen Einrichtung die erwarteten Zwecke, da sie nur wissenschaftliche, dogmatische Bildung im Auge haben, die Didaktik aber vernachlässigen.

Zum Schlusse macht der Verf.

III. Vorschläge zu einer zweckmäßigen Einrichtung mathematisch-naturwissenschaftlicher Lehrerbildungs-Anstalten an deutschen Universitäten, deren Kern ist, die theoretisch-praktische Didaktik müsse ergänzend zu der Mittheilung der Wissenschaft hinzutreten, und dazu müßten neben den Fachlehrern an den Universitäten tüchtige Didaktiker angestellt werden, und da hat der Verf. das, was unseren Universitäten Noth thut, richtig getroffen, und ich kann, wenn ich die Besprechung dieser Schrift schliesse und den Bericht über das Göttinger Seminar in der Anlage nur nachrichtlich erwähne, hier nur noch den Wunsch aussprechen, es möchte diese verdienstliche Schrift in Bezug auf die Mathematik und die Förderung ihres Unterrichtes eine recht weite Verbreitung finden, auch die vorgesetzten Behörden überall sich bewogen fühlen, von derselben die erforderliche Notiz zu nehmen, um die vielen, richtigen Vorschläge zum Besserwerden zu beherzigen und in ihren Kreisen zu bewirken. Unterdrücken kann ich aber auch den anderen Wunsch nicht, der Verf. möchte recht bald in gleicher Ausführlichkeit, wie über die Mathematik, sich noch besonders über die Naturwissenschaften aussprechen wollen.

Halberstadt.

Hincke.

XV.

Einige Worte über Zeichenkunst und den allerersten Unterricht in derselben von G. F. Hetsch, Prof. der Architectur und Perspective an der Königl. Academie der bildenden Künste zu Kopenhagen, aus dem Dänischen übersetzt von O. Jessen. Altona 1855. IV und 42 S. und 8 Tafeln. 8.

Das kleine Schriftchen könnte um seiner Kleinheit willen leicht in Gefahr kommen, übersehen zu werden an dem grossen Markte der Literatur, und das wäre Schade, denn es enthält gesunde Gedanken und ein höchst beachtungswerthes Wort. Wir haben hier eine Stimme vor uns, die nicht aus der Schule, aber für die Schule und ihre Aufgabe das Wort ergreift. Der Techniker hat es hier übernommen, das Bildende in der Zeichenkunst, also ihr pädagogisches Element nachzuweisen, und hat das in so verständiger, klarer Weise gethan, daß man nur wünschen kann, daß sein Urtheil über ihre Stellung auf der Schule und die bei diesem Unterricht zu befolgende Methode nicht unbeachtet bleibe. Es ist nicht zu übersehen, daß es der Architect ist, der hier spricht, und daß er daher gegen diejenigen, in deren Händen sich gewöhnlich dieser Unterricht befindet, gegen die Jünger der Malerkunst, sich in einer Art von natürlicher Opposition befindet. Es ist daher sehr natürlich, daß er das mathematische Zeichnen, das sogenannte Reißens, vorzugsweise vertritt, aber man wird ihm gewiß Recht geben müssen (S. 14), daß durch den gegenwärtigen Zeichenunterricht nur ein mehr oder weniger achtbarer Dilettantismus in irgend einem Zweige der bildenden Künste vorbereitet oder angeleitet (?) werden könne. Die Folge davon wird dann nothwendig sein, daß weder Lehrer noch Schüler ein sicheres Ziel verfolgen und der letztere selbst glauben kann, bis zu einem gewissen Grade Glänzendes zu leisten, ohne daß er gleichwohl einen wesentlichen Nutzen davon trägt. So müssen wir es denn Herrn Jessen Dank wissen, daß er das Schriftchen durch die Uebersetzung Deutschland zugänglich gemacht hat. Dasselbe ist leicht und fließend, und selten erinnert einen ein unbestimmter Ausdruck, wie jenes „angeleitet“ S. 14 und ebendasselbst „der niedere Unterricht in der Zeichenkunst“ für „die erste Stufe des Unterrichts“, daß man eine Uebersetzung vor sich hat. Den leitenden Grundsatz seines Werkchens spricht der Herr Verf. S. 40 aus: ohne eine geometrische Grundlage kann kein vernünftiger Zeichenunterricht stattfinden. Das Schriftchen will aber diesen Satz nicht in hochtönenden Worten empfehlen oder durch eine Reihe von Beweisen feststellen; sondern nachdem es im ersten Abschnitt die herrschende Unklarheit über Zweck und Stellung des Zeichenunterrichts und die ungenügenden Resultate desselben hervorgehoben hat, bemüht es sich im Interesse des Lehrers der Volksschule und ihrer Vorgesetzten, die der Verf. offenbar ganz hauptsächlich im Auge hat, höchst erfreuliche Winke über den zu befolgenden Lehrkursus zu geben. Halten wir das fest, daß hier nur von dem Elementarunterricht, und zwar dem in der Volksschule insbesondere die Rede ist, so werden wir dem Herrn Verf. einräumen müssen, daß er sein Ziel klar ins Auge gefaßt und mit grosser Sicherheit verfolgt hat. Er führt aber seinen Satz nicht etwa auf engherziges Nützlichkeitsprincip zurück, sondern weist uns S. 9 das Ziel dieses Unterrichts auf als beiden Werken der Menschenhand vorkommenden Formen auf bestimmte Grundlagen zurückzuführen (denn das will er doch wohl sagen mit den Worten „ihnen eine bestimmte Richtung zu geben“) und die Hand in

der Darstellung derselben zu üben. Auf diese Weise ist allerdings das ästhetische Bildungselement, welches im Zeichenunterricht liegt, ohne Berücksichtigung geblieben; aber es ist doch wohl nicht zu läugnen, daß gerade darin, daß dies Element zu stark und einseitig betont ist, mehr oder minder der Grund liegt, weshalb der Zeichenunterricht verhältnißmäßig wenig Früchte getragen hat. Die Beschränkung des Schriftchens auf den Elementarunterricht rechtfertigt gewiß jene Ausschließung vollkommen. S. 15 wendet sich der Herr Verf. zu der Bezeichnung des Ganges, der durchaus ein mathematischer ist, und in und mit dem Nachzeichnen die verschiedenen Grundbegriffe der Geometrie bei dem Kinde will entstehen lassen. Mit Linien von verschiedener Lage fängt freilich überall der Elementarunterricht an, begnügt sich aber mit einem schwellenden Nachmalen; das aber ist eben hier der bedeutsame Gedanke, daß der Lehrer dem Kinde zu sagen habe, daß die zu zeichnende Linie eine lothrechte sein solle und warum sie lothrecht und die wagerechte wagerecht heiße, und daß er so mit der neuen Figur auch immer einen neuen Begriff geben solle. Wer jemals mit den dürftigen Leistungen der Schüler hat zu kämpfen gehabt, der weiß, wie manche derselben abgeschnitten und unmöglich geworden wäre, wenn es dem Schüler wäre zum Bewußtsein gekommen, daß er eine lothrechte Linie, einen rechten Winkel zu zeichnen habe. Es nimmt aber Herr Hetsch auf diese Weise das, was man mathematische Vorübung nennt, in den Bereich des Zeichenunterrichts auf und läßt alle einzelnen hieher gehörigen Figuren nach einander unter den Händen des Schülers entstehen. Und das geschieht in sehr zweckmäßigem Fortschritt, indem jede der 6 Tafeln eine neue Stufe enthält. Die erste beschäftigt sich mit den graden Linien und Winkeln, die zweite mit den verschiedenen Dreiecken, die dritte mit den Vielecken, die vierte mit dem Kreise, die fünfte mit Oval- und Spirallinie, die sechste mit der Darstellung des Körpers. Aber wenn nach dieser Abstufung der Zeichenunterricht scheinen könnte, das Anmuthige alles abgestreift zu haben, wodurch er meist die Schüler fesselt, so ist das eben nur die Schuld unserer skizzenhaften Darstellung, und Herr Hetsch unterläßt nicht, bei jeder Tafel darauf hinzuweisen, auf was für Figuren des täglichen Lebens sich die bis dahin gewonnene Kenntniss anwenden läßt, wie z. B. durch die erste Tafel die Zeichnung der Grundformen von Thüren, Fenstern, Rahmen, Treppen und ähnlichen im täglichen Leben vorkommenden Gegenständen vermittelt ist, ja der erste Blick auf die vierte Tafel und die artigen Blumen, die der Herr Verf. an den Kreis geknüpft hat, läßt sofort erkennen, daß derselbe die Lust des Schülers am Zeichnen nicht ertödtet will, indem er es auf eine mathematische Basis zurückführt, und läßt den Uebergangspunkt leicht erkennen, den der Herr Verf. von seinem Standpunkt für einen höheren Zeichenunterricht nehmen würde, wenn er auch diesem den Gang vorzuzeichnen unternähme.

Das Resultat des Gesagten stellt sich damit dahin heraus, daß vor allen Dingen die Correctheit der Figur, die Sicherheit ihrer Auffassung und die Fertigkeit, den Umriss derselben herzustellen, auf der elementaren Stufe dieses Unterrichts anzustreben sei. Sollen wir dazu hinzufügen, wie der jetzige Unterricht durch das Hindrängen zu Ausschmückung und Belebung, durch Vertheilung von Licht und Schatten dies Ziel oft den Augen der Zöglinge entrücke, durch voreilige Anwendung von Kreide und Farben den ganzen Unterricht in ein Spiel verwandle, oder daß das, was der Herr Verf. in den Vordergrund stellt, eben das ist, was den Zöglingen der niederen Bürgerschule, dem künftigen Zimmermann, Tischler, Maurer frommt? Es ist am besten, das Schriftchen selbst allen, die mit dem Elementarunterricht zu thun haben, zu empfehlen.

Meldorf.

Kolster.

Dritte Abtheilung.

Verordnungen in Betreff des Gymnasialwesens.

Bericht Sr. Excellenz des Ministers des Unterrichts und geistlichen Angelegenheiten Herrn Christopulos an Se. Majestät den König über den Gymnasialunterricht in Griechenland.

(Nach dem *Mon. Grec. Athènes* 1. April 1856 No. 17 u 18 bearbeitet von Oberlehrer Dr. Planer zu Berlin.)

Sire.

Ich habe die ganze Wichtigkeit der Pflichten erwogen, welche sich an den hohen Posten knüpfen, zu dem mich die Gnade und das Vertrauen Ew. Majestät berufen hat. Alle meine Bemühungen werden fortdauernd darauf gerichtet sein, mich dessen würdig zu machen und mir durch treue und hingebende Ausführung der Befehle Ew. Majestät Verdienste um das Vaterland zu erwerben. Nachdem ich mich aus diesem Grunde mit dem Zustande des öffentlichen Unterrichts in Griechenland eifrig und ganz besonders beschäftigt habe, bin ich entschlossen, in demselben, der Absicht Ew. Majestät gemäß, die nothwendigen Verbesserungen vornehmen zu lassen, allem abzuhelpen, was daran sowohl in seiner Grundlage als in seiner Form als mangelhaft gelten kann, und so den Unterricht, so weit unsere Hilfsmittel es erlauben, auf einen Fuß zu setzen, welcher den Bedürfnissen der gegenwärtigen Zeit entspricht. Aber um mit einer vollkommenen Kenntniß der Ursachen und Wirkungen, geleitet von der Erfahrung der Vergangenheit (*Διόδ. ιστορ. βιβλιοθ. καλὸν γὰρ τὸ διῶσθαι τοῖς τῶν ἄλλων ἀγνοήμασι πρὸς διόρθωσιν χρησθαι παραδείγμασι*), mein Ziel verfolgen zu können, habe ich bis zum Anfang der Geschichte des öffentlichen Unterrichts in Griechenland zurückgehen und, mit dem Jahre 1829 beginnend, alle ihre Erscheinungen seit dieser Zeit bis zur Gegenwart durchlaufen müssen. Ich habe alle Erkundigungen eingezo-gen, alle Documente gesammelt, welche mir die Gelegenheit, die kurze Dauer meiner ministeriellen Function und die zu meiner Verfügung gestellten Mittel geboten haben. Auf dieses Material gründet sich der vorliegende Bericht über den Entwicklungsgang des öffentlichen Unterrichts in Griechenland seit dem Jahre 1829 bis zu Ende 1855, welchen ich die Ehre habe, Ew. Majestät zu unterbreiten. Er wird unter andern den großen geistigen Aufschwung der Griechen unter der Regierung Ew. Majestät durch den Fortschritt der Wissenschaften erkennen lassen, deren Wiedereinführung in ihre alten Wohnsitze seit Ihrer Thronbesteigung der Hauptgegenstand der allerhöchsten Sorge Ew. Majestät gewesen ist.

In diesem Aufsatze findet sich ein Abschnitt von drei Jahren (1831—1833), von dem ich fast nichts gesagt habe, weil ich aus Mangel an

Nachrichten einen genauen Abriss dieses Zeitraums zu machen nicht im Stande war. Bis heute ist in Betreff des öffentlichen Unterrichts, in so weit ich es weifs, keine historische Darstellung von officiellm Charakter gemacht worden, welche mir hätte als Führer dienen können, um die Elemente zu sammeln und zu prüfen, welche mir zu diesem Berichte nöthig waren. Jedoch hoffe ich, Sire, dafs ich durch Sorgfalt und Nachforschungen mit der Zeit dahin werde gelangen können, die Nachrichten und Dokumente, welche uns fehlen, zu entdecken und so viel als möglich zu ordnen.

Der grössern Deutlichkeit wegen habe ich geglaubt, was jede der drei Stufen des öffentlichen Unterrichts betrifft, besonders behandeln zu müssen (Elementar-, Gymnasial-, Universitäts-Unterricht). Ich fange meine Darstellung mit dem historischen Abriss über den Gymnasial-Unterricht an, welcher als Gegenstand von grosser Wichtigkeit angesehen wird und eine grosse Aufmerksamkeit von Seiten der Regierung verlangt, weil durch ihn gerade Verstand und Herz der Jugend gebildet werden sollen, welche später in unmittelbarer Berührung mit der Gesellschaft sich befindet, sei es, dafs sie berufen wird, an der Leitung der Landesangelegenheiten Theil zu nehmen, sei es, dafs sie sich besonderen Berufszweigen zuwendet. Ich werde ebenso, ohne mich viel aufzuhalten, über den Zeitraum von 1833—49 rasch fortgehen, in so fern für diese Jahre hinlängliche Nachrichten oder öffentliche Dokumente, welche bis ins Einzelne darstellen, was auf jedes dieser Jahre sich bezieht, nicht vorhanden sind. Ueber die Zeit von 1850—55 dagegen habe ich mich weiter ausgelassen und eine grössere Menge einzelner und genauer Angaben über dieselben angeführt. Ich habe diese Arbeit in 4 Perioden getheilt; die allmähliche Entwicklung des Unterrichts in Griechenland und die besondere Einrichtung der öffentlichen Unterrichtsanstalten haben mir bei dieser Eintheilung als Führer gedient.

I.

Gymnasialunterricht. Der Gymnasialunterricht, Sire, zerfällt in 2 Perioden; die eine umfaßt den Unterricht auf hellenischen Vorbereitungsschulen, die andere, den Unterricht auf Gymnasien, welcher an der Stelle anfängt, wo der erste endet. Der Studienkursus auf den Vorbereitungsschulen dauert 3 Jahre. Die Zöglinge erlangen dort die für das praktische Leben nothwendigsten Kenntnisse. Die, welche den Wunsch und die Mittel haben, können den Umfang dieser Kenntnisse durch den Uebergang auf die Gymnasien erweitern, auf deren Kurse vorzubereiten hauptsächlich die Aufgabe der hellenischen Vorbereitungsschule ist.

Die Dauer des Unterrichts auf den Gymnasien ist ebenfalls 4 Jahre. Die Schüler machen auf ihnen einen Studienkursus durch, der sie in den Stand setzt, sich dem Studium der Wissenschaften hinzugeben und den Universitätsvorlesungen zu folgen, oder wenn sie, aus Mangel an den nöthigen Mitteln oder in Folge anderer Umstände, dem Studium der Wissenschaft entsagen und irgend einen anderen nicht öffentlichen Beruf erwählen, der es ihnen möglich macht, diesem mit Erfolg obzuliegen, wenn anders der Gymnasialunterricht, welchen sie erhalten haben, für diesen Beruf ausreichend ist.

II.

Unterrichtsgegenstände. Der Unterricht der Vorbereitungsschulen umfaßt folgende Gegenstände: Elemente der griechischen Sprache und Grammatik, biblische Geschichte, Katechismus, Anfänge der französischen und lateinischen Sprache, Rechnen und Anfänge der Geometrie, politische

Geographie, Abriss der allgemeinen Geschichte, griechische Geschichte in größerem Umfange, Schönschreiben.

Die verschiedenen Gegenstände des Unterrichts der Gymnasien sind folgende: griechische Sprache, wobei grammatische und praktische Erklärung griechischer Prosaiker und Dichter zum Grunde gelegt wird, theoretisches Rechnen, Geometrie, Algebra, Stereometrie, geradlinige Trigonometrie, Experimentalphysik, Elemente der Philosophie, mathematische und physische Geographie, Geschichte jedes Volkes mit einer geographischen Einleitung, französische, lateinische Sprache, und in den beiden Gymnasien zu Athen Deutsch und Englisch, worin auch auf den Gymnasien zu Patras und Syra seit einiger Zeit Unterricht erteilt wird¹⁾.

III.

Personal. Jede hellenische Vorbereitungsschule, welche die vollständige Anzahl von Lehrern hat, besitzt einen Director und drei Lehrer erster, zweiter und dritter Klasse, welche in der griechischen Sprache und den übrigen oben angegebenen Fächern unterrichten. An einigen dieser Schulen giebt es auch Schreiblehrer und Lehrer, welche in der biblischen Geschichte und im Katechismus unterrichten.

Die meisten Vorbereitungsschulen im Königreiche haben drei Lehrer, andere haben zwei, und einige nur einen, je nach der Bevölkerung und den Bedürfnissen der Stadt, wo die Schule errichtet ist.

In jeder der beiden Vorbereitungsschulen von Athen giebt es in Ansehung der großen Zahl der Schüler und der Ausdehnung dieser Anstalten einen Pedell und einen Schuldiener. Außerdem haben die beiden Vorbereitungsschulen in Athen jede einen Hülfslehrer, welcher eine Abtheilung der unteren Klasse unterrichtet.

Das Lehrercollegium jedes Gymnasiums besteht aus einem Director, sechs Professoren und einem Zeichenlehrer. Die beiden Gymnasien in Athen haben beide einen Professor der deutschen Sprache und einen der englischen, welche an beiden Anstalten unterrichten; sie haben aber keinen Zeichenlehrer. Die Gymnasien in Patras und Syra haben seit Kurzem jedes einen Professor für das Englische. Aus demselben Grunde, aus welchem die Vorbereitungsschulen in Athen einen Pedell und einen Schuldiener haben, haben deren auch die beiden Gymnasien. Es ist un- gehörig, daß die übrigen Gymnasien des Königreichs keine haben.

IV.

Besoldung. An den Gymnasien empfangen monatlich:

die Directoren, jeder	300 Drachmen ²⁾
die Professoren	250 -
die Professoren der französischen Sprache	200 -
die Professoren der deutschen Sprache	
in Athen	250 -
in Syra und Patras	200 -

¹⁾ Aus sonstigen Mittheilungen über den Gymnasialunterricht in Griechenland, die mir von befreundeter Hand aus Athen zugegangen sind, füge ich hier noch hinzu, daß die Zahl der wöchentlichen Lehrstunden 36 beträgt, und zwar werden täglich 6 hintereinander gegeben. Dem Griechischen sind 9 Stunden, dem Lateinischen und der Mathematik je 4½ Stunden zugewiesen. Die Lectionen selbst sind anderthalbstündig.

²⁾ Eine Drachme gilt 7½ Sgr. und wird in 100 Lepta getheilt.

die Zeichenlehrer monatlich jeder	200 Drachmen	
die Pedelle	50	-
die Schuldiener	30	-
die Directoren der Vorbereitungsschule	200	-
die Lehrer der ersten Klasse	160	-
die Lehrer der zweiten Klasse	130	-
die Lehrer der dritten Klasse	100	-
die Hülfslehrer	50	-
die Lehrer, welche biblische Geschichte und Katechismus unterrichten	100 — 130	-
die Schreiblehrer	50 — 100	-
die Pedelle	50	-
die Schuldiener	30	-

V.

Forderungen, um den Rang als Lehrer in den hellenischen Schulen und den eines Professors an den Gymnasien zu erlangen.

Vor der Königl. Ordonnanz vom 31. December 1835 genügte es, um zu der Stelle eines Professors oder Lehrers ernannt zu werden, als ehemaliger Lehrer anerkannt zu sein oder ein Fähigkeitszeugniß für den Unterricht vorzulegen. Seit dieser Zeit hat man verlangt, daß die, welche sich um eine Stelle als Lehrer bewarben, ein Zeugniß vorlegten, welches feststellte, daß sie einen vollständigen Gymnasialcursum durchgemacht hätten und Erfahrung im öffentlichen Unterricht dadurch erlangt hätten, daß sie entweder an den Schulen der Regierung oder an Privatschulen desselben Grades gelehrt hatten; ohne ein solches Zeugniß mußten sie vor einer Commission einer Prüfung sich unterziehen. Diejenigen, welche auf eine Stellung als Professor Anspruch machten, mußten ein Zeugniß vorlegen, daß sie die Cursen der Universität gehört hätten, und ein Examen in der Theorie und Praxis ablegen. Zu diesen Bedingungen für die Zulassung zur Stelle als Lehrer an den hellenischen Schulen und als Professor am Gymnasium hat die Königl. Ordonnanz vom ^{18.}/_{30.} October 1850 einige Abänderungen hinzugefügt, welche mehr Garantien für die Befähigung zum Unterricht verlangt. Nach dieser Verordnung muß von 1851 an und in Zukunft jeder Lehrer, um zu einer solchen Stelle in den hellenischen Vorbereitungsschulen ernannt zu werden, oder um berechtigt zu sein, eine Privatschule einzurichten, ein Zeugniß vorlegen, aus welchem erhellt, daß er die Cursen an der wissenschaftlichen Facultät und die des Frontistirion ¹⁾ gehört hat. Was die Professoren betrifft, so müssen sie dem Ministerium wenigstens ein Diplom als *licencié ès lettres* vorlegen. Da diese Verfügung von den Verpflichtungen, welche sie enthält, die Lehrer an den hellenischen Vorbereitungsschulen und die Professoren ausnimmt, welche bis dahin von der Regierung anerkannt waren, so erhebt das Ministerium, so oft es nöthig ist, und es in Kenntniß gesetzt wird, daß ein Lehrer im aktiven Dienst durch Studium und Praxis im Unterricht die geeignete Fähigkeit erlangt hat, ihn zum Range eines Professors, vermöge der Anordnung der organischen Verfügung vom 31. December 1836, da sonst die meisten Gymnasien ein unvollständiges Lehrercollegium haben würden. Ich habe schon ernstlich meine Aufmerksamkeit auf diese Verhältnisse gerichtet, Sire, um Mittel zu finden, wie

¹⁾ Unter diesem Namen versteht man Curse, welche eigens zu diesem Zweck für die, welche sich zum Gymnasialunterricht vorbereiten, eingerichtet sind.

wir dahin gelangen können, durch Ermänterungen jeglicher Art Professoren sowohl auf der Universität in Athen als auf denen des gelehrten Europa zu bilden, damit wir im Stande seien, genau nach den Anordnungen der Verfügung vom ^{18.}/_{30.} October 1850 zu verfahren, und nicht mehr an den öffentlichen Unterrichtsanstalten gewisse Professoren zu dulden brauchen, wenn sie nicht in angemessener Zeit auf geeignete Art beweisen können, daß sie mit der Zeit und durch Arbeit die verlangten Eigenschaften erlangt haben.

IV.

Erste Periode (1829—30). Die Meisten von denen, welche die Waffen ablegten, mit denen sie im Namen des Glaubens und des Vaterlandes gesiegt hatten, und die griechische Jugend, welche der Gefangenschaft und dem Morde entgangen war, gaben sich mit Eifer dem Studium der Wissenschaften hin. Sie flüchteten sich in die hellenischen Schulen, welche sich in Folge der Liebe zum Lernen, welche niemals den Griechen gefehlt hat, an einigen Orten erhalten hatten, und besonders in die von Aegina, welche auf Kosten der Gemeinde unterhalten und von dem ehrenwerthen jetzigen Director des Gymnasiums in Nauplia geleitet wurde. Als der verstorbene Präsident Joh. Capodistrias 1829 die Centralschule gründete, welche vor dieser Zeit nicht vorhanden und wie ein Gymnasium organisirt ward, strömten mehr als 500 junge Leute aus allen Theilen Griechenlands dorthin, welche mit großem Eifer dort Belehrung suchten, und von denen die meisten auf den Feldern des Mars eine Rolle gespielt hatten. Einige Mitglieder des Unterrichtskörpers und Männer, die Staatsbeamte sind oder anderen nicht öffentlichen Berufen sich gewidmet haben, welche sie mit Erfolg betreiben, sind Zöglinge dieser damals durch den verstorbenen Herrn Giennadius geleiteten Centralanstalt. Zu gleicher Zeit oder bald darauf wurden in den Städten Griechenlands, welche damals frei waren, andere hellenische Vorbereitungsschulen errichtet, von denen 18 im Peloponnes lagen, welche zufolge des Berichts des damaligen Sekretairs des öffentlichen Unterrichts von 694 Schülern besucht wurden, und 31 auf den Inseln, in denen 1712 Zöglingen Unterricht erteilt wurde. Im folgenden Jahre (1830), als die den Griechen angeborne Lernbegierde einen raschen Aufschwung genommen und die Hülfquellen der Regierung sich verbessert hatten, wuchs die Zahl der Schulen und Schüler verhältnißmäßig nach folgendem Auszuge aus dem Bericht des damaligen Sekretairs des öffentlichen Unterrichts:

Im Peloponnes	Vorbereitungsschulen 19, Schüler 765
Auf den Inseln	18, - 1073
Im westlichen Griechenland	1, - 40
Im östlichen Griechenland	1, - 40
In andern Anstalten der Regierung	160

2078

Außer den auf Kosten der Regierung unterrichteten Schülern empfingen mehr als 2000, allein im Peloponnes, Unterricht in den wechselseitigen Schulen und in den öffentlichen und Privat-Vorbereitungsschulen.

Von dem Ende dieses Jahres bis zu der glücklichen Ankunft Sr. Majestät sind wir, wie ich es oben gesagt habe, aller Nachrichten über die Statistik der Schulen während dieses Zeitraums beraubt.

VII.

Zweite Periode (1833—35). Nach der glücklichen Ankunft Sr. Majestät entwickelte sich unter allerhöchstem Schutze die natürliche Nei-

gung der Griechen zum Lernen sehr rasch, und die Anstalten des öffentlichen Unterrichts wurden durch die Fürsorge Ew. Majestät fester begründet und empfingen eine regelmässigere Organisation nach dem Muster der in den Schulen des gelehrten Europas eingeführten Reglements. So hat Ew. Majestät, welche die alte Vorschrift kannte, daß der Anfang jeder Regierung die Erziehung der Jugend sei (*ἀρχὴ πολιτείας ἀπ' αὐτῆς τῶν τῶν*), unter dem 5. December 1833 verfügt, daß in Nauplia ein Gymnasium und eine hellenische Vorbereitungsschule errichtet würden, und daß die Besoldung der Professoren und Lehrer dieser Anstalt aus dem öffentlichen Schatz bezahlt würde, bis daß der geistliche Fonds eingerichtet sei, von welchem später diese Ausgaben getragen werden sollten. Diese Anstalten ergaben jedes Jahr Resultate, welche den Hoffnungen Ew. Majestät und dem Eifer derer entsprachen, welchen ihre Leitung anvertraut war. Da die Zahl der Schüler mit der Zeit wuchs, geruhten Ew. Majestät unter dem 19. August 1835 zu verfügen, daß zu Missolonghi ein neues Gymnasium angelegt werde, welches indeß nicht eingerichtet wurde, und am ^{1.}/_{13.} September *ej. a.* befohlen Sie die Gründung einer hellenischen Vorbereitungsschule zu Demetiana, wo das Bedürfnis einer solchen gefühlt worden war. In Folge der großen Zahl von Schülern, welche überall aus den öffentlichen Schulen hervorgingen und einen weitergehenden Unterricht verlangten, verordneten Ew. Majestät unter dem 6. September 1835 die Gründung zweier neuen Gymnasien, mit denen als zugehörige Theile hellenische Vorbereitungsschulen verbunden wurden, zu Athen und zu Hermopolis (auf Syra) in Berücksichtigung der Bevölkerung beider Städte und der großen Zahl von Schülern, welche sich dort befanden. Es muß bemerkt werden, daß das Gymnasium in Athen mit dem Personal der Lehrer und Zöglinge der Centralschule in Aegina gebildet wurde. In derselben Verordnung und zu gleicher Zeit geruhten Ew. Majestät, die Eröffnung von 10 Vorbereitungsschulen zu verfügen, welche die Städte Tripolis, Sparta, Calamata, Patras, Missolonghi, Amphissa, Lamia, Chalcis, Hydra und Tinos als Sitze angewiesen wurden. Die Lehrer der 9 ersten dieser Anstalten sollten provisorisch aus dem geistlichen Fonds bezahlt werden, welche damals eingerichtet wurden; die der Schule in Tinos wurden auf die Einkünfte des Klosters der *Evangelistra* (Verkündigung) angewiesen. Es wurde verordnet, daß das Local durch die Kommunen geliefert werde, wo diese Schulen eingerichtet wurden. Um dieselbe Zeit wurde auch die Eröffnung einer hellenischen Vorbereitungsschule zu Liphnos verfügt, zu deren Unterhaltung die Gemeinde verpflichtet wurde. Ausser diesen obigen Anstalten hatte man die Nothwendigkeit erkannt, hellenische Vorbereitungsschulen in Andros, Naxos, Santorin, Skyros, Hypatis, Prastos und Pyrgos anzulegen. Ew. Majestät, immer bereit, die schützende Hand überall hin auszustrecken, wo sich ein wirkliches Bedürfnis zeigt, geruhten unter dem ^{13.}/_{25.} August zu befehlen, daß diese Schulen in den angegebenen Orten gegründet würden. Es wurde in dem Königlichen Erlaß befohlen, daß jede dieser Schulen nur eine Klasse haben sollte, die unterste, da ja noch keine für die oberen Klassen vorbereitete Schüler vorhanden waren. Diese Anstalten, welche ihre Entstehung Ew. Majestät Liebe zu den Wissenschaften verdanken, wurden gleichsam Pflanzschulen, aus denen sich später vollständigeren öffentlichen Unterrichtsanstalten entwickeln sollten, welche es gestatteten, einen höheren Unterricht der Jugend desjenigen Volkes zu geben, welches ehemals mit diesem Unterricht allein in der Welt, die es aufgeklärt hat, glänzte.

VIII.

Dritte Periode (1836—49). Um den zukünftigen Fortschritt der Wissenschaften anzubahnen, erließ die Ew. Majestät, nachdem Sie eine Commission in Erwägung hatten, eine Verfügung unter dem 12. Januar 1836, welche die hiesigen Vorbereitungsschulen und die Gymnasien des Königreichs betraf. Diese Verfügung, welche seit dieser Zeit noch in Kraft ist, ist indess zum Theil durch den Königl. Erlaß vom ^{18.}/_{30.} October 18 bestimmt, welcher die Eigenschaften und Bedingungen feststellt, die die Candidaten vom Jahre 1851 an besitzen müssen, die um es als Lehrer oder Professor sich bewerben, wie wir es oben ges. Eine andere Verordnung vom 6. November 1850 hat entschiedene Veränderungen in dem Lehrercollegium der hellenischen Vorbereitungsschulen nur in Folge Königl. Erlasses statthaben können, und besteht eines einfachen Ministerialbeschlusses, wie es durch die V vom 7. Mai bestimmt worden war.

Die obige organische Verfügung enthält Bestimmungen: 1) verschiedenen Arten öffentlicher Unterrichtsanstalten; 2) über hellenischen Vorbereitungsschulen und das Ziel ihrer Gründung; 3) Unterricht auf diesen Schulen und die Stundenzahl jedes Unterrichtes; 4) über die Eintheilung des Schuljahres, die Zulassung, die Bemerkungen über Fortschritte und Prüfungen der Schüler; 5) über die Oberaufsicht und die lokale Disciplin der genannten Schulen; 6) in Betreff der Besuche, die dort gemacht werden können; 7) in Betreff der Gymnasien über ihr Ziel; 8) über den Unterricht, welcher erteilt wird, und die Stundenzahl jedes Gegenstandes; 9) über die Eintheilung des Schuljahres; 10) über die Zulassung, die Prüfungen und die Bemerkungen über Fortschritte der Schüler und die Preise, welche zugetheilt sind; 11) in Betreff der Professoren; 12) in Bezug auf gute Ordnung und Zucht, auf die Besuche, welche auf den Gymnasien gemacht werden können; 13) über die Privatanstalten des öffentlichen Unterrichts; 14) allgemeine Anordnungen in Betreff der hellenischen Vorbereitungsschulen und Gymnasien, über die Lehrer und Professoren endlich das, was sich auf Lehrbücher bezieht.

In dem Lauf dieser dritten Periode wurden das Gymnasium in Athen und verschiedene hellenische Vorbereitungsschulen eingerichtet, die bis zur Vollständigkeit ergänzt wurde, d. h. welche einen oder drei Lehrer 1. 2. 3. Klasse hatten. Diese wurden theils den Städten der Departements zugewiesen, wo vorher keine oder nur ständige vorhanden waren, theils solchen Städten, deren central und Bevölkerungszahl es verlangte. Es sind auch in andern Städten hellenische Vorbereitungsschulen gegründet worden, theils mit drei verschiedenen Klassen, theils mit zwei, theils mit einem. Alle Unterricht dieser Schulen erforderlichen Ausgaben sind vom öffentlichen Schatz, in welchen die geistlichen Fonds geflossen waren, getragen. Einige Städte, z. B. der Piraeus, welche, sei es aus edler Liebe, sei es aus Bedürfnis, ihre Schulen vollständiger zu machen, fügten auf eigene Kosten andere von der Regierung ernannte hinzu.

Ich habe das, was jedes der obengenannten Gymnasien ins Betreff des Unterrichts angeht, nicht aufklären können; denn ich habe keine amtliche Notiz gefunden, welche sich auf die bei ihrem Eintritt und Abgang gezeichnete Zahl der Schüler beziehe, sei es in Betreff der ganzen für alle Anstalten, sei es ins Besondere für jede von ihnen. Ich

aus einem Bericht unter No. 8,808 vom 18. Juli 1841 über den alleinigen Dienst in dieser Ministerialabtheilung, daß die Zahl der hellenischen Schulen der verschiedenen Klassen in dieser Zeit 51 betrug, mit Einschluss derer, welche auf Gemeindkosten erhalten wurden, die der über 4500. Es finden sich auch in den aufeinanderfolgenden Budgets

Besoldungen des Unterrichtskörpers und die laufenden Ausgaben angegeben, welche durch das tägliche Bedürfnis der Anstalten nöthig wurden. Endlich findet man gegen das Ende dieses Zeitabschnittes, daß die Zahl der Professoren 28, die der Zeichenlehrer 5, die der Lehrer an den Vorbereitungsschulen 128 betrug.

Ich behalte mir, Sire, eine mehr ins Einzelne gehende Auseinandersetzung über den Gymnasialunterricht während dieses Zeitraums vor, an die ich dahin gelange, mir die nöthigen Nachrichten zu verschaffen. Ich bitte die Regierung von nun an eine vollständige Kenntniss und neue Nachrichten über den Gang des öffentlichen Unterrichts besitze, werde ich unmittelbar alle Directoren der öffentlichen Unterrichtsanstalten daran erinnern, daß sie sich nach meinen Instructionen zu richten und jährlich dem Ministerium sehr genaue Angaben über die bei ihrem Eintritt und Abgang verzeichneten Schüler und über ihre Versetzung aus einer Klasse in die andere einzusenden haben. Eine Uebersicht, jedes Jahr aus diesen Notizen zusammengestellt, wird klar die in jeder Anstalt gemachten Fortschritte zeigen, und das Ministerium wird von da an Gelegenheit haben, die Gründe aufzusuchen, aus welchen mehr Fortschritte in gewissen Anstalten gemacht wurden, als in andern. Die Verantwortlichkeit dieser Uebersichten wird unter den Lehrkörpern und Schülern einen edlen Wettstreit erzeugen.

Uebersicht der allgemeinen Ausgaben für die bisher erwähnten öffentlichen Unterrichtsanstalten.

Jahre.	Gymnasien.		Hellen. Schulen.		Im Ganzen.	
	Dr.	L.	Dr.	L.	Dr.	L.
1834	6264				6264	
1835	38121	60	25754	60	63876	20
1836	41976	71	71569	97	113546	68
1837	47389	32	80296	66	127685	98
1838	50602	94	80381	95	130984	89
1839	51246		79425	66	130699	66
1840	55470	33	80890	24	136360	57
1841	62442	60	81979	22	144422	82
1842	65882		88449	22	154331	22
1843	52611		84285	38	136897	37
1844	45848	48	81562	27	127460	75
1845	52848	93	95047	26	147896	19
1846	68765	4	117103	61	185868	65
1847	70857	28	171918	90	242776	18
1848	75931	99	183342	34	259274	33
1849	82700		190318	65	273018	65

IX.

Vierte Periode (1850—55). In dieser Periode sind die Nachrichten über den Stand des öffentlichen Unterrichts leichter zu finden, da sie in den Acten verzeichnet sind.

Die Zahl der Gymnasien und ihrer Professoren, die der hellenischen Vorschulen und der an ihnen beschäftigten Lehrer, und die jährlich für jede dieser Anstalten bestimmten Fonds, so wie die von der Regierung gemachten Ausgaben sind in den nachfolgenden Uebersichten angegeben, zu welchen die Zahl der Schüler, die jedes Jahr die Gymnasien und hellenischen Vorschulen besucht haben, und die der Schüler, welchen ein Studien-Zeugniß eingehändigt wurde, zugefügt worden ist. Es ist indeß zu bemerken, daß nicht alle, welche dieses Zeugniß, als solche, die Unterricht auf den hellenischen Schulen oder Gymnasien erhalten haben, empfangen, in den höheren Unterricht übergegangen sind, um ihre Ausbildung zu vervollständigen, sondern daß eine große Zahl unter ihnen verschiedene Berufszweige in der Gesellschaft ergriff, da sie schon hienlänglich durch den Cursus, welchen sie gemacht hatten, ausgebildet waren und die für das gesellige Leben unentbehrlichsten Kenntnisse erlangt hatten.

1850.

Gymnasien.

Athen	1	} neu am 12. October gegründet
Nauplia	1	
Patras	1	
Syra	1	
Lamia	1	
Tripoli	1	

Das Personal mit Einschluss der Directoren und Professoren betrug 34; Zeichenlehrer 5; die Zahl der Schüler aller Gymnasien war 740; Studienzeugnisse erhielten 75. Zur Erhaltung dieser Anstalten haben die Kammern angewiesen 104,160 Dr., verwendet wurden 86,156 Dr. 60 L.

Man muß bemerken, daß in diesem Jahre an jedem der Gymnasien in Lamia und Tripoli nur 2 Professoren ernannt wurden, und daß kein Schüler ein Studienzeugniß in diesem Jahre erhielt, da es erst eine Masse gab. In den Ausgaben dieses und der folgenden Jahre sind die Gehalte der Professoren, die Besoldung der Pedelle, der Lohn der Schuldiener, die Kosten für Anschaffung von Möbeln und andere außergewöhnliche Ausgaben der Gymnasien mitbegriffen, welche alle von der Regierung geleistet wurden.

Hellenische Vorschulen.

Im ganzen Königreich	75
Angestellte Lehrer	125
Eingeschriebene Schüler	2850
Schüler, die ein Studienzeugniß erhielten	230
Angewiesene Ausgaben	203,700 Dr.
Wirkliche Ausgaben	191,901 Dr. 72 L.

Uebersicht der letzten fünf Jahre.

Gymnasien.

Jahr	Zahl	Prof. u Lehrer	Einge- schriebene Schüler	Schüler, welche ein St.-Zeugn. erhielten	Angewiesene Fonds		Ausgaben	
					Dr.	L.	Dr.	L.
51	6	43	800	80	104160		100234	59
52	6-7 ¹⁾	48	900	104	151320		131300	60
53	7	50	1077	142	156858		148902	92
54	7	51	956	110	159820		148731	55
55	7	52	968	83	183420		150753	

Hellenische Vorbereitungsschulen.

51	75	125	3000	250	203700		196187	85
52	76	126	3170	300	216200		203669	8
53	79	133	3872	330	223320		203853	35
54	80	134	4042	360	226320		202883	35
55	81	135	4200	400	229420		210000	

Infolge der Angaben der Oberaufsichtscommission und der Departementsbehörden sind die Ergebnisse der Prüfungen auf diesen Schulen sehr befriedigend gewesen.

Außer den Anstalten, deren oben Erwähnung geschehen ist, giebt es noch verschiedene Privatanstalten, welche zu verschiedenen Zeiten in Uebereinstimmung mit den Gesetzen gebildet worden sind, welche diesen Anstalten regeln. In diesen Privatanstalten sind die Lehrgegenstände dieselben, wie in den öffentlichen Anstalten derselben Stufe, und es unterrichten in denselben Professoren und Lehrer, die von der Regierung ernannt sind und unter Aufsicht der competenten Behörden stehen. Die wichtigsten dieser Anstalten befinden sich in Athen und in Syra. Diese unterscheiden sich von den andern, die auf einer niedrigeren Stufe als sie stehen, in dem ungefähr von 600 Schülern besucht, ungerechnet die der Schulen wechselseitigen Unterrichts, welche damit verbunden sind.

Was die Normalschule betrifft, so werden wir, da sie früher zum Elementarunterricht gerechnet wird, in dem allgemeinen Bericht über die Elementarschulen von ihr reden, weil sie besser mit diesem Unterricht verbunden läßt.

Verhältniß der Zahl der Gymnasialschüler zu der Zahl der Bevölkerung.

Nach dem Vorangegangenen machen die Zöglinge, welche die öffentlichen Anstalten für den Gymnasialunterricht während des Jahres 1855 besucht haben, mit Einschluss der Zöglinge der Fachschulen der Regierung, der Normalschule, der Kunst- und Handwerkschule, der Kriegsschule, des Seminars Rizari und der Ackerbauschule zu Tirynth, eine Zahl von 6048 aus, welches einen Gymnasialschüler auf 200 Einwohner

¹⁾ In Athen wurde im Laufe dieses Jahres das zweite Gymnasium eröffnet.

beträgt. Auf 10,000 Einwohner kommt eine Anstalt für den Gymnasialunterricht. In Frankreich kam im Jahre 1842 nach dem letzten, vom damaligen Minister des Unterrichts Herrn Villemain erstatteten amtlichen Bericht, den ich vor Augen habe, ein Schüler des Gymnasialunterrichts auf 493 Einwohner und eine Anstalt auf 24,887 Seelen, und Frankreich hatte damals eine Bevölkerung von 34,194,875 Seelen. In die Zahl der Zöglinge, welche in obige Uebersicht eingetragen ist, sind die Mädchen nicht mitgerechnet, welche einen analogen Unterricht in verschiedenen Schulen des Königreichs erhalten, die ihnen gewidmet sind. So kann ich, ohne Furcht mich zu täuschen, sagen, daß in Griechenland die Zahl der Gymnasialschüler die in Frankreich um das Doppelte übertrifft.

Nachdem ich so summarisch die Eigenthümlichkeiten in dem Entwicklungsgange des Gymnasialunterrichts in Griechenland von 1829 bis zu Ende 1855 durchlaufen habe, Sire, gehe ich jetzt zu einigen allgemeinen Bemerkungen über, welche ich für den Augenblick als die nöthigsten ansehe, indem ich mir vorbehalte, später vollständigere Untersuchungen anzustellen.

X.

Allgemeine Bemerkungen. Dieser Rückblick auf den Entwicklungsgang des Gymnasialunterrichts in Griechenland läßt mich fühlen, daß dieser wichtige Zweig des öffentlichen Unterrichts, ungeachtet dieses großen Fortschritts, welchen ich so eben dargelegt habe, viel zu wünschen übrig läßt. Seit Kurzem mit dem Unterrichtsministerium beauftragt, mögen Sie mir, Sire, gestatten, noch nicht auf eine Besprechung von Einzelheiten einzugehen, welche diese wichtige Frage betreffen. Ich würde indess fürchten, gegen meine Pflicht zu fehlen, wenn ich Ew. Majestät nicht eine Lücke im Gymnasialunterricht andeutete, durch die ich auf das Lebhafteste überrascht worden bin; ich meine den unvollkommenen Zustand der Fachschulen zur Vorherleitung von jungen Leuten, welche sich zu den vier Berufszweigen bestimmen, auf denen zum großen Theil das Glück des Vaterlandes beruhen muß, nämlich: Ackerbau, Handel, Schifffahrt und die Künste. Der Unterricht der Geistlichkeit und hauptsächlich der Religionsunterricht haben nicht weniger meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Religionsunterricht.

Der Religionsunterricht, Sire, muß mit den übrigen Lehrobjecten Hand in Hand gehen. Die Grundlagen der Moral, auf dieser Basis aufgeführt, sind unerschütterlich; die Kenntniß und die Beobachtung des Gesetzes des Herrn machen den Menschen nicht nur jenseits des Grabes, sondern in diesem Leben glücklich. Die Kenntniß des göttlichen Gebotes macht ihn mild und freundlich gegen seines Gleichen, läßt ihn von jedem Laster sich abwenden und dient ihm als Führer in der Beobachtung seiner Pflichten gegen die Gesellschaft im Allgemeinen und seine Obrigkeit ins Besondere. Sie stimmt den Hochmuth herab, welchen ihm irdische Güter einflößen, und läßt ihn das Unglück weniger empfinden, das von den Wechselfällen des Lebens, denen die Menschen unterworfen sind, unzertrennlich ist. Das Wort des Herrn ist der Ursprung aller Weisheit und Tugend, und wer es hält, stirbt nur, um wieder erweckt zu werden.

Schule Rizari.

Die geistliche Schule Rizari, welche schon seit langer Zeit vorhanden ist, ist unter die Anstalten für Gymnasialunterricht eingereiht worden. Ein sehr wichtiger Bau ist zu religiösem Zweck für diese Schule von ihren Gründern glorreichen Andenkens aufgeführt worden. Obgleich schon seit einer langen Reihe von Jahren in Thätigkeit, hat diese Anstalt, ich sage es mit Bedauern, bis jetzt noch nicht das geleistet, was man von ihr hoffte. Es scheint indeß, als ob sie jetzt, nachdem sie kürzlich einige Verbesserungen erfahren hat, mehr Aussicht auf Erfolg bietet. Ausgestattet mit ansehnlichen Mitteln und im Genuß der vollständigsten Beihilfe der Regierung, soll diese Schule den Absichten ihrer Gründer, der Gebrüder Rizari, der unsterblichen Wohlthäter Griechenlands, entsprechen. Ich habe schon meine Aufmerksamkeit dieser Anstalt zugewendet und werde sie nicht aus den Augen verlieren und zu ihren Gunsten alles thun, was von Seiten des Ministeriums, das ich leite, gemäß den testamentarischen Bestimmungen ihrer Gründer geschehen kann. Ebenso werde ich mich zum Religionsunterricht auf den Gymnasien verhalten, indem ich schon jetzt die weniger schwierigen Verbesserungen im Unterricht des Katechismus und der biblischen Geschichte einführe, bis daß wichtigere Verbesserungen im Religionsunterricht vorgenommen werden können.

Fachschulen.

Es ist seit langer Zeit zu Tirynth eine Musterschule für den Landbau vorhanden, welche dort zum Unterricht in der Theorie und Praxis des Ackerbaus gegründet worden ist, und zu Athen die Schule der Künste und Handwerke, wo die jungen Leute auch dem Studium der schönen Künste obliegen können; aber damit die Zöglinge einen größeren Vortheil aus dieser Anstalt ziehen, und damit der Unterricht, der dort ertheilt wird, ganz das Ziel erreiche, welches man bei ihrer Einrichtung im Auge gehabt hat, und praktischere Ergebnisse liefere, scheint es uns, daß sie einige Verbesserungen dringend verlangt. Da indeß beide Schulen einer andern Abtheilung der Verwaltung wieder zugewiesen sind, so habe ich davon in diesem Bericht nicht gesprochen. Indes leidet es keinen Zweifel, daß, was das Interesse beider Anstalten betrifft, in entsprechender Weise geprüft werden wird, und daß man beiden die Verbesserungen, welche sie nöthig haben, zuführen wird. Aus demselben Grunde, weil sie nicht zu meinem Ressort gehört, will ich die Kriegsschule nicht erwähnen, welche sehr gut eingerichtet ist, und wo sich Officiere aller Waffen durch das Studium der Wissenschaften bilden. Schon sind eine große Zahl Officiere aus dieser Kriegsschule hervorgegangen, welche eine Zierde der griechischen Armee sind.

Marineschule.

Es ist aller Grund vorhanden, zu hoffen, daß die Regierung das wichtige Legat des Herrn Varvaky, ruhmreichen Andenkens, benutzen und eine besondere Anstalt gründen wird, um auf ihr durch einen das Seewesen in besonderer Weise berücksichtigenden Unterricht diejenigen jungen Leute auszubilden, welche sich für die Marine bestimmen. So lange, bis daß diese Anstalt ins Leben gerufen ist, würde man einigen Unterricht im Seewesen zu den Lehrgegenständen auf einigen Anstalten des öffentlichen Unterrichts in unseren Seestädten hinzufügen können, um so dem Mangel dieses wichtigen Faches bis auf einen gewissen Punkt abzuheffen.

Handelschule.

Der Mangel an Handelsschulen im Lande hat sich lebhaft fühlbar gemacht und ist eine Frage, welche die hohe Fürsorge der Regierung in Anspruch nimmt. Der Handel, Sire, ist eine der hauptsächlichsten Grundlagen des Reichthums der griechischen Nation. Das griechische Volk hat das mit dem Scharfblick, der es auszeichnet, von vorn herein begriffen und sich seit langen Jahren ihm überlassen. Die Einsicht, die Rechtlichkeit, die Kühnheit und Unternehmungslust unserer Landsleute haben sie in allen Winkeln der Erde gesucht und geachtet gemacht. In allen Hauptstädten der bewohnten Erde findet man griechische Handelshäuser von großer Wichtigkeit: diese Geschäftsleute unserer Nation haben Griechenland große Vortheile verschafft. Mit ihren Geschenken errichtet man jeden Tag Anstalten des öffentlichen Unterrichts, und eine große Zahl junger Leute studiren mittelst ihrer Gaben theils in Griechenland, theils in Europa, und die Preise, welche sie stiften, erwecken den Wettstreit und befördern den Fortschritt der schönen Künste. Man kann sagen, daß keine Anstalt des öffentlichen Unterrichts die Gaben ihrer patriotischen Großmuth entbehrt hat.

Jeder Beruf, Sire, erreicht sein Ziel mit mehr Erfolg, wenn der, welcher ihn ausübt, anstatt sich mit der nackten und einfachen Praxis zu begnügen, damit die Theorie vereinigt. Sie läßt den Menschen deutlich seinen Weg finden in allem, was er thut; nach ihr ordnet er alle seine Unternehmungen, und die Erfahrung, welche danach kommt, leitet sie. Voll von diesen Gedanken und geleitet durch diese Grundsätze, habe ich meine Aufmerksamkeit dieser wichtigen Frage zugewendet. Die Regierung muß sowohl im allgemeinen Interesse, als in dem einer wichtigen Klasse von Mitbürgern auf die nöthigen Mittel bedacht sein, damit die, welche die Handelslaufbahn einzuschlagen sich entschließen, sich darauf durch die Theorie vorbereiten können, indem sie sich die Kenntnisse, die dazu erforderlich sind, sowohl im Allgemeinen als im Besondern erwerben. Außerdem daß es Pflicht der Regierung ist, über diesen Gegenstand einen Entschluß zu fassen, schreibt das durch Thatfachen und Erfahrung bewiesene Bedürfnis diese Maßregel vor. Privatleute, welche dieses Bedürfnis begriffen haben, gründeten Fachschulen für den Unterricht junger Leute, welche sich zur Erlernung des Handels entschließen; und ich sehe mit Genugthuung, daß diese Schulen sich erhalten und gedeihen. Aber in diesen Schulen bezahlen die Zöglinge hohe Preise, und sie sind nur von den Kindern reicher Familien des Landes und besonders von denen griechischer Geschäftsleute in Athen und Europa besucht. Diese Privatanstalten sind eben aus diesem Grunde für Schüler, welche nur geringe Mittel haben, nicht zugänglich genug und noch weniger für die Kinder, welche armen Familien angehören, und folglich haben die von ihnen, welche den Kaufmannsstand wählen, nur geringe Kenntnisse, die ihnen nützlich sind, und insbesondere keine Theorie. Die, welche sich in dieser Lage befinden, sind also genöthigt, durch Praxis das zu ergänzen, was ihnen von Seiten der Theorie fehlt; aber die Praxis erwirbt man erst im Verlauf langer Zeit, und manchmal ist sie kein sichrer Führer, wenn nicht die Theorie ihre Leuchte ist.

Die Privat-Handelsschulen können außerdem nur aus mehreren Gründen nicht diese Vollendung haben, welche die Regierung denjenigen geben kann und soll, welche sie gründen würde. Deshalb werde ich meine ganze Aufmerksamkeit den Mitteln zuwenden, durch welche wir dahin würden gelangen können, die Schulen zu schaffen, welche uns fehlen, um zu günstiger Zeit den Plan zur Billigung Ew. Majestät vorzulegen, und dies in kürzester Frist. Bis dahin, daß wir wenigstens zwei Handels-

schulen im Königreich gründen und einrichten können, habe ich es für angemessen gehalten, meine Aufmerksamkeit auf die Gymnasien der beiden am meisten Handel treibenden Städte Griechenlands, Syra und Patras, zu richten und den Lehrobjecten dieser Anstalten einen Cursus in den Handelswissenschaften hinzuzufügen, ohne etwas an dem schon dort eingeführten Lehrplan zu ändern, damit dieser kaufmännische Unterricht wenigstens zum Theil den Mangel an Aestalten, um die es sich handelt, ersetze, ohne doch die Gymnasien deshalb in irgend etwas von ihrem Hauptziel abzulenken.

Mädchenerziehung.

Die Erziehung der Töchter, welche sich der ganzen Fürsorge Ihrer Majestät der Königin erfreut, verspricht große und zahlreiche Ergebnisse. Der Werth, welchen ich auf die Erziehung der Töchter lege, hat mich auch diesem Gegenstande meine Aufmerksamkeit zuwenden lassen, und ich werde nicht zögern, Ew. Majestät zu geeigneter Zeit einen allgemeinen Bericht über den Zustand der Mädchenschulen in Griechenland vorzulegen. In demselben werde ich zeigen, wie man den Unterricht der Hälfte der Gesellschaft ermuthigen könne, von welcher zum Theil die Bildung der Sitten abhängt. Die Erziehung des Menschen, Sire, fängt mit der Geburt an. Die Mütter legen dazu den ersten Grundstein, und dieser Grundstein muß auf der Tugend ruhen.

Lehrbücher.

Da nach Plutarch, wie es auch mit der Wahrheit übereinstimmt, die Bücher das Handwerkszeug des Unterrichts sind, so habe ich es nicht für ungebührig gehalten, darüber einige Worte in diesem Berichte zu sagen. Weder in den öffentlichen Schulen noch in den Privatanstalten ist es erlaubt, von Lehrbüchern Gebrauch zu machen, welche nicht durch das Ministerium gebilligt sind, welches ihre Prüfung einer seit einer Reihe von Jahren zu diesem Zwecke eingesetzten Commission überträgt. In diesen Schulen wurden nach Umständen bisher Unterrichtsbücher eingeführt, welche erlaubt worden waren, nicht als ob sie als vollkommen in ihrer Art angesehen worden wären, sondern weil sie weniger unvollkommen waren als andere, oder weil es keine anderen derselben Art gab. Es wurden aus Noth auch mehrere Bücher eingeführt, welche unmethodisch, unvollkommen, vielleicht zum Theil voll Irrthümer waren. Diese Prüfung der Bücher wurde daher als nöthig befunden und ist es in der That, sowohl für die Uebereinstimmung des Unterrichts als auch um in die Hände der Schüler aus Privatinteresse die ersten besten Bücher ohne weitere Prüfung gelangen zu lassen. Nachdem ich meine Aufmerksamkeit diesen Gegenständen zugewendet hatte, fand ich, daß man schon jetzt ihm eine mögliche Verbesserung zuführen kann. Zu diesem Ende habe ich so eben schriftlich meine Bemerkungen der eingesetzten Commission zukommen lassen, indem ich von ihr über die Gesichtspunkte, welche ich ihr angegeben habe, ihren Rath verlangte. Ich hoffe, daß diese Commission, aus ernsten und unterrichteten Männern zusammengesetzt, mich in meinen Absichten leiten wird, indem sie mir ihre Meinung über die Fragen zu erkennen giebt, welche ich ihr vorgelegt habe. Ich habe Grund, zu hoffen, daß wir durch dieses Mittel so rasch als möglich in die Hände der Schüler werden Lehrbücher bringen können, welche unvergleichlich vollkommener und methodischer sind als die, welche jetzt im Gebrauch sind.

Bibliotheken.

Außer den Lehrbüchern war es von einer grossen Wichtigkeit, daß in den Anatalten des öffentlichen Unterrichts für die Studien der Schüler, und besonders der Kinder, welche unbemittelt sich nicht auf eigene Kosten, die ihnen nöthigen Bücher anschaffen können, die nothwendigsten Hilfsmittel sich finden. Ew. Majestät haben durch Ihre Verordnung vom 9. November dieses Bedürfniss anzuerkennen geruht, und ich sehe mit Befriedigung, daß diese wichtige Entschliessung von den Freunden Griechenlands sehr wohl aufgenommen worden ist, die sich beeilen, fortwährend verschiedene nützliche Bücher für die Vergrößerung dieser Bibliotheken anzubieten.

XI.

Sire, durch die Pflege der Künste und Wissenschaften gelangte das alte Griechenland auf einen Punkt des Ruhmes und der Macht, welche kein Volk jener Zeit jemals erreichen konnte. Der Philosophie und den schönen Künsten dankt es die Achtung, die es seit Jahrhunderten bis auf diesen Tag bei allen Völkern genossen hat. Die schönen Künste und die Philosophie haben ihm mit Muth das Unglück tragen helfen, welches es fast erdrückt hat; ihnen verdankt es die Rettung seines ruhmvollen Namens. Griechenland hat keine Reichthümer, keine Eroberung in der weiten Welt gesucht, aufser um dahin seine Bildung zu tragen. Es war nur nach der Weisheit begierig, welche den Geist aufklärt und den Menschen des Looses werth macht, welches der Schöpfer ihm bestimmt hat. Es hat mit Eifer alle die Künste gesucht, welche die Sitten regeln, das Herz milder machen und die Freuden des Lebens bereiten. Mit diesen beiden Waffen hat es sehr lange sein Glück und einen hinreichenden Wohlstand sich erhalten, wie es einer seiner Historiker sagt: *τῇ ἑλικῇ περὶ μὲν ἀέλκωτι σπιντοπόρῳ ἔστι, ἀρετῇ δ' ἱππάρκῳ ἔστι ἀπὸ τε σοφίης κατεργασμένη καὶ νόμου ἰσχυροῦ* (Her. Z.).

Sire, Griechenland, das sich durch eine Unzahl von Unglücksfällen hindurch den Geist seiner Ahnen erhielt, hat sich mitten unter tausend unheilbringenden Umständen endlich als unabhängige Nation durch lange Kämpfe und mit Hülfe des Schutzes der Schutzmächte constituirte. Die göttliche Vorsehung, welche es niemals verlassen hat, hat ihm einen König gegeben, der sich nur mit seinem Wohl beschäftigt, und es hat unter seinem Scepter angefangen, mit seiner Unabhängigkeit seine alten Wissenschaften wieder zu erobern, welche es von ganz Europa zurückfordert, mit allem Schmuck, den sie in der Fremde während langer Jahrhunderte ihrer Abwesenheit haben finden können. Ueberall von der Klugheit geleitet, immer auf dem Wege des Fortschritts und der Verbesserungen weiterschreitend, hoffe ich, Sire, wird Griechenland unter der Leitung Ew. Majestät zu der Stufe von Entwicklung und Bildung der neueren Völker gelangen, welche es immer zum Muster genommen hat. Mitten in dieser geistigen Bewegung, Sire, sehe ich mit Glück Tausende von Bürgern, welche ihr Wissen sowohl in Griechenland als in der Fremde erlangt haben, in mannigfachen freien Berufszweigen thätig und so die Früchte des Unterrichts ernten. Alle sind lebende Zeugen, Sire, der unausgesetzten Anstrengungen, welche Ew. Majestät seit einem Vierteljahrhundert dem Glücke der Nation weihet. Ich bin u. s. w.

Athen, den $\frac{29. \text{Februar}}{12. \text{März}}$ 1856.

Ch. Christopoulos.

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

Aus der Schulpraxis.

Jedesmal, wenn ich die französischen Exercitien und Extemporalien meiner Primaner und Secundaner oder die französischen Arbeiten der Abiturienten corrigire und die wenig erfreulichen Resultate betrachte, die zu der Zeit, die die jungen Leute bereits auf die Erlernung der französischen Sprache verwandt haben, und zu der Mühe und Sorgfalt, mit der gewiss in jeder Klasse Wiederholungen und fortgesetzte Studien geleitet worden sind, in gar keinem Verhältnisse stehen, schweben mir ähnliche Gedanken vor, wie sie in einem Artikel dieser Blätter ausgesprochen waren, der im Junihefte vorigen Jahres unter der Ueberschrift „Aus der Schulstube“ eingerückt war. Warum überhaupt das Französische? und warum die leidigen Exercitien? so frage auch ich mich; und dennoch gehöre ich, wie der Verfasser jenes Artikels, zu denen, die mit voller Ueberzeugung die Beibehaltung des französischen Sprachstudiums für nothwendig erachten, und ich halte selbst die schriftlichen Uebungen für unentbehrlich. Ja ich möchte Beides, die französische Sprache und die schriftlichen Uebungen in derselben ihrer Bedeutung nach in gewissem Sinne der lateinischen und den in dieser Sprache gewöhnlichen Uebungen fast an die Seite stellen. Wie diese, obwohl zu den todtten gehörend, für denjenigen, der sich einem gelehrten Fache widmet, Leben gewinnen soll, und wie daher Alles aufgeboten wird, um den Gymnasialschüler in ihr auszubilden, wie namentlich auch die mannigfaltigsten schriftlichen Uebungen angestellt werden, damit sein Stil allmählig den sogenannten *color latinus* annehme: so, meine ich, muß auch in der französischen als der specifisch modernen ein entsprechendes Ziel für den Gymnasialcursus festgesetzt werden; es muß, wie Herr Provinzial-Schulrath Landformann in einem Artikel im letzten Octoberhefte dieser Zeitschrift äußert, wenigstens auch ein guter Anfang im correcten schriftlichen Ausdruck erreicht werden; es müssen demnach durch alle Stufen des Gymnasiums schriftliche Uebungen fortgesetzt werden, damit es die Schüler wenigstens approximativ zu französischem Colorit bringen. Es ist ja auch ein allgemeiner Erfahrungssatz, daß man eine Sprache nur verstehe, wenn man sich ihrer auch schriftlich bedienen kann, und das lebendige Bild und Gefühl der französischen Sprache, was der Verfasser das oben angezogenen Artikels richtig als das Ziel für unsere Gymnasien aufstellt, läßt sich gewiss durch die Lectüre allein nicht erreichen, es müssen auch in den oberen Klassen schriftliche Uebungen neherher geben. Wie soll der Schüler die Idiotismen dieser Sprache sich aneignen — und das ge-

hört doch wohl zu der Erlangung eines lebendigen Sprachgefühls —, wenn ihm nicht Gelegenheit geboten wird, sie anzuwenden? Wie soll er selbst der Formen Herr bleiben, die ihm in einzelnen Theilen, z. B. im Artikel, im Pronomen, im Verbum, ja ich möchte sagen in allen Redetheilen der französischen Sprache in so großem Reichthum und in so vielen feinen Nüancen entgegentreten, wie will er diese beherrschen, wenn er, wie der Verfasser jenes Artikels vorschlägt, in Prima oder gar schon seit Tertia, wo die Formenlehre zum Abschluß gekommen sein soll, keine schriftlichen Arbeiten mehr anzufertigen hat? Auch hat sicher bei dem Abiturientenprüfungs-Reglement, das ja nothwendiger Weise auf dem fusen muß, was die Schule leisten soll, der Verordnung, die von den Abiturienten eine im Ganzen fehlerlose Uebersetzung aus dem Deutschen in das Französische verlangt, der Gedanke zu Grunde gelegen, daß in der französischen Sprache, so wie in der lateinischen, die stilistische Ausbildung der Schüler angestrebt werden soll. Zu einem Beweise für die Kenntniß der Sprache im Allgemeinen würde mir im Griechischen und noch mehr im Hebräischen eine einfache Version in das Deutsche genügen, obgleich selbst zu einer solchen noch mehr als Kenntniß der Formen gehört, so daß sie, wenn die schriftlichen Uebungen in den oberen Gymnasialklassen wegfielen, im Französischen sicher mislichere Resultate zu Tage fördern würde als im Griechischen, da hierin durch alle Stufen neben der Lectüre ununterbrochen auch schriftliche Uebungen angestellt werden. Ich will mich dabei ausdrücklich dagegen verwahren, als betrachte ich das, was in den dem Abiturienten-Examen vorangehenden Schuljahren anzustreben ist, als ein Vorbereiten und so zu sagen ängstliches Zustutzen zu diesem. Ich habe es nur erwähnt, um auf das Ziel hinzuweisen, welches nach den Ministerialverfügungen auf preussischen Gymnasien im Französischen erreicht werden soll. Es gilt mir vielmehr das wirkliche Erlernen, das Verständniß der Sprache, was ich vor Augen habe, wenn ich die Vertheiligung und Empfehlung der schriftlichen Uebungen im Französischen übernehme. Es hiesse geradezu das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man die französischen Exercices fallen lassen; und ich war im Voraus überzeugt, daß, wenn bei der Revision des Lehrplanes höherer Schulen und des Abiturientenprüfungs-Reglements das Französische überhaupt auf dem Programm stehen bliebe, die schriftlichen Arbeiten gewiß auch nicht davon verschwinden würden. Auch habe ich trotz des häufigen Mislingens der Arbeiten im Französischen ebensowenig wie in einer andern Sprache die Erfahrung gemacht, daß die Exercitien die Schüler kalt lassen; im habe im Gegentheil ein reges Interesse wahrgenommen und den Schülern selbst eine gewisse Freudigkeit angemerkt, wenn sie bei fortgesetzter Uebung im Extemporiren von der horrenden Zahl von 40 bis 50 Fehlern, mit der bisweilen selbst Primaner debütiren, allmählig auf 20 und noch weniger herabstiegen. Es ist nun freilich eine andere Frage zu beantworten: wie sind namentlich auf der obersten Stufe bessere Arbeiten zu erzielen? Wäre für den französischen Sprachunterricht eine größere Stundenzahl möglich, so wäre die Frage leicht erledigt. Aber ich glaube, auch bei der gewöhnlichen geringen Stundenzahl ist es möglich, das Gros einer Klasse zu einer gewissen Fertigkeit im schriftlichen Gebrauche der französischen Sprache zu bringen. Wenn es irgend thunlich ist, so lasse man den Unterricht in den Händen eines Lehrers; und dessen Sorge sei es, von den Schülern recht oft zu Hause und in der Schule schriftliche Uebungen vornehmen zu lassen. Bei letzteren, den sogenannten Extemporalien, lasse er viel und zu diesem Zwecke entweder jedes Mal oder wenigstens öfter das Französische unter dem Dictat niederschreiben: eine Methode, die ich auch für das Latein nicht genug empfehlen kann, indem der Schüler dabei geübt

wird, sofort in der fremden Sprache zu denken, die Wendungen der Muttersprache in die Idiotismen der andern sofort umzusetzen und so diese gleichsam *in succum et sanguinem* aufzunehmen. Nach meiner Meinung könnte diese Methode im Latein und im Französischen auf jeder Stufe, selbst auf der untersten schon, zur Anwendung kommen. Warum sollte nicht der Sextaner, der in den lateinischen Formen, warum nicht der Quintaner, der in den französischen zur Genüge geübt ist, nachdem sie überdies in ihren Lesebüchern bereits viel gelesen und übersetzt haben, warum sollten sie nicht im Stande sein, leichte Sätze sofort in das Lateinische und respective in das Französische zu übersetzen? warum bei systematischem Fortschreiten zu Schwierigerem die Schüler einer Secunda und Prima — auf manchen Anstalten wird ja wenigstens in diesen Klassen im Latein so extemporirt — nicht dazu zu bringen sein, selbst eine längere Periode, die ihnen zuerst in ihren einzelnen Theilen und dann noch einmal im Ganzen vorgeführt wird, sogleich in die fremde Sprache zu übertragen. Ich habe allerdings noch keinen Cursus weder im Lateinischen noch im Französischen durch alle Gymnasialklassen hindurchgeführt, sondern entweder den Unterricht in einer dieser beiden Sprachen bis Tertia geleitet oder in Secunda übernommen und im Prima zum Abschlusse gebracht, auch darf ich jene Methode nicht auf meine eigene Faust ausschließlich adoptiren, so daß ich von sicheren Endresultaten noch nicht sprechen kann; aber bei den vereinzelt Versuchen, die ich mit ihr angestellt, habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Mehrzahl der Schüler durchaus nicht schlechter arbeitete, als wenn sie das Deutsche zur Hand hatten, und ich glaube, wenn Schreibübungen dieser Art durch alle Klassen wenigstens öfter vorgenommen würden, so würde durch sie so wie durch das mündliche Extemporiren und die häuslichen Exercitien in den oberen Klassen namentlich eine größere stilistische Fertigkeit erzielt werden. Dabei möchte ich, so sehr ich gegen das völlige Zurücktreten der formellen Geistesbildung hin, die stilistische Seite in den Vordergrund gestellt, nicht jeden Formfehler mit Rigorosität geahndet und z. B. eine Abiturientenarbeit, welche französisches Colorit verräth, nicht für unreif erklärt wissen, weil sie, natürlich *cum grano salis*, nicht ganz frei von grammatischen Schnitzern ist, zumal das Abiturientenprüfungs-Reglement selbst nur eine im Ganzen fehlerlose Arbeit verlangt, eine Concession, der die Superrevisoren, wie mir scheint, bisweilen zu wenig Rechnung tragen. Hat dagegen der Abiturient das Wesen der französischen Wortstellung und Periodisirung, hat er die Regeln der Syntax nicht erfaßt, so ist er zu einem lebendigen Bilde und Gefühle der französische Sprache nicht gelangt, und ich möchte Arbeiten, die an dergleichen Mängeln laboriren, ohne Bedenken für nicht genügend erklären, auch wenn sie sonst frei von Formfehlern wären.

Leobachütz.

Görlitz.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

1) Ernennungen.

Die Berufung des Schulamts-Candidaten Bernhard August Langkavel zum ordentlichen Lehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu Berlin ist genehmigt worden (den 10. Mai 1856).

Der Lehrer Friedrich Martens ist als ordentlicher Lehrer am Gymnasium zu Lissa angestellt worden (den 20. Mai 1856).

Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruht, die Berufung des provisorische Dirigenten der Realschule zu Bromberg Dr. Eduard Gustav Gerber zum Director der genannten Anstalt zu bestätigen (den 23. Mai 1856).

Der Schulamts-Candidat Dr. Carl August Ferdinand Küttner ist als ordentlicher Lehrer am französischen Gymnasium zu Berlin angestellt worden (den 30. Mai 1856).

2) Ehrenbezeugungen.

Den ordentlichen Lehrern am Gymnasium zu Stendal Heinrich August Schötensack und Eduard Wilhelm Lorenz Schäffer ist das Prädicat „Oberlehrer“ verliehen worden (den 12. Mai 1856).

Dem Conrector am Gymnasium zu Nordhausen Dr. Friedrich Carl Theifs ist das Prädicat „Professor“ beigelegt worden (den 13. Mai 1856).

Dem Oberlehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin Dr. Gustav Friedrich Adolph Runge ist das Prädicat eines Professors beigelegt worden (den 22. Mai 1856).

Dem ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Anclam Dr. Carl Kock ist der Oberlehrer-Titel verliehen worden (den 27. Mai 1856).

Dem ordentlichen Lehrer am Gymnasium zu Görlitz Carl Adolph Jehrich ist das Prädicat „Oberlehrer“ beigelegt worden (den 30. Mai 1856).

Am französischen Gymnasium zu Berlin ist den ordentlichen Lehrern Dr. Rudolph Traugott Schmidt und Dr. Carl Plötz der Professor-Titel verliehen worden (den 30. Mai 1856).

3) Todesfälle.

Am 9. Juni c. starb der seit Kurzem wegen eines hartnäckigen Leidens in Ruhestand versetzte Director des Gymnasiums zu Hildburghausen, Dr. Rudolf Stürenburg, im 46. Lebensjahre.

Am 8. Juli 1856 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Zur Vertheidigung der gegenwärtigen Stellung der Mathematik auf den preussischen Gymnasien.

Die vielen Stimmen, die in der letzten Zeit in Programmen und Zeitschriften über das, was den Gymnasien Noth thue, gehört worden sind, haben fast insgesamt die Zersplitterung beklagt, zu welcher die Thätigkeit der Schüler ebensosehr durch die Vielheit der Unterrichtsgegenstände, als durch die starken Ansprüche genöthigt werde, die in jedem einzelnen derselben an die Schüler und namentlich an ihre häusliche Arbeitszeit gemacht würden. Auch in der Ministerialverfügung vom 7. Januar c. darf eine Anerkennung der Berechtigung solcher Klage „über Zerstreuung des Schülers, Zersplitterung seiner Kraft und Lähmung seines Interesses“ gefunden werden; letztere sucht jedoch den Grund dieser Schäden ausdrücklich nicht in der Vielheit der Unterrichtsgegenstände, wohl aber in dem „Mangel an Einheit in der Mannichfaltigkeit“, und tadelt ein ungenügendes Zusammenwirken der Lehrercollegien, die noch immer viel zu *großer Ausdehnung* der schriftlichen häuslichen Arbeiten und Mangel der Methode. Wer auch nicht selbst ähnliche Beobachtungen in größerem oder geringerem Umfange gemacht haben sollte, wird sich doch einer solchen Einstimmigkeit gegenüber nicht verschließen dürfen. Ein wesentlicher Unterschied aber zwischen dem, was jene Stimmen wünschten, und dem, was die Ministerialverfügungen vom 7. und 12. Januar bestimmt haben, findet in Bezug auf die Stellung Statt, welche der Mathematik an den preussischen Gymnasien eingeräumt war und ihr verblieben ist. Denn obgleich von allen Seiten die Wichtigkeit dieses Unterrichtsgegenstandes zwar mehr mit allgemeinen, als das wirkliche Wesen bezeichnenden Worten ausgesprochen wurde, so drangen doch sehr viele Stimmen darauf, daß der Umfang, in welchem die Mathematik gegenwärtig gelehrt werde, beschränkt und die ihr ge-

widmete Arbeitszeit der Schüler vermindert werden müsse, und zwar Beides in solchem Grade, daß man mit Recht ernstlichen Zweifel hegen mußte, ob diejenigen, welche dergleichen Vorschläge machten, eine wirkliche innere Erkenntniß und dadurch gewonnene Ueberzeugung der von ihnen im Allgemeinen anerkannten Wichtigkeit dieser Disciplin gehabt hätten, ob das ihr gespendete Lob wohl viel mehr, als eine Phrase gewesen sei.

Insofern sei es mir vergönnt, diese Angriffe, welche die Mathematik in ihrem gegenwärtigen Umfang und ihrer Behandlung erfahren hat, speciell zu beleuchten und die Berechtigung der ihr zugewiesenen Stellung nachzuweisen. Wenn ich damit zugleich diese Stellung zu vertheidigen glaube, so könnte dieser Ausdruck, nachdem durch die neuesten Ministerialverfügungen dieselbe auf lange Zeit, wenigstens für die preussischen Gymnasien, wieder gesichert ist, ungeeignet erscheinen, wenn es sich nicht nach jenen Verfügungen ebensosehr um die bereitwillige Ausführung derselben handelte. Nun sind aber jene Stimmen, die sich für eine starke Beschränkung der Mathematik aussprachen, grade von solchen Männern ausgegangen, denen ein bedeutender Einfluß auf die Ausführung zusteht. Daher ist es Wunsch und Zweck dieser Zeilen, die der Mathematik zugewiesene Stellung auch in den Augen aller derer, die nur mit Unwillen und großem Bedenken auf dieselbe hinblicken, als eine wohl berechtigte erscheinen zu lassen.

Unter den oben erwähnten Angriffen darf nur einer als direkt gegen die Mathematik selbst gerichtet bezeichnet werden, und wir würden denselben wegen seiner Vereinzelung und aus anderen Gründen unberücksichtigt lassen, wenn wir nicht fürchteten, daß, obgleich die Maaflosigkeit dieses Angriffes allseitig anerkannt worden ist, doch die vollständige Unwahrheit und Ungerechtigkeit nicht Jedem so deutlich zum Bewußtsein gekommen sein dürfte. „Die unbestreitbare Erfahrung“, heisst es, „daß die geistvollsten Schüler für die Mathematik keinen Sinn haben und daß selbst die fleißigsten sie meistens nur aus Pflicht und ohne Interesse treiben, sowie die nicht minder erweisliche Thatsache, daß die beschränktesten Köpfe oft ganz vorzügliche Mathematiker sind, zeigt zur Genüge, daß die bisherigen Lehrpläne und Prüfungsgesetze diese Wissenschaft unverhältnismässig bevorzugen, indem die Lehrstücke darin über den Gesichtspunkt allgemeiner Grundbildung hinaus und auf das Gebiet der Fachstudien sich ausdehnen.“ Indem der Verf. sich selbst auf die Erfahrung beruft, wollen wir nicht der alten Mahnung eines Plato gedenken, daß kein *ἀγασμέσθητος* sein Schüler zu sein begehren solle, nicht auf das bekannte, von jedem Schüler gelesene Zeugniß eines Cicero verweisen: *in summo apud Graecos honore geometria fuit, itaque nihil mathematicis illustrius*, wollen nicht den geistigen Inhalt der Mathematik geltend machen, sondern einfach dem Gegner auf den selbst gewählten Boden der Erfahrung folgen. Und da erinnern wir denn an die Heroen geistiger Kraft und Wissenschaft, an Descartes, Pascal, Newton, Leibnitz, denen

obgleich sie unzweifelhaft zu den „geistvollsten“ Männern aller Zeiten gehört haben, „der Sinn für Mathematik“ doch schwerlich abzusprechen sein dürfte. Wir erinnern namentlich an einen der größten Mathematiker unsrer Zeit, an den vorstorbenen J. G. J. Jacobi, von dem es bekannt sein wird, daß er, nachdem er sich mit gleicher Theilnahme dem Studium der Mathematik und der Philologie noch auf der Universität zugewendet und sich hier selbst der Auszeichnung eines Böckh zu erfreuen gehabt hatte, in der Erkenntniß, daß er nur einer von beiden Wissenschaften seine ganze Kraft widmen dürfe, sich endlich, wenn auch nach langem Kampfe, von der Philologie losgerissen und der Mathematik den Vorzug gegeben hat. Wenn aber so eine vielfache Erfahrung lehrt, daß die bedeutendsten Mathematiker zugleich die geistvollsten Männer ihrer Zeit gewesen sind, darf dann Jemand behaupten, die Mathematik sei eine Wissenschaft für beschränkte Köpfe und Jeder um so geistvoller, je weniger Gefallen er an der Mathematik finde? — Ueberhaupt scheinen solche Erfahrungen im Großen, wenn man sie zu benutzen ermag, allein Werth zu haben gegenüber den kleinen eines Einzelnen, da dadurch der Streit auf ein Gebiet geführt wird, auf welchem Jeder berechtigt ist, die eigene Erfahrung der des Andern gegenüberzustellen, und es sich ebenso sehr um die Richtigkeit der Beurtheilung derselben, als um die Bedingungen handelt, unter welchen die beobachtete Erscheinung hervorgegangen ist.

Doch wünschten wir zu sehen, was die Erfahrung unserer Anstalt in dieser Beziehung sage. Zu diesen Zwecke haben wir eine sorgfältige Vergleichung sämtlicher Abiturientenzeugnisse von Ostern 1840 bis Michaelis 1855 mit Ausnahme des Jahrgangs 1849, den wir aus sogleich zu erwähnenden Gründen ausschlossen, angestellt. Wir drückten die betreffenden Censuren im Lateinischen, Griechischen und der Mathematik durch 5 Nummern aus (1 war die beste, 5 die schlechteste), indem wir uns die Hilfe eines philologischen Collegen erbat, um in wenigen zweifelhaften Fällen uns vor jeder einseitigen Schätzung zu bewahren. Mit Weihnachten 1848 war der mathematische Unterricht in die Hand eines Fachlehrers übergegangen, dessen Einfluß für den Jahrgang 1849 noch nicht von Bedeutung sein konnte. Wir haben daher diesen Jahrgang ausgeschlossen und geben nur im Folgenden das Resultat der Vergleichung vor 1849 und nach 1849. — Es wurden verglichen die Zeugnisse von 114 Abiturienten, 68 vor 1849, 46 nach 1849; die Summe der Censurnummern ergab

	vor 1849	nach 1849
im Lateinischen . . .	186 . . .	112,
im Griechischen . . .	184 . . .	120,
in der Mathematik . .	211 . . .	113.

Man sieht, daß seit 1849 in Bezug auf die Gesamtleistungen im Lateinischen und der Mathematik fast gar kein Unterschied Statt gefunden hat. Um aber zu prüfen, ob, wie behauptet wurde, die Leistungen der Einzelnen in beiden Fächern entge-

gegengesetzt wären, oder ob, wie wir glauben konnten, der Parallelismus der lateinischen und mathematischen Leistungen sich als Regel zeigen würde, bestimmten wir für jeden Einzelnen den Unterschied der Censurnummern im Lateinischen und Griechischen und den der Nummern im Lateinischen und der Mathematik. Es fand sich

	vor 1849		nach 1849	
	zw. Lat. u. Griech.	zw. Lat. u. Math.	zw. Lat. u. Griech.	zw. Lat. u. Math.
kein Unterschied in ein Unterschied	30	22	20	19 Fällen,
um 1 Nummer in	33	31	24	23 . .
um 2 Nummern in	5	13	2	1 Falle,
um 3 Nummern in	—	2	—	2 Fällen,
um 4 Nummern in	—	—	—	1 Falle;
so daß die mit ihren Nummern versehenen Unterschiede addirt ergeben	43	63	28	35 Nummern

Vergleicht man also den Unterschied zwischen den Leistungen in den beiden alten Sprachen mit dem Unterschiede in dem Lateinischen und der Mathematik, so sieht man, daß jener vor 1849 $\frac{1}{3}$, nach 1849 sogar $\frac{1}{4}$ des letzteren betrug, daß also der Unterschied zwischen den lateinischen und mathematischen Leistungen auch in den Einzelfällen nicht viel größer, als zwischen den einzelnen Leistungen in den alten Sprachen war, oder als er überhaupt zwischen den Leistungen sein wird, die von zwei verschiedenen Lehrern in zwei verschiedenen Fächern beurtheilt werden. — Unter den Fällen, wo ein Unterschied zwischen den lateinischen und mathematischen Nummern Statt fand, waren

	vor 1849, nach 1849; derselbe Unterschied beträgt nach Nummern			
	vor 1849		nach 1849	
im Lateinischen besser, als in der Mathematik	29	13	Abit. 44	18 Nummern
in der Mathematik besser, als im Lateinischen	17	14	19	17 . . .

so daß die Leistungen nach 1849 in der Mathematik und dem Lateinischen als ganz gleich gelten können.

Wir verglichen noch speciell die Zeugnisse derjenigen, welche sich dem Lehrfache gewidmet haben, und bei denen als eine besondere Vorliebe für die Philologie oder die Mathematik vorausgesetzt werden konnte. Es fanden sich 16 unter den verglichenen Zeugnissen (4 fielen außerdem auf den Jahrgang 1849) darunter war zwischen den lateinischen und mathematischen Censuren in 4 Fällen gar kein Unterschied, in 8 Fällen ein Unterschied

um 1 Nummer, in den übrigen 4 Fällen um 2 Nummern; und hierbei trat das merkwürdige Resultat ein, daß zwei von denen, welche mit der Absicht, Mathematik zu studiren, abgingen und dieselbe auch mit recht glücklichem Erfolge ausgeführt haben, im Lateinischen die erste Nummer, in der Mathematik die zweite erhielten. — Wir legen nicht zuviel Gewicht auf diese Vergleichung; aber das scheint sie uns unläugbar zu beweisen, daß es unwahr ist, wenn man behauptet, daß die Fähigkeiten für die Sprachen und die Mathematik im Allgemeinen an verschiedene Individuen (an die „geistvollen“ und die „beschränkten“ Köpfe) vertheilt wären; im Gegentheil ist es offenbar, daß der Parallelismus der Leistungen die Regel, nicht die Ausnahme bildet.

Aber auch das müssen wir bestreiten, daß die treuesten und fleißigsten Schüler sich bloß aus Pflichtgefühl und ohne Interesse mit Mathematik beschäftigen, und machen für unsre Behauptung folgende Erfahrung geltend. Ich habe wegen der verschiedenen Kenntnisse der Primaner diese Klasse in Bezug auf die händlichen Arbeiten in zwei Abtheilungen gebracht, so daß die zweite nur aus den eben in die Klasse Getretenen besteht. Jede dieser Abtheilungen hat alle 14 Tage eine Aufgabe bekommen, so daß mir alle 8 Tage von der einen oder der anderen Arbeiten zur Korrektur abgeliefert worden sind. Die Aufgabe entspricht etwa einer Abiturientenaufgabe, so daß ich im Allgemeinen 1 Stunde Arbeitszeit darauf rechne. Ich habe zugleich freigestellt, daß Jeder auch an dieser oder jener Aufgabe der anderen Abtheilung Theil nehmen könne. Da ist es mir denn bei der allerdings starken Prima (sie zählte im vorigen Jahre 46) nie begegnet, daß ich nicht zu den Arbeiten der zweiten Abtheilung auch Arbeiten von Mitgliedern der ersteren erhalten hätte, bisweilen 1 oder 2, bisweilen aber auch 10 und mehr, je nachdem die Aufgabe zur Theilnahme gereizt hatte, und zwar theils von Einzelnen, die eine specielle Vorliebe für Mathematik besaßen, und von diesen fast regelmäßig, theils von denen, die eine besondere Uebung für nothwendig hielten, theils endlich von Solchen, die nun grade an der einen oder der andern Aufgabe ein größeres Interesse genommen hatten; zu den beliebtesten aber, das sei hier vorgreifend erwähnt, haben gewöhnlich die trigonometrischen gehört. Ebenso sind für die einzelnen Aufgaben sehr oft von Einzelnen mehrere verschiedene Auflösungen gesucht worden, und zwar nicht bloß von solchen beschränkten Köpfen, die ihre Beschränktheit dadurch documentirten, daß sie ganz vorzügliche Mathematiker waren, sondern ebensosehr von den treuen und fleißigen Schülern. Ferner gebe ich gewöhnlich im Laufe des Vierteljahres in Prima und Secunda oder auch für die Ferien eine Reihe etwas schwierigerer Aufgaben und stelle dieselben den Schülern zur Privatbeschäftigung ganz frei, oder ich bezeichne, womit sie sich während der Ferien passend beschäftigen könnten, und habe die Freude gehabt, stets fleißig und mit Lust gefertigte Arbeiten, oft in nicht unbedeutender Anzahl zu erhalten. Man könnte meinen, daß ich etwa ein besonderes moralisches Gewicht darauf

gelegt habe, so daß diese Arbeiten nur den Namen der freiwilligen hätten. die Schüler aber wohl wußten, daß davon ihre Beurtheilung wesentlich abhängt. Was von meiner Seite hat geschehen können, eine solche Auffassung zu verhindern, ist geschehen, theils durch ausdrückliches Wort, theils durch die That. Daher haben sich auch manche unserer fleißigsten und besten Schüler, die auch in der Mathematik durchaus Befriedigendes leisteten, selten, zwei gradezu nie bei solchen besonderen Arbeiten betheiligt, ihre mathematischen Censuren aber haben nie denen der anderen nachgestanden. Ebenso führe ich an, daß bei der letzten freiwilligen Arbeit sich von 46 Primanern nur 2 betheiligt hatten, ohne daß darüber ein Wort des direkten oder indirekten Vorwurfs von meiner Seite laut geworden wäre, während bei der vorhergehenden im Gegentheil 21 Arbeiten, eine ebenso ungewöhnliche Zahl, eingelaufen waren. Dies Alles scheint mir zu beweisen, daß bei uns wenigstens die treuen und fleißigen Schüler nicht bloß aus Pflichtgefühl, sondern auch aus Interesse sich mit der Mathematik beschäftigen.

Daß nun manche Individualitäten besondere Liebe für Mathematik zeigen, und umgekehrt andere keinerlei Lust zu derselben haben, wer wird das in Abrede stellen? Dies wird wohl für alle Unterrichtsgegenstände gelten; selbst das geben wir gern zu, daß sich häufiger eine solche Unlust gegen die Mathematik, als gegen andere Wissenschaften findet; dies kann, neben vielen äußeren Gründen, auch in dem Wesen der Mathematik, in ihrer Abstraktion liegen. Aber das glauben wir behaupten zu dürfen, daß eine offenbare Unfähigkeit für die Mathematik, soweit sie auf dem Gymnasium gelehrt wird, für Keinen existiren sollte, der studiren will, weil sie ein bedenkliches Zeichen von dem Mangel an logischer Befähigung ist, der für alle wissenschaftliche Beschäftigung wesentlich gefährlicher erscheint, als der an historischer Bildung, da die Erfahrung gelehrt hat, daß die Wissenschaft nicht selten von Männern in überraschender Weise gefördert worden ist, die, aller historischen Bildung baar, als Antodidakten dieselbe behandelt haben, während sich schwerlich Beispiele werden auffinden lassen, daß bei Mangel an logischer Bildung eine fruchtbringende Beschäftigung mit der Wissenschaft möglich geworden ist.

Im Allgemeinen jedoch ist die Wichtigkeit der Mathematik zugestanden worden; aber man klagt über den Umfang, in welchem sie auf den Gymnasien gelehrt werde. Wenn Herr Heiland ¹⁾ von der früheren Zeit sagt: „das Maas der Forderungen in Mathematik und Naturwissenschaften war bedeutend geringer“, so muß doch bemerkt werden, daß der Umfang bereits durch das Abiturientenprüfungs-Reglement von 1834 vermindert worden ist. Es ist bekannt, aber wohl vielfach vergessen, daß früher die sphärische Trigonometrie und die Kegelschnitte, wie auch aus den damaligen Programmen zu ersehen ist, ausdrücklich ebenfalls

¹⁾ Zeitschr. f. d. Gymnasialw. Jahrg. X. S. 74.

zu dem Pensum der Prima gehört haben und daher in die für die Gymnasien bestimmten Lehrbücher, z. B. in die weit verbreiteten von Kries und E. G. Fischer, aufgenommen waren, daß ferner aus diesen Disciplinen die Prüfungsarbeiten entnommen werden konnten, was nach jenem Reglement nicht mehr Statt finden durfte. Auch der Unterschied, daß früher nur eine Aufgabe, nach dem Reglement von 1834 dagegen vier Aufgaben zu stellen waren, sollte vielmehr eine Erleichterung gewähren und hat sie auch gegeben, indem so die Möglichkeit größer war, wenigstens einen Theil der Arbeit zu einem genügenden Abschlusse zu bringen, während die früher gestellte einzige Aufgabe, die zum Theil auf höhere Gebiete übergriff, jedenfalls ein tieferes Eingehen voraussetzte und daher einen größeren Umfang erhielt. Dies zeigt recht deutlich die Betrachtung der dankenswerthen Zusammenstellung der 20 besten mathematischen Abiturientenaufgaben aus den Jahren 1825—50, welche Bensemann in dem Cösliner Programme von 1854 gegeben hat.

Aber man verlangt eine weitere Beschränkung des Umfanges der Mathematik. Herr Heiland sagt ¹⁾: „die Absolvirung des Pensums, das für die meisten Schüler zu weit und zu hoch genommen ist, hat auch die Uebung des Könnens vielfach beeinträchtigt.“ Und zwar soll diese Beschränkung nicht eine mäßige sein, wie es eben etwa die durch das Reglement von 1834 gegenüber dem früheren Umfange war, sondern eine radikale. So fordert es Herr Landfermann in seinem ebenso lesenswerthen, als gewiß vielgelesenen Aufsätze in dem Oktoberheft dieser Zeitschrift. Freilich, während die Ministerialverfügung vom 7. Januar mit der Anerkennung beginnt, daß sich der Normalplan von 1837 im Allgemeinen als zweckmäßig bewährt habe, schließt Herr Landfermann ²⁾ seine Abhandlung mit der Hoffnung, daß die Behörde eine energische Revision der Lehrpläne und der Prüfungs-Reglements vornehmen und nicht an Einzelnem flicken werde. So beschränkt er den Umfang des mathematischen Pensums auf Arithmetik und Algebra, die ebene und körperliche Geometrie, und meint dabei, daß auch auf die Stereometrie unter Umständen zu verzichten sei ³⁾. Ja S. 786 kommt er zu dem Resultate, der Abiturient habe darzuthun, „daß er ein mäßiges Gebiet der elementaren Mathematik, namentlich der Planimetrie und Arithmetik so durchgearbeitet hat, daß es ihm klar und geläufig geworden ist“, fügt aber sogleich hinzu: „von dieser Anforderung wird freilich auch unter individuellen Verhältnissen abzustehen sein.“ In ähnlicher Weise wird der Umfang von einer andern Seite bestimmt, indem behauptet wird, das Uebrige überschreite die Forderungen „allgemeiner Grundbildung und dehne sich auf das praktische Gebiet der Fachstudien aus.“ Gehen wir daher die einzelnen Zweige des mathematischen Unterrichtes durch. Zunächst bietet sich die Planimetrie dar. Für diese wird „eine auch über die oberen Klassen ausgedehnte Beschäfti-

¹⁾ a. a. O. S. 84.

²⁾ S. 790.

³⁾ S. 762 u. 763.

gung verlangt, indem die Planimetrie für keinen Schüler zu schwierig sei¹⁾). Hier muß freilich gleich bemerkt werden, daß die principiellen Schwierigkeiten der Geometrie der Planimetrie und Stereometrie gemeinsam sind; wir rechnen dahin den schwierigen Begriff des Verhältnisses, der im Weiteren zu dem der Incommensurabilität führt und bei der Ausmessung des Krümmen durch das Gerade besonders hervortritt; ferner die indirekte Beweisführung, welche besonders auf dem Gebiete der Geometrie eine ausgedehnte Anwendung erfährt. Allerdings giebt es eine einfache Schlussweise in der Planimetrie, sowie in der Stereometrie, die für den Anfänger eine ganz besonders bildende Kraft besitzt, aber auch in der That nach einiger Zeit der Übung zu vollständiger Geläufigkeit gebracht ist. Dann aber wird dieselbe zu einem reinen Mechanismus und wird, ausschließlich geübt, aufhören, geistig bildend zu sein. Insofern würde, von anderen Uebelständen ganz abgesehen, die ausschließliche Behandlung der Geometrie, wenn sie nicht etwa auf Gebiete der neuern Geometrie übergeführt werden soll, die durch den Betriff des geometrischen Ortes einen ganz andern Charakter gewinnen, aber auch durch die damit verbundene Allgemeinheit für die Mehrzahl jedenfalls zu schwierig sein würden, keinesweges die bildende Kraft der Mathematik zur Geltung zu bringen im Stande sein. Wenn es aber heisst, daß „das Maass von abstrakter Phantasie, welches die Stereometrie voraussetze, nur sehr wenigen Schülern eigen sei“, so ist dies nach meiner Erfahrung nicht der Fall. Indem man durch den vielfach recht mißgünstig angesehenen Unterricht in der Formenlehre schon frühzeitig die Knaben an körperliche Anschauungen gewöhnt hat, auf die Anfänge der Stereometrie eine weit größere Zeit und Sorgfalt als früher verwendet und so die Schüler an den einfachsten Zusammenstellungen mit diesen räumlichen Anschauungen vertraut gemacht hat, ist die Anzahl derer, welchen die Stereometrie, soweit sie Pensum des Gymnasialunterrichtes zu sein pflegt, wegen des Mangels an Vorstellungsgabe eine besonders große Schwierigkeit bereitet, sehr gering. — Was die Arithmetik betrifft, so kann es sich hierbei einmal um die mechanische Fertigkeit in der Buchstabenrechnung, dann um die Begründung dieser Operationen handeln. Will man nur die erstere erzielen, welche einerseits für jeden weiteren Fortschritt in der Mathematik höchst wichtig ist, andererseits sich durch die Anforderung zur schärfsten Genauigkeit und bestimmtesten Aufmerksamkeit, welche die Unterscheidung der sehr ähnlichen und doch total verschiedenen Operationen nöthig macht, für die geistige Bildung höchst wirksam erweist, so läßt sich dies allerdings ohne zu große Schwierigkeit erreichen. Ist aber der Mechanismus zu einiger Sicherheit eingeprägt, so hört seine formale Kraft ebeufalls auf. Die Beweisführung der arithmetischen Sätze dagegen gehört, wie jeder Lehrer weiß, wegen der Abstraktion sowohl der Sätze selbst, als wegen der daraus folgenden ihrer

¹⁾ Heiland a. a. O. S. 84.

Beweise zu den unangenehmsten und verhältnissmässig schwierigsten Partien. — Die Lösung der Gleichungen ist allerdings sehr bildend und besitzt auch immer viel Anziehendes für den Schüler, der hier seit dem Rechenunterrichte gewöhnlich zum ersten Male Gelegenheit erhält, die Mathematik auf das praktische Leben anzuwenden. Aber das, was die Hauptsache ist, die Umsetzung der in Worten gegebenen Aufgabe in eine Gleichung, lässt sich nicht in bestimmte Regeln fassen; sie erfordert in jedem einzelnen Falle besondere Ueberlegung und dient zur Uebung des „mathematischen Erfindungstalentes“. Und so ist auch die Lösung der algebraischen Aufgaben keinesweges als ein besonders leichtes Gebiet anzusehen. — Das Resultat der Betrachtung dieser von Herrn Landfermann für den Gymnasialunterricht zugestandenen Theile der Elementarmathematik lässt sich demnach dahin zusammenfassen, dass die Behandlung derselben entweder, wenn man die Schwierigkeiten derselben übergeht, alsbald in einen bloßen Mechanismus ausartet, der die bildende Kraft dieser Wissenschaft nur höchst unvollkommen zur Geltung kommen lässt, oder, wenn diese Schwierigkeiten gebührende Berücksichtigung finden, keinesweges leichter ist, als die der ausgeschlossenen Theile der Mathematik, zu deren Betrachtung wir uns nun wenden.

Unter diesen steht obenan die Trigonometrie, über die wir daher etwas ausführlicher sprechen müssen. Schon Herr Landfermann führt in einer Anmerkung ¹⁾ den Protest eines ihm befreundeten und im Wesentlichen ihm gleichgesinnten Mathematikers an. Sie „ergänze durch die Goniometrie erst die Planimetrie“; denn sie weist nach, wie die Winkel, welche die Planimetrie nur mittelst der Construction berücksichtigt, auch in die Rechnung gezogen werden können. So ist sie zugleich das eigentliche Band zwischen der Planimetrie und Arithmetik. Denn während diese beiden Zweige der Elementarmathematik so auseinander liegen, dass ja bekanntlich nur die Geometrie im Alterthume betrieben wurde, die Algebra dagegen in den Anfängen stehen blieb und erst später fast in gleichem Schritte mit der Trigonometrie ausgebildet worden ist, ist diese letztere, welche ihrer Natur nach zu beiden gehört, derjenige Theil der Elementarmathematik, in welchem die in beiden erlangten Wahrheiten die schönste Anwendung finden. Aber auch andere Gründe sprechen für die Beibehaltung der Trigonometrie. In einem verhältnissmässig kleinen Kreise (die Lehrbücher der Trigonometrie sind stets die schwächsten; so enthält das jetzt viel verbreitete von Kambly ohne die Aufgaben, aber mit ausführlichen Beweisen bei grossem und weitläufigem Drucke nur 26 Seiten) stellt sie ein völlig abgeschlossenes Gebiet dar; und mit den darin erworbenen Kenntnissen vermag man nun das ganze Gebiet der Planimetrie rechnend zu durchlaufen. Ebenso wesentlich zeigt sie sich zugleich auf allen anderen mathematischen Gebieten. Indem

¹⁾ a. a. O. S. 762.

sie nun aber ein so ergiebiges Hilfsmittel für die Lösung von Aufgaben bildet und daher zur fortwährenden Combination des Gegebenen mit dem Gesuchten Gelegenheit giebt, vereinigt sie die beiden Vorzüge der Planimetrie und Arithmetik, indem sie ähnlich der ersteren die Combinationsgabe übt, ähnlich der letzteren durch regelmässig feststehende Operationen den Weg der Lösung bezeichnet. Darum habe ich, wie ich schon oben erwähnte, bei meinen Schülern und namentlich auch bei solchen, die in der Mathematik zurückgeblieben waren, aber doch auf dem neuen Gebiete der Trigonometrie trotz früherer Lücken leichter, als in anderen Theilen, fortschreiten konnten, eine besondere Vorliebe für dieselbe gefunden. Wenn aber von gewisser Seite gesagt worden ist: „Trigonometrie dient, gleich dem Hebräischen für den Theologen, nur dem Officier, dem Feldmesser, dem Mathematiker von Profession“, so kann damit wohl nicht gemeint sein, dass sie irgend Einem, der überhaupt Mathematik für seinen späteren Lebensberuf braucht, fehlen dürfe. In der That ist keine mathematische Disciplin nächst der Buchstabenrechnung von so ausgedehnter Brauchbarkeit; ja, man kann für die praktische Anordnung mit Ausnahme weniger Sätze der ganzen Planimetrie eher entralhen, als der Trigonometrie, welche für den Schifffahrer, Baumeister, Naturforscher u. s. w. von der grössten Wichtigkeit ist. Und daher ist es auch ohne Trigonometrie kaum möglich, dem Schüler nur eine Ahnung davon zu geben, welche Bedeutung die Mathematik in ihrer Anwendung auf die Natur hat. Dass ferner der künftige Theologe, Jurist, Mediciner, Philologe Planimetrie und Buchstabenrechnung für sein specielles Fach brauche, kann ebensowenig gemeint sein. Soll aber damit behauptet werden, dass die Trigonometrie eben blos praktische Bedeutung habe, weniger zur Bildung des Geistes beitrage, als die anderen Disciplinen, so glauben wir ihre ausserordentliche Wichtigkeit für den systematischen Abschluss des Gymnasialcursums, für die vielfache Uebung in gesetzmässiger Combination oben hinreichend nachgewiesen zu haben. — „Mit der Trigonometrie fallen zugleich“, heisst es an derselben Stelle, „die Logarithmen, ein blosses Abkürzungsmittel trigonometrischer Rechnungen“. Wer weiss aber nicht, dass durch die Logarithmen auch die meisten anderen verwickelteren Rechnungen, die an sich gar Nichts mit der Trigonometrie gemein haben, eine wesentliche Erleichterung erfahren, ja durch dieselben erst praktisch möglich werden? Zudem werden ja die Logarithmen allgemein als die siebente Species aufgeführt, so dass sie also, ebenso wie die Lehre von den Potenzen und Wurzeln, einen ganz bestimmten Theil der systematischen Arithmetik bilden. Was aber die darauf zu verwendende Zeit betrifft, so ist das Erlernen des logarithmischen Rechnens eine Sache weniger Stunden, während die Uebung darin bei Gelegenheit der den anderen Disciplinen entnommenen Aufgaben fortwährend Statt findet. Ja, was an Zeit dafür in Anspruch genommen wird, wird durch die grössere Leichtigkeit, mit welcher andere Aufgaben logarithmisch sich berechnen lassen.

reichlich wieder gewonnen. — Am leichtesten könnte die Combinationslehre aus dem Pensum des Gymnasialunterrichtes gestrichen werden. Aber wer darf sie eine „Spielerei“ nennen? Ist denn nicht das Combiniren eine geistige Thätigkeit, die für alle Wissenschaften von der größten Bedeutung ist; geht nicht seine Anwendung weit über das Gebiet der Mathematik hinaus, weil für die combinatorischen Operationen gar nicht einmal die Voraussetzung der Größe gemacht wird? Aber die gewöhnlich eintretenden Fälle sind freilich so einfacher Natur, daß sie sich leicht auch ohne besondere Sätze erledigen, und das regelmäßige Combiniren kann, worauf schon vielseitig aufmerksam gemacht worden ist, auch ohne besondere Combinationslehre und nicht frühzeitig genug geübt werden. Der binomische Lehrsatz dagegen, der Schlussstein dieser Lehre auf dem Gymnasium, erfährt in seiner Allgemeinheit hier noch keine so ausgedehnte Anwendung, daß derselbe nicht leicht entbehrt werden könnte.

Doch man weist auf die Leistungen der Schule in der Mathematik hin. „Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß es den Abiturienten nur selten gelingt, die vier bei der Prüfung gestellten Aufgaben genügend zu lösen“ ¹⁾. Wir lassen es hier dahin gestellt sein, was man unter den Worten: „selten, genügend“ versteht; wir wollen die Thatsache einfach zugeben, können aber auf die Eigenthümlichkeit mathematischer Aufgaben nicht genug aufmerksam machen. Das neueste Regulativ hat die allerdings sehr knapp zugemessene Zeit um 1 Stunde vermehrt, was wohl nur billig war; es bestimmt zugleich sehr richtig, wie es auch früher schon anderweitig gefordert war, daß man nur solche Aufgaben stelle, die nicht ein besonderes mathematisches Erfindungstalent voraussetzen. Freilich muß dem gegenüber bemerkt werden, daß grade die Aufforderung zur Ueberlegung, mit welchen Hilfsmitteln oder auf welchem Wege man das in der Aufgabe Gegebene mit dem Zusuchenden zu verbinden habe, vorzugsweise bildend ist und daß, wenn man von vielen Seiten auf die formale Bedeutung der Geometrie gegenüber der Arithmetik mit gewissem Rechte hingewiesen hat, dies grade darin seinen Grund hat. Daß also unseren Schülern Gelegenheit zu derartigen Uebungen gegeben werde, und zwar jedem einzelnen zu seiner häuslichen Beschäftigung, weil das Finden eben ein ruhiges, ungestörtes Suchen voraussetzt, scheint mir durchaus nothwendig, wenn man nicht ein wesentliches, in der Mathematik liegendes Bildungsmittel gradezu aufgeben will. Welche Einrichtung ich für meine Person getroffen habe, um manche dabei eintretenden Uebelstände zu beseitigen, darüber nachher. Daß aber zum Zweck einer Prüfung und besonders als Gegenstand einer Clausurarbeit derartige Aufgaben nicht geeignet seien, ist gewiß. Denn man kann von Niemand verlangen, in 5 Stunden diese oder jene Erfindung zu machen, am wenigsten unter den erschwerenden Umständen, welche für eine jede Clausurarbeit gelten und auf wel-

¹⁾ Heilaud a. a. O. S. 84.

che Herr Laudfermann so nachdrücklich aufmerksam gemacht hat. Denn diese wirken wohl auf keine Arbeit mehr, als auf die mathematische, wenn ihre Lösung eine gewisse Combinationsgabe erfordert. Man wird also mit Recht solche Aufgaben wählen, in denen nur die erworbene Kenntniß erlernter und bestimmt vorgeschriebener Operationen in einem besonderen Beispiele dargelegt und die Einsicht in dieselben durch hinzugefügte Erklärungen nachgewiesen zu werden braucht. Doch wird die Lösung auch so noch stets ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten behalten. Es giebt allerdings mathematische Aufgaben von der Art, daß sie sämmtlich nach ein und demselben Mechanismus aufgelöst werden müssen; zugleich können sie so gestellt werden, daß alsbald erkannt wird, zu welcher Klasse eine jede gehört. Aber man nehme nur eine kleine Veränderung vor, so kann sich dem befangenen Examinanden die eigentliche Natur der Aufgabe sogleich dergestalt verhüllen, daß er ihre Lösung auf einem Wege sucht, auf welchem er dieselbe gar nicht zu Stande zu bringen vermag; man lasse ein an sich unbedeutendes Versehen zu, und die Rechnung kann sich so verwirren, daß die Auflösung überhaupt unmöglich wird. — Und hierbei habe ich grösstentheils nur solche Aufgaben im Sinne, die wegen ihrer Einfachheit kaum die Billigung der Prüfungscommission finden würden. Ist zugleich der Aufgabe irgend welche Einkleidung gegeben, so ist es oft unglaublich, woran der befangene Schüler Anstoß nimmt, so daß sich ihm die Anlage der ganzen Aufgabe erschwert. Nun wird man zwar auch bei keiner der anderen Arbeiten vermeiden, daß sie sehr verschieden von dem ausfallen, was nach den häuslichen Arbeiten zu erwarten gewesen wäre, und daß die Clausur auf sie den entschiedensten Einfluß ausübt; aber für die mathematische Arbeit tritt — und das sollte hier besonders hervorgehoben werden — der Uebelstand ein, daß, während der Schüler für die übrigen Aufgaben durch seine Befangenheit nur gehindert wird, etwas ruhig Durchdachtes und seinen Kenntnissen wirklich Entsprechendes hervorzubringen, er in der Mathematik leicht dahin kommen kann, gar Nichts zu liefern. Es sollte darauf aufmerksam gemacht werden, daß auch der kleinste Fehler, das Uebersehen eines einzigen Punktes, ja ein einziger Schreibfehler die ganze Lösung einer Aufgabe unmöglich machen kann. Darum aber wird es auch höchst bedenklich erscheinen müssen, aus der Lösung der Abiturientenaufgaben einen Schluß auf die Kenntnisse der Examinanden und ihre Leistungen in der Mathematik überhaupt zu machen. — Wir dürfen aber überhaupt die Frage aufstellen, ob denn die genügende Lösung aller vier Aufgaben eine Anforderung des Reglements von 1834 ist, und wir glauben, sie mit Nein beantworten zu dürfen. Die Stellung von vier Aufgaben statt der früheren einzigen scheint, wie schon oben bemerkt, wesentlich den Zweck zu haben, eine Auswahl zu gewähren, damit, soweit es möglich, jenem Uebelstande abgeholfen werde und Jeder Gelegenheit erhalte, einen Beweis seiner mathematischen Kenntnisse zu geben, indem er je nach dem größe-

en oder geringeren Grade derselben mehr oder weniger Aufgaben, und die schwereren oder bloß die leichteren zu lösen vernögen wird. Auch findet sich in §. 28. A. 6. des Reglements von 1834 keine Andeutung darüber, daß der Abiturient sämtliche Aufgaben genügend gelöst haben solle. Wir glauben, diese Auffassung ist auch, vielleicht mehr unbewußt, als bewußt, die allgemein geltende bei der Beurtheilung der mathematischen Arbeiten gewesen. Ausdrücklich aber finden wir sie ausgesprochen von Bensemann in dem oben erwähnten Programme, der auch, wenn zwei Aufgaben, darunter eine geometrische, fehlerfrei gelöst waren, „im Ganzen genügend“, wenn alle vier fehlerfrei gelöst waren, „vorzüglich“ censirte. Und diese Censuren sind bei den von ihm gestellten Aufgaben, wie auch das dort angeführte Resultat zeigt ¹⁾, gewiß nicht zu mild gewesen.

Ueberhaupt aber soll die Mangelhaftigkeit der mathematischen Leistungen bezeugen, daß das Pensum für die meisten Schüler zu weit und zu hoch genommen ist, oder daß dasselbe „die mittlere durchschnittliche Capacität und Leistungsfähigkeit der Schüler“ übersteige. Hören wir auch entgegengesetzte Erfahrungen aus anderen Provinzen und von anderen Gymnasien. Das Resultat der allgemeinen und durchgreifenden Revision, welcher der Herr Geh. Regierungsrath Wiese die Gymnasien Schlesiens unterworfen hat, ist gewesen, daß „am meisten gewöhnlich die Kenntnisse in der Mathematik und in den mittleren Klassen die im Griechischen befriedigt haben“ ²⁾. Dem Urtheile des Herrn Director Heiland stellen wir aber officiell über andere Gymnasien entgegen, indem wir die in den Programmen veröffentlichten günstigen Zeugnisse der wissenschaftlichen Prüfungscommission in Halle über die mathematischen Leistungen in Zeitz und Magdeburg ³⁾ (Kloster) erwähnen. Auch das führen wir an, weil man daraus einen weitgreifenden, günstigen Schluß über den Stand der mathematischen Kenntnisse auf den preussischen Gymnasien machen kann, daß die drei Schüler, welche in den letzten zwei Jahren von anderen Gymnasien aus Schlesien, Brandenburg und Preußen kamen, um ihre Aufnahme in Prima und Obersecunda bei uns nachzusuchen, in ihren mathematischen Kenntnissen theils völlig dem Standpunkte ihrer Klasse entsprachen, theils

¹⁾ Möchte es Herrn Bensemann gefallen, zur Erklärung des auffallenden Resultates, daß unter 275 Arbeiten 91 ungenügend ausgefallen waren, einen Vergleich der mathematischen Leistungen mit den philologischen oder bestimmter mit den lateinischen anzustellen, namentlich in Betreff derjenigen Abiturienten, deren Arbeiten eben nicht genügt hatten. Wahrscheinlich wird es sich auch für Cöslin bestätigen, daß im Allgemeinen den ungenügenden mathematischen Leistungen nur mittelmäßige philologische parallel gegangen sind, und daß die Fälle, wo vorzügliche Leistungen in dem einen Fache mit schwachen in dem andern verbunden waren, nicht die Regel, sondern eine seltene Ausnahme gebildet haben.

²⁾ Progr. v. Breslau, Maria Magdal. 1855. S. 50.

³⁾ Progr. v. Zeitz 1855. S. 44 und v. Magdeburg, Kloster 1855. S. 5.

nicht weniger genügten, als in den Sprachen, und als es überhaupt bei dem Wechsel des Gymnasiums Statt zu finden pflegt.

Sonach dürften die Leistungen in der Mathematik im Allgemeinen nicht so ungenügend sein, als es in jenen Urtheilen ausgesprochen ist, und es darf als unbegründet angesehen werden, wenn behauptet wird, daß die Anforderungen des Reglements von 1834 die mittlere Leistungsfähigkeit der Schüler übersteigen ¹⁾).

Aber man klagt nicht bloß über den Umfang des Pensums, sondern auch über die Energie oder, wie es Andere nennen, über die Tyrannei der Mathematiker, mit der sie den gesammten Organismus durch ihre Präensionen gestört haben sollen. Herr Landfermann erhebt eine ähnliche Anklage nicht bloß gegen die Behandlung der Mathematik, sondern ebenso gegen die der Geschichte u. a. ²⁾); und in solcher allgemeinen Fassung kann der Vorwurf auch in der Ministerialverfügung vom 7. Januar gefunden werden, in welcher darauf aufmerksam gemacht wird, wie nothwendig „ein einmüthiges Zusammenwirken jedes Lehrercollegiums sei, wobei der Einzelne sich willig dem Zwecke des Ganzen unterordnet, kein Lehrobject sich isolirt.“ — Mit Recht wird grade in dem Nachdruck, welcher oft auf einzelne Unterrichtsgegenstände gelegt wird, ein wesentlicher Unterschied zwischen der früheren und der gegenwärtigen Zeit gesucht. Denn wenn auch „die gerühmte alte Einfachheit in den früheren, oft weit buntscheckigeren Lektionsplänen ³⁾ nicht vorhanden war“, so ist es doch gewiß, daß „eine ganze Anzahl der, anderen Disciplinen gewidmeten Stunden mehr einer *relaxatio*, als *contentio animi* dienten, in denen die Schüler immerhin einige Belehrung gewannen“ ⁴⁾. Nun ist schon mehrmals erwähnt worden, daß das Pensum in der Mathematik vor 1834 umfangreicher, als jetzt gewesen ist; aber es waren freilich nur sehr Wenige, die dem

¹⁾ Zur Begründung dafür, daß für den nach den Vorschlägen des Herrn Landfermann begrenzten mathematischen Unterricht auch in den oberen Klassen drei wöchentliche Stunden ausreichen (was freilich Niemand bestreiten wird), führt derselbe S. 763 einen Ausspruch eines Mathematikers, des Consistorialrath Matthias, vom Jahre 1832 an, daß nämlich „der mathematische Unterricht, welcher damals weit umfassender zu sein pflegte, sehr gut in 3, höchstens 4 Stunden absolvirt werden könne“. Entweder hatte nun Matthias gemeint, für die große Mehrzahl der Schüler lasse sich das viel umfangreichere Pensum der damaligen Zeit in 3 Stunden absolviren, dann konnte Herr Landfermann, wenn er Matthias Auktorität anerkannte, unmöglich die Ableistung des geringeren Pensums bei vermehrter Stundenzahl als zu schwierig für die mittlere Capacität der Schüler erklären; oder Matthias hatte es bloß auf einzelne besonders begabte Schüler bezogen, dann konnte daraus überhaupt kein Schluß gezogen werden, der für Herrn Landfermann von Bedeutung gewesen wäre.

²⁾ a. a. O. S. 768. 754. 759.

³⁾ So wechselten, als Spilleke Schüler des Domgymnasiums in Halberstadt war, in Secunda Diätetik, *materia medica* u. a. mit den Römischen Alterthümern ab.

⁴⁾ Heiland a. a. O. S. 74.

Unterrichte folgten, und zwar so, daß ein ganz unbedeutender Theil der Klasse, ja nur Einer oder Einzelne sich lebhaft betheiligten, die Uebrigen aber, und nicht etwa bloß bei schwierigeren Punkten, sondern überhaupt aussetzten, weil ihnen alle Grundlage fehlte. Wenn nämlich von den anderen Fächern gesagt werden konnte, es sei auch in den der *relaxatio* gewidmeten Stunden immerhin einige Belehrung gewonnen worden, so war dies bei der besonderen Beschaffenheit der Mathematik nicht möglich. Man kann wohl einzelne interessante Partien der Geschichte, die Beschreibung oder Erklärung dieser oder jener Naturerscheinung u. A. erlernen und so durch sporadisches Hinhören manche, freilich nur sehr vereinzelte Kenntniss erlangen; aber an mathematischer Belehrung kann man ohne geistige Anstrengung, durch gelegentliches oder halbes Aufmerken gar Nichts gewinnen. — Auch andere Umstände bildeten den Grund für die völlige Vernachlässigung der Mathematik. Wir führen zuerst das allgemeine Vorurtheil an, welches gegen dieselbe herrschte und den Schülern von früh an durch die Eltern, die Mitschüler, ja oft durch die anderen Lehrer selbst eingeflößt wurde. Wenn Herr Heiland S. 85 sagt, daß „die Mathematik leider oft bisher nicht selten gerade die besten Schüler von unten herauf bis zum Abgang von der Schule wie ein Gespenst verfolgt“, so glaube ich, daß dies gegenwärtig nicht mehr mit Recht irgendwie von der Mehrzahl behauptet werden kann. Ein Gespenst war die Mathematik auch früher nicht, aber auf den meisten Schulen eine Vogelscheuche, vor der man sich wohl hätte fürchten können, wenn man nicht klug genug gewesen wäre, sich über sie lustig zu machen. — Ferner war der Unterricht in der Mathematik gewöhnlich nicht in den Händen von Fachlehrern, sondern von Solchen, die sich gerade nur diejenigen Kenntnisse erworben hatten, welche auf den Gymnasien gelehrt werden sollten. Daher fehlte ihnen ebensowohl diejenige Vorliebe für die Mathematik, die man für einen Gegenstand hegt, dessen Erforschung man seine besten Kräfte geweiht hat, als auch derjenige wissenschaftliche Standpunkt, der für einen erfolgreichen Unterricht so leicht unterschätzt wird. Denn wenn auch die Uebelstände, die aus dem Unterrichte der Fachlehrer hervorgehen können und von Herrn Landfermann geschildert werden, nicht unbedenklich sind, so hoffen wir doch, daß er die Vortheile, welche aus einer gründlichen und umfassenden Kenntniss und aus der besonderen Liebe eines Lehrers für seinen Unterrichtsgegenstand entstehen, für viel bedeutender halten wird. Handelt es sich um eine anregende Behandlung einer Wissenschaft, die nicht bei der Einübung des bloßen Mechanismus stehen bleibt, sondern auch die Schüler nach Maßgabe ihrer geistigen Kräfte in den Geist der Wissenschaft einzuführen versucht, so ist eine solche nicht möglich, sobald man nur grade selbst sich soviel eingelernt hat, als man lehren soll.

Dies ist nun glücklicher Weise ganz anders geworden, und wir hätten wohl gewünscht, daß die Herren Landfermann und Heiland dies nicht bloß im Allgemeinen anerkannt, sondern die

Vorzüge der gegenwärtigen Zeit, welche sie für solche halten, angeführt und ihren Lesern ebenso deutlich zum Bewusstsein gebracht hätten, als sie ausführlich in der Schilderung ihrer Schäden gewesen sind. Mit der Zunahme der Kenntnisse nämlich, welche sich die künftigen Lehrer seit der Einführung einer ausdrücklichen Prüfung für das Schulamt in den alten Sprachen, aber auch in anderen Gegenständen erworben hatten, indem sie in Folge besonderer Vorliebe das Studium der einzelnen Fächer zu ihrer eigentlichen Aufgabe schon auf der Universität gemacht hatten, ging glücklicher Weise der Fortschritt in der methodischen Behandlung der Unterrichtsgegenstände Hand in Hand. Und dies galt ganz besonders für den Unterricht der rationalen Disciplinen. Die außerordentlichen methodischen Fortschritte im Rechenunterricht hatten es schon auf der untersten Stufe deutlich gemacht, daß für das Rechnen nicht grade eine besonders organisirte Individualität erforderlich sei; man hatte diesen Unterricht „so sorglich abgestuft und für denselben so zweckmäßige Lehrmittel erdacht, daß die Fertigkeit im Umgehen mit den Zahlen fast überall mit Sicherheit erreicht wurde“. Dadurch schwand das Vorurtheil zunächst aus den niederen Schulen. Ausgezeichnete mathematische Lehrer, wie E. G. Fischer, die ihre Methode bis ins Einzelne zum Nutzen aller Lehrer, namentlich auch solcher, welche nicht selbst Fachlehrer waren, mitgetheilt hatten, erreichten ebenfalls sehr gleichmäßige Erfolge bei ihren Schülern und trugen durch Beispiel und Lehre zur Verscheuchung der Meinung bei, als gehöre auch schon zur Erlernung der Elementarmathematik eine eigenthümliche Begabung. Auch noch heute fürchtet sich wohl Mancher vor der Mathematik; aber so weit dies nicht gleich der Gespensterfurcht ein Ueberrest jenes alten Vorurtheils ist, welches in der That nach solchen Aeusserungen, wie wir sie oben im Anfange angeführt haben, auch noch nicht in den Köpfen aller Lehrer und Direktoren überwunden zu sein scheint, so geschieht es nur von denen, die wegen Mangels an logischer Schärfe überhaupt wohl besser von weiterer Beschäftigung mit den Wissenschaften zurückgehalten würden. — Eine weitere Folge jener besseren Ausbildung der Lehrer war, daß in Theorie und Praxis immer weniger von einer *relaxatio* die Rede war, welcher gewisse Stunden und Unterrichtsgegenstände gewidmet sein sollten. Die Pädagogik dringt vor Allem auf eine lebendige Bethätigung des Schülers während der Lehrstunden; die neueren Verfügungen der Behörden weisen wiederholt auf die Nothwendigkeit einer solchen gegenüber der großen Ausdehnung der häuslichen Arbeiten hin; auch sie wollen, daß in den Lehrstunden eine fortwährende Uebung der geistigen Kraft, also eine *contentio animi* Statt finde, und so die Gymnasien ihren Namen mit der That verdienen. In Hamburg war eine der besprochenen Thesen: „diejenigen Zweige, welche wenig Arbeit von den Schülern fordern, sind aufzuheben oder zu beschränken“¹⁾.

¹⁾ Jahn's Jahrb. 1856. Heft 2. S. 85.

Und als ein Mitglied der Versammlung grade die bezeichneten Fächer (Physik, Französisch) im Sinne einer solchen *relaxatio* in Schutz nahm, dagegen diejenigen beschränkt wissen wollte, welche eine energische Anstrengung forderten, da erklärte ein anderes Mitglied, es sei darüber erschrocken; der wunde Fleck sei eben der Mangel an Energie ¹⁾. Man sieht, man will durchaus, und mit Recht, daß jede Lehrstunde einer *contentio animi*, einer geistigen Gymnastik diene. Indem aber dies allmählich immer mehr zum Grundsatz gemacht wurde, ward auch bei den Versetzungen, die überhaupt mit größerer Strenge ausgeführt wurden, nicht mehr das alleinige Gewicht auf die Sprachen gelegt. Dies war freilich für keinen Unterrichtsgegenstand nothwendiger, als für die Mathematik. Denn wer in derselben weitere Fortschritte machen wollte, ja wer nur am Unterrichte mit Aufmerksamkeit sollte Theil nehmen können, mußte sich das vorhergehende Pensum wenigstens bis zu einem gewissen Grade gesichert haben. Daher das ganz begründete Verlangen des Mathematikers, daß er Einen, der in der Mathematik unreif war, nicht versetzt wissen wollte. Doch müssen wir nach unsrer Erfahrung auch hier wieder urtheilen, daß es sich nur in den allerseltensten Fällen darum handelte, Einen, der sich in den alten Sprachen ausgezeichnet hatte, zurückzuhalten, sehr oft aber darum, daß Einer, der, sei es aus Mangel an Begabung oder an Behätigung oder an Beidem, auch in allen anderen Gegenständen nur ziemlich oder im Ganzen befriedigte und in der Mathematik sich eben darum vielleicht ganz unwissend zeigte, nicht fortgeschoben würde. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß darauf die ganze Tyrannei oder Energie der Mathematiker hinauskommt. Denn es ist ein großer Unterschied, wenn Herr Direktor Wilms an der einen Stelle sagt, die Fortschritte und Leistungen der Schüler in der Größenlehre etc. sollten nicht genau soviel wiegen, als die in den philologischen Unterrichtszweigen, und an einer andern, daß bei Versetzungen der Schüler und Abgangsprüfungen Fortschritte und Leistungen in den altklassischen Studien ausschließlich oder doch vorzugsweise berücksichtigt werden müssen ²⁾. Wenn die Direktoren solche Ansichten in ihren Collegien zur Ausführung bringen, dann ist es freilich leicht, sich über den seit Jahren erfolglosen Protest eines Mathematikers gegen die Versetzungen, wie es von einer andern Seite geschieht, lustig zu machen; aber es ist nur zu bedauern, daß ein Lehrer in eine solche Lage gebracht worden ist, in welcher er überdies wahrscheinlich das Recht auf seiner Seite gehabt hat. Ist nicht wenigstens von den Behörden zu wiederholten Malen darauf hingewiesen worden, daß es an der nöthigen Strenge bei den Versetzungen gefehlt habe, so namentlich in der Ministerialverfügung vom 12. Januar. Und sollte nicht grade an solchen Anstalten, wo nach dem Urtheile der Prüfungscommissionen vor-

¹⁾ a. a. O. S. 91.

²⁾ Zeitschr. f. d. Gymnasialw. Jahrg. 1856. S. 93.

zügliche philologische und mathematische Leistungen Hand in Hand gehen, der Grund eben in diesem „Ernste“ zu suchen sein. „mit welchen bei den Versetzungen verfahren wird“?

Aber man sucht die Energie auch in dem Uebermaafs an Zeit, welches die Lehrer für die häuslichen Aufgaben der Schüler verlangen. Wie früher „Arbeit und häusliche Thätigkeit nur für die alten Sprachen in Anspruch genommen wurden“, so hält Herr Heiland die Herabsetzung der Forderungen und das Maafs der häuslichen Thätigkeit für die übrigen Disciplinen für die erste Bedingung ¹⁾, bald nachher aber bestimmt er dieses Maafs dahin: „man entziehe die Lösung von Aufgaben der häuslichen Thätigkeit, von der es ohnehin bekannt ist, dafs sie in keiner andern Disciplin so betriebsam in Abschreiberei und Täuschungsversuchen ist, wie in der Mathematik“ ²⁾. Einer solchen in der That maafslosen Verminderung der Arbeitszeit für die Mathematik, weil sie dieselbe gradezu auf Nichts zurückführt, läst sich Nichts entgegen. Was aber den zweiten Vorwurf betrifft, so dürfen wir daran erinnern, dafs aus der eigenen Mitte der philologischen Lehrer, ja von Gymnasialdirektoren selbst die Eselsbrücken in Gestalt von Präparationen und Uebersetzungen, auf das Billigste ausgestattet, und in dem für die Schüler zum Betrüge bequemsten Formate ausgehen und dafs dies sehr lohnende Fabrikate sind, da sie reichliche Abnehmer finden. In solchem Sinne war auch Eckstein's Ausdruck in Hamburg zu verstehen, dafs man mit Seyffert's Uebersetzungsbuch und Palästra längst fertig sei, und er auch mit Nägelsbach bald zu Ende sein werde ³⁾, während der alte Meier Hirsch nun bereits sein 50jähriges Jubiläum in den Gymnasien gefeiert hat und an den Anstalten, wo er heute nicht mehr gebraucht wird, nur aus methodischen Gründen abgeschafft ist. — Doch wir geben es zu, dafs das Abschreiben in der Mathematik ebenfalls sehr verbreitet sei. Wir finden es aber auch nirgends mehr zu entschuldigen. Es liegt in der schon oben erwähnten Eigenthümlichkeit der mathematischen Aufgaben, dafs sich dem Schüler leicht die Art und Weise der Auflösung verbirgt oder dafs sich durch irgend welchen Rechnungsfehler seine Rechnung so verwirrt, dafs er nicht aus noch ein weifs, dafs es sich also sehr oft für ihn darum handelt, entweder gar Nichts aufweisen zu können und sich so dem Verdacht der Faulheit auszusetzen, oder abzuschreiben. Es sei mir erlaubt, einen Ausweg anzugeben, dessen ich mich bei meinen Primanern nicht ohne Erfolg, wie ich glaube, bedient habe. Der Termin der Abgabe ist z. B. der Freitagmorgen. Für diejenigen aber, welche nicht selbstständig mit der Arbeit haben zu Stande kommen können, wird in der Freitagsstunde, nachdem die Uebrigen ihre Hefte abgegeben haben, der Weg der Auflösung gezeigt, indem die Aufgabe ausführlich besprochen wird: diese haben nun nach dieser Besprechung die Arbeit zum folgenden Tage zu fertigen und abzugeben. Da von mir Keiner, der

¹⁾ a. a. O. S. 79.

²⁾ S. 83.

³⁾ Jahn's Jahrb. 1856. S. 95.

so nachträglich die Arbeit liefert, irgend welchen Tadel erfährt, so richtet sich in der That die Anzahl ganz nach der Schwierigkeit der Aufgabe, und während ich von einer Abtheilung, aus besonders befähigten Schülern bestehend, fast nie eine nachträgliche Arbeit erhielt, ist zu anderen Zeiten bei schwierigen Aufgaben die Zahl wohl fast bis auf die Hälfte gestiegen. Hierdurch habe ich mich aber auch berechtigt geglaubt, gegen Solche, die dennoch abschrieben, was zu gleicher Zeit in keinem Gegenstande so leicht und doch auch wieder so gefährlich ist, als in der Mathematik, mit aller Strenge einzuschreiten.

Endlich aber weist man darauf hin, daß grade von den Mathematikern das Pensum vielfach überschritten worden sei. Ein Blick in die Programme zeigt, daß dies allerdings recht häufig geschehen ist; ist es doch auch öffentlich mehrfach von Mathematikern ausgesprochen worden, daß man mit Bequemlichkeit das Pensum erweitern könne, und ich erwähne, daß nach dem Urtheile eines hochgestellten Schulmannes dies in mehreren Schulen seines nächsten Aufsichtskreises ohne eine besondere Belastung der Schüler der Fall gewesen ist. Haben aber an einem Orte darunter die anderen Unterrichtsgegenstände gelitten, warum ist dann nicht von Seiten der Behörden, von Seiten der Direktoren, die doch fast ausschließlich Philologen sind, auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen dem entgegengetreten worden? Und wenn die Mathematiker sich aus der ihnen durch den Normallehrplan zugewiesenen Stundenzahl nicht haben herausdrängen lassen, ja wohl vielfach noch von einer vierten Stunde in der Tertia Besitz genommen haben, warum haben, wie es nach den statistischen Angaben aus den Programmen in Pommern und Schlesien und wahrscheinlich vielfach anderwärts der Fall gewesen ist ¹⁾, die Philologen eine Verkürzung der Lehrstunden für die alten Sprachen geduldet? Scheint es doch in der That, als wenn die Energie nicht auf Seiten der Philologen zu finden gewesen wäre, ein übles Präjudiz für die Ansicht derer, welche heute nur durch das Studium der alten Sprachen Energie des Charakters erzielen zu können hoffen.

Daß freilich ein solcher Mangel an Energie nicht überall bei den Philologen zu finden sei (ein Vorwurf, von dem wir auch in der That ganz und gar fern sind), dies zeigen die Angriffe gegen die Mathematik, welche wir in dem Vorigen zu beleuchten versucht haben und denen man mindestens den Vorwurf der Halbheit nicht wird machen können. Aber um die Einseitigkeit der darauf gegründeten Vorschläge vollständig zu erkennen, ist es nöthig, zu untersuchen, welche Stellung der Mathematik in dem Organismus des Gymnasiums gebührt. Ehe dies aber geschehen kann, wird es zweckmäßig sein, zu zeigen, daß nach

¹⁾ Ausdrücklich bemerke ich, daß dies an unsrer Anstalt nicht Statt fand; im Gegentheil ist erst durch den neuen Lehrplan vom 7. Januar eine Verminderung der lateinischen Stunden in der Prima um 2 durch Herabsetzung von 10 auf 8 Stunden eingetreten.

dem Principe, von welchem neuerdings in Auseinandersetzungen über das Wesen des Gymnasiums ausgegangen worden ist, der Mathematik überhaupt keine Stelle zukommen würde.

„Concentration des Unterrichtes ist das Lösungswort des Tages“, sagt Herr Heiland ¹⁾. Und das in diesem Worte liegende Bild hat Herr Landfermann ausgeführt. Er meint, das Centrum, welches anerkannter Maßen die alten Sprachen bilden, muß eine Peripherie haben, durch welche es eben Centrum wird ²⁾. Diese Peripherie bilden nun die anderen Unterrichtsgegenstände. Zur näheren Erläuterung führt er ein altes Wort an: *in uno habitandum, in ceteris versandum*. Aber der Begriff eines Centrums verlangt, daß die Peripherie vom Centrum abhängt. Dies war nun in der That in der früheren Zeit der Fall für die Lektionen, „welche sich unmittelbar an die alten Sprachen anlehnten, wie Antiquitäten und Literaturgeschichte, oder wie Geschichte, bei der es auf die Geschichte des Alterthums, die als typisch betrachtet wurde, vorzugsweise abgesehen war“ ³⁾. Daß dagegen Mathematik und Naturwissenschaft zu ihrem Centrum die alten Sprachen haben könnten, darf als unerweisbar angenommen werden. Der lateinische Ausspruch, der freilich mehr populär, als wissenschaftlich ist, scheint besser, als der mathematische Begriff auf Herrn Landfermann's Ansicht zu passen; man soll mit dem einen Gegenstande, den alten Sprachen, sich ernstlich beschäftigen, darin gleichsam wohnen, in den übrigen gelegentliche Abstecher zu seiner Zerstreuung machen, und wir werden uns wohl kaum täuschen, daß er für diese anderen Disciplinen wieder die alte *relaxatio animi* geltend machen möchte. — Wenn nun aber gleich nachher Herr Landfermann es den Fachlehrern zum Vorwurf macht, daß sie keinen Sinn für einen harmonischen Organismus hätten und nicht begriffen, daß ein Unter-

¹⁾ a. a. O. S. 74. Er versteht unter Concentration des Unterrichtes „Concentrirung der Arbeitskraft der Schüler in den alten Sprachen“; es sollte wohl heißen: auf die alten Sprachen. Natürlich hat dadurch kein Princip für die Construirung eines Gymnasiums aufgestellt werden sollen. Aber auch so liegt die Gefahr sehr nahe, daß die alten Sprachen gradezu als Selbstzweck betrachtet werden. Dies geschieht in der That, wenn Herr Heiland S. 75 sagt: „nach dem Grade, den die Schüler in der selbstständigen Handhabung und Fertigkeit im Schreiben und Sprechen des Lateinischen erlangen, wird man, so lange es Gymnasien giebt, Blüthe und Verfall derselben beurtheilen“. Wie man in den Griechischen Gymnasien und Schulen Nichts von lateinischer Schreib- und Sprechfertigkeit gewußt hat, so könnte doch vielleicht auch einst eine Zeit kommen, in welcher man den Zweck, dem die Gymnasien dienen und der doch wahrlich nicht in dieser oder jener speciellen Fertigkeit besteht, bei aller Achtung vor den alten Sprachen und ihren Klassikern durch andre Verwerthung besser zu erreichen wüßte, als es Herr Heiland heute für Recht mehr Werth auf die Erfassung des geistigen Gehaltes der Klassiker lege.

²⁾ a. a. O. S. 751.

³⁾ Heiland a. a. O. S. 74.

ichtsgegenstand dem anderen subordinirt sein müsse¹⁾, so können wir nur gestehen, daß es uns unmöglich gewesen ist, in dem Lehrplan des Herrn Landfermann überhaupt einen Organismus zu entdecken²⁾. Es lag dies gewiß auch nicht in der Absicht des Herrn Verfassers bei Gelegenheit dieser Abhandlung; wir meinen aber, aus dem Principe des Herrn Landfermann, sei es, daß wir seine Ansicht von einem Centrum mit seiner Peripherie, oder den Sinn des lateinischen Wortes zu Grunde legen, lasse sich sein Lehrplan überhaupt nicht organisch entwickeln. Denn ein Organismus ist uns eben kein Aggregat einzelner Theile, daß an das Eine sich Andres, theils Unentbehrliches, theils Wünschenswerthes äußerlich anreihete³⁾, sondern ein Ganzes, in welchem jeder einzelne Theil einem bestimmten Zwecke dienstbar ist, durch diesen Zweck bedingt ist, für die Erreichung dieses Zweckes wirksam sein muß. Ein solcher Zweck ist aber nirgends nachgewiesen. Freilich sollte man meinen, das Centrum, also eben die alten Sprachen, würden diesen Zweck darstellen; aber unmöglich kann man die Absicht haben, daß die mathematische Bildung der sprachlichen dienstbar gemacht werden solle, da sie ja eben beide nur Glieder eines Leibes sind, in dem sie ihre gemeinsame Wurzel finden. Ebenso heißt: „subordinirt sein“ doch nicht bloß, eine geringere Bedeutung haben, sondern es verlangt dieses Wort ebenfalls eine innere Abhängigkeit. Nun wird man bereitwillig zugeben, daß für die allgemeine Ausbildung die Mathematik von geringerer Bedeutung sei, als die philologischen Studien, aber eine Unterordnung wird man nicht behaupten können. Subordinirt war sie auch in den früheren Zeiten nicht, das kann sie ihrem ganzen Principe nach nie gewesen sein. Zu welchem anderen und richtigeren Resultate würde Herr Landfermann gelangt sein, wenn er das Wesen eines Organismus nach dem 12. Kap. des Korintherbriefes gefaßt hätte; er würde den alten Sprachen die ihnen gebührende Ehre gegeben, ihnen auch die ihnen bereitwillig zugestandene erste Stelle zugewiesen haben, aber er würde sie nicht für ein Centrum ausgegeben haben, dem die anderen Unterrichtsgegenstände subordinirt wären. Nach seiner Meinung frei-

¹⁾ a. a. O. S. 753. 754.

²⁾ Wir befinden uns in einer höchst peinlichen Lage bei dieser Behauptung, weil wir in unsrer Unbedeutendheit einem so gewiegten Schulmann gegenüber fürchten müssen, uns auch bei denen, die uns Recht geben werden, den Vorwurf der Unbescheidenheit, wo nicht der Unverschämtheit zuzuziehen, bei denen aber, die nicht unsrer Ansicht sein werden, auch darin, daß wir gewisser Maßen einen Kampf *pro aris et focis* aufgenommen haben, keine hinreichende Entschuldigung zu finden. Um so mehr halten wir es für unsre Pflicht, zu erklären, daß wir der trefflichen Abhandlung des Herrn Landfermann ganz besondere Anregung und mannichfache Belehrung verdanken, und daß wir mit ihm in sehr vielen besonderen Fällen, wenn auch freilich nicht im Princip, einverstanden gewesen sind.

³⁾ Landfermann a. a. O. S. 751.

lich erscheint schließlich nur Eines nöthig, Kenntniß der alten Sprachen, alles Uebrige wünschenswerth, soweit es durch gelegentliche Beschäftigung erreichbar ist. Wenn dagegen der Fachlehrer geglaubt hat, daß sein Fach nicht bloß eine gelegentlich zugestandene, sondern eine bestimmte Stelle im Organismus einnehme, eine vielleicht geringe, aber doch ebenfalls bestimmte Bethätigung des Schülers erfordere, daß sonst die Bildung nur eine mangelhafte geblieben sei, so wird ihm der Vorwurf gemacht, er habe keinen Sinn für einen harmonischen Organismus.

Nicht minder ungeeignet erweist sich das Princip der historischen Bildung, welches von vielen Seiten aufgestellt wird. Es ist an sich offenbar, daß sich aus demselben die Nothwendigkeit der Mathematik nicht nachweisen läßt. Um historische Bildung zu erwerben, bedarf es eben keiner Mathematik. Um daher die Aufnahme der letzteren in die Lehrpläne zu erklären, ist noch eine besondere, mit dem Principe selbst in keiner Verbindung stehende Betrachtung erforderlich. Man gesteht zu, daß das Princip noch „eine unumgängliche Ergänzung“ bedarf, daß es „neben den Säulen, auf denen das Gebäude ruht, auch noch andere geben muß, die es tragen und stützen helfen und die ohne Gefahr für den Bestand Niemand fortzunehmen sich unterfangen wird“. Aber damit hat sich das Princip eben als ein unzulängliches, der Grund als nicht tief genug gelegt erwiesen. So bleibt die Aufnahme jener Wissenschaft eine principlose, und dies muß sich dann auch natürlich wesentlich in der Berücksichtigung zeigen, die man ihr zu Theil werden läßt. Ja selbst aus keinem der drei Principien, die Herr Direktor Silber¹⁾ aufstellt, wenn er verlangt, daß das Gymnasium eine classische, eine deutsche, eine christliche Schule sein soll, vermag er die Berechtigung der Mathematik und der Naturwissenschaften in dem Lektionsplane seiner Schule nachzuweisen.

So scheint es denn gewiß, daß das historische Princip nicht genüge, um die Nothwendigkeit des Lehrplanes der Gymnasien zu begründen und aus ihm die einzelnen Unterrichtsgegenstände herzuleiten. Es wird daher nothwendig, ein anderes Princip aufzusuchen, aus welchem sich das Gymnasium wirklich als ein organisches Ganzes erkennen läßt, damit daraus dann auch die Stellung erkannt werde, welche der Mathematik wirklich zukomme. Ist aber harmonische Entwicklung der geistigen Kräfte das Princip jeder Erziehung, so wird es sich nur darum handeln, in welcher speciellen Weise das Gymnasium diese zu erstreben hat. Nun können wir uns zwar trotz vieler entgegengesetzter Meinungen noch immer nicht entschließen, das Gymnasium wesentlich für etwas Andres, als für eine Vorschule zur Universität anzusehen. Denn wenn auch, so zuletzt in dieser Zeitschr. S. 148, darauf aufmerksam gemacht worden ist, daß die Schüler der Gymnasien, auch aus den oberen Klassen, zu den verschiedensten Berufen abgehen, ohne die Universität zu besuchen, so

¹⁾ Progr. v. Oels. 1855.

meinen wir doch erstens, daß, wenn das Gymnasium ein in sich geschlossenes Ganzes, einen wirklichen Organismus bilden soll, es in seinem Principe nicht auf diejenigen Rücksicht nehmen kann, welche aus den verschiedensten Klassen abgehen, ferner aber auch nicht auf diejenigen, für welche erst nach und nach, und ohne daß eine innere Aenderung in jenem Organismus dadurch veranlaßt worden wäre, die Reskripte der verschiedenen Ministerien die Ableistung der Abiturientenprüfung vorgeschrieben haben. Aus praktischen Rücksichten wird, soweit es unbeschadet des allgemeinen Principes geschehen kann, ein gewisser Abschluß mit der Tertia gemacht werden für die große Zahl derer, welche auf dieser Stufe die Anstalt verlassen; überdies wird sich ein solcher auch von selbst aus der Altersstufe dieser Klasse ergeben. Da ferner das Gymnasium ein Ganzes ist, so wird auch auf demselben ein Abschluß der Bildung erreicht werden, der zwar seine eigentliche Fortsetzung auf der Universität zu suchen hat, aber auch für andere Berufsarten eine geeignete Vorbildung gewähren kann. Beide Rücksichten dürfen aber, glaube ich, das eigentliche Princip des Gymnasiums nicht stören. Doch wir brauchen hier auf diese Streitsfrage nicht einzugehen, ebenso wenig als auf die andere, ob man die Realschulen für überflüssig und dann für schädlich, oder für notwendig hält. Wir werden unsern Zweck erreichen, wenn wir, allerdings sehr äußerlich, auf die längere Zeit Rücksicht nehmen, während welcher das Gymnasium auf seine Schüler zu wirken vermag, und auf die größere Befähigung, welche bei seinen Schülern vorauszusetzen ist. Wir wollen, wie Herr Landfermann es ausdrückt, das Gymnasium nur als eine Anstalt für diejenigen betrachten, denen „die Lebensverhältnisse Mittel und Mufse darbieten, höhere Schulbildung sich anzueignen“¹⁾. Aber darauf kommen wir zurück, diese Bildung muß eine harmonische sein. Diese Harmonie, diese Einheit in der Mannichfaltigkeit, welche eben darum keine Einseitigkeit sein darf, setzt einen einigen Zweck, dem Alles dienen muß, voraus. Dieser Zweck hat aber eine formale und eine materiale Seite. In ersterer Beziehung, auf die es uns hier weniger ankommt, ist derselbe darin gegeben, daß der Geist, welcher ausgebildet ist, trotz seiner verschiedenen Kräfte eben selbst eine Einheit ist. Daraus entsteht die Forderung, die an den gesammten Unterricht, sowohl von Seiten der Methode, als der Disciplin, zu stellen ist, daß sämmtliche geistigen Kräfte ausgebildet werden, aber so, daß stets der ganze Mensch als eine Einheit ins Auge gefaßt werde. — In Hinsicht des Unterrichtstoffes ist die Einheit in der Wissenschaft gegeben, deren Zweck die Erkenntniß der Wahrheit ist; aus diesem Grunde darf kein wesentlicher Zweig der Wissenschaft unberührt bleiben; aber ebenso darf keiner sich isoliren, kein einzelner, auch noch so wichtiger, sich als Centrum, als Selbstzweck hinstellen wollen. Beides greift aber wesentlich in einander; denn insofern eben die

¹⁾ a. a. O. S. 746.

verschiedenen Seiten des Geistes in den verschiedenen Disciplinen zur Erscheinung gekommen sind, werden umgekehrt durch diese Disciplinen die verschiedenen geistigen Kräfte gebildet werden. Handelt es sich nun für uns besonders um den Unterrichtsstoff, so haben wir zu fragen, welches die Objekte menschlicher Erkenntniß sind. Dies sind aber Natur, Mensch und Gott. Und so muß auch jeder Unterricht seinen Stoff in dieser dreifachen Weise gliedern. Dies geschieht in der Elementarschule, geschieht in der Volksschule, geschieht auf der Universität, geschieht in jeder Schule, die nicht bereits Fachschule sein will. Dies muß in entsprechender Weise auf dem Gymnasium geschehen. Die Grundlage aller Erkenntniß der Natur ist die Größenlehre, auf ihr beruht die Naturwissenschaft selbst; der geistige Theil des Menschen wird erkannt in der Sprache, dann in seiner Geschichte; die Erkenntniß Gottes wird durch den Religionsunterricht vermittelt. Wie aber der Mensch höher steht, als die Natur, und der menschlichen Erkenntniß einen weit tieferen und vielseitigeren Stoff darbietet, so muß denjenigen Disciplinen, die sich mit der Erkenntniß des Menschen beschäftigen, also den Sprachen, von Seiten der Grammatik sowohl, als ihrer Literatur, und der Geschichte eine weit intensivere Berücksichtigung zu Theil werden, als denjenigen, welche auf die Erkenntniß der Natur ausgehen, der Mathematik und den Naturwissenschaften. Und wie Gott ist Alles in Allem, so muß auch das religiöse Princip allen Unterricht durchdringen und nicht auf die einzelnen Religionsstunden beschränkt sein; es muß alle Erkenntniß der Natur und des Menschen nur dazu dienen, zur Erkenntniß Gottes zu führen. — Je allgemeiner aber der einzelne Unterrichtsgegenstand, je mehr er die Grundlage für andere bildet, desto nachdrücklicher wird er betrieben werden müssen, so lange es sich, wie auf dem Gymnasium, um einen Unterricht handelt, der eine allgemeine Bildung, der eine Vorbildung geben, also noch kein abschließender Fachunterricht sein soll. Dies gilt nun von den Sprachen einerseits, von der Mathematik andererseits, und im Vergleich mit ihnen haben Geschichte und Naturgeschichte erst die zweite Stelle einzunehmen. — Auf diese Weise ist jeder Disciplin die ihr zukommende Stelle in der Reihe der übrigen bezeichnet, das Gymnasium als ein wirklicher Organismus und, worauf es uns hier vorzugsweise ankam, die principielle Berechtigung der Mathematik und der Naturwissenschaften in demselben nachgewiesen. Mit ihrem Ausfalle würde die Grundlage zu einer für die allgemeine Bildung durchaus nothwendigen Kenntniß fehlen, nämlich die Grundlage für die Erkenntniß der Natur. Das, was uns körperlich umgiebt, darf nicht bloß als ein Gegenstand erscheinen, der bald fördernd, bald hindernd uns gegenübertritt, nicht bloß als ein Gegenstand des Genusses oder des Schmerzes, der Lust oder Unlust, es muß auch als ein Gegenstand der Erkenntniß zum Bewußtsein kommen, in welchem sich die Weisheit des Schöpfers nicht minder, oft aber reiner und ungetrübter

offenbart, als in dem menschlichen Geiste, seiner Sprache, seiner Geschichte.

Dasselbe Verhältniß zwischen der Mathematik und den Sprachen, welches wir in dem Vorigen nachgewiesen haben, und wonach jene, wenn gleich minder bedeutend, als diese, ihnen doch coordinirt, nicht subordinirt sind, haben wir zu unsrer grossen Genugthuung auch in der Ministerialverfügung vom 12. Januar wiedergefunden, wenn es daselbst heisst, „dass eine Compensation schwächerer Leistungen in der Mathematik durch vorzügliche philologische und umgekehrt“ zulässig sei. Hat aber die Mathematik eine solche Bedeutung, dann verlangen wir auch, dass sie eine Stellung einnehme, die es ihr möglich macht, die in ihr liegenden Bildungsmittel zur Anwendung zu bringen, um eine dem anderweitigen Bildungsstande des Schülers entsprechende Grundlage auch für diese Kenntnisse fest zu legen, eine Stellung, die sie auch vor den Augen der Schüler darstellt als eine Wissenschaft, welche die Elemente einer höchst wichtigen Seite des menschlichen Wissens lehrt. So ist denn auch von jeher in der Theorie die Mathematik zu den Hauptfaktoren des Unterrichtes gerechnet, nicht als eine Nebensäule betrachtet worden, und so ist ihr, Dank den Behörden! das frühere Maass der 3, resp. 4 Lehrstunden unverkürzt geblieben, ein Maass, welches gleichwohl ohne Ungerechtigkeit gegen andere Fächer für alle Klassen auf das von 4 Stunden hätte erhöht werden können. Darum muss ihr aber auch ein entsprechender Theil der häuslichen Thätigkeit zugestanden werden, darum muss für die Beurtheilung der Kenntnisse bei den Versetzungen, bei der Abgangsprüfung auf sie die entsprechende Rücksicht genommen werden, indem Unkenntnis in derselben ausdrücklich den Mangel eines für die allgemeine Bildung durchaus wesentlichen Bestandtheiles involvirt; denen aber, die besondere Neigung für diesen Gegenstand haben, muss Anregung und Gelegenheit zu freiwilliger ausgedehnter Beschäftigung mit demselben gegeben werden. Wird aber diese Bedeutung der Mathematik von dem gesammten Collegium mit Wort und That anerkannt, so wird auch von einem nicht ungeschickten Lehrer an Allen, denen die auch für die anderen Gegenstände erforderliche Befähigung nicht abgeht, das vorgeschriebene Pensum ohne irgend welche besondere Belastung der Schüler erreicht und unter günstigen Verhältnissen, zu denen wir namentlich die Theilung der oberen Klassen rechnen, auch darüber hinausgegangen werden können. Es handelt sich aber für uns schliesslich gar nicht so ängstlich darum, dass grade das Pensum absolvirt werde, als darum, dass der Mathematik ihr Einfluss ungeschwächt gewahrt bleibe. Ist daher nur von dem betreffenden Lehrer darauf gehalten worden, dass ein gleichmässiges und sicheres Fortschreiten der grossen Mehrzahl Statt finde, und er von dem Direktor und dem Collegium dadurch unterstützt worden, dass nicht Einzelne trotz gröblicher Vernachlässigung in einem der wichtigsten Unterrichtsgegenstände, oder trotz mangelnder Befähigung im Allgemeinen, trotz mittelmässiger Kennt-

nisse in den Sprachen und ungenügender in der Mathematik durch die Klassen fortgeschoben worden, so wird in der Prima auch an denen, die in Folge ihrer individuellen Richtung ihren Fleiß mehr anderen Disciplinen zuwenden und für dieselben mehr Befähigung zeigen, der mathematische Unterricht nicht erfolglos bleiben.

Bisher hatten wir die Stellung der Mathematik bestimmt, indem wir auf den Stoff hinwiesen, mit dem sie sich beschäftigt und dessen Erkenntniß sie begründet. Die Wichtigkeit, welche der Mathematik für die formale Bildung innewohnt, und welche nur bis zu einem gewissen Grade durch die Grammatik ersetzt werden kann, ist bereitwillig zugestanden worden, vielleicht mehr zugestanden, als erfahren. Auch das sittlich bildende Moment, welches in derselben liegt, wird wohl vielfach anerkannt. Darum wollen wir auch nur auf einen Punkt mit Deinhardt, dem wir ja auch in dem Vorstehenden uns wesentlich angeschlossen haben, aufmerksam machen, daß nämlich in der Mathematik dem Gymnasium ein besonderes Mittel gegeben ist, schon frühzeitig den Schüler zu systematischer Behandlung eines Gegenstandes zu gewöhnen und ihm in derselben das Bild einer streng gegliederten Wissenschaft zu geben. Hiermit wollen wir nicht jener Systematik das Wort reden, nach welcher in verkehrter Weise zu streben den Fachlehrern vielfach vorgeworfen worden ist, und vor welcher auch die Ministerialverfügung vom 7. Januar warnt; dieselbe kann allerdings auch in dem mathematischen Unterrichte in schädlicher Weise erstrebt werden, so daß darüber die Uebung des Nothwendigen verabsäumt wird. Dies geschieht, wenn systematische Schwierigkeiten einzelner Punkte schon auf einer Stufe erledigt werden sollen, wo das Einfache und Leichtere erst zur Fertigkeit gebracht werden muß. Aber es ist ja bekannt, daß der ganze mathematische Unterricht an sich wesentlich systematisch ist, und so verlangt das Regulative von 1834 ausdrücklich, daß der Abiturient außer den Kenntnissen in den einzelnen mathematischen Disciplinen „hauptsächlich eine klare Einsicht in den Zusammenhang sämmtlicher Sätze des systematisch geordneten Vortrages“ oder, wie es einfacher in der Ministerialverfügung vom 12. Januar heißt, „eine klare Auffassung der einzelnen Sätze und ihres Zusammenhanges“ gezeigt habe. Durch zweierlei Einrichtungen habe ich noch besonders auf Erreichung dieses Zweckes hingearbeitet. Zunächst lasse ich in wöchentlichen freien Vorträgen, auf die sich jederzeit derjenige Theil der Primaner, der nicht zur Abgabe der oben erwähnten schriftlichen Arbeiten verpflichtet ist, zu präpariren hat, den Zusammenhang einer ganzen Satzreihe aus den verschiedensten Gebieten, oder das allgemeine Verfahren für gewisse Operationen, oder die Fundamentalsätze der einzelnen Disciplinen, oder den Gang in den Beweisen schwierigerer Sätze, besonders solcher, in denen eine principielle, sich also auch in anderen Sätzen findende Schwierigkeit Statt hat, u. A. darlegen.

Dies giebt zugleich fortwährend Gelegenheit, die Pensen der früheren Klassen oder Semester zu repetiren und „aus verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten“. — Ferner kann es nach dem Obigen als eine Aufgabe des mathematischen Unterrichtes angesehen werden, daß in der Prima beim Abschlusse des Gymnasialcursus durch eine allgemeine Uebersicht des ganzen Gebietes der Elementarmathematik in derselben ein Bild einer Wissenschaft gegeben werde. Da man gewöhnlich vier verschiedene Generationen in der Prima vertreten findet (in der Hauptsache nur zwei, wenn, wie an unsrer Anstalt, der jährige Cursus die Regel und Versetzungen nach der Prima auch im Laufe des Jahres nur eine geringfügige Ausnahme bilden), so läßt sich dies nicht ganz so ausführen, wie man es wünscht. Ich glaube aber den Zweck im Wesentlichen dadurch zu erreichen, daß ich für den Schluß des einen Jahres, in dem ich mich besonders mit dem arithmetischen und algebraischen Theile des Primanerpensums beschäftigt habe, eine Uebersicht über das ganze Gebiet der Arithmetik und Algebra und am Schlusse des andern Jahres, welches der Behandlung der geometrischen Theile zugewiesen ist, ebenso eine Uebersicht des ganzen Gebietes der Geometrie gebe, indem sich in beiden Fällen die Trigonometrie, das eine Mal von ihrer geometrischen, das andere Mal von ihrer arithmetischen Seite anschließt.

Wir hätten hiermit die Aufgabe, die wir uns gestellt hatten, erreicht. Aber wir können nicht schliessen, ohne auch noch ein Wort über das mit der Mathematik so eng verbundene Gebiet der Naturwissenschaften hinzuzufügen. Die Wichtigkeit einer allgemeinen, nicht einseitigen Schulbildung für jedes weitere freie Studium einer Wissenschaft einerseits und andererseits die Nothwendigkeit einer mathematischen Grundlage für jede wissenschaftliche Behandlung der Naturwissenschaften hat berühmte Auktoritäten auf diesem Gebiete zu dem Ausspruche veranlaßt, daß sie für ihre Schüler gern der auf den Gymnasien erworbenen physikalischen Vorkenntnisse entzöhen würden, wenn nur eine tüchtige Bildung in den alten Sprachen und der Mathematik erreicht sei. Diese Behauptung, bei welcher es sich nur um diejenigen handelte, welche sich nachher einem wissenschaftlichen Studium der Naturwissenschaften zuwenden wollten, ist von mehreren Seiten begierig aufgenommen worden, um dadurch die Ausschließung dieses Unterrichtsgegenstandes von den Gymnasien überhaupt zu begründen. Daß aber auch denjenigen, welche nicht die Aussicht zu einer späteren Vervollständigung dieser Kenntnisse haben, die Gelegenheit gegeben werden müsse, die Erscheinungen der Natur als gesetzmäßige zu erkennen (nicht etwa wegen der gegenwärtigen, sondern wegen der allgemeinen principiellen Bedeutung der Naturwissenschaften), darüber darf nach Obigem kein Zweifel sein. So ist auch die Wichtigkeit und der wohlthätige Einfluß eines zweckmäßig ertheilten Unterrichtes in den Naturwissenschaften von Herrn Landfermann in

sehr erfreulicher Weise anerkannt, ja dieser Unterricht gradeu ein „unentbehrlicher“ genannt worden ¹⁾. Was aber die Methode desselben betrifft, so ist man wohl darüber einverstanden, daß es verkehrt sei, der Naturgeschichte in den unteren Klassen eine systematische Behandlung zu Theil werden zu lassen, und es wird gern zugegeben werden, daß die Uebung in der „schweren Kunst des gründlichen und verständigen Anschauens“ der formale, die Erkenntniß des natürlichen Lebens der materielle Zweck sein muß, daß beide aber durch eine gründliche und eingehende Betrachtung des Individuums und nicht durch ein Erlernen einer Masse von Einzelheiten erreicht werden können.

Aber darüber sind die Stimmen der Schulmänner, wie man unter Anderm in Hamburg gesehen hat, sehr getheilt, welche Behandlung der Physik zu Theil werden solle ²⁾. Einige wollten ausdrücklich eine mathematische; dieser Ansicht stehen diejenigen gegenüber, welche meinen, man dürfe denen, welche etwa in der Mathematik zurückgeblieben sind, nicht auch die Fortschritte in der Physik dadurch unmöglich machen, daß man die letztere auf die erstere begründe. Andere wünschten eine historische Behandlung der Physik; „wenn man der Jugend zeige, wie man allmählich dazu gekommen sei, eine Kraft wahrzunehmen und aus den Erscheinungen ein Gesetz zu erschließen, werde man mehr Interesse erwecken und mehr Nutzen stiften, als wenn man mathematisch calculirend und demonstrirend die Gesetze erläutere“. Gewiß muß zugegeben werden, daß es ein ganz besonderes Interesse erregt, wenn man, wie es z. B. in der Lehre der Elektrizität vielfach geschehen ist, die allmähliche Erweiterung und Berichtigung der Erkenntniß dieser wunderbaren Naturkraft verfolgt. Aber man darf nicht vergessen, daß dieses Verfahren sich nur für verhältnißmäßig sehr wenige Partien durchführen läßt, und daß bei einer solchen Behandlung nicht bloß ein bedeutender Umweg gemacht wird, sondern daß man genöthigt ist, die Schüler durch die irrthümlichen Auffassungen früherer Zeiten hindurchzuführen, wobei die Gefahr der Vermengung des Richtigen mit dem Falschen äußerst nahe liegt. Sonach glauben wir nicht, daß diese Methode als Regel aufgestellt werden könne, halten es aber für höchst wünschenswerth, sie bei den dazu sich besonders eignenden Partien eintreten zu lassen oder wenigstens der Aufstellung der Gesetze einer Naturkraft die Erzählung von der Entdeckung derselben und der fortschreitenden Entwicklung ihrer Erkenntniß hinzuzufügen.

Von einer Seite ist erklärt worden, Experimentalphysik sei entschieden auf die Universität zu versparen. Es ist dieses Urtheil gewiß die Folge zahlreich gemachter Erfahrungen, daß das Experiment viel häufiger einen geordneten Unterricht gestört als gefördert habe, daß die Aufmerksamkeit durch die Apparate zerstreut und oft grade von dem abgezogen worden ist, was durch

¹⁾ a. a. O. S. 747.

²⁾ Jahn's Jahrb. 1856. S. 92 ff.

dieselben gelehrt werden sollte; denkt man ferner an die häufige Ungeschicklichkeit der Lehrer, die auf der Universität vorzugsweise Mathematik getrieben und die Physik nur aus Büchern gelernt haben, ohne je selbst Versuche gemacht zu haben, ja denkt man auch nur an die nicht unbeträchtlichen Geldmittel, die jährlich auf die Vervollständigung oder Erhaltung des physikalischen Apparates verwendet werden, so kann man sich über ein solches Urtheil nicht verwundern, es im Gegentheil nur gerechtfertigt finden. — Andererseits wird man doch nicht leugnen können, daß ein Verfahren, wonach man Physik ohne alle Versuche, sei es entwickelnd oder vortragend, lehrt, demselben Vorwurfe unterliegen würde, den man einer fehlerhaften Behandlung der Naturgeschichte in den unteren Klassen gemacht hat, daß man nämlich thue, „als ob es eine Natur bloß in den Büchern gebe“. — Es wird sich also fragen, ob sich jene Uebelstände nicht beseitigen lassen sollten. Da muß nun bemerkt werden, daß bei der immer größeren Wichtigkeit der Naturwissenschaften und dem allgemeinen Interesse, welches sie erregen, es immer seltener wird, daß diejenigen, welche sich einmal diesen Unterrichtsweisen zugewendet haben, auf der Universität die Physik nur ganz gelegentlich neben der Mathematik betreiben. Im Gegentheil wächst die Anzahl derer, welche bereits auf der Universität zu experimentiren anfangen und sich in den Laboratorien und physikalischen Kabinetten der Docenten die nöthige Fertigkeit zu erwerben suchen. Wie manche tüchtige Männer haben wir aus dem Giessenschen Laboratorium hervorgehen sehen! Ebenso hören wir, daß auch in Halle neuerdings die Studirenden eine von ihnen mit vielem Eifer entgegengenommene Anregung und Anleitung zu selbstständigen physikalischen Untersuchungen erhalten. Hierbei werden sie durch die methodischen Anweisungen außerordentlich unterstützt, welche die ausgezeichneten, auch von den Behörden theils empfohlenen, theils ausschließlich bevorzugten Werke eines Stöckhardt und F. E. J. Crüger geben, in denen dieselben auf eine meisterhafte Weise gelehrt haben, wie man die Gesetze der Natur mit den geringfügigsten Mitteln zu beobachten vermöge. Durch die Benutzung dieser ebenso interessanten, als lehrreichen Bücher muß der Ungeschicklichkeit der Lehrer und den daraus für den Unterricht entspringenden Uebelständen wirksam abgeholfen und in jenen selbst Lust und Liebe zum Experimentiren erweckt werden. Mit dieser Einfachheit der Versuche verbinden sich aber auch sehr wesentliche andere Vortheile. Zunächst schätzen wir den pecuniären nicht gering, daß es in der Hauptsache eines bedeutenden physikalischen Apparates nicht bedarf und daher die dafür aufgewendeten Kosten wesentlich gemindert werden, um so mehr, als der betreffende Lehrer durch die größere erlangte mechanische Geschicklichkeit sich selbst Manches leicht herzustellen, Beschädigtes wieder auszubessern im Stande sein wird. Während ferner durch den Glanz, die Größe und die zu wissenschaftlicher Genauigkeit allerdings erforderliche Complicirtheit der eigentlichen Apparate

die Gesetze selbst und namentlich der Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung dem Auge des Anfängers oft verdeckt wurden, und die Aufmerksamkeit leicht von dem abgezogen wurde, was beobachtet werden sollte, ist durch jene einfachen Versuche dieser Uebelstand vermieden worden. Der Schüler sieht die Erscheinung in einfachster Gestalt; was dadurch verloren geht, daß sie nicht mit äußerster Präcision, nicht so eklatant hervortritt, wird dadurch gewonnen, daß ihr Zusammenhang mit der Ursache deutlicher wird. Der Schüler lernt aber auch erkennen, daß die physikalischen Gesetze nicht bloß in dem physikalischen Kabinette zur Erscheinung kommen, sondern daß es eben Naturgesetze sind, die er, wenn er aufmerksam sein wollte, täglich als die Ursache tausendfacher ihn umgebender Erscheinungen beobachten könnte. Und was nicht minder hoch anzuschlagen ist, er wird von selbst dazu angereizt, den gesehenen Versuch mit denselben oder ähnlichen Hülfsmitteln, die ihm ebenfalls in dem Hause der Seinigen, in der Küche seiner Mutter zu Gebote stehen, zu wiederholen. Ferner ist der Lehrer nicht genöthigt, viel Zeit auf die Vorbereitung des Experimentes theils vor, theils in der Stunde zu verwenden; er braucht nicht seine Aufmerksamkeit länger von den Schülern ab auf das Experiment zu richten. — Wir glauben auch kaum, daß diejenigen, welche sich gegen Experimentalphysik erklärt haben, eine solche Art derselben im Auge gehabt haben, welche, wie es uns scheint, die früher gerügten Uebelstände vermeidet, ohne den eigenthümlichen Charakter der Naturwissenschaft, als einer wesentlich empirischen, aufzugeben.

Ebensowenig aber halten wir es für gerechtfertigt, eine mathematische Behandlung auszuschließen. Im Gegentheil glauben wir grade dadurch eine größere Harmonie des Unterrichtes herzustellen, daß wir Physik und Mathematik innig mit einander verbinden und auf einander beziehen, und zwar ebensowohl, um die Anwendung der Mathematik nicht bloß auf oft sehr triviale Vorfälle des täglichen Lebens, sondern auch auf Fragen der Wissenschaft zu zeigen, als auch, um den innigen Zusammenhang der physikalischen Gesetze und diese selbst in ihrer vollen mathematischen Bestimmtheit und Genauigkeit nachzuweisen. Daß endlich das Interesse, welches aus einer historischen Behandlung hervorgeht, an solchen Stellen, wo die Auffindung der Gesetze das Resultat fortgesetzter Versuche ist und wo sich der allmähliche Fortschritt in kurzer übersichtlicher Weise darstellen läßt, nicht abzuweisen sei, haben wir bereits oben erwähnt.

In welchem Umfange aber die Physik unterrichtet werde, darauf wird es viel weniger ankommen, als daß die dafür ausgeworfene Zeit von dem Lehrer getreulich benutzt und auch dieser Unterricht von der Behörde und dem Collegium als nothwendig erkannt werde. Dies scheint uns nun aber nach dem Resultate, zu welchem Herr Landfermann in Betreff des Unterrichtes in der Naturgeschichte gelangt und welches im Wesentlichen mit den Bestimmungen der Ministerialverfügung vom

7. Januar übereinstimmt, nicht der Fall. Wir geben zu, daß an manchen, vielleicht an vielen Orten der Unterricht recht mangelhaft erteilt worden sei; wir glauben aber, daß dies wesentlich in der Unkenntniß der Lehrer, die sich mit dem Stoffe nicht auf dem natürlichen Wege, sondern nur durch Bücher vertraut gemacht und daher auch nur aus dem Buche zu lehren vermocht haben, gelegen hat. Ebenso sagt Herr Landfermann: „Nicht nur Lehrer, denen es selbst an lebendiger Naturkenntniß fehlt, mit welchen manche Anstalt sich behelfen muß, treiben es so; auch unter denen, die des Faches wirklich Meister sind, finden sich manche, namentlich solche, die erst in reifen Jahren als Autodidakten (also doch auch nicht in normaler Weise) sich demselben zugewendet haben, welche das schulmäßige, elementare, fruchtbare Verfahren nicht zu treffen wissen“¹⁾. Nun ist es aber gewiß, daß bei der steigenden Wichtigkeit der Naturwissenschaften auch die Anzahl derjenigen Lehrer zugenommen hat, welche auf der Universität sich bereits die erforderlichen Kenntnisse praktisch und theoretisch angeeignet haben. Und so dürften die meisten der jüngeren Lehrer, welche sich die *facultas* für den Unterricht in der Mathematik und den Naturwissenschaften erworben haben, nicht bloß die formelle Qualifikation besitzen, sondern auch die methodische, die vorzugsweise in einer anregenden, anschaulichen Behandlung des Gegenstandes besteht, sehr bald erlangen. Denn das glauben wir nicht zugeben zu können, daß der Unterricht in der Naturgeschichte an sich besonders schwierig wäre. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß ein passender geographischer Unterricht, der nach der Verfügung vom 7. Januar theilweise an die Stelle des naturgeschichtlichen gesetzt werden soll, eine weit größere Schwierigkeit darbietet, die unter den gewöhnlichen Verhältnissen noch dadurch wächst, daß dieser Unterrichtsgegenstand entweder Anfängern als Nebestunde oder unstudirten wissenschaftlichen Hilfslehrern zugetheilt ist, die ihn dann eine lange Reihe von Jahren hindurch unverändert in derselben Weise behandeln, Uebelstände, die für den naturgeschichtlichen wesentlich seltner eintreten werden, da derselbe gewöhnlich in der Hand eines Fachlehrers liegen wird. Und doch wird man den geographischen Unterricht, der auch gewiß an vielen Schulen in den unteren Klassen herzlich schlecht gegeben wird, nicht ausfallen lassen wollen. Hält man nun den Unterricht in der Naturgeschichte für wichtig, ja für unentbehrlich, wie Herr Landfermann sagt, so folgt, wie es uns scheint, für die Behörde die Verpflichtung, daß sie nach Möglichkeit für geeignete Lehrer Sorge trägt, für die Direktoren aber, daß sie die betreffenden Lehrer in passender Weise zu einer zweckmäßigen Behandlung des Gegenstandes anweisen und anhalten. Will man aber bei dem Mangel eines ganz geeigneten Lehrers den Unterricht ohne Weiteres ausfallen lassen, wie es die Ministerialverfügung vom 7. Januar bestimmt, so liegt die Gefahr nahe,

¹⁾ a. a. O. S. 765.

dafs sich die Anzahl tüchtiger Lehrer wieder mehr vermindert. Diejenigen nämlich, welche sich dem Studium der Mathematik und Naturwissenschaften zuwenden, werden, wie es früher so vielfach geschah, nur die erstere und allenfalls Physik zum Hauptgegenstande ihres Studiums machen, indem sie wissen, dafs mangelnde Kenntnifs in der Naturgeschichte einer späteren Anstellung kein wesentliches Hindernifs darbieten werde. Aber selbst den angehenden Lehrern, die sich auf der Universität die erforderlichen Kenntnisse erworben haben, wird auf diese Art die für alle anderen Unterrichtsgegenstände gewährte Gelegenheit zu ihrer methodischen Ausbildung genommen sein. — Soll daher diese Bestimmung, mit deren Princip, dafs nämlich statt eines ungeeigneten Unterrichtes in dem einen Fache die Zeit besser auf andere Fächer verwendet werde, wir freilich einverstanden sind, nicht verderblich zurückwirken auf die Ausbildung der Lehrer in der Naturgeschichte und die Folge haben, dafs der für unentbehrlich erklärte Unterrichtsgegenstand alsbald ganz aus den Lektionsplänen verschwindet, so wird es die Aufgabe der Behörde sein, einmal von Jedem, der als Mathematiker eine Anstellung haben will, auch ausdrücklich die *facultas* in den beschreibenden Naturwissenschaften zu fordern, andererseits in den Gymnasien, wo sie nach der neuesten Verfügung den Unterricht ausfallen läfst, diesen Ausfall bestimmt als einen Ausnahmezustand zu bezeichnen, für dessen Abstellung sobald als möglich Sorge getragen werden müsse.

Nachdem wir uns in dem Vorstehenden bemüht haben, das gute Recht der Mathematik und der Naturwissenschaften auf den Gymnasien gegen die vielfachen Angriffe der neueren Zeit zu schützen, bitten wir zunächst unsere Gegner, die Unvollkommenheit der Vertheidigung nicht dem Gegenstande zur Last zu legen. Dann aber möchten wir sie ersuchen, ehe sie ein Urtheil aus dieser oder jener angeblich allgemein bekannten Erfahrung ziehen, zuvor die Richtigkeit derselben objektiv und unparteiisch zu prüfen und, um hierzu einen sicheren Maafsstab zu haben, frühere Zeiten und andere Unterrichtsgegenstände zu vergleichen. Es dürfte sich dann gewifs manche Schwierigkeit auf dieselbe Weise erledigen, als jene Frage, welche einst der Berliner Akademie über die Ursache einer auffallenden Naturerscheinung vorgelegt wurde. Dieselbe antwortete, sie erkläre sich einfach dadurch, dafs sie nicht wahr sei.

Züllichau.

Erler.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Programme der Provinz Sachsen.

(Mich. 1855 und Ostern 1856.)

Eisleben. Analytische Auflösung geometrischer Aufgaben. Von dem Prof. Dr. Kroll. 18 S. — An die Stelle des am 11. Mai 1855 verstorbenen Directors Dr. Ellendt wurde der Prof. Schwalbe vom Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg berufen und am 29. Oct. in sein Amt eingeführt. — Schülerzahl am Schlusse des Schuljahres 197.

Halberstadt. Themata zu schriftlichen Privatarbeiten für die oberen Klassen. Von Dr. Rehdantz. 24 S. — Die Förderung des Privatstudiums der Schüler ist in neuester Zeit als eine wichtige Aufgabe der Gymnasien bezeichnet worden. Wenn dasselbe sich der Natur der Sache nach auch vorherrschend den Hauptgegenständen des Gymnasialunterrichts, der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur, zuwenden wird, so darf man dasselbe doch keineswegs, wie es hier und da den Anschein gewinnt, ausschließlich darauf beschränken wollen. Jeder Unterrichtsgegenstand kann auch Gegenstand des Privatstudiums für den Schüler werden, wenn ihn innere Neigung auf denselben hinführt und zu eigenem und selbstthätigem Forschen und liebevollem Vertiefen in denselben veranlasst. Gerade die Weckung und Förderung freier Thätigkeit auf dem Gebiete des Gymnasialunterrichts im Gegensatz der gesetzlich von allen gleichmäßig geforderten Arbeit ist eine Haupttendenz des Privatstudiums, und erst hierdurch erhält der echt wissenschaftliche Sinn seine Nahrung, seine Befriedigung, sein volles Recht. Man sollte daher das Privatstudium nicht sowohl gesetzlich befehlen, als die Lust dazu wecken und durch zweckmäßige Leitung fördern und beleben, wie das für die klassische Privatlectüre auch durch Ministerialinstruction vorgeschrieben ist; man sollte dasselbe nicht auf die klassischen Studien beschränken, sondern ihm auch andere Bahnen frei lassen, wenn Naturanlage und Neigung dahin führen. Nur das ist zu verhindern, daß daraus nicht ein oberflächlicher Dilettantismus, sondern wirklich ein ernstes Studium, eine gediegene wissenschaftliche Thätigkeit werde. Die Privatstudien werden sich immer von irgend einer Seite her an den Schulunterricht anlehnen müssen und nach Inhalt und Form auf denselben weiter bauen. Hier ist es nun eben die Aufgabe des Lehrers, recht frucht-

bare Anknüpfungspunkte aufzufinden und den Gang der Privatstudien so zu leiten, daß sie innerhalb des der Schule gesteckten Bildungskreises sich bewegen und die wesentliche Aufgabe derselben fördern helfen. Um dies Ziel zu erreichen, wird es jedenfalls von großem Nutzen sein, dem Schüler bei seinen Privatstudien gewisse Aufgaben zu stellen, die seiner Thätigkeit eine bestimmte, im Kreise der Schule liegende und die Zwecke derselben fördernde Richtung geben und dem Lehrer die Gelegenheit bieten, die Thätigkeit des Schülers und die Resultate derselben zu controliren. Nach dieser Richtung hin die klassische Privatlectüre zu fördern, ist die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung. Sie giebt eine reiche Sammlung von Themen zu schriftlichen Arbeiten, welche sich an die öffentlichen und Privatlectüre anschließen, und theilt die Erfahrungen mit, welche der Verf. auf diesem Gebiete gemacht hat. Die Themata sind nach folgenden Rubriken geordnet: I. Arbeiten zur Aneignung der *copia verborum*: A. durch phraseologische Sammlungen vom sachlichen Standpunkte aus; B. durch phraseologische Sammlungen auf dem Gebiete der Metapher; C. durch Sammlungen auf dem Gebiete der Etymologie oder Wortbildungslehre; D. durch Sammlungen auf dem Gebiete der Synonymik. II. Arbeiten aus dem Gebiete der Syntax: A. aus der Casuslehre mit Einschluss der Präpositionen; B. aus der Tempuslehre; C. aus der Moduslehre mit Einschluss der Conjunctionen. III. Arbeiten aus dem Gebiete der Stilistik: A. Die einzelnen Glieder eines Satzes haben nicht immer dieselbe logische Geltung in beiden Sprachen; darum entsprechen einander nicht selten verschiedene grammatische Redetheile. B. Die Stellung und Gegenstellung der Wörter und Sätze in den alten Sprachen. C. Die Verbindung lateinischer unabhängiger Sätze und Perioden. — Wir erkennen die Arbeit im Allgemeinen als eine vom pädagogischen Standpunkte aus sehr dankenswerthe an, ohne ihr jedoch in allen einzelnen Stücken beipflichten zu können. Wenn gleich der Verf. sich dagegen verwahrt, bei der Auswahl der Arbeitsstoffe den künftigen Philologen im Auge gehabt zu haben, so hat er doch gerade diese Klippe, woran nicht selten der Unterricht vieler Philologen *ex professo* scheitert, nicht immer vermieden; er ist über den Kreis von Aufgaben, die von dem allgemeinen Standpunkte der Gymnasialbildung dem Schüler gegeben werden dürfen, oft weit hinausgegangen; er hat Themata gestellt, die für den philologisch durchgebildeten Lehrer, nicht für den Schüler sich eignen, wie dafür schon der Umstand spricht, daß sie in Gymnasialprogrammen, auf welche der Verf. verweist, behandelt sind; ja er hat Aufgaben in Vorschlag gebracht, die in das Gebiet der philologischen Mikrokologie hinübergreifen und deren Bedeutung für die philologische Wissenschaft der Schüler noch gar nicht zu fassen und zu würdigen vermag. Der Verf. hat in solchen Fällen den Standpunkt des Lehrers und dessen Interessen mit dem des Schülers verwechselt; er stellt Anforderungen an den Schüler, die seine Zeit und seine Kräfte übersteigen oder ihn wenigstens so einseitig in diese Art von Studien hineindrängen, daß die übrige Gesamtbildung desselben darunter nothwendig beeinträchtigt werden muß. Wenn solche Privatarbeiten nicht mehr dem freien Ermessen des Schülers überlassen, sondern wohl gar von ihm gefordert werden, so dienen sie nur dazu, entweder ihm die rechte Lust und Freude an den klassischen Studien zu verleiden, oder seine Thätigkeit bei der Privatlectüre vorherrschend auf derartige unfruchtbare Sammeleien zu richten, worüber die tiefere Erfassung des Gedankeninhalts und der schönen sprachlichen Darstellung verloren geht und verkümmert. Auf diese Weise wird der Schüler nicht dahingeführt werden, die Klassiker lieb zu gewinnen und ihnen diese Liebe auch über die Schule hinaus zu erhalten, sondern er wird froh sein, am Ende seiner Schullaufbahn sie über Bord werfen

zu können, weil sie ihm mehr Mühe und Arbeit verursacht, als Freude und Erquickung gewährt haben. — Unter den aufgestellten Aufgaben halten wir die unter I, A. B. vorgeschlagenen phrasologischen Sammlungen für zweckmäßig. Sie werden von dem Schüler gern gefertigt, weil er sich dadurch im leichteren und tieferen Verständniß der Schriftsteller wie bei der Anfertigung schriftlicher Stilübungen wesentlich gefördert findet. Dagegen können wir uns mit den meisten unter I, C. aufgeführten Aufgaben nicht befreunden. Sie sind theils als bloße Sammelcielen zu trocken und für die geistige Fortbildung zu unfruchtbar, theils liegen sie über den Standpunkt des Schülers hinaus, theils gehören sie einseitig den besonderen philologischen Fachstudien, nicht dem allgemeinen Gymnasialunterrichte an. Wir wollen nun ein paar Belege dazu anführen: Sammlung der Fremdwörter im Deutschen und Lateinischen, der archaisischen Formen bei Sallust oder der ionischen Formen bei Homer und Herodot, der vorkommenden lateinischen Adverbia, der lateinischen Deponentia, Umlautung des Stammvocals im Lateinischen, Griechischen, Deutschen. Einfluß der Etymologie auf die Quantitätsgesetze. Die Reduplication in der Wortbildung und in der Formenbildung. Geht das Gesetz: Von einem Worte wird immer nur ein Wort verschiedener Art gebildet, streng durch alle drei Sprachen und geht keine Sprache über die vierte Ableitung von dem Wurzelstamm hinaus? Zusammenstellung der in allen drei Sprachen identischen Stämme und daraus entspringenden Wörter. Die Natur der Vocale *a o u*, der Consonanten *l d schm u s. w.* — Aufgaben, wie die meisten der zuletzt angeführten, gehören der strengen Sprachwissenschaft an, die, wie die Wissenschaft als solche überhaupt, gar nicht auf die Schule gehört. Nichts hat der Gründlichkeit unserer Gymnasialbildung mehr geschadet und die Erreichung des eigentlichen und wesentlichen Zweckes derselben mehr gehindert, als die sogenannte Wissenschaftlichkeit und die einseitig philologische Richtung desselben; erstere hat hohle Blasirtheit und eitelen Wissensdünkel erzeugt, letztere — philologische Bildung an die Stelle humanistischer setzend — hat nicht bloß die Herzen vieler Zöglinge, sondern noch viel mehr die des Publicums den Gymnasien und ihren klassischen Studien entfremdet. — Die unter I, D. vorgeschlagenen Sammlungen aus dem Gebiete der Synonymik sind zwar, mit Umsicht und weiser Beschränkung angelegt, nicht zu verwerfen, dürfen jedoch nicht bis in die schwierigeren Forschungen auf diesem Gebiete sich erstrecken, damit der Schüler nicht versucht werde, statt selber zu suchen und zu finden, aus bereiten Hilfsmitteln zu entlehnen und Fremdes für Eigenes auszugeben, wozu die Versuchung nur gar zu groß ist. — Wenn wir einerseits an die Privatarbeiten die Forderung gestellt haben, daß sie innerhalb des Kreises der Gymnasialbildung und ihrer Zwecke überhaupt und dann insbesondere innerhalb der Kenntnisse und des ganzen Bildungsstandes der einzelnen Schüler liegen und für die Förderung ihrer Gesamtbildung fruchtbar und anregend seien, so fügen wir hier noch hinzu, daß sie so gestellt werden müssen, daß der Schüler dabei auf seine eigene Thätigkeit angewiesen und nicht zur Benutzung fremder Hilfsmittel versucht werde, was wissenschaftlich wie moralisch gleich verderblich wirkt. Auch darauf sollte bei allen Privatarbeiten sorgfältig gesehen werden, daß sie wirklich Zeit und Mühe, die darauf verwandt werden muß, lohnen. Ob dies Letztere überall bei den unter No. II. aufgeführten Aufgaben der Fall ist, möchten wir bezweifeln. Bei der Wichtigkeit der grammatischen Studien für den Gymnasialunterricht kann die Zweckmäßigkeit einer sehr großen Anzahl der hier gestellten Themata keinem Zweifel unterliegen; allein wir können nicht umhin, das Bedenken geltend zu machen (wobey der Verf. S. 11 vergeblich zu entkräften sucht), daß bei der ent-

wickelten Methode doch wohl die Autoren immer noch zu sehr als Vehikel der Grammatik erscheinen, und daß die auf etwas umständlichen Wege erstrebten Resultate gewiß mit weniger Zeit und Mühe gleich sicher und zuverlässig erreicht werden können. Abgesehen davon, daß manche der angegebenen Aufgaben über die Arbeitskraft des Secundaners, für den sie doch namentlich bestimmt sind, ja auch des Primaners hinausgehen, wird durch die Bearbeitung vieler derselben und die dabei beobachtete Methode dem Schüler zu viel Schreiberei zugemutet. Mit Recht hat man aber neuerdings höheren Orts durch wiederholte nachdrückliche Erlasse die schriftlichen Arbeiten möglichst zu beschränken sich bemüht und den Hauptnachdruck auf die gewissenhafte Benutzung der Unterrichtsstunden gelegt. Dem Schüler schriftliche Arbeiten, seien es gesetzliche oder freie, direct oder indirect aufzubürden, ist für den Lehrer eine leichte Sache; viel schwerer aber ist ein concentrirter, anregender, eindringlicher, lichter und klarer Unterricht. Von diesem Standpunkte der möglichsten Beschränkung der schriftlichen Arbeiten ausgehend, müssen wir uns hauptsächlich gegen die bei weitem größte Zahl der unter No. III. aus dem Gebiete der Stilistik gewählten Themata erklären. Nur eine sehr kleine Zahl derselben halten wir außerdem für schriftliche Privatarbeiten geeignet und in dem Kreise der Schule liegend. Nägelsbach's Stilistik und Seyffert's *Scholae latinae*, zwei Bücher, die mehr in die Hand des Lehrers, als in die des Schülers gehören, namentlich das letztere, haben den Verf. hier offenbar irre geführt und Aufgaben zu stellen veranlaßt, die gar nicht für die Schule gehören, höchst unfruchtbar sind und auf bloßem Schematismus beruhen. Was in dem ganzen dritten Abschnitte durch schriftliche Privatarbeiten bewirkt werden soll, kann dem größten Theile nach viel kürzer und vielleicht sicherer durch eine richtige Interpretations-Methode, namentlich durch eine in Wahl des Ausdrucks und Satzbildung erstrebte echt deutsche Uebersetzung, so wie durch angemessene Benutzung der den schriftlichen lateinischen Arbeiten zugewiesenen Stunden erreicht werden. Auf die Einzelheiten dieses Abschnittes uns einzulassen, würde zu weit führen und den uns hier gestatteten Raum überschreiten. Ein Anhang (S. 22—24) giebt noch eine Probe von Privatarbeiten, welche der Verf. aus Homer entnommen und beinahe alle von Secundanern und Primanern hat bearbeiten lassen. Viele derselben sind sehr zweckmäßig gewählt, einzelne dagegen zu hoch gegriffen und einseitig philologisch. — Trotz der mannigfachen Ausstellungen, zu denen wir uns im Einzelnen gegen die aufgestellten Themata veranlaßt gesehen, können wir nicht umhin, das Verdienstliche einer solchen, mitten aus der Schulpraxis heraus und für dieselbe geschriebenen Abhandlung anzuerkennen, sind dem Verf. persönlich für die mancherlei Anregung und Förderung dankbar, welche wir seiner Abhandlung verdanken, und zweifeln nicht, daß gar vielen Lehrern die Methode des Verf. Anlaß zur Prüfung ihres eigenen Verfahrens auf diesem Gebiete geben wird. Im dem Stile des Verf. vermissen wir hier und da einfache Natürlichkeit; eine gewisse pointirte Gereiztheit des Ausdrucks fällt manchmal recht unangenehm auf. — Die an der Anstalt neu gegründete neunnte ordentliche Lehrerstelle wurde dem bisherigen Hülfslehrer Dr. Willmann und die Hülfslehrerstelle dem Candidaten O. Kalmus verliehen. — Schülerzahl 238.

Halle. Königliches Pädagogium. *De Aeschylō vocabulorum inventore commentatio. Scripsit G. A. B. Todt.* 56 S. — Der Verf. hat mit vielem Fleiße die vom Aeschylus neugebildeten Wörter, einfache und zusammengesetzte, nach bestimmten Rubriken übersichtlich zusammengestellt und, wo es ihm nöthig schien, die Bedeutung derselben erläutert und richtiger festzustellen gesucht; auf die lateinische Darstellung ist dagegen wenig Sorgfalt verwandt. — Schülerzahl 98.

Heiligensstadt. Die Lehre von der *consecutio temporum*. Vom Oberlehrer Kramarczik. 28 S. — Der Verf. theilt seine Abhandlung in einen theoretischen und praktischen Theil; der letztere giebt die Belegstellen zu den im ersten Theile aufgestellten Regeln. Die von dem Verf. aufgestellte Theorie giebt keine wesentlich neuen Aufschlüsse über den behandelten Gegenstand, erschwert aber die Uebersicht über denselben durch zu grosse Zersplitterung des Stoffs. Ausserdem erschöpft sie die möglichen Fälle nicht, da der Verf. bei seiner Untersuchung zunächst nur die Reden des Cicero zu Grunde gelegt hat. Wenn die übrigen Schriften des Cicero und die anderen Klassiker noch zu Rathe gezogen wären, so würden sich noch manche eigenthümliche Fälle zur Besprechung dargeboten haben, die jetzt ganz übergangen sind. Eine Unbequemlichkeit in der Anordnung des Stoffs liegt darin, dass der praktische Theil sich nicht an den theoretischen streng anschliesst, sondern eine davon unabhängige Vertheilung des Materials giebt. Bei den Reden Cicero's hat der Verf. überall den Klotz'schen Text zum Grunde gelegt. Viel besser würde er gethan haben, die neue Orelliana, so weit sie wenigstens bis dahin erschienen, als Norm zu betrachten und den darin gegebenen kritischen Apparat zu benutzen. So hat z. B. Baiter p. Cluent. §. 25 aus einem cod. Laur. *arbitretur* statt *arbitraretur* hergestellt; p. Cluent. 152 wird schon von Lamb. *constitutum sit* und *iudicari* statt *constitutum est* und *iudicarent* geschrieben; p. leg. Agr. 2, 63 hat Baiter mit Recht *Vellem fieri posset* statt *Velim* aufgenommen. In solchen Fällen, wo das Sprachgesetz gebieterisch eine Emendation fordert, kann selbst die Autorität aller Handschriften nicht bindend sein, da selbst die besten dergleichen offenbare Verderbnisse bieten, von deren vorsichtiger Deutung man mit Recht sagen kann: *subtilius quam verius*. Hier und da hat der Verf. auch die Satzarten nicht genau geschieden und ihren Einfluss auf die Tempusfolge übersehen. So sollen z. B. die Substantivsätze, wie *non dubito quin* etc., zu den nur äusserlich abhängigen gehören, während das Abhängigkeitsverhältnis doch ein inneres und wesentliches ist und darnach auch die Tempusfolge sich richtet. Anderweit ist nicht darauf Rücksicht genommen, dass die Conditionalsätze mit dem Ausdrucke des Gegentheils im Impf. und Plusqpf. Conj. der *consecutio temporum* nicht unterworfen sind. Demnach hätten §. 24 u. 25 die Stellen p. Mur. 83, p. Sest. 83, p. Mil. 71, p. Marc. 17, Phil. 14, 38, als auf solchen Conditionalverhältnissen beruhend, ganz beseitigt werden müssen. So ist nicht beachtet, dass, wenn nach Praes. hist. der Conj. Praes. und Perf. im unabhängigen Satze steht, doch sehr gewöhnlich wieder das Impf. und Plusqpf. Conj. in einem von einem solchen Praes. und Perf. Conj. abhängigen Satze eintritt (vgl. S. 13. Verr. 2, 1, 63. p. Quint. 18). — §. 12 gehört die Stelle aus p. Leg. 25 gar nicht in die Kategorie der inneren Abhängigkeit, wie überhaupt die Coniunctivsätze mit *cum* nicht dahin zu ziehen sind. Aus ähnlichem Grunde musste §. 24. p. Rosc. Com. 25., p. Cael. 62. wegfallen. — Vollständig hat der Verf. die Beispiele von ungewöhnlicher Tempusfolge aus den Reden des Cicero auch nicht beigebracht. So vermissen wir, um nur einige aus den Verrinen anzuführen: Verr. V. 154. *Nihil est, quod mallem*; §. 84. *Est locus, quem pauci possent defendere*; §. 139. *Omnia sic erunt illustra ut — possem*; III. 136. *Nemo est, quin — diceret*; II, 107. *Non quaero, quis hic sit Claudius, propter cuius auctoritatem discederet*; I, 75. *Quid facere potuerit, non habebat*; IV, 16. *Diceret se, quanti voluerit, vendidisse*. — Eine Specialuntersuchung über die Lehre von der *consecutio temporum*, wenn auch nur auf Cicero sich beschränkend, halten wir für eine sehr interessante und dankenswerthe Aufgabe; sie wird aber erst dann mit Erfolg geführt werden

wickelten Methode doch wohl die Autoren immer noch zu sehr als Vehikel der Grammatik erscheinen, und daß die auf etwas umständlichen Wege erstrebten Resultate gewiß mit weniger Zeit und Mühe gleich sicher und zuverlässig erreicht werden können. Abgesehen davon, daß manche der angegebenen Aufgaben über die Arbeitskraft des Secundaners, für den sie doch namentlich bestimmt sind, ja auch des Primaners hinausgehen, wird durch die Bearbeitung vieler derselben und die dabei beobachtete Methode dem Schüler zu viel Schreiberei zugemutet. Mit Recht hat man aber neuerdings höheren Orts durch wiederholte nachdrückliche Erlasse die schriftlichen Arbeiten möglichst zu beschränken sich bemüht und den Hauptnachdruck auf die gewissenhafte Benutzung der Unterrichtsstunden gelegt. Dem Schüler schriftliche Arbeiten, seien es gesetzliche oder freie, direct oder indirect aufzubürden, ist für den Lehrer eine leichte Sache; viel schwerer aber ist ein concentrirter, anregender, eindringlicher, lichter und klarer Unterricht. Von diesem Standpunkte der möglichsten Beschränkung der schriftlichen Arbeiten ausgehend, müssen wir uns hauptsächlich gegen die bei weitem größte Zahl der unter No. III. aus dem Gebiete der Stilistik gewählten Themata erklären. Nur eine sehr kleine Zahl derselben halten wir außerdem für schriftliche Privatarbeiten geeignet und in dem Kreise der Schule liegend. Nägelsbach's Stilistik und Seyffert's *Scholae latinae*, zwei Bücher, die mehr in die Hand des Lehrers, als in die des Schülers gehören, namentlich das letztere, haben den Verf. hier offenbar irre geführt und Aufgaben zu stellen veranlaßt, die gar nicht für die Schule gehören, höchst unfruchtbar sind und auf bloßem Schematismus beruhen. Was in dem ganzen dritten Abschnitte durch schriftliche Privatarbeiten bewirkt werden soll, kann dem größten Theile nach viel kürzer und vielleicht sicherer durch eine richtige Interpretations-Methode, namentlich durch eine in Wahl des Ausdrucks und Satzbildung erstrebte echt deutsche Uebersetzung, so wie durch angemessene Benutzung der den schriftlichen lateinischen Arbeiten zugewiesenen Stunden erreicht werden. Auf die Einzelheiten dieses Abschnittes uns einzulassen, würde zu weit führen und den uns hier gestatteten Raum überschreiten. Ein Anhang (S. 22—24) giebt noch eine Probe von Privatarbeiten, welche der Verf. aus Homer entnommen und beinahe alle von Secundanern und Primanern hat bearbeiten lassen. Viele derselben sind sehr zweckmäßig gewählt, einzelne dagegen zu hoch gegriffen und einseitig philologisch. — Trotz der mannigfachen Ausstellungen, zu denen wir uns im Einzelnen gegen die aufgestellten Themata veranlaßt gesehen, können wir nicht umhin, das Verdienstliche einer solchen, mitten aus der Schulpraxis heraus und für dieselbe geschriebenen Abhandlung anzuerkennen, sind dem Verf. persönlich für die mancherlei Anregung und Förderung dankbar, welche wir seiner Abhandlung verdanken, und zweifeln nicht, daß gar vielen Lehrern die Methode des Verf. Anlaß zur Prüfung ihres eigenen Verfahrens auf diesem Gebiete geben wird. Im dem Stile des Verf. vermissen wir hier und da einfache Natürlichkeit; eine gewisse pointirte Gereiztheit des Ausdrucks fällt manchmal recht unangenehm auf. — Die an der Anstalt neu gegründete neunte ordentliche Lehrerstelle wurde dem bisherigen Hülfslehrer Dr. Willmann und die Hülfslehrerstelle dem Candidaten O. Kalmus verliehen. — Schülerzahl 238.

Halle. Königliches Pädagogium. *De Aeschylō vocabulorum inventore commentatio. Scripsit G. A. B. Todt.* 56 S. — Der Verf. hat mit vielem Fleiße die vom Aeschylus neugebildeten Wörter, einfache und zusammengesetzte, nach bestimmten Rubriken übersichtlich zusammengestellt und, wo es ihm nöthig schien, die Bedeutung derselben erläutert und richtiger festzustellen gesucht; auf die lateinische Darstellung ist dagegen wenig Sorgfalt verwandt. — Schülerzahl 98.

Heiligenstadt. Die Lehre von der *consecutio temporum*. Vom Oberlehrer Kramarczik. 28 S. — Der Verf. theilt seine Abhandlung in einen theoretischen und praktischen Theil; der letztere giebt die Belegstellen zu den im ersten Theile aufgestellten Regeln. Die von dem Verf. aufgestellte Theorie giebt keine wesentlich neuen Aufschlüsse über den behandelten Gegenstand, erschwert aber die Uebersicht über denselben durch zu grosse Zerapflitterung des Stoffs. Ausserdem erschöpft sie die möglichen Fälle nicht, da der Verf. bei seiner Untersuchung zunächst nur die Reden des Cicero zu Grunde gelegt hat. Wenn die übrigen Schriften des Cicero und die anderen Klassiker noch zu Rathe gezogen wären, so würden sich noch manche eigenthümliche Fälle zur Besprechung dargeboten haben, die jetzt ganz übergangen sind. Eine Unbequemlichkeit in der Anordnung des Stoffs liegt darin, dass der praktische Theil sich nicht an den theoretischen streng anschliesst, sondern eine davon unabhängige Vertheilung des Materials giebt. Bei den Reden Cicero's hat der Verf. überall den Klotz'schen Text zum Grunde gelegt. Viel besser würde er gethan haben, die neue Orelliana, so weit sie wenigstens bis dahin erschienen, als Norm zu betrachten und den darin gegebenen kritischen Apparat zu benutzen. So hat z. B. Balter p. Cluent. §. 25 aus einem cod. Laur. *arbitretur* statt *arbitraretur* hergestellt; p. Cluent. 152 wird schon von Lamb. *constitutum sit* und *iudicant* statt *constitutum est* und *iudicant* geschrieben; p. leg. Agr. 2, 63 hat Balter mit Recht *Vellem fieri possit* statt *Velim* aufgenommen. In solchen Fällen, wo das Sprachgesetz gebieterisch eine Emendation fordert, kann selbst die Autorität aller Handschriften nicht bindend sein, da selbst die besten dergleichen offenbare Verderbnisse bieten, von deren vorsichtiger Deutung man mit Recht sagen kann: *subtilius quam verius*. Hier und da hat der Verf. auch die Satzarten nicht genau geschieden und ihren Einfluss auf die Tempusfolge übersehen. So sollen z. B. die Substantivsätze, wie *non dubito quin* etc., zu den nur äusserlich abhängigen gehören, während das Abhängigkeitsverhältnis doch ein inneres und wesentliches ist und darnach auch die Tempusfolge sich richtet. Anderweit ist nicht darauf Rücksicht genommen, dass die Conditionalsätze mit dem Ausdrucke des Gegentheils im Impf. und Plusqpf. Conj. der *consecutio temporum* nicht unterworfen sind. Demnach hätten §. 24 u. 25 die Stellen p. Mur. 83, p. Sest. 83, p. Mil. 71, p. Marc. 17, Phil. 14, 38, als auf solchen Conditionalverhältnissen beruhend, ganz beseitigt werden müssen. So ist nicht beachtet, dass, wenn nach Praes. hist. der Conj. Praes. und Perf. im unabhängigen Satze steht, doch sehr gewöhnlich wieder das Impf. und Plusqpf. Conj. in einem von einem solchen Praes. und Perf. Conj. abhängigen Satze eintritt (vgl. S. 13. Verr. 2, 1, 63. p. Quint. 18). — §. 12 gehört die Stelle aus p. Leg. 25 gar nicht in die Kategorie der inneren Abhängigkeit, wie überhaupt die Coniunctivsätze mit *cum* nicht dahin zu ziehen sind. Aus ähnlichem Grunde musste §. 24. p. Rosc. Com. 25., p. Cael. 62. wegfallen. — Vollständig hat der Verf. die Beispiele von ungewöhnlicher Tempusfolge aus den Reden des Cicero auch nicht beigebracht. So vermissen wir, um nur einige aus den Verrinen anzuführen: Verr. V. 154. *Nihil est, quod mallem*; §. 84. *Est locus, quem pauci possent defendere*; §. 139. *Omnia sic erunt illustra ut — possem*; III. 136. *Nemo est, quin — diceret*; II, 107. *Non quaero, quis hic sit Claudius, propter cuius auctoritatem discederet*; I, 75. *Quid facere potuerit, non habebat*; IV, 16. *Diceret se, quanti voluerit, vendidisse*. — Eine Specialuntersuchung über die Lehre von der *consecutio temporum*, wenn auch nur auf Cicero sich beschränkend, halten wir für eine sehr interessante und dankenswerthe Aufgabe; sie wird aber erst dann mit Erfolg geführt werden

können, wenn für sämmtliche ciceronianische Schriften das genügende kritische Material vorliegt, wozu die Vollendung der Ausgabe von Baier und Halm wird abgewartet werden müssen. Erst dann wird sich auch ein sicheres Urtheil über eine nicht kleine Anzahl noch zweifelhafter Stellen fällen lassen.

Magdeburg. Kloster Unser Lieben Frauen. Einige Bemerkungen zum geographischen Unterricht auf preussischen Gymnasien. Von Dr. Götze. 26 S. — Der Verf. stellt der Geographie die Aufgabe, nachzuweisen, wie sich der Mensch, als der von Gott eingesetzte Herr der Erde, zu ihr verhalte, und sucht im Speciellen nachzuweisen, welches Ziel der Unterricht in der Geographie auf Gymnasien zu verfolgen habe und wie dasselbe zu erreichen sei. Er geht dabei von der Bemerkung aus, daß der geographische Unterricht auf den Gymnasien oft den Fortschritten der Wissenschaft zu wenig entspreche, ja bisweilen als ein Parergon erscheine, das keine rechte Stellung zu den übrigen Lectionen finden könne oder wohl gar von einem oder dem anderen Lehrer als eine Last angesehen werde, die man, weil höheren Orts aufgebildet, nicht von sich wälzen dürfe und daher trage, so gut es gehen wolle. Diese Bemerkung ist thatsächlich nicht ganz unbegründet. Der geographische Unterricht wird vielfach den jüngsten Gymnasiallehrern übertragen, ohne jedesmal zu berücksichtigen, ob sie dazu qualificirt sind oder nicht, während die älteren Lehrer als Klassenordinarien vorherrschend den sprachlichen Unterricht in Anspruch nehmen. Daher tritt denn namentlich an den Gymnasien, an welchen öftere Veränderungen in der Lehrpersonale stattfinden, ein gar häufiger Wechsel der Lehrer der Geographie ein. Ja die geographischen Stunden werden auch wohl eben nur als Flickstunden betrachtet, um die gesetzmäßige Zahl der Unterrichtsstunden eines Lehrers voll zu machen. So kommt denn dieser Unterricht nicht selten in sehr unerfahrene Hände, und da der Lehrer entweder nicht weiß, ob er ihn überhaupt längere Zeit wird zu erteilen haben, oder ihn selbst gern bald möglichst los zu werden wünscht, so fehlt es nicht selten an der rechten Lust und dem rechten Eifer, sich tiefer in das Studium der Geographie einzulassen und das für einen wahrhaft gedeihlichen Unterricht erforderliche vielseitige und gründliche Wissen sich anzueignen. So augenscheinlich auch diese Uebelstände sind und so nachtheilig sie auf den Unterricht wirken, so sind sie doch auch bei dem besten Willen der Dirigenten nicht immer ganz zu beseitigen, und es bleibt bei gewissenhafter Erwägung und Berücksichtigung aller gegebenen Verhältnisse oft nichts Anderes übrig, als diesen Unterricht zeitweise in die Hand eines noch nicht dazu qualificirten Lehrers zu legen. Trifft doch dasselbe Schicksal leider oft den noch viel wichtigeren deutschen Unterricht. — Als Aufgabe des geographischen Unterrichts betrachtet der Verf., den Schüler zu einer vernünftigen Betrachtung der Zustände auf der Erde hinzuführen. Er soll dabei ebensowohl die geistige Gymnastik des Schülers im Auge behalten, als ihm eine Masse realen Wissens verschaffen. Diesen realen Wissensgehalt betrachtet der Verf. unter vier Gesichtspunkten, dem wissenschaftlich-pädagogischen, religiös-sittlichen, patriotischen und ästhetischen, von denen die drei letzteren durch die erstoren in der Art bedingt sind, daß durch diesen der Umfang und Inhalt der Schulgeographie gewonnen, durch jene der Geist und Character der Darstellung bezeichnet wird. Da die Erlangung des griechischen, römischen und deutschen Volkslebens die Hauptaufgabe der historischen Bildung auf Gymnasien sei, so müsse in Angemessenheit dazu das Ziel des geographischen Unterrichts sein, unter Voraussetzung der übersichtlichen Kenntniss der gesammten Erdoberfläche die genauere Kenntniss der Küstenstriche des europäischen Mittelmeers, der

deutschen Bundesländer nebst den übrigen preussischen und österreichischen Besitzungen, der Schweiz, Frankreichs, der Niederlande, Englands und Scandinaviens herbeizuführen, weil eben in diesen Ländern das griechische, römische und deutsche Volksleben seine hauptsächlichste Entwicklung gefunden habe. Die Kenntniss dieser Länder müsse sich auf die natürliche Lage derselben, auf Grösse, Umfang, Bodenplastik, Klima, Productionsfähigkeit, Bewohner und die durch diese entstandenen Veränderungen, endlich auf die Cultur, die socialen und politischen Zustände derselben sowohl an sich als im Vergleiche mit einander erstrecken. — Unter dem religiös-sittlichen Gesichtspuncte versteht der Verf. die Darlegung der leitenden Hand Gottes in der Gestaltung und den Veränderungen des Erdbodens, in der Vertheilung der Völker auf denselben, der Verbreitung der christlichen und heidnischen Cultur u. s. w., damit auch der geographische Unterricht im Verein mit dem historischen dahin wirke, ein recht lebendiges Bewusstsein von der göttlichen Weltregierung zu erwecken. Ebenso soll, wie dies der Verf. S. 10—11 nachweist, der geographische Unterricht dahin wirken, in der Seele des Schülers ein recht lebendiges patriotisches Bewusstsein zu erwecken und zu kräftigen. Wie man die Belebung und Stärkung des religiösen Lebens gar oft dem Religionsunterrichte meinte allein überlassen zu können, so überliess man es dem Unterrichte in der deutschen oder vaterländischen Geschichte und Litteratur, die patriotischen Gefühle in dem Jünglinge anzuregen, was auch da vielleicht nur dürftig oder gar in verkehrter Weise geschah. Man erkannte zwar theoretisch an, dass die Belebung des nationalen Bewusstseins ein Hauptfactor des Gymnasialunterrichts sein müsse, war aber praktisch nicht genug darauf aus, alle in dem gesammten Unterrichte liegenden Momente der Art zur Geltung zu bringen. Um so mehr verdient dieser Abschnitt in der Abhandlung des Verf. besonders hervorgehoben und der Beachtung empfohlen zu werden. S. 12 wird der Einfluss der Geographie auf die ästhetische Bildung des Schülers in kurzen Umrissen entwickelt. In der zweiten Hälfte der Abhandlung (S. 13 ff.) geht der Verf. auf die Beantwortung der zweiten Frage ein: wie das oben bezeichnete Ziel des geographischen Unterrichts zu erreichen sei? Er verwirft zunächst die Trennung des Unterrichts nach den Rubriken: mathematische, physische, politische Geographie, und gewiss mit Recht. Die Wissenschaft mag den Stoff so getheilt behandeln; aber was vom wissenschaftlichen Standpunkte gerechtfertigt ist, kann deshalb pädagogisch ganz verwerflich sein. Wir können daher dem Verf. nur vollkommen beistimmen, wenn er nicht durch todtte Abstractionen, sondern durch lebensvolle Totalanschauungen, wie sie dem jugendlichen Alter angemessen sind, das geographische Wissen vermitteln will. Gerade eine solche Unterrichtsmethode erfordert aber ein reiches und stets bereites Wissen, eine richtige Auswahl aus demselben und eine lebendige, anschauliche Darstellung, Eigenschaften, die nicht bei jedem Lehrer der Geographie sich finden. Des Weiteren geht der Verf. darauf ein, nachzuweisen, in wie weit in den Schulunterricht Stoff aus der mathematischen Geographie, Meteorologie, Geologie, Geognosie etc. aufzunehmen, der historische und geographische Unterricht nicht, wie bisher, blos äusserlich aneinanderzufügen — wie das namentlich in der alten Geschichte mit der in bloßer Nomenclatur bestehenden alten Geographie zu geschehen pflegt —, sondern wirklich inniger zu verschmelzen sei, wie ferner aus dem geographischen Unterrichte Aufgaben für den deutschen Unterricht zu entnehmen (wobei uns jedoch mehrere der angeführten für den Schüler zu schwer erscheinen), wie der Zeichenunterricht für die Geographie nutzbar zu machen, wie Globus, Wandkarten und Handatlas zu gebrauchen, wie die Repetitionen anzustellen, u. s. w. Schliesslich ist

noch ein Lehrplan für den geographisch-historischen Unterricht mit Zugrundelegung des neuen Schulreglements beigegeben, gegen den indeß mancho, hier weiter nicht zu erörternde Bedenken sich dürften geltend machen lassen. — Aus den sehr umfangreichen Schulnachrichten (92 S.) heben wir das auf eine Privatanfrage eines Vaters erfolgte Ministerialrescript hervor, welches, den geltenden gesetzlichen Vorschriften gemäß, sich dahin ausspricht, daß für einen Gymnasialschüler, welcher später die Abiturientenprüfung bestehen solle, die Dispensation von den griechischen Unterrichte unzulässig sei. Ein Rescript des Königl. Provinzial-Schul-Collegiums vom 10. November 1855 erklärt, daß die Söhne nicht mehr im Dienste stehender Lehrer als solche vom Schulgelde nicht befreit seien. In dem Lehrercollegium traten mehrere Veränderungen ein. Der Prof. Schwalbe wurde als Director an das Gymnasium zu Eisleben versetzt; durch den Tod verlor die Anstalt den Oberlehrer Dr. G. A. Kloppe und den ersten Hülfslehrer Dr. K. F. Ackermann. An die Stelle derselben wurden berufen der Oberlehrer Dr. Feldhügel als fünfter, der Dr. Deuschle aus Hanau als achter Lehrer, der Dr. Steinhart als Hülfslehrer. Außerdem enthält das Programm S. 9—14 einen ausführlichen Necrolog des am 16. September 1855 gestorbenen Provinzial-Schulraths Dr. F. Schaub, auf dessen Grabe die sämmtlichen Gymnasiallehrer der Provinz Sachsen in dankbarer Anerkennung der hohen Verdienste des Verstorbenen ein Denkmal aus Marmor haben errichten lassen. — Schülerzahl im Sommer 468, im Winter 448.

Merseburg. Ueber Dithmar von Merseburg. Von Dr. A. Schmekel. 20 S. — Der Rector Prof. K. F. Wieck legte mit dem Schlusse des Sommersemesters sein Amt, das er seit 1822 verwaltete, nieder, und an seine Stelle trat der Prof. Dr. A. F. Scheele aus Sturgard, und an die Stelle des als Professor nach Pforta berufenen Mathematikus Buchbinder wurde der Dr. Witte aus Halle berufen. — Schülerzahl 148.

Mühlhausen. Ueber die Thucydideische Beschreibung der Belagerung von Syrakus. Von H. Meinshausen. 11 S. — Die Abhandlung enthält eine, durch eine beigelegte Plankarte noch anschaulicher dargestellte, genaue Beschreibung der Belagerung der Stadt Syrakus durch die Athener nach Anleitung von Thuc. VI, 94 — VII, 7, wobei einzelne Stellen des Thucydides einer genaueren Erklärung unterworfen werden. — Schülerzahl 110.

Naumburg. *Servii comment. Virg. Aen. lib. I, 139—200. Edidit G. Thilo.* 22 S. — In der in gefälligem Latein geschriebenen Einleitung p. 1—10 bespricht der Verf. ausführlich die drei von ihm verglichenen Codices des Servius, den Cassellanus, dessen Identität mit dem Fuldensis des P. Daniel er nachweist, den Bernensis und Lipsiensis, und läßt dann den angegebenen Abschnitt aus dem Commentare des Servius mit genauer Angabe der Varianten abdrucken. Bei der Textgestaltung ist ihm der Cassellanus maßgebend. — Schülerzahl 192.

Nordhausen. Vortrag bei der dritten Säcularfeier des Augsburger Religionsfriedens am 25. September 1855 im Gymnasium zu Nordhausen gehalten von dem Director Dr. Schirlitz. 14 S. — Schülerzahl 275.

Quedlinburg. Die altgriechische Tragödie und das altgriechische Theaterwesen mit vorzüglicher Rücksicht auf die Tragödie. Von Director Richter. 28 S. — Der Zweck dieser Abhandlung ist zunächst, den Primanern des Quedlinburger Gymnasiums als Leitfaden in die Lectüre der griechischen Tragiker zu dienen und den Zeitverlust zu ersparen, der durch mehr oder weniger ausführliche Einleitungsvorträge für diese Lectüre entsteht. Ueber die Zweckmäßigkeit

on dergleichen ausführlichen Einleitungsvorträgen auf Gymnasien ist man nicht überall einer und derselben Meinung; wer sich dafür erklärt, wird in der vorliegenden, mit Benutzung der bisherigen Untersuchungen mit Umsicht abgefaßten und gut geschriebenen Skizze alles dasjenige finden, was dem Schüler zu wissen noth thut, ja in Betreff des Theaterwesens, zu dessen besserem Verständniß eine lithographirte Ansicht des Altgriechischen Theaters beigegeben ist, wohl noch mehr, als für den Schulunterricht erforderlich. — Aus dem Lehrercollegium schied nach mehr als 50jähriger Dienstzeit der Professor F. H. Ihlefeld. In dankbarer Anerkennung seines langen und gesegneten Wirkens an der Anstalt haben seine zahlreichen Schüler und Freunde sich zur Gründung einer Stiftung unter dem Namen der Ihlefeldstiftung vereinigt, deren Betrag sich schon auf mehr als 500 Thlr. beläuft. Die Zinsen derselben sollen an bedürftige Schüler alljährlich als Stipendium vertheilt werden. Als Hülfslehrer trat der bis dahin am Gymnasium beschäftigte Schulamtsandidat Forcke ein. — Schülerzahl 191.

Schleusingen. Uebersetzungen aus Ovid's Fastis. Von Dr. Merkel. 8 S. — Der Verf. hat Fast. I, 1—274 zur Uebersetzung gewählt. Die Uebersetzung ist in Wort und Gedanken oft sehr frei gehalten und dessenungeachtet an einzelnen Stellen so dunkel und unverständlich, daß man das Original zu Hülfe nehmen muß. Auch auf den Versbau ist rhythmisch und prosodisch nicht immer die nöthige Sorgfalt verwandt und dabei doch in Wortbildung und Ausdrucksweise der Sprache Gewalt angethan. — Die erledigte Stelle des Mathematikus wurde durch den Schulamtsandidaten Th. G. Gefasner, zuvor als Probelehrer am Gymnasium zu Halberstadt beschäftigt, neu besetzt. Zur Verbesserung der Lehrergehälter sind von Seiten des Staats 810 Thlr. bewilligt. — Schülerzahl 129.

Salzwedel. Die Verwandtschaften der Collination, Affinität u. s. w., dargestellt mit Hülfe der synthetischen Geometrie. Vom Gymnasiallehrer Stade. 8 S. — Das Lehrercollegium verlor durch den Tod den Subrector Bielefeld und den Mathematikus Dr. Rost. In dasselbe traten ein der Hülfslehrer W. Rabe aus Oels und der Adjunctus Stade aus Putbus als ordentliche Lehrer, der Dr. A. Brandt aus Magdeburg als Hülfslehrer. — Schülerzahl 197.

Stendal. *Quaestiones Xenophontae.* Vom Director Dr. Heiland. 12 S. — Der Verf. beginnt mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der Kritik der Schriften des Xenophon im Allgemeinen und der Hellenica insbesondere. Mit Recht wendet er sich gegen die willkürliche, alle diplomatische Grundlage verachtende Kritik und Emendationssucht der neuesten holländischen Philologen, Cobet's und seiner Schüler, die nicht minder an den lateinischen Klassikern sich versucht und namentlich dem Cicero oft übel mitgespielt haben. Daran knüpft sich dann die kritisch-exegetische Besprechung einer Reihe von Stellen aus dem ersten Buche der Hellenica, zu denen der Verf. nicht blos das in Zeitschriften und Dissertationen der neuesten Zeit zerstreute Material beibringt, sondern auch selbständig reiche Beiträge aus dem eigenen Studium der Xenophontischen giebt und dabei ebensowohl eine besonnene Kritik als gründliche Sprach- und Sachkenntniß bewährt. — Am 27. Juni starb der emeritirte Director des Gymnasiums Dr. Ch. F. F. Haacke. In Folge der Gründung einer neuen Hülfslehrerstelle wurde Ostern 1855 der Schulamtsandidat Dr. W. Müller aus Magdeburg berufen, der indess schon zu Michaelis an das Friedrichs-Collegium in Königsberg versetzt wurde. An seine Stelle trat der Schulamtsandidat Dr. W. Anton, der sich jedoch Krankheits halber genöthigt sah, sein Amt Ostern 1856 aufzugeben. — Schülerzahl 262.

Tergau. Kritische und exegetische Bemerkungen über einige Stellen des Sophocles. Von Fr. Th. Hertel. 19 S. — Die von dem Verf. mehr oder minder ausführlich besprochenen Stellen sind: Ajax 360. 405 ff. 475 f. 798 ff. 811 f. 921 f. 1306 f. 1312. Electra 81 f. 121 ff. Oed. R. 41 ff. 328 f. 334 f. 1056. 1084. 1133 ff. 1280 f. 1493 f. 1511 ff. 1525 f. Antigone 413 f. 648 f. 681 f. 925 ff. 1165 ff. Oed. Col. 113 ff. 270 ff. 562 ff. 569 f. 589 ff. 753 ff. 1021 f. 1116. 1171. 1172. 1265. 1418 f. 1435 f. Trach. 58. 327 f. 365 ff. 381 f. 418. 419 f. 614 f. 688. 781 f. 907 ff. 1046. 1241. — Schülerzahl 300.

Wittenberg. Dr. Chladni, der Akustiker. Vom Oberlehrer Dr. Bernhardt. 24 S. — Die Biographie des berühmten Akustikers ist hier nur bis auf das Jahr 1816 geführt und bereits vollständig in einer besonderen Broschüre erschienen. — Schülerzahl 241.

Zeitz. Bemerkungen zur Methode des physikalischen Unterrichts. Von Dr. Langguth. 19 S. — Der Oberlehrer Dr. Feldhügel wurde an das Pädagogium des Klosters Unser Lieben Frauen zu Magdeburg versetzt und an seine Stelle der Adjunct F. H. Müller zu Pforta berufen. — Schülerzahl 117.

Salzwedel.

Jordan.

II.

Lateinische Grammatik für den Unterricht auf Gymnasien von Dr. Berger, Rector am Gymnasium zu Celle. Zweite, verbesserte Auflage. Celle 1852.

Das Buch ist laut Vorrede aus dem Bedürfnis hervorgegangen (zuerst im Jahre 1848), den Schülern in ihrer Grammatik die Regeln, als Resultate wissenschaftlicher Forschung, kurz, klar und in einer leichten, dem Gedächtnis möglichst zu Hülfe kommenden Form, ohne zu viele Einzelheiten und Abweichungen, vorzuführen. Dieses Bedürfnis muß allgemein anerkannt werden. Ebenso ist nicht zu bestreiten, daß demselben, insofern es von der größten Wichtigkeit ist, mit einer und derselben Grammatik durch alle Classen auszureichen, durch unsere gangbarsten Schulgrammatiken keineswegs Rechnung getragen ist. Es ist daher nur ganz natürlich, daß die vorliegende Arbeit, welche überall den erfahrenen Schulmann in meist richtiger Auswahl des gerade dem Schüler Nöthigen erkennen läßt, durch Einfachheit und Klarheit des Gegebenen und eine auch äußerlich vortheilhaft hervortretende Uebersichtlichkeit sich Anerkennung auch in weiteren Kreisen erworben und bereits Eingang in manche Gymnasien gefunden hat. Hierzu dürfte noch eine Eigenschaft wesentlich mitgewirkt haben, welche freilich nur mit großer Einschränkung und Bedingtheit zu loben ist: nämlich ein sehr bemerkbares Beihehalten des einmal Hergebrachten, von welchem abzugehen unsere Herren Berufsgenossen sich wunderbarlich langsam und ungern entschließen. Daber fort und fort eine ansehnliche Menge Unrichtigkeiten, Halbheiten, Schiefheiten etc. im Cours sind. Es führt dieses sogleich auf das aus einer genauen Durchsicht des ganzen Buches hervorgegangene Gesammturtheil,

daß dasselbe in seiner vorliegenden Verfassung für den Unterricht in Gymnasien nicht zu empfehlen ist aus folgenden Gründen:

A. Es finden sich nicht wenig entschiedene Unrichtigkeiten, von denen freilich die meisten in unseren Schulgrammatiken gäng und gäbe sind.

1) Es ist falsch, in der zweiten Declination außer *us* und *um* auch *ir*, *ur* als Endungen, und zwar in gleicher Linie mit jenen, aufzuführen (§. 28), da diese nicht Casusendungen, wie jene, sondern Ausgänge der Wortstämme ohne Casusendung für den Nominativ sind. Gerade die bigesten Knaben decliniren nach jener ziemlich allgemeinen Fassung der Regel zuerst *puer*, *pui*, *pue* etc. und sind darin nur consequent. Derselbe Fehler wiederholt sich bei den Adjectiven sowohl der zweiten als der dritten Declination auf *er* (§. 49 p. 34 fig. und 37); daher denn *mir*, *mis*, *misum* u. ä. in Sexta nicht selten vernommen wird. Es fehlt überhaupt, die dritte Declination ausgenommen, an sicherem und algerichtigem Ausgehen vom Stamme. Sonst würde es auch nicht heißen, als Wörter wie *liber* [Buch] (§. 29 p. 12) das *e* „in den übrigen Casus verlieren“, sondern, wie p. 15 von *pater* etc. richtig gesagt ist, „der Aussprache wegen im Nominativ ein *e* einfügen.“

2) Unrichtig werden p. 25 als Singularia tantum neben *juventus* aufgeführt: „b. die Abstracta: *virtus*, *odium*.“

3) Unrichtig werden p. 28 als Ausnahmen, und zwar als Masculina, hne Weiteres „alle Städtenamen auf *us*, Gen. *antis*,“ bezeichnet und och steht *palmosa Selinus* Aen. 3, 705. Auf das Richtige führt Reising, Vorlesungen etc. p. 141.

4) P. 45 (unter 11) werden *uter*, *neuter*, *nullus*, *totus*, *solus* mit *is* Pronomina indefinita genannt!! —

5) Mit Unrecht wird p. 51 eine Contraction im Präsens der ersten, zweiten und vierten Conjugation gelehrt: *ama-is* = *amas*, *ama-it* = *amat*, *ama-imus* = *amamus*, *ama-itis* = *amatis*; so *doce-is* = *doces* . s. w. Im Infinitiv *ama-ere* = *amare*, *doce-ere* = *docere*, *audi-ere* = *audire* u. s. w. Consequent muß dann auch *amant* aus *ama-unt*, *docent* aus *doce-unt* hergeleitet werden, was ausdrücklich nicht geschieht, indem *mant*, *docent* als das Ursprüngliche hingestellt ist. Schon das hätte auf *as* Rechte hinleiten sollen, daß nämlich in der dritten Conjugation, welche hier die starke heißt, richtiger aber die consonantisch harte zu nennen ist, jenes *i*, *e* und in manchen Fällen, wie *legunt*, das *u* nur Hülfsder Binde-Vocale sind, deren die vocalisch erweichten Conjugationen (erste, zweite und vierte) gar nicht bedürfen, obwohl die vierte Conjugation, die sich wegen der consonantischen Neigung des *i* in Manchem schon der dritten anschließt, in den Formen *audiunt*, *audiebam*, *audiens* . s. w. dieselben Hülfs-laute annimmt. Es steht eben mit der lateinischen Conjugation dieser Verba anders, als mit der griechischen der Verba auf *ω*, *ω*, *ω*, von denen die uncontrahirten Formen noch satzsam zu Tage liegen und auch sonst die Zusammenziehung hinlänglich erkennbar ist. Nichts dergleichen ist im Lateinischen nachweisbar. Vielmehr spricht der ganze Organismus der Conjugation für eine unmittelbare Anfügung sowohl der Tempus- als der Personal-Endungen an den gedehnten Charaktervocal der weichen Conjugation, der nur in Formen wie *mat*, *amem*, *doces* u. s. w. nach anderweit bekannten Lautgesetzen kurz recheint. Die lateinischen Verba mit vocalisch weicher Conjugation sind hierin ganz analog der griechischen Conjugation auf *μ*; daher die allerdings ziemlich verbreitete Ansicht von einer derartigen Contraction zu entzichten ist. Man erwäge doch, daß sich nicht veraltete Formen wie *maebam* u. ä., wohl aber wie *audibam* finden, und *ibam* von *eo* fest eblieben ist. Diese Form ist als die ursprüngliche, und *audiebam* als *is* gemäß der oben angedeuteten Natur des *i*, die noch bestimmter im *u* hervortritt, nachher entwickelte zu betrachten. Wer bei jener hergebrach-

6) P. 112, Anm. und p. 40, §. 51 wird die Sache u gestellt, als ob die Adverbia comparirt würden; und doch den inflexiblen Redetheilen gerechnet. Vielmehr wird die tralform, wie auch sonst wohl, so im Comparativ allgemäfsig adverbialisch gebraucht, vom adjectiven Superlativarer Weise die adverbiale Form gebildet.

7) P. 125, §. 119 heifst es: „Apposition ist die B Substantivs zu einem Substantiv.“ Also nur zu einem Sub eben so gut zu einem Pronomen? Nicht auch zu einer genden Person, ja zu einem Infinitiv oder einem ganzen gefassten Satze? — Und stehen nicht eben so gut auch position? Ist nicht die ganze Lehre von der einfachen instruction auf das Wesen der Apposition zurückzuführen dieses dann schärfer aufzufassen, als hier geschehen.) ordnung eines Substantivs zu einem Substantiv“ ist doch wobei etwas Bestimmtes zu denken wäre. Das Wesen besteht eben darin, dafs sie, als eine Verkürzung, einer conjunctionalen Nebensatz vertritt. So gefafst, würde die Apposition den an sich nichtssagenden und nur aus den spielen verstehbaren §. 126 erspart haben. Derselbe heifst cataverhältnis findet auch dann statt, wenn Nomina mit hums in der Weise einander coordinirt werden, dafs die Bestimmungen der Zeit, des Grundes ausdrücken.“ Dazu *Cato senex mortuus est.* — Nicht weniger würde nach Erklärung der Apposition die sich keineswegs empfehlend p. 130 a. E. weggeblieben sein.

8) P. 191, 2) wird neben *facile* ohne Weiteres *diffibium* aufgeführt, dessen adverbialer Gebrauch nichts wstergültig ist. Es hätte *non facile, aegre, vix* und allen gesetzt werden mögen.

dabei ein *fac* oder so etwas zu denken sei, ein *doctum silentium* zu beobachten pflegt. Das geht denn auch nicht, da alsdann nicht *ut*, sondern *Acc.* c. *Inf.* folgen müßte. Ueberhaupt aber wird nicht berücksichtigt, daß dieses „gesetzt daß“ bedeuten sollende *ut* nicht anders brauchbar ist; als in concessiver Bedeutung. Vor jeder anderen, schlechthin conditionalen Anwendung sollte denn doch mindestens der Schüler gewarnt werden.

Es liegt aber dieser Lehre auch eine ganz falsche Auffassung zum Grunde. Nicht von der Bedeutung *daß* muß hiebei ausgegangen werden, sondern von jener, der ursprünglichen Natur des *ut*, als eines relativen Adverbs, näher liegenden, „wie“. *Daß* dem so ist, ergibt sich: 1) aus dem nicht selten nachfolgenden *ita*, z. B. *ut non ausim dicere . . . , ita plane affirmo*. Quint. 6, 3, 11. — 2) aus dem wenigstens bei Späteren häufig folgenden Indicativ. (*Pater*) *ut non durat ultra poenam abdicationis, ita abdicat tamen (filium)*. Quint. 9, 2, 88. Vgl. Tac. an. 14, 45 und an vielen anderen Stellen. — 3) aus dem Gebrauche von *utcumque* in derselben Bedeutung, z. B. *Nunc ipsarum partium magnitudo comparabitur, utcumque difficultatem afferet auctorum diversitas*. Plin. h. n. 6, 38. — 4) aus der Analogie des *quamquam* in seiner Grundbedeutung.

Aber der bei Cicero gewöhnliche Coniunctiv nach jenem concess. *ut* — Folgt nach *ut* wie in derselben Art, wie sonst in relativen Sätzen, insbesondere nach relativen Adverbiis, um dem Relativsatze den Ausdruck der unbestimmten Allgemeinheit zu geben. So *ubi res posceret* so oft etc. Liv. 3, 19, 3. Also *ut* hier s. v. a. wie nur immer = wenn auch = *utrumque*, das nach bekannter Regel mit dem Indicativ steht. Vgl. griechische Relativsätze mit dem Coniunctiv und *ἄν*, oder im engen Anschlusse an historische Tempora mit dem Optativ.

So nun helfst es negativ *ut non*. Sätze mit *ne* werden fälschlich hiemit vermengt. Es sind dies jussive Sätze, wie sie überall mit Imperativ oder Coniunctiv, sowohl affirmativ als negativ, statt conditionaler und ebenso statt concessiver Sätze vorkommen. Vgl. Cic. Tusc. 1, 13, 30. Id. off. 3, 13, 54. Id. sen. 11 init. Hor. ep. 1, 10, 24.

11) P. 229, Anm. 3 wird unrichtig gelehrt, daß *postquam* (*posteaquam*) in causalem Verhältnisse auch mit dem Coniunctiv vorkomme. Das dafür aus Cicero beigebrachte Beispiel findet sich fam. 2, 19, wo Orelli die richtige Lesart *postea, quum* hergestellt hat, und so ist bei Classikern überall zu verfahren in ähnlichen Fällen.

12) P. 283, Anm. 1. „*Si minus* (*sin minus*)“ steht immer dann, wenn der Gegensatz kein eigenes Verbum hat.“ Dafs aber auch dann *si non* gebraucht werden kann, zeigen unzählige Stellen, z. B. Cic. off. I, 11, 35.

13) P. 236, §. 304. „*Ac, atque* „und“, als Vergleichungspartikel „als“ etc.“ Aber *ac, atque* ist und bleibt überall copulative Partikel, und es ist leicht, selbst an deutschen Beispielen zu zeigen, wie diese im Anschluß an Ausdrücke der Gleichheit und Verschiedenheit statt unseres comparativen als gebraucht wird, wie ja auch *et*, obwohl seltener, so vorkommt.

14) P. 293, §. 309. Es wird unrichtig so schlechthin gelehrt, daß in unabhängigen (directen) Fragen der Indicativ stehe, und es genügt nicht, daß in der Anm. doch wenigstens für zweifelnde Fragen der Coniunctiv vindicirt wird. Auch der potentiële Coniunctiv ist in gerader Frage häufig genug. *Pro patria quis dubitet mortem oppetere?* Cic. off. 1, 17. Für zweifelnde Fragen hätte der Coniunctiv als ein jussiver bezeichnet werden sollen. Unrichtig pflegt sonst dabei noch von einem Coniunctivus dubitativus gesprochen zu werden. Wenn es dialogisch heißt: *Quid emam? Emas, quod necesse est:* — so ist sicherlich die

Bedeutung des Conjunctivs in Frage und Antwort wesentlich gleich. Es handelt sich für den Frager um eine Willensbestimmung, und er kann im selben Sinne sagen: *Quid vis (jubes) me emere?*

15) Zu p. 240, §. 312, Anm. *Ne* ist nie = *nonne* und deutet an sich nie eine Bejahung an. Nur im Tone der Frage und in dem Zusammenhange liegt es, ob Bejahung oder Verneinung zu erwarten sei.

16) Zu p. 242, §. 313 und §. 312, p. 241, Anm. 1. *Nam* steht nicht statt *utrum* in Doppelfragen. In dem beigebrachten Beispiel, welches Cic. leg. 2, 2, 5 zu finden, ist zu interpungiren: *Nam quid duas latetis patrias? — An est una illa patria communis?* Und so in ähnlichen Fällen. — Gegen jene Anwendung des *nam* spricht nicht nur der Usus, sondern auch die entschieden auf die Verneinung hinweisende Natur dieser Partikel.

17) P. 135, §. 140, Anm. 1 wird falsch gelehrt, daß bei *poenitet* etc. statt des Genitivs auch ein pronominales Neutrum im Accusativ steht. Es ist dies vielmehr der Nominativ, der aus der sonst veralteten Construction für pronominale Neutra regelmäßig geblieben ist. So *ne quidem haec conditio nunc non poenitet*. Plaut. Stich. 1, 1, 52. *Nam haec pudet?* Ter. Ad. 4, 7, 36. Und darnach bei Cicero *quod poenitet, nihil pudet* u. ä. So wurde persönlich wenigstens *pudeo* auch in umgekehrter Weise gebraucht, wenn auch sehr selten. Aber *pudus* und *pudendus*, *poenitens* und *poenitendus* sind aus dieser Construction fast geblieben.

B. Hieran reihen sich eine ziemliche Anzahl Ungenauigkeiten, Halbheiten, sehr beeinträchtigende Unvollständigkeiten etc.

1) P. 21. Was hier über den Genitiv auf *s* (statt *is*) von griechischen Eigennamen auf *es* gesagt ist, beschränkt sich auf Parisyllaba, gilt z. B. nicht von *Thales*.

2) P. 23, §. 36, 3) fehlt das öfters im Nom. und Acc. Plur. vorkommende *series*.

3) Ungenügend ist §. 112 die Eintheilung der Adverbia, noch mehr das über die Conjunctionen daselbst Gesagte, deren Uebersicht und Eintheilung mit wesentlicher Unterscheidung der coordinativen und der subordinativen Gattung schon hieher gehört und nicht beiläufig in die Lehre vom Verhältniß der Sätze zu einander verstreut werden darf.

4) P. 123, §. 113: „Das Prädicat wird immer durch ein Verbum finitum ausgedrückt.“ Anm. „Das unbetonte *esse* verlangt immer noch den Zusatz eines adjectivischen oder substantivischen Wortes.“

Hier fehlt die Unterscheidung zwischen dem einfachen Verbal- und dem Nominalprädicat, und zwar dem letzteren mit einem copulativen Verbum. Oder soll in dem Beispiele *terra est rotunda* — *est* und nicht *rotunda* Prädicat sein? Ferner ist es nicht wahr, daß *esse* immer den Zusatz (*sic!*) eines adjectivischen oder substantivischen Wortes bedürfte. Es wird wiederum nicht das copulative *sum* von *sum* als Prädicatverbum (*verbum substantivum*) unterschieden. Endlich aber gilt das von dem (copulativen) *esse* Gesagte eben so von *existere*, *ferri*, *haberi*, *appellari* u. ä., insofern sie copulativ stehen.

5) P. 132, §. 133 über den Genitiv bei den Participion „auf *ne*.“ Hier war der Genitiv ausdrücklich als ein objectiver zu bezeichnen und die Regel auf die Participia von transitiven Verben zu beschränken.

6) P. 133, §. 134, Anm. 1 ebenfalls ungenau, indem am Schluß der Anmerkung die Beschränkung fehlt, daß von comparativen Ausdrücken bei abschätzen, kaufen etc. nur der Genitiv, also *tanti*, *quantum*, *pluris*, *minoris* gebraucht wird.

- 7) P. 134, §. 137. Bei *moneo*, *admoneo* kann ein sachlicher Accusativ nicht stehen, es sei denn ein pronominales Neutrum.
- 8) P. 136 oben, Anm. Ist ungenau und steht am unrechten Orte.
- 9) P. 154, Anm. „Bei *ponere* etc. steht die Präposition *in* auch auf Frage wohin? mit dem Ablativ.“ Ist ungenügend. Nicht nur kann Ablativ auf die Frage wohin? nicht stehen, und es liegt dem lateinischen Sprachgebrauch eine andere Vorstellungsweise zum Grunde, — denn es beschränkt sich diese und der ihr entsprechende Gebrauch auch auf *in* mit dem Ablativ; vielmehr tritt dieselbe eben so in den Adverbien *ibi*, *hic*, *ubi* etc. und bei Ortsnamen hervor.
- 10) P. 158, §. 176, b). *Pars mei*, *pars nostri* werden mit Unrecht aus dem objectiven Genitiv aufgeführt; *mei* ist hier partitiv, und zwar *nostri*; hier nicht *nostrum*, da nicht eine Mehrheit als Ganzes, sondern nur der einzelne Mensch gedacht wird.
- 11) P. 158, §. 177, 3 über *idem*; — gehört mit p. 159, Anm. 2 zusammen.
- 12) P. 160, Anm. 1 u. 2 über *suis* in seinem Unterschiede von *eius* können unmöglich befriedigen.
- 13) Ungenügend ist die Lehre von den Modis p. 170—172, ebenso Abschnitt über den Acc. c. Inf. p. 170—176.
- 14) P. 178, §. 219. „Wenn in die Construction des Acc. c. Inf. ein kürzter Nebensatz ohne besonderes Prädicat hereingezogen wird, so ist mittelst einer Attraction das Subject desselben im Accusativ.“ Das ist also eine Fortsetzung der Construction des Acc. c. Inf., wobei die Verzung des Nebensatzes zwar gewöhnlich, aber keineswegs nothwendig ist. So heisst es Cic. de div. 2, 28: *Saepius enim mulam peperisse arbor, quam sapientem fuisse*. Es beschränkt sich aber dieser Gebrauch auf comparative Nebensätze und auf relative nach vorhergehendem *ut* u. ä. Dabei die Regel in dieser Beziehung zu weit, in jener Hinsicht aber zu eng gefasst ist.
- 15) P. 182, §. 230 werden als eigenthümliche Constructionen aufgeführt: *exemplorum eligendi potestas* und *legati venerunt sui purgandi causa*, so wie *mulier sui servandi causa aufugit*. Es fehlt aber hierbei eine nähere Bestimmung, die einer Regel ähnlich sähe; und während in dem ersten dieser Beispiele durch eine kleine Note wenigstens eine, wohl schwerlich allen probable, Andeutung gegeben ist, wie jene Connection zu erklären sei, fehlt für jenes *sui purgandi* u. ä. selbst jeder Geruch einer Erklärung, die doch nahe liegt und unbezweifelt ist, weil es sich denn freilich nicht bloß um *sui*, sondern eben so gut um *tui*, *nostri*, *vestri*, also überhaupt um den Genitiv der substantiven personalpronomina handelt. Vgl. z. B. Ovid. her. 20, 74. Liv. 21, 41, 1.
- 16) P. 183, §. 231, 3, a. Weder aus der hier viel zu abstract und gegebenen Regel, noch oben aus Anm. 5 (nicht 4) zu §. 215 ist zu nehmen, was es eigentlich mit *audio aliquem dicentem*, *video avem mitem* auf sich habe, wann und wie so gesprochen werde.
- 17) P. 188 u. fig. Anm. In der Aufzählung der lateinischen Ausdrücke für ohne zu, ohne dafs ist keine gehörige Theilung zwischen Fällen mit vorübergehender Negation und denen ohne solche gemacht.
- 18) Ungenügend ist das über die *consecutio temporum* §. 251—256 gebrachte, §. 255 ganz nichtsagend (NB. Es heisst da: „Bedingungen sind der *consecutio temporum* nicht unterworfen!“), überhaupt der Abschnitt vom Verhältnifs der Sätze zu einander p. 191—246 nach meinem Urtheil am schwächsten ausgefallen.
- 19) P. 208, §. 260. Die Regel: „Die Person des Verbi im Relativum wird durch das Nomen bestimmt, worauf sich das Relativ bezieht“ auch sonst ziemlich unklar gefasst, besonders aber in dieser Allge-

meinheit fehlerhaft, da sie auf die Fälle beschränkt werden mußten das Relativ als Subjekt fehlt.

20) P. 225—228, §. 288—289, über *quam* mit dem Indicativ mit dem Coniunctiv, — zu breit und unbestimmt, weil die verschiedenen Fälle nicht unter die rechten Gesichtspunkte gebracht, sondern vermischt und andergeworfen sind. So war p. 226 *est quam* (nicht bloß *fu* und *erit quam*) unter §. 282, 2) d, am besten nach Anm. 2. p. zu behandeln, dabei auf die ursprüngliche Natur des *quam*, aus dem Adverbe, zu verweisen und zugleich *est ubi*, *est cur*, *est quid* mit zu nehmen, worüber sich nirgends etwas findet. Dagegen immerhin verbleiben die Anm. p. 227 oben über *audire aliquem dicat*. Wenn sie aber stehen sollte, so war der Coniunctiv nicht auf seinen rechten Grund zurückzuführen und dabei auf das *scio* oder *sapere* in den gegebenen Beispielen das Gewicht zu legen. — No. 4 auf p. 227 ist in dieser Fassung ganz stündlich.

21) P. 231, §. 294, 4). Was hier nicht allzu präcis vom Imperfecto Plusquamperfecti Coniunctivi in conditionalen Satzgefügen gesagt wird einfach auf die Bedeutung der historischen Tempora im Coniunctivo Ausdruck der Unwirklichkeit zurückzuführen.

22) P. 235, Anm.: „*Etsi, quamquam, quamvis* stehen zu dem Verbum finitum“ — ist nicht bestimmt genug ausgedrückt und von nachclassischer Latinität, mit Ausnahme von *quamvis* verweilen, wie *quamvis magnus* „noch so groß“ u. ä.

23) P. 237, §. 306, 1). Nicht nur vor Cardinalzahlen, überhaupt vor Zahl-, Zeit- und Maßbezeichnungen pflegt nach *quam* etc. *quam* ausgelassen zu werden etc., z. B. *plus partem* d. Liv. 36, 40, 5; *pedes plus sexagenos* Varr. r. r. 2, 3.

24) Die Einteilung der Wörter der dritten Declination nach lauten ihrer Stämme hat Manches für sich; die Consequenz aber zunächst, nach Analogie der übrigen Declinationen, die Einteilung der Nomina nach ihren Endungen (*s*, *is*, *es* und *e*) und überhaupt die Absonderung der ohne Casusendung im Nominativ auf den *is* veränderten, theils veränderten Stamm ausgehenden Nomina. Ganz ungehörig werden p. 18 die Wörter auf *is*, *es* und *e* als bezeichnet, deren Stamm sich auf den Vocal *i* endige. Das *i* ist eben ebenso Theil der Declinationsendung, wie *a* in der ersten, *u* in der zweiten, *u* in der vierten und *e* in der fünften Declination. Es ist zu sehen, daß in einem Theile der dritten Declination das *i* charakteristisch und fest geworden ist, wie sich nicht nur im Acc. und *isum*, *i*, sondern auch im Gen. und Acc. Plur. auf *isum*, *is* zeigt, während indessen nicht alle Wörter auf *is* hiezu gehören, ist in solchen derartigen Wörtern eine theilweise Hinneigung zur *i*-Declination bemerkbar, besonders im pluralen Genitiv auf *isum*. Eine genauere Beurtheilung alles dessen ist in einer Schulgrammatik dieses Plans und Umfangs Erachtens, nicht angemessen. Es darf aber auch nichts geschehen, was einer richtigen und consequenten Erkenntniß der fünf Declinationen widerstreitet. Daher so viel ausgemacht, daß das *i* in einem Theile der dritten Declination nur in soweit mit dem Stamme gerechnet werden darf, als dasselbe mit dem *a* in der ersten, dem *u* in der zweiten und *u* in der vierten Declination ganz gleich verfahren wollte, müßte überall den Declinationsstamm unterscheiden, welches beides dann nur in den consonantisch harten Theile der dritten Declination zusammenstele. Ich hüte mich sehr wohl, den Anfänger durch zu tiefes Eingehen in die und durch zu viele Unterscheidungen zu verwirren.

25) P. 142, §. 152. Die allgemeine Erklärung des Ablativs ist ganz unbefriedigend.

26) P. 165, §. 196. „Mehrere Verba transitiva haben im Activ neben der transitiven auch reflexive Bedeutung.“ Das führt zu falscher Auffassung, nämlich zur Ergänzung eines *se* etc. Aber Verba, wie rollen, stürzen, fahren u. ä., sind ebensowohl transitiv, als intransitiv, nicht aber reflexiv. Denn Niemand denkt daran, ein sich ergänzen zu wollen.

27) P. 166 unten, Anm. wird ganz falsch gelehrt, daß *terra vestitur herbis* heiße: d. E. ist bekleidet; *urbs muris cingitur* ebenso. Und dieser eigenthümliche (*sic!*) Gebrauch des Präsens wird sonderbarerweise auf das Passiv beschränkt, als ob man nicht eben so gut sagen könnte: *terram herbae vestiunt; urbem muri cingunt*, — und nicht in jeder Sprache für solche Fälle das Präsens zulässig wäre!

28) P. 175, §. 214. „Wenn ein Nomen zum Infinitiv hinzutritt, so wird es in den Accusativ gesetzt. Das ist die Construction des Accusativus cum Infinitivo, im Deutschen meist durch »daß« umschrieben.“

Welch' eine Regel!!

29) P. 185, §. 233. „Die relative (*sic!*) Participialconstruction kann nur stattfinden: a. wenn im Deutschen ein Haupt- und Nebensatz ein gemeinschaftliches Subject haben; b. wenn im Deutschen das Subject des Nebensatzes im Hauptsatze in einem Casus obliquus wieder vorkommt.“

Welche zweckwidrige Trennung in a. und b. statt kurzer Zusammenfassung: wenn das Subject des Nebensatzes (gleichviel ob auch als Subject oder in anderer Beziehung) im Hauptsatze vorkommt. — Eben so unangemessen ist dann p. 186 die Regel über absolute Participialconstruction gefaßt.

30) P. 221, §. 279. Der Acc. c. Inf. bei „*impero* häufig in passiven Sätzen.“ Sollte heißen: der Acc. c. Inf. passivi.

31) Der gegebenen Beispiele und Beweisstellen sind für eine Schulgrammatik zu wenige, und daß es nicht wohlgethan ist, den Lehrern selbst die Beibringung oder eigene Formulirung einer größeren Anzahl anheim zu geben, zeigen die von Herrn Berger gelieferten nur zu sehr. Ich habe nur nach jedesmal besonderer Veranlassung, und deshalb sehr wenige der nirgends genauer, sondern nur mit Cic., Caes., Liv. etc. ganz allgemein bezeichneten Beispiele näher angesehen, von den also angesehenen aber an vielen Bedeutendes auszusetzen gefunden. Denn nicht wenige sind unrichtig, mit wesentlichen Abweichungen vom Urtext, wogegen nicht nach den neueren Feststellungen kritischer Ausgaben aufgeführt. Wer aber eine lateinische Grammatik schreibt, von dem ist mit Recht zu fordern, daß er nicht nur alle Beweisstellen, und zwar nach zuverlässigen Textrecensionen, nachschlage, sondern auch durch Genauigkeit und Vollständigkeit der Nachweisung des Citats zwar nicht dem Schüler, aber dem Lehrer, der das Buch gebraucht, die Möglichkeit gewähre, sich selbst von der Richtigkeit und von der oft durch weiteren Zusammenhang bedingten Angemessenheit des Beispiels zu überzeugen. Schon oben ist in zwei Fällen gezeigt worden, welche Folgen das, in Schulgrammatiken freilich sehr gangbare, leichtfertigere Verfahren zu haben pflegt. Da war eine falsche Regel über *postquam* auf einen Beleg aus Cicero gestützt, obgleich dasselbst längst *postea*, *quum* berichtet worden. Und nun wurde unrichtig auch für doppelte Fragen vindicirt mit Hinweisung auf eine nach schon verbesserter Interpunction anders zu lesende Stelle. Es mögen die großen Nachtheile des unkritischen Abschreibens und Uebertragens von Beispielen aus einer Grammatik in die andere durch noch einige Stellen erwiesen werden. Auf der schon citirten p. 141 steht gleich als erstes Beispiel unrichtig: *justitia est obtem-*

peratio scriptis institutisque populorum. Das so ohne Sinn stehende *scriptis* hätte schon zum Aufmerken nöthigen sollen; und wirklich beist es Cic. leg. 1, 14, 42 *scriptis legibus institutisque*. Sehr wesentlich und die Regel betreffend ist die unrichtige Fassung des ersten Beispiels aus Cäsar p. 146, Anm. zu §. 154. S. Caes. b. G. 1, 48; ebenso verhält es sich §. 272 mit dem Beispiel zu unterst auf p. 217, in welchem (Cic. de or. 2, 36) zu lesen ist: *est, ut dicis, ut plerique philosophi nulla tradant praecepta etc.* Das von Herrn Berger weggelassene *ut dicis* ist nämlich gerade auch für das folgende consecutive *ut* maßgebend, insofern vor *ut dicis* ein *ita* gedacht wird.

C. Es sind noch manche Ausstellungen zu machen, von denen hier nur einige kurz angedeutet werden mögen.

In den §§. 2 und 3 wird erst von Vocalen und dann von Diphthongen gehandelt, ganz so, als ob diese nicht auch Vocale wären.

Im §. 52 werden die Pronomina eingetheilt in 1) personalia, 2) possessiva, 3) determinativa etc. Es muß aber eingetheilt werden: 1) personalia, und zwar a) substantiva, b) possessiva; 2) determinativa etc., wenn anders die überflüssige, praktisch jedenfalls nutzlose Scheidung der determinativa und demonstrativa beibehalten werden soll. Die Pronomina negativa fehlen ganz.

Dafs nicht Weniges am unrechten Orte vorkommt, mag sonst hingen. Aber *forem, fore* gehörte denn doch mit einer kurzen erklärenden Bemerkung sicherlich eben so gut zu *sum*, als *fui* etc., und wird daher ganz unpassend nur unter den defectiven Verben (§. 88, p. 111) aufgeführt; — und die Anm. am Ende des §. 305, p. 237 über die Anstellung vor dem Genitiv, wie in *lumen solis clarius est, quam lunae*, gehörte nicht in diesen §. über *quam*, sondern mußte in dem Abschnitt über den Genitiv oder (mit Rücksicht auf den deutschen Sprachgebrauch) über Pronomina gegeben werden, wo sie wahrscheinlich richtiger und allgemeiner gefaßt sein würde, während sie hier sonderbarer Weise auf den comparativen Nebensatz mit *quam* beschränkt ist.

Es fehlt sehr Vieles, was man auch in einer Schulgrammatik dieses Umfangs ungern vermißt. So ist bei den anomalen Verben *sum, edo, fero* etc. auch nicht einmal eine Andeutung zur Erklärung der Anomalie gegeben; so ist die Hinweisung auf nahe liegende Analogien des deutschen Sprachgebrauchs versäumt; so macht sich der Mangel an gehöriger Bestimmtheit und Schärfe der Regeln allzu oft fühlbar, und viel zu gewöhnlich bleibt es dem Lehrer überlassen, die Regel erst zu formuliren, was, wenige Fälle ausgenommen, sehr unzufräglich ist.

Zu vereinfachen waren die Genusregeln mit ihren Ausnahmen, unter denen die famosen sieben und dreissig auf *is* wieder *paradiren*, versteht sich, auch *penis* trotz Bedeutung und Endung und pädagogischer Ungehörigkeit. — Sehr überflüssig und nichts weniger als „praktisch“ ist es, dafs p. 39, Anm. a. und b. der Knabe zur Bildung des Comparativs und Superlativs noch auf die sich in *i* und *is* endigenden Casus des Positivs verwiesen wird, nachdem er so eben richtig gelernt hat, *ior* und *issimus* dem Stamme anzuhängen. — Ganz unverständlich ist für den Schüler die Erklärung des Reflexivs, p. 42, wobei überdies *sum, me, suum* ganz vergessen zu sein scheint. — Nichts weniger als zweckmäßig sind die Conjugations-Paradigmata *doceo* und *lego* u. a.

Diese Belege werden genügen, um zu beweisen, dafs das oben ausgesprochene gutachtliche Urtheil über die Brauchbarkeit des Buches in der That aus einer nicht oberflächlichen Durchsicht desselben hervorgegangen ist. Wenn gleich für sehr viele der hervorgehobenen Ausstellungen die Entschuldigung mit dem einmal so Hergebrachten und Gangbaren

geltend gemacht werden dürfte, so muß ich mich doch mit wohl begründeter Ueberzeugung schließlicb dahin erklären, daß in dieser Schulgrammatik die Grundlage tiefer eingehender Sprachstudien, Schärfe und Gründlichkeit gar sehr fehlt; daher weder Wissenschaft noch Methode durch dieselbe gefördert ist.

Wesel.

Blume.

III.

Cicero's erste und zweite philippische Rede, erklärt von
Karl Halm. Berlin 1856.

Die Auswahl ciceronianischer Reden für die Haupt-Sauppe'sche Sammlung lateinischer und griechischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen schließt sich dem vorliegenden sechsten Bändchen an. Was zunächst die ausgewählten 17 Reden an und für sich betrifft, so halten wir die getroffene Auswahl für zweckmäßig; nur etwa gegen die Sestiana möchten wir ein Bedenken äußern, das dem Herrn Herausgeber auch nicht ganz verborgen geblieben zu sein scheint. Es liegt dies in der ganzen Anlage der Rede, welche als Schlussrede in dem Processe des Sestius nicht sowohl auf eine detaillirte Widerlegung der gegen denselben vorgebrachten Beschuldigungen eingeht, was bereits seine Vorredner gethan, sondern vielmehr ein Gesamtbild von dem Leben und Streben des Sestius, namentlich während seines Tribunats, entwirft. In diese Darstellung flicht der Redner zwei lange, den größten Theil der Rede ausmachende Episoden ein (§. 15—70 und §. 95—143), welche die Geschichte seiner Verbannung und deren Rechtfertigung, so wie die Verherrlichung der *optimates* im Gegensatz der *populares* enthalten. So glänzend nun auch die rhetorische Darstellung in diesen Partien ist, so zweckmäßig unter den gegebenen Verhältnissen diese ganze Anlage und Ausführung auch sein mochte, so interessant sie für den mit dem Character Cicero's, seiner Parteilichkeit, seinen gesammten Lebensgeschicken und dem politischen Treiben seiner Gegner und seiner Zeit überhaupt näher Vertrauten ist: so bieten doch gerade diese Episoden bei der Erklärung den Schülern gegenüber bedeutende Schwierigkeiten dar. Man kann und darf bei ihnen ein bis in das Einzelne detaillirtes Bild jener bewegten Zeit und der hervorragenden Persönlichkeiten nicht voraussetzen und wird es auch durch noch so ausführliche Einleitungen zu der Rede nicht bis zu einer klaren und festen Anschauung bringen; denn dazu gehören gründliche Studien, wie sie ein Schüler noch nicht machen, und politische Anschauungen, wie er sie noch nicht haben kann. Dies hat denn sehr natürlich zur Folge, daß er das lebendige Interesse an der Rede, die ihm nicht die Sache im Auge zu behalten, sondern auf ganz heterogene Dinge abzuschweifen scheint, verliert, ja durch das Selbstlob, welches der Redner sich und seiner Partei so freigebig spendet, entschieden gegen denselben eingenommen wird. Die Lectüre keiner ciceronianischen Rede ist nach den von dem Unterzeichneten gemachten Erfahrungen mehr geeignet, den Schülern Cicero's Persönlichkeit zu verleiden, als eben die Sestiana, namentlich wenn man sie ihnen zur Privatlectüre überläßt, wobei sie natürlich noch viel weniger verstanden und viel unrichtiger gewürdigt wird, als bei der öffentlichen Lectüre, die das Urtheil vielfach zu rectificiren vermag. Darum dürfte sie wohl besser von der Schullectüre ganz aus-

zuschließen sein, man müßte denn etwa sich mit dem bloßen Sprachverständniß begnügen wollen und alles Andere bei Seite liegen lassen, was indeß jetzt wohl kaum noch ein Interpret sich zu Schulden kommen lassen dürfte. Wir würden an Stelle derselben die Rede pro Plancio oder auch pro Murena vorschlagen, wenn man nicht bei der letzteren an der Unvollständigkeit derselben Anstoß nehmen will. Dagegen sind wir entschieden damit einverstanden, daß neben den beiden craten philippischen auch zwei der verrinischen Reden in den Kreis der Schullektüre gezogen sind.

Ueber Plan, Anlage und Ausführung der Halm'schen Ausgabe zu sprechen, dürfte hier überflüssig sein, da dieselbe in Jedermanns Händen ist. Wir haben uns darüber bei dem Erscheinen des ersten Bändchens in dieser Zeitschrift (Jahrg. V. S. 120 ff.) des Weiteren geäußert, und unsere dort ausgesprochene Hoffnung, der Herr Herausgeber werde im Verfolge seiner Arbeit eine immer noch größere Vollendung erzielen und seine Ausgabe eine ganz besondere Zierde dieser Sammlung werden, hat sich in vollem Maße erfüllt. Der Beweis dafür liegt auch in der allgemeinen Anerkennung, welche diese Ausgabe gefunden, so daß in kurzer Zeit schon eine zweite Auflage des zweiten, dritten und fünften Bändchens nöthig geworden ist. Diese neuen Auflagen geben schlagende Beweise, wie der Herr Herausgeber an der Vervollkommenung derselben unablässig arbeitet. Die Zweckmäßigkeit der Ausgabe für das Bedürfnis des Schülers und die Billigkeit derselben hat, nach unserer Erfahrung, auch den wesentlichen Vortheil für die Schule herbeigeführt, daß wenigstens die besseren Schüler ihre Zuflucht lieber zu einer solchen Ausgabe, als zu den unseligen Uebersetzungsfabrikaten nehmen, deren Mißbrauch namentlich bei rechter Einwirkung des Lehrers auf die wissenschaftliche und sittliche Haltung seiner Schüler durch Empfehlung einer geeigneten Schulausgabe, wie die vorliegende, wesentlich eingeschränkt werden kann.

Gehen wir auf die specielle Beurtheilung des vorliegenden Bändchens ein, so heben wir zunächst mit besonderer Anerkennung die mit ganz vorzüglicher Genauigkeit und Sorgfalt und steter Berücksichtigung der vorliegenden Reden ausgearbeitete Einleitung hervor, in welcher in klarer Uebersicht fast Alles enthalten ist, was zum sachlichen, zum Theil auch zum sprachlichen Verständniß der Reden dient, so daß in den Anmerkungen zu der Rede selbst meist eine einfache Verweisung auf die Einleitung genügt, um dem Schüler das Sachverhältniß im Einzelnen im richtigen Zusammenhange mit dem Ganzen wieder zu vergegenwärtigen. Es ist diese Anlage des Ganzen auch deshalb von pädagogischer Bedeutung, weil der Schüler zu vermehrter Selbstthätigkeit bei der Vorbereitung genöthigt wird, indem er den Lehrer nicht durch bequemes Ablesen unter den Text gesetzter Anmerkungen abspesen kann. Deshalb hat der Herr Herausgeber sehr häufig auf die Belegstellen aus den Alten zur Erklärung einzelner Ausdrücke in der Rede nicht in die Anmerkungen unter dem Texte, sondern unter der Einleitung verlegt.

Was die kritische Gestaltung des Textes betrifft, so war derselbe allerdings bisher schon von den Herausgebern auf die Autorität des trefflichen cod. Vatic. hin im Großen und Ganzen geübert; im Einzelnen jedoch hat er hier noch manche Nachbesserungen erfahren, die in einem Nachtrage zusammengestellt sind. Nur gegen wenige der vorgenommenen Emendationen möchten wir Bedenken geltend machen, z. B. wenn II. §. 14 aus *consultus usum* des Vat. vermuthet wird *consul tum usum*, während *tum* in den übrigen Codd. fehlt. Der Zeitbegriff, den das folgende *nunquam* als Gegensatz erfordert, liegt hinreichend in dem Begriffe *consul* angedeutet; die Hinzufügung von *tum* würde erst dann gerechtfertigt sein, wenn als Gegensatz *nunc* oder ein ähnlicher Begriff

gegeben wäre. — Ob §. 44 in den Worten *et certo et* des Vat. das zweite *et* nicht vielmehr als fehlerhafte Wiederholung des *et*, denn als Corruptel aus *te*, wie Herr Halm will, zu betrachten ist? Wenigstens ist die Wiederholung dieses ganz tonlosen Pronomens so wie seine Stellung sehr auffallend und die Lesart der übrigen Handschriften viel natürlicher und sprachgemäßer. — §. 45 steckt in der Corruptel des Vat. *confirmavit* nicht das Perf. *confirmavit*, was nach den vorhergehenden Imperf. *iacebat, commendabat, orabat* ganz unzulässig erscheint, sondern das Imperf. *confirmabat*, was auch die übrigen Codd. haben. — §. 49 möchten wir die Corruptel des Vat. *venisse Gallia* nicht in *venisse Gallia* ändern, sondern bei der Lesart der übrigen Codd. *venisti* verbleiben, weil uns dies vereinzelte Praes. hist. hier ungerechtfertigt erscheint. — Klotz's Conjectur *belli causa, causa pestis* §. 55 scheint uns sehr bedenklich; diese chiasmische Ausdrucksform, zumal mit Wiederholung desselben Wortes, giebt der Rede etwas Gespreiztes, indem dadurch das Wort *causa* einen ungerechtfertigten Nachdruck erhält. — §. 69 dürften die Worte des Vat. *illam suam suas res* unantastbar sein; *illam suam* ist ebenso gesagt, wie *suum illud* orat. §. 98, und der Zusatz von *miniam*, den schon Hotoman wollte, würde uns vielmehr als Glossem erscheinen, zumal Cicero offenbar das Wortspiel *illam suam suas res sibi habere* beabsichtigt und durch die chiasmische Zusammenstellung der beiden Pronomina den Gedanken noch viel schärfer pointirt hat „seine Geliebte verabschieden“. — §. 77 halten wir die Aufnahme der Conjectur Lambin's *illim* mit Hand Tur. III. p. 214 für sprachlich ganz ungerechtfertigt und glauben, daß am einfachsten *illum* geschrieben wird.

Inhalt, Umfang und Form der dem Texte untergelegten erklärenden Bemerkungen behalten den eigentlichen Zweck der Ausgabe im Auge; nur selten finden wir Verweisungen auf Stellen alter Klassiker oder auf neuere Schriften, die dem Schüler nicht zugänglich sind; aller unnütze gelehrte Ballast, den sonst wohl so manche Schulausgaben mit sich schleppen, so wie weitläufige grammatische Erörterungen, die dem Lehrer, wo sie nöthig sind, richtiger anheimgegeben werden, sind mit weiser Umsicht und richtigem Tacte vermieden. Der Text des Schriftstellers ist nie zum bloßen Vehikel dieser oder jener gelehrten Bemerkung gemacht worden, sondern jede Bemerkung hat wirklich die Förderung des richtigen Textesverständnisses im Auge, und dabei ist der Grundsatz festgehalten, nur das eben Nöthige und wo möglich aus den vorliegenden Reden selbst zur Erklärung beizubringen. Die Zweckmäßigkeit der Anlage und Ausführung der Ausgabe für den Bedarf der Schule hat der Unterzeichnete selbst schon erproben können, da er gleich nach dem Erscheinen derselben die vorliegenden und folgenden philippischen Reden mit den Primären gelesen hat. Auch für die Erklärung der späteren Reden gewährte die, wie schon oben erwähnt, so trefflich gearbeitete Einleitung den Schülern reichen Stoff und bot zugleich die dem Lehrer so erwünschte Gelegenheit, Themata für deutsche und lateinische Arbeiten derselben daraus entnehmen und darauf stützen zu können.

Von den Bedenken, welche uns bei dem Gebrauche der Ausgabe im Einzelnen aufgestossen sind, wollen wir dem Herrn Herausgeber einige zur weiteren Erwägung und Berücksichtigung für eine zweite Auflage, die nicht ausbleiben wird, hier mittheilen. Zu Phil. I. §. 5 hätte in der Anmerkung ganz kurz angedeutet werden sollen, was unter den *scalae Gemoniae* zu verstehen sei, und die Verweisung auf Anm. 156 genügt zur Erklärung von *fugitivus* nicht, da dort nur auf eine Stelle aus Valer. Max. verwiesen ist, den man in den Händen des Schülers nicht voraussetzen darf; und wenn das auch der Fall wäre, so würde er durch

Einsicht der Stelle zu dem irrigen Gedanken verleitet werden können, als ob *fugitivus* = *relegatus* wäre, was doch nie der Fall ist. — §. 6 scheint *qui appellabantur*, was Arusianus Messus nicht hat, eine Glosse zu sein; denn mag man es „*qui dicebantur*“ oder „*qui compellabantur in concione*“ erklären, die eine Erklärung ist so unzulässig, wie die andere. Die erstere, welche nach Abrami Ostiander wieder aufgenommen hat, giebt einen ganz müßigen, ja fast sinnlosen Zusatz, die zweite, von den meisten übrigen Interpreten und auch von Halm adoptirt „an die man sich in den Contionen zu wenden, die man zu haranguieren pflegte“ erregt ein doppeltes Bedenken; denn einmal ist unseres Wissens dessen sonst nirgends Erwähnung gethan, daß man in den Volksversammlungen die Veteranen haranguirt und ihre Unterstützung und Beihülfe — was doch recht eigentlich in *appellare* liegt — in Anspruch genommen hätte. Wäre das geschehen, so hätte Cicero gewiss nicht unterlassen, anderweitig davon gegen die Antonianer Gebrauch zu machen. Dann aber hat ein solcher Zusatz am vorliegenden Orte gar keinen Zweck und keine Bedeutung, und die beiden Relativsätze neben einander haben hier sogar etwas Störendes und Schleppendes, indem der Gedanke sich viel präciser abrundet, wenn es heisst: „Ohgleich der Senat die materiellen Interessen der Veteranen sicher gestellt hatte, so suchte man sie doch durch Hoffnung auf Beute aufzureizen.“ — I, §. 10 hätte der Unterschied zwischen *mors praeter naturam* und *praeter fatum* noch klarer entwickelt werden sollen. — I, §. 15 ist der Ausdruck: „die ausgesprochenen (?) Antonianer“ nicht glücklich gewählt. — I, §. 20 „*sordidissimus*“ sc. *genere*“, wohl richtiger *fortuna et dignitate*, was Cicero kurz zuvor selbst als das angiebt, „*quod in indice spectari debeat*.“ — I, §. 24 Z. 23 fehlt *a* vor *mortuo* im Texte. — §. 28 halten wir in den Worten „*feremus amici naturam*“ *amici* nicht für den Nom. Plur., sondern für den Genit. Sing.; vgl. §. 11. *cui um amicus* und §. 26. *quod est amicorum* etc. — I, §. 30 ist die Erklärung des Conjunctivs *significarent* wohl zu gesucht, wenn man sich *recordare consensum* aufgelöst denken soll in *recordare qui consensus fuerit* und davon *cum significarent* abhängig machen. Es ist viel einfacher, die Analogie von *audivi cum diceret*, *vidi cum prodiret* und namentlich von *memini cum* mit dem Ind. und Conj. Imperf., was dem *recordor* ganz entspricht, zu Hilfe zu nehmen. Die Grammatiker (Krug. §. 558. A. 5, Kühn. §. 149. A. 8) geben freilich nur eine Belegstelle für den Indicativ aus Cic. Fam. 7, 28, 1 an, allein der Conjunctiv findet sich ebenfalls, z. B. Cic. ad Quint. Fr. II, 10, 2. — I, §. 38 nehmen wir Anstoss an der Lesart der Codd. „*consecutus esset*“ und vermuthen, Cicero dürfte wohl eher „*consecuturus esset*“ geschrieben haben. — Phil. II. §. 1. „*Nemo illorum inimicus mihi fuit voluntarius*.“ Hier wird *voluntarius* durch *mea voluntate susceptus* erklärt; wohl nicht mit Recht, wie der Gegensatz: *omnes a me reip. causa lacessiti* zeigt. Der Sinn ist offenbar: *Nemo illorum (i. e. Clodius, Catilina etc.) sua voluntate, sua sponte, inimicitias in me suscepit, sed ego eos ut mihi inimici fierent, reip. causa lacessivi*. Darauf weist auch das folgende *Tu ultro me lacessisti* hin, zu welchem Satze wir zugleich bemerken, daß *ut viderere* nicht consecutiv, wie Halm will, sondern final zu fassen und von *ultro* — *lacessisti* abhängig zu machen ist. — §. 2 halten wir *illud* in den Worten *Illud profecto* nicht für den Accusativ mit Ergänzung von *vult*, was im Vorhergehenden gar nicht vorkommt, sondern wir fassen es mit den früheren Herausgebern, die freilich ohne Noth aus den schlechteren Codd. *est* hinzufügen, als Nominativ in dem Sinne: „Folgendes ist's sicherlich, d. h. wird sicherlich der Erklärungsgrund seiner Handlungsweise sein.“ Aehnlich wird *Profecto sic est* oder

Non est profecto gebraucht; vgl. Hand Turs. s. v.; Cic. p. Flacc. §. 53; Terent. Hec. 3, 3, 19; Andr. 3, 3, 22. — §. 3. Bei *intercessor* ist an vorliegender Stelle nicht nothwendig, an die amtliche Intercession eines Tribunen zu denken, sondern es kann auch die Vermittelung einer einflussreichen Magistrats- oder Privatperson gedacht werden, die den bewegten Proceß zu Gunsten des Antonius gewinnen half. So steht *intercessor* z. B. p. Rosc. Am. §. 110 u. das. Osenbrueggen. — Zu *misera quidem* hätte nicht auf §. 39 als auf eine Parallelstelle verwiesen werden sollen, weil dort *quidem* unabweislich zu *erant* gehört und die Umstellung *illa quidem castra* gar nicht zulässig wäre, ohne eine wesentliche Modification des Sinnes hervorzubringen. — §. 11 ist aus dem Vatic. *quando id domus tuae est* aufgenommen und erklärt: „weil das deinem Hause angehört, ein Theil deines Hauses ist“, während in der Zürcher Gesamtausgabe *domi tuae* beibehalten ist. Wir hegen indess Bedenken gegen die Zulässigkeit dieser Ausdrucks- und Erklärungsweise, so umfangreich auch sonst der Gebrauch von *esse* mit dem Genitiv ist. — §. 15 extr. dürfte das Komma nach *civem singularem* wohl richtiger zu tilgen sein, da letzteres schwerlich als Apposition zu *principem senatorem* zu fassen ist. — Wenn zu §. 24 bemerkt wird, daß Cicero den Achselträger gespielt, wenn er dem Pompejus abgerathen, zuzugeben, *ut ratio absentis Caesaris in petitione consulatus haberetur*, so folgt das aus der Stelle ad Att. VI, 1, 4 noch nicht unbedingt, da Cicero ja später seine Ansicht geändert und dem Pompejus einen anderen Rath gegeben haben konnte. — §. 26 hätten die Worte *neminem occultantibus* eine Erläuterung bedurft. — §. 41 ist die Erklärung von *faciebat* „er war Willens, es zu thun“ ebenso zweifelhaft, wie §. 16 *adferbam* = ich versuchte anzuthun. — Das Citat zu §. 42 Z. 15 muß Phil. V. §. 19 heißen. — Der ungewöhnliche Genitivus objecti *desiderium discidis* „Schnaucht wegen der Trennung“ hätte zu §. 23 mit behandelt und hier darauf verwiesen werden können. — §. 48 reichte es nicht aus, *fax* mit „Brandfackel“ zu übersetzen, da hiermit nicht angedeutet ist, ob *fax incendiorum* hier in eigentlicher, oder wie Phil. VII. §. 3, XI. §. 26 und anderweit in tropischer Bedeutung zu fassen ist. Ebend. sollte *rectissime* nicht „ganz keck“ übersetzt sein; es heißt ganz einfach: „Antonius glaubte (das liegt im Conj. *posset*) unter dem Oberbefehle des Gabinus Alles mit vollem Rechte unternehmen zu dürfen.“ — §. 49 dürfte die Bedeutung von *observare aliquem* = „Jemanden im Auge behalten, in allen seinen Schritten unterstützen“, schwerlich nachweisbar sein; die Stelle ist gewiss corrupt, da die Bedeutung von *observare* (vgl. Seyff. z. Lael. p. 180) dem Verhältnisse des Cicero zum Antonius hier durchaus nicht entspricht. — §. 57 zu Z. 9 muß es Anm. 43 statt §. 43 heißen. — §. 75 ist zu *nollem* nicht etwa *vulnus accepisse*, wie die Anmerkung andeutet, zu ergänzen, sondern *adfuisse his pugnis*, wie bereits Manutius richtig nachgewiesen. — §. 91 möchten wir das Semikolon nach *cohortatio* in ein Komma verwandeln und *tu, tu, inquam* als zusammenfassende Wiederaufnahme der drei vorangehenden Glieder betrachten, wozu namentlich die Verdopplung des *tu* mit hinzugesfügtem *inquam* zu raten scheint, so daß dann *incendiarii* gemeinschaftliches Prädicat zu den gesamten Subjecten ist. — §. 94 hätten wir eine Bemerkung zu „*aeque atque huic ordini, ut equestris*“ gewünscht. Ebend. dürfte vielleicht zu schreiben sein *apud eum mortuum*, da in solchen Fällen, wo der Relativsatz dem Demonstrativsatze vorangeht, die Setzung des Demonstrativpronomens als Regel zu betrachten ist; dem *a quo vivo* würde das *apud eum mortuum* trefflich entsprechen.

VI.

Dünnebier, J. A., Lateinisch-deutsche und deutsch-lateinische Uebersetzungsbeispiele aus classischen Schriftstellern. Zu gründlicher und stufenweise fortschreitender Einübung der Formenlehre, so wie zur Vorbereitung auf die Syntax nach Putzsche's lateinischer Grammatik zusammengestellt und mit einem Auszuge aus der Formenlehre derselben Grammatik versehen. Sechste Auflage. Jena, Druck und Verlag von Friedrich Mauke. 1855.

Das vorliegende Buch erschien zuerst im November 1846 und gewann bei der zunehmenden Verbreitung der Grammatik von Putzsche, an welche es sich auf das Engste anschließt, in Kurzem selber eine Verbreitung, welche, bei der großen Anzahl ähnlicher Hilfsmittel, gewiss ein sprechender Beweis für seine Brauchbarkeit ist. Vor Allem ist es die ganze Anlage des Buchs, welche sich sehr empfiehlt: auf 64 Seiten ist die Formenlehre zusammengestellt, von S. 65—154 folgen die Uebersetzungsbeispiele, S. 155—189 das Wörterverzeichnis, daran schließt sich auf 3 Seiten ein Anhang, in welchem „die Ausnahmen von den besonderen Genusregeln“ lateinisch und deutsch verzeichnet sind, nebst einer „Uebersicht über die Präpositionen“.

Die Formenlehre schließt sich, wie schon bemerkt, an Putzsche's Grammatik an. Sie ist nach der eigenen Angabe des Herrn Verf. in der Vorrede zur ersten Ausgabe ein Auszug aus derselben, und zwar im eigentlichsten Sinne des Wortes, da sie kaum etwas enthalte, was in jener nicht enthalten sei, und nur hier und da in der äußeren Anordnung etwas abweiche, entweder aus Raumersparniß, oder da, wo es die Rücksichtnahme auf die Anordnung des Uebersetzungsbuchs zu erheischen schiene, wie z. B. bei den Paradigmen der regelmäßigen Conjugationen. Um die für den Anfänger so erspriessliche Kürze mit möglicher Vollständigkeit zu verbinden, sei Manches aufgenommen, was für den ersten Unterricht ungehörig erscheinen könne, aber es sei theils in die Anmerkungen, theils in ganze, mit kleiner Schrift gedruckte Paragraphen verwiesen.

So sehr nun dieser Anschluß an ein in weiteren Kreisen anerkanntes Buch zu billigen ist, so scheint es doch der Zweck dieser Formenlehre zu verlangen, mit größerer Freiheit zu verfahren, als dies geschehen ist. Der Herr Verf. hat besonders darin seine Aufgabe erkannt, das was für den Elementarunterricht überflüssig schien, auszuschneiden. Ob hierin überall das rechte Maas eingehalten sei, darüber läßt sich streiten; nach des Ref. Ansicht konnte noch gar manches Andere wegfallen, z. B. S. 22 Anm. 2, wo die Kenntniß des Genitivus partitivus vorausgesetzt wird, so zum Theil §. 24 und 26, so die Auseinandersetzungen in §. 49 und 50. Aber daneben verlangte die Rücksicht auf den elementaren Zweck noch mancherlei Aenderungen, Erklärungen, Zusätze — Alles Abweichungen, welche mehr in der Form, als in dem Inhalt bestehen, aber auch so ihre vollste Berechtigung haben.

So werden bei Putzsche ausschließlich die lateinischen Benennungen gebraucht bei Aufzählung der Pronomina: hier genügt dies nicht, es erscheint vielmehr wünschenswerth, daß auch die deutsche hinzugefügt wird: der Herr Verf. aber begeht die Inconsequenz, nur die Possessiva und Interrogativa in dieser Weise zu erklären; war es bei diesen vorzuge-

weise nöthig, oder bei den anderen überflüssig? Dagegen ist wieder inconsequent das letzte Capitel nur mit der deutschen Bezeichnung überschrieben.

Ebenso möchten wir die öfters wiederkehrende Ueberschrift „Anomala“ mit der entsprechenden deutschen vertauscht sehen; denn es scheint uns unpassend, solche Fremdwörter ohne Grund zu häufen, da der Schüler ohnedies Mühe genug hat, die nöthigsten zu bewältigen und sich anzueignen.

In derselben Weise sind *termini*, wie die S. 13 *indeclinabilia, defectiva* u. a., entweder zu übersetzen, oder, wo dies nicht thunlich ist, mehr dem lateinischen Ausdruck entsprechend zu erklären, jetzt aber heisst es dort z. B.: *indeclinabilia* sind diejenigen Nomina, welche ein und dieselbe Form für alle Casus haben.

In Bezug auf die äusserer Anordnung heben wir Mehreres hervor, was uns aufgefallen ist. So sind die Ausnahmen von den Genueregeln in einem besonderen Anhang übersetzt, aus welchem Grunde, begreift man nicht; denn nichts ist natürlicher, als dass dies, wie auch bei Putzsch, gleich unter dem Texte geschieht. Ferner würden S. 7. 10. 11 selbst auf Kosten der Raumerparnis die betreffenden Substantiva besser in einer besonderen Columnne stehen. In der Anordnung des Verbums (S. 30) glaubte ebenfalls der Herr Verf. von Putzsch abweichen zu müssen, und das allerdings mit Recht. Dort sind neben einander gestellt Ind. Praes. und Perf., Impf. und Plusqpf., Fut. I und Fut. II, dann der Conj. derselben Tempora in derselben Ordnung: wobei die Rücksicht auf die Verwandtschaft in der Bedeutung massgebend war. Statt dessen stellt der Herr Verf. zuerst den Indic. aller 4 Conjugationen, dann den Conj. auf je 2 Seiten übersichtlich neben einander. So erscheinen nun allerdings alle 4 Conjugationen neben einander und ihre Aehnlichkeit tritt dem Schüler deutlich entgegen, aber ein anderer bedeutender Uebelstand ist die Folge auch dieser Anordnung, wir meinen die Trennung von Indic. und Conj. Das natürlichste Prinzip jeder Anordnung ist es, das Gleichmässige neben einander zu stellen, also hier den Conj. neben den Ind., weil in der Form wie in der Bedeutung die grösste Aehnlichkeit zwischen beiden ist, und es ist keinem Zweifel unterworfen, dass dem Schüler der Conj. weit leichter zu lernen ist, wenn er beide Modi in seinem Buche neben einander hat, wenn er so ihre Zusammengehörigkeit erkennt und in der wenig verschiedenen Form des Ind. eine willkommene Unterstützung für sein Gedächtnis erhält. Daneben ist es ja nicht ausgeschlossen, dass der Lehrer die Aehnlichkeit und Verschiedenheit sämtlicher Conjugationen dem Schüler vorführte, im Gegentheil ist es eine vortreffliche Aufgabe, ihn entweder nach und nach, oder nachdem alle Conjugationen gelernt sind, selbst eine Tabelle anfertigen zu lassen, in welcher dies klar hervortritt: nur verlangen wir, dass dies nicht *primo*, sondern erst *secundo loco* geschehen soll. Der Herr Verf. hat den Ind. vom Conj. getrennt sowohl in der Formenlehre, als auch im Uebungsstoff. Wir benutzen diese Gelegenheit, da wir einmal bei dem Coniunctiv sind, noch länger dabei zu verweilen und die betreffenden Uebungsbeispiele näher ins Auge zu fassen. Er wird zuerst behandelt §. 74 und 75 bei der Einübung des Hilfszeitwortes, und ein Blick in jene Beispiele macht es uns klar, warum der Herr Verf. an eine Zusammenstellung von Ind. und Conj. gar nicht denken konnte. Denn hier sehen wir uns mit einem Male in ein ganz anderes Gebiet versetzt, der elementare Gesichtspunct ist völlig aufser Acht gelassen und es hat durchaus den Anschein, als ob dieser Uebungsstoff nur syntactischen Regeln zu Liebe gewählt wäre. Unter dem Texte finden wir folgende Anmerkungen. 68. „In indirecten oder abhängigen Fragen steht das Verbum immer im Coniunctiv.“

69. „Die Conjunctionen *ut* *dafs*, damit und *ne* *dafs* nicht, damit nicht regieren den Coniunctiv.“ 70. „Wenn im Hauptsatz ein Präsens oder Futurum steht, so mufs im Nebensatz der Coniunctivus Präsens oder Perfecti folgen.“ 71. „In Wunschsätzen steht der Coniunctiv, dem oft die Partikel *utinam* *dafs* doch! beigefügt wird.“ 72. „Die Conjunction *quin* *dafs* nicht, ohne *dafs* regiert, wie *ut* und *ne*, den Coniunctiv. Nach den Ausdrücken des Zweifels bedeutet *quin* *dafs*.“ Die Beispiele sind natürlich den Regeln angepaßt, und die Schüler? Nun die bessern werden am Ende die Sache verstehen, aber die schwächeren werden zu so sonderbaren Dingen bedenklich den Kopf schütteln und sie nicht verstehen. Machen wir uns doch nur klar, was wir mit solchen Beispielen beabsichtigen. Doch sicher nichts Anderes, als *dafs* der Schüler die gelernte Form hier im lateinischen Satz angewendet findet und für die deutsche die entsprechende lateinische setzt. Daraus folgt aber, „*dafs* solche und nur solche Beispiele vorkommen dürfen, in denen die Formen beider Sprachen congruiren.“ Syntactische Verhältnisse gehen uns vor der Hand gar nichts an, und es ist durchaus kein Unglück, wenn nicht jede Form durch ein Beispiel belegt wird. Deshalb sind in §. 74 die deutschen Sätze fast sammt und sonders unbrauchbar; wenn aber unter denselben sogar folgender sich findet: 6. „Wenn du nicht durch das Gute selbst bewegt wirst, ein guter Mann zu sein, so bist du schlau, nicht gut“, so heifst das nichts Anderes, als den Schüler unnütz in Versuchung führen; denn *dafs* er, ohne besonders aufmerksam gemacht zu sein, das Richtige finden sollte, kann man gar nicht von ihm verlangen. Was in diesen beiden Paragraphen gelernt ist, wird später bei Einübung der Coniunctive aller Coniugationen zu Grunde gelegt und darauf weiter gebaut. Es wird uns aber jetzt schon weniger wundern, wenn wir dort folgende Regel (81.) finden: „In Absichts- und Folgesätzen steht oft das Relativum mit dem Coniunctiv anstatt *ut* oder *ne* mit einem Demonstrativum oder Personalpronomen, z. B. *qui postulant* = *ut ii postulant*; *cui noceat* = *ut mihi, tibi, ei noceat*.“ Diese Coniunctive werden behandelt in §. 94—107. S. 121—131!

Doch kehren wir zur Formenlehre zurück. Bei der Einübung der Declination ist es ein wesentliches Hindernifs, *dafs* die Declination durch den Character, das Genus dagegen nach der Endung bestimmt wird. Ein solches Vermischen zweier völlig verschiedener Anschauungen ist nur geeignet, den Schüler zu verwirren; wenn dies aber in der Weise ausgedehnt wird, *dafs* die Genusregeln, und zwar der dritten Declination — denn diese kommen hier hauptsächlich in Betracht —, vor aller Bekanntschaft mit der Declination mechanisch eingeübt werden, *dafs* die §§. 24—27 des Uebungsstoffes vom Genus handeln und dann erst die Substantiva nach ihren verschiedenen Characteren durchgenommen werden, so scheint das unbedingt verwerflich zu sein. Die Genusregeln müssen nothwendig in Einklang stehen mit der übrigen Anordnung; ausserdem darf aber die Masse dessen, was in ihnen geboten wird, nicht so groß sein, wie in diesen gereimten Regeln, deren Anwendung sich überdies gar nicht empfiehlt. Denn in ihnen hat der Schüler in der Regel nur einen toten Schatz, eine Masse von Vocabeln wird ihm z. B. bei der Ausnahmeregel der Masculina auf *is* aufgebürdet, die für ihn weder Werth noch Interesse haben, ja dieses Streben nach Vollständigkeit veranlaßt dazu, sogar ein Wort mit einzuschalten, von dem man Anstands halber nicht einmal die deutsche Uebersetzung geben kann. Wenn aber auch der Schüler alle Ausnahmen einer Regel geläufig hersagen kann, so wird er in der Anwendung doch häufig irren, denn er hat sie nur in einem bestimmten Zusammenhang gelernt, ausserhalb desselben erscheinen sie ihm gar nicht selten fremd und unbekannt.

Bei der dritten Declination (S. 11) wäre zu wünschen, daß unter den adigmen *civitas* nicht auch *virtus* vorkommt, sondern daß *virtus* anders durchgenommen wird und die anderen Wörter mit gleicher Flexion unter gesetzt werden, wie dies neuerdings auch von Putzke gethan dadurch tritt dem Knaben der Unterschied von Wörtern wie *onus*, *tus*, *virtus* klarer entgegen; doch wäre zu empfehlen, statt *pectus*, den des Plurals in der deutschen Conjugation, ein anderes, etwa *cor-*, zu wählen.

Die Pluralia tantum (S. 13) sind in zwei Classen geschieden, je nach ob sie in ihrer Bedeutung mit dem Deutschen congruiren oder nicht. Ob hier scheint uns eine Reduction wünschenswerth, dagegen verdienen die wenigen oft wiederkehrenden Wörter (bei Putzke §. 26 Zucht), welche nur in gewissem Sinne Pluralia tantum sind, daß sie aufgenommen werden, z. B. *castrum* und *castra*, *litera* und *literae*. Diese Pluralia tantum sind in alphabetischer Ordnung aufgezählt; einfacher und nentarer ist es offenbar, sie wieder nach gewissen Gruppen zusammenzustellen, etwa nach den Declinationen, denen sie angehören. Eine solche Gruppierung bietet eine natürliche Unterstützung, welche der alphabetischen abgeht. Noch störender ist aber die alphabetische Ordnung 14 bei der Uebersicht der Anomala im engeren Sinne: in dieselbe sind einigen Wörter aufgenommen, welche sich nicht bequem durch ein adigmen vertreten ließen; aber auch innerhalb dieses kleineren Kreises das dasselbe Prinzip herrschen, wie oben bei den Paradigmen, nämlich der möglichsten Uebersichtlichkeit. Demselben ist aber nicht im Minuten Rechnung getragen, dem Schüler müssen nothwendig diese nummern 33 Wörter als vollständig von einander verschieden erscheinen; ähnlich werden Wörter wie *cinis* und *pulvis* von einander getrennt, ja ist *anceps* wird vor *caput* und *impubes* vor *pubes* genannt.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten Theile des Buches, den Uebersetzungsbeispielen. Dieselben sind so eingerichtet, daß erst lateinische gegeben werden, dann, anfangs mit ganz geringer Aenderung, die deutschen. Dieses Verfahren ist als practisch anerkannt und bedarf weder Rechtfertigung noch des Lobes. Es empfiehlt sich auch die Einteilung, daß Sätze, wenig oder gar nicht verändert, mehrmals wiederkehren: nur wäre es gut, wenn das Wiederkehren derselben nicht leicht als ein zufälliges, vom Schüler oft kaum bemerktes erschiene, sondern auch wirklich verwerthet würde. Dies könnte in der Weise geschehen, daß solche passend gewählte Sätze mit gesperrter Schrift an die Spitze eines Abschnittes gestellt würden; auf diese Mustersätze würde

Lehrer sein besonderes Augenmerk zu richten haben, sie würden gedurchgesprochen und auswendig gelernt, an ihnen würden in stufenweiser Folge die Sachverhältnisse durchgenommen und eingeübt, in ihnen werden wir also gewissermaßen Paradigmen der Satzanalyse. Denn nicht die Analyse vieler verschiedener Sätze wird Gewandtheit im Zerlegen gewonnen, sondern durch wiederholtes genaues Betrachten derselben. Die richtige Construiren eines Satzes ist für den Anfänger keine leichte Sache; mit einer bloßen Anweisung, etwa der, daß das Subject im Nominativ stehe, ist ihm so wenig gedient, als damit, daß er im Deutschen die Hauptwörter an den großen Anfangsbuchstaben erkennen solle.

Grundbegriffe Subject und Prädicat müssen zunächst durch viel Übung fest sein; im Anfang fragt man den Schüler: 1. Wovon ist in dem Satze die Rede? 2. Was wird davon ausgesagt? Sind Frage und Antwort geläufig geworden, so treten dafür die Bezeichnungen Subject und Prädicat ein, daran reiht sich leicht das Object und allmählich die übrigen Redetheile. Die Sätze sind immer in möglichst gleichmäßiger Weise zu construiren, nämlich der Satztheil, welcher zur Ergänzung des

viel geboten werden, als er völlig beherrschen aufnehmen kann. Das ist hier unmöglich, man kann bei den einzelnen Paragraphen nicht aufhalten, die Rückwärts- und Vorwärtsgänge in der Formenlehre drängt dazu, Paragra-phen theilweise auszulassen, und dadurch kommen wir wieder mittheilen, da das Wörterverzeichnis nicht alphabetisch ge-ordnet ist, sondern die in jedem Paragraphen vorkommenden Wörter. Aber eine so große Masse von Beispielen ist auch ge-nügt, um dem Anfänger die Sache klar zu machen, während die Menge von 10, 12 und noch mehr seinen Verstand verwirrt.

Ferner stellen wir an diese Sätze die Anforderung, daß eine Begründung bedarf, daß sie dem Standpunkte des Schü-lers entsprechen. In dieser Hinsicht läßt die vorliegende Auswahl völli-germaßen übrig. Oefters sind classische Beispiele aus dem Zusammenhange genommen und darum unverständlich. Es kann nicht ge-fragt werden, ob sie zu erklären und darauf übermäßig vorgehen. Und doch, soll er sich damit zufrieden geben, was mit Hilfe seines Wörterbuchs und seiner eigenen Sprach-kenntnis Wort für Wort nachbildet, ohne ein Verständniß von der Sache zu haben? Gewiß, das wäre so unpädagogisch, als möglich.

Sehr viele Beispiele sind aus Dichtern, besonders aus solchen, welche theils des Inhalts, theil der Form wegen viel zu sagen haben, namentlich die letzten könnten sammt und sonders ohne Nachtheil fallen. Der Herr Verf. ist zwar der Meinung, daß die Beispiele vorzugsweise zum Auswendiglernen geeignet seien, aber nur einigermassen haltbaren Grund dürfte er schwerlich machen können. Es mag sein, daß hin und wieder ein Knabe, der dem Knaben, wenn er durch passendes Vorlesen den Rhythmus bekommen hat, leicht im Gedächtnisse zur

Abschnittes, etwas Zusammenhängendes gegeben würde, vielleicht nach so vielen ernsten und gelehrten Sätzen einmal eine heitere Erzählung, eine gute Anekdote u. s. w.; dergleichen könnte auch unbedingt für das Auswendiglernen empfohlen werden.

Einige Beispiele mögen die Art von Sätzen, welche Ref. vorzugeweise entfernt wünscht, näher bezeichnen; absichtlich sind sie aus ganz verschiedenen Theilen des Buches ausgewählt; die zahlreichen Stellen aus Horaz am Ende der Paragraphen bleiben hierbei ausgeschlossen, weil wir über sie schon oben unsere Meinung ausgesprochen haben. So heisst es §. 12. 6. *Licet non credere famae.* §. 13. 1. *Magistra vitae est philosophia.* §. 14. 6. *Prudentiam cum eloquentia jungere debes.* 7. *Ex infuria existit avaritia, ex avaritia erumpit audacia.* 8. *Refellimur sine pertinacia et refellimus sine iracundia.* §. 15. 5. *Est profecto animi medicina philosophia.* 8. *Xanthe, retro propera et recurrite lymphae.* §. 16. 11. *Studium sapientiae philosophia dicitur.* — — §. 80. 1. *Mortem ut finem miseriarum exspecto.* 3. *Minus habeo virium, quam nostrum uterois.* 5. *Vixit post funera virtus.* 13. *Frigus perambulat certus et jacet in gremio languida manus.* 14. *Nunc voluerim laqueos, nunc pisces ducitis hamo.* — — §. 97. 4. *Ad te varius scripsi, quod non habebam idoneum, cui darem, nec satis sciebam, quo daren.* 6. *Pythagoras et Pythagorei nunquam dubitaverunt, quin ex universa mente divina delibatos animos haberemus.* 6. *Nihil adhuc inter manus habui, cui majorem sollicitudinem praestare debuerim, quam tuae actioni.*

Betrachten wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen den Gang, welchen der Herr Verf. eingeschlagen hat. Er beginnt mit der Conjugation, und zwar wird der Ind. Praes. Act. der 4 Conjugationen in den ersten 4 Paragraphen behandelt, im 5. der Imp. und Inf., in §. 6—9 der Ind. Praes. Pass.; darauf geht er zur Declination über. Ref. nimmt an diesem Verfahren durchaus keinen Anstoss, dagegen ist in der Art der Durchführung ihm mancherlei aufgefallen. So ist es z. B. unpassend, dass für diese ersten Paragraphen, in denen der Ind. eingeübt wird, im Wörterverzeichnis das lateinische Verbum in der 1. Pers. Sing. angegeben ist, dagegen im Deutschen durch den Inf. übersetzt wird. In §. 1 heisst der dritte Satz: *Vehementer aegroto.* Der Schüler schlägt die Wörter nach und findet „aegroto krank sein“; was ist nun natürlicher, als dass er auch so übersetzt, wie es dasteht? Dem ungeübten Knaben, der erst anfängt, das Ind. sich zu bemächtigen, sollte man gar nicht die Zumuthung machen, aus einer so ungenauen Angabe des Lexicons sich zu rechtzufinden.

Gleich auf der folgenden Seite wird auf §. 66 der Formenlehre verwiesen, wo von Haupt- und Nebensatz die Rede ist, jetzt, wo es sich nur um den einfachsten Satz handelt; in §. 5 wird der Gebrauch von *ne* bei dem Imp. angegeben und geübt; ferner zu §. 6 finden wir die auch durch Beispiele erläuterte Lehre, dass das Passivum vieler lateinischen Verba im Deutschen reflexiv übersetzt wird; ferner zu §. 8 die Anmerkung, dass das deutsche unbestimmte Subject man im Lateinischen durch die 3. Pers. Sing. Pass. ausgedrückt werden könne. In diesen wenigen Paragraphen werden also ohne Grund Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten gehäuft und fremdartige viel zu schwere Dinge mit hereingezogen. Bei solcher Behandlungsweise empfiehlt sich das Vorausbehandeln des Verbums natürlich gar nicht; indessen ist auch hier eine Rückkehr zum Einfachen und Elementaren leicht zu ermöglichen.

Es ist nicht unsere Absicht, dem Herrn Verf. Schritt für Schritt in seinen Uebungsbeispielen zu folgen; mit dem Plane sind wir im Allgemeinen einverstanden, nur Einiges erlauben wir uns noch anzudeuten. In dem Uebungsstoff ist das Pronomen vor dem Zahlwort behandelt, wäh-

rend in der Formenlehre das Umgekehrte stattfindet. Die B des Accusativus cum Infinitivo §. 111 und der Ablativi absol. scheint uns auf dieser Stufe zu schwer.

Noch bleibt uns übrig, Einiges über den dritten Theil des I Wörterverzeichnißs, zu sagen. Unzweckmäßig ist es, daß ganzfang, wo das ungeübte Auge des Schülers unter all den un Dingen sich so schwer zurechtzufinden weiß, öfters, nur de sparsam wegen, zwei Wörter in einer Halbzelle stehen, wie *quid was*; ferner ist es rathsam, statt *deceat* es geziemt, so *fasces* günstig, gewogen sein, beides vollständig auszusprechen; wenig ist es zu billigen, daß *aeque* durch „auf gleiche Weise“ wird, und vor der Übersetzung von *recte* durch „mit Recht“ wir wenigstens noch die entsprechende einfache. Ferner sehr zweckmäßig, jedes Nomen proprium zu übersetzen; der Herr hierin nicht consequent, bei mehr als 30 Namen ist es nicht, bei einigen sind kurze Notizen hinzugefügt, welche aber so keinen rechten Zweck haben, z. B. §. 27. „*Ister stri m. N.* 1 soher Name der Donau. §. 42. „*Serapis idis* und *is m. N.* 2 nehmte ägyptische Gottheit, sonst *Apis* und *Osiris* genannt“.

Im Allgemeinen ist das Verzeichniß gut und sorgfältig gemacht. Herr Verf. war stets bemüht, worauf sicher großes Gewicht zu legen muß, den möglichst entsprechenden deutschen Ausdruck aber trotzdem hat der Gebrauch desselben noch seine Bedenken; aller Wiederholungen kann der Schüler doch nicht die großen Wörter, welche in den früheren Paragraphen vorgekommen sind; bei dem Präpariren kommt er dadurch in die unangenehme wenn ihm nicht ein anderes Lexicon zu Gebote steht, sich an Nachschlagen in dem Vorhergehenden oft vergeblich abzumühen; gar empfindlichen Uebelstände gegenüber scheint es gerathen, ein besseres Lexicon zurückzukehren; durch Anweisung von Seiten des Lehrers, durch Präparirübung in der Schule selbst, wird auch das sich leicht darin zurechtfinden lernen und in Kurzem selbst die Gewandtheit besitzen, da ihm ja hier gar keine Schwierigkeiten einem größeren Lexicon, entgegentreten.

Im Verlaufe der Zeit hatten sich nun bei dem Gebrauche des mancherlei Mängel herausgestellt; der Herr Verf., so sehr er kannte, war doch verhindert, sie abzustellen, um den Gebrauch verschiedenen Ausgaben neben einander nicht geradezu unmöglich zu machen. Dafür ließ er ein kleineres Büchlein erscheinen unter dem Elementarbuch der lateinischen Sprache für die ersten Unterricht nach Putsch's lateinischer Grammatik bearbeitet. Erster Cursus Jena 1853. Druck und Verlag von Friedrich Mauke.

Es kann nicht unsere Absicht sein, auch dieses Büchlein zu besprechen; es ist im Allgemeinen nach demselben Plane wie das frühere, aber durchweg einfacher und elementarer, an Quantität im Einzelnen. Nur das Regelmäßige aus der Formel in diesem ersten Cursus durchgemacht werden; in den Uebungen welche genau mit ihr correspondiren, sind nur die regelmäßig stantiva und Adjectiva, der Indicativ des Hilfszeitwortes und die conjugationen ausführlich behandelt. Die Comparison, Pronomina wörter, sowie der Imp., Inf. und Partic. sind nur gelegentlich sichtigt, dagegen der Coniunctiv und die Deponentia gänzlich üss. Ausführliche syntactische Regeln findet man gar nicht darin, Recht.

Aber das Buch ist in der Gestalt, wie es uns vorliegt, nur ein stück, welches sich schwerlich einer großen Verbreitung zu erd

ben wird; denn der Zuschnitt ist, wie man aus der Inhaltsangabe sieht, so eigenthümlich, daß sich schwerlich irgend ein Uebungsbuch passend daran anschließen wird; eine Vorschule zu dem zuerst besprochenen Buche ist es auf keinen Fall, das scheint auch der Herr Verf. zu fühlen, wenn er in der Vorrede sagt, „daß er nicht eine bloße Zugabe zu seinem früheren Buche, sondern ein Elementarwerkchen habe liefern wollen, das auch für sich zu gebrauchen sei.“

Darum scheint uns der Ausweg, welchen der Herr Verf. gewählt hat, statt an dem Buche selbst zu ändern, wieder einen selbständigen leichteren Cursus zu liefern, nicht richtig und zweckmäßig; vielmehr wünschen wir — und geben die Hoffnung noch nicht auf, daß es geschehen wird —, daß der Herr Verf. sein erstes Werkchen einer gründlichen Revision unterwerfen und schonungslos ändern möge, was sich als unpractisch herausgestellt hat. Zwar werden dann verschiedene Auflagen neben einander nicht mehr gebraucht werden können, aber das kann man nicht im Ernste für einen bedenklichen Hinderungsgrund halten, im Gegentheil ließe sich erwarten, daß das Büchlein in einer neuen Gestalt, bei dessen Umarbeitung der Herr Verf. seine eigenen Erfahrungen und die Anderer berücksichtigte, den Lehrern, welche sich dessen bisher schon gern bedient haben, nur um so willkommener sein muß.

Eisenach.

D. F. Meister.

V.

Xenophon's Memoiren. Erklärt von Ludwig Breitenbach.
Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1854. VI u. 197 S.
8. 12 Sgr.

Ein Commentar wie der vorliegende, der nach des Herrn Verf. ausdrücklicher Bemerkung die unmittelbare Frucht der Schulpraxis ist, läßt sich, wie uns dünkt, am besten aus der Schule beurtheilen. Ref. hat die Memorabilien zum großen Theile nach der Ausgabe des Herrn Breitenbach in der Secunda gelesen; die nachfolgenden Bemerkungen sind also ebenfalls die unmittelbare Frucht der Schulpraxis, und als solche wünscht sie auch Ref. angesehen. In der Ankündigung der Redactoren vom Juli 1848 heißt es unter 4): eine Grammatik wird nur in solchen seltenen Fällen citirt, wo sich die Schwierigkeit einer Stelle durch die nicht leicht bemerkbare Unterordnung unter eine grammatische Regel heben läßt. Unser Herr Verf. ist nun von diesem Grundsatz, der dort den Zusatz erhält: „Alles hier Bemerkte modificirt sich natürlich immer etwas je nach dem verschiedenen Standpunkt des Alters und der Kenntnisse, für welche die Schriftsteller bestimmt sind“, bedeutend abgewichen, indem er sehr oft und, wie wir dann zeigen wollen, zuweilen ohne Grund oder zum Ueberflusse auf die Grammatiken von Buttman, Kühner, Rost — jetzt in der 7ten Auflage erschienen — verweist. Wir machen ihm dies nicht zum Vorwurfe, freuen uns vielmehr, daß ein so tüchtiger Schulmann wie Herr Breitenbach durch sein Verfahren documentirt hat, wie überhaupt so besonders in der griechischen Sprache nichts, gar nichts geleistet und erreicht wird, es sei denn auf der Grundlage eines tüchtigen, prompten grammatischen Wissens und Könnens. Ref. ist weit da-

von entfernt, zu glauben, daß der Weg, den er bei Ertheilung des griechischen Unterrichtes in verschiedenen Classen eingeschlagen, immer und überall der allein richtige sei, er gesteht vielmehr freudig und offen, daß er in Schrift und Wort Winke, beherzigenswerthe Winke für einen immer gedeihlicheren Fortschritt gefunden und dankbar benutzt hat; aber daran wird er immer festhalten: am Wissen und Können, und dazu ist eben die Grammatik vor Allem nöthig, dazu aber auch die wohlberechtigte Anzahl der Stunden, die man z. B. in Preußen, von der hochwichtigen Bedeutung der griechischen Sprache überzeugt, diesem Unterrichtszweige erst kürzlich wieder garantirt hat, obachon einzelne Stimmen auch in unsren Tagen der Beschneidung das Wort reden. Herr Breitenbach hat also auf jene grammatischen Lehrbücher oft verwiesen, nur nicht immer in der rechten Weise und so, daß die Ausgabe für alle die Gymnasien einführbar wäre, in denen das eine oder andere Lehrbuch gebraucht wird. Commentare bieten eben den großen Vortheil, daß der Schüler sich gründlich vorbereiten kann und soll; daraus erwachsen wieder andere sehr hoch anzuschlagende Vortheile. Berücksichtigt nun der Commentar verschiedene Grammatiken, so ist es auch unerläßliche Pflicht des Herausgebers, vorkommenden Falles auf dieselben zu verweisen. Aus uns unbegreiflichem Grunde aber verweist Herr Breitenbach bald auf alle drei, bald auf zwei, sehr oft nur auf eine, und nützt deshalb der Schule nicht in dem Grade, wie er es wohl gekonnt hätte. Wollte man annehmen, die eine oder andere Regel finde sich in der nicht citirten Grammatik nicht und deshalb sei diese unberücksichtigt geblieben, so würde man sich alsbald überzeugen, daß dem nicht so ist, sondern daß eben nur ein mehr willkürliches Verfahren stattfand. Sodann können wir die Art und Weise nicht billigen, nach welcher die betreffende Regel vollständig mitgetheilt, außerdem aber noch auf die Grammatiken verwiesen wird, z. B. 1, 1, 4; 1, 3, 3 u. a. m.; in anderen Fällen muß man bei einem Secundaner wohl voraussetzen können, daß er mit Regeln, wie 1, 1, 4; 2, 3, 3; 2, 6, 36, wo eher *ἐπὶ σοί*, wenn überhaupt nöthig, zu erklären war, schon vorher genau bekannt sei.

Der zu Grunde gelegte Text ist der Kühner'sche, dessen treffliche Ausgabe bekanntlich zu Gotha 1841 erschien; die Stellen, in denen Herr Breitenbach von Kühner abweicht, sind in dem Vorworte angegeben; leider ist auf die Correctur — vgl. unten — nicht immer die Sorgfalt verwendet worden, die man hätte wünschen sollen. Was das Maß der Noten, so wie ihre Fassung anlangt, so erklären wir uns im Allgemeinen gern mit dem Herrn Breitenbach einverstanden und sind ihm für manche gute, der Erklärung der Schrift förderliche Bemerkung zu Danke verpflichtet; der Herr Herausgeber mag deshalb die folgenden Notizen entschuldigen. Dem Unterrichte sehr zweckdienlich und das Verständniß erschließender würde die so oft gebotene Vergleichung des Lateinischen mit dem Griechischen gewesen sein, wie dies Ref. in seiner Ausgabe des Arrian zu beweisen versucht hat. 1, 2, 4: *οὐκ ἐπὶ γὰρ*, versteht sich von selbst; 1, 2, 6 *ἐπικαλεῖν* und *ἀποκαλεῖν* 1, 6, 13, das letztere gewöhnlicher, opp. *ἀνακαλεῖν*, das indess auch in *malem partem* vorkommt, wie Xen. An. 6, 6, 7. Zu 1, 2, 10 *βασθάρτες* und 1, 2, 31 *τῶν ἄλλων τῶν τοιοῦτων* durfte eine Note nicht fehlen; 1, 2, 29 war besser ein lateinisches Beispiel beizusetzen; 1, 2, 52 *πρὸς* wie *ad*; 1, 2, 59 möchte ich die Note zu *ἄλλως τ' ἐάν*: Anders verhält es sich u. a. w., nicht so ganz unterschreiben; 1, 2, 61 *ἐπὶ τούτῳ*, zu 1, 2, 3; 1, 2, 62 *τῇ πόλει*, zu 1, 1, 1; 1, 3, 8 *Κριτοβούλον πειθόμενος ὅτι* ist der Erwähnung werth. Zu 1, 4, 10 *ἢ ὡς* hätte ich die Grammatik citirt, und zu §. 9 *γάρ* konnte passend eine lateinische Stelle gesetzt werden; 1, 4, 17 *ἐνὶν* ist nicht klar; 1, 6, 11 *μὴ ὅτι* genügt die Uebersetzung keineswegs.

1, 6, 13 vgl. zu καὶ ἡμεῖς 1, 2, 46; 1, 6, 13 ὅστις ποιήτας konnte die Note durch Verweisung auf die Grammatik — vgl. Rost 7te Aufl. §. 123 Anm. 3 — sehr verkürzt werden; Herr Breitenbach vgl. seine Note zu Xen. Hell. 2, 3, 29 und Kühner Gr. §. 333 Anm. 3; 1, 7, 2 steht ἤ wie aut für *alioguin*; 1, 7, 4 μεῖζω ἢ κατὰ ist noch nicht erklärt worden; die Note 1, 7, 5 über μὲν konnte, da sie kaum dagewesen, ebenso wie die 2, 1, 10 zu βούλει wegleiben; 2, 1, 12 τὶ λέγειν, also opp. οὐδὲν λῆγειν; 2, 1, 15 ist τοιοῦτος οἷοις verbunden; 2, 1, 21 vgl. mit 2, 1, 23, wo τραπήνας, wie bei Späteren oft und bei Xenophon fast allein, für τραπέζας steht; 2, 1, 33 ἑκατοντὶς χαλκόνουσιν, also jeder über sein Lob; 3, 5, 17 ἢ ὥστε, zu 1, 4, 10. Soviel mag zurreichen, um den um die Sprache Xenophons wohlverdienten Herrn Verf. auf Einiges hingewiesen zu haben, was vielleicht einer Berücksichtigung werth war.

Von Druckfehlern sind uns folgende aufgefallen: S. 2 lies 399 v. Ch.; S. 20 lies K. §. 345. 6.; S. 23 fehlen im Texte nach κινεῖσθαι πάντα die Worte: τοῖς δ' οὐδὲν ἂν ποτε κινηθῆναι καὶ τοῖς μὲν πάντα κ. τ. λ., die in den Noten erklärt werden; S. 26 i. T. lies ἦ, S. 37 i. N. τούτοις: was diesen, S. 46 i. N. δόξουν, S. 47 i. N. διὰ ταῦτα, i. T. Ἀλκιβιάδου, S. 50 i. N. γε μὴν, S. 54 in N. B. §. 149, 11., S. 55 i. T. ἄμα, S. 57 i. N. οὕτω καὶ zu 1, 1, 6, S. 58 i. T. ἐπισκεψώμεθα, S. 64 i. N. γαστήρ, S. 72 i. T. εὐπρεπῆ. — Sonst ist die Ausstattung des Buches gut; der Preis erleichtert die Anschaffung.

Sondershausen.

Hartmann.

VI.

Ausgewählte Reden des Isocrates, Panegyricus und Areopagiticus, erklärt von Dr. R. Rauchenstein. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1855. IV u. 150 S. 10 Sgr.

Die erste, im Jahre 1849 erschienene Bearbeitung dieser beiden Reden hatte sich großen und verdienten Beifall erworben, einmal durch den richtigen Takt bei der Auswahl des zu Erläuternden, sodann durch die scharfe und präcise Fassung der Noten, die dem Schüler unter gemessener Anstrengung seiner Kräfte zum klaren Verständniß des Einzelnen und Ganzen verhelfen sollen. Es konnte nicht fehlen, daß ein so tüchtiger Schulmann an die Herausgabe einer zweiten Auflage mit aller Sorge und Genauigkeit gehen und theils eigene Verbesserungen und Berichtigungen anbringen, theils von kundiger Hand Gebotenes zum Nutzen seines Buches verwenden würde. Dem ist nun in einer Weise genügt worden, daß der Herausgeber mit vollem Rechte diese Ausgabe eine vielfach verbesserte und vermehrte hätte nennen können. Wenn Ref. im Folgenden einige wenige Bemerkungen zu diesem schon so zweckmäßigen Buche macht, nachdem er dasselbe mit seinen Schülern gelesen hat, so muß er gleich hier bemerken, daß er Manches bereits geändert und verbessert fand, was er sich angemerkt hatte. Vielleicht ist das Eine oder Andere geeignet, berücksichtigt zu werden. Vorher aber glauben wir im Interesse der Schule nicht unerwähnt lassen zu dürfen, daß die Bemerkung des Herausgebers im Vorworte zu der zweiten Auflage der ausgewählten

Reden des Lysias p. VI in gleicher Weise auf das vorliegende Buch paßt. Es heist dort: Die präcise und für die Kenntniss der attischen Prosa treffliche Grammatik von K. W. Krüger habe ich nach dem Beispiele anderer Herausgeber dieser Sammlung jetzt häufiger citirt als früher. Zum Grunde liegt auch dieser Auflage wieder der Text der Zürcher Ausgabe von Baiter und Sauppe 1839, jedoch etwas modificirt durch Benseler's Textrecensionen.

Paneg. §. 8 παλαιά κ. τ. λ., also wie *vetustis novitatem dare*. §. 15 ἐπιθόρτες, zu verweisen auf §. 74. §. 54 ἐκ τῆς στρατείας soll an die vorausgegangene ἦλθε geknüpft werden. So gefasst ist die Note nicht recht klar. §. 55 κοιναῖς; vgl. Justin 6, 6 corpora etc. §. 56 lies ἀνθρώπων. §. 71 πολέμου συστάτος, auch Thuc. 1, 15, 2. §. 127 ταῖς μεγίσταις συμφοραῖς περιβαλλειν, vgl. Thuc. 1, 55, 3. Hätte nicht eine sprachliche Bemerkung Platz finden können? §. 133 οὕτω περὶ πρῶτον. Ueber die Stellung ist weder hier noch zu Lysias 7, 26 gesprochen worden. §. 134 συγκροῦν, dazu vgl. Orelli zu Hor. epp. 1, 2, 7. §. 168 ἐν ξενίᾳ. Sollte hier nicht über ἐν gesprochen sein? Vgl. Lucr. Hel. 50: *ei d' ἤρουντο μέροντες ἐν τῆς ἀλλοτριᾶς καταγρησάμενοι*.

Areopag. §. 20 ὀνόματι προσαγορευομένην. Vgl. sprachlich Plat. Phaed. 104 a. §. 22 οἳοί περ ἂν ὦσι κ. τ. λ. Der Gedanke bei Xen. Cyr. 8, 8, 5 Vectig. 1, 1. §. 65 lies ἡμᾶς προνοοῦντας. §. 66 ἱεροῖς καὶ ὁσίοις. Also wie *sacer* und *sanctus*. §. 72 stelle die Noten um. §. 74 ἡμετέραν κ. τ. λ. In zwiefacher Hinsicht ist der Vergleichung nicht unwerth Cornel. Nep. Attic. 12, 4. §. 83 ὁπόθεν. Vgl. Isocr. 15, 152; Xen. Hell. 3, 2, 11.

Die äufsere Ausstattung ist sehr gut.

Sondershausen.

Hartmann.

VII.

C. Julii Caesaris Commentarii de bello Gallico. Erklärt von Friedrich Kraner. Mit einer Karte von Gallien von H. Kiepert. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1855. VI u. 377 S. 8. 22½ Sgr.

Die Arbeit des Herrn Kraner hat sich schnellen und verdienten Eingang in die Schulen verschafft. Die neue Auflage beweist hinlänglich, daß der Herausgeber seinem Buche unausgesetzte Liebe und Aufmerksamkeit schenkte, um es nach allen Seiten hin in verbesserter Gestalt erscheinen zu lassen. Schade, daß die Abhandlungen von Lattmann und Fischer zu VII, 23 und VII, 35 keine Berücksichtigung finden konnten. Im Texte sind nur wenige Veränderungen vorgenommen worden; dem Wunsche des Ref., in der Orthographie mit größerer Consequenz zu verfahren, ist vielfach gewillfahrt worden; ebenso ist für die Interpunction Vieles geschehen. Die vom Verf. der Ausgabe des *B. C.* beigegebene Uebersicht über das Kriegswesen bei Cäsar — die vielfach treffliche Arbeit von W. Rüstow: *Heerwesen und Kriegführung C. Julius Cäsars*. Gotha. Verlag von Hugo Schaub. 1855. XV u. 184 S. 8. mit 3 Tafeln, konnte nicht mehr benutzt werden — kennen wir noch nicht. Vielleicht läßt sie der Verf. später auch der Ausgabe des *B. G.* vordrucken, da man nicht verlangen kann, daß der Schüler auch jedes

Mal die Bearbeitung des Bürgerkrieges in den Händen habe. Die beigegebene Karte von Kiepert hat besonders in Betreff der Grenzen Belgiens eine wesentliche Aenderung erfahren. Dafs das geographische Register mit vieler Mühe und Kenntnifs ausgearbeitet ist, bezeugen wir dem Verf. gern; er hat sich dadurch schon in der ersten Auflage Dank erworben.

Da Ref. nicht weifs, ob der geehrte Verf. dem lebhaften Wunsche, den griechischen Ausdruck mehr zu berücksichtigen, Gehör schenken würde, so bescheidet er sich mit der Anführung einiger Kleinigkeiten. Zu 4, 29 könnte recht passend Arr. An. 6, 19 benutzt werden; 5, 10 *in litore ejectas* würde noch anschaulicher und fruchtbarer zu machen sein durch ein griechisches Beispiel; ebenso 5, 30 *vincite*; 6, 17 steht nicht bedeutungslos: *viarum atque itinerum dux*; 1, 7 lies i. N. *spectat*; 1, 3, 6 i. N. lies 7, 64, 2; 4, 14, 2 i. N. steht *adventu*, im Texte anders, schon in der ersten Auflage; 1, 44, 3 lies b. c. 1, 48, 4; 3, 78, 2.

Druck und Papier sind schön.

Sondershausen.

Hartmann.

VIII.

Aristotelis de re publica libri octo. Iterum edidit Immanuel Bekker. Berolini typis et impensis Georgii Reimeri A. 1855. 265 S. 8. $\frac{3}{4}$ Thlr.

Es kann natürlich nur Zweck der folgenden Zeilen sein, von dem neuesten Werke des hochverdienten Herausgebers Anzeige zu machen und, a) weder durch Vorrede noch durch sonstige Anmerkungen in dem Buche Nachweis über Verbesserungen des Textes gegeben ist, hier die bei jederholter Lesung dieser aristotelischen Schrift aufnotirten wichtigsten Veränderungen zusammenzustellen. In der Aufeinanderfolge der verschiedenen Bücher folgte Bekker, wie er selbst in der einzigen Anmerkung u. S. 93 angiebt, den Untersuchungen L. Spengel's (Abhandl. der phil.-hilol. Classe der K. Bayerischen Akad. d. Wiss. B. 5); die Anordnung derselben ist daher diese: I, II, III, VII, VIII, IV, VI, V. Die Capitelintheilung ist dieselbe wie in der grossen Ausgabe; nur die Absätze sind an einigen 30 Stellen in so fern abgeändert, dafs Schlusssatz und Anfangssatz, in der grossen Ausgabe zu einem zusammengezogen, den Anfang eines neuen Satzes bilden. Von den zahlreichen Veränderungen (ungefähr 490) kommen 134 auf Orthotonirung des Artikels in pronominaler Bedeutung; 49 auf Accentuation des Verbums *ειμί*, z. B. ¹⁾ 54, 15 *δοῦ-ος ἐστιν*, 71, 12 *πόλεως ἐστιν*, 39, 17 *λατρεῖα τις ἐστιν*; 3 auf Orthotonirung von *φαίλο*: 55, 7; 82, 21; 24, 3; sodann 85, 22 *ἐνὶ τισι*, 87, 36 *ἐν μὲν τινῶν*, 37 *ἐνὶ δὲ τινῶν* ebenso 35, 2; 93, 17. 34 und 94, 16 *μὴ* und 23 *μὴν* statt des Acut; 11, 29 *Πενθίλον*. Zu den bedeutendsten Interpunctuationsveränderungen gehören: 80, 10 *συμμάχων, καὶ* 85, 26 *τέκ-*

¹⁾ Die angeführten Zahlen beziehen sich auf die grosse Ausgabe der Academie; die beiden ersten Stellen einer jeden sind der Kürze halber fortgelassen; 54, 15 = 1254, 15; 24, 3 = 1324, 3.

νοις; statt τέκνοις. 26, 26 τὸν τρόπον τοῦτον, παραπλησίως δὲ 29, 39 αἰὲ τὸ 30, 5 οἰκίον, εἰ 33, 24 ἔχον. διήρηται 34, 15 πόλεμον σχολῇ 89, 29 βασιλείας ὀλιγ. δὲ ἀριστο. δημοκρ. 90, 31 νῦν, ἀπλῶς 1301, 36 δίκαιον τὸ κατ' ἀξίαν, διαφέρονται. — Die Schreibart γίνομαι ist vollständig durchgeführt; 80, 18 ἀποθεν aufgenommen statt des früheren ἀποθεν; 82, 26 εὐθυναί statt εὐθύναι (vgl. Theognost. Cram. Anecd. 2 p. 106); 53, 29 und 76, 23 πρῶρεὺς statt πρῶρεῖς; 69, 38 ἑλατες; 17, 12 ἄνδρσι; 85, 4 u. 21 ἡρωικοὺς und durchgängig αἰδῖος, αἰὲ st. αἰε: 1306, 7 Λαρίση, 11, 17 Λαρισταῖος; 78, 37 ὡς εἰ τιν'. Ausser diesen Veränderungen sind in den neuen Text manche Worte ohne irgend welche Kenntlichmachung aufgenommen, andere durch zwei Arten von eckigen Klammern hervorgehoben; diese werden wir im Folgenden vollständig mittheilen, und aus ihnen wird sich am besten ermassen lassen, wie manche Stellen durch eine leichte Veränderung vollständig geheilt, durch besonnene Hinzufügung oder Streichung oft das hellste Licht auf den Inhalt verbreiten. 54, 27 ὑπὸ statt ἀπὸ 55, 5 ἡ ἀμφισβήτησις, καὶ εἰσι καὶ οὐκ εἰσιν 56, 13 τοῖς γεννωμένοις 63, 4 τὸ φιλοχρηματον 64, 9 ἤ ποθεν statt ἡ ποῦ γε 65, 15 πάντες 70, 22 καίτοι ταῦτ' 71, 17 (τῶ) ἐκονσίων 72, 21 φανεράν 75, 37 (καὶ) μετοίκους 39 καίτοι καὶ 78, 3 ἀκκείνης 82, 11 ἀλλ' οὐ τοι 83, 15 δόξαν γὰρ (ἄν) 17 [δῆλον οἶν] 85, 9 [ἐν τινι β.] 86, 32 καθάπερ (γὰρ) 17 μετέβαλον 87, 31 καὶ αἰτίους φίλων 88, 10 [πλήθος ὃ πέφυκε φέρειν] 12 u. 13 [πλήθος ἢ ὅ τ. κ. ἐν ἑγ.] 36 ἄρχεσθαι (καὶ ἄρχιν) δυναμένων vgl. Spengel üb. d. Pol. ann. 19 und Nickes de Arist. Pol. pag. 69 u. 70. Am Schlusse von lib. III (88, 5. 6.) fehlen die Worte von ἀνάγκη — σκέψιν. 23, 32 [γί- λους] 34 [ῥσπερ] vgl. Nickes pag. 145 Excurs. VII. 11 [εἶναι] 15 ἰ- ληχε 32 τὴν μὴ τὰ καλὰ πράττουσαν 34 καὶ φρόνησις (καὶ συ- φροσύνη) 36 λέγεται (ἀνδρείος καὶ) δίκαιος 25, 1 δῆλον ὅτι st. ὁρίσθαι 32 ταῖς πόλεσι [καὶ τοῖς ἀνθρώποις] 34 περὶ αὐτῶν [καὶ π. τ. ἀ. π. γ. τ. πρότερον], ἀρχή 26, 10 εἶναι [μελῶ] πόλιν 27, 16 λένων [καὶ πο- λων] 28, 11 καὶ πρὸς (τάς) πολεμικάς 29, 5 ἕτερα (ἐτέροις) καὶ ταῖτα 21 Σιρῖτιν 30, 36 αὐτὴν [εἶναι] 5 εὐρησθαι 7 ἐπιλείπειν 31, 10 τοῖς δὲ μὴ κεκτημένοις 32 νομίζουσιν 4 ἱερεῖς (καὶ) ἡς 13 μει- μῆσθαι, aufgenommen aus S⁶ V⁶ und den älteren Editionen, da es auch von Iambin durch *imitari*, von Leonard. Aretin durch *imitandum* über- setzt ist. 24 καὶ [ἐκ] ποίων 32, 17 ἀναλρεσις ἰστέν 33, 20 περὶ (τῆ) πολιτείας 38 δεῖ [ταῦτα] ταῖς 34, 2 γίνεσθαι 11 [καὶ] τὸν λόγον 33, 16 ἐπιχωριάζει analog dem ἐπιχωρίσεν 41, 34; für Arist. fällt somit der med. Gebrauch weg. 9 πρὸς ἐν μόνον 18 τὰ γενόμενα vgl. 54, 13. So hatten statt des von Bekker früher nach Cam. Er. aufgenom- menen γεόμενα schon Leon. Aret. (edit. ap. Laemarium III, 560), Ald. Schneid. und zuletzt Wimmer (Phytolog. Arist. fragm. p. 42), dem auch Meyer (Gesch. der Botanik B. I S. 124) folgte. 36, 3 ὁραμάτων τὸν ἀνελευθέρων καὶ 39, 29 διαγωγὴν [τε] 40, 27 καὶ αὐτοῦ ἐκείνον τὴν θεωρίαν 8 καὶ [τὰ] περὶ 18 ῥυθμοῖς (πρὸς τὴν φύσιν) εἶναι 39 παιδίων 41, 28 γεόμενοι. Bernhardt (Griech. Lit. Gesch. I, 358) interponirte diese Stelle anders. 88, 18 οὐδὲν ἦτιον 90, 11 [, ἡ πο- ρὴν τιν' ἀμφοῖν] 91, 17 ἀγαθῶν τε 28 ἕτερον πλήθους 93, 22 ὀνο- μαζομένης (vgl. oben 31, 32, wo das Umgekehrte stattfand) 94, 2 αἰε (μὴ) 18 εὐποροῖ (τῇ) τῶν 96, 8 συστάσεις 7 αἰὲ γὰρ statt αἰ γὰρ 8 ἐγγυτέρω 99, 27 ἀρχικώτατον ἰστέν 37 u. 38 τοὺς μὲν — τοῖς 1300, 2 εὐπορία τις ἡ μισθοῦ τοῖς 41 κληρωτοῖς statt κλήρ 16, 34 u. 35 [ἐτι δὲ — αἰτίας] 17, 5 τὸ μὲν (περὶ τὸ) 6 τὸ δὲ περὶ 13 ἡμῶς δὲ, (ἐπεὶ) δεῖ 14 αἰρετὴ statt ἀρίστη 37 u. 38 [, καθάπερ — πρότερον] 13 δουλεύοντος statt δούλου ὄντος 18, 7 τοὺς εὐπείρους ἢ τοῖς ἀπόρους (vgl. Leonard. Aretin. ebendaselbst S. 522 *divites quam pau-*

ἰρίσεων 19, 4 u. 5 [· ἃ δὲ φθείρειν — σχεδόν] 35 [ἔργον]
 ζειν 8 ἀφορμὰς διδόντας 15 αὐτῆς ἀρχῆς 22, 20 Ἀθή-
 ν 33 (ἀν) εἰεν 39 ἐπὶ πάντων statt περὶ πάντων 34 ἔτι
 [καθ'] 1301, 24 [ἔτι δὲ — ἐκαστης] 34 πάντων [τῶν] Ἰσων
 ἱνισον 1303, 24 δ' (ἀπ') οὐθενὸς ἤρχον, ὡς ἐγγύς 1306,
 [καὶ καὶ πάσῃ] 1309, 32 [ὥστ'] 10, 6 ὑπὲρ (τῶν) εὐπόρων
 ντες (κατ') αὐτῶν 13, 4 γίνονται μοναρχίας, τυραν-
 χlug schon vor Weichert Theologumena Arist. dissert.
 18 [δηλον] 19 ὅπως ἦ τε 14, 25—29 [εἰς οὓς — φρονῶ-
 δωρεὰς 7 δόξεσιν 32 θαυμάζουσιν 15, 15 [κολάσεως]
 κατατοκίζοντο 20 οὐδὲ τότε statt οὐδέποτε.
 figte Index ist eine höchst dankenswerthe Zugabe; er füllt
 n 233—265. Wir vermifsten in demselben nur einige na-
 Wörter von Bedeutung. Ausser der Abkürzung *a* für *ov*
); 22, 9, 10, 11, 26; 29, 2; 67, 27; 251, *b*, 21; 267, *a*,
 noch folgende Druckfehler von uns bemerkt worden: 15, 1
 νικώταται 20, 31 φύσει 27, 2 γινόμενης 31, 6 *χω*— 42,
 63, 23 ὄντα 84, 10 πολιτειῶν 89, 26 ὁμοίοις 90, 20 οἱ
 ; 144, 15 εἰσὶ 152, 32 οὖν 169, 2 ist ein Punkt zu setzen
 zu setzen vor γυμνασιαρχία und Zeile 12 vor τοῖς zu strei-
 ῖ προϋπάρχειν 218, 13 αἰτεος.

Langkavel.

IX.

1 im Skythenlande. Ein Beitrag zur alten Geogra-
 mographie und Handelsgeschichte. Von Dr. Karl
 n. Erster Band. Mit zwei Karten. Berlin, Verlag
 ; Reimer. 1855. XI u. 578 S. 8. 2 Thlr. 25 Sgr.

ns der erste Band eines Werkes vor, das sich bescheiden
 e (p. VII) als ein „Fragment“ ankündigt und auch aus sei-
 bt errathen läßt, was für einen reichen Inhalt es bietet:
 so sehr für die gründliche und sorgsame Bearbeitung des
 rn Verf., wie für die aus derselben gewonnenen Ergebnisse
 erkennung in Anspruch nimmt. Schon das bloße Inhalts-
 iebt Zeugniß von den umfassenden Studien, welche der Ab-
 Werkes vorangegangen sein müssen, die vorliegenden Er-
 ern die Achtung vor dem Umfange, wie vor der Art und
 en. Ref. würde sich auch nicht an die Anzeige dieses Wer-
 aben, wenn er nicht seit einiger Zeit mit Untersuchungen
 egenstand beschäftigt wäre, der mit dem auf dem Titel ge-
 guter Verbindung steht. Er muß daher auch gleich beim
 r Anzeige erklären, daß er für einen großen Theil des
 referirend, als kritisirend verfahren wird.

je des ganzen Werkes ist auf zwei Bände berechnet, von
 te in drei Büchern das Land, die Bewohner und die helle-
 zstädte (hauptsächlich ihrer Lage nach) behandelt. Auch
 und soll drei Abschnitte enthalten, deren erster den Han-
 den der pontischen Kolonien zur Zeit ihrer Blüthe gewidmet

sein, der zweite sich speciell mit Olbia beschäftigen und die Völkerbewegung auseinandersetzen soll, welche den ersten Anstoß zum Verfall der griechischen Pflanzstädte gegeben hat; der dritte soll den Zustand und die Geschichte des bosporanischen Reiches bis zum Untergange Mithradats darstellen (Vorrede p. VII).

Wenn auch das von dem Herrn Verf. zum Gegenstande seiner Untersuchung gewählte Land, die Nordgestade des schwarzen Meeres, bis auf die neueste Zeit nicht selbständig, etwa durch ein daselbst gestiftetes Reich oder durch ein nur diesen Landesstrich bewohnendes Volk, in den allgemeinen Gang der Geschichte eingegriffen hat: so ist doch zu allen Zeitaltern die Wichtigkeit desselben deutlich genug hervorgetreten, im Alterthume zur Zeit der Blüthe der Hellenen, im Mittelalter, als die während der Kreuzzüge bedeutend gewordenen Genuesen diese Küste beherrschten, in der neueren Zeit, als sie mit sehnlichem Verlangen von dem mächtigen Reiche Europa's erstrebt und mit eben so viel Ausdauer und Anstrengung, als Glück erobert wurden. Was der Besitz derselben in der neuesten Zeit veranlaßt hat, kann die Wichtigkeit derselben nur in ein noch helleres Licht stellen, wenn auch unseren Augen noch verhüllt ist, wiefern sie auf die Gestaltung der Dinge in der nächsten Zukunft einwirken werden. — Den Herrn Verf. hat zunächst nur die Rücksicht auf die Bedeutung dieser Länder in dem Alterthume veranlaßt, ihre Beschaffenheit auch in der jetzigen Zeit einer genauen Erforschung zu unterwerfen, um von derselben aus mit Hinzunahme der aus dem Alterthume selbst überlieferten Nachrichten einen Schluß auf die Beschaffenheit derselben in der frühesten Zeit zu machen und daher dann zu erklären, wie sie von den Griechen kolonisirt wurden, und wie diese Kolonien zu einer so bedeutenden Blüthe sich erheben konnten. So bespricht er die Ausfuhr (besonders des Getreides), die Einfuhr und den Durchgangshandel und giebt sodann eine Schilderung des Bodens von Bessarabien (Donau-Mündung) bis zu den westlichen Ausläufern des Kaukasus auf der Halbinsel Taman (S. 14 — 99).

Wir können dem Herrn Verf. nicht nachgehen in die Einzelheiten seiner gründlichen Untersuchungen, die er eben so sehr auf die Berichte der Alten, wie der Neueren stützt: nur das Endergebnisse wollen wir kurz angeben: „In den nordpontischen Ländern hatte sich zur Griechenzeit die Steppennatur noch nicht vollständig entwickelt. Die Wälder des mittleren Ruflands erstreckten sich damals weiter nach Süden, bis an die Graniterhebung (die sich von den Karpathen aus durch das südliche Rufland von verschiedener Breite in ost-südöstlicher Richtung nach dem asowschen Meere hin erstreckt, S. 14); und im Nordwesten zog sich ein breiter Gürtel von dichten, zum Theil feuchten Wäldern tief nach Süden, bis zu der Stelle hinab, wo Wolga und Don sich am meisten nähern. Innerhalb dieses durch den weiter vorgeschobenen Waldrand enger begrenzten Terrains erhob sich auf dem continentalen Theile des heutigen taurischen Gouvernements ein ziemlich ausgedehnter Wald, von dem jetzt nur sehr unbedeutende Reste erhalten sind; die taurischen Gebirgswälder erstrecken sich nordwärts tiefer in die Ebenen hinab, und auch die bosporanische Halbinsel war mit Eschen- und Ulmenwäldern versehen. In übrigen Theile der Ebene nahm die Waldarmuth immer mehr zu, je weiter man nach Osten ging. Nur hier, in gerader östlicher Richtung, zwischen den Parallelen der Kuma- und Wolga-Biegung, hingen die pontischen Küstenländer mit ächten Steppen zusammen.“

„Das Klima war im Winter strenge, besonders im Vergleich mit dem griechischen; Lorbeer und Myrthe widerstanden dem Froste nicht. Dagegen war die Sommerwärme selbst den Hellenen auffallend und völlig hinreichend, um den Wein und die edleren Obstarten zur Reife zu brin-

gen. Ueber große Trockenheit der Luft erhob sich damals keine Klage, obsonst sie von Ackerbaukolonien, als der wichtigste Grund des Mißwachses in diesen Gegenden, schmerzlich empfunden werden mußte und in den hellenischen Staaten, die auf Getreidezufuhr aus den pontischen Häfen angewiesen waren, nicht hätte unbekannt bleiben können. Der Grund liegt in dem näher gerückten Kranze feuchter Wälder, der die Küstenlandschaften umgab und sie namentlich gegen die austrocknenden Nordostwinde schützte. Der Hauptübelstand des Klima's, der heute eine gleichmäßige Ergiebigkeit des überaus fruchtbaren Bodens hindert, äusserte also im Alterthume seine nachtheiligen Wirkungen nicht."

Wie wichtig die genaue Kenntniß der Bodenbeschaffenheit auch für die Beurtheilung historischer und ethnographischer Verhältnisse ist, davon mag die Vergleichung eines Urtheils des Herrn Dr. Kolster über das Budinenland einen Beweis liefern (vgl. Jahrbücher für Philologie und Pädagogik, herausgegeben von Seebode und Jahn, Suppl. XII. XIII. 1846, in zwei längeren und sonst sehr schätzenswerthen Arbeiten über Herodots Skythenland, S. 96).

Das zweite Buch handelt, S. 100—334, von den Bewohnern. Nach kurzer Angabe, daß, wie bekannt, die Hellenen die Bewohner westlich vom Don Skythen, die Reitervölker aber zwischen Don, Wolga und Kaukasus Sarmaten nannten, geht der Herr Verf. zunächst näher auf Namen und Ursprung der Skythen ein an der Hand des Herodot, dessen Angaben er im Wesentlichen als zuverlässig und sicher nachzuweisen sucht. Es werden vier Sagen über die Einwanderung der Skythen bei Herodot und eine fünfte bei Diodor angeführt und geprüft.

Nach Herod. IV, 11. 12 steht ihm unzweifelhaft fest, daß die Skythen Einwanderer sind, ferner daß die früheren Bewohner Kimmerier hießen; dagegen bestreitet er die weitere historische Ueberlieferung, nach der diese Einwanderung der Skythen und die Vertreibung der Kimmerier in Verbindung gebracht wird mit dem Einfall der Kimmerier in Kleinasien und der Skythen in das medische Reich; auch Herodot selbst weiß diese beiden Ereignisse nur so zu verbinden, daß er berichtet, die Skythen hätten die fliehenden Kimmerier verfolgt und eine ganz andere Richtung eingeschlagen (Herod. IV, 12). Einfälle der am Nordgestade des schwarzen Meeres wohnenden Kimmerier haben auch schon viel früher stattgefunden, als zu jener Zeit (des Kyaxares in Medien, des Alyattes in Lydien). Genauer wird sich überhaupt aber die Zeit nicht angeben lassen, wann jene Völkerbewegung stattfand, durch welche die Skythen, westlich gedrängt, in jene früher von den Kimmeriern bewohnten Nordgestade des Pontos einzogen. Woher aber kamen sie? Sie werden als Nachbarn der Massageten bezeichnet, von diesen wiederum im Allgemeinen berichtet, daß sie in den vom kaspischen Meere östlich gelegenen Steppen wohnten (Herod. I, 204); danach wird man ungefähr die rüheren Sitze der Skythen in das Gebiet des heutigen Orenburg am unteren Ural zu verlegen haben, von wo aus sie weiter westlich gedrängt wurden; daraus würde folgen, daß der Araxes, über den sie gegangen sein sollen, einer der südlichen Flüsse Rußlands, Wolga oder Don, gewesen sei; jedenfalls kann es aber nicht der mit diesem Namen gewöhnlich bezeichnete Fluß in Armenien gewesen sein: die geographischen Verhältnisse machen eine Einwanderung eines ganzen Volkes von dem Osten des kaspischen Meeres südlich um dasselbe herum durch das armenische Hochland und über den Kaukasus unmöglich.

Schwieriger noch erscheint die Frage über die Abstammung der Skythen: J. v. Klaproth, J. Grimm und K. Zeufs haben sich für die Abstammung derselben von Ariern oder Germanen entschieden; ihnen ist A. v. Humboldt beigetreten; Niebuhr hat sich für die mongolische

Abstammung erklärt. Der Herr Verf. macht es erstlich nicht unwahrscheinlich, daß die Skythen finnischen Ursprungs seien, besonders wegen der gemeinsamen Heimath am südlichen Ural; aber „nach sorgfältiger Prüfung aller Umstände, die über die Frage Licht verbreiten können“, hat er die Ueberzeugung gewonnen, daß Niebuhr's Ansicht über den mongolischen Ursprung der Skythen von späteren Gelehrten ohne Grund verworfen ist. Daher sucht er erstlich mehrere der gegen diese Ansicht aufgestellten Gründe zu widerlegen, sodann aus der Aehnlichkeit der Körperbeschaffenheit, der Sitten und Sprache Gründe für diese zu gewinnen in einer sehr ausführlichen Auseinandersetzung erstens über die Körperbeschaffenheit der Skythen (S. 148—173), zweitens über ihre Sprache (S. 174—199), drittens endlich über die Bewohner, ihre Zahl, ihre Sitten und Gebräuche u. s. w. (S. 200—334).

Die erste Untersuchung giebt ihm zunächst nur das negative Resultat, daß „wir die Stammgenossen der Skythen nicht unter den Völkern indogermanischer Zunge zu suchen haben, da bei diesen die erwähnten Züge der sogenannten mongolischen Race durchaus nicht vorkommen“.

Die zweite Untersuchung, welche darum weit schwieriger und bedenklicher ist, weil sie der Vermuthung und subjectiven Ansicht so leicht ein schwer zu begränzendes Feld bietet, ist von dem Herrn Verf. gleichfalls mit großer Ruhe und Besonnenheit geführt, so daß man ihr, wie sehr auch Einzelheiten Bedenken erregen können, im Ganzen die Zustimmung nicht wird versagen können, sofern sie bei der geringen Anzahl der überlieferten Sprachreste und der besonderen Art der Ueberlieferung überhaupt auf eine sichere Entscheidung Anspruch machen kann. Das Ergebniss derselben ist: unter den uns erhaltenen skythischen Namen findet eine erhebliche Anzahl in der mongolischen Sprache eine so befriedigende Erklärung, daß sich selbst aus der dürren Etymologie ein unerwartetes Licht über die Entstehung der Nationalsage und die geistige Eigenthümlichkeit des Volkes verbreitet (S. 199).

Nachdem der Herr Verf. von S. 200—226 über den Umfang und die Bevölkerung des Skythenlandes gesprochen hat, wobei er zu dem Ergebnisse kommt, daß weder der Stamm der Skythen sehr stark war, noch der Umfang des Landes so bedeutend, als man gewöhnlich annimmt und nach Herodots Angaben auch schliessen müßte, wenn sie ganz sicher wären, erörtert er sehr ausführlich die Sitten, Gebräuche, Ceremonien u. s. w. derselben, weil er hiebei zugleich den Zweck verfolgt, Uebereinstimmung skythischer Sitten mit mongolischen nachzuweisen und dadurch die oben gefundenen Resultate über die Abstammung der Skythen zu erhärten. Er beginnt mit den sehr eigenthümlichen Begräbnisfeierlichkeiten, namentlich der Fürsten, die mit den mongolischen und in manchen Einzelheiten nur mit diesen übereinstimmen (S. 227—242). Hierauf folgt der Götzendienst der Skythen, Opfergebräuche u. s. w. (S. 243—270). Ebenso ausführlich wird uns die Lebensweise und der Charakter der Skythen geschildert (S. 270—321) mit steter Hinweisung auf die Uebereinstimmung der mongolischen Sitten; auch in Bezug auf den Charakter wird die Bemerkung hinzugefügt, „daß dieselben Eigenschaften auch die Grundzüge des mongolischen Volkscharakters bilden.“

Kürzer wird von den übrigen Bewohnern der Nordgestade des Pontus gesprochen, den Taurern, den Bewohnern der Gebirge auf der Südküste der Krim (S. 322—324), den kaukasischen Bergvölkern (S. 324—326) und den östlichen Gränznachbarn der Skythen, den Sarmaten, jenseits des Don, einem Volke, dessen ariache Abstammung, wie in den früheren Zeiten schon bemerkt und geglaubt, so jetzt ziemlich allgemein anerkannt ist (S. 326—331).

Wie sehr wir nun auch mit der Behauptung übereinstimmen, mit wel-

Der Herr Verf. den Rückblick auf diese Untersuchungen des zweiten Theils beginnt: „Die Natur des Landes und der Charakter der Bewohnenden die beiden Hauptelemente, welche auf die griechische Colonisation einen bestimmenden Einfluß ausübten“: so möchte sich doch die Wichtigkeit dieser Untersuchungen, namentlich derer, welche auf die Erklärung der Skythen und in diesem Zusammenhange auf die Sprache der Skythen derselben sich beziehen, damit nicht rechtfertigen lassen, wenn man den Hauptzweck des Buches ins Auge faßt. Indes wer wollte mit dem Herrn Verf. so genau rechten? wer nicht vielmehr eine so sorgfältig geführte Untersuchung schon an sich freudig begrüßen, wenn sie auch nicht mit dem Hauptzwecke des Buches nur in einem loseren Zusammenhang steht? Sicherlich wird also auch die Aufnahme derselben keiner weiteren Entschuldigung bedürfen, selbst nicht für den, welcher dem Herrn Verf. in dem Hauptergebnisse nicht beistimmen kann.

Wenn wir uns nun zu dem dritten Buche wenden, dem Haupttheile des Werkes (so weit es bis jetzt vorliegt), für den die beiden ersten Bücher die Grundlage bilden sollten: werden wir es uns nicht versagen, auf einzelne Punkte näher einzugehen, wenn gleich uns auch die einer Anzeige gesteckten Grenzen eine gewisse Beschränkung auferlegen.

Bezug auf die Frage, ob der Pontos Euxinos schon dem Sänger Odyssee bekannt gewesen, kann man wohl unbedenklich mit dem Herrn Verf. der Ansicht des homerkundigen Strabo beipflichten, daß aus seinen Gedichten wirklich eine gewisse Kunde der Gegenden im Osten des Pontos hervorleuchte. Was war auch natürlicher, da die ioniische Abstammung unzweifelhaft feststeht, die Ionier sich den Karern niedergelassen hatten, die Karer aber als Seefahrer, auch besonders als Seeräuber (was war denn auch in den frühesten Seefahrt anders, als Seeräuberei, wenn auch eine den Sitten der Zeit entsprechende allgemeine Sitte, Thukyd. I, 5), alle Gewässer des östlichen Nordostens durchstrichen, ebenso wie sie an Aegyptens Küste erschienen? Außer den Karern hatten auch die Phönizier und die seeländischen Völker der frühesten Zeit, Niederlassungen an der küstenseitigen Westküste Kleinasiens, wie dies namentlich von Milet und Ionia bekannt ist. Was war also natürlicher, als daß der hohe Sänger leicht Kunde von jenen Gegenden erhielt und die Schilddinge, besonders merkwürdiger Orte und Naturgestaltungen in seine Gesänge einflocht? — Aber weiter darf man auch nicht gehen, nicht etwa annehmen, wie es wohl geschehen ist, daß die Bucht des heutigen Balas das Land der Lästrygonen und vom Odysseus wirklich besucht sei. Denn indes auch gar manche Gegenden des schwarzen Meeres den Römern der Westküste Kleinasiens vor der Colonisation der Gestade des Meeres durch die Hellenen bekannt waren, so behauptet doch der Herr Verf. im Folgenden zu viel: „Vor allen Colonisationsversuchen lag es in einer längeren Periode des bloßen Handels; erst dann, wenn es durch viele Fahrten nach einem fernem Hafen, durch wiederholten Verkehr mit den Landeseinwohnern als ratsam und vortheilhaft herausgefunden hatte, dort ein festes Etablissement zu besitzen, konnten sich die Hellenen zur Gründung von Waarenlagern und Comptoirs bewegen finden.“ (S. 344). Mag dies an sich viel Wahrscheinlichkeit haben, wie auf manche Kolonien passen, so läßt es sich so allgemein durchaus behaupten: die bestimmten Nachrichten einzelner Kolonien sprechen gegen jeden dagegen, z. B. die Gründung Massilia's durch die Phokäer, Kyrene's auf der Nordküste Afrika's. Die Theräer, von denen die Gründung ausging, kannten nach Herod. 4, 140 u. ff. nicht einmal den Ort, wohin sie der delphische Gott zu einer Kolonie wies. Dage-

gen ist es ebenso natürlich, wie historisch begründet, daß (nach S. 345) manche Kolonien nur allmähliche Erweiterungen der uralten, von den Eingebornen besessenen Ortschaften waren, daß andere an Meeresbuchten, die schon lange vorher besucht worden, aus den unscheinbarsten Anfängen emporwuchsen und lange Zeit nur den Gründern bekannt waren, daß sie, wenn sie sich als unvortheilhaft oder in ihrem Bestande gefährdet erwiesen, zeitweilig aufgegeben, später von anderen Kaufleuten wieder aufgesucht wurden. Diesen Umständen ist es auch beizumessen, daß es für die Entstehung vieler Pflanzstädte, die oft überdies in vorhistorische Zeit fällt, an chronologischen Angaben durchaus fehlt, und daß für andere Fälle mehrere Nachrichten vorliegen, die auf ganz verschiedene Zeiten hinweisen.

Wenn wir diese allgemeinen Bemerkungen über die Kolonien der Hellenen auch speciell auf diejenigen anwenden, welche an den Gestaden des schwarzen Meeres gegründet wurden, so werden wir daher auch eine Erklärung entnehmen können für den Namen, welche die Griechen diesem Meere gaben „πόντος ἄξεινος“. Wir stimmen nämlich darin mit dem Herrn Verf. überein, daß dieser Name nicht daher entstanden sei, weil das Meer besonders gefährlich gewesen wäre für die Schiffer (es ist nicht mehr und nicht weniger gefährlich, als jedes Binnenmeer), auch nicht daher, weil es den Schiffen keine Inseln als Zufluchtsstätten geboten, deren ja die Hellenen, in der Regel an den Küsten hinsegelnd, nicht bedurften, endlich auch nicht von den Barbareien, welche die taurischen und kaukasischen Bergvölker an den Fremden, welche zu ihnen verschlagen wurden, ausübten, da es nicht glaublich sei, „„daß die Griechen den Pontos erst, nachdem sie ihn in allen Dimensionen durchfahren, nach der Wildheit der am weitesten entfernt wohnenden Barbaren einen Namen gegeben haben sollten““ (S. 346). Dagegen kann Ref. nicht mit dem Herrn Verf. in die Herleitung dieses Namens einstimmen aus „Pontos Askenay“, d. h. Phrygisches Meer, wie Borchart (Phaleg. lib. III c. 9) vermuthet hat. Ref. kann nicht weiter auf die Etymologie des Wortes eingehen, kennt auch sehr wohl den frühen Verkehr der Phryger oder *Phryges* auf beiden Ufern des Hellespont und der Propontis; aber wie sollte denn den Hellenen eine solche Bezeichnung, wenn sie wirklich dem Pontos allein und nicht auch der Propontis, die noch mehr als der Pontos von Phrygern umwohnt war, gegeben war, unbekannt geblieben sein! Warum soll man denn die so natürliche Erklärung dieses ἄξεινος, die so ganz bezeichnend ist für den Hellenen, dem es nur erträglich ist, wo er mit Hellenen zusammenleben kann, eine Bezeichnung, die so sicher in des Bewußtsein der Hellenen lebte, aufgeben, um zu einer dem Ursprunge wie der Erklärung nach höchst zweifelhaften zu greifen? Der Ansicht des Herrn Verf. zufolge hätten die Griechen nach ihrer Weise den Pontos Askenay in ἄξεινος gräcisirt; „den Kaufleuten der ältesten Zeit mochte es nicht unerwünscht sein, daß ein Zufall die griechische Zunge zu dieser abschreckenden Benennung geführt hatte; sie konnte sich indess nicht lange gegen die Macht der Wahrheit behaupten und schlug in ihr Gegentheil um: das Meer wurde das gastliche, Pontos Euxeinus, genannt“ (S. 347). Die Veränderung geschah, aber nicht sobald: von den ältesten Zeiten, in welche die Argonautensage hinaufsteigt, bis zu den ersten hellenischen Niederlassungen, die Dauer hatten und sich weiter ausbreiteten, vergingen wenigstens 4 — 500 Jahre; überall an den Küsten fanden die Hellenen Barbaren und hatten auch überdies wohl manche Feindseligkeiten von denselben zu erleiden: daher nannten sie den Pontos ungastlich; aber als die Küsten desselben von hellenischen Kolonien umsäumt waren, da war er ihnen zu einem gastlichen (εὐξεινος) geworden.

Von Seite 350 an führt der Herr Verf. die hellenischen Niederlassun-

gen nach ihrer örtlichen Lage und ihrer muthmaßlichen Entfernung von einander auf; er folgt darin hauptsächlich den Angaben des anonymen Schiffstagebuchs (*Anonymus B. Periplus Ponti Euxini*, bei Gail *Geographici Graeci minores III*), aber unter beständiger Vergleichung derjenigen Angaben, welche sich bei anderen Schriftstellern, namentlich bei Strabo, Arrian, Ptolemaios, Plinius etc. finden. Er beginnt von dem linken Ufer der Donau und geht so von Westen durch den Norden nach Osten. Wir werden uns in der Regel mit den Ergebnissen der von dem Herrn Verf. sorgsam und gründlich geführten Untersuchungen einverstanden erklären können; so auch namentlich in der Bestimmung des „schönen Hafens“ an der Nordküste der Krim, in der er von Kiepert abweicht. Der Letztere hält den heutigen Hafenplatz Akmetschet für denselben, aber nach den Angaben der Entfernungen muß derselbe weiter östlich gelegen haben; der Herr Verf. bezeichnet auf der beigegebenen Karte als solchen eine gegen Nordwesten vorspringende Landspitze, in deren Nähe ein kleiner See ist, der wahrscheinlich früher mit dem Meere zusammengehangen habe; doch findet sich das von dem Herrn Verf. angegebene Tartarendorf Ssari Bulat auf den gewöhnlichen Karten weiter östlich.

Bei den meisten Kolonien begnügt sich der Herr Verf. mit Angabe der Örtlichkeit; ausführlicher dagegen spricht er vom Cherronesos (S. 379 — 446). Dieselbe war gegründet auf der kleinen südwestlichen Halbinsel der Krim, die in den letzten Jahren eine so traurige Berühmtheit erhalten hat. Diese Halbinsel, höchstens 3 Meilen lang und $1\frac{1}{2}$ Meile breit, wird östlich, wo sie sich an die größere Halbinsel Krim anschließt, durch eine Thalsenkung von der Bucht von Sebastopol bis zum Hafen von Balaklawa — etwa $1\frac{1}{2}$ Meile lang — von jener getrennt; sie besteht aus Kalkfelsen, auf dem eine dünne Erdschicht lagert, und hat nur eine dürftige Vegetation. Dorthin hatten sich Dorier aus dem pontischen Heraklea gewandt; daß die Einwohner Dorier waren, wird, wie aus anderen Umständen, so besonders aus der Sprache nachgewiesen, die uns auf einem noch jetzt erhaltenen Denkmal — zu Ehren eines verdienten Mitbürgers — überliefert ist. — Es wird hiebei auch der Abstammung der Mutterstadt, des pontische Heraklea, gedacht, da über dieselbe verschiedene Nachrichten der Alten vorliegen. Es geht aus denselben hervor, daß diese Kolonie nicht von einem Stamme oder einer Stadt gegründet ist; fest steht zwar nach Xenoph. Anab. VI, 2, 2 (V, 6, 10), Diod. XIV, 32 und Arrian. Periopl., daß Megarer die eigentlichen Gründer von Heraklea waren (nach Plin. IV, 12 soll Cherronesos zuerst Megarika genannt sein); aber es nahmen auch Tanagerier und andere Böoter Theil an der Gründung. Doch Strabo (XII. p. 542) nennt sie eine *κίσιμα Μιλησίων* und erzählt, daß die Milesier nach Gründung von Heraklea die umwohnenden Mariandynen dienstbar gemacht hätten: wie ist dieser Widerspruch zu heben? durch Annahme eines Gedächtnisfehlers des Strabo? Eine solche ist nach den Worten desselben nicht wohl statthaft; auch ist es auffallend, daß diese eine megarisch-dorische Kolonie sich in diesen sonst ganz von milaischen (also ionischen) Kolonien besetzten Küstensaum eingedrängt hat. Die beste Erklärung dieses auffallenden Umstandes, wie jenes Widerspruchs, möchte wohl die Annahme sein, daß die Gründung unter den Auspicien und mit Unterstützung der Milesier erfolgt sei: was bei ihrer ausgedehnten Handelsmacht in jenen Gegenden und der vielen anderen Kolonien, deren Bevölkerung doch nicht bloß Milesier sein konnten, sehr wahrscheinlich ist.

Ref. bedauert — aus Rücksicht auf den Raum —, den Herrn Verf. nicht in alle Einzelheiten seiner gründlichen und klaren Untersuchung über die Örtlichkeiten der verschiedenen Gründungen und deren Ursaa-

chen begleiten zu können; daher nur die Angabe: die erste Gründung geschah an der westlichsten Bucht, deren Haupttheile die heutige Kosaken- und Schilfbucht bilden, etwa zur Zeit der Perserkriege; diese Stadt lag zu Strabo's Zeiten schon in Trümmern (VII. p. 308: *ἡ παλαιὰ Χερρόνησος κατακαμμένη*); das Cherronesos zu Zeiten des Strabo lag an dem westlichen Ufer der Quarantäne-Bucht, wie die Trümmer beweisen, welche noch die Reisenden Pallas und Clarke sahen. Wann dieses zweite Cherronesos erbaut, läßt sich nicht genau angeben; es überdauerte die Zeiten der Römer und Byzantiner; erst seit der zweiten Hälfte des 14ten Jahrhunderts zerfiel es, wurde verödet, doch nicht zerstört unter der Türken Herrschaft; nach Eroberung der Krim durch die Russen wurde es zerstört und zum Bau von Achtiar oder dem jetzigen Sebastopol verwandt, das jetzt auch ein Trümmerhaufen — welche Vergänglichkeit! An diese Geschichte schließt der Herr Verf. nicht minder interessante und gründliche Untersuchungen über die Vertheidigungswerke der früheren Städte, die Brunnenleitungen, die eigenthümliche Feldereintheilung, den Weinbau und die Verfassung der Chersoniten, namentlich auf Grund der (schon oben erwähnten) Inschrift eines Marmorblocks (Böckh *Corpus Inscr.* I, 2097), der 1794 gefunden ist und jetzt in Nicolajew aufbewahrt wird. Es ist nicht viel, was sich daher auf die Verfassung des Orts abschließen läßt, von wenigen Kolonien in entfernteren Gegenden haben wir nähere Nachrichten; es lassen sich diese aber ergänzen aus dem, was wir von der staatlichen Einrichtung der Mutterstädte wissen, hier also von Heraklea im Pontus und von Megara.

Ausführlichere Nachrichten liegen über die religiösen Culte vor, besonders über die taurische Artemis. Ueberall, wo hellenische Kolonien mit barbarischen Völkern an den Grenzen zusammentrafen, ohne sie bald unterwerfen oder hellenisiren zu können, macht sich der gegenseitige Einfluß auch auf die Götterverehrung bemerklich. Die taurische Chersonesus liefert uns hiefür eine der interessantesten und bedeutsamsten Erachtungen, die aber eben deshalb mit der größten Behutsamkeit zu beurtheilen ist. Der Herr Verf. führt mit gewohnter Genauigkeit die hellenische Anschauungsweise und Verehrung der Artemis, namentlich bei den strengeren und härteren Doriern, an und weist nach, wie jene Gegend, das ausgedehnte Jagdrevier des taurischen Waldgebirges, die Ansiedler auffordern mußte, besonders den Cult der Artemis dort auszubreiten. Auch führt er die Zeugnisse der alten Schriftsteller an, welche über das Wesen der taurischen Gottheit berichten, mit der die Griechen die Artemis identificirten; indeß läßt er sich nicht ein auf die Beantwortung der Frage, wie weit die Alten, welche hierüber berichten, schon befangen waren in der Vorstellung, es befinde sich auf der taurischen Halbinsel eine der hellenischen Artemis entsprechende Gottheit, oder was haben die Griechen aus ihrer Vorstellung auf jene taurische Gottheit übertragen, was haben sie dort wirklich vorgefunden? Der Herr Verf. spricht ausführlich von den Gottheiten und der Götterverehrung der Skythen S. 243 u. ff., erwähnt aber darunter keine, welche der Artemis entspräche. Sollte daher nicht die Ansicht, welche Schöne (Einleitung zu Eurip. *Iphig. in Taur.* S. 113) entwickelt hat, Billigung finden: „es sei Iphigenia, die von der Kraft geborne, nur ein Beiname einer von den Pelasgern verehrten, der Artemis ähnlichen Gottheit, die als die von Stieren gezogene Göttin, als Tauropolos oder Taurike, auch durch ihren Namen einen Anlaß zur Verpflanzung ihres Cultus nach Taurien geboten habe? — Das Tatsächliche, was von dem Cult der einheimischen Gottheit übrig bleibt, würden nur die grauamen Menschenopfer sein, wie sie der Wildheit der Einwohner entsprachen, die übrigen Eigenschaften aber hätte die Gottheit — die taurische Artemis — von den Hellenen erhalten, d. h. es sei

das Wesen einer Artemis ganz aus griechischer Anschauungsweise hervorgegangen, es sei nur nach dem Charakter der Barbaren als grausamer und roher dargestellt, bis es wiederum durch hellenische Cultur gemildert worden.“

Wo stand der Tempel der taurischen Artemis? Die Reisenden Dubois und Pallas stimmen nicht über den Platz desselben überein: ersterer hat geglaubt, in Ruinen östlich vom heutigen Georgskloster die Spuren des alten Tempels gefunden zu haben; Pallas setzt denselben westlich von jenem Kloster. Der Herr Verf. prüft die Angaben dieser Reisenden und stellt damit die Berichte der Alten, namentlich des Strabo, und die Beschreibung bei Euripides zusammen und entscheidet sich danach für die von Pallas bezeichnete Stelle, so daß er das Vorgebirge Parthenion der Alten in einem wenige Stadien vom Cap Fiolente westlich gelegenen Vorgebirge nachweist; es ist nur ein Punkt, der in dieser mit großer Evidenz geführten Untersuchung dem Ref. auffällig erscheint: es soll nämlich der Eingang des Hafens von Balaklawa die *διὰ τὰς συγχωροῦσαι πέτρας Εὐξείνου* bei Eurip. v. 123 sein; die Entfernung von der durch Pallas bezeichneten Stelle des Tempels möchte in der Wirklichkeit zu weit sein. Freilich läßt sich gegen diesen Einwand geltend machen, daß Euripides selbst nicht aus eigener Anschauung, sondern nur nach Berichten Anderer die Oertlichkeit kannte.

Von S. 446 an wird die taurische Gebirgskette geschildert. Ref. hebt nur die Untersuchung des Herrn Verf. darüber hervor, welches Vorgebirge die Griechen den Widderkopf (*Oriu Metopou*) nannten; er entscheidet sich nach sorgsamer Vergleichung der von den Alten angegebenen Entfernungen und mit überzeugenden Gründen für die Annahme, daß es das heutige Cap Acthodor (des heiligen Theodoros) sei. S. 454 bemerkt der Herr Verf.: auf der ganzen taurischen Küste gegen Süden hätten sich so viele griechische Namen unter der taurischen Bevölkerung erhalten, daß man meinen sollte, es müsse der ganze Strich in den Händen der Griechen gewesen sein. Und doch machen die alten Geographen auf diesem ganzen Küstenstriche nur vier Ortschaften namhaft: Chanax, Lampas, Athenasion und Theodosia. Von diesen können wir also jene Namen nicht ableiten, wohl aber von der Zeit der byzantinischen Herrschaft. Andere Spuren früherer Cultur, welche sich tief hinein in den Gebirgsthälern finden und auf eine noch frühere als die byzantinische Zeit hinweisen, können von jenen wenigen Culturstätten der Griechen an jener Küste ausgegangen sein und dafür den Beweis liefern, wie der Verkehr der Hellenen auch in der vorchristlichen Zeit mit den Eingebornen bedeutend war, und wie auch hier die entwickelte Cultur der Hellenen sich eine Herrschaft unter den rohen Eingebornen verschaffte. Dahin ist namentlich zu rechnen die Cultur solcher Gewächse, die ursprünglich auf der taurischen Halbinsel nicht einheimisch waren, wie Terpentinbäume, wilder Wein, Lorbeer; besondere Aufmerksamkeit der früheren Reisenden erregten die alten in Reihen gepflanzten Oelbäume.

Von den oben genannten vier griechischen Ansiedlungen war in der frühesten Zeit Theodosia die bedeutendste, eine Kolonie der Milesier, doch ursprünglich mit einem anderen Namen, der jedoch unbekannt geblieben ist; sie kam unter die Herrschaft des bosporanischen Reiches zu Anfang des 4ten Jahrhunderts vor Chr. und erhielt von Leukon I. den Namen Theodosia nach seiner Schwester oder Gattin (Schol. zu Demosth. Lept. §. 27). Ihre große Bedeutung für Athen zur Zeit des Demosthenes erkennen wir aus Strabo (VII. p. 311), der berichtet, daß von dort aus jährlich über zwei Millionen Medimnen Getreide nach Athen ausgeführt seien, und aus Demosthenes' Rede gegen den Leptines §. 27; jenem Leukon I. wurde das athenische Bürgerrecht ertheilt und eine Bildsäule

zu Athen errichtet wegen seiner besonderen Freundschaft für Athen. — Es macht sich hier ein Mangel in der Anlage des Werkes fühlbar, die Trennung des Geschichtlichen von der Beschreibung der Oertlichkeiten jener Kolonien; es wird dadurch die Einheit der Betrachtung gestört und Gleichartiges von einander getrennt, und dennoch läßt sich die Trennung des Geschichtlichen und Geographischen nicht streng durchführen. — An die Stelle des schon früh von den Barbaren zerstörten Theodosia (Arrian. Peripl. Pont. Eux. p. 20) trat Kassa, das im Mittelalter wegen seiner Pracht mit Constantinopel verglichen wurde; als die Türken es einnahmen, wohnten dort 60,000 Christen; im Jahre 1663 lagen dort 400 Schiffe vor Anker; als die Stadt unter die Botmäßigkeit Rußlands fiel, zählte sie 85,000 Einwohner; die Armenier, eine nur geduldete und in ein besonderes Stadtviertel verwiesene Sekte, hatten 24 Gotteshäuser. Was es seitdem erfahren, lese man S. 465 u. 466.

Von S. 477—532 handelt der Herr Verf. von Pantikapaion und dessen Umgegend; es verdient diese Stadt, deren Wichtigkeit als Sitz helenischer Cultur sich nicht allein aus den Berichten der Geschichtsschreiber, sondern auch aus den noch vorhandenen Denkmälern nachweisen läßt, auch wohl eine ausführliche Betrachtung. Die Todten sind es, welche so deutliche Nachweise geben, die Grabdenkmäler, welche so reichliche Ausbeute für die Cultur der früheren Zeiten liefern. Es läßt sich nach den in diesen Grabmälern aufgefundenen Sarkophagen, Waffen, Schmucksachen, Malereien u. s. w. der ganze Einfluß der hellenischen Cultur auf jene Gegenden ermessen; doch muß man wohl unterscheiden, welche Darstellungen sich auf die allen Hellenen gemeinsamen Vorstellungen beziehen, und welche Darstellungen durch das besondere Verhältniß der Griechen zu den Eingebornen jener Gegend bedingt sind; wichtig sind hiefür namentlich die Vasen mit ihren Malereien. Viele jener Darstellungen und Kunstwerke mögen aus Griechenland dahin gebracht sein; aber die Eigentümlichkeit mancher derselben, besonders leicht zerbrechlicher, spricht dafür, daß auch einheimische Künstler nicht selten waren; derselbe Schluß läßt sich auch ziehen aus der Menge der local gestalteten Darstellungen, da es schwerlich anzunehmen ist, daß die Künstler des eigentlichen Griechenlands auf diese den Bosporanern eigenthümlichen Vorstellungen eingingen, mindestens nicht so häufig, als sich solche vorfinden. Jedenfalls rechtfertigen diese Darstellungen, wie die Menge und Kostbarkeit der bei den Ausgrabungen, namentlich in den Grabmälern aufgefundenen Kunst- und Schmucksachen die Annahme, „daß der Wohlstand der bosporanischen Griechen das Aufblühen einheimischer Kunstwerkstätten begünstigt habe“ (S. 520).

Die drei letzten Abschnitte des Werkes (S. 533—578) behandeln die Küsten der Maitis, das Mündungsland des Hypanis und die kaukasische Gebirgsküste.

Wir empfehlen zum Schlusse dieser Anzeige das Werk wegen der Reichhaltigkeit seines Inhalts, wegen der mit umfassender Gelehrsamkeit und Gründlichkeit geführten Untersuchungen und der klaren und anziehenden Darstellung; wir sehen mit Spannung dem zweiten Theile des Werkes entgegen, der uns auch zeigen wird, ob der Wunsch nach einer mehr einheitlichen Zusammenfassung des Zusammengehörigen, der uns bei diesem ersten Theile rege geworden ist, gerechtfertigt erscheint.

Putbus.

Gottschick.

X.

Stoll, H. W., Conrector am Gymnasium zu Hadamar, Anthologie Griechischer Lyriker für die obersten Classen der Gymnasien mit literarhistorischen Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. I. Abtheil. Elegien und Epigramme. VIII u. 98 S. 8. II. Abtheil. Melische und chorische Lieder und Idyllen. IV u. 140 S. 8. Hannover, C. Rümpler. 1851.

Der Verf., durch sein Handbuch der Religion und Mythologie der Griechen und Römer bereits rühmlich bekannt, hat in vorliegender Anthologie eine jeden Falls höchst dankenswerthe Gabe geboten. Muß auch das Gymnasium bei der Lectüre Griechischer Dichter vorzugsweise das Epos und das Drama ins Auge fassen, so kann doch jeder Versuch, den Gymnasiasten auch in die Griechische Lyrik einzuführen, nur willkommen genannt werden. „Man verwende nur in den zwei letzten Gymnasialjahren auf diese Lectüre dann und wann einige Stunden, seien sie nun extra zugesetzt oder dem bisher gelesenen Dichter entzogen. In dem letzten Falle gebe man den bisherigen Dichter der Privatlectüre anheim, und wenn der Schüler in einen Zweig der lyrischen Dichtung eingeführt ist, so überlasse man die Fortsetzung einer controlirten Privatlectüre und greife die auf kurze Zeit unterbrochene frühere Lectüre wieder auf. Auf diese Weise werden Homer und die Tragiker nichts einbüßen, und der Schüler wird zugleich mit der lyrischen Poesie der Griechen bekannt gemacht. Der Verf. hat durch die Einrichtung seines Buches, durch die beigegebenen Einleitungen und die erklärenden Anmerkungen beabsichtigt, daß dies möglichst schnell in der Schule und ohne Schwierigkeit in der Privatlectüre geschehen könne.“ Daß diese Ansichten des Verf. Anerkennung gefunden haben, beweist außer mehreren günstigen Beurtheilungen (z. B. von R. Rauchenstein in Jahr's Jahrb. LXXI. 5. 5. S. 269 ff.) die Thatsache, daß seine Anthologie schon in mehreren Anstalten, u. A. auch in der St. Annenschule zu Petersburg, eingeführt worden ist; — daß sie Anerkennung verdienen, darüber sind mit dem Unterzeichneten, der sich selbst bis zum Erscheinen der Stoll'schen Anthologie mit dem Gedanken an eine ähnliche Arbeit viel beschäftigt hat, alle Diejenigen einverstanden, denen es ernstlich darum zu thun ist, den Gymnasiasten eine möglichst vollständige Vorstellung von dem Hellenischen Geiste, so weit er sich in der Poesie ausprägt, mitzugeben. In dem Berichte, welchen Director Prof. Dr. Palm im Auftrage der ersten Versammlung Sächsischer Gymnasiallehrer und im Namen des von ihr erwählten Ausschusses für alte Sprachen „über Zweck, Umfang und Methode des Unterrichts in den classischen Sprachen auf den Gymnasien“ (Leipzig, Vogel. 1848.) ausgearbeitet hat, heist es §. 22. Anm. ausdrücklich: „Eine griechische poetische Chrestomathie für Anfänger, in welche zugleich einige Fragmente der Lyriker zum Gebrauch in Unterprima (Secunda) aufzunehmen sein dürften, ist ein Bedürfnis.“ Auch im weiteren Verlaufe dieser Schrift wird noch mehrmals auf eine solche Chrestomathie Bezug genommen, wie §. 25. B. 2., §. 38. S. 29 f. und in der Versammlung, für welche die Palm'sche Schrift zur Unterlage ihrer Verhandlungen dienen sollte, erhob sich Keinerlei Widerspruch gegen diesen Punkt.

Fragen wir nun zunächst, was der Verf. ausgewählt, und wie er das Gewählte behandelt hat, so ergibt sich schon aus der oben stehenden

den Titelangabe, daß sein Werk in folgende vier Abschnitte: I. Elegien, II. Epigramme, III. melische und chorische Lieder, IV. Idyllen zerfällt, deren jeder mit einer allgemeinen Einleitung versehen ist. Ausser diesem ist jedem Schriftsteller, aus welchem gewählt wurde, eine specielle Einleitung gewidmet, und in der II. Abtheilung wird S. 99 f. den Idyllen ein kurzer Abriss des Dorischen Dialektes, wie er sich bei den Bukolischen Dichtern findet, vorausgeschickt, so daß der Schüler sich vollkommen orientiren kann, ehe er zur Lectüre selbst schreitet. Die Elegie ist durch Kallinos S. 7 ff., Tyrtäos S. 9 ff., Mimnermos S. 17 ff., Solon S. 20 ff., Xenophanes S. 32 ff., Theognis S. 37 ff., Simonides S. 60 ff., Jon S. 62 ff., und Euripides S. 64 ff. vertreten, das Epigramm durch Archilochos S. 69, Erinna S. 70, Simonides S. 70 ff., Askreon S. 75 f., Aeschylos S. 76 f., Euripides und Thukydides S. 77, Platon S. 77 ff., Simmias und Anyte S. 80, Zenodotos und Kallimachos S. 81, Asklepiades S. 82, Leonidas S. 83, Mnasilkas S. 84, Antipatros S. 84 ff., Meleagros S. 87 ff., Parmenios und Antipilos S. 91, Philippos S. 92 ff., Lukianos S. 94 f., Gitalikus S. 95 und 12 Adespota S. 95 ff. Konnte nun auch bei den Meisten der Genannten in Ermangelung zuverlässiger Nachrichten nicht angegeben werden, — mag auch bei Namen wie Aeschylos, Euripides die einfache Angabe genügen, daß es die der bekannten Tragiker sind, und Aehnliches bei Thukydides, Platon, Lukianos, so wäre es doch gewiß für das Interesse der Schüler von Belang gewesen, über Archilochos noch etwas mehr, als „von Paros Ol. 18. v. Chr. 706!“ zu finden. Diese bei allen übrigen Epigrammendichtern beliebte rhapsodische Kürze steht in keinem Verhältniß zu den Specialeinleitungen über Kallinos, Tyrtäos, Mimnermos u. A. und ist auch nicht geeignet, das literarhistorische Interesse des Schülers zu erregen und zu befriedigen. — Abtheilung II. beginnt mit einer Einleitung über die melische und chorische Poesie und bietet im III. Abschnitt des Ganzen Produkte der Sappho S. 9 ff., Melinno S. 14 ff., des Anakreon S. 16 ff. und Skolien S. 27 ff., alle mit Specialeinleitungen. Ohne solche folgen S. 36 der Páan des Ariphron auf die Hygieia, und S. 36 f. der des Aristoteles auf Hermias. S. 38 ff. werden zwei Bruchstücke des Simonides mit einem Nachtrage zu der schon Abth. I. S. 60 f. befindlichen Einleitung gegeben, S. 41 ff. mit ausführlicher Specialeinleitung Pind. Ol. 4, 5, 10, 12, 14, Pyth. 7, Nem. 2, 11, Ol. 1, 2, 3. Jeder Ode ist noch eine besondere Einleitung vorausgeschickt. Den Schluß des Ganzen machen IV. die Bukoliker, und zwar Theokr. mit Id. 1, 3, 6, 11, 13, 15, 20, 28, Bion mit Id. 1, 4, 5, 6, Moschos mit Id. 1 und 5. Die letzten fünf Idyllen sind nicht mit Einleitungen und theils nur sehr sparsam, theils gar nicht mit erklärenden Anmerkungen versehen.

Daß dem Ausgewählten von Einzelnen Manches hinzu- oder wegge wünscht werden kann, wie z. B. Rauchenstein das schöne Epinikion des Simonides auf Skopas (No. 5 bei Bergk) und der Unterzeichnete Pind. Pyth. 6 und 4 Nem. 1, 3, 8, Theokr. Id. 21 ungern vermisst, — um nicht an Dem zu mäkeln, was man weniger vermessen würde, — kann dem Werthe des Ganzen keinen Eintrag thun. Wesentliches kann gegen die Auswahl eben so wenig einzuwenden sein, als gegen die Behandlung des Gewählten, wenn man auch mit allen Bemerkungen, wie z. B. mit der zu Anacr. *εἰς χελιδ.* 5. (II. S. 24), daß diese Stellung der Präposition der späteren Gräcität angehöre, nicht ganz einverstanden sein kann. Aus den bei Matth. §. 595. 4., Kühn. §. 625. 2. angeführten Stellen konnte sich der Verf. überzeugen, daß dieser auch von den Römern adoptirte Gebrauch (Catull. XXXIII. 5. Stav. zu Nep. Epam. II. §. 4. n. 4.) der Dichtersprache angehört, welcher ihn Dissen zu Pind.

Nem. X, 38 mit den Worten vindicirt: „*quum in continuata constructione facilius languescat oratio, hoc artificio poetico nova vis et alacritas secundo membro conciliatur, eaque vera causa est hujus collocationis.*“ Eben so muß es befremden, wenn man auf derselben Seite noch zu V. 30 der Anakreontischen Ode εἰς περισσέτη. (πρὸς αὐτὸν χορεύον) lesen muß: „„Die Partikel αὐ bei dem Indic. Präs., eine äußerst seltene Verbindung, macht das Geschehen von Umständen abhängig. Ohne αὐ würde der Satz heißen: „wenn ich getrunken, so tanze ich“, mit αὐ: „wenn ich getrunken, so tanze ich etwa, wenn es mir gerade einfällt.““ Vgl. Matth. §. 599. 2. e., Kühn. §. 454. a. Anm. 1. In den Adoniazusen Theokrits V. 8 soll nach II. S. 121 λαβεῖν kaufen sein, wie 20, während es an beiden Stellen weit entsprechender durch nehmen übersetzt wird, wenn auch mit verschiedener Nebenbedeutung. Zu ἰνδοὶ πᾶσαι V. 77 war die Erklärung von Jacobs (bei Wüstem.) nicht mit Stillschweigen zu übergehen. — Indessen läßt sich erwarten, daß einer zweiten Auflage, die wir in höherem Interesse aufrichtig wünschen, die nochmalige Musterung der Erklärungen ebenso mit Ergänzungen des Vermissten, als mit Beseitigung des Anstößigen zu Statuten kommen werde.

Die Ausstattung ist untadelhaft in jeder Beziehung, und somit der Wunsch gerechtfertigt, daß das Stoll'sche Werk möglichst weite Verbreitung finden und namentlich bei den Privatstudien unserer Primar- und Sekundar- stets willkommen geheißen werden möge.

Dresden.

R. Albani.

XI.

Stadelmann, H., *Varia variorum carmina latinis modis aptata adjectis archetypis offert. Onoldi. Sumpt. E. H. Gummi. MDCCCLIV. VIII u. 610 S. 12.*

Daß metrische Uebersetzungen Deutscher Originalien ins Lateinische ihren Werth haben und ihre Liebhaber finden können, wird selbst der strengste Eiferer gegen „das Quälen der studirenden Jugend mit Lateinischen und Griechischen Versen“ zugeben müssen. Haben sich doch auch in diesem Punkte die Ansichten der früheren Bekämpfer prosodischer Uebungen schon sehr geändert, und Ref. gehört selbst zu Denjenigen, die es bedauern, daß nicht alle Gymnasiasten mehr einen Lateinischen oder Griechischen Vers machen können. Sie brauchen deshalb nicht gequält zu werden; vielmehr wird mancher Lehrer die Erfahrung aufzuweisen haben, daß sie sich sehr wohl und ohne große Mühe für prosodische Uebungen gewinnen lassen. Der Gewinn derselben — Gymnastik des Geistes, Gewandtheit im Ausdruck, größerer Genuß und tieferes Verständniß der Dichter, vielseitigere Kenntniß der Sprache — ist schwer zu verschmerzen und durch Nichts zu ersetzen. Wo sie aber noch getrieben werden, müssen Uebersetzungen, wie sie hier geboten sind, besonders zu Aufgaben doppelt willkommen sein, weil gerade sie vorzugsweise dazu geeignet sind, das Verständniß des Verhältnisses zwischen dem Modernen und Antiken in der Poesie zu vermitteln und für diese selbst zu gewinnen.

Was der Verf. hier bietet, sind außer einer poetischen Vorrede und

Dedikation Gedichte von v. Alxinger, Bürde, Bürger, v. Chamisso, Dingelstedt, Geibel, Göthe, Gruppe, v. Halet, Heine, Herder, Hölderlin, Hölty, Jacobs, E. Ch. v. Kleist, Klopstock, Körner, Kosegarten, Lohbauer, König Ludwig v. Bayern, v. Matthiasson, v. Platen, Puchta, Reither, Rückert, v. Salis, E. v. Schenk, Schiller, Schlegel, E. Schulze, Stockmann, L. v. Stolberg, Streckfufs, Tieck, Tiedge, Uhland, Uz, Vogl, Voss. Der Deutsche Text steht dem Lateinischen gegenüber. Von S. 505 folgen meistens ebenfalls mit gegenüberstehendem Original, *ex Graeco versu*. S. 541 ff. *ex Anglico versa* mit dem Englischen, S. 567 ff. *loci aliquot litt. sac. latinis metris redditi*, S. 577 ff. *auctoris quaedam*, S. 582 ff. Deutsch und Lat. Christliche Feste = *dies festi*, S. 606 ff. *ad Bombardum*, dem die Sammlung gewidmet ist, *epistola*. Die erste beste Probe aus dem Ring des Polykrates mag unserm Urtheil vorausgeschickt werden:

*Prospiciens Samium tecti de culmine regnum
Rex ita se jactans hospiti ait Phario:
Ne fortunatum dubita me, care, fateri:
Haec sunt imperio subdita cuncta meo,
Ille sed: es sane Divorum expertus amorem;
Nam prius aequales qui tibi erant opibus,
Hosce tui frenat miranda potentia sceptri;
Ast ultum superest unus iturus adhuc.*

Aus dem Mitgetheilten wird man zur Genüge ersehen, daß es bei aller Gewandtheit ohne mancherlei Härten bei dem Verf. nicht abgeht, so daß der Lehrer, welcher diese Bearbeitungen zu benutzen gedenkt, sehr wohl thun wird, selbst noch die Feile zur Hand zu nehmen. Die Ausstattung ist anständig, der Preis aber — 1½ Thlr. — zu hoch.

Was den Stadelmann'schen Arbeiten an Kastität abgeht, findet sich fast in zu reichem Mafse bei

Conrad, Dr. Jul., *Fridericus Augustus. Carminis degiaci libri III. Composuit et in vernaculum sermonem transtulit.*
Dresden, 1855. XII u. 173 S. 8.

Der Verf. versichert selbst, daß in dem ganzen Gedichte (von 2054 Versen) nicht eine einzige Elision zu finden sein wird, wie auch kein Vers ohne Cäsur, kein dreifüßiger Pentameterausgang u. s. w. „Es sind das Dinge“, sagt er, „in welchen Andere sich gehen lassen mögen, wie sie wollen; in den Dichtern des Alterthums finden sie sich zwar vor, aber gewiß nicht zur Nachahmung.“ Ueber das Bedenken, ein Werk an das Licht treten zu lassen, dem eben darum, weil es ein Lateinisches Dichtwerk ist, die wiünschenswerthe Theilnahme in weiteren Kreisen nicht mit Sicherheit prognosticirt werden kann, erhob ihn die gewisse Zuversicht, daß schon der Name, den dasselbe an seiner Stirn trägt, ihm Leser und Freunde genug zuführen würde. Diese Zuversicht hat auch in sofern nicht getäuscht, als von mehreren Fürsten sehr ehrende Anerkennungen erfolgt sind. Aus Rücksicht auf die Wittve des hohen Vollendeten und Andere, welche voraussetzlich mit der Lateinischen Sprache gar nicht oder nicht hinlänglich bekannt sind, fügte der Verf. eine Deutsche Uebersetzung bei, welche in Bezug auf Lesbarkeit, auf die es in diesem Falle doch wohl besonders ankommt, Nichts zu wünschen übrig läßt. S. 151 ff. ist ein Namen-Register gegeben, welches zur Erläuterung des Mythologischen und alles Dessens dienen soll, was dem Leser dunkel sein und Schwierigkeiten bereiten kann. Eine Probe dürfte wohl um so eher auch

n diesen Blättern Aufnahme finden, als wir gerade die Stelle ausgewählt haben, in welcher das unglückliche Ende des vorigen Königs von Sachsen beschrieben wird, welches weit und breit die allgemeinste Theilnahme erregt hat (I, 633 ff.):

*Aspera labentem subter via vergit ad Oenum,
Qua pons dividuam jungit apertus humum.
Ast auriga manu binos a fronte pedester
Ducit equos, praeceps ne sibi currus eat.
Protinus obliquo fertur celer impete plaustrum
Et rapitur, pavidos dum quatit horror equos.
Labitur et vacuos axis dat in aera saltus,
Et jacet in rigido pondus inane solo.
Volvitur in praeceps subito rex flebile lapsus
Et cadit in rabidos sanguinolentus equos.
Talis ab excelso Phaethon lacrimabilis axe
Decidit in vastum me feriente Padum!
Consternantur equi, validoque recalcitrant ictu
Alter et augustum percutit ungue caput.
Corpus inane jacet, truculenta morte peremptum,
Mens abit, et vivo sanguine vorat humus.
Sic teneri verno marcescunt tempore flores,
Quos mala letali frigore laetit hiems!
At comites salvi, pulsantes aëra questu,
Regia gramineo cespite membra locant.
Floribus extremum recubat, quos laetus in arvis
Rex indefessa carpserat ante manu.
Hic amor, haec requies, haec ultima meta laborum!
Vixit apud flores emoriturque suos!*

Von da lenkt sich der Pfad abschüssig, wo unten der Inn strömt,
Und ein offener Steg bindend die Ufer vermählt.
Aber der Führer, damit der Wagen nicht rolle den Berg ab,
Leitet mit sicherer Hand vornen am Zaum das Gespann.
Siehe, da neigt das leichte Geräth sich plötzlich zur Seite,
Und die Rosse, geschreckt, reißen es jählings sich nach.
Nieder fällt es, und hoch mit gewaltigem Schwunge der Last sich
Ledigend, schlägt es im Wurf hart auf den steinig'n Weg.
Jämmerlich stürzt kopfüber nach vorn im Fluge der König
Hinter den Huf, und schon blutet das theure Haupt u. s. w.

Würden heutigen Tages noch *poetae laureati* ernannt, so könnte einem Dichter, welcher Modernes so geschickt in das antike Gewand einzukleiden versteht, der Lorbeer wohl kaum entgehen.

Dresden.

R. Albani.

XII.

The Poetry of Germany. Consisting of Selections from upwards of seventy of the most celebrated Poets. Translated into English Verse, with the original texts on the opposite page, by Alfred Baskerville. Leipzig, published by G. Mayer. 1854.

Nach der Einleitung beabsichtigte der Uebersetzer, der den Namen eines Dichters bescheiden von sich weist, eine vollständige Blumenlese aus den neueren Werken der deutschen Dichter zu liefern; auf der einen Seite steht der deutsche Text, auf der andern die englische Uebersetzung in dem Versmaße des Originals. Was nun zuvörderst die Auswahl der Gedichte anlangt, so sind es zwar fast nur kleinere lyrische Productionen von 73 der bekanntesten Dichter von Hagedorn an, aber diese mit Geschmack gewählt. Der Engländer wird so allerdings noch lange nicht eine klare Anschauung von dem tiefen, umfassenden Genie eines Göthe, Lessing, Wieland und anderer deutscher Dichterbelden bekommen, aber er wird sie doch wenigstens schätzen und lieb gewinnen lernen. Vielleicht liefert der Verf. in späterer Zeit auch Proben der bedeutendsten epischen und dramatischen Gedichte unseres Vaterlandes; wir können dies im Interesse der Sache nur wünschen. Denn was die Uebersetzung selbst anlangt, so müssen wir bekennen, daß wir sie mit großem Interesse gelesen und bewundert haben, wie Herr Baskerville das dreifache Ziel, das er sich vorgesteckt, im Ganzen so glücklich erreicht hat. Einmal nämlich hat er, wie bereits bemerkt, das deutsche Metrum möglichst getreu beibehalten, wobei wir ihn allerdings wegen der Freiheit, mit der er männliche oder weibliche Reime oder Trochäen statt der Anapästien oder umgekehrt in seiner Uebersetzung angewendet, nicht tadeln wollen. Nicht jedoch möchten wir ihm dieselbe Freiheit in Bezug auf die Cäsur gewähren, die den deutschen Versen, namentlich von größerer Länge, einen ganz eigenen Rhythmus verleilt, den wir in der Uebersetzung öfters vermissen; man vergleiche nur beispielsweise Kleist's: Lob der Gottheit, die Oden von Klopstock, Chamisso's: Der Bettler und sein Hund. Zweitens hat es sich der Verf. angelegen sein lassen, den Sinn der deutschen Verse möglichst getreu und vollständig wiederzugeben, aber doch drittens so, daß er seinen Landsleuten den Genuß ihrer Sprache nicht verkümmerte, vielmehr dieselben in correcter oder dem Gegenstande angemessener Form darböte. Die Vergleichung der Uebersetzung einzelner Gedichte der Sammlung (z. B. des Erlkönigs, des Ritter Toggenburg, der Glocke) mit der Uebersetzung derselben von Walter Scott oder Bulwer dürfte jedenfalls nicht zum Nachtheile unseres Verf. ausfallen. Wir empfehlen somit das vorliegende Werk und glauben, daß es besonders zur Einübung der englischen Aussprache und zu Declamationsübungen nützlich angewendet werden könne.

Berlin.

Philipp.

XIII.

Ergänzungsband zu allen englischen Ausgaben und zur Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung von Shakespeare's dramatischen Werken, enthaltend die von J. Payne Collier in einem alten Exemplare der Folio-Ausgabe von 1632 aufgefundenen und herausgegebenen handschriftlichen Bemerkungen und Textänderungen, in übersichtlich vergleichender Zusammenstellung bearbeitet und übersetzt von Dr. Julius Frese. Berlin bei Duncker. 1853.

Ueber den Werth der etwa 20,000 Bemerkungen und Textesänderungen, welche Collier im Jahre 1850 in einem alten Exemplare der 1632 erschienenen zweiten Folio-Ausgabe von Shakespeare's Dramen ganz erwartet aufgefunden und seitdem 1852 unter dem Titel: *Notes and emendations to the text of Shakespeare's plays, from early manuscript corrections in a copy of the folio, 1632 etc.* als Supplementband zu seiner größern Ausgabe des Shakespeare veröffentlicht hat, sind sowohl unter den Engländern selbst, als unter den Deutschen die verschiedensten Urtheile laut geworden. Manche Gelehrte (Knigt, Dyce) haben bedenkliche Zweifel, andere (Singer, Delius) sogar die stärksten Verdammungsurtheile über die Kritik dessen ausgesprochen, von welchem jene Veränderungen und Anmerkungen in das erwähnte Exemplar geschrieben worden sind; noch andere dagegen haben dieselben für authentisch und so vortrefflich gehalten, daß z. B. Collier selbst in die oben genaunte neue Ausgabe der Shakespearischen Dramen sie insgesamt aufgenommen hat. Frese nun giebt in der Einleitung zu unserem Buche eine kurze Geschichte des Shakespearischen Textes, wonach die Hälfte der Dramen des großen Dichters zuerst in einzelnen Quartausgaben, jedoch ohne irgend welche Mitwirkung des Autors, seiner Freunde oder selbst nur der Schauspieler vom Blackfriars- und Globe-Theater, erschien, und erst 7 Jahre nach des Dichters Tode, 1623, die erste Folio-Ausgabe seiner (36) Dramen von Freunden desselben publicirt wurde. Aber auch diese Ausgabe ist nach der Ansicht Frese's nicht für die authentische, sondern nur für die beste zu halten; denn der oft sehr corruptirte Text der Quartausgabe liegt ihr zu Grunde; sie enthält manche Lücken, die aus den Quartos zu ergänzen sind; die Dramen haben in ihr in Bezug auf Correctheit einen sehr verschiedenen Werth; eine authentische Ausgabe könnte unmöglich einer so langjährigen, vielfachen kritischen Nachhülfe bedürft haben und derselben noch bedürfen, wie sie für den Shakespearischen Text nöthig gewesen ist und noch ist; eine authentische Ausgabe müßte endlich zum mindesten als Kanon für die Aechtheit der in ihr enthaltenen und für die Unächtheit der übrigen Dramen gelten, was aber selbst die Anhänger dieser Ausgabe nicht annehmen. Was nun die Aechtheit des alten Correctors anbelangt, so hat derselbe zunächst sowohl einzelne Worte zur Ergänzung des Verses oder zur Herstellung des Reimes, als auch kleine Sätze in Prosa oder ganze Verse hinzugefügt; außerdem hat er eine Masse Anmerkungen über die äußere Aufführung, das Ende der Scenen etc. gegeben, endlich — und darin besteht seine Hauptarbeit — sehr viele Aenderungen einzelner Wörter und Lesarten eingeführt. Inleß obchon Frese dem kritischen Genie des Correctors volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so ist er doch weit entfernt, Alles, was derselbe ändert oder verbessert hat, als eine wirkliche Verbesserung gelten zu

lassen. Gute, schon vor ihm vorhandene Lesarten berücksichtigt er nicht, manche dunkle Stelle streiche er, weil und wenn er sie nicht verbessern könne, ferner ändere er aus politischen Zeitrückichten ohne Noth, endlich füge er bisweilen aus eigenen Mitteln Aenderungen hinzu, die theils unnöthig, theils geradezu falsch seien. Sonach müsse es einer späteren Zeit überlassen bleiben, auch hier das Wahre von dem Falschen, das Authentische vom Willkürlichen zu sichten; die Kritik werde Einiges ausscheiden, das Meiste annehmen, für Vieles sehr dankbar sein, was der alte Corrector biete. Dies ist Frese's Meinung über den Werth der Collier'schen Textesänderungen. Diese selbst nun stellt er dem alten, bisher gangbaren Texte gegenüber, und ebenso giebt er auf der entgegengesetzten Seite sowohl die Schlegel-Tieck'sche, als auch die neue, durch jene Aenderungen bedingte Uebersetzung. Dagegen sind die vielen Einleitungen, Umschreibungen und Erläuterungen, die in Collier's Buch den größern Raum ausfüllen, weggelassen, um „Jedem die Freiheit des Urtheils zu lassen und die Möglichkeit des Urtheils zu geben.“ Jedermann, der den Shakespeare studirt, muß sich mit dem Collier'schen Funde bekannt machen, der oft durch eine kleine Aenderung eine plötzliche Klarheit in eine Stelle bringt. Gewiß aber ist die rein objectiv Weise, wie Frese die Abweichungen neben einander stellt, höchst praktisch und instructiv, so daß wir also das vorliegende Werk allen Freunden des großen Dichters zu empfehlen uns für verpflichtet halten.

Berlin.

Philipp

XIV.

Schul-Grammatik der englischen Sprache, vorzugsweise für Real- und höhere Töchter Schulen, sowie den Privatunterricht, von Dr. W. Zimmermann, Oberlehrer an der höhern Töchter-schule in den Frankischen Stiftungen zu Halle. Erster Cursus. Halle bei Schwetschke.

Diese Grammatik theilt sich in drei Abschnitte: Von der Aussprache, von den Redetheilen, und: Einführung in die Lectüre und Imitation der Büchersprache, und soll sich (nach dem Ende der Einleitung) denjenigen Lehrbüchern der englischen Sprache anschließen, die auf eine bewußte, reflectirende Selbstthätigkeit, und neben einem für das Leben praktischen Gewinne zugleich auf eine intensive Entwicklung abzielen. Was zunächst das Capitel über die Aussprache betrifft, so ist dieselbe allerdings auf eine neue Art behandelt. Es werden nämlich die Buchstaben nicht einzeln vorgeführt und ihrer Aussprache nach betrachtet, sondern in Gruppen zusammengestellt und dabei überall auf die betreffenden Gesetze, auf das assimilirende Verhältnisse der Zeichenverbindungen, sowie auf die innere Gestaltung der Wörter selbst hingewiesen. Hierdurch soll der Lernende sogleich mit einem einzigen Griffen einen Complex von Regeln erhalten. Um ihn also möglichst bald zu „einem selbstständigen Geben“ zu befähigen, ist der Text nicht mit den immer mangelhaft bleibenden, unzuverlässigen Zeichen zur Angabe der Aussprache versehen, sondern der Schüler wird von vorn herein auf das Erfassen der eigentlichen Physiognomie der Wörter angewiesen. Von dem Verf. wird nun zuerst die

regelmäßige, dann die unregelmäßige Aussprache behandelt und bei der letztern der Grund für die Verkürzung eines an sich langen Vocals in unbetonten Endsyblen ganz richtig in der scharfen Accentuirung einzelner Syblen auf Kosten der anderen gesucht. Hieran schliessen sich drei kurze Capitel über den Gebrauch grosser Anfangsbuchstaben, die Syblentheilung und die Interpunction. Wir können an diesem ersten Abschnitte im Ganzen wenig aussetzen; nur kann er in seiner Ausführlichkeit und Genauigkeit unmöglich zu Anfange des englischen Sprachunterrichts abgehandelt werden, und wir können unsere Ansicht noch immer nicht aufgeben, daß gerade die englische Aussprache nach einer kurzen Voranschickung der allerwichtigsten Regeln über die Aussprache der Consonanten, Vocale, Doppellaute, Endsyblen am Besten durch das Lesen, namentlich das Vorlesen des Lehrers geübt wird.

Was den zweiten Abschnitt der Grammatik, nämlich die Behandlung der Redetheile, anlangt, so giebt uns der Verf. in jedem §. zunächst eine Anschauungsübung, abstrahirt daraus die Regeln und fügt dann unmittelbar eine Lese- und Sprechübung, sowie eine andere zum schriftlichen Uebersetzen hinzu. Hierbei ist die Rücksicht, die er bei seinen Beispielen von vorn herein auf die Conversation nimmt, zu billigen, indem so zugleich die Frage und die indirecte Wortfolge eingeübt und die Sprache der täglichen Unterhaltung nicht erst einer späteren Zeit aufgespart, sondern gleich mit den zur Anschauung gebrachten Elementen der Grammatik in Verbindung gebracht wird. Der Verf. erklärt sich in dieser Hinsicht gegen das Verfahren englischer Grammatiker, die Sprachgesetze vorzugsweise an klassischen Stellen der englischen Schriftsprache zu entwickeln, oder wohl gar dem Unterricht von der ersten Stunde an ein zusammenhängendes Product der Büchersprache zu Grunde zu legen, indem er hierin keinen Gewinn für den mündlichen Gebrauch der Sprache, ja im zweiten Falle sogar den Nachtheil für den Schüler erblickt, daß ihm eine unverhältnißmäßige Masse unerklärter und darum unverstandener Formen entgegentreten. Allerdings wird auf diese Weise dem Lernenden Manches zunächst nur mechanisch geboten, was darum auch leicht wieder aus seinem Gedächtniß verschwindet; aber wir möchten doch Herrn Zimmermann fragen, ob seine Beispiele, die, im Ganzen inhaltslos und abstract (den Abn'schen ähnlich), dem Anschauungsvermögen des Schülers wenig bieten, denselben auf die Länge nicht ermüden und seine Theilnahme an dem Gegenstande abstumpfen, während wir z. B., indem wir bei unserem ersten Unterrichte dem Fölsing'schen Elementarbuche folgen, ein stets gesteigertes Interesse an den Schülern entdeckt zu haben glauben. Auch eignen sich die Zimmermann'schen Sätze, die größtentheils ganz abgerissen von einander dastehen, nicht gut zum Auswendiglernen, worauf wir bei Erlernung einer neuen Sprache ein entschiedenes Gewicht legen. Was die Reihenfolge anlangt, in welcher die einzelnen Capitel der Formenlehre abgehandelt werden, so wollen wir darüber mit dem Verf. nicht rechten; er läßt sie nach subjectivem Ermessen ihrer Leichtigkeit und Wichtigkeit nach auf einander folgen; die Formen werden vollständig vorgeführt, und die Bemerkungen beziehen sich größtentheils auf die Etymologie und sind nur selten syntaktischer Art. Denn der Verf., der seinem Buche den Zusatz: *Erster Cursus*, giebt, beabsichtigt zweifelsohne auch noch eine Syntax zu schreiben. Da nun aber vor der Bekanntschaft mit derselben die Schüler im dritten Abschnitte unseres Buches Stücke von Barbauld, Washington Irving, Marryat etc. zu lesen bekommen, so wird ihnen doch wohl, wogegen der Verf. oben ankämpfte, Manches in denselben noch dunkel bleiben, namentlich was die Construction und Rection betrifft. Es ist dies das bekannte Dilemma, aus dem der Philologe, mag er auch noch so praktisch sein, einmal nicht

herauskommt. Die ausführlichere Behandlung der Präpositionen in unserem zweiten Abschnitte können wir nur billigen, da in allen Sprachen der richtige Gebrauch dieser Redetheile die meisten Schwierigkeiten macht. Ein begründeter Vorwurf aber trifft den Mangel an Präcision und Klarheit, womit Herr Zimmermann nicht selten seine Regeln aufstellt, wofür wir nur einige Beläge anführen wollen. S. 38: Der Infinitiv ist nicht an der Endung, sondern an der vorstehenden Präposition *to* (immer!) zu erkennen. S. 40: „Einsylbige Zeitwörter, die mit einfachen Consonanten und vorstehendem Vocal ausgehen, verdoppeln den Consonanten (NB. wenn derselbe nicht ein Zischlaut ist). Ist der Endconsonant ein *r*, so wird dasselbe nur verdoppelt, wenn die Sylbe, der es angehört, der Hauptton hat.“ An dieser Regel ist vielerlei auszusetzen; zunächst sind die Worte „und vorstehendem Vocal“ überflüssig (oder es müßte unter Vocal nur ein einfacher verstanden werden); dasselbe gilt von den Sätzen in der Klammer, denn alle Zischlaute sind bei den Verbis zugleich Doppelconsonanten; unter den Verbis auf *r* endlich können nicht nur einsylbige Zeitwörter gemeint sein, da sonst der Hauptton eben nur auf dieser einen Sylbe liegen kann. Auch war gleich hier in §. 15 über die Beibehaltung des *y* im Participium *replying* etc., sowie umgekehrt über die Annahme desselben in *dying*, *lying* und *vying* zu sprechen. Bei §. 22 wären, da die Verkürzung des Dativs im Ganzen doch nur bei einer verhältnißsmäßig geringen Anzahl von Verbis zulässig ist, zu denen auch *to leave* gehört (was nach S. 71 stets *to* bei sich haben soll), drei Verba aufzuzählen, wodurch dann die ohnedies unvollständige N. 3 und S. 70 u. 71 fortfielen. S. 65 sind mehrere der aufgeführten Wörter für Pluralia tantum zu halten, z. B. *alms*, *wages*, da man doch nicht beispielsweise den Sing. *this* damit verbinden kann; *means*, *pains* und das fehlende *news* (auch *summons*) sind dagegen offenbar Pluralia, haben aber ihr Attribut gewöhnlich im Singular bei sich; *hundred* und *thousand* können ferner unter Umständen auch ein *s* im Plural bekommen. S. 67 ist der andere Plural von *appendix*, nämlich *appendices*, sowie die doppelte Pluralbildung von *genius*, *medium*, *dogma* und *index* vergessen. In §. 69 ist das Wort: Niemals doch nicht ganz richtig, was *the then king*, *the above remark*, *the very day* etc. beweisen. Endlich enthält unser Buch auch verhältnißsmäßig sehr viele Druckfehler, und das Verzeichniß derselben am Ende ist gar nicht ausreichend; so heißt es dort: S. 112 *business* statt *husiness*, und das dicht dabei stehende *who* und *lodying* ist ganz übersehen.

Abgesehen von diesen Mängeln, ist das Buch gewiß nutzbar, und bei verständigem Gebrauche desselben kann die Absicht des Verf., Praxis und Theorie auf ersprießliche Weise mit einander zu verbinden, sicherlich erreicht werden.

Berlin.

Philipp.

XV.

Anmuthiger Weg zur Erlernung der englischen Sprache mit oder ohne Lehrer. Ausgewählte Gedichte Ossian's. Von dem Herausgeber des Auszuges aus Frau von Staël's Corinne. Braunschweig bei Westermann. 1853.

Die Erklärung des Wortes „Anmuthig“ findet sich gleich zu Anfange der Vorrede: „Es ist nicht Jedermanns Sache, durch das Chaos von Regeln und Ausnahmen über die englische Aussprache hindurchzudringen, einer dickleibigen Grammatik Herr zu werden, die Sprachgesetze durch Uebersetzen abgerissener Sätze aus dem Englischen ins Deutsche und aus dem Deutschen ins Englische einzuüben, und endlich bei der Lesung eines englischen Buches die Mühseligkeiten des Aufschlagens fast jedes Wortes im Lexicon zu überwinden.“ Später heisst es S. VI und VII: „Wir muthen denjenigen, die sich unserer Leitung anvertrauen, schlechterdings keine andere Vorbereitung zu, als das sie die wenigen Seiten der ersten Abtheilung dieses Werks, welche das zum Verständnisse der ausgewählten Gedichte aus der Grammatik Erforderliche enthalten, nur einmal mit Aufmerksamkeit durchlesen (!), indem wir es lediglich ihrem Interesse anheimstellen, wie oft sie später darauf zurückzukommen für gut finden werden.“ Wir sehen also, der Verf. geht von der Ansicht aus, die Grammatik komme bei dem Englischen nur wenig in Betracht; sie finde sich, wenn man die von ihm gebotenen (10) Gedichte von Ossian tüchtig liest, *a posteriori* von selbst; man brauche nicht einmal einen Lehrer dazu. Dies heisst allerdings dem Lernenden sehr viel zumuthen; die richtige Aussprache zunächst kann schlechterdings Niemand für sich lernen, was auch der Verf. S. VII eingesteht, und was die Grammatik anlangt, so werden wenigstens die von ihm auf 20 Seiten gegebenen Paradigmen und Regeln (wobei auf die Syntax nur eine Seite kommt) nicht ausreichen, auch nur das allerdürftigste Verständniß derselben zu erzeugen. Wir geben einerseits zu, das gerade die Ossian'schen Gedichte im Ganzen sehr leicht zu übersetzen und zu verstehen sind, und unser Verf. sucht dies dadurch noch zu erleichtern, das er zu jeder Zeile, nach der Jacotot-Hamilton'schen Methode, die Interlinearversion giebt. Andererseits aber fragen wir, ob dieselben immerwährend wiederkehrenden Schilderungen, Bilder und Sprachwendungen den Anfänger auf die Dauer nicht ermüden; ferner ob bei der, trotz ihrer Einfachheit, doch grossentheils poetischen Ausdruckswaise des Dichters für die wahre Sprachbildung oder wohl gar, worauf bei den neueren Sprachen sicherlich doch auch ein Gewicht zu legen, für den mündlichen Ausdruck etwas gewonnen wird. Unser Verf. will, das wir nach Absolvirung des vorliegenden Buches entweder den ganzen Ossian mit Hülfe des Lexicons oder den Vicar lesen, worauf uns dann kein englisches Werk mehr in sprachlicher Beziehung unüberwindliche Schwierigkeiten verursachen werde, mögen wir uns der historischen, didaktischen, oratorischen Prosa, oder der vortrefflichen Romanenliteratur der Engländer zuwenden, oder zu den genialen Schöpfungen Shakespeare's und der vorzüglichsten Dichter der Folgezeit uns erheben wollen; tiefere grammatische Belehrung würden wir am Besten aus Wagner's noch immer unübertroffenen englischen Sprachlehre schöpfen. Wir meinen: Nicht blos tiefere Belehrung, sondern den bei Weitem grössten Theil der Formenlehre und die gesammte Syntax werden wir aus Wagner holen müssen. Wiewohl sich also Ossian's Gedichte wegen ihrer unleugbaren Schönheit

zur Lectüre sehr wohl eignen, so scheint es uns doch mehr als zweifelhaft, ob aus ihnen, selbst in der hier gebotenen Weise, die englische Sprache zweckmäfsig und ohne unnöthigen Zeitverlust erlernt werden könne.

Berlin.

Philipp.

XVI.

Sammlung englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen herausgeg. von Ludwig Herrig. Berlin bei Enslin. Fünftes bis achtes Bändchen.

Den bereits 1853 erschienenen vier ersten Bändchen dieser Sammlung (enthaltend: *Macbeth*, *Marino Faliero*, *Romeo and Juliet* und *Othello*) schliessen sich die vier neuen würdig an. Dieselben enthalten:

- V. Bdch.: Shakespeare's *Merchant of Venice*, erklärt von Ludwig Herrig;
- VI. - Tennyson's ausgewählte Gedichte, erklärt von Heinrich Fischer;
- VII. - Byron's *Child Harold*, 1. und 2. Gesang, erklärt von Fr. Brockerhoff;
- VIII. - Shakespeare's *Julius Caesar*, erklärt von Dr. E. W. Sievers.

Wenn es nach dem Prospectus bei der ganzen Sammlung die Absicht des Herausgebers ist, uns nach und nach die bedeutsamsten Leistungen aus allen Zweigen der englischen Literatur in reiner und correcter Gestalt, jedesmal mit einer Einleitung zur Feststellung der allgemeinen Gesichtspunkte und mit erklärenden Anmerkungen zur Erläuterung des Einzelnen, zu liefern: so müssen wir uns zunächst mit der Wahl der vier neuen Stoffe einverstanden erklären. Shakespeare muß das Fundament aller poetischen Lectüre im Englischen sein und an den Anstalten, wo die unvergleichlichen griechischen Dramen nicht gelesen werden, dieselben ersetzen. Aber auch die beiden ersten Gesänge des Byron'schen *Child Harold* (den zwei letzten, so scheint es uns, an Frische und Kraft überlegen) und die Lieder des namentlich bei der Damenwelt so beliebten und vielgelesenen Alfred Tennyson gehören jedenfalls zu den hervorragenden Schöpfungen der englischen Poesie. Was nun die Einkleitungen anlangt, so sind dieselben einmal nach der Natur des gewählten Stoffes, dann auch nach der Individualität des Erklärers mehr philosophisch als historisch gehalten, erfüllen aber im Ganzen ihren Zweck, nämlich den Leser auf den allgemeinen Standpunkt zu versetzen, von welchem aus er an die Lectüre des gebotenen Werkes gehen soll. Dasselbe gilt von den Anmerkungen zu dem Texte selbst, die sich theils auf die Bedeutung schwieriger oder veralteter Ausdrücke und Sprachwendungen, theils auf den allgemeinen Gedankengang beziehen, theils endlich einzelne historische oder ästhetische, zum Verständniß einer Stelle nöthige Erörterungen enthalten. Selbst zur Texteskritik, wenigstens des Shakespeare, ist bisweilen Gelegenheit geboten, indem zu manchen currenten Lesarten des Dichters Varianten aus den alten Quartos oder aus dem von Collier

angefundenen verbesserten Exemplare vom Jahre 1632 angegeben werden; in Ganzen jedoch ist die Sammlung für das allgemeine grössere Publikum bestimmt, enthält sich deshalb auch aller gelehrten Untersuchungen.

Berlin.

Philipp.

XVII.

La France Littéraire. Morceaux choisis de littérature française ancienne et moderne. Recueillis et annotés par L. Herrig et G. F. Burguy. Brunsvic, George Westermann, 1856.

Dasselbe Ziel, welches Herr Prof. Herrig auf dem Gebiete der englischen Sprache in seinem wohl bekannten und so allgemein verbreiteten Handbuche sich gesteckt (das in seinen neueren Auflagen auch die bis dahin vermissten literarischen Notizen zu den einzelnen Schriftstellern umfasst), hat ihm und Herrn Burguy bei dem gegenwärtigen Werke über französische Literatur zweifelsohne vorgeschwebt. Auf 697 eng gedruckten Seiten, deren jede 2 Columnen enthält, finden wir zunächst eine vollständige Blumenlese aus den Werken aller bedeutenderen Autoren von den ältesten Zeiten bis jetzt, wobei die Schriftsteller des Mittelalters vorzugsweise Berücksichtigung erfahren haben und die Coryphäen des goldenen Zeitalters: Corneille, Racine, Molière, wie billig, besonders reichlich bedacht sind; Horace, Athalie und L'Avare sind ganz wiedergegeben. Alsdann aber sind den einzelnen (6) Perioden Einleitungen vorausgeschickt, welche zusammengenommen eine vollständige Literaturgeschichte von der Bildung der Sprache an bis auf die neueren Zeiten fassen, sowie wiederum jedem einzelnen Schriftsteller, aus dessen Werken uns etwas vorgeführt wird, biographisch-literarische Notizen hinzugefügt sind. Daß diesen sehr gut geschriebenen und manchen neuen Gesichtspunkt enthaltenden Einleitungen zum Theil eigene Studien der Verfasser zu Grunde liegen, dürfen wir wohl annehmen, obgleich dieselben ganz neuerdings in öffentlichen Blättern auf das Verdienst selbständiger Forschungen bescheiden verzichtet haben. Um möglichen Mißverständnissen vorzubeugen, hätten die aus französischen Literaturhistorikern z. B. Chevalet) entlehnten Stellen nur durch Anführungszeichen und Beifügung des Namens des Autors ausgezeichnet werden dürfen, was in der spätern Ausgabe sicherlich auch geschehen wird. Doch ganz abgesehen hiervon, empfiehlt sich das Werk nach mehreren Seiten hin. Zunächst ist der Stoff reichhaltig und im Allgemeinen geschickt ausgewählt; in auf Molière ist die alte Schreibart (schwierigere, veraltete Formen sind unten auf der Seite erklärt) beibehalten, was für das Studium der Sprache von großer Wichtigkeit ist. Der Druck ist deutlich und äußerst correct, und der Preis sehr niedrig (nicht viel über einen Thaler).

Berlin.

Philipp.

XVIII.

Hülfsbüchlein für den Unterricht in den biblischen Geschichten in einer nach sechs Gesichtspuncten getroffenen Auswahl von Schriftstellen dazu; zugleich ein Ersatz für sogenannte biblische Geschichtsbücher. Herausgegeben von M. A. S. Jaspis, Königlichem General-Superintendenten der Provinz Pommern. Zweite verbesserte Auflage. Elberfeld 1856. 31 S. 8. Preis 2½ Sgr.

Das genannte kleine Buch, obwohl für Elementarschulen bestimmt, hat hier und da auch Eingang in Gymnasien gefunden und darf demnach in diesen Blättern zur Anzeige kommen. Der Verf., auf dem Gebiete der catechetischen Literatur außerordentlich thätig, hat in dem vorliegenden Heft besonders eine Spruchsammlung geben wollen, „die auf die unmittelbaren und einfachen Bedürfnisse der christlichen Jugend“ berechnet sei. Eine „Nebenabsicht“, die schon der Titel hervortreten läßt, war, die biblischen Geschichtsauszüge zu verdrängen und die Kinder dagegen in das Wort Gottes hinein zu führen. Zu diesem letztern Zwecke soll es denn auch dienen, daß die Bibelstellen nicht ausgedruckt sind, sondern nur angedeutet. Was die sechs Gesichtspuncte betrifft, so ist der Inhalt des Buches so geordnet, daß die erste Columnne die Schriftstelle enthält, in der eine bestimmte Geschichte zu lesen ist. Die zweite liefert einen Spruch, der den Inhalt der Geschichte gewissermaßen concentrirt. Die dritte hebt einen Satz der Geschichte zum Auswendiglernen hervor. Die vierte giebt in einem Spruch die dogmatische Bedeutung der Geschichte an, die fünfte die practische Wichtigkeit. In der sechsten Columnne ist dann noch eine Stelle angedeutet, an welcher sich „einzelne, sowohl dogmatische als moralische Lehrpuncte“ klar machen lassen. Zur Veranschaulichung hebe ich eine Nummer hervor (S. 22) 41: 1) Jesus der gute Hirt: Job. 10, 1—16; 2) Ps. 23, der Herr ist mein Hirte, mir —; 3) (Joh. 10) 14—15: Ich bin ein guter Hirte und erk —; 4) Hes. 34, 16: Ich will das Verlorne wieder suchen; 5) Joh. 10, 27—28: Meine Schafe hören meine —; 6) 1 Cor. 1, 30: Christus Jesus ist uns gemacht von Gott. — Ein Anhang von 4 Seiten enthält ein Verzeichnis von „biblischen Geschichten und biblischen Lehretellen, an und aus welchen die hauptsächlichsten Seiten von Hauptwahrheiten des christlichen Glaubens und Lebens“ dargestellt werden können. Die Anordnung wird natürlich hier durch die Glaubenslehre bestimmt. So folgen auf einander: Wort Gottes, Bibellesen, die heilige Dreieinigkeit, das Wesen Gottes, Schöpfung der Welt, Welterhaltung und Regierung, Engel, Teufel, Schöpfung der Menschen, ihre Bestimmung, Fall, Verderben u. s. w.

Berlin.

Hollenberg.

XIX.

Das Kirchenjahr der Schule. Erstes Heft: Zwölf Bibelandachten aus dem Gymnasialleben von Dr. O. H. Friedr. Danneil, ordentl. Lehrer am Pädagogium zum Kloster Unser Lieben Frauen in Magdeburg, cand. min. Mit einem Vorwort von Dr. W. Hoffmann, Generalsuperintendenten der Kurmark. Magdeburg 1856. Heinrichshofen'sche Buchhandlung. VI u. 150 S.

Das warm und freundlich gehaltene Vorwort Hoffmann's ist ganz geeignet, uns das Buch im Voraus lieb zu machen. Und wer diese Andachten selbst in der allerdings erforderlichen Sammlung und Stille liest, wird in dem guten Vorurtheil nur selten gestört werden. Bei dem noch so unentwickelten Zustande unserer ascetischen Gymnasialliteratur erscheint die Voraussetzung wohl gegründet, daß Keiner, der für dieses Gebiet Sinn hat, sich eine Schrift wie die oben genannte entgehen lassen werde. Daher braucht hier auf den Inhalt derselben nicht weitläufiger eingegangen zu werden. Ich füge nur einige Bemerkungen hinzu.

In früheren Zeiten wurden die „Andachten“ in Schule und Kirche allerdings bei uns vielfach zu bloßen Moralreden; nicht bloß die rationalistische Periode, aber doch vornämlich diese ist hier gemeint. Gewisse Lebensbeziehungen sollten erläutert, practische Fragen beantwortet werden, und bei dieser Gelegenheit ging man denn auch wohl von einem Bibelspruch oder einer religiösen Beobachtung aus. Das hat sich alles geändert. Man hat eingesehen, daß das Leben der Seele so nicht gründlich geheilt wird, daß das Religiöse, auch abgesehen vom Ethischen, eine Bedeutung für sich hat¹⁾. Aber wie die richtigsten Einsichten in vorhandene Mängel nicht vor Uebertreibung und vor dem Abweichen nach der entgegengesetzten Seite hin bewahren, davon liefert doch auch die vorliegende Schrift einen Beweis. Das ethische Gebiet tritt in auffallender Weise zurück. Indem der Verf. die Zöglinge in die Heilsgedanken und Heilsgemeinschaft einführen wollte, erkannte er wohl, daß dies in abstracter Benutzung dogmatischer Wahrheiten nicht geschehen könne. Er hatte den glücklichen Gedanken, sich zunächst an die heilige Geschichte zu wenden. Wie nahe hätte es da gelegen, nach der Weise C. H. Rioger's (in seinen „Betrachtungen über das Neue Testament“, einer wahrhaften Fundgrube christlicher Weisheit) von dem Worte der Geschichte aus das innere tägliche Leben des Einzelnen und die reiche ethische Sphäre einer Schulgemeinschaft zu beleuchten. Gewis, die evangelische Erzählung ist so geartet, daß der Schüler hier und da auch ohne weitere Erinnerung und Handleitung dieselbe in sein eigenes Leben mit hereinzieht, aber es muß gesagt werden, daß der Verf. nicht darauf ausgeht, dieses Hereinziehen, auf welchem

¹⁾ Anderswo, z. B. in England, sind die moralisirenden Schulreden noch üblich. Man vergleiche, was in *Quarterly review* 1855 p. 355 aus einem Jahrgang von Schulpredigten des Rector Sewell mitgetheilt wird. Da ist die Rede von *flogging*, *look into each others cubicles*, vom Pfeifen in den Schulräumen, vom Waschen der Hände, von der Beschaffenheit des Mittagstisches. Er werden bei Rügen sogar hier und da die Namen der einzelnen Schüler genannt etc., und das Alles in Predigten.

doch der Segen der ganzen Sache ruht, zu erleichtern. Eher will er es erreichen, in umgekehrter Richtung den Schüler in die äußeren geographischen und geschichtlichen Verhältnisse des heiligen Landes und des Volkes Israel zu versetzen und ihm durch Combinationen die psychologischen Motive der handelnden Personen aufzuschließen, bei welchen Letzteren er denn doch wieder auf einige wenige dogmatische Begriffe zurückkommt. Ueber die dabei zu Grunde liegende Ansicht von der Stellung des Menschen zu dem Worte Gottes, die sich zuweilen mit dem Namen Objectivität zu rechtfertigen sucht, ist hier nicht der Ort zu reden. Aber darauf muß aufmerksam gemacht werden, daß die Weise des Verf. im Einzelnen zu Unangemessenheiten geführt hat. Indem nämlich durchaus die biblische Geschichte in den Vordergrund treten soll, geräth der Verf. in ein Combiniren, in ein Lesen zwischen den Zeilen, in ein Herumdeuten an Namen u. dgl., wobei die Nüchternheit und Wahrfähigkeit nicht immer gewahrt wird. Was soll es z. B., wenn S. 6 von Christus gesagt wird: „Im Schurzfell und mit der Axt zog er als Zimmermann auf den Bauplatz“? Und ist es denn wahr, wenn etwas weiter gesagt wird: „Aus den Tagen seiner Zimmermannsarbeit hat er uns als heiligen Rest und als Erbtheil das Wort »erbauen« hinterlassen. Der Christ soll »sich erbauen«, denn er ist ein Tempel Gottes, der Christ soll die Gemeinde des Herrn »mit erbauen«“ etc.? Was soll man sagen zu der Stelle S. 9: „Nathanael heißt auch Bartholomäus, d. h. Sohn des Kriegeres. Die Namen in der heiligen Schrift sind bedeutungsvoll. Unser Jüngling war ein Sohn des Kriegeres. Es war ein kriegerisches Geschlecht und Zeitalter das vor Nathanael. Die Pharisäer stürmten und rannten gegen die Verheißungen Gottes an“ etc.? Und wenn es dann weiter sogar heißt: „Nathanael ist ein Kind des Kriegeres — das Kind des Kriegeres aber ist der Friede. Nathanael ist zu deutsch der Friedreiche, hebräisch Salomo“? In der Einleitung (S. 16) zu einer Betrachtung über Paulus zu Philippi heißt es: „Damals wogte es (in Philippi) von Menschen, es lebte und webte, jetzt ist's todtensstill; wir müßten denn hören auf den Kanonendonner der Völker, die jetzt hier miteinander für oder wider den Herrn streiten.“ Sollte dies wohl eine gewissenhafte Bezeichnung der Parteien im orientalischen Kriege sein? Unangenehm fällt in dem sonst schön geschriebenen Buche die Tändelei S. 17 auf, wo das Abba, lieber Vater, im Munde des alten Paulus übersetzt wird mit den Worten: Lieber Papa im Himmel.

Es ist nicht biblisch, wie schon Güder gegen Steinmeyer bei einer ähnlichen Gelegenheit erinnert hat, wenn es S. 31 heißt: „Der Herr unser Gott brachte zu Weihnacht ein großes Opfer. Er gab den lieben Sohn dahin für die verlornen Menschenkinder. Er war in Trauer und doch zugleich in Weihnachtsfreude“ etc. Auf solche Weise darf man Anschaulichkeit nicht erstreben. S. 34 heißt es: „Petrus feierte sein Weihnacht in Joppe auf dem Söller Simonis des Gerbers, er zog eilend gen Cäsarea und fand das Christkindlein im Hause des Heiden Cornelius“ etc. Nur der Anschaulichkeit zu Liebe wird S. 42—43 eine falsche Ansicht über die Vortragsweise des 121. Psalms mitgetheilt. Mit einer Exposition über die religiöse Bedeutung der Berge füllt der Verf. fast 2 Seiten (S. 44. 45). Auf S. 61 ist vom Hauptmann zu Capernaum die Rede. Anstatt zu zeigen, daß in dem starken Glauben des Hauptmannes das wahrhafte Leben liege, sagt der Verf.: „Christus bekennet vom Hauptmann: »Ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden«. Etwa um dieselbe Zeit predigte er in der Kirche zu Capernaum: »Wer an mich glaubet, der hat das ewige Leben. Seht da, der Hauptmann hat das ewige Leben schon hier gewonnen«.“ Keiner, der die Chronologie des Lebens Jesu kennt, wird dies „etwa um dieselbe Zeit“

vertreten. Warum diese pseudo-historische Anknüpfung? S. 78 und 79 sind von Interpolationen des Verf. ganz durchzogen. Auf S. 102 sucht der Verf. die Spötter über das Pfingstwunder vornämlich unter Cretern und Arabern. Von den Phantasien des Verf., die in der Form der Geschichte vorgetragen werden, nur noch ein Beispiel S. 139: „Der große Augenblick (die Speisung der vier Tausend) ist vorüber, das Gnadenmahl gespendet, der Herr entläßt segnend das Volk. Doch Männer, Weiber und Kinder drängen und suchen nach den heiligen Resten, und sammeln sie in Körbe. Es ist Himmelsbrot, es soll noch daheim im häuslichen Leben sie segnen und den Leibern eine Arznei der Unsterblichkeit werden. Die Nacht dunkelt über Basan und Canaan, die Sterne ziehen auf zum Gottesdienst der Welten. Die Tausende gehen von dannen, dahin und dorthin, aber alle einmüthigen Geistes. Sie entschlafen im Herrn, wie Jacob bei Bethel, betend und dankend, und immer gedenken sie der drei Feiertage beim Herrn und der heiligen Weihnacht“ etc. Wenn der ganze Passus nicht eben Phantasie wäre, so bedürfte es noch einer ernstesten protestantischen Vermahnung in Bezug auf das „Himmelsbrot“.

Der Ref. schließt hier seine Ausstellungen mit der Versicherung, daß er sie bei dem überwiegend erfreulichen Inhalt des Buches nur ungern gemacht hat, ungern um so mehr, als Bücher dieser Art so genau mit der ganzen Persönlichkeit ihrer Verfasser, an der man nicht im Einzelnen herumkritisiren soll, zusammenhängen.

Berlin.

Hollenberg.

XX.

Ueber die Methode und Stufenfolge des Religionsunterrichts auf Gymnasien. Von Th. Hansen, Candidat der Theologie (jetzt Gymnasiallehrer in Wetzlar). Gotha, F. A. Perthes. 1855. VII u. 108 S. 8.

Die genannte Schrift, ursprünglich eine Prüfungsarbeit, ist nach dem Vorwort auf den Wunsch eines „dem Verfasser theuer gewordenen Schulmannes“ im Druck erschienen. Bei dem hohen Werthe, den er auf Erfahrung im Schulamte legt, bedurfte der bescheidene Verf. um so mehr der Aufmunterung, als ihm, einem Holsteiner von Geburt, unsere preussischen Schuleinrichtungen, und an diese mußten die Leser doch hauptsächlich ihr Urtheil anknüpfen, noch nicht ganz geläufig sein konnten. Was übrigens den letztern Umstand betrifft, so hat der Verf., weil das gegebene Thema eine Beschränkung dieser Art nicht verlangte, in seinen Vorschlägen auf eine bestimmte Schuleinrichtung nicht speziell Rücksicht genommen, auch die in den Gymnasien allmählich gewordene Praxis, wie sie aus Programmen etc. erkannt werden kann, nicht weiter beachtet. Gleichwohl hätte für ihn ein Ersatz der eigenen Erfahrungen in solchen Beobachtungen gelegen. Indessen wäre dadurch vielleicht auch ein großer Theil der Vorzüge verloren gegangen, welche der genannten Schrift jetzt zukommen. Zu diesen rechne ich die Frische und Lebendigkeit der Darstellung und die durchgehende Eigenthümlichkeit und innere Wahrheit der Auffassung. Um Einzelheiten des Inhalts hervorzuheben, so handelt §. 1 von der „elementarischen Vorbildung“ und enthält unter Anderem

den Satz, welchem Ref. nur beistimmen kann, daß der elementar-glaubensunterricht besser von einem Volksschullehrer (Seminaristen) werde, als von einem Lehrer aus dem Gelehrtenstande. In §. 1. sich der Verf. zu dem Gymnasium selbst. Daß er als die Grundlage, auf welcher aller Religionsunterricht ruhen muß, Gottes hinstellt, braucht kaum erwähnt zu werden, da es sich in Tagen von selbst versteht. Daß der Verf. nicht zwei, sondern vier Unterrichtsstufen (2 untere, 2 mittlere und 2 obere Klassen) annimmt, ist in der Ordnung. Daß er eine Combination von Sekunda und Tertia zulässig, unter Umständen für wünschenswerth hält, befremdet der gerade zwischen diesen beiden Klassen in Bezug auf geistige Reife und Fähigkeit der Auffassung stets einen bedeutenden Unterschied wahrgenommen hat. §. 3. In Bezug auf das Pensum der Sekunda der Verf. wenig Abweichendes. Daß nicht die Bibel selbst, sondern eine Auszug (von Zahn-Preuss) dem Unterricht zu Grunde gelegt ist auch des Ref. Meinung. Auch daß die Geschichten des Alten Testaments vorzugsweise mit dem Sextaner getrieben werden, empfiehlt der Verf. mit Recht, wobei aber doch immer Gelegenheit genommen werden muß (z. B. bei Sonntagsvorlesungen, Kirchenliedern, Sprüchen), die neutestamentlichen Grundgedanken zu befestigen und die Ueberzeugung zu verbreiten, daß die Geschichten, welche in der Sekunda übergehen seien, wollen wir mit dem Verf. nicht rechten. In §. 4. das Kirchenlied ist der Verf. zu ängstlich, daß der Lehrer es nicht etwa an den Haaren herbeiziehe. Das Kirchenjahr motivirt wohl hinreichend. Eigenthümlich ist des Verf. Meinung, Paß der würde erst in Quinta verständlich; Ref. findet diese Meinung seiner Erfahrung wenigstens nicht begründet. §. 4. Auf Quinta der Verf. das Neue Testament, natürlich mit Auslassung der ersten Geschichten. Einige theologische Liebhabereien stören die Darstellung (S. 30—32). Nebenbei bemerke ich, daß der Verf. den Druckfehler verleiht worden ist, zu glauben, ich wolle Lied 28 zu lesen (Nun ruhen alle Wälder); die obige No. 26 folgt Obertertia, und gewis nicht zu spät. Die christlichen Kriegen, welche der Verf. von Zeit zu Zeit in der Religionsstunde mündet, scheinen mir willkürliche Allotria zu sein, eher würde die deutsche Stunde gehören. Etwas Anderes ist die Benutzung der Bibel aus dem Leben zur Belebung der biblischen Geschichte. §. 5. in Quarta will der Verf. den eigentlichen Katechismus-Unterricht treten lassen. Daß der Lutherische Katechismus dem Heidelberger zuziehen sei, ergiebt sich ihm doch zu leicht; er hätte diesen Fehler nicht aufwerfen sollen, da in diesem Stücke der einzelne Religionslehrer gar nicht freie Hand hat, noch haben darf. Auffallend ist mir die Bemerkung S. 51, daß im Heidelberger Katechismus das Lehren der Sünde nicht den gebührenden Raum einnehme; wenn der Druck nicht etwa Fehler enthält, so liegt darin eine Ungenauigkeit; der Heidelberger Katechismus ist der Lehre von der Sünde wenigstens nicht so viel Raum gewährt, als im Lutherischen. Wenn der Verf. die Ausgabe des Katechismus wünscht, in der die Lehre mit der biblischen Geschichte überall verbunden sei, so kann Ref. ihm die verschiedenen Arbeiten von Julius Kell der Beachtung empfehlen. §. 6. Für die Darstellung der heiligen Geschichte in einheitlicher und zusammenhängender Darstellung. Er folgt in diesem Pensum dem Lehren der heiligen Geschichte von Kurtz, obwohl nicht ohne Kritik. So spricht er den Confirmandenunterricht, der zumeist dem Tertia unterrichtet der Tertia zu stören pflegt. Der idealistische Stil

von der Verf. in seiner Schrift überhaupt einnimmt, macht sich in der bezeichneten Stelle besonders geltend (worin natürlich kein Tadel liegt). Er will nämlich ordinirte Religionslehrer angestellt wissen und lassen dann auch die Confirmation seiner Schüler übertragen. Diese Einleitung, welche ja in mehreren Gymnasien, z. B. in Pforta, schon besteht, empfiehlt sich allerdings aus manchen Gründen, und die Furcht des Verf., sein Vorschlag möchte von mancher Seite belächelt werden, hat geringe Wahrscheinlichkeit. Das Idealistische seines Vorschlages aber fällt in die Augen, wenn man die vielen Schwierigkeiten practischer Art etwas genauer erwägt, die der allgemeinen Verwirklichung desselben im Wege stehen. §. 7. Sekunda und Prima. Als Aufgabe wird bezeichnet: nach dem Maße der Denkkraft der Schüler denselben zu Gemüthe zu führen [der Ausdruck ist etwas unangemessen], „dafs das Christenthum die Wahrheit ist und der allein seligmachende Grund, wie das allein seligmachende Ziel des menschlichen Erkennens und Wollens, des menschlichen Selbstbewußtseins und der menschlichen Selbstthätigkeit, also des persönlichen Lebens der Menschen und der Menschheit.“ Die Bezeichnung der Aufgabe könnte correcter sein, zwischen Christenthum und Christus ist nicht scharf unterschieden worden. Wie bei aller Hinleitung zur freien Ueberzeugung doch die Pietät des Schülers gepflegt werden müsse, setzt der Verf. schön auseinander. Der Lehrstoff für Sekunda und Prima soll sein: Geschichte der biblischen Schriften, verbunden mit der Lectüre einiger derselben im Urtexte (2 Jahre), dann Kirchengeschichte mit Lectüre der Augsburger Confession (1 Jahr), endlich System der christlichen Lehre (1 Jahr). Ueber diese verschiedenen Gebiete giebt der Verf. noch eine Menge anregender und lehrreicher Bemerkungen, indem er dem Gange folgt, den Carl Beck in seinem Buche: Das Christenthum nach seiner Geschichte und Lehre (Stuttgart 1852) genommen hat.

Ref. schließt diese Anzeige, indem er noch seine Freude darüber ausdrückt, dafs das Verf. Wunsch, in einem öffentlichen Amte zu stehen, bald erfüllt worden ist, und hofft, dafs er ihm auf dem Gebiete der gemeinsamen Arbeit noch öfter begegnen werde.

Berlin.

Hollenberg.

XXI.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen von Dr. M. Lazarus. Berlin 1856 bei Schindler. 8. 1 Thlr. 10 Sgr.

Das unter diesem Titel vor uns liegende Buch, welches drei Abhandlungen, über Bildung, Ehre und Humor, enthält, ist nach der Ankündigung des Verf. der erste Theil eines grösseren Werkes, das den Zweck hat, die bedeutendsten Erscheinungen aus dem Gebiete des Seelenlebens in monographischer Form zu besprechen. Diese Form wählte der Verf. in der Absicht, sein Buch über den engen Kreis der Wissenschaft hinaus den Gebildeten zugänglich zu machen, indem sie dem Schriftsteller gestattet, die zu irgend einem Faktor des geistigen Lebens, z. B. dem Ebrgefühl, gehörigen Thatsachen bis in das Specielle zu verfolgen

und damit die allgemeinen, den Geist regierenden Gesetze zur Anschauung zu bringen. Dem Verf. gebührt die Anerkennung, daß er sich damit nicht leicht gemacht hat. Die Gegenstände, die er bespricht, bisher entweder noch gar nicht, oder nur ganz im Abstracten Psychologen behandelt. Jede der drei Abhandlungen ist eine vollständige Arbeit, zu welcher erst eine andauernde und scharfe Beobachtung nur in unverbundenen Einzelheiten bekannte — Material, und eine inductive, philosophische Kraft die erklärenden Gründe und Gesetze bringen mußte. So wie der gebildete Leser gewiß die reiche Sache die feine Scheidung und Verbindung der Thatsachen, die klare Darstellung der Gedanken herausfühlen wird, so kann dem Mann der Wissenschaft nicht entgehen, daß die allgemeinen Gesichtspunkte, wie z. B. der Humor betrachtet ist, auf selbstständigen Ideen beruhen, ferner, welche in dem großen Gegensatz unserer Zeit zwischen dem realistischen und idealer Weltansicht auf Seiten der letzteren stehen die sittliche Entschiedenheit wohlthuend sein, mit der nicht nur der Materialismus abgefertigt, sondern überhaupt das Sittliche als das Wesen der Menschen, als die Absicht wahrer Bildung, als das Maas der Menschheit als der Kern in der Gesinnung des Humors dargestellt ist. — Einfach philosophische Charakter und Werth des Buches, weswegen bei aller Zugänglichkeit und Popularität der Form zugleich als eines ernsteren und gründlicheren Forschungsgeistes begrüßt, hauptsächlich darin, daß es überall nach dem Wesen und den Bedingungen der geistigen Erscheinungen, nach den Bedingungen und Gesetzen des menschlichen Lebens fragt, und damit eine wirkliche Erklärung und einen Schritt in der Erkenntniß des inneren Lebens erzielt, während die psychologische Kunst sich mit seltenen Ausnahmen bis heute begnügt, der Erklärung der Sache nur Namensklärungen, statt der Gründe allgemeine Schemata von verschiedenen Kräften oder Stufen des Lebens zu geben.

Berlin.

Wehrenpferd

XXII.

Dr. J. Bärens: Der zweite Theil und insbesondere die Schlusscene der Göthischen Fausttragödie. Hannover, Rümpler, 1858 S. 8.

Der mannigfaltige Tadel, welchen Litterarhistoriker über Göthens zweiten Theil der Fausttragödie ausgesprochen haben, hat den Verf. veranlaßt, eine Rechtfertigung desselben zu versuchen. Diese selbst kann meines Dafürhaltens nur so geführt werden, daß gezeigt wird, wie es sei 1) der zweite Theil der aus dem ersten Theil und aus dem ersten der Tragödie überhaupt als nothwendig sich ergebende Abschluß des Dramas, und entspreche 2) in der vorliegenden Form in seinen einzelnen Theilen den Gesetzen der künstlerischen Schönheit. Von den einzelnen Punkten behandelt der Verf. nur den ersten und streift an den zweiten in der Besprechung der Schlussscene, so daß er eine Rechtfertigung nicht vollständig geführt hat. Er beweist nur die Nothwendigkeit des zweiten Theils, über welche aber auch die Aesthetiker und Litterari-

stärker, welche den zweiten Theil in seiner Behandlung des Einzelnen tadeln wollen, keinen Zweifel aufgeworfen haben.

Dafs Göthe in seinem Faust nicht ein Portrait von sich und eine allegorische Darstellung seiner Umgebungen im zweiten Theile des Dramas gegeben habe, hat der Verf. S. 30 richtig bemerkt; richtig auch, dafs seine Dichtungen aus seinen eigenen Erlebnissen erwachsen in sofern, als er jene mit den Empfindungen sättigte und durchdrang, durch welche er sich niemals selbst hindurchgearbeitet hatte. Nichts desto weniger aber untersucht auch er, in welcher Beziehung einzelne Theile der Dichtung zu den Ereignissen stehen, deren Zeitgenosse Göthe gewesen. Der Verf. nimmt ihn deshalb zuerst in Schutz gegen den Vorwurf, er sei Quietist gewesen (S. 4 f.). Denselben weist er zurück mit der Bemerkung, dafs er gegen die Französische Revolution reagirte in Reineke und in Hermann und Dorothee, dafs er den Kriegsjahren von 1813—15 mit der ersten Besorgnis vor Kosaken und Baschkiren gefolgt sei, dafs er auch in religiösen Dingen warm empfunden habe im Kreise von schwärmerischen Christen, unter deren Einflufs er Christi Höllenfahrt gedichtet, die Bibel eifrig gelesen und sein Gewissen in allen Wechselfällen des Lebens sich bewahrt habe. Und Hiob, bei welchem der Satan seine Wette verliert, soll Göthen gelehrt haben. Möglich — und gleichgiltig! Darauf aber mufste mit Nachdruck hingewiesen werden, dafs der Prolog Fausts Erlösung fordert, dafs Mephistos Wette mit Faust und endlich die Anlage des Charakters von Faust selbst einen Untergang desselben nicht zuläfst. Göthe nach seiner ganzen Individualität und Lebensrichtung konnte die Vorstellung von einer ewig dauernden Verbannung von Gottes Angesicht, von einem Zustande, aus welchem eine Erlösung nicht möglich sei, wie doch ein solcher gewifs wäre, wenn ihn der Teufel geholt hätte, gar nicht fassen.

Den ersten Theil bezeichnet der Verf. als den Irrthum, den zweiten als die Wiederkehr des verlorenen Sohnes. Richtig. Doch ist die Darlegung des Inhalts vom ersten Theile nur schwach und derselbe nicht auf seine wesentlichen Momente zurückgeführt. Der Verf. betont es besonders stark als Gegenstand seiner Verwunderung, dafs Menschen in der Natur schlechthin das Sinnbild des Lebens erblicken können. „Wäre dem Menschen keine andere Ewigkeit gewifs, so meint er, als die der, wenn auch immer wieder emporbrechenden, so doch auch immer wieder hinsinkenden modernsten Blume, warum dann nicht, wenn die drückenden und quälenden Mächte die Oberhand gewinnen wollen vor den erquickenden, seinem Scheindasein ein Ende machen? (S. 11.) — Er hätt's auch wirklich gethan, Faust-Göthe, hätt's nicht seinem Werther überlassen, wenn nur die Osterglocken nicht wären, mit ihrem Liede.“ Die Geister mit ihrem Gesange führen ihn zu neuem bunten Leben. Darum sieht der Verf. in Faust einen Irrenden, dem aber der Sinn für wahre Hoheit nicht gänzlich erstorben ist, denn ihn fafst Jammer über Gretchens Vernichtung. Jetzt erst wird ihm bewufst, „dafs es doch am Ende etwas Ewiges und ewig Beseligendes nicht allein, sondern auch eine grauenvolle Scheidung auch seiner Seele von diesem Ewigen geben könne.“

Wie zusammenhangslos liegen hier einzelne Elemente zu Fausts Charakter neben einander, wie unklar ist derselbe gefafst. Davon hat der Verf. kaum eine Ahnung gehabt, dafs der wahrhaft strebende Mensch sich beständig zur Gottheit als zum Urquell des Lebens hingezogen fühlt, und dafs durch die verschlungensten Pfade des Daseins seine Seele mit ihrem glühenden Triebe, zu erkennen und zu empfinden, immer wieder zu Gott zurückgeführt wird, denn „ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewufst.“ So ist Fausts Streben. Unermüdlich schafft er Ideal nach Ideal, um dasselbe immer wieder

Orten an- und verstossen muss. Darin liegt rausts Se sein Fall. Nun möchte man meinen, sein Untergang l sünnen; darum könnte man ihn getrost des Teufels s „her zu mir!“ und die Verheissung von Gretchens l Drama einen solchen Schlufs, dafs wir des zweiten Tl ten. Sein Untergang aber wäre hier nicht tragisch und versöhnlich, sondern müfste wie gellende Disharmoni ches hat der Verf. gefühlt. Fast kindlich aber klingt wir könnten mit diesem Schlufs zufrieden sein, „wei gödie wir nicht etwas Anderes suchten, als lediglich Helden“, und etwas weiter (S. 14), es handele sich sens bei der ächten Tragödie keinesweges zunächst des Helden, sondern um den Sieg einer Idee. Der A bestimmt und schwankend, ja die Aufgabe für eine unbedeutend, dafs auch der Versuch, an einer Reihe a sen Satz zu beweisen, zu den schwächsten Partieen und es scheint, als wenn der Verf. ernste ästhetische macht hat.

Es handelt sich in der Tragödie um die Berechti chen That dem göttlichen Willen und der von ihm : chen Nothwendigkeit gegenüber. Sie giebt die Versöh zwischen beiden Gewalten in einem endlichen Siege tigten. Der Mensch lehnt sich im Bewusstsein seines es als Guter im Irrthum oder als absichtlich Böser in gabe der in ihm wirkenden Geistes- oder Naturkräft risch oder sittlich berechtigten Mächte, gegen die Ge Welt, welche seinen guten oder bösen Willen hemme Kraft auf. Er handelt, um die Gestalt der Welt sein gen gemäß einzurichten, und zwar, je höher das Ziel je gröfser der Widerstand, den er findet, mit um sc schaftlichkeit und Gewaltthat. Die Verletzung d. 1. 11

hebung setzt zu seiner Schuld und freilich nicht mit dem Zugeständniß, aber doch mit der Ahnung göttlicher Gerechtigkeit oder mit dem unverwundlichen Trotz des Frevels in seinen Sünden dahinfährt oder zur Selbsterrettung schreitet, in welcher ihm der Tod gegen die Qual des Bewußtseins und der Leiden als ein Gut erscheint. Der Lohn seiner ihn überlebenden Gegner richtet sich nach dem Maasse ihrer in Bewältigung des Feindes aufgewendeten Schuld. Oft ist daher auch ihr „Haus verldet!“

In der erstbezeichneten Form der Versöhnung, in welcher der Schuldige sein Leiden mit Bewußtheit als Strafe erträgt, reinigt sich sowohl das Individuum in dem Bewußtsein der höheren Gerechtigkeit seiner Leiden, als auch läutert sich das von ihm Gewollte und überlebt ihn als gerechtfertigte Idee, die eines reinen Sieges, einer ungetrübten Erscheinung in der Zukunft der Weltgeschichte gewiß ist.

Göthe freilich war der Meinung, die tragische Katastrophe sei unverwundlicher Art und er selbst deshalb bei seiner „concilianten Natur“ zum tragischen Dichter nicht geeignet. Und doch schrieb er Faust, eine Tragödie; und schrieb an ihr ein ganzes reiches Leben lang.

Aber sein Wort hat auch nur den Sinn, daß ihm die gewaltsam blutigen Lösungen, die eine Unversöhnlichkeit der Gegensätze bezeichnen, in seiner innersten Natur zuwider waren. Darum sicherlich liefs er den Elfenor unvollendet, für den er keine sanfte Lösung fand. Darum gab er dem Faust den milden Ausgang. Zu behaupten, daß eine Tragödie nicht, wie doch jedes andere Kunstwerk, erhebend und beruhigend wirken solle, kam ihm nicht in den Sinn; und wodurch sollte anders die Erhebung und Beruhigung hervorgerufen werden, als dadurch, daß die durch den Schuldigen gestörte Weltordnung in einer von den beiden oben angegebenen Weisen wieder zu Recht eingesetzt werde.

Faust nunmehr handelte in dem Bewußtsein der in ihm liegenden sittlichen Nothwendigkeit, in dem Gefühl der sittlichen Berechtigung seines Strebens und Dranges, das Gesamtgebiet des Erkennens und Empfindens zu umfassen und den Zwiespalt zwischen Seele und Leib, zwischen Wollen und Können auszugleichen. Damit aber verstiefs er gegen die berechtigten Erscheinungen der Beschränkung, gegen die geschichtliche Ueberlieferung der Gewohnheit, der Sitte, des Rechts. Darum aber mußte er auch leiden. Und weil er wollend und in freier Entschliessung den Kampf gegen die Negation seines Strebens unternommen, mußte er die Folgen der Täuschung tragen, in welcher er sich über seinen Zusammenhang mit der sittlichen Weltordnung befand. Und er trug sie in jener oben als erste bezeichneten Weise, zu seiner Läuterung, und machte sich somit der Gnade Gottes werth. Darin liegt die versöhnende Kraft unserer Tragödie. Dürfen wir uns denn denken, daß ein Mensch mit dem wackersten Streben nach Erkenntniß, wenn auch im Irrthume verstoßend gegen das Rechte — denn es irrt der Mensch, so lange er strebt —, bloß weil er gestrebt, ewig von Gott sollte verdammt sein, von Gott, der gerade dieses Streben nach Wahrheit als das höchste Gut in den Menschen hineingelegt hat? Wir müßten dies für möglich halten, wenn wir uns mit dem Abschlufs des ersten Theiles begnügen könnten, wenn wir den Faust jenem Rufe: „her zu mir!“ folgen ließen. (Gretchens Geschick beruhigt uns, sie ist um ihrer Schuld willen gerichtet und um ihrer Liebe willen gerettet. Aber Faust? Er mußte in dem rastlosen Streben den reinigenden Weg des Lebens gehen. Und wie schön hat der Dichter, um Faust also weiter zu führen, daß dieser in folgerichtiger Entwicklung seines Charakters seine Schuld sühnen und der Tragödie den einzig möglichen versöhnlichen Schlufs geben konnte, in ihm die Atome gemischt, die sich zu Lust und Schmerz in ihm gefügt! Darum legte er in die

Brust seines Helden, wie sie in ihm selbst lag, jenen Keim der Liebe, der nie völlig zerstört, dem Senfkorn im Evangelio gleich, still in ihm wirkte; jene tiefe Liebe zu Gretchen, jene Menschenliebe, in der er um des Nächsten willen selbst vergehen will. An diese Liebe schließt sich seine Läuterung, in welcher die himmlische Liebe sich seiner erhebt nach dem Worte des Erlösers: Ihr sind viele Sünden vergeben, denn ihr hat viel geliebet.

In der Darlegung, welche Herr Bärens von dem zweiten Theile des Faust giebt, vermisste ich wesentliche Punkte, welche geeignet scheinen, den Zusammenhang in der Entwicklung der dichterischen Idee herzustellen. Seine Auffassung ist lückenhaft, namentlich da, wo es sich um den Homunculus und um die Bedeutung handelt, welche Helena für Faust hat. Seine Rückkehr in seine Studirstube ist von grosser Bedeutung. Nachdem kleiner Elfen Geistergrösse — Natur und Poesie — seinen Geist in Ithica's Quell getaucht, wendet sich Faust dem vollen Leben der grossen Welt zu, hinter ihm die Sonne, vor ihm der farbige Glanz des Regenbogens, das Bild des bunten Lebens. Der Hof nimmt ihn auf, die Welt des Scheins, des inhaltslosen Lebens. Zur Ergötzung desselben will er neue Ideen kundgeben. Er steigt zu den Müttern, bei denen die reinen Formen, die Urbilder der Dinge wohnen, um das Ideal des Schönen heraufzubeschwören. Er führt dem Hofe das Bild der Helena vor. Man versteht weder ihn, noch sie; wie sollte man auch, da man gerade nur soviel Bildung besitzt, daß sich die Edelsteine der Poesie in den ungeweihten Händen in Käfer verwandeln. Indes wird Faust selbst vom Ideal ergriffen, aber in brausender Leidenschaft läßt sich's nicht fassen, betäubt sinkt er zu Boden, doch wer es ein Mal geschaut, kann nimmer von ihm lassen. So kehrt er schlafend in sein Studirzimmer zurück, um hier das Ideal in ernstem Sinne durch redliches Mühen und Streben sich zu verdienen und zu erringen. Hier hat bisher Wagner sein Wesen getrieben, der trockne Schleicher, der über seinen Pergamenten auch die Sehnsucht nach dem Idealen aus diesen herausgelesen und erarbeitet hat, der aber dem wahren Vollgenuß des Lebens stets fremd geblieben. Solches Gebahren schafft aber nur einen Homunculus, einen Phantasten. Faust dagegen gewinnt auf klassischem Boden, durch Manta, die Begeisterung, seine Helena. Er ist stark genug, ihre wirkliche Nähe, nicht mehr ihren Schatten, zu ertragen, während der Homunculus, da er sein Ideal gewonnen, zerschellt, denn die bloße Sehnsucht muß als solche im Besitz ersterben. Die mittelalterliche Burg nimmt das von den Griechen verstossene Ideal der Schönheit auf; Liebe und Ritterlichkeit heißen sie willkommen; die in plastischer Ruhe Einerschreitende lernt die melodische Beweglichkeit des Reims. Die Tiefe eines Gemüthes geht ihr auf; so wird sie Mutter des Euphorion, jener Romantik, die entzweit mit Sitte und Gesetz in den Tod rennt. Auch Helena versinkt, weil das Ideal nur in der Form zur Erscheinung kommt und diese, wie alles Sinnliche, der Zeit verfallen ist. Die Exuvien bleiben für romantische Epigonen, Faust behält den Mantel, der ihn fortan über das Gemeine erheben wird, wie auch die Gewalt des Endlichen an demselben zupft und ihn in den Orkus ziehen will. Mit einem Sinne, der von Kunst veredelt ist — sie erscheint ihm im Wolkengebilde —, geläutert von dem Gedanken an seine erste Liebe, verschmäht er, was die Sinne reizen kann. Praktisch thätig zu sein, schaffend zu wirken, ist sein Streben. So ringt er dem Meere das Land ab, aber auch hier stößt sein bestes Streben auf die Negation. Er drängt Wohlthaten auf und muß des Danks entbehren; er muß erleben, daß auch hier bestehende Rechte durch die raschen Diener seines Willens gekränkt werden. Seine Genossen treiben Seeraub statt Handel, Philemon und Baucis sterben. Da bereut er seinen Pact. So geht er

ins Greisenalter, ohne die Macht der Sorge anzuerkennen. Dem Faust bleibt jene stille Sicherheit, die auch Göthe selbst fühlte, als er am 14. April 1823 an Gräfin Bernstorff schrieb: „Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für Beide gesorgt sein; Möge sich in den Armen des allliebenden Vaters Alles wieder zusammenfinden!“ — So ward es seinem Faust, den das Ewig-Weibliche himmelan zog, hinein in die Gnade Gottes.

Der letzten Scene hat Herr Bärens eine besondere Besprechung gewidmet. Er hat sich der Mühe unterzogen, für die einzelnen Reden der handelnden Personen die Parallelstellen aus der heiligen Schrift zu sammeln, wie Göthe selbst etwa schon II. pag. 253 ¹⁾ auf Ephes. 6, 12., pag. 255 auf Matth. 4., pag. 263 auf Sam. II. 23. 8., pag. 306 auf Regum 1. 21. hingewiesen hat. Herr Bärens bezieht auf die Worte der himmlischen Heerschaar: Sündern vergeben, Staub zu beleben (S. 326): Luc. 15, 2. 7, 34. 15, 7. 1 Tim. 1, 15. 1 Cor. 1, 8—10. Röm. 6, 1. 2 Petr. 3, 13. Offenb. Joh. 21, 1. Joh. 5, 28. Auf den Chor der Engel: Tragt Paradiese dem Ruhenden hin (S. 327) bezieht der Verf. Joh. 14, 2. u. a. f. Dies Verfahren ist neu und wenigstens in dieser Ausdehnung noch nicht vorgenommen. Doch zu welchem Zweck? Will der Verf. zeigen, wie sicher Göthe in der Handhabung biblischer Ausdrücke ist? Dann ließen sich auch noch andere Gestalten in seinen Werken vorführen, welche den schönen Klang der Bibelsprache im Munde führen. Ich erinnere an die Wärterin in der Novelle. Eine vollständige Sammlung biblischer Anspielungen würde uns dann zeigen können, wie fest die Erziehung, die ihn die Klettenberg führte, und der eigene Sinn für das ewig Wahre in feierlicher Schöne ihn in der Kenntniß der Bibel gemacht. Will über der Verf. den Schluß vom Faust in Einklang zur heiligen Schrift setzen, so fragen wir wohl *cui bono*? Es ist recht schön, wenn Göthe in seiner Dichtung im evangelischen Bewußtsein stand und in der Form der Rechtgläubigkeit dichtete. Wird aber die Dichtung selbst dadurch schöner? Das Schöne liegt auf einem anderen Gebiete als dem eines bestimmt ausgesprochenen Bekenntnisses; das soll nicht heißen, als wenn es feindlich gegen ein solches auftreten dürfte, denn dann wäre es, und nur weil es verletzte, nicht mehr das Schöne. Auch soll es nicht heißen, als ob ein frisch und freudig abgelegtes Bekenntniß nicht in einer lichterischen schönen Form gegeben sein könnte, sondern nur dies, daß nicht etwas darum schön ist, weil es diesem oder jenem Bekenntniß angehört. Irre ich nicht, so hat der Verf. gerade die Ansicht gehabt, die Schönheit der Dichtung aus ihrer Uebereinstimmung mit dem Text der heiligen Schrift herzuleiten. Das wäre falsch! Indessen verdient der Verf. sicherlich einen Dank, denn es bleibt immer interessant und lehrreich, die Parallelstellen unter dem Text zu sehen, weil sie uns doch einen tiefen Blick in die Seele Göthes thun lassen, der die Anschauungen der Bibel in sicheren Formen und in lebendigen Gestalten vorschweben. Das wunderbare Bild seines Wesens rundet sich zu immer volleren Formen ab und tritt uns, wo möglich, noch immer lieber, weil gemüthvoller, noch menschlicher, weil frömmere, entgegen, und wir verstehen besser, wenn er sagt: „Am Ende des Lebens geben dem gefassten Geiste Gedanken auf, daher undenkbar; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.“

Berlin.

E. Köpke.

¹⁾ Faust. Eine Tragödie von Göthe. Beide Theile in Einem Bande. Cotta. 1834.

XXIII.

Verhandlungen der vierzehnten Versammlung Deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten in Altenburg vom 25. bis 28. October 1854. Altenburg, Pierer. 1855. 164 S. 4.

Dem alten Herkommen gemäß hat auch das Präsidium der vierzehnten Versammlung Deutscher Philologen, Schulmänner und Orientalisten das Protocol über die in ihr gepflogenen Verhandlungen durch den Druck veröffentlicht. Die Protocolle der allgemeinen Sitzungen S. 15—106 enthalten den einleitenden Vortrag des Präsidenten Schulrath Director Dr. Fofs S. 15—31, den unsere Zeitschrift bereits im Januarheft 1855 veröffentlichten durfte, den Bericht des Vicepräsidenten Dir. Dr. Eckstein über das Denkmal für F. A. Wolf S. 34—36, den Vortrag des nun dahingeshiedenen Hofrath Prof. Dr. Hermann über die dorischen Könige von Argos S. 36—50, den des Prof. Gerlach aus Basel über Mommsen's römische Geschichte S. 50—62 nebst der darüber gepflogenen interessanten Debatte S. 62—66; dann die Skizze des Parnass und seiner Umgebung von Prof. Dr. Vischer aus Basel S. 68—85, den Vortrag des Prof. Petersen aus Hamburg über das Verhältniß der älteren Vasenbilder attischen Ursprungs zum troischen Sagenkreise und zu Homer S. 87—95 nebst einer Controverse des Redners mit Dir. Dr. Cramer aus Halle, die Anfragen des Prof. Dr. Döderlein von Erlangen über Horat. A. P. 366—407 S. 95—99 und die lebhafteste Discussion über die von Prof. Dr. Döderlein aufgestellten Ansichten S. 99—102, den Vortrag des Prof. Forchhammer von Kiel über die Topographie von Theben S. 102—104 und die Schlussrede des Vicepräsidenten Dir. Dr. Eckstein S. 104—105. Zu dieser Abtheilung des Buches gehören noch die Beilagen S. 134—157. In denselben sind außer der Rechnungsablegung in Betreff der Marmorbüste Wolf's zwei von den Vorträgen abgedruckt, welche für die Altenburger Versammlung bestimmt, aber wegen des Mangels an Zeit nicht mehr gehalten werden konnten. Es ist der Vortrag des Prof. Dr. Lothholz von Weimar: F. A. Wolf und W. v. Goethe p. 134—147, und der des Dr. Hertzberg aus Halle: Die Hebung des Spartanischen Königthums durch Agesilaos S. 148—155. Auf die Protocolle über die allgemeinen Sitzungen folgen S. 107—129 die über die Sitzungen der pädagogischen Section, auf deren hohe Bedeutung Ref. um so weniger noch besonders hinzuweisen hat, weil dieselben bereits vor 1½ Jahren in diesen Blättern vollständig nach dem Originalprotocoll veröffentlicht worden sind. Endlich wird S. 130—134 über die Sitzungen der Orientalisten der protocollarische Bericht von Prof. Brockhaus in Leipzig mitgetheilt.

Somit gewährt das Buch denen, die an der Altenburger Versammlung Theil genommen haben, reiche Veranlassung, die schönen Erinnerungen, welche jene Tage in ihnen begründet haben, wieder neu aufleben zu lassen, die vorgelegten Resultate tiefer Forschungen gründlicher zu verfolgen und die höchst mannigfaltigen, bedeutenden Anregungen sich wieder frisch vor die Seele zu führen. Wer nicht zugegen sein konnte, wird die Befriedigung begreifen, von der unseres Wissens alle Mitglieder der Altenburger Versammlung über den Verlauf derselben erfüllt waren, und die wissenschaftlichen und pädagogischen Erfolge der Vorträge und Debatten mühlos ausbeuten können. Dieser Gewinn konnte aber nur durch die sorgsame Thätigkeit des Präsidiums, dem die Veröffentlichung der Verhandlungen oblag, erzielt werden, und es ist nur gerecht, wenn sich

der Dank aller Betheiligten besonders dem Präsidenten der Versammlung Schulrath Dir. Dr. Fofs zuwendet, da derselbe die Zusammenstellung der eingesendeten Vorträge und Notizen, die Redaction der Protocolle und die Einrichtung des Ganzen sammt der schwierigen Correctur mit großer Hingebung in musterhafter Weise durchgeführt hat. Die äußere Ausstattung ist trefflich, die Correctheit läßt nichts zu wünschen übrig.

J. Mützell.

XXIV.

Altdeutsches namenbuch von Dr. Ernst Förstemann, gräfl. stolberg. bibliothecar und lehrer am lyceum zu Wernigerode. Erster band. Personennamen. Nordhausen, 1856. F. Förstemann. XIII u. 1400 S. 4.

Obwohl das vorstehend bezeichnete Werk nicht unmittelbar in die Praxis der Schule eingreift, so verdient es doch auch in diesen Blättern einer ehrenden Erwähnung. Verbindet man dasselbe mit den andern großen lexikographischen Werken, welche in unserer Zeit auf dem Gebiete der deutschen Philologie theils unternommen, theils vollendet worden sind, so kann man darin eine Stütze mehr für die Hoffnung sehen, daß die Zeit nicht so fern mehr sein könne, in der wissenschaftliche, nicht dilettantenmäßige Kenntniß unserer alten Sprache als nothwendiges Erforderniß für jeden Lehrer an höheren Schulen betrachtet werden, in der an die Stelle eines irrigen oder dunkeln Sprachgefühls eine klare und wohlbegründete Einsicht in den Inhalt unserer Sprachmittel zunächst bei den wissenschaftlich Gebildeten treten werde.

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Plan zu diesem Werke bei dem Verf. mit seinem Leben gereift ist. Schon in seiner Jugend richtete sich sein Interesse auf Namenforschung; schon als Studirender sammelte er für ein allumfassendes Wörterbuch aller Eigennamen. Als nun im Jahre 1846 die Berliner Akademie der Wissenschaften die Preisaufgabe über die deutschen Namen stellte, war es natürlich, daß der Verf., obwohl damals unter sehr wenig günstigen literarischen Verhältnissen lebend, sich der Bearbeitung derselben widmete. Der günstige Erfolg ist bekannt. Seitdem hat der Verf. der weiteren Ausführung seiner Arbeit mit unermüdlichem Eifer obgelegen. Der vorliegende Band enthält die Zusammenstellung der Personennamen bis zum Jahre 1100, der von der Akademie zweckmäßig bezeichneten Grenze; der zweite wird den Ortsnamen gewidmet sein. Die Anordnung ist die alphabetische nach Wortstämmen, bei denen die gothischen oder sächsischen Formen bevorzugt sind, wo sie irgend wirklich in Namen existiren; wo nicht, ist der Verf. mit vollem Recht zu den althochdeutschen übergegangen. Die sprachliche Bildung des Verf.'s ist so solid, als daß er sich und uns mit Phantasiegebilden oder Hirngespinnsten hätte plagen sollen. Eben so vorsichtig verfährt er darin, daß er zwar die Elemente der Namen, nicht aber die Namen selbst zu deuten versucht. Bei jedem Stamm sind einleitende Bemerkungen vorausgeschickt, welche seine Verbreitung in den Namen nach Raum und Zeit, sowie seine sprachliche und graphische Verwechselung mit anderen Stämmen, endlich die Etymologie des Stammes betreffen. An die einleitenden Bemerkungen reiht sich

ein Verzeichniß der auf den betreffenden Stamm endenden Namen. Innerhalb der Wortstämme sind die einzelnen Namen behandelt, und zwar 1) einfache oder bis zu scheinbarer Einfachheit verkürzte, 2) abgeleitete, 3) zusammengesetzte, 4) zusammengesetzte mit Erweiterung des ersten Theiles. An die Genusangabe schließt sich die Zeitangabe über das erste Vorkommen des Namens und die Bezeichnung der hervorragenden Personen, die den Namen geführt haben. Am Schlusse des Artikels über jeden Namen finden sich die entsprechenden altnordischen und angelsächsischen Namen, die neuhochdeutschen Familiennamen und diejenigen alten Ortsnamen, in denen ein Personennamen als Theil der Zusammensetzung erkennbar ist. Bei der Behandlung der einzelnen Formen jedes Namens ist die Anordnung eine sprachgeschichtliche, so daß von alterthümlicheren, echteren und sichereren zu neueren, zweifelhafteren und entarteten vorgeschritten wird. Bei jeder Form finden sich die Citate der Belegstellen, die ein sehr langes und umfangreiches Studium dem Verf. geliefert hat. Den Schlufs bildet ein Register der berücksichtigten neuhochdeutschen Familiennamen, wodurch das Werk auch den Laien nutzbar und geradezu genussreich wird. Bei der großen Bescheidenheit des Verf. und bei der streng wissenschaftlichen Haltung des Buches bedarf es kaum noch der Bemerkung, daß überall der Grad der Sicherheit der erlangten Resultate und die Richtung, welche die Forschung zur Erledigung der schwebenden Fragen zu nehmen hat, genau und gewissenhaft angedeutet sind. Unsere Wissenschaft ist somit um ein großartiges Werk bereichert, gediegenen Fleißes reicher geworden. Möge dem Verf. der Dank der Zeitgenossen durch gebührende Verbreitung und eifrige Benutzung zu Theil werden! Dann wird er sich gewiß veranlaßt finden, den zweiten Theil recht bald folgen zu lassen.

J. Mützell.

XXV.

Arrians Anabasis. Für Schüler zum öffentlichen und Privatgebrauch herausgegeben von Dr. G. Hartmann, Oberlehrer am Fürstlichen Gymnasium zu Sondershausen. I. Bändchen: I—III. Buch. Jena, Fr. Mauke. 1856. VIII u. 181 S. 8.

Die günstige Aufnahme, welche die in dem Programme des Gymnasiums zu Sondershausen Ostern 1856 gegebene Probe eines Commentars zu Arrians Anabasis für Schüler allgemein gefunden, hat den Herrn Herausgeber veranlaßt, mit diesem selbst vor die Oeffentlichkeit zu treten. Der Commentar ist für Schüler der Ober-Tertia und Secunda, in welchen Classen die Schrift gelesen zu werden pflegt, bestimmt und für das Bedürfnis derselben berechnet; doch hebt Ref. hervor, daß auch von Primanern, die den Schriftsteller cursorisch privatim lesen wollen — eine Lectüre, die einsichtige Lehrer gewiß anrathen und durch angemessene Themata zu lateinischen Arbeiten begünstigen werden —, zum großen Theil mit Nutzen wird gebraucht werden können. In lexikalischer Beziehung bietet der Herausgeber den Schülern an allen Stellen, bei denen die gewöhnlichen Lexika sie im Stiche lassen oder wo die richtige Wahl der Bedeutung und des Ausdrucks Ungeübteren Schwierigkeiten in den Weg legen möchte, in zweckmäßiger Weise Vorshub, und es ist bei geschickter Leitung von Seiten des Lehrers nicht zu besorgen, daß die

Anmerkungen Rubepolster für Faulheit und Gedankenlosigkeit werden könnten. Hauptsächlich Fleiß hat der Herausgeber auf die Sicherung des grammatischen Verständnisses verwendet, wobei anzuerkennen ist, daß die Bemerkungen dem geistigen Standpunkt der Schüler nach Inhalt und Fassung angemessen sind, daß keine Ueberladung und kein Uebermaß sich spüren läßt und daß die Selbstthätigkeit der Schüler geschickt angeregt wird. Der nothwendige Zusammenhang mit den eingeführten Lehrbüchern ist durch fortgehende Verweisung auf die Grammatiken von Buttmann, Kühner und Rost, soweit es von dem Herausgeber geschehen konnte, genügend gesichert; freilich muß der Lehrer bei dem Gebrauche des Buches das Beste dazu thun, damit eben jener Zusammenhang immer lebendig erhalten werde, und nicht auf den uncontrolirten Gebrauch der Grammatik vertrauen. Für eine zweite Auflage empfehlen wir die Nachtragung der Citate aus der Krüger'schen Grammatik, deren Einführung hoffentlich allgemeiner werden wird, zumal wenn der Verf. das Seinige thut, daß sie für den Schüler noch praktischer werde. Wenigstens kann sie ohne Nachtheil für die Verbreitung der Ausgabe nicht füglich unbenutzt bleiben. Endlich erwähnt Ref. der Sorgsamkeit und Umsicht, mit der für das Verständniß der sachlich schwierigen Stellen und des geschichtlichen Zusammenhanges gearbeitet ist. Hier findet man auch zuweilen, doch in zweckmäßiger Sparsamkeit, Citate von Schriften, die nicht in den Händen der Schüler sein können oder nur ausnahmsweise einigen zu Gebote stehen, z. B. von Hermann's Alterthümern, von Rüstow und Köchly's Werk über das Kriegswesen. Ref. kann dieses Verfahren durchaus nicht mißbilligen, und er freut sich, mit dem Herrn Herausgeber sich auf einem Wege zu finden. An der Masse der Schüler geben freilich solche Hinweisungen auf wissenschaftliche Arbeiten spurlos vorüber; aber bei denen, die nicht bloß ihr Pensum abspulen, sondern tieferer Anregung fähig sind, haften sie fest und dienen dazu, in dem jugendlichen Gemüthe eine Ahnung von der Bedeutsamkeit wissenschaftlicher Forschung zu erwirken. Man sollte sich durch das Geschrei über den Mißbrauch philologischer Gelehrsamkeit auf Schulen nicht so sehr von der alten guten Methode des Unterrichts abschrecken lassen, die in den oberen Classen namentlich auf naturgemäße Bildung eines ernsten und nachhaltigen Interesses für solide Gelehrsamkeit berechnet war. Mit dem glatten Verständniß ist's noch nicht gethan, wenn nicht der Durst nach tieferer Begründung, das Vorgefühl eines reichen und großen wissenschaftlichen Ideals angeregt wird. — Ein besonderer Vorzug des Commentars liegt darin, daß Herr Hartmann dem griechischen Ausdruck sehr häufig den lateinischen gegenübergestellt hat, wie ihn die in der Sphäre der betreffenden Classen liegenden römischen Historiker gewähren. Dieses Verfahren ist fruchtbarer für Anregung des Denkvermögens und für Aufklärung des Wissens als Parallelisirung der Grammatik beider Sprachen, bei der es auf dieser Stufe selten über eine Theorie hinauskommt, die in dem jugendlichen Geist noch nicht Wurzel schlagen, noch weniger lebendige Frucht tragen kann. Somit können wir die Ausgabe als ein erfreuliches Ergebnis ernsten, besonnenen Fleißes und didaktischer Geschicklichkeit bezeichnen. Eben darum wünschen wir ihre baldige Vollendung. Ihre Zukunft erscheint gesichert, da diejenigen Lehrer, die den Schriftsteller zu erklären haben, sich ein so zweckmäßig eingerichtetes Lehrmittel nicht werden entgehen lassen wollen.

Der Text des Schriftstellers giebt im Ganzen den von Krüger wieder; der Herausgeber hat indeß nicht wenige Aenderungen, einige aus eigener Vermuthung, eintreten lassen, wo genaueres Studium der Sprache Arrians sie zu erfordern schien.

J. Mützell,

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Zu Tacitus' Germania.

1. C. 4. *Unde habitus quoque corporum, quod nusquam in tanto hominum numero, idem omnibus.*
2. C. 6. *Paucis loricae, vix uni alterive cassis aut galea est.*
3. C. 12. *Sed et levioribus delictis pro modo poena rata.*
4. C. 16. *Vicos longinquant, non in nostrum morem connexis et cohaerentibus aedificiis; suam quisque domum spatio circumdat.*
5. C. 18. *Sic vivendum, sic periclitandum; accipere se quae liberis inviolata ac integra reddat, quae nurus accipiant rursusque ad nepotes referantur.*
6. C. 19. *vielleicht: insepia pudicitia.*
7. C. 24. *Quamvis audacis lasciviae pretium est voluptas [sine periculo] spectantium.*
8. C. 26. *Nec enim in summa ubertate et amplitudine soli laborare contendunt, ut pomaria conserant, ut prata separent, ut hortos rigent.*
9. C. 30. *Ultra hos Chatti initium sedis ab Hercynio saltu inchoant. non ita effusis ac palustribus locis, ut ceterae civitates, in quas Germania patescit, inhabitantes; siquidem colles paulatim rarescunt et-q. s.*
10. C. 35. *Prompta tamen omnibus arma, ac, si res poscat exitus, plurimum virorum equorumque.*
11. C. 36. *Tracti ruina Cheruscorum et Fosi, contermina gens; adversariis parum ex aequo socii sunt, quum in secundis minores fuissent.*
12. C. 37. *At Germani Carbone et Cassio et Scauro Aurelio et Servilio Caepione itemque Manlio fusis vel captis quinque simul consulares exercitus populi Romani, Varum trisque legiones etiam Caesari abstulerunt.*
13. C. 38. *At rursus pulsi inde, proximis temporibus triumphati magis quam victi sunt.*
14. C. 38. *Ea cura formae, sed innoxia est.*
15. C. 39. *Stato tempore in silvam auguriis patrum et prisca formidine sacram Semnones eiusdemque sanguinis populi legationibus coeunt.*
16. C. 40. *Contra Langobardorum parva virtute nobilitas.*

17. C. 44. *Suionum hinc civitates inpositae in oceanum praeter viros armaque classibus valent.*
 18. C. 46. *At corpora Peucinatorum connubiis mixtorum nonnihil in Sarmatarum habitum foedantur, Veneti multum ex moribus traxerunt.*

Ich gebe diese Vermuthungen nur als Entzifferungsversuche, zu deren Beurtheilung ein genaues Studium des vollständigen kritischen Apparates erforderlich ist. Die weitere Begründung wird meinerseits erfolgen, wenn der Raum den Abdruck einer ausführlicheren Arbeit über die Kritik der Germania gestatten sollte.

Im Februar 1856.

J. Mützell.

II.

Zur Erklärung des Tacitus.

Unter die verderbtesten Stellen des Tacitus rechnet ein berühmter Gelehrter in seiner Beurtheilung der empfehlenswerthen Ausgabe von Wex die im Agricola c. 28:

Mox ad aquam atque ut illa raptis secum plerisque Britannorum sua defensantium proelio congressi, ac saepe victores, aliquando puls, eo ad extremum inopiae pervenere, ut infirmissimos suorum, mox sorte ductos vescerentur.

Die Worte von *mox bis congressi*, sagt derselbe in Uebereinstimmung mit den bisher erschienenen Ausgaben, haben offenbar gar keinen Sinn, und schwerlich wird hier je durch Conjectur eine genügende Emendation erzielt werden. — Dagegen bemerke ich, daß die Stelle keinesweges verderbt ist, wie schon die Uebereinstimmung der Handschriften *Γ* und *Δ* und auch der ersten Ausgabe des Puteolanus (*Π. I*) kund giebt. — Tacitus erzählt nämlich in diesem Capitel, daß eine Cohorte Usipier, die in Germanien ausgehoben nach Britannien übersandt war, ihre Officiere ermordete und, ehe die That ruchbar wurde, wunderbar auf drei Liburnischen Schiffen entkam. Von Lebensmitteln entblößt, stieg sie an den Küsten aus, um zu rauben, schleppte die Habe der Britannen zum Wasser, und dort verschwand sie, wie wenn das Wasser sie fortgerissen hätte. Dies Letztere verwickelte die Usipier mit den Britannen, die das Ihrige zu schützen suchten, in Gefechte, und so kamen sie endlich in die größte Noth. — Man verbinde *plerisque B. s. d. raptis atque ut illa (i. e. aqua) raptis*, wodurch *atque* klar wird; — *ad aquam rapere*, an das Wasser schleppen und *aqua rapti*, vom Wasser fortgerissen werden, sind bekannte Constructionen; — *ut, so wie, ist sehr gewöhnlich*. Demnach heisst die Stelle: „Bald kamen sie, als das Meiste der das Ihrige schützenden Britannen an das Wasser und zwar so wie durch dieses mit sich hinweggeführt war, in Kampf gerathen, und oft siegreich, bisweilen geschlagen, endlich in so große Noth, daß sie die Schwächsten unter ihnen, dann durch das Loos Erwählte aufzehrten.“

Noch leichter ist die in c. 34 oft kritisirte und geänderte Stelle zu erklären, selbst dann noch, wenn das in cod. *Γ* bloß überschriebene *contra vor ruere* (nicht *ruere*) beibehalten würde. Die *Tempora ruere* und

pelletanter sind von Tacitus sinnreich gewählt, wie die weitere Ausführung der Vergleichung zeigt. Das Pronomen *quisque* mit dem Pluralis ist nicht unerhört.

Gelegentlich bemerke ich hier noch zu meiner Erklärung über den lateinischen Imperativ (Maiheft 1855), daß die Form *occidite*, welche ich dort nicht bestimmt zu interpretiren vermochte, deswegen gebraucht ist, um das Gesetzliche in dem „tödtet mich!“ und das Unsträfliche zu bezeichnen, weil jene Form in stehenden Gesetzen üblich war.

Reiße.

Schmidt.

III.

Altes und Neues.

Unter Hinweisung auf unsere früher eingesendeten Miscellen (Bd. VIII, S. 712—714; IX, S. 218 dieser Zeitschr.) erlauben wir uns weitere Parallelen folgen zu lassen.

I. Horaz.

1. Carm. III, 3, 1. *Iustum ac tenacem propositis virum etc.* Vgl. Julius Sturm Gedichte, Leipzig 1850. S. 128.

Der freie Muth, der sich nicht scheut zu reden,
Wenn ihm der Geist zu reden hat geboten,
Der ohne Furcht den trotzigen Despoten
Mit seines Wortes Schwert wagt zu befehlen;

Und der, wenn auf die Leidenschaften lohten
Im Volk und das Gesetz mit Füßen traten,
Die Menge strafft im Geiste der Propheten,
Daß sie nicht wandelt nach des Herrn Geboten:

Der freie Muth, — er ist bei Gott, kein Zeichen
Von unsrer Zeit, die ihr so hoch gepriesen;
Man treibt Natur nicht aus mit Ruthenstreichen u. s. w.
(*Naturam expellas furca, tamen usque recurret.*)

2. Carm. IV, 7. *Diffugere nives etc.* Vgl. Jul. Sturm i. a. B. S. 97. Wie verschieden ist bei der Gleichheit des Hauptgedankens in beiden Dichtern die Wirkung auf das Gemüth. Näher steht dem römischen Dichter Hiob. XIV, 7—12.

3. Carm. III, 1, 18. *non Siculae dapes — Somnus agrorum lenis virorum.* Vgl. Pred. Sal. V, 11. Wer arbeitet, dem ist der Schlaf süß u. s. w.

4. Carm. I, 35, 26. *Diffugiunt cadis Cum faece siccatis amici etc.* Jes. Sir. VI, 10. Es sind auch etliche Tischfreunde und halten nicht in der Noth u. s. w.

5. Carm. II, 10, 13. *Sperat infestis, metuit secundis Alteram ortem Non, si male nunc, et olim sic erit.* Vgl. Jes. Sir. XI, 26; XVIII, 25—27. Schiller Wallensteins Tod: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben. Nicht Hoffnung möcht' ich schöpfen aus dem langen Glück; Dem Unglück ist die Hoffnung zugesendet. Furcht soll das Haupt des Glücklichen umschweben: Denn ewig wanket des Geschickes Wage.“

Braut von Messina: „Darum in deinen fröhlichen Tagen Fürchte des Unglücks tückische Nähe — Wer besitzt, der lerne verlieren, Wer im Glück ist, der lerne den Schmerz.“

6. Carm. III, 2, 6. *Illum ex moenibus hosticis Matrona bellantis tyranni Prospiciens etc.* Aehnlich im Buch der Richter V, 28.

II. Tacitus.

1. Ann. III, 55. *Nisi forte rebus cunctis inest quidam velut orbis, ut quemadmodum temporum vices, ita morum vertantur.* Giesebrecht Gesch. d. deutschen Kaiserzeit. Bd. I. S. 42: „Oft scheint es, als ob die Dinge dieser Welt in einem ewigen Wechsel kreisten und mit dem Umlauf der Zeiten wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurückkehrten.“

2. Histor. II, 48. *Pecunias distribuit (Otho) parce nec ut periturus.* Dagegen singt Walther von der Vogelweide von dem freigebigen Leopold VII.:

„Man sah den jungen Fürsten geben,
Als wollt' er nun nicht länger leben.“

Und Wolfram von Eschenbach im Parzival (Th. III. B. 8. S. 465 übersetzt von San Marie):

„Denn Gold begann er auszugeben,
Als wollt' er länger nicht mehr leben.“

3. Ann. II, 69. *Simul missi a Pisone — rimantes.* Vgl. Psalm. 41, 6—8.

III. Cicero.

Tusc. I, 19. *Quam regionem quum superaverit animus, naturamque sui similem contigit et agnovit, iunctis ex anima tenui et ex ardore solis temperato ignibus insistit, et finem altius se efferendi facit. Tum enim sui similem et levitatem et ardorem adeptus, tanquam paribus examinatus ponderibus, nullam in partem movetur etc.* Dasselbe Bild von der Wage braucht Macauley in den *Essays Vol. I. p. 177* (ed. Tauchnitz), wenn er von Cromwell sagt: *His spirit, restless from its own buoyancy in a lower sphere, reposed in majestic placidity as soon as it had reached the level congenial to it; was Merle d'Aubigné in seinem „Le Protecteur ou la République d'Angleterre aux jours de Cromwell“ (Par. 1848) p. 439 übersetzt hat: „Son esprit, agité dans la sphère inférieure par la force ascendante qui était innée en lui, se reposa dans une paix majestueuse aussitôt qu'il eut atteint le niveau que réclamait son génie.“*

IV. Virgil.

Georg. II, 458. *O fortunatos — Agricolas!* Vgl. Schiller Braut von Messina: „Wohl dem, selig muß ich ihn preisen, Der in der Stille der ländlichen Flur“ u. s. w.

Arnstadt.

K. Theod. Pabst.

IV.

Z u V e r g i l.

Aen. IV, 587 *aequatis classem procedere velis*. Für *aequatis* hat L. II. p. 137 Hermann's bestechende Conjectur *arquat*is d. i. „mit bauschenden Segeln“ aus dem Rhein. Mus. V. p. 621 adoptirt mit Anführung von Apoll. Rhod. I, 1278 „*κρυπτόθη δ' ἄρ' ἔμω λῖνα μεσότη, τῆλε ἀν' ἀκτῆς γηθόσυνοι φορόντο παρὰ Ποσειδῆϊος ἄκρον*.“ Das Heft des Rhein. Museums ist mir nicht zur Hand; doch scheint mir die Emendation nicht bloß unnöthig, sondern auch bedenklich zu sein. Schon H. II. p. 692 erklärt *aequatis velis* mit Hinblick auf V, 844 „*Aequatae spirant aurae*“ und V, 232 „*aequatis rostris*“ treffend „*a velis non obliquo vento, sed aequaliter plenis, leni ac secundo vento a tergo impellente*.“ Aehnlich N. I. p. 267. G. p. 205. W. p. 208. F. II. p. 420. Th. I. p. 407. K. IV. p. 22. Man denke sich einen günstigen Fahrwind, wie Vergil V, 777 sagt „*surgentem a puppi ventum*“; die Folge davon sind *aequata vela*. Das Gegentheil davon ist *obliquare* vom Lavi- ren, Kreuzen gesagt, wobei zugleich mühsam gerudert ward; daher V, 15 ff. der Zusammenhang „*(Aeneas) Colligere arma jubet validique incumbere remis, Obliquatque sinus in ventum. Mutati transversa fremunt venti. Nec nos obniti contra nec tendere tantum Sufficimus . . . vertamus iter*.“ Man beachte auch den Contrast unten v. 843 „*ferunt ipsa aequora classem; Aequatae spirant aurae*“ und v. 867 „*sanctum errare ratem*.“ Von dem gleichmäßigen Aufspannen der Segel heißt es daselbst v. 830 „*jubet ocius omnis Adtollī malos, intendi brachia velis. Una omnes fecere pedem; pariterque sinistros Nunc dextros movere sinus; una ardua torquent Cornua detorquentque. Ferunt sua flamina classem*.“ Ausserdem aber kommt *arquatus* im Sinne von „bauschtig d. i. gebläht“, zumal auf Segel angewandt, nirgends vor.

Aen. VI, 739 ff. „*Ergo exercentur poenis veterumque malorum Supplicia expendant: aliae panduntur inanis Suspensae ad ventos, aliis sub gurgite vasto Infectum eluitur scelus aut exuritur igni. Quisque suos patimur Manes*.“ Die letzten Worte waren von jeher ein Stein des Anstoßes und sind es auch noch jetzt. Gleichwohl kann ihr Sinn nicht zweifelhaft sein; denn der vorangehende Complex drängt mit unabweislicher Nothwendigkeit auf den Schlufsgedanken hin: „Wir dulden ein jeder die Strafe für unsere Vergehen.“ Daher Servius geradezu „*supplicia varia, quae sunt apud manes; ut si quis dicat iudicium patimur et significet ea quae in iudicio continentur*.“ Doch hält er eine andere Erklärung fast für richtiger „*quum nascimur, duos Genios sortimur. Unus est qui hortatur ad bona alter qui depravat ad mala . . . quibus assistentibus post mortem aut asserimur in meliorem vitam aut condemnatur in deteriorem, per quos aut vacationem meremur aut reditum in corpora. Ergo manes Genios dicit quos cum vita sortimur*.“ Schon hier schwankt die Auslegung zwischen „*poena*“, welches der logische Zusammenhang bedingt, und dem persönlichen Urbegriff des Worts. Alle späteren Interpreten bleiben innerhalb dieses Widerspruchs stehn; keiner löst ihn durch eingehende, den Wechsel oder vielmehr Uebergang des Begriffs darlegende Erklärung auf. Nach Gesner, welcher Th. I. L. II. p. 202 *manes* als Griechischen Accusativ für „*secundum manes, manibus*“ nahm, bemerkte H. II. p. 968 „*patimur supplicia haec omnes non quidem quales nunc*

*unus, animae corpori inclusae, sed quoad xarà suos quisque Manes pro vulgari nostrum omnium Manes patiuntur; omni-
us Manibus ista patienda sunt . . . Soli ad inferos perveniunt Manes;
i sunt qui purgantur; qui patiuntur h. e. subeunt pro sua cujus-
que parte purgationes illas tormentorum similes*“ und berief sich auf
Apul. Flor. II. p. 231 „*quae diis manibus pro merito suo cuique tor-
menta vel praemia*.“ Aber so lange die *Manes* selbst die Duldenden,
nicht die Geduldeten sind, kann folgerecht nur gesagt sein *cujusque
Manes patiuntur*, nicht *quisque Manes patitur*. Hier findet ein
irecter Gegensatz von Subject und Object, von Person und Sache statt.
Dafs der Griechische Accusativ nicht anzunehmen sei, hat man längst er-
kannt. Ebenso wenig gefiel die Construction „*Patimur quisque, Manes
vos purgari*“ (welches aus dem Vorhergehenden zu entnehmen) d. i. wir
müssen es ertragen, dafs unsere Seelen geläutert werden.“ J. p. 497 ff.
bersetzt „jeder mufs in der Unterwelt seinen Seelenzustand aushalten“,
so „*quisque apud inferos ea patitur, quae suorum Manium indoles
atusque postulat*“ (die mit seinem Seelenzustande nothwendig verbun-
nen Leiden).“ Ebenso L. II. p. 196. Wenig abweichend fafst Th. I.

599 *suis* hinter *quisque* (IX, 464. X, 281. XII, 525) in der prä-
gnanten Bedeutung „eigenthümlich, ausschliessend angehörig“ und erklärt
Jeder dulden wir die seinen Manen eigenthümliche, ihnen zukommende
Rache, einer durch Feuer, der andere durch Wasser.“ Der Vergleich,
zts *Manes* sei gesagt wie *expendere scelus* für *poenam sceleris*,
ist in mehrfacher Hinsicht übel gewählt. Auch die Bemerkung bei
p. 261. K. IV. p. 87 „weil wir als Manen oder Seelen die Strafen
Reinigung dulden, so dafs durch *manes* zuletzt allerdings die Stra-
fen in der Unterwelt selbst bezeichnet werden“ erklärt ebenso wenig als
jenige bei L. II. p. 217 in der zweiten Auflage, der Neuffer's Ueber-
setzung p. 191 „der Manen Geschick“ mit den Worten begleitet „*Ma-
nes* hiefsen die Seelen der Abgeschiedenen bisweilen, wie hier, mit Rück-
sicht auf die Mittel, welche in der Unterwelt angewandt wurden, diese
Seelen zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückzuführen.“ Bauer *ad
Aen. Minerv.* Vol. II. p. 365 ff. bezog *Manes* auf den Ort und ver-
stand „*suum aōr̃, ubi castigati vexatique purgemur*“; Högg *de diffi-
cult. Verg. locis* Köln 1833. p. 14 dagegen auf die Zeit und übertrug
„eder von uns hält seine bestimmte Manenzeit aus“, also „*Unusquis-
que nostrum definitum suum tempus in inferis manet purgationemque
bit*.“ Münscher *Observ. in Verg. Aen.* Hanov. 1829 würde der Deu-
tung des Servius beigetreten sein, liesse sich die Bedeutung „*poena*“ aus
dem Begriff von *manes* deduciren, kehrt aber so zu der gewöhnlichen
nam quisque conditionem in inferis patitur“, zu welcher sich auch

Ganzen Wagner Vol. II. p. 969 bekannte, zurück. Ich wollte die
Klärungsversuche Früherer nicht gern mit mißachtendem Stillschweigen
ergehen; daher sind sie hier kurz zusammengefaßt. Allerdings hatte
Servius Recht, wenn er *Manes* als „*supplicia*“ oder „*poenas*“ (N. II.
101. G. p. 311) verstand; aber es kommt auf die Deduction dieses
Begriffes aus Wortbegriff und Sprachgebrauch an. Auch die an sich zu-
stehende Analogie bei Stat. Theb. VIII, 84 „*At tibi quos, inquit, Ma-
nes? qui limite praeceptis Non licito per inane ruis*“ und bei Auson.
hem. 57, wo es mit Uebertragung auf die schon auf Erden rächenden
Mächte des bösen Gewissens heifst „*si poenitet altaque sensus formido
truciatur tormentaque sera gehennae anticipat patiturque suos mens
vicia Manes*“ reicht für den bezeichneten Zweck nicht aus. Die Ma-
nen in ihrer göttlichen Potenz sind eigentlich die Schutzgeister der Indi-
viduen. Als solche bewahren sie das Andenken des Verstorbenen, wel-
cher in ihnen gleichsam verklärt fortlebt, vor Unglimpf (IV, 34. 427)

und ruhen nicht, bis sie den Ermordeten gesühnt oder gerächt sehen; daher die Wortverbindung *Manes placare* (Lucan. II, 173. VI, 310. VIII, 856. Val. Fl. III, 408. V, 99. Hor. Ep. II, 1, 38) oder *piare* (Sil. XV, 10) oder *ulcisci* (Sen. Oct. 296. 600); daher auch Epitheta wie *irati* (Sen. Hipp. 947) und *saevi* (Stat. Theb. V, 312). Als solche verzeihen sie schwer oder vielmehr gar nicht; siehe Ge. IV, 489 „*irrent si ignoscere Manes.*“ v. 505 „*Quo fletu Manis moveret?*“ Vergl. Aen. IV, 490 X, 39; auch Livius sagt III, 58 „*Manesque Virgines, per tot domos ad petendas poenas vagati, nullo relicto sonte tandem quieverunt*“ und Sueton Oth. c. 7 „*per omnia piaculorum genera manes Galbae, a quo deturbari expellique se viderat, propitiare.*“ Weiterhin stehen die *Manes* in der Dichtersprache collectivisch für die *inferi* (II, 294. 780. V, 729. X, 34. XII, 646. Hor. Ep. II, 1, 136) und allgemein wie *umbrae* für die Unterwelt; um so mehr können auch die Träger der Vergeltungsidee überhaupt sein, welche die Vorstellung der Alten mit der letzteren verband; „*ultricia Tartara.*“ Demgemäß werden auch sie, wie die *Poenae* (Val. Fl. I, 796. VII, 147. Stat. Theb. VIII, 25. Verg. Cul. 376), mit den Diren oder Furien gemeinsam als Götter der Strafe und Rache genannt. Beide ruft Dido IV, 610 auf „*Dire ultrices et di morientis Elisae, meritum malis advertite num:*“ denn letztere sind die *Manes*. Ähnlich Lucan. X, 336 „*habitans in pectore Manes Ultricesque deae dant furorem.*“ Auch bei Valerius Flaccus kehren die Geister Erschlagener unter dem Geleit einer Furie auf die Oberwelt zurück, um die Strafe zu vollziehen III, 389 „*Quisque suos sontes inimicaque pectora poenis implicat et varia meritis formidat pulsant.*“ Beide also, Manen und Erinnyen, sind die „*Di sontes animas angustaque Tartara poenis Qui regunt*“ Stat. Theb. I, 56. Demnach wird *Manes pati* ebenso gut als *Furias pati*, wie schon Caelius gemeint, für *poenas pati* (Ovid. Met. I, 243. IV, 467. IX, 372: Fast. I, 483. Val. Fl. IV, 430. Sen. Thy. 74. 86), welches Wachsmuth Athen. I. p. 269 selbst vorschlug, zu sagen erlaubt sein. Ähnlich steht *pati* mit *Lucinam et hymenaeos* Ge. III, 60 oder *Phoebum* Sen. Oed. 230 oder *Venerem* Ovid. Met. XIV, 141. Nun macht noch *suos* an unserer Stelle Schwierigkeit, insofern es von vorne herein den Gedanken nahe rückt, daß die eigenen Manen gemeint sind d. i. als Schutzgötter, und in diesem Falle würde die Verbindung *Quisque suos patimur Manes* offenbar sinnlos sein. Aber man vergesse doch nicht, daß *suos* als gemeinsamer Ausdruck des subjectiven und objectiven Genitiv sowohl gegen sich als für sich bezeichnet und nicht bloß, wie man zu sagen pflegt, von Hause aus sein, sondern auch sein geworden, zu dem seinigen gemacht ist. Und der Gedankenconnex legt es hier nahe, daß *sui Manes* die Manen sind, welche man sich zugesogen, gegen sich heraufbeschworen hat; denn die *vetera mala* v. 739, in *scelus* v. 742 erneut, drücken eben die sündhafte Thätigkeit aus. Dann aber ist von *Manes* zu *poena* oder *supplicium* nur noch ein Schritt, und es wird gestattet sein, mit Servius zu übersetzen: „Wir dulden ein jeder seine d. i. die verwirkte, gebührende Strafe“, weil *Manes* nur eine Personification von *poena* ist. Möge man mir die Ausführlichkeit der Deduction verzeihen: die gordischen Knoten antiker Gedanken wollen nicht durch Machtsprüche zerhauen, sondern durch mühsame Interpretation aufgelöst sein. In wie weit mir das letztere gelang, überlasse ich fremder Beurtheilung.

Greifswald.

Hückermann.

V.

Zu Livius 21, 5, 3.

Von Hannibals Kriegen in Spanien heisst es bei Livius 21, 5, 3 in Weissenborn's vortrefflicher Ausgabe: *in Olcadum prius fines — ultra Hiberum ea gens in parte magis quam in ditione Carthaginiensium erat — induxit exercitum, ut non petisse Saguntinos, sed rerum serie finitimis domitis gentibus iungendoque tractus ad id bellum videri posset.* Diese Lesart der besten Handschriften scheint mir die von Weissenborn u. A. gesuchte Ergänzung zu *iungendo* (etwa *proxima quaeque* oder *ulteriora, eos* oder *eas*) in dem Worte *tractus*, das ich als Acc. Plur. auffasse, schon zu bieten: ein schiebe ich dann das nur zwei andere Buchstaben aufweisende Participium *coactus*, das zu *petisse* einen guten Gegensatz bildet, so dass der ganze Schluss lautet: *iungendoque tractus coactus ad id bellum videri posset.* Hannibal führte sein Heer zuerst in das Gebiet der Olcaden, damit es so scheinen könnte, als habe er nicht aus freien Stücken auf Sagunt einen Angriff gemacht, sondern sei nur durch die natürliche Verkettung der Verhältnisse nach Unterwerfung der Nachbarvölker und indem er die nächsten Landstriche an die bereits eroberten anknüpfte, sie dem Karthagischen Gebiet einverleibte, also mit einander zur Abrundung der Karthagischen Herrschaft verband, u. diesem Kriege gezwungen worden.

Zerbat.

F. Kindscher.

VI.

Zum Agamemnon des Aeschylos.

Wenn auch in Bezug auf Kritik und Erklärung bei Aeschylos überall eine übereinstimmende Ansicht nicht leicht herbeizuführen sein wird, so giebt es doch eine grosse Anzahl Stellen, über welche wenigstens bei denjenigen, welche mit der poetischen Anschauungsweise und der Diction des Dichters vertraut und mit der Beschaffenheit unserer handschriftlichen Hülfsmittel wohl bekannt sind, schon jetzt in Bezug auf Richtigkeit oder Wahrscheinlichkeit der Lesart kein Zweifel herrschen sollte. Um einen richtigen Standpunkt für die Beurtheilung von Varianten und vorgeschlagenen Emendationen zu gewinnen, muss man vor Allem festhalten, dass unser Mediceus (und für den grösseren Theil des Agamemnon der Florentinus) aus einer alten guten Quelle, einem Codex mit Majuskelschrift, stammt, dessen Schreibart in Folge falscher Lesung besonders der ihrer Quantität nach nicht unterschiedenen Vokale zu vielen Missverständnissen geführt hat, abgesehen davon, dass die Handschrift an mehreren Stellen beschädigt oder die Schrift verblieben war. Nun scheint damit, dass die Handschriften des Aeschylos aus einem solchen Urcodex stammen, freilich nichts Besonderes gesagt zu sein, da die Handschriften aller Klassiker schliesslich auf eine solche Quelle zurückgeführt werden können. Allein während bei anderen Schriftstellern die Uebertragung des Textes aus der alten in die gewöhnliche Schreibart von gelehrten Kritikern vor-

genommen wurde, und eine solche Recension oder mehrere derselben die Quelle der späteren Handschriften sind, hat bei Aeschylus jener Urcodex die einzige Quelle unseres Textes, einen Abschreiber gefunden, der ziemlich unwissend und beschränkt und dabei im Lesen der alten Schrift sehr ungeübt war. Er hat nicht nur die Vokale verwechselt, die Buchstaben falsch nach Worten vertheilt, sondern auch ähnliche Konsonanten, besonders wo die Schrift verblieben war, in höchst auffallender Weise vertauscht, so daß natürlich seine Abschrift eine äußerst fehlerhafte wurde. Diese Abschrift ist nun wieder unsere einzige Quelle, und doch wäre es mit dem Texte des Aeschylus sehr wohl bestellt, wenn sie uns erhalten wäre, allein sie ging noch durch viele Hände, wurde abgeschrieben und dictirt, und eine solche spätere Abschrift ist unser Mediceus. Es ist natürlich, daß so die Gestalt der ersten Abschrift mannigfache Veränderungen erlitt, die nicht bloß durch Flüchtigkeit, Nachlässigkeit oder durch Mißverstehen beim Ab- und Nachschreiben, sondern auch durch versuchte Correcturen der von dem ersten Abschreiber hineingebrachten Fehler herbeigeführt wurden. Wie viel aber auch gebessert wurde, so ist doch nirgends die Hand eines gelehrten Kritikers, oder eines solchen, der nach bestimmten Prinzipien eine Recension zu besorgen versucht hätte, sichtbar; die Correcturen beschränken sich auf Herstellung der grammatischen Congruenz, der Structur eines Satzes oder auch nur eines Satztheils ohne Rücksicht auf den Zusammenhang des Ganzen, auf Beseitigung der größten metrischen Schnitzer, kurz auf Herstellung des allernächsten Verständnisses. Daraus folgt denn der für die Kritik des Aeschylus höchst wichtige und von den neueren Kritikern oft nicht beachtete Grundsatz, daß durchgreifende Interpolationen und solche Emendationen, die aus einer tieferen Auffassung des Ganzen oder Einzelnen hervorgegangen wären, in dem im Mediceus erhaltenen Texte nicht vorauszusetzen sind. Die Aufgabe der Kritik ist es nun, unter Berücksichtigung des eben auseinander gesetzten Verhältnisses aus der überlieferten Lesart auf die des Urcodex zurückzuschließen, welcher eine Recension bezeichnet, über welche unsere Kritik im Allgemeinen nicht hinausgehen kann. Die Fehler nun, die durch falsche Lesung des Urcodex entstanden sind, und die verschiedenen Mittel, welche die Abschreiber in Anwendung brachten, um den gestörten Sinn herzustellen, lassen sich nach gewissen Kategorien rubriciren, doch wollen wir hier nur Einzelnes hervorheben. Die einfachste Art, einer verdorbenen Stelle zu helfen, wird nach dem Vorgesagten sein, wenn man durch bloße andere Lesung einen befriedigenden Sinn gewinnt. Solche Emendationen sind streng genommen keine Veränderungen, da wir unser Urtheil dem des Abschreibers mit guten Rechte entgegenstellen können. So sagt V. 1502 der Chor:

ἀμχαρῶ φροντίδος στερηθεῖς
 εὐπάλαμον μέριμναν
 ὅπῃ τράπωμαι πίνοντος οἴκῳ.

Daß Aeschylus so geschrieben habe, wird heut Niemand behaupten wollen. Hermann edirt ἀπάλαμον μέριμναν, allein wir glauben nicht, daß man über die Messung von ἀπάλαμος so leicht hinweggehen könne. Die Hauptsache aber ist, daß μέριμναν sich weder mit ἀμχαρῶ noch mit τράπωμαι verbinden läßt, daß vielmehr der konstante Sprachgebrauch dafür spricht, ἀμχαρῶ ὅπῃ τράπωμαι zu verbinden. Gehen wir nun auf die Schreibart des Urcodex zurück, so kann ΕΥΠΑΛΑΜΟΝ ΜΕΡΙΜΝΑΝ nicht nur εὐπάλαμον μέριμναν bedeuten, wie der Abschreiber es aufgefaßt hat, sondern auch εὐπαλάμων μεριμνᾶν, was offenbar gemeint war. Diese Lesart beruht also nur auf einer anderen, und zwar, wie wir glauben, der richtigen Lesung des Urcodex, und ist also durch die

Aufnahme derselben von der Ueberlieferung nicht abgewichen worden. In gleicher Weise läßt sich eine andere, viel besprochene Stelle des Agamemnon herstellen. Cassandra sagt über ihre Versöhnung von Seiten der Ihrigen 1238:

καλουμένη δὲ φοβὰς ὡς ἀγύρτρια
πτωχὸς τάλαινα λιμοθνήσκει ἡνεσχόμεν.

Hermann's Erklärung *sustinui, misera, quasi circulatorix, vorari insana, mendica fame peritura* weist Welcker Rhein. Museum IX. S. 201 mit Recht als gekünstelt und als irrig zurück; wenn er aber selbst φοβὰς liest und dies so erklärt, daß Cassandra zwar φοβὰς lese, aber nicht mehr gehört wurde, als eine gemeine Wahrsagerin, so kann man dem nicht beistimmen. Daß Cassandra nicht bloß darüber sagt, daß sie trotz der Anerkennung ihrer Seherwürde doch nicht gehört wurde, zeigen schon die starken Ausdrücke καταγελομένην μίγα, so wie die Epitheta zu ἀγύρτρια. An ein Antasten ihres fürstlichen Wohlstandes ist allerdings nicht zu denken, sondern das in Verzückungen gerathende und stets Unglück weissagende Mädchen wurde für eine Wahnnunne gehalten, und man nannte sie boshaft die hungerleidende Wahrsagerin. Cassandra hieß also nicht φοβὰς, sie war es, und eben darin liegt das Verletzende, daß sie, die φοβὰς war, ἀγύρτρια genannt wurde. Es ist zu lesen καλουμένη δὲ, φοβὰς οἶσ', ἀγύρτρια. Das OZ des Codex, das der Abschreiber durch einen erklärlichen Irrthum für ὡς setzte, bedeutete vielmehr οἶσ'. — Auch 916. πῶθ' ἔχρ'ατος μέντοι πάρεξ ἔκων ἔμολ hat sich der Abschreiber durch das vorausgehende πῶθ' verleiten lassen, ΠΑΡΕΞ des Codex für πάρεξ zu nehmen, während ἐκ χρεός bedeutet. Doch diesen Vers, in dem noch ein anderer Fehler steckt, müssen wir in Verbindung mit dem vorhergehenden betrachten ἥ εἰ σὺ νίκην τήνδε δῆριος τέλει; Meine Erklärung dieses Verses „ist er denn auch dieser Sieg recht, näml. wenn ich dir den Sieg großmüthig überlasse“, tadelt Schneidewin in Jahn's Jahrbh. LXXI. 5. 307, weil καὶ wegen des folgenden σὺ nicht auf den ganzen Satz bezogen werden könne. Aber wenn ἥ καὶ überhaupt in dem Sinne von ἥ εἰ gebraucht wird, warum sollte dies bei folgendem σὺ nicht der Fall sein dürfen? Es kommt nur darauf an, daß wir richtig betonen. Schneidewin liest μὴ καὶ σὺ . . „hältst nicht auch du solch einen Sieg im Ader hoch? du, die du doch auch ὀλβια bist, so daß auch dir das νικᾶσθαι wol anstände, und doch legst du so hohen Werth auf das Rechtshalten.“ Aber erstlich ist νικᾶσθαι nicht νίκη, und mag ich aus Schwäche oder weil ich meine Kraft nicht benutze, unterliegen, so kann ich doch meine Niederlage niemals einen Sieg nennen. Zweitens kann Agamemnon nicht sagen, Klytämnestra sei ὀλβια, denn das τοῖς ὀλβίοις steht im Gegensatz zu γυναικός; drittens könnte es nicht τέλει heißen, denn wenn Klytämnestra das νικᾶσθαι ὀλβιους hoch hält, hatte sie ja eben gesagt, man würde erwarten μὴ καὶ σοι ἦδε ἡ νίκη πρόπει; endlich taugt der Gedanke nicht, denn wie kann auf Klytämnestra's feine Bemerkung, „stehe dem Glücklichen wohl an, sich großmüthig des Sieges zu heben, Agamemnon so plump antworten: du kannst ja auch so großmüthig sein? Auch das wäre nicht zu loben, daß das Zwiegespräch zwischen Agamemnon und Klytämnestra nicht dialektisch ist, in sich keinen Ortschritt des Gedankens nachweist, sondern resultatlos bleibt und Agamemnon, man weiß nicht warum, plötzlich sich gefügig zeigt. Das ist nicht die Weise, wie Aeschylos zu dichten pflegt. Aeschylos hat die Sache viel feiner angelegt. Wir erhalten hier eine Charakterzeichnung des Agamemnon, der zwar edel und liebenswürdig, aber schwankend, leicht zu berroden und der Schmeichelei zugänglich ist. Den ersten Kernschuß

that Klytämnestra mit den Worten $\delta \delta' \alpha\phi\theta\acute{o}\nu\eta\tau\acute{o}\varsigma \gamma' \sigma\upsilon\kappa\epsilon \epsilon\lambda\lambda\eta\lambda\acute{o}\varsigma \chi\lambda\eta$. Agamemnon, in die Enge getrieben, weiß nichts zu erwidern und weist daher Klytämnestra mit den Worten ab, es ziemte einem Weibe nicht, streitsüchtig zu sein. Hierauf Klytämnestra $\tau\omicron\iota\varsigma \acute{\alpha}\lambda\beta\lambda\omicron\iota\varsigma \gamma\epsilon \kappa\alpha\iota \tau\acute{o} \nu\alpha\sigma\theta\alpha\iota \nu\acute{\epsilon}\lambda\pi\epsilon\iota$. Das $\gamma\epsilon$ hat Schneidewin mißverstanden, wenn er erklärt den $\acute{\alpha}\lambda\beta\lambda\omicron\iota\varsigma$ wenigstens wie Agamemnon. $\gamma\epsilon$ steht hier, weil Klytämnestra an die Rede des Agamemnon anknüpft und dem $\gamma\upsilon\gamma\alpha\iota\acute{\iota}\varsigma$ des $\tau\omicron\iota\varsigma \acute{\alpha}\lambda\beta\lambda\omicron\iota\varsigma$ entgegenstellt. Sie sagt: „Du hast Recht, aber so wie dem schwachen Weibe der Streit nicht ziemt, so steht es dem starken Manne wohl an, bisweilen freiwillig auf den Sieg zu verzichten.“ Diese *kurze* Wendung verfehlt nicht ihre Wirkung, Agamemnon schwankt und durch die Frage: „bist du denn auch mit einem solchen Siege zufrieden, weil wenn ich Recht behalte und großmüthig dir nachgebe?“ zeigt er sich halb überwunden, weshalb Klytämnestra dringender fortfährt: „laß dich erbitten und opfere dein Recht mir zu Liebe freiwillig auf“, was er denn auch thut. Den letzten Vers habe ich so verbessert $\kappa\iota\theta\omicron\upsilon \chi\acute{\rho}\alpha\tau\omicron\varsigma \mu\epsilon \sigma\acute{o}\nu \pi\alpha\rho\epsilon\iota\varsigma \epsilon\kappa\acute{\omega}\nu \epsilon\mu\omicron\iota$, wie der Zusammenhang erfordert, und weil $\mu\epsilon\tau\omicron\iota \gamma\epsilon$ bedeutungslos und der Vers unrhymisch wäre. Dies mißbilligt Schneidewin. $\mu\epsilon\tau\omicron\iota \gamma\epsilon$ sei nicht ohne Bedeutung, Klytämnestra bitte Agamemnon möge wenigstens doch aus gutem Willen ihr den Gehorsam thun. Allein dies würde heißen $\chi\acute{\rho}\alpha\tau\omicron\varsigma \mu\epsilon\tau\omicron\iota \epsilon\kappa\acute{\omega}\nu \gamma\epsilon \pi\acute{\alpha}\rho\epsilon\varsigma \epsilon\mu\omicron\iota$, das Aeschylus hätte gesetzt $\chi\acute{\rho}\alpha\tau\omicron\varsigma \mu\epsilon\tau\omicron\iota \gamma' \epsilon\kappa\acute{\omega}\nu \epsilon\mu\omicron\iota \pi\acute{\alpha}\rho\epsilon\varsigma$, aber auch so verstehe ich $\mu\epsilon\tau\omicron\iota$ nach vorausgegangenem $\kappa\iota\theta\omicron\upsilon$ nicht. Ferner, meint Schneidewin, könne ein Vers nicht unrhymisch heißen, der einem Gleichen bei Aeschylus habe. Ich nehme an, Schneidewin habe sich unrichtig ausgedrückt, er habe sagen wollen, der Vers sei freilich ganz unrhymisch, allein da Aeschylus auch sonst schlechte Verse mache, so sei auch dieser zu ertragen. Denn einen unrhymischeren Trimeter kann es nicht geben, als diesen, der aus 6 zweisilbigen Wörtern besteht und außerdem nach dem ersten Fusse eine Interpunction und im dritten einen Spondeus hat. Ich denke besser von der Kunst des Aeschylus, als daß ich ihm dergleichen zutrauen sollte. Solche Verse enthalten fast sämmtlich noch andere Anzeichen einer Verderbnis, so dieser, so der ähnliche, aber doch weit bessere 1217 $\eta \kappa\acute{\alpha}\rho\tau' \acute{\alpha}\rho' \acute{\alpha}\nu \pi\alpha\rho\epsilon\sigma\tau\acute{\alpha}\sigma\kappa\epsilon\iota\varsigma \chi\eta\rho\sigma\mu\acute{\omega}\nu \epsilon\mu\omicron\iota$. Hier ist $\acute{\alpha}\nu$ sinnlos und $\chi\eta\rho\sigma\mu\acute{\omega}\nu$ ein grammatischer Schätzer, folglich der Vers stark verdorben. Mit solchen Hariolationen, wie Schneidewin's $\chi\eta\rho\sigma\mu\acute{\omega}\nu \nu\omicron\mu\omicron\iota$ oder $\chi\eta\rho\sigma\mu\omega\delta\iota\alpha\iota$ ist daher nicht geholfen. Richtiger im Steph. Thes. s. v. $\pi\alpha\rho\alpha\sigma\kappa\omicron\pi\acute{\iota}\omega$, $\eta \kappa\acute{\alpha}\rho\tau\alpha \chi\eta\rho\sigma\mu\acute{\omega}\nu \acute{\alpha}\rho\epsilon\iota \epsilon\mu\omicron\iota$ z. aber zu gewaltsam. Vielleicht hat $\chi\eta\rho\sigma\mu\acute{\omega}\nu$ eine falsche Stellung erhalten und dann Aenderungen veranlaßt, so daß zu schreiben wäre $\eta \kappa\acute{\alpha}\rho\tau\alpha \chi\eta\rho\sigma\mu\acute{\omega}\nu \acute{\alpha}\nu \pi. \epsilon\mu\omicron\iota$, doch erregt das $\acute{\alpha}\nu$ Bedenken. Wenn Schneidewin sagt, es käme darauf an, zu widerlegen, Cassandra sage, der Chor verstehe sie auch jetzt wieder falsch, gleichwie vorhin ihre des Agamemnon betreffende Prophezeiung, so ist uns diese Argumentation verständlich, da doch $\acute{\alpha}\nu$ auf bloßer Vermuthung beruht und die angegebene Beziehung, wenn zulässig, so doch nicht nothwendig ist. Sie ist aber kaum zulässig, da der Chor sich über ihre den Agamemnon betreffende Prophezeiung nirgends ausgesprochen, sondern nur geäußert hat, er verstehe überhaupt ihre ganze Prophezeiung nicht, $\tau\acute{\alpha} \delta' \acute{\alpha}\lambda\lambda' \acute{\alpha}\nu\omega\varsigma \epsilon\iota \delta\rho\omicron\mu\omicron\iota \pi\epsilon\sigma\omega\iota \tau\rho\acute{\iota}\omega$, und hierauf bezieht sich das $\eta \kappa\acute{\alpha}\rho\tau\alpha$. Unter solchen Umständen hielt ich es für rathsam, in meiner Ausgabe nicht zu neuern, sondern wie an manchen anderen zweifelhaften Stellen den Hermann'schen Text abdrucken zu lassen. — Den angeführten drei Stellen füge ich eine vierte hinzu, V. 1165, wo der Chor zur Cassandra sagt: $\theta\alpha\upsilon\mu\acute{\alpha}\omega \delta\epsilon \sigma\omicron\upsilon, \pi\acute{\omicron}\rho\tau\omicron\upsilon \pi\acute{\epsilon}\rho\alpha\iota \tau\rho\alpha\phi\epsilon\iota\sigma\alpha\iota \acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{o}\theta\epsilon\rho\omega \pi\acute{\omicron}\lambda\omicron\iota\iota \nu\epsilon\rho\epsilon\iota\iota \lambda\acute{\iota}\gamma\omicron\sigma\alpha\iota, \acute{\omega}\sigma\pi\epsilon\rho \epsilon\iota \pi\alpha\rho\epsilon\sigma\tau\acute{\alpha}\tau\epsilon\iota\varsigma$. Hier verbessere ich $\acute{\alpha}\lambda\lambda\acute{o}\theta\epsilon\rho\omega \nu \pi\acute{\omicron}\lambda\omicron\iota\iota$. Der

beschreiber hat nämlich das *ΑΛΛΟΘΡΟΙΝ* des Codex durch einen erklärlichen Irrthum für *ἀλλόθρου* gehalten und dann, wie auch sonst sehr häufig, die grammatische Congruenz hergestellt und *πόλιν* gesetzt. Da die Emendation leicht ist und der hier erforderliche Gedanke dadurch gewonnen wird, so zweifle ich nicht an ihrer Richtigkeit. Schneidewin dagegen meint, an meine Emendation sei am wenigsten zu denken, welche ein ganz lahmer Zusatz sein würde. Was in den Worten jenseits des Meeres in einer fremdredenden Stadt erzeugen Laumes sei, wird schwerlich Jemand zu ergründen vermögen. Der Chor wundert sich über das Wissen der Cassandra in Bezug auf ein Faktum, das in Argos vorgefallen ist, da sie einmal aus weiter Ferne und zweitens aus einer nicht griechischen Stadt stamme. Mag man die Worte noch so sehr urgiren, sie bleiben richtig, denn für den athenischen Zuhörer enthält das *πόρτου πέραν* noch nicht den Begriff des Ausländischen. So leichtig der von mir hergestellte Gedanke ist, so unangemessen ist die Schneidewin'sche Erklärung S. 293: „Allein wenn man den Gegensatz beachtet, so behält auch hier die Ueberlieferung Recht. Cassandra: *καὶ λέγουσα ἀλλόθρου πόλιν* gegenüber ihrer *πάτριος πόλις*, deren *πολεῖταις* sie früher *πάντ' ἐθέλειεν κακὰ* 1169. Dahin zielt der Chor, und er dürfte das, wenn auch die Sprüche der Cassandra blos dem Hause der Atriden gälten.“ Wenn *ἀλλόθρου πόλιν* im Gegensatz zu *πάτριος πόλις* steht, so ist *πόρτου πέραν* verkehrt, wofür *πόρτου πέραν* stehen müßte, wiewohl auch so der Gedanke ungehörig wäre. Allein Aeschylos ist einmal von den Interpreten dazu verurtheilt, das anders denken und reden muß, als wir Anderen zu denken und zu reden pflegen. Hier spricht nun noch Alles ganz entschieden gegen eine solche Erklärung. Denn erstlich heißt *πόλιν λέγειν* nicht von der Stadt reden, zweitens hatte Cassandra nicht von der Stadt, sondern von einem Faktum im Pelopidenhause gesprochen, drittens würde ein Grieche eine griechische Stadt nicht *ἀλλόθρου πόλις* nennen, viertens endlich steht *καὶ λέγουσα* da, und wenn der Chor sagt, Cassandra rede, als ob sie laugegestanden hätte, so meint er doch wohl, als ob sie bei der That und nicht als ob sie bei der Stadt dabeigestanden hätte. Wenn Schneidewin an der Aphäreis des *ἐν* Anstofs nimmt, so muß ich abwarten, wie sie aus der Stelle im Prometheus *μηδέν' ἢ προοιμίοις* entfernt werden kann.

Ein zweites einfaches Mittel, verdorbene Stellen zu heilen, besteht im Vertauschen gleichlautender Vokale, denn der Text des Aeschylos ist nicht blos ab-, sondern auch nachgeschrieben worden. So habe ich 779 *εἰλάσαι* in *τελάσαι* *εἰ* verwandelt und damit den dort erforderlichen Gelanken hergestellt. Schneidewin wundert sich, das mich mein rhythmischer Sinn nicht irre gemacht hat, anderer Gründe gegen diese Ausunft nicht zu gedenken. Mein rhythmischer Sinn konnte mich nicht irren machen, da ich weiß, das Aesch. Prom. 299 sagt *ὅλος ἐστὶ βεβαιότερός* *οὐ*, und auch Hermann hat er nicht irre gemacht, da er Choeph. 369 *διττὸ μελλοῦσα φωνεῖς δύνασαι γάρ*. Was die anderen Bedenken betrifft, so mag wohl die im Philologus IX. S. 156 ausgesprochene Behauptung gemeint sein; nach aeschyleischer Symmetrie sei platterdings nöthig, das *ἐν* *πάντ' ἀπομύσους ἥσθα γεγραμμένος οὐδ' ἐν πραπίδων οἶακα νέμων* auch positiv zweierlei entgegenstehe, also ein Vers ausgefallen sei. Aber die Symmetrie, die übrigens nach dem Gedanken ihre Einschränkungen hat, ist hier nicht gestört, da es heißt *οὐκ ἀπ' ἀκρας φρενὸς οὐδ' ἀγέως εὐφρων εἶ*. — Ebenso habe ich 1160. *ἡ ψευδομαντεῖς εἰμὶ θυροκόπος ἰλδων*; *ἐκμαρτύρησαν προῦμόσους τὸ μ' εἰδέναι λόγῳ παλαιῶς τῶνδ' ἀμαρτίας δόμων* das *ἡ* in *εἰ* verwandelt und das Fragezeichen nach *φλδων* tilgt. Den Gegengründen Schneidewin's kann ich eine Beweiskraft

nicht zuerkennen. Er selbst ändert mit Schiller λόγῳ in τοῦτο. Ich sollte meinen, diese Aenderung gehöre zu denjenigen, welche den in der Paläographie wirklich Erfahrenen wunderbar vorkommen müssen, und solche Gewaltthaten nimmt man vor, um dem Dichter wieder eine jener beliebten Sonderbarkeiten aufzubürden. Denn was doch sollte Cassandra vom Chor eine eidliche Bekräftigung verlangen, daß sie die Greuel des Hauses genau kenne? Wir Anderen pflegen nur bei widerstreitenden Aussagen zum Eide unsere Zuflucht zu nehmen. Vielmehr fordert die Seherin triumphirend den Chor heraus, er solle Zeugnis geben, aber es vorher eidlich bekräftigen, daß sie nur obenhin die alte Schuld des Hauses kenne. Diesen Eid kann der Chor nicht leisten, im Gegentheil muß er anerkennen, daß Cassandra nicht wie vom Hörsagen, λόγῳ, sondern als ob sie dabeigestanden hätte, ὥσπερ εἰ παρόντης, von der Schuld spreche. An der handschriftlichen Lesart in diesen Versen war also nicht zu rütteln, nur das kann fraglich sein, ob im vorhergehenden Verse ἡ richtig oder, wie ich glaube, εἰ dafür zu setzen und τὸ μ' εἶδέναι von προὔμοσας abhängig zu machen ist.

So frei unsere gute Quelle von absichtlichen Fälschungen durch Interpolation ist, so häufig sind durch Unkunde der Abschreiber Glossen in den Text gekommen, entweder zugleich mit dem zu erklärenden Wort oder so, daß sie dasselbe verdrängt haben. Das letztere ist V. 1006 geschehen: καὶ παῖδα γὰρ τοι φασὶν Ἀλκμήνης ποτὲ πραθέντα τέτταρ', αἱ ζυγῶν θυγεῖν βλα. So Hermann mit der aus dem Farnesianus stammenden Vulgata, während der Florentinus, unsere bessere, freilich auch bereits getrübbte Quelle bietet πραθέντα τέτταρ' δουλείας μάζης βλα. Daß die Lesart des Farnesianus eine bloße Conjectur des Triklinios ist, hat A. Kirchhoff richtig bemerkt, denn eine andere Quelle als die durch den Florentinus repräsentirte stand ihm nicht zu Gebote; mit Unrecht aber erklärt er Hermann's Behauptung *Aeschylus certe talia non scripsit* für einen Machtspruch. Aeschylos hat sicher μάζης nicht geschrieben, und so sicher das ist, so sicher haben wir hier ein Glossen, welches das ursprüngliche Wort verdrängt hat. Dieses ist wohl τροφή, und so sagt Sophokles im Aias 499. τόμυζε καὶ με — εἶν' αὐτὸν ἐν οὐ δουλίαν ἔχειν τροφήν. Bei einer andern Gelegenheit gedenke ich genauer nachzuweisen, wie Sophokles bei Abfassung seines Aias sich des Agamemnon des Aeschylos zum Muster genommen, und wie dies auch auf Anwendung einzelner Ausdrücke Einfluß gehabt habe. Aber nicht bloß μάζης ist ein Glossen, sondern auch βλα, wie der Abschreiber irrtümlich statt βλου gelesen hat. Im Mediceus, aus dem der Florentinus abgeschrieben ist, wird α auch οἱ geschrieben, so daß es α, οἱ und ον gelesen werden kann. Ursprünglich hat also ein Glossator über τροφῆς geschrieben μάζης, βλου, und dies ist in den Text aufgenommen worden, so daß uns das letzte Metrum des Verses ganz verloren gegangen ist. Es wird wohl nichts Anderes als τροφῆς τυχεῖν ausgefallen sein. — Wir fügen eine zweite Stelle hinzu, die zugleich zeigen soll, wie noch heut die Kritik bei Aeschylos gehandhabt wird. V. 991. οὐδὲ τὸν ὀρθοῦσιν τῶν φθιμένων ἀνάγειν Ζεὺς αὐτ' ἐκασεν ἐν' ἀβλαβείᾳ habe ich in dem Ostrowoer Schulprogramm 1854 die Worte ἐν' ἀβλαβείᾳ, die man für ein Glossen hält, in Schutz genommen. Schneidewin S. 310 meint, Prien's methodische Besprechung der strophischen und antistrophischen Verse im Rhein. Mus. VII. S. 388 hätte den späteren Kritikern als Warnung dienen sollen, sich nicht von Triklinios berücken zu lassen; von Triklinios sei ἀβλαβείᾳ aus εὐλ. gemacht, wozu er eigenhändig, wie Prien versichere, ὥστε μὴ ἔτι (oder τι) βλαβήναι als Glosse gefügt habe; folglich beruhe meine Schutzrede für ἐν' ἀβλ. auf einem Paralogismus, so daß meine Herstellung mißrathen mußte. Ich muß mich wundern, daß

win es vorgezogen hat, mich kurz abzufertigen, statt sich ne Auseinandersetzung veranlaßt zu finden, die Sache genauer n. Erstlich sagt Prien nicht, daß Triklinios jene Glosse „eingefügt habe, was freilich in dem Falle richtig ist, wenn den ganzen Codex eigenhändig geschrieben hat, wie gewöhnlich angenommen wird. Zweitens versichert Prien keineswegs, daß sie von Triklinios herrühre, und wenn er dies thäte, würden leichtgläubig sein, dies ohne Weiteres für unumstößliche Wahrheiten. Prien folgert nur, und zwar daraus, daß über dem Scholion steht τὸν Ἀσκληπίον γὰρ ἐκτραύνωσεν ἀναστήσαντα ἑαυτοῦ und darunter abgesondert über ἐπ' ἀβλαβεῖα γε die Glosse τε (τι) βλαβῆναι, so daß Triklinios seine Erklärung auch äußerem alten Scholion durch Interpunction und eine neue Zeile. Wenn Schneidewin hier glaubt, so nehme ich für mich in Anspruch, die Richtigkeit dieser Folgerung zu prüfen. Da ich denn zunächst zu erfahren, wie Triklinios, wenn er zwei zu zwei verschiedenen Wörtern vorfand oder glaubte, daß sie seien, anders hätte verfahren können, als daß er jede Glosse zu treffenden Worte stellte, also τὸν Ἀσκληπίον — zu ἔκτραυνεν und βλαβῆναι zu ἐπ' ἀβλαβεῖα. Das Urtheil der Kritiker über diese wirklich höchst seltsam; ἐπ' εὐλαβεῖα, das unverständlich ist in Zusammenhang nicht paßt, soll eine Glosse sein. Wie aber stator auf den Einfall gekommen sein soll, hier ἐπ' εὐλαβεῖα hinzusetzen, hat Niemand zu erklären versucht. Aus diesem ἐπ' εὐλαβεῖα Triklinios ἐπ' ἀβλαβεῖα gemacht, d. h. ein unverständliches Wort noch unverständlicheren vertauscht haben. So pflegt Triklinios zu verfahren. Nun soll er noch gar eine erklärende Glosse dazu haben, die das Wort nicht nur nicht erklärt, sondern die an sich unverständlich ist. Eben diese Glosse, die der Form wie dem Inhalt die Spur einer Verderbnis an sich trägt, beweist ganz entschieden, daß sie nicht von Triklinios stammt, sondern daß dieser sie gefunden und, ohne sie zu verstehen, abgeschrieben hat. So viel aber ist klar, daß ὥστε — βλαβῆναι keine Glosse zu ἐπ' εὐλαβεῖα sein kann, sondern daß μὴ βλαβῆναι ein ἀβλάβειον voraussetzt, folglich hat er es in den Text aufgenommen. Es gehört aber keine große Divinationsgabe, um zu sehen, daß ὥστε μὴ ἔτι βλαβῆναι nichts weiter ist als ἐπιβλαβῆ εἶναι und daß ursprünglich das Scholion im Zusammenlaute τὸν Ἀσκληπίον γὰρ ἐκτραύνωσεν ἀναστήσαντα τὸν Ἰκ- ὥστε μὴ ἐπιβλαβῆ εἶναι. Der Scholiast erklärt also, freilich ἐπ' ἀβλαβεῖα, so daß dies die ältere, von Triklinios wiederhergestellte Lesart ist; und wir dürfen an der Echtheit der Worte um so weniger zweifeln, als sie den strophischen Worten ἄφαντον ἔρμα genau entsprechen. Der Fehler steckt vielmehr in ἔκτραυνεν, wofür εἰσεν oder ähnlich ursprünglich stand, das leicht durch eine Glosse verdrängt werden konnte, wie ἔκτραυνεν τὸν Ἀσκληπίον ὃν ἐκτραύνωσεν —. aber auch sei, das bleibt mir unverständlich, wie Jemand das ἐπ' εὐλαβεῖα erst von Triklinios in ἀβλαβεῖα geändert worden, zu uns gelangen kann, eine Schutzrede von ἀβλαβεῖα beruhe auf Verballogismus. Als ob Triklinios nicht auch eine richtige Conjectur machen könne und wirklich öfter im Agamemnon gemacht hätte.

wo.

Robert Enger.

VII.

Zur allgemeinen Poesiegeschichte mit Rücksicht auf: „Die Poesie und ihre Geschichte. Von Karl Rosenkranz. Königsberg 1856.“

Als Karl Rosenkranz im Jahre 1832 sein Handbuch der allgemeinen Poesiegeschichte veröffentlichte, erwarb er sich das anerkanntwerthe Verdienst, in die große Fülle eines ästhetisch verflatternden Stoffes ein gutes Stück philosophirender Systematik gebracht zu haben. Na der Massenhaftigkeit einer das dilettantische Maass weit überschreitenden Bellesenheit verband sich die Energie des Enthusiasmus für die Hegelsche Philosophie, und die scheinbar fertigen Gruppierungen des Handbuchs wurden mit bereitwilliger Naivetät in andere Werke übernommen.

Seit jenem Jahre aber haben die Geschichte der Philosophie, der Literatur und der Wissenschaft davon mannigfache Wechsel erfahren. Die Principien, von denen Rosenkranz ausgegangen war, wurden in ihrer ganzen Gliederung durch die saubere Bearbeitung der Hegelschen Aesthetik von Hotho seit 1835 bekannter; weitergeführt erschienen sie in dem eminenten Werke Vischer's seit 1846, dem ich bei aller Abweichung in den Grundansichten an Fülle des Details kein anderes auf diesem Gebiete zu vergleichen wage. Der Gegensatz gegen dies System rief Behandlungen wie die von Thiersch hervor, dessen Aesthetik durch die engere Bezugnahme auf den Hellenismus werthvoll ist. Bedenklich war aber die Umwandlung der allgemeinen Meinung von der Philosophie überhaupt: durch sie konnte jenes erste große Werk von Rosenkranz fast eine Unmöglichkeit werden. Das Zeitalter hat theils in Verzweiflung, theils in natürlichem gesunden Instinkt an die Stelle der Speculation gesetzt die Induction, an die des Idealen das Reale, an die des ruhelos Speculirenden die Festigkeit des positiv Religiösen, an die des Geistigen das Handgreifliche. Wissenschaftlich formulirt erscheint der Character des Zeitalters als ein Streben nach Gerechtigkeit für das Individuelle, das Einzelne, selbst auf Kosten eines idealen Ganzen.

Dazu kommt die Entwicklung der modernen Litteratur vorzüglich in Deutschland. Damals war Göthe noch nicht lange todt; die Jährevolution zuckte in allen Gliedern: es sollte nun eine neue Poesie geboren werden. Es ist bekannt, wie nahe die Wiege des jungen Deutschland an dem Sarge des alten Hegel stand. In dem Haupte des jungen Europa kreifste es — aber trotz allen Hephaestos-Schlägen selbst von Gendarmen sprang keine Athene hervor. Nach einer experimentirenden, pathologischen Geschichte von noch nicht 20 Jahren wurde die Poesie von Oskar v. Redwitz criminalistisch behandelt: er kreuzigte sie und machte sie zu einem byzantinisch-dürren Heiligenbilde, während sie eine sixtinische Madonna werden soll.

Größer und anziehender als diese Tragikomödie ist die Ausbildung der Litteraturwissenschaft, welche nach den dreissiger Jahren fällt und für Deutschland sich vorzüglich an die Namen Karl Lachmann und Gervinus knüpft. Der erste hat mit der ganzen Gewalt eines Characters vom Standpunkt der Gerechtigkeit für die Einzeleracheinung einige litterarhistorische Theorien gradezu entdeckt; der andere mit einem bisweilen zu starken Gefühl für das Politische den Zusammenhang des Poetischen mit dem Nationalen und Landschaftlichen glänzend erörtert. Eine Reihe von Forschungen auf den verschiedensten Gebieten erweiterten den litterarhistorischen Blick, wie sie ihn zugleich für das Einzelne schärften, so

icht unangemessen erschien, einen neuen Versuch zur Zusammenfassung zu wagen. Rosenkranz hatte ein Recht darauf, und von diesem hat er in dem obengenannten Werke Gebrauch gemacht. tief die mittlerweile vorgegangene Umwandlung der Ideen; während das erste Werk von 1832 im jugendlichen Muthe Moriz Bessers noch zugeeignet wurde, widmet er dieses der hochwürdigen theologischen Facultät von Leipzig, zumal er in demselben bemüht gewesen ist, das innere Verhältniß der Poesie und Religion einer gründlichen und unbefangeneren Einsicht entgegenzuführen; fortgesetzte Formnöthigten ihn, wie er gesteht, zu der Ueberzeugung, die Einzelwelt- und Kunstgeschichte, wie Hegel sie bestimmt hatte, nicht und dem in ihr zu sehr unterdrückten Monotheismus sein Recht zu lassen zu müssen.“

Man darf also eine Gliederung der ganzen Poesiegeschichte nach Motiven erwarten; aber man findet nur eine höchst allgemeine Einteilung in die drei großen Massen des Ethnicismus, des Theismus und des Christenthums, ohne daß eine Ableitung der einzelnen Richtungen versucht wäre.

mehr als 20jährige Geschichte der Litteraturwissenschaft und der Poesie schien eine schärfere Behandlung der einzelnen Poesiegattungen zu haben; nach dieser Seite steht aber das Werk von 1855 noch von 1832 bedeutend zurück. Von einer Theorie des Epos, wie Lachmann's große Arbeiten gewonnen worden ist, wird keine Rede gemacht und zum größten Nachtheil solcher Fragen wie der über das Verhältniß zwischen Ilias und Odyssee. Ebenso wenig ist von Gerhart Hauptmann, dessen feine Behandlung des Landschaftlichen dem Werke die unbedingte Unterordnung des ethnographischen Princips

Culturprincip geradezu unmöglich wird nachzuahmen. Freilich ist der Inhalt der Geschichte das Nivellement der Völker; aber die ästhetische Darstellung gewinnt nur dann Bedeutung, wenn sie den Widerstreit eines Allgemeinen mit der besonderen Erscheinungsform aufzudecken weiß. Der incommensurable Rest bildet die Poesie des weiteren geschichtlichen Lebens. Etwas bedenklich endigt das Werk mit dem Detail in diesem Werke bestellt: ich werde schließlich die üngünstigen Werthe der Art aufführen müssen.

Der Verf. hat zunächst in der allgemeinen Eintheilung die hergebrachten Kategorien des Orientalischen, Antiken und Romantischen aufgegeben, und Recht; aber mich dünkt, diese Begriffe lassen sich noch anders anzuwenden. An deren Stelle setzt er eine andere Einteilung: die aufgeführte des Ethnicismus, Theismus und des Christenthums. Der Gegensatz des Ethnicismus ist der Monotheismus, und wir dürfen die Frage aufwerfen, ob wir den ästhetischen Offenbarungen der Poesie gegenüber gerecht sind, den Monotheismus des Alten Testaments den des Neuen an und für sich principiell zu scheiden. Ich verneine die Antwort dem theologischen Gewissen des Verf.; vom Islam deshalb nicht, weil er nur graduell neben dem Judenthum abzuheben ist. Die gesammte Weltgeschichte zerfällt für mich nur in zwei Perioden des Polytheismus und des Monotheismus. Innerhalb dieser sind nun die antiquirten Begriffe des Orientalischen, Antiken und Romantischen zur Verwendung zu bringen. Den beiden ersten Ausdrücken viel von der Zufälligkeit des Orts und der Zeit an; was national ist, zu nennen pflegen, kann vielleicht auch in der Form der Naturdämonik und dem Pantheismus der europäischen Romantik wiederkehren; das Plastisch-objective der antiken Welt weckt annähernd das Idealismus der modernen reformatorischen Kunst wieder auf. Ich verneine daher dem Orientalischen das Hieratisch-Symbolische, dem An-

tiken das Objective; für das Romantische bleibt mir nichts mehr übrig: in ihm sehe ich dann eine eigene Erscheinungsform des Hieratich-Symbolischen. Damit gewinne ich eine Viertheilung:

	1. hieratich-symbolisch	2. objectiv
I. Polytheismus	Der alte Orient.	Griechenland und Rom.
II. Monotheismus	Mittelalter mit Islam.	Protestantismus.

Schlagend stellen sich dann die Verwandtschaften heraus, welche der eine Reihe gemäß zwischen Orient und Mittelalter, in der andern zwischen Hellenismus und Protestantismus sich ergeben müssen.

Diese litterarhistorischen Kategorien, wie ich sie gern nenne, haben nicht allein diese allgemeine Bedeutung für so umfassende Perioden; sie kehren vollständig berechtigt innerhalb der Nationallitteraturen wieder, und hier ist dem Geschichtschreiber der Litteratur und Kunst überhaupt und der Poesie insbesondere ein eindringliches Verständniß der Volksindividualitäten unentbehrlich. Griechische Litteratur und Kunst repräsentiren den objectiven Polytheismus in reiner Vollendung, aber erst nachdem der hieratich-symbolische Standpunkt überwunden war: griechische Kunstwerke, welche orientalisches Gepräge tragen, sind deshalb noch nicht asiatisch; die Dichtungen der orphischen Schule, welche wir freilich nur durch Nachahmungen kennen, und die der hesiodischen klingen aus diesem Grunde an Dichtungen des Rigveda an. Selbst in der bewußt-objectiven Gattung der Poesie, im Drama, erscheint bei Aeschylus noch nicht die vollkommene Freiheit vom Hieratich-Symbolischen. Aber Talent ist Zulänglichkeit der Kraft, und die Größe des litterarischen und künstlerischen der Griechen zeigt sich in der Höhe des Erreichten.

Kein Volk hat in den reformatorischen Bestrebungen dem wiedererweckten Hellenismus sein Recht in dem Umfange zu geben verstanden wie das Deutsche; dem gegenüber ist in der Deutschen Romantik das Hieratich-Symbole fast mit orientalischer Ueberschwänglichkeit vorgetreten.

Ich denke, wer von diesem Standpunkte aus die allgemeine Poesiegeschichte beschrieb, könnte zu den schönsten Parallelen, zu einer vergleichenden Geschichte gelangen; die ich mir als das letzte Ziel philologischer Forschung und als die einzig sichere Grundlage einer philosophischen Darstellung denke. Vor allen Dingen würden wir vor Irrthümern bewahrt, wie wenn der Verf. Parsen, Aegypter und alte Semiten als Dualisten unter ein heroisches Ideal zusammenbringt, wo er sich lieber das große Verdienst hätte erwerben können, uns in diesem Punkte sehr unwissenden Orientalisten über den ursprünglichen Dualismus der Parsen, über den wirklichen der Aegypter und alten Semiten und über das heroische Ideal der Aegypter und Semiten einige nähere Aufklärungen zu geben. Ferner wäre von anderem Standpunkt der Verf. vielleicht auch zu schärferen Bestimmungen der poetischen Ideale gelangt. Es erscheint eine arge Verwirrung, einmal den christlichen Völkern das sentimentale Ideal zuzuthellen und daneben weiter noch von einem sentimentalen Ideal der oasiatischen Gruppe der Chinesen, Inder und Indochinesen zu sprechen. Grade an der letzteren Stelle hat sich die Nichtachtung der sehr wesentlichen ethnographischen Unterschiede sehr empfindlich gerächt.

Ich komme zu dem zweiten Hauptpunkte meiner Bemerkungen. Eine allgemeine Geschichte der Poesie kann ohne eine scharf erkannte Sondernung ihrer Gattungen und Bestimmung ihrer Principien nicht beschrieben werden. Deshalb hielt Moriz Carrière es für gerathener, zunächst nur Wesen und Formen der Poesie zu besprechen. Die Grundlinien aber

emeinen Poesielehre, welche Rosenkranz in der kurzen Einleitung seines Werkes gegeben hat, sind unzulänglich. Ich will nur zwei näher besprechen, das Epos und den Reim. Die großen Ueberzeugen einer Vorzeit nimmt ein Volk zunächst in ihrer einfachen und Hobeit hin; sie werden nur wenig erweitert oder umgewandelt. Dann kommt eine Zeit, welche systematisirt, eine, welche nach der möglichen Fülle strebt, eine, welche der geschwundenen großen theilvollen Theilnahme plattere Tendenzen substituirt, schliesslich die Auflösung. In religiösen Dingen bezeichnen sich damit die Epos, das große einfache Glaubens, des Glaubenssystems, des Vielglaubens mit Märchen und Wundern, der Moralisierung, der Frivolität; epischen Dichtung die Epochen des strengen archaischen Stils, des einfachen Dichtung, der kyklischen Massenhaftigkeit und des Märchen, der sittlichen Tendenzdichtung, der witzigen Auflösung. Aus der Poesiegeschichte sind uns diese Endpunkte am schärfsten als alte Hildebrandslied und durch das neue mit seiner platt huchenden Wendung bezeichnet; in der Griechischen bezeichnen Ilias und Odyssee ganz bestimmt zwei total verschiedene Stufen jener Entwicklung. Ilias haben wir noch die einfach-große Freude an der That; um zu werden, bedarf der Hörer nichts als ein Herz. Davon liegt Odyssee weit ab: in ihr sollen unser sittliche Theilnahme schon geistlichen Interessen des Hauswesens und Ehestands locken; der gekränkten wird mit Zaubern und Märchen geschmeichelt, welche die Ilias nicht kennt. Wer ist dann noch berechtigt, beide Dichtungen unter Einen Namen zu bringen, wie der Verf. thut! Die Ausbildung des Epos ist im Griechischen und Romanischen Mittelalter, in Persien und Indien ganz anders. Rosenkranz hat es nicht näher erkannt, und ihm sind daher Goethe wie Firdôsî, Nisâmî und Dschâmî unter den Persern in ihrer Innigkeit unbegreiflich geblieben.

Das eigentliche Kennzeichen der mittelalterlichen und neuen Dichtung ist das Epos als Princip, und man hätte über diesen anziehenden Punkt nicht so feinen Sinne und dem umfangreichen Wissen des Verf. Aufklärung erwarten können. Doch ist er darüber sehr kurz hinweggegangen. Das Epos, wenn der Verf. sagt, daß der Reim sich auch im Epos findet, er Ueberschwänglichkeit finde: dort ist er spät, die ältere eigentliche Dichtung hat ihn nicht. Am frühesten erscheint er als das Princip in einigen Liedern des Chinesischen Schiking, also vor Christus; dann in der lateinischen kirchlichen Dichtung des christlichen Mittelalters mit Anlehnung an die römische Volkspoesie, endlich etwas später in der arabischen Dichtung. An diesen drei Punkten trägt also das Epos am entschiedensten den Character der Autochthonie, während die mechanische Betrachtung ihn immer von dem letztgenannten abzuleiten versuchte. Der Reim beruht auf dem Streben aller Sprachen nach Symmetrie und Harmonie, daher er fragmentarisch überall vorkommt (vgl. W. Grimm's schöne Abhandlung zur Geschichte des Reims). Er scheint aber im weiteren Sinne genommen als ein doppelter: als Endreim und als Lautreim. Dem Sinnreime begegnen wir am häufigsten in der eiligen Dichtung der Hebräer; der sogen. Parallelismus membrorum nichts Anderes. Die Arabische Spruchdichtung hat ihn als Nationen festgehalten, daher der Qorân auch in dieser Weise gedichtet worden. Gesellt der Letztere dazu den eigentlichen Lautreim, den das Sprichwort in dieser Verbindung später niemals aufgibt und die Abschwächung des Sinnreims nachher in die Maqamendichtung übergehend Form übergeht.

Lautreim ist entweder anlautender consonantischer Natur oder auslautender vocalischer. Strenge Poesieepochen lieben die Härte

des consonantischen Reims im Anlaut, d. h. die Alliteration, so die altgermanisch heidnische; weichere den Gleichklang der Vocale im Auslaut oder den letzten betonten Silben der Verszeilen, die Assonanz, so den Spanische und Portugiesische. Der volle Reim ist bekanntlich gewissermaßen die Verbindung beider. Otfried hat ihn wohl aus der lateinischen Kirchenpoesie in die deutsche herübergebracht; der arabische wird auf die Ausbildung der provenzalischen Poesieformen späterhin nicht ohne Einfluß gewesen sein.

Mit dem Reim, dessen Theorie ich hier nicht weiter verfolgen kann, hängt die Frage über den Bau der Verse und Strophen sehr nahe zusammen. Es ist zu bedauern, daß diesen so wichtigen Punkt nach den zahlreichen schönen Einzelbemerkungen besonders von Jac. Grimm und Karl Lachmann der Verf. hat übergehen können. Es fehlt an einer Poetik, welche mit hinlänglicher philologischer Gewissenhaftigkeit gearbeitet wäre; ich bin gespannt auf die letzte Abtheilung der Aesthetik von Vischer.

Ehe ich meine fragmentarischen Bemerkungen abbrech, möchte ich machen mich lediglich der große Name des Verf. veranlaßt hat, will ich noch einige Einzelheiten berühren. Rosenkranz verbessert in der Vorrede ein Versehen, das er gemacht hat, in einem Tone, der voraussetzt läßt, daß das Ganze sonst rein von dergleichen sei. Er hat als Vorgänger des Visionärs Tundalus S. 449 (nicht S. 429) aus Plato einen Kappadocier Er angeführt, und dieser sei doch ein Pamphylie! Wirklich durch die Verwechselung solcher Nationalitäten wäre dem Wesen der Poesie wenig Eintrag geschehen; da aber der Verf. darauf ein so großes Gewicht legt, so giebt er uns ein Recht, gegen andere größere Versehen strenger zu sein. Auf dem Gebiete des Orientalischen hätte der Verf. doch die ausgezeichneten Kenntnisse seines vorzüglichen Amtsgenossen J. Olshausen zu Rathe ziehen sollen: es wären dann so manche lächerliche Kleinigkeiten, wie hebr. Mas-hal statt Maschal, pers. Dikhan (durchweg statt Dihkan) u. s. w., leicht zu vermeiden gewesen. Bei der Massenhaftigkeit der mitgetheilten asiatischen Terminologie wäre Genauigkeit grade nützlich gewesen. Bücher nach Titeln citiren, ohne sie gesehen zu haben, ist bedenklich; die S. 65 Max Müller beigelegte Commentirung des Rigveda gehört einem indischen Gelehrten des 13—14ten Jahrh., Sâyana. Zu der Auseinandersetzung über das Indische Drama S. 88 f. trage ich nach, daß A. Weber besonders in seiner Uebersetzung der *Mālavikā* von Kālidāsa (1856) die Abhängigkeit des indischen Drama's vom griechischen fast bis zur Evidenz erhoben hat. O. Müller hat in gutem litterarischen Takte dasselbe schon geahnt. Was der Verf. S. 105 f. von mundartlicher Volkspoesie der Indier beibringt, ist mir ein Räthsel; was ich von den gewiß nur nach Hörsagen aufgeführten Werken kenne, gehört durchaus der Sanskritstufe an. In der Untersuchung über das iranische Kaiserepos S. 116 f. ist die Grundlage ganz verschoben durch die willkürliche Annahme, daß es sich dort um die Idee des Weltreichs handle. Kein Epos der Welt treibt sich in einer solchen Idee umher; die Alexandersage substituiert daher ihrem Helden ganz andere Tendenzen, und die Franzosen, welche Napoleon I. episch angedichtet haben, konnten sich nur zu solchen Ideen erheben. Auch wäre es wünschenswerth, daß endlich der wissenschaftliche Aberglaube von dem Gespenst Zeruaneakereneh liefse, welches Rosenkranz noch recht mit Fleisch und Blut ausstattet (S. 119). Zu dem über Aegypten S. 121 f. Gesagten wäre eine Abhandlung zu schreiben. S. 124 wird die große Bemerkung gemacht, daß die Semiten sich zu Persien und Aegypten verhielten, wie die Buddhistischen Völker zu China und Indien; wenn das nicht eine schiefe Trivialität ist, so verdient der genauere Nachweis einen historischen Preis. Zu der Behandlung der griechischen Dichtung

135 f. wird man mit Erfolg die neue Ausgabe von Bernhardt's griecher Litteraturgeschichte vergleichen, soweit es sich um die Homerische Epoche handelt. Die große Stufenfolge von Ilias bis zum Froeschekrieg, der spezifische Charakter der homerischen Hymnendichtung gar nicht erkannt. Ueber das Scenische des attischen Theaters wird beigebracht (S. 180 f.); wenig über das Wesen der einzelnen Dichter. Aeschylus (S. 189) vermisst ich die Kenntniss der wichtigen, von anz in seiner Ausgabe der Oresteia bekannt gemachten Didaskalie; in Euripides (S. 190) scheint der Verf. nicht zu wissen, dass Hippodamos und Phädra dasselbe Stück bezeichnen; er führt, um die Zahl 18 Izumachen, diese beiden Namen für zwei Stücke auf, hat aber die Trojanen vergessen. Die Franzosen reden lieber von einer Phädra als von Hippolyt. Die römische Poesie ist mit am schwächsten behandelt (223); ihr „moralisches Ideal“ ist für die Poesie und Kunst ein wunderliches Ding. Der Verf. hat im Ganzen keine Achtung vor ethnophysischen Momenten; S. 258 f. spricht er indess von den barbarischen bergangsvölkern, und das rächt sich. Der Zusammenhang der mittelalterlichen Poesie ist damit zerrissen. S. 318 spricht er von einem Verser der Nibelungen, d. h. er gehört zu denen, welche den Dualismus höchsten epischen Kraft (wie der Ilias und des Hildebrandsliedes) und sadesten Bänkellängerei (wie die des Kaspar von der Rhön) in einer Person für möglich halten; einen Epiker, zusammengesetzt aus Homer, einem Kyklier, einem Alexandriner; einen großen Unbekannten, der uns gleich die künstlerische Andacht der besten poetischen Zeit und der derobensan einer cultivirten Schneiderseele anmuthet. In der darauf folgenden Gruppe des Theismus (S. 335 f.) fehlt eine scharfe Begränzung Talmudischen; schief ist es, wenn S. 370 der Held der Makamen von riri „das arabische Volk selbst in den charakteristischen Gestalten seines Lebens“ bezeichnen soll, während wir es hier mit einem genialen Vavonden des syrisch-arabischen Gränzgebiets zu thun haben. Neu ist, in S. 374 in den Märcen der 1001 Nacht das Ideal der Weisheit geht wird. Die lose Entstehungsgeschichte der Sammlung repräsentirt on an und für sich den in jeder Beziehung losen Charakter der Sammlung. Bei Lokman S. 363 (vergl. S. 455 f., wo geschickt über die Tierel gesprochen wird) ist die höchst interessante Identität desselben mit n von seiner Eselin angeredeten Bileam übersehen. Die dritte große uppe der christlichen Völker mit dem Ideal der Freiheit S. 403 f. erweist dem Verf. geläufiger. Höchst flüchtig ist es, wenn S. 471 die gezeichnete Sammlung „altfranzösischer“ Lieder von Mätzner für die ntniss der provenzalischen Sprache angeführt wird, da der Verf. den dem einfachen Worte hinlänglich bezeichneten Unterschied der beiden nzsischen Dialecte kennen mufa. Die Häresie des bretonischen Sagenisses S. 484 f. ist ein glänzendes, aber unwahres Wort. Dante und trarca gehören dem Mittelalter; Dante als der letzte hieratisch-symbolische Dichter, Petrarca als letzter Troubadour. Mit dem Verf. des Donixote waren Ariosto, Rabelais und Fischart zusammenzustellen, während der letztgenannte uns im Kapitel von der Anarchie deutscher Tenzen erscheint (S. 671). Was will der wiederholt auftretende Culteranus (S. 583, X und XVII)? In der englischen Poesie sehe ich S. 702 row als Vertreter des pathologischen, S. 706 Shakespeare als den des alen Drama's einander gegenübergestellt; eine reine Stufenfolge ist kein Gegensatz. In den neuesten Epochen hat sich Rosenkranz kurz gest, obgleich er als unmittelbarer Beobachter viel hätte geben können, l bei dem pathologischen Interesse der neuesten Entwicklungen hätte sich durch eine vergleichende Darstellung der poetischen Ideen unseres italters ein großes Verdienst erworben. Die Verweisungen auf andere

Arbeiten S. IX f. nutzen wenig. Die meisten der dort genannten Schriftsteller, und grade die geachtetsten, dringen nicht bis zum kranken Zeitpunkt der Gegenwart vor; Scherr, Menzel, vor allen aber A. Jung und R. Gottschall sind Pfscher und Quacksalber; Julian Schmidt, der beste Historiograph der neuesten Litteratur, hat mehr Sinn für das volle gesunde Leben als für das kranke; und unsere Poesie wie die ganze Zeit ist sehr krank. Ist es ein chronisches Leiden oder schon eine zähe Krankheit?

Berlin.

R. Gosche.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

1) Ernennungen.

Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruht, den Professor am Gymnasium zu Danzig Dr. Carl Joachim Marquardt zum Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen zu ernennen (den 5. Juni 1856).

Die Berufung des Oberlehrers an der höheren Bürgerschule zu Graudenz Dr. Ludwig Böttcher zum ordentlichen Lehrer an der Löbenichtschen höheren Bürgerschule zu Königsberg i. Pr. ist genehmigt worden (den 8. Juni 1856).

Der bisherige Collaborator an dem Gymnasium zu Groß-Glogau Dr. Wahner ist an das Gymnasium zu Oppeln als Lehrer versetzt worden (den 24. Juni 1856).

Die Anstellung des Candidaten des höheren Schulamts Dr. Adalbert Krafft als ordentlicher Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Insterburg ist genehmigt worden (den 24. Juni 1856).

Die Berufung des Dr. Heinrich Bögekamp zum ordentlichen Lehrer an der Louisenstädtischen Realschule zu Berlin ist genehmigt worden (den 30. Juni 1856).

Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruht, die Wahl des Oberlehrers am Gymnasium zu Frankfurt a. d. O. Dr. Gustav Thiele zum Director der Realschule zu Barmen zu genehmigen (den 30. Juni 1856).

Die Berufung des Lehrers Dr. Herrmann Gustav Höfig und des Schulamts-Candidaten Rudolph Leo Adrian zu ordentlichen Lehrern am Gymnasium zu Görlitz ist genehmigt worden (den 30. Juni 1856).

Die Berufung des Candidaten des höheren Schulamts Dr. Ferdinand Albert Martin Schultz zum ordentlichen Lehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin ist genehmigt worden (den 30. Juni 1856).

Am 29. August 1856 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die deutsche Orthographie in Uebereinstimmung mit der Prosodie.

Daß die bisher schulgültige Orthographie der neuhochdeutschen Schriftsprache im Argen liege, ist oft wiederholt worden, und demzufolge haben Sprachgelehrte und Literaten, Berufene und Unberufene, die für falsch gehaltenen Schreibweisen zu verbessern gesucht. Der Erfolg der Bemühungen ist noch nicht bedeutend gewesen. Die Meinungen waren sehr getheilt, und die Reformen einerseits ohne praktisches Princip, andererseits zu radical. Einige Neuerer wollten die Schrift durchaus nach dem Laute der Aussprache regeln, ohne zu bedenken, daß der überlieferte Buchstabenschatz nach der jetzigen phonetischen Bedeutung der Schriftzeichen dem deutschen Lautsystem nicht einmal recht gemäß ist. Andere wollen eine historisch gegründete Wortschreibung einführen, ohne sich viel um das veränderte Bedürfnis der Aussprache zu kümmern, welche sie gar mit reformieren möchten.

Das Grundgesetz der historischen Wortschreibung ist nach dem Ausdrucke eines der bedeutendsten Wortführer dieser Richtung ¹⁾ folgendes: „Die Schreibung richte sich nach der geschichtlich wahrnehmbaren Entwicklung des neuhochdeutschen Lautsystems“. Von solcher Ansicht ausgehend, findet jene Schule in der heutigen Schreibweise ein bedauernswürdiges Abirren von der gesetzmäßigen Entwicklung der Sprache, namentlich der Laute, und es widert sie eine Orthographie an, welche soviel Unwissenheit und Willkür zeige. Das Ansehen dieser historischen Schule in Sachen der Orthographie ist nicht gering, eben weil sie mit den Waffen der Gelehrsamkeit ihre Theorie verfocht. Aber ob sie wirklich berufen, die Krankheit zu heilen, ist noch die

¹⁾ Dr. K. G. Andresen, Ueber deutsche orthographie. Mainz, bei Kunze, 1855.

Arbeiten S. IX f. nutzen wenig. Die meisten der dort genannten Schriftsteller, und grade die geachtetsten, dringen nicht bis zum kranken Herzpunkt der Gegenwart vor; Scherr, Menzel, vor allen aber A. Jung und R. Gottschall sind Pfuscher und Quacksalber; Julian Schmidt, der beste Historiograph der neuesten Litteratur, hat mehr Sinn für das volle gesunde Leben als für das kranke; und unsere Poesie wie die ganze Zeit ist sehr krank. Ist es ein chronisches Leiden oder schon eine zähe Krankheit?

Berlin.

R. Gosche.

Sechste Abtheilung.

Personalnotizen.

1) Ernennungen.

Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruht, den Professor am Gymnasium zu Danzig Dr. Carl Joachim Marquardt zum Director des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums zu Posen zu ernennen (den 5. Juni 1856).

Die Berufung des Oberlehrers an der höheren Bürgerschule zu Graudenz Dr. Ludwig Böttcher zum ordentlichen Lehrer an der Löbenichtschen höheren Bürgerschule zu Königsberg i. Pr. ist genehmigt worden (den 8. Juni 1856).

Der bisherige Collaborator an dem Gymnasium zu Groß-Glogau Dr. Wahner ist an das Gymnasium zu Oppeln als Lehrer versetzt worden (den 24. Juni 1856).

Die Anstellung des Candidaten des höheren Schulamts Dr. Adalbert Krafft als ordentlicher Lehrer an der höheren Bürgerschule zu Insterburg ist genehmigt worden (den 24. Juni 1856).

Die Berufung des Dr. Heinrich Bögekamp zum ordentlichen Lehrer an der Louisenstädtischen Realschule zu Berlin ist genehmigt worden (den 30. Juni 1856).

Des Königs Majestät haben Allergnädigst geruht, die Wahl des Oberlehrers am Gymnasium zu Frankfurt a. d. O. Dr. Gustav Thiele zum Director der Realschule zu Barmen zu genehmigen (den 30. Juni 1856).

Die Berufung des Lehrers Dr. Herrmann Gustav Höfig und des Schulamts-Candidaten Rudolph Leo Adrian zu ordentlichen Lehrern am Gymnasium zu Görlitz ist genehmigt worden (den 30. Juni 1856).

Die Berufung des Candidaten des höheren Schulamts Dr. Ferdinand Albert Martin Schultz zum ordentlichen Lehrer am Friedrichs-Gymnasium zu Berlin ist genehmigt worden (den 30. Juni 1856).

Am 29. August 1856 im Druck vollendet.

Gedruckt bei A. VV. Schade in Berlin, Grünstraße 18.

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Die deutsche Orthographie in Uebereinstimmung mit der Prosodie.

Dass die bisher schulgültige Orthographie der neuhochdeutschen Schriftsprache im Argen liege, ist oft wiederholt worden, und demzufolge haben Sprachgelehrte und Literaten, Berufene und Unberufene, die für falsch gehaltenen Schreibweisen zu verbessern gesucht. Der Erfolg der Bemühungen ist noch nicht bedeutend gewesen. Die Meinungen waren sehr getheilt, und die Reformen einerseits ohne praktisches Princip, andererseits zu radical. Einige Neuerer wollten die Schrift durchaus nach dem Laute der Aussprache regeln, ohne zu bedenken, dass der überlieferte Buchstabenschatz nach der jetzigen phonetischen Bedeutung der Schriftzeichen dem deutschen Lautsystem nicht einmal recht gemäß ist. Andere wollen eine historisch gegründete Wortschreibung einführen, ohne sich viel um das veränderte Bedürfnis der Aussprache zu kümmern, welche sie gar mit reformieren möchten.

Das Grundgesetz der historischen Wortschreibung ist nach dem Ausdrucke eines der bedeutendsten Wortführer dieser Richtung ¹⁾ folgendes: „Die Schreibung richte sich nach der geschichtlich wahrnehmbaren Entwicklung des neuhochdeutschen Lautsystems“. Von solcher Ansicht ausgehend, findet jene Schule in der heutigen Schreibweise ein bedauernswürdiges Abirren von der gesetzmäßigen Entwicklung der Sprache, namentlich der Laute, und es widert sie eine Orthographie an, welche soviel Unwissenheit und Willkür zeige. Das Ansehen dieser historischen Schule in Sachen der Orthographie ist nicht gering, eben weil sie mit den Waffen der Gelehrsamkeit ihre Theorie verfocht. Aber ob sie wirklich berufen, die Krankheit zu heilen, ist noch die

¹⁾ Dr. K. G. Andresen, Ueber deutsche orthographie. Mainz, bei Kunze, 1855.

Frage. Gewiss ist das Verdienstliche der Arbeiten eines Weinhold, Andresen u. A. sehr anzuerkennen; mit einem Aufwande von Fleiss und Sprachkenntnis hat besonders der Letztere die echten Schreibungen der Wörter aufgesucht. Doch möchte ich den Werth ihrer Forschungen nicht für unsere Orthographie, sondern lediglich für die Sprachwissenschaft, für die Etymologie, gelten lassen. Sie erkennen selbst an, dass die deutsche Schrift von den echten Formen längst abgewichen sei, ja, dass dies mittlerweile ein anderes Gesetz, nämlich das der Aussprache, angenommen habe; wird man also jetzt füglich noch umlenken können? Sie wundern sich, dass man ihrer Reaction so sehr widerstrebt; aber wie, wenn ihre Schreibweisen, eben weil deren Grund niemand anders als nur ein Eingeweihter erkennt, oft ganz capriciös erscheinen, nicht selten sogar mit der üblichen Aussprache in Widerspruch stehen? Diese wird sich nie der neuen Orthographie zu Gefallen bessern, weil es zu natürlich ist, dass die Schrift sich eher nach der Sprache, als die Sprache nach der Schrift richte¹⁾. So war es auch im Mittelalter: man schrieb just, wie man sprach, soweit das vorhandene Alphabet dem Late nur genug thun wollte. Und dass die mhd. Orthographie so schön zu den Gesetzen der Entwicklung des Lautsystems stimmte, das hat man nicht etwa einem gelehrten Zurückgehen auf die früheren Sprachstufen, sondern eben der ungestörten Entwicklung der Sprache selbst zu verdanken.

Man kann ein grosser Freund des historischen Sprachstudiums sein, ohne der Ansicht beizupflichten, dass nach den Ergebnissen desselben die Orthographie auf ihrer jetzigen Bahn zurechtgewiesen werden könne oder dürfe. Wenn die Gelehrten sich die sonderbare Meinung in den Kopf gesetzt haben, unsere Wortschreibung müsse „eine angewandte Etymologie“²⁾ sein, oder sie müsse den Exercierplatz für das Studium der Wortbildung säubern und ebnen³⁾: so wird offenbar, dass diese Theoretiker nicht genug praktischen Sinn haben, um dem Volke, dem gebildeten wie dem ungebildeten, eine recht brauchbare Anweisung in der Orthographie zu ertheilen⁴⁾. Da die schriftliche Darstel-

¹⁾ Ueberhaupt lassen sich die Neuerer vielfach in Dinge ein, die nicht in ihr Gebiet, sondern in das der Grammatik gehören. In dieser Hinsicht zeigt sich auch die Hannoversche Conferenz, deren „allzugrosse Nachgiebigkeit“ übrigens von Andresen beklagt wird, nicht eben bescheiden. Man sehe darüber G. Stier in der Zeitschr. f. d. Gymnasialw. Juli- und Aug.-Heft 1855. — In dem Etymologisiren ist die Hannoversche Conferenz wol jedenfalls etwas zu weit gegangen, während sie in „einem der wichtigsten Punkte der hochdeutschen Orthographie“ (wie Andresen sich ausdrückt), nämlich in Betreff des *ss* und *sz*, nicht zur Entschiedenheit hat kommen können.

²⁾ Weinhold, Zeitschr. f. d. öst. Gymn. 1855 S. 65.

³⁾ S. Andresen S. 3.

⁴⁾ Selbst Stier (an dem schon angef. Orte) erkennt an, dass die Bezeichnung eines Quantitäts-Unterschiedes „von grösserer Wichtigkeit sei, als das für den Laien unfruchtbare Wissen, wovon die Wörter kommen“.

lung der Sprache eine Kunst ist, welche, wie die Sprache selbst, dem ganzen Volke angehört, so muß sie auch von ihm verstanden werden; soll aber die Rechtschreibekunst eine populäre sein, dann hat sie wol nur nach zwei Vorzügen zu streben, welche sind: möglichste Einfachheit und möglichste phonetische Genauigkeit. Aenderungen, die solche Zwecke haben, werden mit der Zeit bald Eingang finden, weil sie als praktische Verbesserungen erkannt werden. Vor allem ist daher nöthig, daß der Grundsatz der Orthographie populär und gemeinfasslich sei, und er wird es umso mehr sein, wenn er dem herkömmlichen Grundsatz nicht widerspricht, sondern vielmehr mit diesem eins ist und ihm nur eine vollkommnere Durchführung gewährt.

Dies ist nicht die An- und Absicht der historischen Neuerer, deren Vorschläge meines Erachtens nur Störung in den Entwicklungsgang unserer Rechtschreibekunst und Verwirrung in die Schulen bringen. Wozu z. B. soll man in den Wörtern *lassen*, *geflossen*, welche von ihnen *lassen*, *geflossen* (oder ähnlicher Weise) geschrieben werden, und in *missen*, *rosse*, in denen sie das *ss* beibehalten, eine verschiedene Bezeichnung des harten S-Lautes einführen¹⁾, da doch die neuhochdeutsche Aussprache in beiderlei Wörtern vollständig gleich ist? Muß man denn echt historisch nicht auch *ess* (statt *es*), *gutes* (Nomin.) schreiben? Warum unterscheidet man bloß *ei* und *ai*, und nicht ebensogut auch *ou* und *au*: das erstere für Mhd. *û*, das andere für Mhd. *ou*? Würde man nicht sehr bequem auseinander halten: die *toube* (*columba*) und: die *taube* (*surda*)?

Gegen die Aussprache, als Norm der Orthographie, haben unsere Gegner viel zu erinnern. Nun, mögen in der Aussprache immerhin einzelne provinzielle Abweichungen stattfinden — wie wohl in der Grammatik wie in gebildeter Gesellschaft im Ganzen eine genügende Uebereinstimmung in dieser Beziehung herrscht: — so wird hieraus doch kein Schaden, sondern nur Nutzen hervorgehen. Man wird dann, und zwar nur vermöge der getreueren Lautbezeichnung, besser im Stande sein, aus der Schrift selbst die landschaftlichen Nüancen im Laut und Ton zu erkennen und zu beurtheilen, und das Bessere wird sich wol Bahn brechen. Auf diese Weise können Aussprache und Schrift zu beiderseitigem Vortheil auf einander einwirken; sie treten in immer größere Uebereinstimmung, und dies ist die ohne Zweifel sehr vernünftige Anforderung, welche R. v. Raumer an unsere Orthographie stellt²⁾.

¹⁾ Ich erlaube mir hier auf eine falsche Bezeichnung aufmerksam zu machen, die bei Andresen (S. 105) wie auch sonst begegnet. Er nennt das ahd. und nhd. *z* einen weichen „aspirierten“ Zungenlaut neben dem harten *z*. *z* oder *ß* ist ebensowenig ein weicher Laut, als das ihm entsprechende nordgermanische *t* oder das mit ihm auf gleicher Linie stehende *f* und *ch*. Auch sind *z* und *pf* nicht härter als *z* und *f*, sondern nur Doppellaute, die durch Vereinigung einer Muta mit einer Sibilans entstehen.

²⁾ Ueber deutsche Rechtschreibung. Wien, bei Gerold's Sohn 1855.

Die neuen und grösseren Verwirrungen, mit welchen die gegenwärtige orthographische Revolution den deutschen Schreibgebrauch bedroht, können nur dadurch abgewendet werden, daß man einstweilen die herkömmliche Orthographie vorsichtig noch aufrecht erhält und vor allen Dingen sich darüber zu verständigen sucht, erstlich was die Orthographie überhaupt zu leisten hat, dann aber, welche Forderungen der eigenthümliche Charakter unserer Sprache an sie stellt und inwieweit sie diesen mit den vorhandenen Mitteln entspricht oder entsprechen kann. Obas Zweifel ist es der Hauptzweck einer guten Schrift, den Laus der Sprache sowohl in qualitativer als quantitativer Rücksicht mit ihren angemessensten und einfachsten Mitteln zu bezeichnen. Diesen Zweck wird auch die deutsche Orthographie haben müssen, und ihr Charakter wäre demnach ein lautgemäßer, ein phonetischer. Indessen erleidet derselbe auf mehrfache Weise Beschränkungen. Die neuhochdeutsche Sprache ist nicht eine besondere lokale oder provinzielle Mundart, sondern sie ist ein Gemeingut der mundartlich verschiedenen Provinzen; sie ist zur grammatisch geregelten Schriftsprache erhoben und dadurch das Organ der Gebildeten geworden in Rede und Schrift. Ihr richtiger Gebrauch, insbesondere aber ihre richtige Pronunciation müßte also entweder aus der lebendigen Rede der Gebildeten oder aus der Schrift erkannt und gelernt werden können. Das Letztere würde aber nur dann möglich sein, wenn die Schrift selbst gelreu und vollkommen die Qualität und Quantität der Laute, sowie die Betonung ausdrückte, vorausgesetzt, daß die phonetische Bedeutung der Elemente der Schrift oder der Buchstaben hinlänglich feststünde.

Was erstlich die Qualität der Laute unserer Sprache anbelangt, so wird zwar diese in der Verwendung des ererbten Schrift-Materials ziemlich genügend ausgedrückt. Wohl finden sich hie und da zuviele oder zuwenige Buchstaben (man denke an *q, v, f, y, sch* u. s. w.¹⁾); wohl wird oft das Zeichen des weichen Lautes gesetzt, wo ein harter gehört wird (z. B. in

In dieser mit großer Umsicht angestellten Untersuchung sind die Mißgriffe der historischen Schule der Orthographie einer ausführlicheren Besprechung unterzogen. Der Verfasser, kundig der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, hat unsers Erachtens richtig den Weg erkannt, den die neuhochdeutsche Orthographie zu verfolgen hat und von dem sie nicht verschlagen werden darf.

¹⁾ Das *ph* in *epheu* billigt Andresen (S. 93) trotz der Aussprache. Warum? Weil diese Wortform aus dem Elsässischen kommen soll, wo man *ep-heu* (wie *rephuhn*) spricht. Wenn Andresen verlangte, man solle überall so aussprechen, so haben wir nichts dagegen; da dies aber doch nicht geschehen wird, so wollen wir im Schreiben wenigstens nicht lügen. Die Berufung auf die abnormen Schreibungen *Soest, Coesfeld, Itzehoe*, auf welche Stier hierbei, wunderlich genug, verfällt, ist ganz ungehörig, da diese Namen keine gemeindeutsche Wörter sind und wie die Familien- und Städtenamen überhaupt sich der orthographischen Regelung entziehen.

: *land*, *raub* statt *lant*, *raup*; vor harten Consonanten: *ilbte* statt *lepte*, *wölpte*); wohl sind die Nüancen der Vohlt mit Sorgfalt wiedergegeben (z. B. die des *e*, welches offenes, bald ein geschlossenes sein kann): doch veraninestheils diese Mängel keine so erhebliche Abirrungen Aussprache, anderntheils können sie bei der Unbestimmtl dem provinziellen Schwanken der Laute auch nicht ganz werden. Der Charakter der Sprache, als eines gemeinOrgans der ganzen Nation, scheint fast zu erfordern, dafs sprache nicht so sehr durch den Buchstaben fixiert sei. en in diesem Stücke also immerhin noch einzelne Vergegen zu wünschen, so finden wir diese doch nicht so 1, und die Erfahrung ermahnt, besonders in der Schriftöglichst conservativ zu sein.

schlimmer steht es aber mit der Bezeichnung der prohen Verhältnisse, der Quantität und der Betonung. werden theils mangelhaft, theils auf zu ungleiche Weise ar gemacht; hier und da zeigt sich auch großes Schwanniese Uebelstände haben sich als höchst nachtheilig erwiewohl für die Erlernung des richtigen Schreibens als desprechens. Eine genauere Bezeichnung der prosodischenisse ist aber auch gerade für unsere Sprache von höchchtigkeit, da in ihren Lauten, Silben und Wörtern einerosodische Verschiedenheit und Abstufung stattfindet, von der Begriff des Wortes wie das Verständniß des Satzes abhängt.

iern nun diese Unvollkommenheiten an der üblichen Orthohaften, ist sie nicht eine phonetisch getreue zu nennen. Prosodie unserer Sprache ist von der antiken Grundver. In der antiken wird die Quantität durch das Gewicht le bestimmt; im Deutschen entscheidet die Betonungnge und Kürze der Silben in der Art, dafs Silben von Ton die Geltung einer entschiedenen Länge haben, hinlose Silben als entschiedene Kürzen genommen werden. telstufen, welche noch zwischen beiden liegen, werden nach dem Lautgewichte als nach dem Tongrade bestimmt. diesem Gesetze ruht der Grund folgender Eigenthümlich-1) dafs eine kurze Silbe als Länge gelten kann, z. B. in rtern *tritt*, *keck*, wo doch weder Vokal-Länge noch Poirksam ist; 2) dafs in Silben, in denen Vokal-Dehnung sition stattfindet, durch Tonlosigkeit die Wirkung der ; oder der Position paralytisiert wird; z. B. in *der*, *ihn*: *be schlug ihn*; ebenso in *-est*, *-ern* u. dgl.: *hasset*, *er-*

nun die deutsche Wortschreibung angeht, so ist nicht ennen, dafs sie von der Prosodie ihr Mafs genommen, die prosodisch verschiedenen Silben auch gra-verschieden darzustellen bestrebt gewesen ist. t das Princip nicht in allen Fällen zweckmäfsig und voll- durchgeführt worden. Ueber diesen Gegenstand soll im

Folgenden gehandelt und dabei im Allgemeinen angegeben werden, welche praktische Verbesserungen im Sinne des prosodischen Grundsatzes die deutsche Wortschreibung anstreben müsse. Zunächst müssen wir uns in einigen Worten über das Wesen der deutschen Betonung aussprechen.

§. 1. Beobachtet man die Silben eines Satzes, so bemerkt man, daß nicht alle mit gleicher Höhe der Stimme gesprochen, sondern einzelne mehr oder minder im Tone hervorgehoben werden. Solche Silben kann man gehobene nennen. Die Hebung ist nur durch den Gegensatz der Senkung erkennbar; eine Silbe an und für sich kann weder eine gehobene noch eine gesenkte heißen.

§. 2. Erwägt man nun aber den Ton genauer, so zeigt es sich, daß weder die Hebungen noch die Senkungen unter einander völlig gleich sind. In dem Satze „Der Vogel fliegt über die Kirchtürme“ hört man fünf Hebungen; doch sind die Silben *ü* und *tür* nur untergeordnete Hebungen, was eine Folge der Inklination des Tones ist, indem diese Silben wegen ihrer abhängigen Bedeutung ihren Accent an die bedeutsameren Silben, an denen sie dem Sinne nach gehören, anlehnen. Sind nun die Silben *ü* und *tür* in diesem Betracht auch gesenkte, so lassen sie sich doch in Bezug auf die Nachsilben *ber* und *me* wiederum als Hebungen auffassen und werden demnach mit dem Accentus gravis bezeichnet: *über* ˘˘, *kirchtürme* ˘˘˘. Solche Hebungen wollen wir harttonige (tieftonige) nennen, während diejenigen, von welchen sie beherrscht werden, der Name der volltonigen (hochtonigen) zukommt.

§. 3. Gleicherweise läßt sich auch unter den gesenkten Silben ein Unterschied machen. Es giebt erstlich in unserer Sprache Silben, die durchaus ohne Tonhebung gesprochen und daher tonlos genannt werden; bekanntlich sind dies vor allen diejenigen, in welchen das gedämpfte und halblaute, weder dehnbare noch schärfbare *e* vorkommt, z. B. die Vor- und Nachsilbe von *gewisser*, *flügel*, *zertrümmerte*. Aehnlich die, in etwas minderer Grade, tonlosen Silben *-ig*, *-isch*, *-ung*, *-lich*.

§. 4. Die entschieden tonlosen Silben sind an folgenden Kriterien zu erkennen: 1) Sie erscheinen nur als Vor- und Nachsilben eines Wortes. 2) Sie sind nicht der Hebung fähig; höchstens wenn sie zwischen anderen tonlosen Silben stehen, nehmen sie eine Art Tonerhöhung an, z. B. in *mörderische*, *adelige* (˘˘˘); nicht aber in *fränkische*, *ewige*, *ordnungen* (˘˘˘). Daß es im Altdutschen, zumal im Althochdeutschen, um solche Wörter anders stand, kann hier unerörtert bleiben. 3) Position ist in ihnen unwirksam; man vergl. *hassest*, *erneuern*, *heiligte*, *ordnungen*¹⁾.

§. 5. Es giebt aber eine zweite Art gesenkter Silben, die

¹⁾ Eben in diesem Punkte irrte Dr. Ed. Eyth (in seinen metrischen Uehertragungen der Ilias und des König Oedipus), welcher auch in tonlosen Silben Stärkung durch Position annahm: eine Prosodie, die an lauter Positionen scheitern mußte.

für sich ein Wort ausmachen, sowohl der Hebung fähig sind, als auch durch Position und Vokal-Länge einige Stärkung erhalten. Zu diesen gehört 1) eine Anzahl gewöhnlich tonlos gebrauchter Monosyllaben, meistens die Artikel sowie die einsilbigen kurzen Pronomina und Präpositionen, wie *ich, in, mit*. (Ueber die halbgedehten Pronomina *ihn, wir, dir* u. dgl. s. unten §. 14.) Sage ich: *in der welt*, so kann ich $\cup\cup\cup$, doch auch schon $\cup\cup\cup$ betonen. In *inbrunst* erhält die Silbe *in* sogar vollen Ton.

2) Ferner gehört zu der zweiten Art eine Anzahl Silben, die neben einer tonlosen stehend immer eine Tonerhöhung bekommen. Dieses sind vornehmlich diejenigen, in denen Position oder Vokal-Länge wirkt, z. B. *durch, vör, auf, -schaft, -heit, -thum* u. dgl. Also in: *auf der welt* $\cup\cup\cup$, welches nicht als Daktylus zu gebrauchen ist. Hierzu sind indessen auch die Endsilben *-nis* und *-in* zu ziehen. Die gewöhnliche Aussprache betont die Silben *-nis* und *-in* mehr als *-ung* und *-ling*. Am besten erkennt man dies, wenn man die Silben verlängert. Die Wörter *kenntnisse, fürstinnen* sind ungefähr ebenso gute Palimbacchien ($--\cup$) wie *walnüsse, dachrinnen*; dagegen die Wörter *festungen, jüngerlinge* fast ebenso gute Daktylen ($\cup\cup\cup$) wie *festigen, jüngere* ¹⁾.

Im Uebrigen kann es hier nicht unsere Absicht sein, die weiteren Consequenzen dieser prosodischen Theorie für die Metrik zu erörtern.

3) Enklitische oder proklitische Begriffswörter, wie sie in Compositis vorkommen, mögen noch eine letzte Klasse von Senkungen bilden; z. B. *tag in lenztage, voll in muthvoll oder voll muth*. Durch Anchluss einer schwächeren Silbe erhalten sie sogleich wieder den Charakter einer (halbtonigen) Hebung: *lenztage, muthvolle, voller muth*. Man kann daher auch im Verse betonen: *lenztage* $\cup\cup\cup$; solches ist nicht zulässig, wenn eine Silbe von gleicher Quantität angeschlossen wird. *Komm, lenztagestral* $\cup\cup\cup\cup$ würde ein übler Anfang eines Hexameters sein. Es muß betont werden: *lenztagestral, oder lenztagestral*.

Die in §. 4 charakterisierten Senkungs-Silben würden passend durch das Zeichen \cup , ebenso die in §. 5. 1) durch \cup , hingegen die beiden folgenden Arten durch $-$ ausgedrückt werden.

Nach dieser Erörterung der prosodischen Verhältnisse unserer Sprache wollen wir sehen, wie die Orthographie sich nach den-

¹⁾ R. v. Raumer in seiner oben genannten Schrift irrt, wenn er meint, *löwinnen* sei ein Daktylus, so gut wie *ewigen*, und die Endung *innen* könne hier keinen Reim bilden. Dafs *löwinnen* nicht auf *entrinnen* gereimt wird, hat nur einen metrischen Grund, indem in unseren üblichen Reimversen Verschlüsse wie $--\cup$ nicht vorkommen. Ich frage aber, ob folgende choliambische Verse nicht ohne Tadel gereimt sind:

Ich kenne zwei Fürstinnen,

Die nur auf Volkes Wohl sinnen. ($\cup\cup\cup$)

Wie mangelhaft ist dagegen folgender Reim:

Hier waren jene Neidischen, ($\cup\cup\cup$)

Die edle Thaten ausziischen. ($\cup\cup\cup$)

selben richtet, wie sie bestrebt ist, Länge und Kürze, Ton und Nicht-Ton zu veranschaulichen. Hierbei werden uns mitunter Inconsequenzen und Mängel aufstoßen, deren Abhülfe ein dringendes Bedürfnis ist.

Zur Bezeichnung der Prosodie dienen erstens graphische Mittel, seien es Buchstaben oder seien es Accente; zweitens dient dazu die Lage der Silben, wie unten gezeigt werden soll.

§. 6. Sehen wir zunächst, wie der allgemeine Gegensatz von Hebung und Senkung im Worte ausgedrückt wird. Eine gebene Silbe muß entweder gedehnten oder geschärften Vokal haben. Erstens kann nun die Dehnung durch einen Doppelvokal, die Schärfung dagegen durch einen Doppelconsonanten ausgedrückt werden; z. B. *laute, feste*. Zweitens kann die Dehnung durch Geminatio des einfachen Vokals, die Schärfung dagegen durch Geminatio des einfachen Consonanten bezeichnet werden; z. B. *boote, hatte*. Statt der Vokal-Geminatio bedient man sich auch anderer Mittel, als: eines dehnnenden *h* oder *i* (letzteres nach *i*); z. B. *mahle, ziele*; zuweilen läßt man die Dehnung auch ganz unbezeichnet: *pfade, bart*¹⁾. Diese Ungleichmäßigkeit ist jedenfalls sehr misslich und beschwerlich, und doch kann keine von diesen verschiedenen Schreibweisen zum

¹⁾ Die Mannigfaltigkeit der Dehnungsbezeichnung dient jetzt hauptsächlich dazu, um gleichlautende, aber dem Sinne nach verschiedene Wörter in der Schrift auseinander zu halten. Aber hier leistet unsere Orthographie, die doch sonst oft zu wenig leistet, zuviel. Fast pedantisch unterscheidet sie Wörter, die in Aussprache und Ton vollständig gleich sind; gerade als könnte ein Mangel der Sprache selbst durch todtes Buchstabenwesen verbessert werden. So muß denn das orthographische Schreib-täfelchen dem redeunfähigen Zacharias endlich als Hilfsmittel dienen, um deutlich zu offenbaren, welcher Begriff gemeint ist. — Solche Homonymen sind z. B.:

Malen — *pingere* oder *molere*. Die Einen schreiben das erstere mit *h*, die Anderen das letztere. Die eine Partei macht geltend, daß *malen* — *pingere* ein historisch langes *a* hat (mhd. *mālen*), *malen* — *molere* dagegen kurzes *a* (mhd. *maln*), so daß also dem ersteren das Dehnungszeichen zukomme. Die andere Partei beruft sich auf *mühle* und schreibt: *mahlen, gemahlen*, dagegen *malen, gemalt, Gemälde, Maler*. Dieser Streit ist unnütz. Die lebendige Rede weiß nichts von solchem Unterschiede — was freilich zu bedauern, aber nicht zu ändern ist. Im Norddeutschen heißt *molere malen, pingere mālen (maolen)*.

Lehren und *leeren*. Dem Muthwillen der Sprache, die in dem Doppelsinn des Wortes *gelert* Gelegenheit zu spöttischem Wortspiel bot, haben die grämlichen Schulfische durch ihr *h* und *ee* ein Ziel gesetzt, für die armen Lernlinge und Laien unserer verkünstelten Schreibekunst eine Vermehrung der vielen Qualen.

Ohne wirklichen Nachtheil könnte man derlei unbegründete Scheidungen aufgeben. Etwas Anderes ist es, wenn auch die Aussprache und die Betonung einen Unterschied hören lassen; z. B. *ist* und *isst*, *frist* und *frisst* (spr. *frisst*), *war* und *wahr* (⌞ und ⌞, *erat* und *rerum*), *schaft* und *schaftt*, *gewand* und *gewandt* (spr. *gewandt*). Wogegen *stadt* und *statt* wiederum in der Aussprache und sogar auch in der ursprünglichen Bedeutung völlig gleich sind.

ausschließlichen Gebrauche empfohlen werden. Zu viele Geminationen oder *h* werden Keinem gefallen; gebraucht man consequent gar keine Dehnungszeichen, so verliert man eine oft so nöthige Unterscheidung der Vokal-Quantität. R. v. Raumer ist der Ansicht, wir könnten der Bezeichnung der Länge überhoben sein, da wir ja das Gegentheil, die Schärfung, so gewissenhaft ausdrücken. Dies ist bedenklich; vor einfachen Consonant-Zeichen mag die Dehnung unbezeichnet bleiben, wiewohl dann doch das *e* mitunter etwas dünn und tonlos aussehen würde (z. B. *empfehlen*, *entehren* = entehren, und dann gar *enterte* = entehrte!); vor mehrfachen Consonanten (oder auch mehrfachen Consonant-Zeichen, wie *ch*, *sch*, *fs*) würde man aber jenen graphischen Mangel kaum ertragen, ungeachtet daß unsere übliche Orthographie einzelne Beispiele der Art darbietet (z. B. *bart*, *herd*, *ostern*, *sprache*). Wörter wie *warte* und *wahrte*, *dinte* und *diente*, und wie viele der Art noch, die in der Aussprache so ganz verschieden sind, würden unterschiedslos geschrieben werden.

§. 7. Ist es aber möglich, daß unsere Wortschreibung sich wirklich mit der Zeit verbessere (und dazu ist doch noch Aussicht), so wäre zur Bezeichnung der Vokallänge gehobener Silben nach meiner Ansicht kein tauglicheres Mittel anzurathen als der Circumflex oder auch ein Querstrich über dem Vokal (*ä* oder *ā*). Dieser könnte in vielen Fällen, die ich näher beleuchten werde, ausbleiben; bei den Umlauten *ä*, *ö*, *ü* könnte er, wie bei *i*, durch ein nachgesetztes *e* ersetzt werden, wobei dann die Doppelpünktchen wegfiele (*maedchen*, *roetlich*, *lieblich*).¹⁾

§. 8. Das Dehnungszeichen wäre aber zu sparen:

1) Wenn dem Vokal nicht mehr als ein einfach geschriebener Consonant nebst einer tonlosen Silbe folgt, z. B. *vater*, *söne*, *belibig*.

Dahingegen: *sprache* (da *ch* als doppeltes Zeichen folgt), *sön*, *versoenlich*, *fließen* (oder man schreibe *fließ* und betrachte *ß* als einfaches Zeichen).

2) Wo eine leicht erkennbare Zusammenziehung bei der Flexion statthat, z. B. *lebt* (statt *lebet*). *ligt*, *tags*. Leicht zu erkennen ist die Zusammenziehung jedoch nur da, wo die Mutae oder *h* vor *t* oder *s* stehen: *gt*, *kt*, *bt*, *pt*, *ds*, *ts*, *gs* u. s. w., indem diese Consonant-Paarungen in echt deutschen Wörtern wol nur vermöge der Elision eines tonlosen *e* vorkommen können. Wo hingegen Spiranten oder Liquiden vor *t* oder *s* stehen, da muß die Dehnung bezeichnet werden, um die mögliche Verwech-

¹⁾ Andresen S. 44 spricht sich gegen Accente zur Bezeichnung der Länge aus, hauptsächlich weil die Quantität mundartlich variiert. Nun, was schadet's denn auch, wenn der Norden in etlichen Wörtern eine Länge setzte, wo der Süden kurz spricht? Jetzt können wir aus der Schrift gar nicht erfahren, ob das *o* in *osten* gedehnt oder geschärft werden muß; ja, der Mangel der Dehnungsbezeichnung hat wirklich schon hie und da eine unrichtige Aussprache zur Folge gehabt.

selung mit der Schärfung zu verhüten; also: *rüft* ¹⁾, *schläft*, *sücht*, *triefst*, *hölle*, *enterte*, *läst* (*östern*, *duester*), *des méra*.

§. 9. Soviel von der Dehnung. Hieran wäre nun noch die Frage zu schliessen, ob die Bezeichnung der Schärfe nicht auch in einzelnen Fällen gespart werden könne. Die Schärfung der gehobenen Vokale haben wir oben (§. 6) als ein Analogon der Dehnung aufgefals; bei jener werden die Consonanten, bei dieser die Vokale vermehrt, resp. geminiert (der Circumflex sollte als Vokal-Gemination gelten). Tritt nun durch Flexion an einen geminierten Consonanten ein *t* oder ein *s*, so dürfte es scheinen, dass hiernit die Gemination überflüssig geworden, da ja der Consonant jetzt schon durch *t* oder *s* vermehrt ist. Man dürfte also aus *ball*, *schiffen*, *missen* flectieren: *bala*, *schift*, *mist*. Diese graphische Wandlung ist aber nicht anzurathen. Nicht bloß deshalb, weil die übliche Praxis dagegen ist, sondern vielmehr aus folgendem Grunde. Es ist hier bei der Flexion ein tonloser Vokal elidirt, so dass also die zusammengetretenen Consonanten nicht eigentlich zusammen gehören. *Balls* steht für *balles*, *ballt*, *schifft* für *schifft* u. s. w. Die gute Aussprache weiß dies auch wol hörbar zu machen; sie unterscheidet *harte* und *harrte*, *miste* und *misste*. Nur die Gemination der Mutae vermag sie nicht wiederzugeben, was in der Natur dieser Laute liegt, welche nicht fortönen können; daher denn *deckte* nicht anders als *dekte* gesprochen werden kann.

§. 10. Zu Gunsten der richtigen Aussprache muß hier aber einer Ausnahme gedacht werden, welche die Orthographen nicht zu bemerken pflegen. Sie findet sich bei den sogen. Hilfszeitwörtern. Diese haben in ihrer Conjugation einige unlösbare und uralte Consonant-Verbindungen, wo auch wirklich keine Vokal-Elision stattgefunden. *Wollen*, *sollen*, *können*, *müssen* haben im Infin. geminierten Consonanten, im Imperf. aber ist es falsch, ihn geminiert zu schreiben: *wollte*, *sollte*, *konnte* . . . oder *könnte*, *müsste*. *It*, *nt* u. s. w. waren hier schon im Altdutschen ohne Bindevokal vereinigt, und das Ohr hört auch nichts von einer Doppelung oder einem Anhalten des fälschlich geminierten Consonanten; dies erkennt man am deutlichsten, wenn man vergleicht: *könnt* ihr und *könt* ich (*potestis* und *possem*). *wollt* ihr und *wollt* ich, *wallte* und *walte*. Wer verkennt hier den Unterschied der Aussprache?

Diese rein consonantische Wortbiegung steht übrigens gleich mit der rein consonantischen Wortbildung, der sie denn auch in der Schreibung gleich sein muß. Es wird nämlich auf dieselbe Weise durch eine uralte und feste Consonant-Vereinigung von *können* gebildet *kunst*, von *gönnen* *gunst*, von *gewinnen* *gewinst*, von *schaffen* *geschafft* — also ohne Gemination.

§. 11. Wir hatten oben §. 2 gesagt, dass die Hebung bald

¹⁾ Man findet zuweilen Reime wie *rüft* und *duft*, *sücht* und *sucht*. Es scheint gewissen Poeten genug zu sein, wenn ihre Reime nur fürs Auge richtig sind.

eine volltonige (hochtonige), bald eine halbtonige (tiefenonige) sein könne. Von beiden Arten gilt, was bisher von der Hebung im Allgemeinen vorgetragen ist. So behalten denn die Wörter *wolle* und *spinnen* ihre Geminatio, sie mögen in der Hebung oder in der Senkung stehen: *wollspinner*, *spinnwolle*. Desgleichen die Endsilben *innen*, *nisse* in *fürstinnen*, *betruebnisse*. Sie sind zwar nur halbtonig, jedoch bleiben sie in Bezug auf die nachfolgende tonlose Silbe Hebungen.

§. 12. Nun fragt sich, ob die Orthographie auch auszudrücken habe, welche Silbe in einem Worte, das mehrere Hebungen hat, die volltonige ist, mit andern Worten, auf welche Hebung der Haupt-Ton fällt. Dies ist im Allgemeinen nicht nöthig. Denn es besteht für echt deutsche Wörter die Regel, daß der Haupt-Ton möglichst weit vom Wort-Ende zu setzen ist. Also wissen wir durch Gewöhnung, daß *wollspinner*, *bäumwollenspinner*, und nicht anders, gesprochen werden muß. Eines Tonzeichens bedarf es somit hier nicht. Indessen werden wir weiter unten über einige Ausnahmen zu sprechen haben, welche jene allgemeine Betonungsregel erleidet.

Von §. 7 bis §. 12 haben wir die orthographische Behandlung der gehobenen Silben erörtert und uns dabei möglichst an die überlieferte Schreibweise angeschlossen. Dieses soll ebenso bei der Besprechung der Senkungen geschehen.

§. 13. Hier läßt sich nun ein ebenso angemessener als wohlbegründeter Unterschied der orthographischen Behandlung aufweisen. Während nämlich bei den gehobenen Silben entweder Schärfung oder Dehnung, und demgemäß Consonant- oder Vokal-Geminatio (resp. Circumflektierung) stattfindet, so unterbleibt in der Schreibung der Senkungen beides, wodurch dann ein nicht unvortheilhafter Contrast gewonnen wird. Der Grund solcher Sonderung liegt in dem prosodischen Gegensatze von Hebung und Senkung, welcher wiederum auf der größeren oder geringeren Bedeutsamkeit der Silben beruht.

§. 14. Hiernach bezeichnen wir zunächst die in §. 4 und 5 genannten tonlosen oder halbtonigen Formsilben und einsilbigen Formwörter als solche Silben, in welchen weder Schärfung noch Dehnungs-Bezeichnung vorkommen darf. Also ist zu schreiben: *a)* *mit*, *von*, *an*, *-ig*, *-en*, *-el*, *des*, *das*, *der*, *dem*, *den* (die drei letzten werden als Artikel vermöge ihrer Tonlosigkeit im Zusammenhange corripirt); auch der weibliche Artikel ist ohne Dehnung *di* zu schreiben. Denn das *ie* hatte nur in der älteren Sprache, wo es noch diphthongisch war, seine Berechtigung; jetzt ist *e* nach *i* das Zeichen der Dehnung, welches hier unstatthaft ist.

b) Auch die quantitativ stärkeren Silben *vör*, *zür*, *dir*, *mir*, *für*, *-bar*, *-tum*, *-nis* u. s. w. sind ohne weitere Bezeichnung zu schreiben. Und zwar 1) weil der bisherige Gebrauch im Allgemeinen dafür spricht; 2) weil in der fließenden Rede die gewöhnliche Aussprache die historische Kürze der meisten dieser Silben mehr oder weniger bewahrt. Die Dehnung dieser auf *r*

anslautenden Silben scheint eine Wirkung des r-Lautes zu sein, welcher auch in Wörtern wie *art*, *erde*, *pferd*, *gebirt* die historische Kürze beseitigt hat ¹⁾).

Daher ist denn auch in *ihr* das *h* zu tilgen. In dem Proa *ihm*, *ihm* dagegen mag man ausnahmsweise ein Dehnungszeichen beibehalten, damit die von der Präpos. *in*, *im* unterschiedene Aussprache gewahrt werde, wiewohl im Altdeutschen kein Unterschied war. Und so können noch mehrere nützliche Unterscheidungen stattfinden; z. B. *wol* = griech. *ἄρ*, *wöl* = gr. *ῥ*, was man zum Schaden für das Verständnis zu sehr unterläßt. *Wöl* ist ein begriffliches Adverb; *wol* ist nur eine modificierende Partikel. Ebenso verhält sich *gar* (*gahr*) und *gar* ²⁾.

§. 15. Erhalten die eben unter a) und b) genannten Silben durch Flexion oder Wortbildung eine vokalisch anlautende losse Verlängerung, so werden sie meistens aus Senkungen zu Hebungen und somit auch nach Art der letzteren behandelt. Aus der Präp. *in* wird *innen*, aus *betruebnis* wird *betruebnisse* (◡◡◡). Die Silbe -ig bleibt hingegen stets in der Senkung; daher nicht etwa -iggen, sondern -igen, z. B. *ewigen* (◡◡◡); ebenso wie aus *golden* *goldene*, nicht *goldenne* werden muß.

§. 16. Bisher sahen wir Silben, die zum Ausdruck eines Begriffs dienen, nur in der Hebung, fanden dagegen, daß einsilbige Wörter, die zur näheren Bestimmung der Begriffe verwandt werden (Formwörter), in der Senkung stehen. Es kann aber auch das Umgekehrte eintreten: die Sprache kann Begriffswörtern den gesenkten, und Formwörtern den gehobenen Ton leihen. Von den Silben eines einzelnen Wort-Organismus abgesehen, bemerken wir dies auch an den Wörtern der zusammenhängenden Rede. Sage ich: *Drei männer sah ich*, so bekommt *männer* die volle Tonhebung. Sage ich aber: *Nicht zwei, sondern drei männer*, so ist der Ton des Wortes *männer* gesenkt, wobei natürlich besteht, daß die erste Silbe von *männer* in Bezug auf die zweite immerhin eine gehobene bleibt. Nehme ich nun ein einzelnes Wort, z. B. *leibrock*, so finde ich hier die begriffliche Silbe *rock* in der Senkung. Man könnte also, gleichwie *fürstin*, auch *leibrock* ohne Schärfungszeichen schreiben. Hiergegen sträubt sich aber der Gebrauch, der dem Worte *rock* als Begriffswort seine volle Würde erhalten wissen will; lehrt uns ja auch schon die

¹⁾ Ebenso im Mittelniederländischen: *Kaerl*, *aerm*, *vaert*, *aerde*; hier scheint mir nämlich das *e* nur Dehnung, nicht aber, wie Grimm (Gr. I. S. 279. 3. Ausg.) annimmt, eine Vokalbrechung auszudrücken, gerade wie es im Vlämischen noch jetzt der Fall ist.

²⁾ Es ist richtig, was Andresen S. 18 in Bezug auf diese Wörter einwendet, daß die Orthographie derlei logische Distinctionen nicht zu berücksichtigen habe. Allein darauf kommt es hier auch nicht an; vielmehr handelt es sich um einen Unterschied der Aussprache, der Betonung, und diesen zu veranschaulichen, ist für die Orthographie wichtiger als die etymologische Identität jener Wörter. Unterscheidet trotz *dieser* doch auch die griechische Sprache *μήν*, *δή* von *μήν*, *δέ*, *τίς* von *τις*, *ὅς* von *ὅς* u. s. f.

Gewohnheit, auf welche Silbe in *leibrock* der Ton zu setzen ist, Ebenso wird auch in dem Satze: *Nicht zwei, sondern drei mann waren es* das Wort *mann* trotz seiner Senkung nicht anders geschrieben; und will man hier den rechten Ton ausdrücklich anweisen, so unterstreicht man das Wort *drei* ¹⁾).

§. 17. Das Gesagte giebt uns Anleitung, wie wir mit den halbtönen oder tonlosen Formwörtern zu verfahren haben, wenn sie in die Hebung kommen. Ist ihr Ton aus ihrer Stellung leicht erkennbar, so erleiden sie in keiner Weise eine graphische Auszeichnung. Dies ist vornehmlich der Fall in *Compositis*. Es ist also zu schreiben *mitgeben*, *inbrunst*, *vorbedacht*, und nicht *mittgeben*, *innbrunst*, *vórbédacht*. Denn die allgemeine Regel weist den Hauptton möglichst weit von der Endsilbe; derselbe kann also auch auf Nebensilben eines Wortes fallen, ohne daß entweder die Nebensilbe dadurch zur Hauptsilbe würde und demgemäß als eine solche zu schreiben wäre, oder daß es auch nur eines besonderen Tonzeichens bedürfte.

§. 18. Jene allgemeine Tonregel unserer Sprache ist indessen nicht ohne Ausnahmen. Nicht immer rückt in mehrsilbigen Wörtern der Ton oder Hauptton nach vorne. Nie können betont werden die tonlosen Vorsilben mit dem halblauten *e*: *ge*, *be*, *er*, *ver*, *zer*, *ent*. Dann aber bleiben auch häufig tonlos die Formwörter und Silben *um*, *über*, *wider*, *durch*, *mis*, *un*; z. B. *umwândern*, *misfâllen* (= *displicere*), *unendlich*. Hier wäre also ein Tonzeichen auf der Hauptsilbe nicht undiensam, weil nämlich diese Betonung eine abweichende ist. Die Wörter *über*, *wider* werden in diesem Falle halbtönig, nicht aber tonlos, da die zweite Silbe derselben macht, daß die erste eine Hebung (und zwar eine halbtönige Hebung) bleibt. Also *überstehen*, *widersetzen*. Regelmäßig betont ist dagegen: *widerstand*, *übergewicht*. Auch in Wörtern wie *voraussetzen* ist der Hauptton abweichend, sonst müßte man *vóraussetzen* sagen.

§. 19. Eine eigene Bewandnis hat es mit den Vorsilben *all*, *voll*, *will*. Sie scheinen Begriffswörter zu sein und werden doch nicht immer als solche betont. *All* hatte schon im Gothischen eine zweifache Form: *ala* und *all*; ersteres stimmte mit dem griech. *πᾶντο*, das andere mit *ὅλο*. Auch das Neuhochdeutsche hat zwei Formen, die durch die Betonung auseinander gehen; man vergleiche nur *allmacht* und *almüchtig*, *allwissend* und *alwissend*, *alwaltend*, *algemein*, *alein*. Das tonlose *al* ist von Rechtswegen ohne Geminatio zu schreiben; denn es gehört als bloße Formsilbe unter die §. 5. 1) genannte Klasse. Zugleich mag die einfache Schreibung andeuten, daß der Ton auf die nachfolgende Hauptsilbe fällt.

Ebenso steht es mit den Vorsilben *voll* und *will*. Man ver-

¹⁾ Ganz abnorme Betonungen sind in Wörtern wie *uralt*, *taubstumm*, *tótkrank*. Diese enthalten wirklich zwei volle Hebungen (ˊˊ), während *leibrock*, *lenztag* nur eine hat (ˊ_). Man sollte jene daher trennen: *tót-krank*, *ur-alt*.

gleiche *vollmacht* und *volsdg*, *vollends* und *volenden*, *wilfern*, *wilkommen*.

Wir haben hier also eine graphische Unterscheidung, die ebenso nützlich als begründet ist, und zwar begründet in der Aussprache.

§. 20. Fassen wir zum Schlusse folgende Punkte, die aus der Betrachtung der prosodischen Verhältnisse unserer Sprache und aus deren Anwendung auf die Wortschreibung hervorgehen, zusammen. Denjenigen Silben, die gemäß ihrer Natur als Hebungen erscheinen und entweder gedehnt oder geschärft sind, kommt eine graphische Verstärkung in ihren Vokalen oder Consonanten zu, die indess nach Umständen auch erspart wird. Diejenigen Silben hingegen, die ihrer Natur nach in der Regel nur als Senkungen vorkommen, bedürfen dieser graphischen Verstärkungen nicht, insoweit sie nicht schon Doppellaute enthalten: ihre einfachen Laute bekommen weder Dehnungs- noch Schärfszeichen. Der Hauptton eines Wortes ist in der Regel an der Lage der Silben zu erkennen; ist jedoch der Ton unregelmäßig, so scheint ein besonderes Accentzeichen nothwendig oder mindestens diensam. Die Quantität aller Silben unserer Sprache kann mit ziemlicher Deutlichkeit und Genauigkeit durch die Orthographie veranschaulicht werden; nur wäre noch nöthig, daß die gedämpften Vokale tonloser Silben graphisch besonders kenntlich gemacht würden, daß man also z. B. die Endsilbe in *hersest* nicht etwa als eine gehobene nehmen könnte, weil ihrem Vokal eine doppelte Consonanz folge.

Siegburg.

G. Humperdinck.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Thüringische Programme vom Jahre 1856.

Arnstadt. Inhalt der Jahresschrift des Gymnasiums: Dr. Joachim Mörlin, ein Leben aus der Reformationszeit, vom Collaborator Walther, S. 3—24; Schulnachrichten vom Director Dr. Pabst, S. 24—36. Zum Cantor und Musiklehrer wurde der Organist Stade ernannt. Anzahl der Schüler in 5 Klassen: 78. Abit. 2.

Coburg. Gymnasium: 1) Rede, gehalten von dem Director Oberschulrath Forberg zur Jubelfeier des Augsburger Religionsfriedens am 25. September 1855, S. 3—15; 2) Schulnachrichten von demselben, S. 16—24. In I waren 8 Schüler, in II, 15; in III, 15; in IV, 23; in V, 12. Die Mittheilung der Chronik des Gymnasiums wird auf eine spätere Gelegenheit verschoben.

Realschule: 1) Schulnachrichten und Schulverzeichnis, S. 1—15; 2) Zur Klimatographie Coburgs und seiner Umgebung. (Die meteorologischen Constanten), S. 16—54; Beides vom Director Dr. Eberhard. Ein Pensionsinstitut für die Wittwen und Waisen städtischer Lehrer und Geistlichen wurde vom Magistrat, dem Patron der städtischen Schulen, geschaffen; die Theilnehmer sind in dieser Beziehung den Staatsdienern völlig gleichgestellt. Anzahl der Schüler in I, 4; in II, 12; in IIIa, 27; in IIIb, 47; in IV, 54; in V, 57; in VI, 42; in VII, 42; in VIII, 27; in IX, 24. Die Bürgerknabenschule zählte in 6 Klassen 462 Schüler, die Bürgermädchenschule in 6 Klassen mit je 2 Abtheilungen 629.

Eisenach. Das Carl-Friedrichs-Gymnasium veröffentlicht: *Wilk. Weissenborni ad Carolum Wexium, Virum Clarissimum, de locis aliquot Livii epistola*, S. 3—14; Jahresbericht vom Hofrath Director Dr. Funkhänel, S. 16—20. Prof. Fresenius schied freiwillig aus dem Collegium; in seine Stelle trat der Sohn des Mathematikus Prof. Kunze aus Weimar. Zu den 5 Gymnasialklassen kam eine Vorbereitungsklasse. Der Director wurde zum Ritter I. Abth. des Ordens der Wachsamkeit ernannt. Ein Rescript der Staatsbehörde wird mitgetheilt des Inhalts: nachdem seit längerer Zeit zu bemerken gewesen ist, dass viele Behörden in der irrigen Meinung zu stehen scheinen, dass die zurückgelegte 25jährige Dienstzeit eines Beamten ohne Weiteres einen Anspruch auf Verleihung einer Auszeichnung begründe, so haben Se. Königl. Hoheit zu befehlen geruht, die Behörden darüber aufzuklären, dass die Großher-

zogliche Staatsregierung der Regel nach von 25jährigen Dienstjubiläen keine amtliche Notiz nehme. Anzahl der Schüler in I, 9; in II, 19; in III, 14; in IV, 20; in V, 16; in der Vorbereitungsklasse 19. Abit. 5.

Gera. Das Programm der Landesschule enthält: 1) Die Schulkomödien des Rutheneums zu Gera. Ein Beitrag zur Geschichte der Pädagogik. Vom Subconrector Saupe, S. 3—15; 2) Schulnachrichten vom Schulrath Director M. Herzog, S. 16—21. Am 12. Juli v. J. wurde unter großem Zudrange das Erinnerungsfest ehemaliger Schüler und Zöglinge des Rutheneums gefeiert. Durch den Tod verlor die Anstalt des Lehrers der französischen Sprache Rhein; als provisorischer Lehrer trat ein Dr. Fiebig. Ein Schüler der Secunda war geschieden, um weder in die Anstalt noch zu den Seinen zurückzukehren. Schülerzahl in I, 12; II, 15; III, 28; IV, 45; I Progyrnasialklasse 50; II, 48; Summa 198. Die Bürgerschule zählte in 8 Klassen 642 Schüler. Abit. 2.

Gotha. Inhalt des Programms des Gymn. ill.: 1) *Verbi Latini d. Francogallici inter se comparatio. Scripsit Guilielmus Seyfarth.* S. 1—21; 2) Schulnachrichten vom Oberschulrath Director Dr. Rost, S. 22—32. Neu eingetreten ist der Lehrer Dr. Gustav Schmidt: der Lehrer Straubel schied aus dem Collegium, um die Leitung eines Erziehungsinstitutes im Großherzogthum Hessen zu übernehmen. Unter der Zahl der von den Schülern gehaltenen Reden liest man mit Freuden auch eine griechische *περὶ τῆς τῶ Κορωνάτῳ μάχης*. Schülerzahl am Schlusse des Schuljahres: 240; nämlich in I, 24; II, 28; III, 26; IV, 47; V, 58; VI, 55. Abit. 3. Auf die griechische Sprache werden jetzt wöchentlich 25 Stunden verwendet.

Hildburghausen. Inhalt: Ueber scheinbare Verkürzungen (Verjüngungen) von Objecten, ein Beitrag zur Perspective von Prof. Dr. Büchner, S. 1—14; Schulnachrichten von Prof. Dr. Doberenz, S. 15—24. Die Directorialgeschäfte versah vicarisch für den erkrankten, nunmehr verstorbenen Director Stürenburg der Prof. Doberenz. Schüler in I, 8; in II, 7; in III, 9; in IV, 17; in V, 21; in VI, 13. Abit. 1.

Meiningen. Gymnasium: 1) *De antiquis quibusdam Macedonia incolis. Scripsit B. Giske,* S. 3—13; 2) Schulnachrichten vom Director Dr. Fischer, S. 14—25. Abit. 5. Schülerzahl: 131.

Realschule: 1) Skizzen der geognostischen Verhältnisse des Herzogthums S. Meiningen, S. 3—27 vom Dr. Emmrich; 2) Schulnachrichten vom Director Knochenhauer. Anzahl der Schüler in 4 Klassen 109. Das Zeugniß der Reife ersten Grades erhielt 1, das des zweiten Grades 12.

Saalfeld. Das Programm der Realschule und des Progyrnasiums so wie der vereinigten städtischen Schulen veröffentlicht: Das Leben Johann Christian Wagner's und seine Dichtungen, vom Progyrnasiallehrer Geldner, S. 3—32; Schulnachrichten vom Rector Richter, S. 33—48. Der Hilfslehrer am Progyrnasium Pfarrvicar Hertel schied aus dem Collegium; der provisorische Hilfslehrer Heim wurde definitiv angestellt; Pfarrvicar Wolf trat provisorisch in das Collegium. In der Realschule und dem Progyrnasium waren 129 Schüler.

Sondershausen. Gymnasium. Inhalt: 1) Ueber den ersten Act der Götheschen Iphigenie, S. 3—31; 2) Schulnachrichten, S. 32—40; Beides vom Director Dr. Kieser. Der Zeichenlehrer Meyer wurde definitiv angestellt. Die Gymnasiallehrer Wenkel und Lütze wurden zu Collaboratoren, der Oberlehrer Irmisch zum Professor ernannt. Collaborator Kühn gieng ins Pfarramt; für ihn trat provisorisch ein Candidat Tülle. Abit. 3. Schüler waren in I, 8; in II, 7; in III, 21; in IV, 31; in V, 21.

Real-, höhere Mädchen- und Bürgerschule. Inhalt: 1) Dar-

; des Lehrstoffes der Realschule und der zu derselben gehörigen Elerklassen nebst methodischen Winken, S. 3—18; 2) Schulnachricht. 19—40; Beides vom Director Hölzer. Realschule. Klassenbe-; in I waren 7 Schüler; in II, 22; in III, 42; in IV, 64; in V, 60; , 51. Die höhere Mädchenschule zählte 143, die Bürgermädchen-; 236 Schülerinnen; die Bürgerknabenschule 202 Schüler.

Velmor. *Solemnia anniversaria Vilelmi Ernesti Vimaricensium lam ducis die XXX mensis Octobris (1855) in gymnasio rite celebra indicit collegium praeceptorum interprete Dr. Scharf, profes- Inest commentatio de natura et usu elephantorum africanorum veteres.* 19 S.

undershausen.

Hartmann.

II.

rganische Erziehungspflege aus dem Gesichtspuncte der Ge-ndtheit zugleich mit Beziehung auf Selbsterziehung darge-ellt von K. F. Schnell. Leipzig bei G. Meyer, 1856. V u. 7 S. 8.

urch diese Schrift wünscht der Herr Verf. weniger in das Wissen der Erziehung, als vielmehr in die That derselben einzuführen. Die be und das Ziel aller Erziehung ist dem Herrn Verf. die Gesund-ler Seele und des Leibes, und darum erfalst er dieselbe hauptsäch- von diesem Gesichtspuncte. Dazu hat ihn, wie er S. 203 angiebt, Beispiel einsichtsvoller und treuer Eltern angeleitet: das Uebrige that urch That und Leben besiegelte Wort würdiger Lehrer, das Studium ener pädagogischer Schriften und die eigene Erfahrung. Es bildete hieraus bei ihm die Ueberzeugung, daß alle Erziehung nur die Be-ung habe, der organischen Entwicklung des Menschen zu Hülfe zu en und sie vor Ab- und Irrwegen zu bewahren, nicht aber, etwas ihrlich machen und schaffen zu wollen. Er nennt daher die Erzie- lieber eine Pflege (S. 204) und legt einen besonderen Ton auf das ische Princip, d. h. auf die Entwicklung von innen heraus. Die ische Erziehungspflege faßt demnach den Menschen als den zur per- ben Unsterblichkeit geschaffenen und berufenen vorzugsweise ins und ist die Grundlage jeder Bildung und Erziehung für die beson- Zwecke und Verhältnisse des Lebens. Die Persönlichkeit des Men- soll sich frei und gesund aus dem Innersten heraus entfalten, bil- und stärken und so heranreifen zu einer gesunden Frucht für ein es Leben und Werden (S. 197).

der Einleitung (S. 1—16) spricht der Herr Verf. von den leitend-Grundgedanken der gesundheitlichen Erziehungspflege. Was die hier-zielte Gesundheit an sich sei, darüber führt der Herr Verf. die des Dr. Steudel an. Unter Gesundheit versteht der Herr Verf. wissens, freilich nicht absolutes, aber doch relatives Eben- oder mafs und Gleichgewicht der leiblichen und geistigen Kräfte: dieses mafs und Gleichgewicht herzustellen und zu bewahren, ist aber die be und das Ziel aller Bildung und Erziehung. Hierbei muß die ende Pflege der Natur nachgehen: das vernimmt gemeinhin unsere ehr. f. d. Gymnasialwesen. X. 10.

öffentliche Erziehung. Man muthet z. B. Kindern geistige Anstrengungen zu, welche mit der natürlichen Entwicklung desjenigen Organes, das der Sitz und die Werkstätte der intellectuellen Thätigkeiten ist, nicht im Einklange stehen. Es ist an diesem Vorwurfe, den eigentlich Herr Dr. Froriep unserer Erziehungsweise macht, etwas Wahres. Doch scheint mir der Tadel, wie er so im Allgemeinen hingeworfen wird, übertrieben. Der fünf- oder sechzehnjährigen Gelehrten giebt es, namentlich in unserer Zeit, gewiss sehr wenige: mehr Beispiele einer so frühzeitigen Reife des geistigen Lebens möchten eher die früheren Zeiten liefern; aber gerade solche ausgezeichnet befähigte Naturen bewiesen selbst noch im spätesten Alter eine große Frische und Productivität des Geistes. Was ferner der Herr Verf. Herrn Dr. Steudel darin beipflichtet, man müsse erst den Menschen gesund machen, wenn man von ihm einen kräftigen Willen und ernstliche Sittlichkeit verlange: so kann andererseits dagegen die Erfahrung geltend gemacht werden, daß der sittliche Geist eher die Gesundheit des Leibes, als diese die Sittlichkeit zu bewirken vermöge. Nicht minder könnte die Behauptung befremden, daß der gesunde Mensch es sowohl in leiblicher als geistiger Hinsicht sich fort und fort verjüngender Organismus sei. Denn ein eigentliches Verjüngen findet doch bei aller Gesundheit im Leiblichen nicht Statt, sondern nur eine ungehemmt fortschreitende Entwicklung bis zu dem Punkte, den die Natur vorzeichnet; dann wieder eine wenn auch langsamere Abnahme der physischen Kraft. Der allmählichen Abnahme und der endlichen Erschöpfung leiblicher Kräfte kann auch der gesunde Organismus nicht entgegen: er leistet nur dem zur Auflösung führenden Prozesse kräftigeren und längeren Widerstand. Wird ferner das geistige Leben nicht als das Product des leiblichen Organismus angesehen, so kann von einem Absterben die Rede nicht sein; aber auch nicht von einer steten Verjüngung desselben: es ist auch in Bezug auf den Geist nur an eine verhältnismäßig fortschreitende Entwicklung seiner Anlagen und Fähigkeiten zu denken, die jedoch als eine unendliche anzunehmen ist.

Es ist demnach das Wort Verjüngen nur uneigentlich zu verstehen. Der Herr Verf. läßt diesen Proceß einerseits durch Abstoßen des Ausgelebten, andererseits durch die fortgehende Entfaltung und Neugestaltung der gesammten Kraft vor sich gehen (S. 10).

Die Erziehungs- und Selbstbildungspflege befaßt den äußeren und inneren Menschen und zerfällt daher für die wissenschaftliche Behandlung in zwei Hauptstücke, von denen das eine die Pflege des Leibes, das andere die der Seele zum Gegenstande hat, und zwar erstlich nach ihrer positiven Seite als Cultur, zweitens nach ihrer negativen als Bewahrung. Als Cultur giebt sie die Mittel zur Erregung, Nahrung und Förderung des leiblichen und geistigen Lebens an; als Bewahrung aber lehrt sie alles das beseitigen, was die gesunde Fortentwicklung des Leibes und der Seele stört und beeinträchtigt.

Hierauf giebt der Herr Verf. die allgemeinen Grundsätze der gesundheitlichen Erziehungspflege an. Als solche stellt er auf: 1) sie sei naturgemäß; 2) sie beobachte insbesondere den organischen Gang und die verschiedenen Perioden der Entwicklung und Bildung; 3) sie beachte das Gesetz der Individualität.

Wenn ich nicht irre, so ergeben sich der zweite und dritte Grundsatz aus dem ersten von selbst in der Art, daß der zweite die allgemeine, der dritte die besondere Anwendung des ersten enthält. Denn eine Erziehung, die nicht den organischen Gang und die verschiedenen Perioden der Entwicklung sowohl im Allgemeinen, als im Besonderen beachtete, wäre eben keine naturgemäße und richtige.

In dieser Beziehung verfehlt nach der Meinung des Herrn Verf. un-

re häusliche und öffentliche Erziehung das Rechte und geräth häufig in der Erfahrung und Wirklichkeit in Widerspruch. Es fehlt an Wahrheit, Einfachheit und Bestimmtheit der Principien; daher ein beständiges Schwanken hin und her: bald eine Ueberschätzung, bald ein Unterschätzen der Kenntnisse: bald ein Hervorheben des Werthes, welchen Gekönnung und Character hat; bald ein leichtfertiges Ignoriren desselben. Ueberall die ungeklärte und mit sich uneinige Ansichten, deren Mängel oft durch den Glanz einnehmender Darstellung verhüllt werden. Welches heillose Etwas in Betreff der Erziehung des weiblichen Geschlechtes und mit der genannten allgemeinen Volksbildung! Wie wird so oft ganz der Zweck und das Gebot der besonderen Berufsbildung vor lauter lustigen Idealen aus den Augen gesetzt! Eine Bildung aber, die späterhin in dem wirklichen Leben weder zu einer äußeren noch inneren Befriedigung gelangt, ist jene Verwirrung der Begriffe, Stimmungen und Ansprüche zur Folge, der unsere Zeit vorzüglich kranket.

Der hier ausgesprochene Tadel ist in der Hauptsache begründet: ebenso ist nicht zu zweifeln, daß die Erziehung auf die Eigenthümlichkeit des Individuums eingehen müsse und sich darnach einzurichten habe. Allein die öffentlichen Schulen können dieser Forderung doch nur in beschränktem Umfange genügen. Es liegt das Hinderniß, hierin mehr zu thun, in der Frequenz der Classen und Anstalten. Mag es Lehrer gehen, welche die Bequemlichkeit und Gleichgültigkeit, oder weil es ihnen durchaus an der erforderlichen Schärfe des geistigen Auges gebricht, gar keine Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit ihrer Zöglinge und Schüler nehmen und den Mangel an Liebe einen Knaben oder Jüngling gleich aufgeben, wenn sie ihn öfters straucheln und fallen sehen: sicherlich giebt es solcher sehr nur wenige, und wird nur einmal die Frage, wozu soll der Mensch erzogen und zu bilden werden, fest, entschieden und klar beantwortet, so wird es in der öffentlichen Erziehung im Allgemeinen bald ganz anders stehen. Ich die Lehrer an sich verschulden das Unheil; anderswo ist die Quelle die Ursache zu suchen!

Am Schlusse der Einleitung wird als die schönste Frucht der erzieherischen Pflege das Ergebnis bezeichnet, daß der Mensch durch die gesunde Entwicklung seiner Persönlichkeit von innen heraus dahin gelange, in das Urbild der Menschheit, Jesus Christus, in ihm Wesen und Gedacht zu gewinne.

Gewiß giebt es nichts Schöneres und Herrlicheres, als wo in einem Menschen das göttliche Ebenbild wieder hergestellt wird. Aber ob das, was doch nur das Werk einer durch göttliche Gnade sich vollziehenden stetigen Wiedergeburt ist, dem bildenden und schirmenden Einflusse mütterlicher Pflege heigemessen werden könne, möchte sehr in Zweifel gezogen werden. Man kann meiner Meinung nach nur sagen: alle Erziehung und Bildung müsse sich zu diesem höchsten und letzten Zwecke des irdischen Daseins in ein richtiges Verhältniß setzen, oder mit kurzen Worten: alle erziehende Pflege müsse von dem Geiste des Christenthums leitet und durchdrungen sein.

Soweit die Einleitung. Hierauf handelt der Herr Verf. zunächst von der Cultur des leiblichen Daseins, und zwar zuerst von der gesunden Ernährung und Erregung des leiblichen Lebens. Er spricht im 1. Capitel von der Luft und den Nahrungsmitteln; im 2. und 3. von dem Genuß von Speisen und von der Speiseordnung; im 4. von den Getränken und ihrer Wirkung auf den Menschen; im 5. und 6. von der Erregung der Sinne; im 7. vom Schlafe als der Bedingung einer gesunden Erregung des Leibes; im 8. von der leiblichen Bewegung und Übung, und zwar zunächst von dem Zwecke und Werthe der Leibesbewegung; dann im 9.,

10. und 11. Capitel von den verschiedenen Leibesübungen des kindlichen und jugendlichen, und endlich im 12. Capitel von denen des reiferen Alters.

Ueber alle diese Punkte giebt der Herr Verf. mehr oder weniger ausführliche Belehrungen und Anweisungen, wozu er zum Theil wörtliche Auszüge aus den Schriften von Moleschott, Heinroth, Schulz von Schulzenstein, Bock und anderen Autoritäten liefert. Was hier über das zu beobachtende diätetische Verhalten bemerkt wird, ist durchweg interessant und beherzigenswerth. Manches kann leicht in Ausführung kommen und geschieht auch gewöhnlich, wie z. B. das häufige Lüften der Schulzimmer im Winter und Sommer. Anderes ist freilich von der Art, daß, wie nun einmal die Lebensverhältnisse der meisten Menschen beschaffen sind, eine genaue Beobachtung der in Hinsicht auf Nahrung, Kleidung u. s. w. gegebenen Vorschriften unmöglich wird. Auch will der Herr Verf. selbst keine ängstlich genaue, sondern nur eine umsichtige Beachtung dessen, was die gesunde Entwicklung der leiblichen Kraft verlangt. Sehr zu beherzigen ist insbesondere, was von den Nachtheilen des Tabakrauchens namentlich für junge Leute und über die schädliche zum Theil ekelhafte Gewohnheit des Tabakschnupfens bemerkt wird. Da Tabakrauchen ist jetzt wirklich bei uns zu einer fürchterlichen Unsitte geworden, und die fast täglich zunehmende Zahl der Cigarrenhändler leistet dieser verderblichen Unsitte allen Vorschub. Hier kann die Schule nicht durchgreifen; das Beispiel der älteren Personen ist zu ansteckend und verführerisch.

In Bezug auf die Thätigkeit der Sinne ist insbesondere eine anregende und abwechselnde Anregung zu erstreben: jedoch muß ein zu rasch aufeinander folgender Wechsel contrastirender Eindrücke vermieden werden.

Völlig praktisch sind die auf den Schlaf und die Leibesbewegung bezüglichen Anweisungen. Bei dieser Gelegenheit warnt der Herr Verf. vor den Nachtheilen, welche für die Gesundheit der Kinder entspringen, wenn sie zu lange stillsitzen müssen. Noch mehr aber meint er, sei auf die Art und Weise zu achten, wie sie säßen. Denn gerade in der nachlässigen Haltung, in welcher man so oft die Kinder sitzen laßt, liegt die Ursache von Unterleibs- und Brustübeln und einem sich steigenden Siechthume.

Was endlich S. 67 über das Laster der Selbstbefleckung und überhaupt von der frühzeitigen Anregung des Geschlechtstriebes bemerkt wird, ist für jeden angehenden Erzieher äußerst wichtig und beachtenswerth. Sehr wahr und richtig bemerkt der Herr Verf., daß hier nicht das warnende und noch so eindringliche Wort die ausreichende Hülfe gewähre; weit mehr wirke die Nöthigung zur geordneten Arbeitsamkeit und die Kraft des Gebetes.

Der zweite Abschnitt des ersten Hauptstückes handelt von der bewahrenden Erziehungspflege des Leibes. Das Grundgesetz ist Mäßhaltung. Mäß ist einzuhalten in der Uebung der Lungen (Cap. 13.), im Genuße der Speisen (Cap. 14. u. 15.) und Getränke, namentlich der aufregenden, zu denen Thee, Bier, Wein und Kaffee gehören. Namentlich wird vor dem Genuße des Brantweins als eines Giftes gewarnt. Sehr richtig wird aber dabei bemerkt, daß das Brantweintrinken nicht sowohl die Ursache der Dürftigkeit sei, als vielmehr diese die Ursache des ersten. Die Leute dieses Schlages suchten im Gefühle körperlicher Schwäche für die zu machenden Anstrengungen durch jenen Genuß sich zu kräftigen; aber leider! während sie für einen Tag Arbeitskraft gewinnen, zerstörten sie für Jahre ihre Lebenskraft.

Im 16. Cap. handelt der Herr Verf. von dem gesunden Gebrauche des

Badens und anderer körperlichen Erregungen, im 17. und den folgenden Capiteln von dem rechten Mafse der Thätigkeit und Ruhe, des Wachens und Schlafens und der verschiedenen Leibesbewegungen. Hierauf giebt derselbe die besonderen Schutzmittel gegen schädliche Einflüsse z. B. der Hitze und Kälte auf den Leib; des Verdrusses, Neides und anderer Affekte auf die Seele an; ferner wie man sich gegen die Nachtheile einer einseitigen Ausbildung der Denkkraft und der Phantasie zu bewahren habe. Er warnt unter andern gegen das zu viele mechanische Auswendiglernen, was den Geist abtumpfe und das Mark des Lebens aufzehre. Wenn das begründet ist, was soll man dann von Gelehrten sagen, denen es zu ganz besonderem Ruhme angerechnet wird, daß sie den ganzen Homer, Pindar, Aeschylus, Tacitus u. s. w. Wort für Wort, vielleicht auch rückwärts und vorwärts aus dem Gedächtnisse hersagen konnten? Doch wer kann wissen, wie der Herr Verf. dergleichen Leistungen angesehen hat! Die Anekdote von Homer's Tod aus dem *nugax libellus*, welches unter dem Namen des Herodotus cursirt, wünschte ich weggelassen: es ließen sich ja andere Beispiele anführen, um darzuthun, wie nachtheilig Aerger, Verdruß und Kummer auf das leibliche Befinden wirken. Die Hauptsache bleibt doch immer, soll der Leib gesund bewahrt werden, ihn als einen Tempel des heiligen Geistes rein und unbefleckt zu erhalten.

Es folgt nunmehr das zweite Hauptstück der gesundheitlichen Erziehungspflege. Der Herr Verf. hält dieselbe Ordnung ein, die er im ersten Hauptstücke beobachtet hat, und handelt daher zuerst von der kultivirenden, dann von der bewahrenden Pflege des geistigen Lebens.

In den dieses Hauptstück einleitenden Worten sagt der Herr Verf.: Die leibliche Gesundheit sei nicht der höchste Zweck; ja, eine einseitige Pflege des leiblichen Lebens könne sogar für die Keime des geistigen nachtheilig und verderblich werden. Der Leib sei nur der Träger und das Organ der ihrer selbst bewußten Seele. Das Wichtigste sei demnach die erziehende Pflege des persönlichen Lebens und das höchste Ziel derselben die Gesundheit der Seele, d. h. die volle und harmonische Ausbildung der Persönlichkeit; dieses gelinge nur auf dem Wege einer fortwährenden Verjüngung und Wiedergeburt des geistigen Lebens.

Unter Menschengeist versteht der Herr Verf. mit Dr. Schmidt das innerste eigenthümliche Wesen des Menschen. Der Mensch steht durch seinen Geist mit Gott im Verhältnisse und bildet ein persönliches Ich, welches ein Aufnahmegefäß der Einflüsse ist, die bis in sein innerstes Seelengemüth durchklingen. Der Geist des Menschen ist der spirituelle Leib seines Erdleibes; selbst ein Organismus, der sich während des Erdlebens aus dem Erdmenschen heraus zu höherer Entwicklung organisirt, wie der Geist, der spirituelle Leib des Embryo der künftige Leib des Erdmenschen ist (S. 102).

Ich weiß nicht, in wie weit der Herr Verf. mit dem hier Gesagten einverstanden ist. Ich vermisse die nöthige Klarheit und Bestimmtheit und kann dem Hrn. Verf. nur darin beipflichten, daß alle anderen Zwecke und Zielpuncte, welche man der Erziehung und Bildung vorzuzeichnen pflegt, dem einen, höchsten und letzten, nämlich die Persönlichkeit des Einzelnen für ein ewiges Leben zu befruchten und zu entwickeln, untergeordnet werden müssen. Es ist dieses aus der Mitte christlicher Lebensanschauung genommen und schließt die Nothwendigkeit und Pflicht der Erziehung und Bildung für die besonderen Zwecke und Anforderungen des irdischen Lebens so wenig aus, daß vielmehr, wenn jener höhere Geist aus der Bildung für diese besonderen Zwecke entlassen wird, auch die Wahrheit und Lauterheit in Ausrichtung dessen, was der besondere Lebensberuf erfordert, entweicht. Wenn indessen der Herr Verf. sagt, daß für die gesundheitliche Pflege des geistigen Lebens kein anderer Grund

gelegt werden könne, als der, von dem alle Befreiung und Heiligung des Menschen ausgegangen sei; so ist allerdings diese Verklärung des Menschenwesens die höchste und letzte Bestimmung des Menschen: allein die geistige Bildung und Erziehung hat sich in Wirklichkeit doch mit Vielen zu befassen, was zu jenem höchsten und letzten Ziele in einem sehr verschiedenen Abstände steht, und jener apostolische Spruch findet doch nur seine vollste und eigentlichste Anwendung auf die christliche Kirche, während in Bezug auf die Bildung und Erziehung für die besonderen Zweck des irdischen Lebens meiner Meinung nach nur soviel richtig ist, daß in dieser Bildung nichts befunden wird, was auf einen bleibenden Wert Anspruch machen dürfe, wenn es nicht zugleich in irgend eine Beziehung zu jener ewigen und wesentlichen Bestimmung des Menschen gebracht werden kann. Wenn von Vielen in unserer Zeit dieser Hinblick auf das Jenseitige als eine trübe Vorstellung belächelt werden sollte, so thut dieses der Wahrheit der von dem Herrn Verf. hier ausgesprochenen Ansicht keinen Eintrag. Man muß den Muth haben, auch Sardonisches Gelächter zu ertragen!

Nach den eben erwähnten einleitenden Worten geht der Herr Verf. zur kultivirenden Pflege der einzelnen geistigen Kräfte und Vermögen über, und zwar zunächst des Gemüthes. Das Gemüth soll Nahrung gewinnen 1. aus der uns umgebenden Natur; 2. aus der Kunst; 3. aus dem Menschenleben selbst. Zu diesen Quellen muß daher die Erziehung den Menschen heranzuführen und ihn lehren, aus denselben auf die rechte Weise zu schöpfen. Der Herr Verf. richtet namentlich S. 112 u. 113 ein ernstes Wort an die Erzieher und Lehrer, wenn er zeigt, wieviel darauf ankomme, daß Glaube und Liebe in dem jugendlichen Gemüthe geweckt und gekräftigt werde; Liebe zur Erkenntniß; Glaube an ein Heiliges und Göttliches. Es giebt aber, sagt er, keine kräftigere Nahrung für das Gemüth, als die ihm in dem Worte Gottes dargeboten wird. Das also geweckte Gemüthsleben wird aber, weil es eben ein gesundes und wahres ist, sich auch thatkräftig erweisen. Glücklich ist die Kindheit und Jugend zu preisen, die in Haus, Schule und Gemeinde, fern vom zelotischen Eifer, von krankhafter Kopfhängerei und hochmüthigem Pharisäerthum, aber auch frei von dem leichtsinnigen, oberflächlichen und glaubenslosen Gerede eines sich selbst vergötternden begrifflichen Denkens zu dem lebendigen Gott Himmels und der Erde, der sich als Vater, Sohn und heiliger Geist geoffenbart hat, geführt wird und einfach, wahr und werththätig Anleitung erhält, zu lernen, was es heißt, Gott und die Brüder lieben und in dieser heiligen Liebe immer wieder von innen heraus neu geboren zu werden.

Das 4. und 5. Capitel handelt sodann von der kultivirenden Pflege des Denklebens, zuvörderst durch sinnliche Anschauungen, was in unserer Zeit gemeinbin versäumt würde; dann durch den Bildungstoff, welchen die Werke der Kunst, namentlich Dichterwerke, gute Schriften, mündliche Belehrung, Geschichte und eigene Betrachtung des Menschenlebens dem Geiste zuführen. Nichts aber fördere so sehr den jugendlichen Geist als Sprachbildung. Der Herr Verf. tadelt das viele Lernen aus Büchern. Er meint, das sei ein wahrer Jammer unserer Zeit und eine Hauptursache vieler und namhafter Uebel (S. 127), mit welchen wir uns herumquälten. Es sei das meist ein mechanisches, äußerliches Vollbringen, bei welchem alle Assimilation des empfangenen Stoffes mit dem eigenen geistigen Leben fehle. Das klägliche Ende sei der Untergang aller freien Selbstbestimmung: der Mensch ver falle auf diesem Wege mehr und mehr einem bloßen Nachbeten und Nachahmen, einer unwürdigen Nachaherei. Verarbeitet müsse der Stoff werden, der das geistige Leben ernähren soll, kein fremdes Gut bleiben.

Wenn ich den Herrn Verf. nicht mißverstehe, so soll dieser Tadel an gelehrte Wissen gelten. Denn das wird ja wohl Niemand bestreiten, daß ein mechanisches, gedankenloses Auffassen irgend eines Lehrstoffes erwerflich ist. Auch mag immerhin zugegeben werden, daß im eigentlichen gelehrten Wissen sich viel Fleisch oder, wenn man lieber will, viel Lärm findet; allein deshalb muß doch Niemand von dem gelehrten Wissen geringschätzig denken. Die Wissenschaft erbaut sich nur allmählig und aus oft anscheinend geringen Einzelheiten. Ueberhaupt aber ist es nicht sowohl der Stoff, als die Uebung und Arbeit an demselben, was den denkenden und erkennenden Geist innerlich kräftiget und zu immer reinerer Bewegung tüchtig macht. Aus ganzer Seele aber stimme ich dem Herrn Verf. in demjenigen bei, was er über den Einfluß des Gebetes auf die Zucht und Klarheit des erkennenden Geistes bemerkt hat.

Das 6. Capitel handelt von der gesunden Thätigkeit des Vorstellungsebens, namentlich des Anschauungs-Vermögens und des Gedächtnisses. Wie in dem Organismus der Welt überall, in dem Größten und Kleinsten, eine verbindende und ordnende Kraft sichtbar walidet, so ist auch in unserem Inneren eine bildende Kraft wirksam, die sich nicht bloß aufnehmend und auffassend verhält, sondern selbst hervorbringt und schafft. Alles Denken ist ein Können, eine Kunst; das gesammte Denkleben ein Kunstleben, das methodisch geübt sein will, um zur vollen Kraft des geistigen Lebens zu kommen. Gedanken und Empfindung, sagt der Herr Verf. S. 135, bilden in der physiologischen Operation der Geistesassimilation keinen Gegensatz: es sind Entwicklungsstufen, von denen die erste die Empfindung ist. Wer in den Gedanken fortschreiten will, muß erst reich an Empfindungen und Bildern sein.

Was das Gedächtniß anlangt, meint der Herr Verf., so sei die Uebung und Kräftigung desselben unendlich wichtig: allein da es doch immer nur eine Seite des denkenden Geistes sei, so müßten die Gedächtnißübungen in ein bestimmtes Verhältniß zu der Gesamtentwicklung des geistigen Lebens gesetzt werden. Diese Uebungen seien planmäßig zu treiben. Wiederholung sei dabei die Hauptsache. Weniges, aber Gutes und dieses fest memorirt zu haben, sei besser, als noch so Vieles, aber rascher auswendig zu lernen.

Es folgen hierauf Anweisungen zur Uebung der Urtheilskraft, des Verstandes und der Phantasie.

Alle Gymnastik des Geistes müsse hauptsächlich auf das folgerichtige Denken, auf die Ordnung und Form der Gedanken gerichtet sein. Aber überall müßten wir uns dabei erinnern, daß unser Wissen Stückwerk und unser Verstehen begrenzt sei. Das logische Urtheil müsse wie das sittliche geübt werden. Dazu diene vorzüglich einerseits die Beschäftigung mit Mathematik und Physik, welche das logische Urtheil, andererseits das Studium der Geschichte und die Benutzung von Lebenserfahrungen, welche das sittliche Urtheil entwickelten und schärften.

Im Betreff der Bildung des Sprachvermögens, d. h. der mündlichen und schriftlichen Darstellung, soll die Erziehung den Menschen anleiten und gewöhnen, sich klar, einfach und wahr auszudrücken. Der Herr Verf. tadelt hierbei den Mißbrauch, der in unseren Tagen häufig mit der schönsten Gabe Gottes getrieben werde. Und er hat Recht. Es giebt in neuerer Zeit eine Redefertigkeit, die eine wahre Meisterschaft über die Sprache bekundet, aber öfters im Dienste der Lüge, als im Geiste der Wahrheit steht.

Das 9. Capitel handelt von dem fortgehenden Verjüngungsprocesse, den auch das geistige Leben durchmachen müsse.

Es gebe, meint der Herr Verf. mit Schulz von Schulzenstein, dessen Worte er an dieser Stelle anführt, auch eine Kunst des Verges-

sens. Gleichwie ein Vergessen des noch in das Wissen verkümmere: so könne ein Nichtgeistigen Mauserproducte die Verjüngung des

Ich begreife, was der Apostel sagt, wenn Mann war, that ich ab, was kindisch war. die überwunden und verlassen werden, wenn wickelung des geistigen Lebens gemacht wird überwundenen und verlassenenen Vorstellungen sind nur erkannt worden als diejenigen, wel kräftigte Geist wird nach Speise verlangen Milch begnügen. Auch wird, wo reiche N zuströmt, gar manche der früheren Vorstellu sam in den Hintergrund gedrängt werden und den; aber ein solches Abwerfen oder Aufz geistigen Leben ist mir wenigstens nicht recht des Vergessens, die für die geistige Bildung sein soll, kann ich nicht anerkennen. Vie eigenthümliche Bezeichnungs- und Ausdrucks atofs hätte nehmen sollen.

Was dagegen der Herr Verf. S. 149 über lebens sagt, enthält gute und praktisch brau zu beachten ist, was er über die Nachtheile Wechsel und das bunte Durcheinander von U öffentlichen Lehranstalten für die klare und müsse. Auch ist er der Meinung, es sei ge einen Gegenstand mit besonderer Neigung u wenigstens Hoffnung, das in irgend einer R leistet werde. Jene in den Schulzeugnissen keit im Betreiben der verschiedenen Unterr von einem Vollbringen, in welchem keine S Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit zu fin

Es liegt in dieser Bemerkung etwas Wal und Individuen mag die Behauptung des H im Allgemeinen aber hat diese Selbstwilligl bei Schülern doch zu viel Bedenkliches, als Herrn Verf. beipflichten könnte.

Was die Anordnung der einzelnen Unte Lehrplane betrifft, so ist auch der Herr Ver gen Gegenstände, die hauptsächlich das höhe das Gemüth in Anspruch nehmen, in die V mechanischen Uebungen aber auf den Nachmi denn auch, wo es die Verhältnisse erlauben,

Im 11. Capitel redet der Herr Verf. von Vernunftthätigkeit. Es ist Sache der Vernu seits als der Sinn für das Höchste erscheint, Kräfte und selbst das Gemüth und den Will men vermöge. Die cultivirende Pflege der Ve die Richtung auf Gott zu geben und dahin Menschen eingepflanzte Keim des Gottesbew gekräftigt werde, das der Mensch über die ä welt, über sich und seine wesentliche Besti Klarheit der Erkenntniß gelange und von der ser Erkenntniß sein Leben nach allen Beziehu Denn das ist eben der Unterschied zwischen dieser nur das formelle Princip des Denkens gleichgültig ist, während die Vernunft den Inl

enthält, an dem sich jene Denkgesetze üben und vollziehen

olgenden Capitel geben die Erregungsmittel des Willens an.

Wille ist die ausführende Macht und Gewalt unseres persönlichen

Er steht in beständiger Wechselwirkung zum Geiste und Ge-

s Menschen und empfängt von beiden, was ihn anregt und be-

wie er andererseits wieder beide bethätigt und zur Erscheinung

Die Kraft zu wollen hat jeder: zum Character aber bildet den

ur der Starke aus. Wenn gleich der Wille aus dem Triebe her-

so ist das doch nur seine niedrigste Stufe, von der er sich zur

entwickeln soll. Diese Freiheit ist Sittlichkeit, welche der Ge-

les sinnlichen und selbstsüchtigen Begehrens ist. Es kann einen

Willen geben und er ist dennoch unfrei und unsittlich. Der Wille

einigt und geheiligt werden. Das wird er nicht durch die Ein-

des bloßen Verstandes auf ihn, sondern nur, wenn er sich ganz

unst, der vom Geiste Gottes erleuchteten und zur Erkenntnis

ichen Willens durchdrungenen, hingiebt. Damit aber der mensche

le einer solchen Hingabe in den Dienst der Vernunft fähig werde

Gebot in die That umzusetzen vermöge, bedarf er vieler und

örthungen, die vom geringeren zu immer höherem Vollbringen

1. Diese Entfaltung und Kräftigung des Willens, sagt der Herr

173, ist die Spitze aller geistigen Entwicklung und Thätigkeit.

aus bildet sich der Character. Man hat mit Recht verlangt, daß

Bildung des Denklebens die Cultur des Gemüthes nicht versäumt

it noch größerm Rechte kann man die Cultur und Kräftigung

ns fordern. Die Thatkraft, der Character macht den Menschen

Person: von seinem Willen hängt sein ganzes Geschick ab, so

überhaupt in die Hand des Menschen gelegt ist. Das reichste

das innigste Gefühl, der klarste und schärfste Verstand, die gott-

te Vernunft selbst hat wenig oder gar keinen Werth ohne die

ade und vollstreckende Macht des Willens.

kann ich dem Herrn Verf. nicht ganz beistimmen. Eine gott-

te Vernunft läßt sich nicht denken, ohne daß sie sich lebena-

kräftig erwiese. Denn die Idee sucht für sich stets ihre Ver-

ing. Ferner: die Operationen des Verstandes sind vielfach von

daß sie nichts mit dem Willen und der Sittlichkeit zu thun

hne daß sie deshalb an dem ihnen zukommenden Werthe etwas

Ebenso kann meiner Meinung nach der Werth des Wissens

tiefsten und innigsten Gefühle nicht nach dem Maße, in welchem

in die That umsetzen, bemessen werden. Für den Willen ist

Idee des Guten und Rechten bestimmend, und je nachdem der

f dieselbe eingeht oder sich von ihr abwendet, wird er frei oder

Nimmt man Character nur in dem Sinne, daß man darunter die

gte und bleibende Eigenthümlichkeit versteht, mit der ein Indi-

eine Gesinnungen, Neigungen und Leidenschaften äußert, so un-

et man gute und schlechte Charactere, je nachdem die Energie

ens auf die Bethätigung des Guten und Rechten oder des Gegen-

richtet ist. Der Grad der Energie bestimmt dann die Stärke oder

o des Charakters. Allein auch die größte Energie im Dienste

ist doch nur Gebundenheit und Knechtschaft des der Gewalt

ums und Triebes gehorchenden Willens, aber keine freie Selbst-

ing. Und nur diese scheint der Herr Verf. im Sinne zu haben,

vom Character spricht als der schönsten und edelsten Frucht

sistiger Bildung. In unserer Zeit, welche so einseitig dem Stre-

1 Kenntnissen huldigt und durch Unglauben und Selbstsucht in

lassen und abgeschwächt ist, findet sich wohl Veranlassung genug,

nachdrücklich darauf hinzuweisen, wie nöthig es ist, der Bildung des Willens und Characters größere Sorgfalt zu widmen.

Im zweiten Abschnitte des zweiten Hauptstückes wendet sich der Herr Verf. zu dem Gegenstande der bewahrenden Erziehungspflege des persönlichen Lebens. Auch hier ist Mafshaltung das oberste Gesetz. Dies bringt der Herr Verf. in Anwendung auf die Erregung und Thätigkeit des Gemüthes, des Denkens und der Willenskraft, überall die eigenen Ansichten mit den übereinstimmenden Urtheilen gewiegter Autoritäten verwebend. Er fordert überall vernünftige Beschränkung. Auch die edelsten und reinsten Neigungen und Bestrebungen müßten streng unter dem Gesetze des Mafses gehalten und bewahrt werden. Dieses Mafshalten sei eine Kunst, die erlernt und fortdauernd geübt sein wolle, nicht nur von dem, der erzogen werde, sondern auch von dem, der erziehe.

Zunächst nun spricht der Herr Verf., wie das Gemüth in Zucht genommen werden müsse. In Bezug auf das Denkleben will er Lehre und Uebung in ein richtigeres Verhältniß gebracht wissen, als es jetzt gewöhnlich geschehe. Der Jugend soll nur soviel geistiger Nahrungstoff zugeführt werden, als sie mit Gesundheit des Leibes und der Seele wirklich in sich verarbeiten könne, und dabei müsse Alter, Kraft und Fähigkeit in sorgfältige Erwägung gezogen werden. Es thue Noth, das Wissen und Erkennen in ein richtiges Verhältniß zum Thun und Können zu stellen. Es sei eine unrichtige Ansicht, daß die Wissenschaft an sich selbst Zweck sei. Begrenzt, wie das Leben überhaupt, sei auch das Wissen: das Wissen müsse irgend eine Beziehung zum Leben haben und wäre dieselbe durch noch so viele Mittelglieder bedingt: sonst sei es ein Spiel müßiger Neugierde oder dünnkelhafter Vielwisserei. Wer die wahre und wesentliche Bestimmung alles Menschenlebens ins Auge faße, müsse die Nothwendigkeit einer durch das Verhältniß zu jener allgemeinen höchsten Bestimmung, so wie durch die besonderen Lebenszwecke bestimmten Begrenzung des Wissens anerkennen.

Es wäre in der That zu wünschen, daß dem hier zuletzt Gesagten bei der Einrichtung unserer öffentlichen Erziehung Aufmerksamkeit und Beachtung zu Theil würde. Denn in dieser Hinsicht wird offenbar häufig das Richtige und Heilsame außer Acht gelassen.

Der Herr Verf. geht nunmehr zur Angabe der besonderen Schutz- und Bewahrungsmittel gegen die Gefahren und Hindernisse des persönlichen Lebens über und handelt diesen Gegenstand in derselben Reihenfolge ab, die oben eingehalten ist, so daß zuerst die besonderen Schutzmittel gegen die Gefahren des Gemüths-, dann des Denklebens, endlich der Willenthätigkeit angegeben werden.

In der zuerst genannten Beziehung macht der Herr Verf. darauf aufmerksam, wie sorgfältig sich Eltern und Erzieher in Gegenwart von Kindern in Acht zu nehmen hätten, um nicht durch Wort oder That einen verderblichen Einfluß auf das Herz der Kinder auszuüben. Er giebt ferner an, auf welche Weise auf den Verstand der Kinder einzuwirken sei, damit sie Recht und Unrecht, Gutes und Böses klar und sicher unterscheiden und begreifen lernten; endlich wie sorgfältig die Neigungen der Kinder beobachtet und geleitet werden müßten. Vor allem Verderben des Gemüthes bewahre am besten Arbeitsamkeit und Gottesfurcht. Dem müßte die Jugend von den frühesten Jahren an durch Wort und Beispiel angehalten werden.

In Bezug auf die Schutzmittel gegen die Gefahren des Denklebens legt es der Herr Verf. den Lehrern und Erziehern dringend an das Herz, doch ja darauf zu sehen, daß die Jugend an ein klares und geordnetes Denken gewöhnt werde und ein sicheres Wissen gewinne. Mit aller Macht müsse dem mechanischen Auswendiglernen und dem gedankenlosen Ber-

des eben nur äusserlich aufgenommenen Lehrstoffes, der Zerstreut- und Ueberhastung und der schlechten Lectüre entgegengearbeitet werden. Dazu müsse auch das Haus mitwirken: die Schule allein könne nicht ausrichten.

Schliesslich in Bezug auf die besonderen Schutzmittel gegen die Gefahren der Jugend illens dringt der Herr Verf. auf eine Erziehung, welche den Eigensinn und die Willkühr bricht und die Jugend gewöhnt, die augenblicklichen Neigungen und Stimmungen dem höheren Gebote der Pflicht zu unterwerfen. Gehorsam müsse wieder in die Herzen einkehren, wenn der wahre Frömmigkeit wieder Raum in ihnen gewinnen solle.

Der Herr Verf. beschliesst seine inhaltreiche Schrift mit einem Nachwort, in dem er unter Andern erinnert, dass, was er um der methodischen Behandlung willen in seinem Werke von einander getrennt habe, That und Wirklichkeit ein organisches Ganze bilde. Hier müsse man einander greifen, Leibliches und Geistiges, Cultivirendes und Bedingendes: das Eine werde durch das Andere gefördert und gelange nur durch die Verbindung zum Gedeihen und zur Reife. Noch einmal betont der Herr Verf. als den höchsten und letzten Zweck aller Bildung die Erziehung, wie überhaupt alles Menschenlebens, das Heranreifen der Menschlichkeit zu einem höheren Leben und Werden. Zu solcher vollen Freiheit aber könne der Mensch nur durch die Religion gelangen, welcher Weg, die Wahrheit und das Leben sei. Mehr als die zersetzende unserer Zeit und der Unglaube der Menschen, der aus dem Hochmuth eines über seine Grenzen unkundigen Wissens, aus dem Versinken in sinnliche Zwecke und aus der Sünde geboren werde, müsse uns das Wort der Wahrheit gelten, das, wie es auch für Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft die Idee der ganzen Menschheit umfasse und belebe, doch immer nur von und zu dem einzelnen Menschen als einer Person, als dem Ebenbilde Gottes spreche, um den in seiner Persönlichkeitsanlage und gegebenen Keim des ewigen Lebens zu befruchten und zu entwickeln. Ueber das Wie des zukünftigen Zustandes befänden wir uns in derselben Lage, wie in Betreff unseres gegenwärtigen Erdenlebens: das ja auch keinem Zweifel unterliege, obgleich Niemand es in seiner nächsten Zusammenhänge begreife. Das müsse uns getrost machen, trotz der Unsicherheit unserer persönlichen Fortdauer und uns in dem Glauben befestigen, dass die Entwicklung des diesseitigen persönlichen Lebens in der nächsten Beziehung zu den jenseitigen Ordnungen und Entwicklungslinien stehe. Das irdische Dasein, sagt der Herr Verf., ist nur ein Bild und Läuterungsprocess in fortgehender Erneuerung, Verjüngung und Ueergeburt. Mitten im Tode sind wir im Leben. Die schöne und hohe Aufgabe, leibliches und geistiges Leben, das Diesseits und das Jenseits in Einklang und harmonische Verbindung zu bringen, ist aller Erziehung und Erziehung gestellt: daran muss Jeder für sich und Andere arbeiten. Alle Hülfe gegen die offenbaren und verdeckten Schäden unserer Zeit ist nicht im äusserlichen Thun und Machenwollen, sondern im Innern zu finden. Ein Mensch sein heisst ein Kämpfer sein zum ewigen Leben, zum ewigen Leben.

In diesen Worten schliesst der Herr Verf. sein Werk, dessen reichen und regen Inhalt ich in dem vorliegenden Berichte theils im Allgemeinen angegeben, theils, wenn auch nur mit Hervorhebung der Hauptpunkte, im Einzelnen genauer bezeichnet habe. Sollte auch in der Darstellung des Gegenstandes hier und da eine grössere Schärfe und Bezeichnung begrifflicher Erörterung und eine mehr in sich abgerundete Behandlung des dargelegten Stoffes vermisst werden: nirgends doch wird die Ehrlichkeit und Lauterkeit der Uebersetzung und die Wärme und Begeisterung des Herzens für den Gegenstand verkannt werden und insofern

das Ganze aus einem Geiste herausgearbeitet erscheinen. Der Herr Verf. hascht nicht nach dem Neuen und Auffälligen; er sucht nur das Heilsame und Gediogene und giebt die Resultate einer besonnenen Betrachtung des menschlichen Lebens und Dessen, was Noth thut. In gläubiger Zuversicht erfasset er die eigentliche und höchste Bestimmung des Menschen und bezeichnet im Hinblick auf dieselbe als die schönste Frucht aller Bildung und Erziehung jene Entwicklung der Persönlichkeit von innen heraus, welche den Menschen für eine höhere Ordnung und das ewige Leben heranreifen läßt. Mit tiefem sittlichen Unwillen weist er daher Ansichten zurück, welche die Persönlichkeit Gottes und die persönliche Fortdauer der Seele läugnen und kein höheres Ziel der Bildung anerkennen, als das, den Zwecken eines feineren oder gröberen Egoismus, der sich in dem diesseitigen Leben zur Geltung zu bringen sucht, auf das Beste und Förderlichste zu dienen.

Die Darstellung und Behandlung des Gegenstandes ist einfach, natürlich und wohl geordnet. Einzelne Unebenheiten des Ausdruckes sind unbedeutend, als daß sie einer Erwähnung bedürften. Von den Druckfehlern wird es genügen, nur auf die sinnstörenden aufmerksam zu machen. Dahin gehören: S. 99 Zeitpunkt statt Zielpunkt; S. 103 einer innerer; S. 120 zu kochen st. zu holen; S. 121 mächtigste st. wichtigste; S. 135 die nicht st. das nicht; S. 147 dessen st. des; S. 156 von sich st. aus sich; S. 158 weil aber st. weil eben; S. 170 Galeeren st. Galeerensclaven; S. 185 wird nicht durch st. wird durch; S. 213 zu oberst st. zuvörderst; S. 128 ist offenbaren jedenfalls unrichtig; S. 103 ist nach den Worten einem einzigen das Wort Keime ausgefallen; S. 140 ist wohl zu lesen: wie die Sinne der Thätigkeit des Verstandes gehen; S. 106 das Kind im Spiele mit bunten Blumen; S. 162 denjenigen, welchen es durch den Sinn des Gesichtes u. s. w.

Doch genug. Ich kann meinen Bericht über diese Schrift, die ich mit steigendem Interesse und mit wahrer Freude über die sich in derselben bekundende Gesinnung las, nur mit dem Wunsche schließen, daß das Werk eine freundliche Aufnahme und ernste Beachtung in dem Kreise derjenigen, welchen die leibliche und geistige Erziehungspflege der aufwachsenden Generation am Herzen liegt, zu Theil werde, den Herrn Verf. aber ein reicher Segen seines wissenschaftlichen Strebens und seiner praktischen Wirksamkeit für die Bildung und Erziehung der Jugend erfreuen möge!

P.

II.

III.

Die Vereinigung der principiellen Gegensätze in unserm altklassischen Schulunterricht. Von Dr. L. Kühnast, Prof. und Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Rastenburg. Rastenburg 1856. Verlag von G. Röhricht. 8. 12 $\frac{1}{2}$ Sgr.

Tüchtige Jünglinge zu bilden, tüchtig für das Leben, und zwar für das Leben in der Gegenwart — das der Zweck der Schule: darin stimmen Alle überein, mögen sie in ihren Ansichten über die Mittel und Wege, zu diesem Ziele zu gelangen, auch noch so sehr aus einander gehen, und trotz zahlreicher Ab- und Irrwege, trotz manches schwachen

schmerzlichen Schadens, den wir erfahren mußten, um klug zu werden, dürfen wir uns bei der Einstimmigkeit Aller in Bezug auf das, was erreicht werden soll, doch mit Sicherheit der frohen Hoffnung hingeben, es werde dereinst als das Resultat der wilden Gährung, die jetzt auf dem Gebiete der Schule herrscht, eine geläuterte Erkenntniß des rechten Weges zur Erfüllung jenes Zweckes gewonnen werden. Als einen erheblichen Schritt zur Herbeiführung dieses Resultates begrüßen wir die vorliegende Schrift, deren Verf. seit einer Reihe von Jahren den Bewegungen auf didactischem Gebiete mit ununterbrochener Aufmerksamkeit nachgegangen ist, und nun unter detaillirtem Resumé aller Einzelheiten, welche in ihren vielfachen Abstufungen festzuhalten gerade dem practischen Schulmanne so selten möglich ist, den Nachweis führt, daß die bisher aufgestellten Principien alle keine höhere Berechtigung besitzen, als die, auf vorhandene Mängel und Einseitigkeiten hingewiesen zu haben, während sie doch, sobald sie den Boden positiver Gestaltung betraten, einem gleichen Fehler verfielen, so daß sie also von selbst zu einem Höheren und Allgemeineren hinführen, in welchem sie sowohl als das Wahre und Bleibende des von ihnen Angefeindeten harmonisch verschmelzen, und so beide ihre Berechtigung und Verwirklichung gewinnen. Demnach nehmen wir die Arbeit des Verf. zunächst als eine, deren Verdienstlichkeit der auf sie verwandten großen Mühe völlig entspricht, mit dankbarem Herzen entgegen, denn wenn jemals so bedurfte es jetzt, wo die Klarheit des Ueberblickes über die mannigfachsten Bestrebungen innerhalb der Schule täglich mehr zu schwinden droht, eines Mannes, der mit Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit dem leisen Wirken des Geistes auf diesem Gebiete nachspürte und durch sorgliches Zusammenfassen alles des Kleinen verhütete, daß jene in ihrer Vereinzelung oft unscheinbaren Blüthen geistigen Strebens verloren gehen. Zugleich aber verdient die von dem Verf. auf der Basis tüchtiger Kenntniß der Geschichte der Pädagogik geführte Untersuchung eine allseitige ernste Beachtung; denn mag man ihm immerhin in Manchem, selbst in Vielem nicht beistimmen, so wird doch Niemand das Büchlein ohne namhafte Bereicherung an pädagogischem Wissen und vielfache Anregung, sich selbst über das Eine, was Noth thut, klarer zu werden, aus der Hand legen.

Der Verf. beginnt mit dem formalen Princip, untersucht dessen Wesen auf philosophischem Wege, läßt dann eine Uebersicht der historischen Ausbildung desselben bis auf die neueste Gegenwart folgen, und führt auf Grund derselben den Nachweis, daß das Princip ein einseitiges und darum verwerfliches sei. So sinkt also der Formalismus von der Rolle des höchsten Zieles und Endzwecks der altklassischen Schulstudien zu der ihm in der That mit Recht gebührenden eines unentbehrlichen Erweckers und Förderers sprachlichen Verständnisses herab. Denn mag man immerhin die geistbildende Kraft der neueren Sprachen noch so hoch einschlagen, Sprachsinn und Sprachverständnis vermögen sie doch nur nach vorangehendem Eindringen in das Latein zu geben: eine Thesis, deren Begründung durch den geistigen Zustand fast aller auf Realschulen gebildeten Jünglinge in ausreichender Weise gegeben wird. Diese, ich sollte meinen, theuer genug erkaufte Erfahrung, daß die formale Bildung an unentbehrliches, aber keineswegs das einzige und höchste Moment der höheren Geisteskraft ist, hat vermöge innerer Nothwendigkeit über das formale Princip hinaus zu einem anderen — der Verf. nennt es das historische — geführt, welches die Erkenntniß des Stoffes als gleichbedeutend neben die Aneignung der Form hinstellt. Als das Charakteristische desselben darf die Einführung des Lernenden in das Verstehen des griechisch-römischen Alterthums nach den drei Hauptmomenten seiner Entwicklung in Religion, Staat und Litteratur durch eine organisch an-

geordnete, passend geleitete und mit zweckmäßiger Erklärung begleitete Lectüre der auf die Schule gehörenden Musterschriftsteller im Originale hingestellt werden. Trotz des unverkennbaren Fortschrittes, der durch die Aufstellung dieses Principes geschehen war, blieb dennoch die große Gefahr einer Spaltung der Schule in eine „gelehrte“ für den künftigen Jünger der Wissenschaft und in eine „reale“ für den Nichtstudierenden bestehen, eine Trennung, deren nachtheilige Folgen für unser ganzes Nationalleben einem einsichtigen Blicke nicht entgehen konnte, und darum als eine unabweisliche Nothwendigkeit die Antithese: „das Gymnasium ist keineswegs bloß eine Vorherbereitungsanstalt für die Universität, sondern es soll zu einer tieferen Auffassung des nationalen Lebens in seiner Besonderheit und in seinem Zusammenhange mit der Gesamtentwicklung des Menschengeschlechtes Vorbilden“ hervorrief.

Auf der Basis dieser von dem Herausgeber der Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen zuerst in klarem Bewusstsein ausgesprochenen Forderung stellt der Verf. ein neues, ein Realprincip auf, indem er die Aufgabe des Gymnasiums darin setzt, die Befähigung zur vollen Theilnahme an unserer Bildung in rationeller Weise zu vermitteln (S. 43). Mit Freuden bekundete Ref. seine volle Einstimmung in diese Forderung und würde mit der Hervorhebung der Wahrheit der zu Grunde gelegten Idee diese Ansicht abschließen, wenn nicht die reale Ausführung des Principes, durch die allein für die Praxis lebenskräftig werden kann, eine fernere Besprechung erforderte, daher er denn, wenn auch ungern, doch nothwendig auf den zweiten Theil der Schrift eingehen zu müssen glaubt. Bei der Darlegung der Ausführung des Realprincips geht der Verf., nachdem er die ausgesprochene Aufgabe des Gymnasiums etwas weiter erörtert hat, S. 52 zu einer Gliederung unseres Bildungs-Organismus. Aber statt hierbei die Frage nach dem Wesen unserer Bildung aufzustellen und die nimmer zu verkennenden Seiten derselben als einer germanischen und christlichen, welche im Alterthume, und zwar zunächst im römischen Alterthum wurzelt, zu erörtern, verliert er sich in eine weitläufige, nichts weniger als klare und einfache Auseinandersetzung über die Lehrobjecte des Gymnasiums. Doch lassen wir ihn selbst reden: „Zuvörderst, sagt er, ist es klar, dafs für diese (unsere Bildung) das Gebiet der Außenwelt keine geschichtliche Entwicklung, kein Fortschreiten nach einem höchsten Ziele hat. Anders ist es mit dem andern, dem ethischen Gebiete. Hier ist Fortschritt zur Vervollkommenung, hier kommt es nicht bloß auf eine empirische Darlegung der zeitlichen Erscheinung unserer Bildung an. Aber so wie es Materialismus wäre, alle Factoren dieser Bildung geben zu wollen, eben so sehr wäre es auf der andern Seite ein Versinken in Stofflichen, die einzelnen Erscheinungsformen dieser Bildung vorführen zu wollen. Nur der unmittelbare Ausdruck derselben gehört in das Gebiet eines erziehenden Unterrichts, die Totalität des geistigen Lebens, wie sie sich in der Literatur, als dem Gesamtbesitz der Nation, und deren geistigem Träger, der Sprache, offenbart. So ruht denn zuvörderst auf der Literatur des Alterthums, als dem unmittelbaren Ausdruck seiner Geistesbildung, und zwar nicht als einem Factor, sondern als auf dem Momente der Darstellung eines Bildungsganges, der allein das Recht beanspruchen darf, Glied eines Lebensorganismus zu sein, mit der Bedingung ihres vollen Verständnisses, der Sprache, Literatur und Sprache der Gegenwart, natürlich nur soweit sie in den Kreis der nationalen Bildung gehört, d. h. außerhalb des Gebietes der Muttersprache nur noch diejenige fremde Sprache, die einst als Weltsprache nothwendig und wesentlich auf diese influirt hat.“ Dann wird die Geschichte unterstützt von der durch Ritter und seine Schule zu ihrer wahren Hilfswissenschaft (!) gewordenen Geographie als die bezeichnet, welche zwischen dem Alter-

thum und der Gegenwart die Brücke baut. Ferner lesen wir trotz des obigen Einganges, daß auch das ganze große Gebiet der natürlichen Außenwelt zu der Domaine unserer Bildung gehört, und finden als die in demselben wurzelnden Lehrstoffe nicht bloß Naturgeschichte, Mathematik und Physik, sondern auch das Turnen, Zeichnen und die Musik aufgeführt. Endlich geschieht auch des Religionsunterrichtes Erwähnung, „welcher uns auf einem höheren Boden dahin leitet, die ewigen Früchte unserer Erkenntniß und unseres Könnens, frei und in ihrer Einheit, in unserem Glauben wieder zu finden.“ Wieviel einfacher erscheint hiergegen doch diejenige Eintheilung der Lehrobjecte, welche sich an die dreifache Offenbarung Gottes in der Natur, im Menschen und im Gottmenschen anschließt!

Darauf werden die Zielleistungen des altklassischen Schulunterrichts im Allgemeinen so bestimmt: „Das Latein tritt in den Vordergrund, das Griechische wird Hülfstudium zunächst für die römische Literatur und die lateinische Sprache, aber auch für unsere eigene Literatur, natürlich nur soweit, daß für eine Erkenntniß dieses Einflusses eine feste Grundlage gewonnen wird. Für das Latein selbst tritt die Lectüre der Schriftsteller voran. Sie ist nicht Mittel für Stilübungen, so wenig wie der schriftliche oder mündliche Gebrauch des Latein das Verständniß der Schriftsteller zum Zweck hat. Vielmehr dient der eine wie der andere Factor der Einführung in das römische Alterthum, insofern dessen Erkenntniß ein Element unserer Bildung und eine Einheit ist“ (S. 57 f.). Wir stimmen dem Verf. von ganzem Herzen darin bei, daß die Alten ihres Inhaltes wegen gelesen werden müssen, wir wollen ihm auch keinen Vorwurf daraus machen, daß er den nahe liegenden Einwurf, durch Lectüre von Uebersetzungen die Bekanntschaft mit dem Alterthum zu erzielen, nicht berücksichtigt hat: aber das Eine hätte er durchaus hervorheben müssen, daß die lateinische Sprache darum das Haupthbildungsmittel aller Geschlechter ist, weil durch sie das Verständniß der Sprache überhaupt einzig und allein gewonnen werden kann, denn was er S. 46 f. über das Französische in dieser Beziehung sagt, dürfte er selbst schwerlich für hinlänglich erachten, um den wesentlichsten Vorzug der lateinischen Sprache der französischen zu vindiciren. — Aus dem S. 65 ff. gegebenen Verzeichniß der zu lesenden Schriften ist hervorzuheben, daß der Verf. den Sallust und Cic. de senectute in der Tertia gelesen wissen will und von dem ersteren bemerkt, „die Einfachheit der Verfassungfrage, die Catilinas Bestrebungen anregen, die nach Sein und Nichtsein, nahe ihn schon für Tertia geeignet.“ — In Bezug auf die schriftlichen Uebungen im Lateinischen fordert der Verf. mit Recht, daß der Inhalt der zu behandelnden Themata aus dem Alterthume genommen und keine zu hohen Forderungen an die sprachliche und stilistische Darstellung gemacht werden. Wir müssen hierüber wie hinsichtlich der am Schlusse der Schrift gegebenen, in manchen Punkten sehr beachtenswerthen Andeutungen über den Einfluß des Realprincipes auf die Methodik des Unterrichts und auf die Mittel seiner erziehenden Wirksamkeit (S. 88 ff.) auf die Schrift selbst verweisen; nur die eine Frage sei noch aufzuwerfen gestattet: denkt der Verf. nach Durchführung seines Principes die Realschule noch ferner bestehend, oder hat er sich nur den bestehenden Verhältnissen accommodirt, wenn er S. 44 sagt, sie stelle es sich zur Aufgabe, die Befähigung zur Theilnahme an unserer Bildung in ihrer vorliegenden Entfaltung, soweit sie es vermag, zu geben?

IV.

Neuhochdeutsche Elementargrammatik. Mit Rücksicht auf die Grundsätze der historischen Grammatik bearbeitet von K. A. J. Hoffmann, Director des Johanneums zu Lüneburg. Vierte Auflage. Clausthal 1856, Grofse'sche Buchhandlung. XVI u. 128 S. ¹⁾)

Die erste auflage der Hoffmannschen grammatik erschien 1839; gleich die zweite erfuhr nicht unbedeutende erweiterungen, und auch die vorliegende zeigt verschiedene änderungen und zusätze, namentlich in der elementarlehre und grundlegung der declination. Berücksichtigt sind hier vorrede die recensionen Hahns, Vilmar's und Kehrleins, Fr. Bauer's Neuhochdeutsche Grammatik, und namentlich die orthographischen arbeiten der letzten drei jahre. Als wichtigstes ergebnis derselben erkennt der hr. verf. an, dass das Nhd. keine unmittelbare fortentwicklung des Mhd. sei, sondern aus verschiednen gleichberechtigten, aber nicht durch gleichartigen mundarten zusammengefloßen sei (Rud. v. Raumer). So enthalte die sprache viele inconsequenzen und wunderlichkeiten; die grammatik habe dann nur die pflicht, dem, welchem es darum zu thun ist, die möglichst richtigste erkenntnis zu bieten. So sei unsere orthographie sicherlich einer vereinfachung fähig und bedürftig. Mit Raumer seien vor allen dingen die dehnzeichen (ausser *ie*) aufzugeben, dagegen die consonantendoppelung als schärfungszeichen beizubehalten. Th sei aufzugeben (in der ganzen grammatik ist durchweg *t* geschrieben), so das echte *k* beizubehalten. Aber der weg werde stets zwischen dem phonetischen, dem grammatischen und dem historischen principe hindurchführen, sich bald diesem, bald jenem zuwenden; die grammatik müsse sich begnügen, unnütze ranken abzuschneiden, könne aber nicht jedes krummgewachsenen fruchtzweig gradebiegen. — Ueber *ss*: *fs* redet der hr. verf. ausführlicher, und stellt neben der historischen (*kufs*, *schlusz* — *küsse*, *schlüsse*) drei schreibungen auf: ausser der Adelung'schen (*kusz*, *schlusz* — *schlüsse*) und Heyse'schen (*kufs*, *schlufs*, *schlüsse*, *grüsse*) noch die der Luther'schen bibel von 1545 (*kus*, *schlus* — *schlüsse*, *grüsse*). Dass letztere in beziehung auf den inlaut noch heute bei lateinischer schrift ziemlich allgemein gilt, ist nicht erwähnt worden. Hr. Hoffmann empfiehlt die historische, legt aber die schwächen aller jetzt geltenden schreibweisen dar, und spricht schliesslich die vermuthung aus: dass das schreibende publicum eklektisch verfahren und zum beispiel bei *hast*, *stuf*, *stoß* verbleiben, dagegen *miß* und *niß* aufnehmen werde.

Soweit die vorrede. — Die drei ersten seiten enthalten dann die einleitung, d. h. die grundbegriffe der sprache überhaupt, historische und geographische begrenzung der deutschen sprache, endlich bestimmung der redetheile und declination der artikel. Bemerkenswerth ist es, dass hr. Hoffmann das Nhd. von 1300 an datiert, während Grimm 1450 als termin annimmt, andre früher 1500. Sodann sind lautlehre und flexionslehre zusammengefasst zur

A. Formenlehre (s. 4—77), welche in fünf bücher zerfällt: 1. elementarlehre, 2. declination (s. 18—32), 3. conjugation, 4. partikeln (s. 57—63), 5. wortbildung. Es folgt

¹⁾ Vergl. die dritte Auflage, besprochen in dieser Zeitschrift Jahrg. VI. S. 662.

B. Satzlehre (s. 78—116), nach einigen vorbemerkungen in drei bücher getheilt: 1. der einfache satz (s. 81—96), 2. der mehrfache satz (s. 96—109), 3. gemeinsame erscheinungen beider satzarten. — Dazu kommen anhänge zur syntax: 1. von der zeichensetzung (s. 116—120), 2. von der periode (s. 120—125); endlich ein orthographisches wörterverzeichnis (s. 126—128).

Vergleicht man die Kehreinsche recension der vor fünf jahren erschienenen dritten auflage vorliegenden buches, so zeigt sich, dass der hr verf. mindestens die hälfte der dort gemachten ausstellungen berücksichtigt und wo es angiebt in den text verarbeitet hat. Doch verdienten sicher noch einige von Kehrein berührte punkte beachtung. Dafür zwar, dass er *weissagen* noch immer als compositum, *rx* in *herx* als auslaut, *fiest* als mhd. sing. gesinde auffasst, mag hr Hoffmann wol seine gründe haben und sie zu stützen wissen. Aber dass noch immer *ex* aus *ds* wie *x* aus *ts* erklärt wird, musz in einer elementargrammatik, wie die vorliegende sein soll, misverständnis erzeugen, oder es steht ganz müszig da. Ebenso war bei *pf* zu erwähnen, dass es als anlaut nur in eingebürgerten fremdwörtern stehe; auch die conjunctive *kennete*, *nennete* muszte der hr verf. für *kannte*, *nannte* substituieren; und dass derselbe korn von *kiesen* ableitet, tadelte Kehrein ebenfalls mit recht, da schon Pott jenes wort mit *granum* zusammengestellt hatte.

Den genannten bereits von Kehrein berührten einzelheiten würde nun ref. auch seinerseits eine menge beizufügen haben, wenn er alle punkte erschöpfen wollte, wo er verschiedene ansicht hegt; indess theils zur bloßen aufzählung, theils namentlich zu der hier unerlässlichen begründung würde der raum kaum in anspruch genommen werden dürfen. So beschränkt er sich denn zunächst auf andeutung einzelner punkte.

In der elementarlehre wünschte ref. manches klarer. „Von den diphthongen“ sagt hr Hoffmann s. 4 „dient *ie* meist nur zur bezeichnung des langen *i*.“ Ist dies richtig gedacht, so liegt der gedanke zu grunde „die Schwaben sprechen *ie* wirklich als diphthong, alle Mittel- und Norddeutschen u. s. w. aber als *i*. Der schüler wird die worte aber eher so verstehen, dass in manchen wörtern (z. b. *Italien*, *centifolia*) *ie* nicht = *i* sei: dann ist es ja aber auch kein diphthong mehr! Beiläufig war hier noch die schreibung *ew* für *eu* zu erwähnen, welche jedem, der dies buch gebraucht, schon begegnet sein wird, mag auch der schüler (was nur zu loben ist) angewiesen werden, *Euer Wohlgebohren* zu schreiben. — S. 6 für erweichung von *s* in *r* dürfte *wesen* — war ein passenderes beispiel sein als die gegebenen: *frieren* — *frost* z. b. ist nicht so einleuchtend, da wir ja auch *-st* als endung haben im *brunst*. — Der paragraph über *th* s. 10 macht einen eigenthümlichen eindruck: einzelnes wird gegen allen bisherigen gebrauch vorgeschrieben (*sturm* und *wirt*), anderes durch berufung auf den bereits allgemein gewordenen gebrauch gerechtfertigt (*heimat*), die schreibung *träne* im widerspruch gegen eine eben gegebene regel (sobald in der silbe ein *t* stehe, pflege man das dehnzeichen stets hinter das *t* zu setzen) der andern „*thräne*“ vorgezogen; zum schluss aber fast mit dürren worten gesagt: in vorliegender grammatik sei auf all diese schönen regeln über *th* nirgend rücksicht genommen, sondern durchweg *t* geschrieben. — *Sabbat* (dass wir dies hier gleich mit abmachen) soll laut wörterverzeichnis besser sein als *Sabbath*; indessen musz man dabei doch offenbar auf das Hebräische zurückgehn statt auf *σάββατα*; wenn aber die hoffentlich nach zehn jahren abgethane Ewaldsche theorie über „Taw und Thet“ auch in unserer orthographie gelten soll, dann wollen wir nur flugs auch *Belehem* und *Mattäus* vorschreiben: schon die jüdische form *schabbes* macht aber *th* wünschenwerth. — Auch dass *Thüringen* „seit ältester zeit *th* ge-

habt“ habe, musz den irre machen, der bei Walther Düringen zu lein gewohnt ist: ist das verhältnis wol ein anderes als bei *ton mhd. den*! — Hier überall muste klarer ausgesprochen werden, was jetzt noch verabschender gebrauch sei, und was neue vorchrift.

Was endlich §. 16 über *ss* gesagt ist, erscheint dem ref. leicht missverstehn und darum schief. Es heiszt nämlich „das *ss* wurde ursprünglich weich gesprochen, doch hat sich die richtige „aussprache nur noch in wenigen mundartlichen wörtern z. b. *quasseln* im Nbd. erhalten.“ Es nach wäre der thatbestand der: vor sechshundert jahren sprach man *s* in *rosse*, *küsse*, *quasseln* überall gleich, und zwar wie engl. *sz* (d. h. wie *ss* heute in *quasseln*); allmählich schärfte sich die aussprache, bis heutzutage nur noch in einigen uralten wörtern wie *quasseln* der mhd. laut gerettet ist. Hiegegen musz aber erinnert werden, dass letztgenanntes zeitwort ein onomatopoëticum und keineswegs so alt ist, und dass wir zweitens die abweichung von der heutigen aussprache gewiss besser in *goxzen* als in *rossen* annehmen. Darum wäre wol folgende fassung vorzuziehn: Das *ss* unterschied sich ursprünglich auch der aussprache nach von *sz* in geschärfter silbe; heutzutage ist dieser unterschied fast schwunden; nur in einigen wörtern wie *quasseln* bezeichnet *ss* doppelung des weichen *s*.

In der declination erinnert ref. zu §. 24, dass *boot* pl. *böte* auch von Grimm anerkannt ist; dass der genitiv *es* von Luther an (z. b. 1 Kor. 6, 12) bis auf den heutigen tag in einzelnen redensarten in gebrauch ist; dass *so* für *welcher* nach Kehrlein Gramm. p. 115 nicht veraltet sondern höchstens dichterisch genannt werden darf; dass *es* insequenter erscheint, zwar *achtzig* (s. 31) für achtzig zu schreiben, dagegen *achtzehn* und gar *sechzehn*; sechzehn fordern sowol die mhd. lautverhältnisse als die berechnende aussprache, nur am Niederrhein hört man wol *setzehn*.

Mehr noch ist bei der conjugation zu sagen, wiewol auch hier wie in den frühern abschnitten die übersichtliche anordnung und klare darstellung im allgemeinen sehr wolthut. S. 36 (letzte zeile) war ein beispiel wünschenswerth, etwa: es hat ihm missfallen. Zu erwähnen war ferner, als aus dem kirchenliede bekannt, die form *müegelandelt*, und endlich überhaupt zu sagen: *be*, *ent*, *ver*, *ge*, *er*, *zer* — sie mögen in erster oder zweiter stelle stehn — nehmen kein augment an, z. b. *beibehalten*, *verabredet*. Bei *b* fehlt wieder in *wiederhólen*, bei *c* die richtsicht auf deutsche wörter wie *buchstabieren* — oder sollen wir sagen „gebuchstabiert, gestolziert“? Auf jeden fall war ein solches als beispiel beizufügen. — Das part. fut. passivi nr. 4. dünkt dem ref. eine unglückliche entlehnung eines schon in der latein. grammatik unglücklich angewandten terminus. Es ist bekanntlich ein germanismus, wenn man „*er* hat die von einem groszen philosophen zu verlangende würde verleugnet“ durch *desideranda* übersetzen wollte statt durch *es quae desideratur*; so ist ja auch „hochzuverehrender herr“ = hochverehrter herr, und deswegen = *vir qui magnopere coleris*. So wäre denn jenes infinitivsproszene particip zunächst ein *partic. necessitatis*, dann aber vorherrschend nur ein *part. praes. passivi*; vom futurum kann keine rede sein.

Bei *werden* (s. 38) muste gleich auf §. 73 verwiesen werden. Sollte übrigens *wardt* für *wurdest* gar nicht vorkommen? — Dass s. 40 den futuris ein doppelter conjunctiv gegeben wird, erscheint wiederum als zu knechtischer anschluss ans Lateinische; ausserdem verlangt schon die deutlichkeit einer grammatik unterschiedene benennungen für zwei in gebrauch und form verschiedene bildungen: warum nicht conjunctiv und conditional? — Laufen und springen sollen nach s. 41 in gewiss

en mit haben construiert werden; andererseits fehlt begegnen: ich habe ihm begegnet, s. Grimms Wörterbuch. Ueberhaupt aber kommen zusammengesetzten tempora etwas schlecht weg; es heisst unter anderem: „statt: ich bin geschlagen worden sagt man lieber bloss: ich bin geschlagen“; und ungebräuchlich wird z. b. jedes futurum ex-um genannt: als machte die weglassung von worden nicht allemal einen begriffsunterschied! und als wäre der ausdruck „das wirst du schon gethan haben“ nicht geläufig oder überhaupt nur durch einfachere construction zu ersetzen! — Die regeln über -eln und -ern (s. 47) sind vollständig; es bedurfte der angabe wenigstens folgender personen: aes. ind. tadle, tadelst, tadelt; conj. tadle, tadlest, tadle u. s. f. — 48 bei den stämmen auf d und t war zu beachten, dass Gellert und Lessing die sächsischen formen *er redte, geredt* (spr. *rette*) häufig annehmen, s. Kehrein p. 145.

In der starken conjugation will es ref. immer etwas seltsam bedünken, wenn für leser, die sich um gothische formen nicht viel zu kümmern brauchen, der terminus „reduplicierende conjugation“ festgesetzt wird, während doch eine eigentliche reduplication seit Karl dem Grossen im Hd. nicht mehr vorliegt. Es wäre viel natürlicher, aus der reduplicierenden eine siebente starke classe zu machen, die dann nicht weniger anmutbete als die dritte und sechste ablautende; höchstens könnte einer anmerkung die entstehung kurz angegeben werden. Jene sechs antiken classen aber sind sehr übersichtlich dargestellt und mit beilegen versehen, so zwar, dass jeder leser meinen wird, ein vollständiges verzeichnis vor sich zu haben. Die hierauf nothwendig folgende entlastung ihm zu ersparen, wäre es wol gerathener, die wenigen noch fehlenden gleich überall beizufügen. So lag es im eigensten interesse des f., gleich §. 74 (durch druckfehler ist hier die ziffer ausgefallen) *wer* als grundparadigma für die reihe *i — a — u — o* aufzustellen; die omalle konnte so wenig stören als §. 76 bei *war — gewesen*. Auch r es wol besser, *dingen, schinden* u. s. f. gleich hier mit anzuführen d auf §§. 80. 84 zu verweisen. — In §. 76 wird *siehe* als imper. für richtig und *sake* als praeter. für falsch erklärt, während die interjection *he* heissen dürfe. Die unterscheidung ist willkürlich, und man kann überhaupt fragen, ob eine seit drei jahrhunderten so eingebürgerte form *sake*, die man grade jetzt am allerwenigsten aus der Lutherschen ed und alten kernliedern tilgen wird, als falsch bezeichnet werden f. Vielmehr bedarf es sogar einer anmerkung, dass von Luther bis ethe viele andere starke praeterita ein *e* annahmen, z. b. *schluge, litte, ke*. — In §. 78 fehlen *klieben, schnieben* (s. jedoch *schnauben*) und enn die grammatik nicht bloss eine norddeutsche sein soll) *schließen*; *h küren* neben *kiesen* ist unerwähnt geblieben; unter andern hats Uhd im Herzog Ernst. — In §. 79 vermiss ich *tragen*, auch *laden* und *affen* stunden besser hier. — Paragr. 83—86 stellen die mischfor- n zusammen, unter denen aber offenbar viele mit unrecht platz gefun- i haben: formen wie *dreschte, fechtete, erlöschte, genesete, quellte* konn- mit grösserem rechte falsch genannt werden als oben *sake*. *Quelle*: ill z. b. verhält sich grade wie *schwelle*: *schwoll*, z. b. er quellte erbsen im waszer, bis alle aufquollen. Ferner ist wol *drösch* noch sprache und schrift (vergl. den „kleinen Töffel“) häufig genug, um *drosch* empfohlen zu werden. Andererseits vermisst man *gleiten, bren-* (schweizerisch noch stark, auch in Wetzels turnliede „Nun so ist gluth entbronnen“); während bei *schleifen* angabe der schwachen jugation mangelt: die festung wurde geschleift. Desgleichen das ver- nis der formen *erbleichte* und *verblichen*; ref. würde überhaupt das mplex *blich* — *geblichen* hier nicht gewählt haben, da *bleichen* nur noch

schwach vorkommt. — In §. 86 fehlt *stecke* — *stak* (Goethe, Rabener), während *hebe* für *hob* schwer nachzuweisen sein wird. — Bei den *asomalis* fehlt §. 87 die alte form *was* („So dir geschenkt ein knöpfchen was“, „Was einst ein riese Goliath“), auch *wesend* konnte erwähnt werden; bei *sollen* und *wollen* ist *solt* und *wilt* weggelassen, bei *weis* konnte *weistest* als Lutherscher aber veraltet bemerkt werden, *kannst* ist durch druckfehler ausgefallen. — In §. 90 scheint der imperativ *thut* nicht anerkannt, *thät* würde ref. „alt und dichterisch“ nennen; Claudius und Uhland bieten es öfters. — Bei den defectivis §. 92 ist es wol zu viel gesagt „sie können bei bestimmtem subjecte in allen personen gebraucht werden; etwa auch gereuen in der ersten? —

Im kapitel der praepositionen mußte gen auch der bedeutung nach von gegen geschieden werden; erst die neuesten, noch nicht massig gebräuchlich gewordenen dichter wie Hartmann brauchen gen auch = *adversus*, *contra*. — Dazß bei auch auf die frage wohin stehn dürfe, natürlich das mit accusativ, ist durch Grimm wol jetzt nachgewiesen.

In der wortbildung und ableitung tritt öfter ein bestreben hervor, offenbare lehnwörter unmittelbar aus deutschen stämmen zu erklären, wo denn doch eine gewisse grenze einzuhalten ist. So mag *schindel* (absl. *scindala*) trotz des lateinischen recht wol von *schinden* abgeleitet werden; dazß aber *flamme* von *flimmen* oder gar *kupfer* mit der endung *-er* vom stamme *kupf* (*kopf*?) gebildet sein soll, kann billig bestritten werden. Letzteres wenigstens geht aus *cuprum* ebensonatürlich als *aeolatform* hervor wie *theater*, *segen* aus *theatrum*, *signum*. — Auch die gründe, die hie und da für eine behauptung angegeben werden, erscheinen nicht immer stichhaltig. Z. b. soll man statt beendigen besser beenden sagen, „da es kein adjectivum endig giebt.“ Abgesehen davon, dazß beendigung für beendigung doch eine starke neuerung und in Grimm nachzutragen wäre: soll deswegen verkündigen, befestigen, reinigen, sättigen u. s. w. gleicher verurtheilung unterliegen, weil man nicht festig, reinig, sättig sagt? —

Doch wir brechen hier ab, die wenigen bemerkungen zur syntax unterdrückend, um schliesslich das allgemeine urtheil auszusprechen, welches sich uns aus der lesung des buches ergeben hat. Dazß dasselbe sich durch gründliche und scharfe fassung der regeln, klarheit und überschaulichkeit der anordnung, tact in der auswahl — namentlich in der syntax — vor andern auszeichnet, haben sowol die frühern beurtheilungen wie die aufnahme gezeigt die es gefunden hat. Auch ref. bekennt viel daraus gelernt zu haben, und bedauert lebhaft, dazß er bei abfassung seiner vor einigen jahren erschienenen grammatik aller hülfsmittel und namentlich dieser Hoffmannschen grammatik entbehrte. Um so unbefangener glaubt er hier auf einige mängel aufmerksam machen zu dürfen, da er sein eignes ähnlich angelegtes buch keineswegs davon ganz frei weiss. Die meisten jener mängel nun haben wol ihren grund darin, dazß die aufgabe des deutschen grammatikers nicht mit der schärfe von hrn Hoffmann erfasst ist, wie sie R. v. Raumer neuerlich (über Deutsche Rechtschreibung s. 56 ff.) entwickelt hat. Es heisst an jener stelle unter anderm „Der grammatiker hat der sprache nachzugehen, sie zu beobachten und ihre formen zu sammeln; es steht ihm durchaus nicht zu, formen, deren sich Lessing, Goethe und alle unsre classiker übereinstimmend bedienen, für falsch zu erklären; er hat sich streng an die untersuchung und darstellung der gegebenen schriftsprache zu halten.“ Der grammatiker soll also unsre sprache als eine tote behandeln, insofern er alle formen und fügungen zusammenstellt, die sich in unsern classikern fin-

den; als eine lebende andererseits, indem er die heutzutage üblichen — wenn richtig gebildet — auch dann gelten lässt, wenn sie in den classikern noch nicht nachgewiesen werden können. Nur die beobachtung dieser grundsätze kann einigermaßen vor der grossen gefahr der willkür in aufstellung von regeln schützen. Allerdings ist dann ohne vermittelnde vorarbeiten die aufgabe des grammatikers eine ungeheure, weil zu vieles, das Gottsched und Adelung als falsch bezeichnet haben, ohne dass wir ahnen in unsern classikern sich findet: glücklicherweise aber giebt es vorarbeiten. Die Kehreinsche grammatik (neben Bauer und Schröten sack) bietet vielfach interessante beispielsammlungen, und wir sahen oben, dass hr Hoffmann sich auch öfter durch sie zu einer änderung hat bestimmen lassen. Noch mehr natürlich leistet das Grimmsche Wörterbuch; und wenn es nach seiner vollendung wirklich so gebraucht wird wie es gebraucht sein will, so haben wir dadurch eine wesentliche umgestaltung des deutschen unterrichts zu erwarten, welche bessere früchte tragen wird als das jetzt so beliebte docieren von Gothisch und Althochdeutsch, für das sich — hand aufs herz! — grade die tüchtigeren unter unsern secundanern und primanern ohne ausnahme nie erwärmen können, und wovon die allerwenigsten nutzen haben. Wir (ich meine die mehrzahl derer, welche in der muttersprache unterrichten) spielen jetzt in den volkschulen sogut wie in den gymnasien beim stilunterricht zuviel befahleries, um Auerbachs treffenden ausdruck zu gebrauchen; wir corrigieren zu vieles, was die schüler anderwärts täglich hören und häufig lesen. Wir sollten die knaben viel mehr die ihnen natürliche sprache schreiben lassen so lang' es angeht, wenn nur die gedanken richtig geordnet und die wörter dem gebrauch gemäss geschrieben sind; was kindisch oder etwa principiell ist, verliert sich von selbst durch den wechsel der vorliegenden muster in den übergängen zum juglings- und mannesalter. Ich verstehe das gesagte für verschiedene altersstufen. Schreibt ein Wittenberger quintaner von gewöhnlichem schlage „wir sind gestern nach Kemberg gemacht“: so bin ich herzlich froh, wenn er nicht *wier*, *festern* und *jemagt* geschrieben hat; als secundaner wird er von selbst gefunden haben, dass die schriftsprache hier reisen statt machen verwendet. Da quält sich der volkschullehrer ab, den „abscheulichen provincialismus“ er kam bei mich“ auszurotten; der arme knabe bekommt regelmässig seinen fehler, und findet die gerügte construction doch in Luthers bibel und Grimms märchen, und würde sie auch bei Klopstock und Goethe finden, bekäme er diese in die hand. Desgleichen geseht ref., seit einiger zeit die correctur der secundaneraufsätze nur mit dem Grimmschen Wörterbuch in der hand zu besorgen, weil er zu seinem erstaunen bei einem ausdruck nach dem andern, den er als nicht schriftgemäss anzusehn gelehrt worden war, gemerkt hat, dass unsre besten classiker ihn haben, mit denen geirrt zu haben einem secundaner nur erbebend sein kann: z. b. bestehn auf eine sache, beruhn auf eine sache. Je mehr aber dem schüler corrigiert wird, desto weniger lust hat er an der arbeit, und auch an der heutigen abnahme lateinischer sprachfertigkeit rügt einen grossen theil der schuld sicherlich die zu Trotzendorfs zeit unbekannte puristische d. h. ciceronianistische ängstlichkeit.

In der angedeuteten richtung nun glaubt ref. wäre der Hoffmannschen grammatik grössere strengte zu wünschen: beispiele im einzelnen sind oben gegeben. Verliesse der titel eine „Elementargrammatik der heutigen umgangssprache“, so würde vieles fehlen dürfen, was jetzt darin steht oder von uns als zusatz verlangt wurde. Da das buch aber eine „Neuhochdeutsche Elementargrammatik“ sein soll, und der hr verf. ins Nhd. von 1300—1856 rechnet: so müssen formen, die innerhalb die-

ser Zeit Jahrhunderte gegolten haben und noch jetzt in classisch anerkannten Werken stehen, als „neuhochdeutsche Formen“ verzeichnet werden, meinetwegen als Anomalien oder Archaismen, aber nie als falsch oder unrichtig.

Wittenberg.

G. Stier.

V.

Promptuarium Sententiarum Ex Veterum Scriptorum Romanorum Libris Congessit E. F. Wuestemann. Göttingae Sumptibus Hug. Scheibe. MDCCCLVI. Londini apud Williams et Norgate. L u. 278 S. In Schillerformat elegant gebunden. 1 Thlr. 10 Ngr.

Quis est nostrum liberaliter educatus, cui non oratores, cui non magistri sui atque doctores, cui non locus ille mutus, ubi ipse altus est, cum grata meditatione in mente versetur?

Cic. pro Planc. 31.

Unerwartet und schnell hat der Tod das Leben eines Mannes gefordert, der durch seine Gelehrsamkeit und Humanität weitbin über die Grenzen des deutschen Vaterlandes großen Ruf und wohlverdiente Hochachtung sich in reichem Maße erworben hatte. Ernst Friedrich Wuestemann ist der Name des nun selig entschlafenen hochgefeierten Lehrers, dessen letzte Frucht umfangreicher und gründlicher Studien auf dem Gebiete der römischen Litteratur in dieser Zeitschrift anzuzeigen der Unterzeichnete, wenn auch mit schmerzlichem Gefühle, doch um so williger übernommen hat, als er dadurch dem brieflich ausgesprochenen Wunsche des damals Lebenden, nun aber der Pflicht der Pietät zu genügen sucht, die ihm der theuere Lehrer auferlegte. Sein Leben war ein Leben dem hohen Ernste der Wissenschaft und dem heiligen Amte der Schule geweiht und gewidmet, wie dies die große Anzahl seiner Schriften und die dankbare Verehrung seiner Schüler hinlänglich beweisen. Rastlos bemüht, das reiche und weite Feld des römischen Alterthums mit den eigenen Kräften und Erzeugnissen seines Geistes gründlich zu bebauen und fruchtbringend auszubeuten, scheute er kein Opfer, auch anderen Fachgenossen helfend und fördernd an die Hand zu gehen, ihre litterarischen Unternehmungen durch Wort und Schrift zu empfehlen. Wir verweisen in der Kürze nur auf das, was er für den Plinius in aufopfernder Weise gethan hat. Seinen Schülern war er ein treuer, rathender und theilnehmender Lehrer und Freund, nicht bloß für die Dauer der Schulzeit, sondern über diese hinaus bis in das Amt, bis in das Leben mit seinen Freuden und Schmerzen. Ja, ein wahrhaft väterlicher Freund war der Entschlafene seinen Schülern, stets bereit und bemüht, ihre Studien zu unterstützen durch Wort und That. Aber auch an ihm mußte sich, freilich zu früh für die Wissenschaft und die Schule, das Wort des Seneca come ad Polyb. 30 bewahrheiten: *hominis tota vita nihil aliud quam ad mortem iter est*. Zwar ist seine irdische, mit Erfolgen so reich gesegnete Thätigkeit geschlossen; aber das, was er gewollt und geleistet, sichert seinen Namen auch für die späte Zukunft, und vorzüglich wird er durch seine letzte gediegene Schrift, durch sein Promptuarium, obwohl er heim-

gangen zu den Vätern, sich viele zu Freunden und Schülern erwerben. Wie wahr spricht Cic. de off. 1, 156: *docti non solum vivi atque praestites studiosos discendi erudiunt atque docent, sed hoc idem etiam post mortem monumentis literarum assequuntur*. Ja, das Gedächtniß des eueren selig Entschlafenen bleibe im Segen. *Ossibus opto Tuis sit pia ira levis*.

Das von uns anzuzeigende Promptuarium ist dem Bruder des Verstorbenen, dem Altenburgischen wirklichen Geheimen Rath von Wüstenmann dedicirt. Die Dedicationsepistel umfaßt XXXXVIII Seiten. Ihren Inhalt macht vorzugsweise aus der Studiengang beider Brüder unter der einflussreichen Obhut des classisch gebildeten Vaters, dessen mit einer Pietät gedacht wird, die den Leser fühlen läßt, daß sie dem tiefen Grunde des wahrhaft dankbaren und kindlichen Gemüthes entspröhet ist. Gleich einleitend und erhebend ist die warme Liebe des nun Verschiedenen zum lebenden Bruder, dem er mit treuer und aufrichtiger Innigkeit des Erzens zugethan war. Ref. muß gestehen, daß sich die *anima candida* des Verewigten gegen Vater und Bruder hier in einer Weise ausdrückt, die den Leser je mehr und mehr fesselt und die lebhaft an die Freundschaftsworte erinnert, die der Verstorbene in deutscher Sprache dem Oberhofsprediger Dr. Jacobi in Gotha widmete als Zueignung der Briefe: Unterhaltungen aus der alten Welt u. s. w. Dazu kommt, wie in nur erwarten konnte, die seltene Eleganz des Stils, die sich kund gibt in einer unübertrefflichen Zierlichkeit und Gewandtheit des Ausdrucks, die zur Bewunderung hinreißt und die Meisterschaft erkennen läßt. Die eigentliche Schrift enthält auf 256 Seiten einen reichen Schatz der herrlichsten und genussreichsten Sentenzen aus den römischen Schriftstellern; sie wird allen Verehrern des classischen Alterthums eine willkommene Gabe sein und vorzüglich für Schüler der oberen Classen eine reichliche Fundgrube für Schule und Leben. Dies so wie das schöne äußere machen das Buch recht geeignet zu einem schönen Festgeschenk und zu Prämien. Von einigen Druckfehlern, wie S. XXVI, XXXII, abgesehen, läßt der saubere und nette Druck nichts zu wünschen übrig. Neben sich auch einige Stellen eingeschlichen, die man eben nicht Sentenzen nennen kann und die ohne erhebliche Mühe mit geeigneteren Fehlern vertauscht werden können, so berechtigt uns dies dem Entschlafenen gegenüber eben so wenig zu einem Tadel als die mitunter zu allgemein gehaltene Eintheilung. Es ist aber diese den Hauptabschnitten nach folgende: A. De Deo. B. De mundo et de rerum natura. C. De terra ejusque cognitione. D. De humano genere. De hominum rebus institutis. AA. De hominis natura atque indole. De humanarum rerum conditione. BB. De singulorum hominum victu. De corpore. C. De animo. De mente. De ratione. De ingenio. De iis quae cum his sunt conjuncta aut eo spectant. CC. De familia sive de hominum foedere domestico. De aliis huc pertinentibus. DD. De hominum inter se associatione et communitate. EE. De republica.

Sondershausen.

Hartmann.

Vierte Abtheilung.

Miscellon.

I.

Z u H o r a z .

Od. IV, 8. Ad Censorinum.

Der von Geburt arme (*pauperum sanguis parentum*, Od. II, 24, 5. 6. vergl. Od. III, 30. Epist. I, 20, 20), auch im Besitz des Sabinum nicht reich zu nennende (vergl. Vs. 9 mit Od. II, 18), aber wegen eines glücklichen Dichtertalents hochgefeierte Horaz hatte nach manchen schweren Kämpfen (Od. II, 20. 4. IV, 3, 16) endlich die Genugthuung, von der Freundschaft der römischen Großen eifrig umworben zu werden, sowohl um seiner geistreichen Unterhaltung zu genießen, als insbesondere, damit ihre Namen in seinen Dichtungen verherrlicht würden. Unter solchen Umständen hatte der gefällige Dichter nicht ohne hohes Selbstgefühl schon manchen Freund beglückt, als auch dem Censorinus die Ehre zu Theil ward, mit einer ihm eigens gewidmeten Ode beschenkt zu werden.

Die Veranlassung scheint eine Zusammenkunft des Horaz und Censorinus bei einem Gastmahl, vielleicht an den Saturnalien um Neujahr, gegeben zu haben. Aus diesem Umstande, daß die Ode improvisirt worden, mag eine gewisse Ueberfülle in der Gedankenentwicklung ihre Erklärung finden.

Es ist diesem Gedichte nämlich von Seiten der Kritik schlimm ergangen: man hat die Verse 7 und 8, 17, oder vielmehr 15—19, deagl. Vs. 28 und endlich noch Vs. 29—34, also beinahe die Hälfte der Ode, wegwerfen wollen. Daß Vs. 17 dieses Schicksal verdient, darüber sind seit Bentley die meisten Stimmen einig, obschon neuerdings noch die Herren Kärcher und Dillenburger sich für die Beibehaltung desselben erklärt haben. Auch stimme ich mit Herrn Nauck u. A. für die Weglassung des 28sten Verses, welchen Herr K. Schwenck nicht entbehren möchte. Dagegen sprechen die Herren Kärcher und Schwenck dem Horaz mehrere andre Verse ab, der Letztere nämlich den Abschnitt *non celeres fugae — Lucratus rediit* (Vs. 15—19), beide die Schlusssätze Vs. 29—34. So sehr ich den Scharfsinn dieser Männer ehre, kann ich dieses Mal ihnen doch nicht beipflichten. Was nämlich die erstere Stelle betrifft, so ist zu *Laudes* durchaus eine nähere Bestimmung nöthig. Dieser Gegensatz zu *Calabrae Pierides* steht und *Calabrae Pierides* als *species pro genere* für *Musae* oder *carmina* oder *chartae* (Vs. 21), so mußte

die Ergänzung zu *Laudes* auch specieller gefasst werden, um dem *Calabrae Pierides* zu entsprechen. Dies ist geschehen in den Worten: *Ejus, qui domita nomen ab Africa Lucratus rediit*. Der allgemeine Gedanke: *Non — marmora — illustrium virorum laudes clarius indicant, quam carmina s. chartae* ist also vom Dichter so gefasst: *Non — marmora — ejus, qui domita nomen ab Africa lucratus rediit, laudes clarius indicant, quam Calabrae Pierides*. Müssen wir demnach Vs. 18 und 19 unangestastet lassen, so könnte man dagegen behaupten, daß, wenn Vs. 15 — 17 fehlte, man nichts Nothwendiges vermissen würde, vielmehr der Satz: „*Per quae (marmora) spiritus et vita redit bonis*“ eine allgemeinere Fassung erhielte. Doch ist nicht zu läugnen, daß wir die zur Individualisirung und genaueren Ausprägung eben dieses Gedankens dienenden Worte: *Post mortem ducibus* ungern entbehren möchten. Der nun folgende Zusatz bis Vs. 18 hat bei vielen Lesern Anstoß erregt, und mit Recht. Was der Dichter sagen wollte, wird uns klar, wenn wir mit Rücksicht auf den im 7ten Verse ausgesprochenen Gegensatz zwischen Werken der Plastik und der Malerei die Worte: *non celeres fugae Rejectaeque retrorsum Hannibalis minae* dem Inhalt des 13ten Verses gegenüberstellen. Der Sinn ist also: „Nicht Marmordenkmäler, mit öffentlichen Inschriften versehen, nicht Gemälde, auf welchen z. B. Hannibal's Niederlage und schnelle Flucht zu schauen ist, stellen die üblichen Thaten des Scipio Afrikanus besser dar, als die Gesänge des Ennius. Um die Worte: *non celeres fugae Rejectaeque — minae* mit dem Vorhergehenden gehörig zu verbinden, muß man aus Vs. 13 hinzudenken: *inscissae vel pictae notis publicis*. Ohne diese Ergänzung würden sie zwar auch einen guten Sinn geben, nämlich: „Nicht verherrlichte die Flucht und Ueberwindung Hannibal's den Scipio mehr, als die Gesänge des Ennius, d. h. Scipio verdankt dem seine Heldenthaten und die Schicksale seines großen Gegners besingenden Dichter ebensoviel, wie seinen eigenen Verdiensten (vergl. Sallust. Cat. III: *et qui fecere, et qui facta aliorum scribere, multi laudantur*); aber auf dieses Verhältniß der Großthaten und ihrer Verewigung durch die Schrift beziehen sich die Worte des Horaz nicht, sondern er behauptet nur, durch Marmordenkmäler und Gemälde werden die Thaten großer Männer nicht besser gepriesen, als durch die Schriften der Dichter. Dafür spricht der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden (Vs. 13) und Folgenden (*Si chartae sileant etc.*), überhaupt die Tendenz der ganzen Ode.

Aus dem richtigen Verständniß des Abschnittes Vs. 13—20 folgt, daß wir ihn unverändert als Horazianisch beibehalten müssen, mit Ausnahme des 17ten Verses, von dessen Unächtheit schon seine verunglückte metrische Gestalt zeugt.

Wie steht es aber mit dem Schluß des Gedichtes (V. 29—34)? Die Herren Kärcher und K. Schwenck erklären ihn für falsch. (Die Gründe s. Neue Jahrb. für Philol. und Pädag. von J. Chr. Jahn, R. Klotz und R. Dietsch, Bd. 17, Heft 1. S. 80 ff.). Daß derselbe beibehalten werden muß, wird sich aus einer genaueren Betrachtung des Zweckes und des Gedankenganges der Ode ergeben.

Die Einleitung (Vs. 1—12) weist auf die Zusammenkunft des Horaz mit Censorinus hin. Der Erstere will dem Freunde ein Gastgeschenk (*étuior*) verehren, er kann aber nur Gedichte schenken; darum widmet er dem Censorinus eins, indem er ihn zugleich über den hohen Werth eines solchen Geschenkes belehrt (Vs. 12).

Das Thema dieser Ode also, welches ihr auch als Ueberschrift dienen könnte, lautet: *Pretium carminis*, mit besonderer Anwendung auf Censorinus. Den Werth der Gedichte setzt Horaz aber in ihre Wirkung, und diese ist eine vierfache:

1) Sie verherrlichen dauernder und veretlicher mäler und Gemälde (Vs. 13—16 u. 18—20). Scipio Afrikanus. Vergl. Horat. Od. III, 30,

2) Ohne Schriftthum finden rühmliche That (*neque si chartae sileant, quod bene feceris*, —22). Ein Beispiel bietet der Göttersohn Re III, 3.

3) Der Dichter ändert und überbietet sei und verleiht würdigen Männern noch lange naren Grad von Glückseligkeit. Ein Beispiel ist II, 13, 22. 23 mit IV, 8, 25—27. Nach de Höllenrichter, nach der zweiten Bewohner ode Inseln der Seligen. Dafs aber nicht des Dicht lent allein so grofse Wirkungen hervorbringen des Helden und des Sängers einander bedinge von Od. II, 2, 21—24 mit Od. IV, 8, 25—?

4) Der Sänger versetzt Tugendhelden sog wirbt ihnen als ehemaligen oder noch fortw Menschheit bei der Mit- und Nachwelt göttl sind Hercules, die Dioscuren und Bacchus (V hier unter allen Gedichten, in welchen Horaz feiert hat, die Erinnerung an die dritte O und daselbst Vs. 11 u. 12 an die schmeicheil Augustus schon bei seinen Lebzeiten erfahren schn und Einflufs bei den Kennern seiner G Anspielungen und verdeckte Selbstcitate sehr von selbst ein.

Vergleichen wir nun das Verhältnifs der i stellten 4 Thesen zu den sie erläuternden B ersten und dritten Fall in den zugehörigen al im zweiten und vierten aber der Sentenz gese

Hoffentlich ist durch diese Deduction die U —34 zur Genüge nachgewiesen. Hieraus folgt lassung von Vs. 28. Mit einem Verse so all Lied zu endigen, widerstreitet der Gewohnheit (jedoch als Motto dieser und der folgenden O endlich gewisse Metriker als Grund für die A 28 dieses Gedichtes den Umstand anführen, d stichische Symmetrie ergäbe, so antworte ich: dieser, noch in den übrigen Oden des kleineren piadeischen Systems erforderlich, und nur au didactischen oder paränetischen, der edlen P baltes und der dazu gewählten einfachen met bisher gehörigen wenigen Gedichte seit einige Vierzahl abtheilen zu müssen geglaubt. Schon Hexameter hätte von dieser Verirrung abhalten wonnen, dafs man z. B. Od. I, 1 tetrastichisc man Zusammgehöriges gewaltsam getrennt ¹⁾ warten, dafs man, wenn erst die Lust an dei

¹⁾ Besser hätte man Hor. Od. I, 1 so abgeth

1) Anrede (Vs. 1. 2).

2) Acht Horaz nicht zusagende Beschäftigungen

3) Des Dichters Lieblingsbeschäftigung (Vs. 2

4) Sein Wunsch und seine Hoffnung (Vs. 3)

nat, zu der naturgemäßen Abtheilung der Asklepiadeischen Verse zurückkehren und Monosticha stichisch, Disticha nur distichisch verbunden wird.

Od. IV, 9. Ad Lollium.

Diese Ode ist gewissermaßen eine Fortsetzung der vorigen. Sie enthält nämlich nach dem Entwurf des Dichters:

1) Eine Antwort auf die zweifelnde Frage des Lollius, ob Horazens Schriften fortbestehen werden (Vs. 1—4). Horaz führt den Beweis dafür, indem er sagt, es seien von mehreren, besonders lyrischen Dichtern noch Werke vorhanden außer und nach dem Epiker Homer, obgleich dieser den ersten Rang einnehme (Vs. 5—12). Dasselbe könne er von seinen Gedichten bei der Aufnahme, welche sie bisher gefunden, auch erwarten.

2) Auf die Aeußerung des Lollius, daß er sich nicht, wie Censorinus (vergl. IV, 8, 11), aus einer Lobrede etwas mache, antwortet Horaz: A. es habe außer den von Homer besungenen noch manche andere ausgezeichnete Personen, sogar vor dem trojanischen Kriege, gegeben, aber sie seien, weil von heiligen Sehern nicht erwähnt, vergessen worden (Vs. 13—28); B. wenn die Verdienste eines Mannes verschwiegen würden, so treffe ihn leicht der Vorwurf der Untüchtigkeit und Thatenlosigkeit oder er werde ein Opfer des Neides; dies aber zu verhüten, sei des Dichters Beruf, und man müsse ihn gewähren lassen. Darum wolle auch er den Lollius besingen (Vs. 29—34). Hierzu berechtigen ihn die Tugenden und herrlichen Thaten desselben (Vs. 34—44).

3) Und weil Lollius endlich in seinem mehr auf das Praktische des öffentlichen Lebens gerichteten Sinne das *Caelo Musa beat* in der dem Censorinus gewidmeten Ode (IV, 8, 29) überschwänglich oder inhaltsleer befunden haben mochte, so giebt Horaz ihm die wesentlichen Merkmale seiner ethischen, von dem Volksgebrauch sehr abweichenden Auffassung des Begriffes *beatus* an, welche sind: im Glücke praktische Lebensweisheit und dankbarer Genuß der göttlichen Gnadengaben, unter dem Druck der Armuth Geduld und willige Entsagung, in jeder Lage des Lebens aber eine solche Scheu vor der Sünde und Schande, daß man diese für schlimmer hält, als den Tod, endlich unverbrüchliche Treue gegen geliebte Freunde und gegen das Vaterland (Vs. 46—52) ¹⁾. Wo ein Herz diese Tugenden besitzt, da hat es den Himmel schon auf Erden und wird ihn auch nach dem Tode ewiglich behalten. Der Sänger, welcher es unternimmt, einen mit solchen Eigenschaften begabten Mann zu preisen, erfüllt nur seine Pflicht als gottberufener Prophet (*vates sacer*, Vs. 28) und als Herold unter den Menschen, kurz! er ist zugleich *vox populi* und *vox Dei*. Da nun Horaz durch so viele seiner Schriften, insbesondere auch durch die im dritten Buche der Oden enthaltenen Lehrgedichte für das römische Volk, den sittlichen Standpunkt und Zweck seiner Nationaldichtung offen nachgewiesen und auch in manchen an Freunde gerichteten Oden auf dasselbe Ziel hingearbeitet hatte, so konnte sich der bescheidene Lollius nicht sträuben, dem befreundeten Dichter auch seinerseits, gleichwie Censorinus, als Musterbild zu einem würdigen Cha-

¹⁾ Vergl. Tacit. Ann. VI, 22: *Neque mala vel bona, quae vulgus putat: multos, qui confictari adversis videantur, beatos, ac plerosque, quamquam magnas per opes, miserrimos; si illi gravem fortunam constanter tolerant, hi prospera inconsulte utantur.*

raktergemälde zu dienen. Wie reich dieses ausgefallen, haben wir oben (Vs. 34—44) gesehen.

Uebrigens geht aus der Vergleichung dieser und der vorhergehenden Ode und aus anderen Zeugnissen hervor, daß dem Lollius kein so günstiges Loos, wie dem Censorinus, auf Erden gefallen war; denn während dieser, abgerechnet die Jahre, in welchen er nach hergebrachter Sitte der curulischen Ehrenämter (das Consulat erst im Todesjahre des Horaz) bekleidete, die übrige Zeit in ungestörter Ruhe als reicher, aber unbeseideter Privatmann zubrachte und im Wohlthun seine grösste Freude fand (vergl. Vell. Pat. II, 102), hatte Lollius, so sehr er auch am Hofe des Augustus, selbst nach der von den Germanen erlittenen Niederlage, geschätzt wurde, doch als Staatsmann, namentlich als Consul (21 vor Chr. Geb., Epist. I, 20, 28), wegen seines sittlich strengen Charakters (vergl. Od. IV, 2, 37—44), und später als Begleiter und Aufseher des in den Orient entsandten Prinzen Cajus, den Haß und Neid manches Gegners, zu denen auch Tiberius gehörte, bitter zu empfinden und seinen Namen selbst im Tode (i. J. 1 vor Chr. Geb.) nicht vor Unglimpf bewahren können (vergl. Vell. II, 97 u. 102. Suet. Tib. 12. Tac. Ann. III, 48. Plin. Hist. n. IX, 58). Um so wichtiger und ehrenvoller für ihn und Horaz ist darum diese seinem Andenken gewidmete Ode.

Für die Abfassung des Gedichts das Consulatsjahr des Lollius annehmen, hindern die Worte: *Consul non unius anni* (Vs. 39), weil dieselben in diesem Falle als eine unschickliche Schmeichelei gedeutet werden könnten. Da aber Lollius sich allerdings als Consul ausgezeichnet hatte, so ehrte der sinnreiche Horaz ihn dadurch, daß er im nächstfolgenden Jahre seinem ältesten Sohne eine Epistel, die 18te des Buches, wie schon früher die 2te desselben Buches, widmete und auch noch in Epist. I, 20, 28 auf jenes merkwürdige Consulat anspielte. Dies war fürs erste genug; und wenn später nicht besondere Verdienste des Lollius dazu kamen oder ungerechte Angriffe und politische Unglücksfälle es nöthig machten, zu Gunsten des Freundes sich vernehmen zu lassen, so hätte der kluge Horaz eine solche Ode auf den Lollius, wie sie vor uns liegt, schwerlich geschrieben¹⁾.

Aber eine Gelegenheit dazu bot sich bald dar. Lollius befehligte nämlich das römische Heer am Rhein, als er i. J. 16 vor Chr. Geb. von germanischen Stämmen eine bedeutende Niederlage erlitt. Zwar verlor er das Vertrauen und die Gunst des Kaisers nicht, zumal da jenes Unglück Veranlassung wurde, daß Augustus und seine Stiefsöhne über die Germanen glänzende Siege erfochten, aber doch haftete seitdem ein Makel an des Legaten militärischer Ehre, welcher von Uebelwollenden leicht zu seinem Nachtheil ausgebeutet werden konnte. Betrachten wir die Ode aus diesem Gesichtspunkte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie zu dem Zweck geschrieben worden, das Nachtheilige der erwähnten Niederlage für Lollius zu verwischen. Es ist nur die Frage: Wann? Im Jahre der Niederlage? Das hätte Lollius eher geschadet, als genützt. Er blieb höchst wahrscheinlich noch drei Jahre mit Augustus bei der Armee und kehrte erst nach glücklich beendigtem Feldzuge mit dem Monarchen nach Rom zurück. Jetzt aber trat der Fall ein, wo dem Lollius geholfen werden konnte und mußte. Denn der üble Eindruck von seiner ehemaligen Niederlage war im Lauf der Zeit zwar geschwächt, auch hatte Lollius seitdem, wiewohl in untergeordneten Verhältnissen, sich einen bescheide-

¹⁾ Der Consul C. Sentius Saturninus, welcher 2 Jahre nach Lollius unter ganz ähnlichen tumultuarischen Verhältnissen denselben Amtseifer bewies, hat an Vellejus seinen Lobredner gefunden (II, 92).

nen Antheil am Kriegeruhm erworben, aber das gewährte dem öffentlichen Charakter des hochstehenden, ehrliebenden Römers keine Genugthuung. Während Andere sich ihrer Heldenthaten rühmten, schwieg man von ihm oder bezeugte ihm eine zweideutige Theilnahme; er mußte wünschen, daß man in seiner Gegenwart jener Feldzüge gar nicht gedachte, in denen Livia's Söhne, vielleicht auf seine Kosten, vom Glück so begünstigt waren, daß selbst ein Horaz Päane zu ihrer Verherrlichung sang. Und welche Aeußerungen mußten die Angehörigen des tief Gebeugten von schadenfrohen Neidern und ehemals bestraften Feinden hinter seinem Rücken hören! Wer konnte hier dem Unglücklichen helfen, ohne bei Hofe Anstoß zu erregen? Wer wagte es, den Lollius öffentlich zu loben? Siehe! da tritt der wahrheitsliebende, von inniger Theilnahme erfüllte Horaz auf, durch die verschiedenartigen Urtheile der Menschen über den Charakter und die Thaten des Lollius herauszufordern, und übernimmt, streu seinem in der letzten Epistel an den Sohn des Lollius ausgesprochenen Grundsatz (Epist. I, 18, 80. 81.), des Verfolgten Vertheidigung. Nicht ohne Sträuben läßt dieser es geschehen. Und nun stellt Horaz die Zeugnisse von der ganzen Amtthätigkeit des Lollius kurz und hündig zusammen und übergibt sie spruchreif der unparteiischen Mit- und Nachwelt. Als bekannt setzt er voraus, sagt es jedoch nicht, aus Zartgefühl für Lollius, daß dieser in einer Schlacht besiegt worden, aber nachdem er sich zunächst über seine eigene Befähigung und Berechtigung, und darauf, zu Lollius gewandt, über die Nothwendigkeit der öffentlichen Verhandlung sich ausgesprochen, führt er in der zweiten Hälfte seiner Vertheidigungsschrift die Sache des Freundes mit so glänzendem Erfolge durch, daß Lollius von da an fast in jeder Zeile in irgend einer Beziehung als Sieger erklärt wird. Dies ist die berühmte Ode auf M. Lollius, geschrieben im Jahre 13 vor Chr. Geb.

Wir besitzen noch mehrere Vertheidigungsschriften von Horaz, aber keine ist so objectiv gehalten, mit einem solchen Reichthum von schlagenden Beweisen versehen und mit einem so edlen Anstande und spannenden Interesse durchgeführt, wie die 9te Ode des 4ten Buches. Man könnte dieselbe überschreiben: Rechtfertigung und Ehrenrettung des M. Lollius. So lange Horaz lebte, war seine Vertheidigung des Lollius gültig und nachhaltig. Aber es kamen noch traurigere Zeiten für den römischen Staat, der Sittlichkeit und dem Leben der Besseren drohten große Gefahren; mancher Edle ward ein Opfer, wenn nicht der Schuld, doch der Anschuldigung. Auch gegen den bejahrten Lollius erhoben sich ungünstige Gerüchte, und anklagende Stimmen ließen sich bei seinem plötzlich erfolgten Tode noch vernehmen.

(Die Prüfung dieser Anklagen folgt weiter unten.)

Nachdem wir nun die 8te und 9te Ode des 4ten Buches einzeln durchgegangen sind, wollen wir noch auf ihr gegenseitiges Verhältniß einen Rückblick thun. Daß die erstere der unter Freunden veranstalteten Feier eines Festes, an welcher sich unter Anderen auch Censorinus und Horaz betheiligten, ihren Ursprung verdanke, ist schon gesagt worden, desgleichen, daß die letztere, welche i. J. 13 vor Chr. Geb. geschrieben worden, die Ode an Censorinus als veranlassend voraussetze. Hiernach scheint man, mit Berücksichtigung der vertrauten Freundschaft zwischen Horaz, Censorinus und Lollius, zu der Annahme berechtigt, daß beide Gedichte einer und derselben Zeit angehören. Diese Wahrscheinlichkeit würde zur Gewißheit, wenn nachgewiesen werden könnte, daß auch Censorinus an dem Feldzuge gegen die Germanen Theil genommen und mit Lollius zugleich zurückgekehrt sei. Dafür spricht die Versicherung des Horaz, daß er dem Censorinus gern solche Geschenke verehren möchte, welche in Griechenland Helden zur Belohnung ihrer tapferen Thaten er-

hielten (*praemia fortium Grajorum*). Vielleicht war auf einen Wink von den Freunden des Augustus, um den miszmüthigen Lollius zufrieden zu stellen und aufzuheitern, der junge Censorinus nur vorgeschoben und Horaz zur Abfassung einer Ode an diesen bewogen worden, damit auch in Lollius der Wunsch nach einem ähnlichen Ehrengeschenk erregt würde. Jedesfalls ist Lollius, abgesehen von dem poetischen Werth der beiden Gedichte, die wichtigere Person.

Eine nähere Betrachtung der hier zusammengestellten Oden IV, 8 und 9 wird ihre Verwandtschaft und die Eigenthümlichkeiten jeder einzelnen noch genauer darlegen. Schon die Wahl des Metrums, welches in der 8ten Ode Asklepiadeisch, in der 9ten Alcäisch ist, läßt einen wesentlichen Unterschied auch im Inhalt erwarten. Die Sprache in jener ist natürlich und herzlich, in dieser dagegen nimmt der Dichter einen höheren und kühneren Flug, um die Zweifel und Einwendungen des ersten und bejahrten Lollius zu besiegen und ihn selbst würdig vor dem Publikum erscheinen zu lassen.

Es ist von den Erklärern des Horaz nicht unerwähnt geblieben, daß sich in beiden Oden ähnliche Gedanken und Ausdrücke finden, und daß in der letzteren hie und da auf die erstere Bezug genommen wird; man hat es jedoch bei einzelnen Citaten bewenden lassen. Wir wollen jetzt specieller darauf eingehen und die Gedichte zu größerer Anschaulichkeit einander gegenüber stellen.

Od. IV, 8.

Vs. 1—9: Horaz ist nicht reich an irdischen Gütern (*Donarem — Sed non haec mihi vis*),

Vs. 11. 12: aber reich und glücklich durch sein Dichtertalent, wodurch er Andere beglücken kann (*carmina — muneris*).

Vs. 9. 10: Der reiche (*non tibi talium Res est deliciarum egens*) Censorinus macht sich Nichts aus irdischen Schätzen (*non tibi talium est animus delic. egens*), aber

Vs. 11: er hat seine Freude an geistigen Genüssen, insbesondere an Gedichten (*Gaudes carminibus*); darum widmet Horaz ihm diese Ode.

(Vs. 12: Werth des Gedichtes:)

Vs. 13—34: Gedichte verherrlichen am besten und dauerndsten die Thaten ausgezeichneten Personen.

Vs. 14: *spiratus et vita reddit bonis*

Vs. 18. 19: (*Scipio Africanus major*) domita nomen ab Africa Lucratus rediit.

Od. IV, 9.

Vs. 2: Horaz ist von geringer Beruhung (*natus ad Aufidum*),

Vs. 1—12: aber der erste Lyriker der römischen Nation. Seine Gedichte werden nicht untergeben, sowenig wie die des Homer, Pindar u. A.

Vs. 34—44: Der genügsame, uneigennützig und unbestechliche Staatsmann Lollius ist unter allem Wechsel von Glück und Unglück ein Feind der Habsucht und Betrügerei (*Est animus — arma*).

Vs. 32. 34—44: Lollius ist reich an Tugenden und Verdiensten;

Vs. 30—34: darum will Horaz seine Thaten verdienstermaßen besingen und der Vergessenheit entreißen (*Non ego — Oblivioni*).

Vs. 13—30: Ohne Dichter kein dauernder oder ungeschmälerter Nachruhm.

Vs. 10. 11: *spirat adhuc amor vivuntque etc.*

Vs. 32—44: (*Lollius*) multos labores toleravit, lividas oblivioni Horatii beneficio vincet; est animus ei rerum prudens et securus

- dis temporibus dubisque rectus, idem vindex avarae fraudis et abstinens pecuniae, consul non unius anni, bonus atque fidus iudex saepe honestum praetulit utili; rejecit alto dona nocentium vultu, per obstantes catervas explicuit sua victor arma,* kurz! Lollius hat viele große Thaten vollbracht und schwere Kämpfe bestanden im Kriege und im Frieden, im Senat, in der Volksversammlung und vor Gericht; er hat sich selbst beherrscht und ist in Glück und Unglück sich immer gleich geblieben; er wird auch noch im Tode über Neid und Vergessenheit triumphiren.
- 22: *neque, Si chartae sit, quod bene feceris, Mercetuleris.*
- 24: *taciturnitas obstaret inmeritis R.*
- 27: *Virtus et favor et impotentium Vatum divitibus erat insulis.*
- 3: *Caelo Musa beat.*
- 1: *impiger Hercules* erinnert die 12 labores dieses Helden.
- 32: *Clarum Tyndaridae si ab infimis Quassas eripiunt toribus rates.*
- 34: Heiterer Lebensgenuss religiöse Begeisterung sind Erlangung der Glückseligkeit erlich.
- Vs. 30. 31: *non ego te meis chartis inornatum silebo.*
- Vs. 33. 34: *carpere lividas Obliviones.*
- Vs. 25—28: *Vixere — multi; sed — Urgentur longa Nocte, carent quia vate sacro.* Horaz erklärt sich selbst für einen *Vates* Od. IV, 44. II, 6, 24.
- Vs. 45—52: *Quis beatus dicendus sit.*
- Vs. 32—34: *tote tuos p. labores etc.*
- Vs. 34—44: Du bist dir selbst und Anderen ein Dioskur (*Est animus etc.*).
- Vs. 45—52: Glückselig ist nicht der Reiche an sich zu nennen, sondern derjenige, welcher von den göttlichen Gaben weisen Gebrauch macht; auch der Arme verdient diesen Namen, insofern er seine Armuth würdig erträgt, überhaupt Jeder, welcher unsträflich wandelt und der Freundschaft und dem Vaterlande die größten Opfer zu bringen bereit ist.

Beweis, daß M. Lollius unschuldig ist.

i vier römischen Schriftstellern lesen wir ungünstige Urtheile über illius, welche dem von Horaz ihm ertheilten Lobe widersprechen. iher gehörigen Stellen sind: Vellej. Patern. II, 97. 102. Plin. bist. X, 58. Sueton. Tib. 12 und Tacit. Ann. III, 48. — Vellejus, ein onne des Lollius, schrieb unter Tiberius, nicht ohne rhetorische reibung und Schmeichelei, mit Rücksicht auf den beinahe kranken

Charakter dieses Kaisers. Der Polyhistor Plinius der Aeltere hat uns in seiner Naturgeschichte unter tausenderlei Notizen auch ein ungünstiges Gerücht von M. Lollius überliefert, ohne nähere Begründung oder Kritik. Sueton giebt uns eine gedrängte, aber gut geordnete, klare und unparteiische Darstellung der Begebenheiten, welche hier zur Beurtheilung vorliegen. Der große Historiker Tacitus endlich führt uns in seinem tragischen Sittengemälde der Cäsarenherrschaft den Tiberius vor, wie er 20 Jahre nach des Lollius Tode mit einer öffentlichen Beschuldigung wider denselben auftritt.

Legen wir die Worte des Tacitus (Ann. III, 48): *incusato M. Lollio, quem auctorem C. Caesari pravitatis et discordiarum arguebat*, zu Grunde, so wirft Tiberius dem Lollius zweierlei vor: 1) an der Sittenverderbnis des seiner Aufsicht und Führung anvertrauten C. Caesar und 2) an der Zwietracht desselben mit seinen Verwandten, namentlich mit Tiberius selbst, Schuld zu sein. Was den ersten Punkt betrifft, so ist es kein Wunder, wenn die Erziehung des jungen Cajus misarieth, auf dessen Jugend unter Andern schon der gemeine Sejan (Tac. Ann. IV, 1) verderblichen Einfluß übte, während die ehebrecherische Mutter Julia zu ihren Lüsten fröhnte, der alte Agrippa grollte und Livia nebst ihrem nach Agrippa's Tode den Kindern desselben zum Stiefvater aufgedrungenen Sohne Tiberius nur darauf bedacht war, auf den Untergang des Augusteischen Hauses die Herrschaft der Neronen zu gründen. Augustus, dessen gewaltsame Verheirathung mit der Livia die erste Ursache alles dieses Unheils war, sah die nachtheiligen Folgen davon wohl ein und suchte seine nach Agrippa's Tode (12 vor Chr. Geb.) adoptirten Enkel Cajus und Lucius davor zu bewahren, indem er sie, zu Jünglingen herangereift, fern von den in Rom ihnen drohenden Gefahren in die Provinzen sandte und dem Cajus insbesondere den M. Lollius als Aufseher und Führer mitgab. Der über mancherlei Widerwärtigkeiten am kaiserlichen Hofe verdrossene Tiberius hatte sich nach Rhodus zurückgezogen (6 vor Chr. Geb.) und befand sich schon 5 Jahre in seinem selbst erwählten Exil, als er auf die Nachricht, daß Lollius mit seinem zum Statthalter des Orients ernannten jungen Zögling den Weg über Samos genommen, sich gleichfalls dahin begab, um seinem Stiefsohn einen Besuch zu machen. Der Empfang war aber, wie zu erwarten, kalt und zurückhaltend, denn Lollius mußte seiner Anweisung gemäß den Cajus vor dem nachtheiligen Einfluß des Tiberius warnend schützen, während dieser darauf gerechnet hatte, die vor einem Jahre (2 vor Chr. Geb.) nach Verbannung der Julia erbetene, aber von Augustus ausdrücklich verweigte und durch die Zustimmung des Cajus bedingte Rückkehr nach Rom durchzusetzen. Demnach können wir in den Worten, worin Sueton sich in des Tiberius Sinne so ausspricht: *Privignum Cajum Orientis praepositum, quum risendi gratia trajecisset Samum, alieniorem sibi sensit, ex criminationibus M. Lollii comitis et rectoris ejus*, Nichts den Lollius Gravirendes finden, zumal da wir unmittelbar nach diesem Citat bei demselben Schriftsteller eine Hinweisung auf die fortgesetzten Machinationen des Tiberius gegen Augustus und Cajus lesen. Leider hatten die Aufhetzungen, welche nach abgelaufenem Urlaub zur Armee des Cajus zurückkehrende, von Tiberius gewonnene Officiere gegen Lollius erregten, nur zu bald die beabsichtigte Wirkung. Der mit Lollius entzweite und von Schweichlern seines Stiefvaters erweicht, die Zustimmung zu dessen Zurückberufung (Sueton. Tib. 11—13), und Augustus erfüllte nun (2 nach Chr. Geb.), was er drei Jahre lang standhaft verweigert hatte. Die unausbleibliche Folge hiervon war der Untergang des Cajus und seiner Brüder Lucius und Agrippa Postumus (Tac. Ann. I, 3 und 6. Sueton. Tib. 22).

wie auch des Lollius. Dieser führte in Syrien bei dem trotzigen und hochmüthigen Cajus nach dem Verlust aller Autorität ein trauriges Leben (Vellej. II, 101, 1) und hatte von Tiberius aus Rom das Aergste zu befürchten, denn dieser konnte ihm die unfreundliche Aufnahme in Samos nicht vergessen, so lobend auch Vellejus (II, 101), um den ehrstüchtigen Tyrannen nicht zu reizen, sich darüber ausspricht. Mußte doch noch 16 Jahre später der König Archelaus von Cappadocien als Opfer der Rache fallen, weil er dem Verbannten auf Rhodus nicht seine Huldigung dargebracht hatte (Tac. Ann. II, 42). Daß die heillosen Zustände in der Umgebung des Cajus und am Hofe des Augustus den schnellen Tod des Lollius herbeiführten, ist gewiß, wenn auch unentschieden bleibt, ob Lollius in der Verzweiflung selbst sein Ende beschleunigt habe (Vellej. II, 102). Daß aber Tiberius hierbei seine Hand im Spiele hatte, beweist schon die Wahl des Nachfolgers, welchen man dem Lollius gab. Es war Sulpicius Quirinus, eine Creatur des Tiberius (vergl. Tac. Ann. III, 48, 22), diesem von Rhodus her und auch sonst wegen persönlicher Dienste in gutem Gedächtniß. Der verwahrlosete, in Syrien und Armenien schon moralisch und physisch zu Grunde gerichtete Cajus fand in Lycien (4 nach Chr. Geb.) ein klägliches Ende (Vellej. II, 102). — Während nun der Kaiser Tiberius in der oben erwähnten Lobrede auf seinen gestorbenen Günstling (Tac. Ann. III, 48) dem Lollius die Schuld aufbürdet, den Cajus Caesar verderbt zu haben, sagt Tac. Ann. I, 3 dagegen: *Lucium Caesarem euntem ad Hispanienses exercitus, Cajum remeantem ex Armenia et vulnere invalidum mors fato prope vel novercae dolus abstulit*. Wie konnte überhaupt Tiberius als Ankläger des Lollius auftreten, da er selbst ein so unsittliches Leben führte und seine Verwandten mit dem grössten Hafs verfolgte (vergl. Sueton. Tib. 50 etc.)! Uebrigens hütet sich Tiberius, über den Lebenswandel des Lollius ein positives Urtheil abzugeben; er tadelt nur sein Verhalten in Beziehung auf Cajus Caesar, dessen Charakter durch das Thun und Lassen des Lollius eine so verkehrte Richtung erhalten habe und der dadurch zur Zwietracht mit seinen Verwandten gereizt worden sei.

Ist also in den Berichten des Sueton und Tacitus kein Grund zur Anklage des Lollius, sondern vielmehr seines Gegners Tiberius vorhanden, so haben wir nur noch die Vorwürfe zu prüfen, welche ihm von Vellejus und Plinius dem Aelteren gemacht werden. Der Erstere, ein Militär, welcher von seinen und des Tiberius Kriegsthaten nicht Rühmens genug machen kann, läßt, sobald er auf die Niederlage des Lollius zu sprechen kommt, sich folgendermaßen über den Unglücklichen aus: *Accepta in Germania clades sub legato M. Lollio, homine in omnia pecuniae (Glossen?) quam recte faciendi cupidior et inter summam vitiorum dissimulationem vitiosissimo, amissaque legionis quintae aquila vocavit ab urbe in Gallias Caesarem*. Hier giebt Vellejus dem Lollius, ohne seine Anklage auf andere Fakta, als die Niederlage des Heeres, zu gründen, die ärgste Sittenlosigkeit und Heuchelei Schuld, jedoch nicht als Augenzeuge, sondern von Hörensagen und als demüthiger Verehrer des Augustus und Tiberius. Dies macht seine Denunciation sehr verdächtig. Nicht gerechnet die Uebertreibungen seiner rhetorischen Darstellung, scheint er, was ihm von Tiberius und dessen Anhängern mitgetheilt wurde, ohne Prüfung nacherzählt zu haben; wie schwer es aber hielt, die wahre Meinung und den rechten Sinn aus des Tiberius Reden herauszufinden, das beklagt Tacitus öfter, z. B. Ann. III, 48. Wäre Lollius in Gallien so schlecht gewesen, wie Vellejus zu behaupten scheint, so hätte es dem Augustus und seinen klugen Rathgebern keineswegs verborgen bleiben können; Tiberius wenigstens, der absichtlich die Unsittlichkeiten des von ihm gelobten Sulpicius verschwie, hätte die persönlichen Fehler des Lol-

lius gewiß erwähnt, anstatt die Schlechtigkeit des Cajus ihm nur im Allgemeinen zuzuschreiben. Vellejus bringt seine Anklage zum zweiten Mal vor bei der Gelegenheit, wo er den unerwarteten Tod des Lollius begründen will. Da sagt er, nachdem er eine Zusammenkunft des Cajus mit dem Partherkönige (*Parthus*) geschildert hat (II, 102): *Quo tempore M. Lollii, quem veluti moderatorem juventae filii sui Augustus esse voluerat, perfida et plena subdoli ac versuti animi consilia, per Parthum indicata Caesari, fama vulgavit.* Wie soll man hier die räthselhaften Worte: *per Parthum indicata Caesari* deuten? Durch einen Parther, wohl gar den Partherkönig, erfährt Augustus die treulosen und verschmitzten Anschläge des Lollius? Und was für Anschläge? Etwa eine Verschwörung des (vom Partherkönige bestochenen) Lollius gegen den römischen Staat? Und findet Augustus diese Anzeige glaublich? Dann wäre gewiß eine Untersuchung erfolgt, was aber nicht geschah. Kurz! die ganze Geschichte von dem Parther ist, bei Lichte betrachtet, eine Fabel und Finte, von Tiberius und seinen Consorten zur Täuschung des Publikums über die Ermordung des Lollius ersonnen, und verdient keinen Glauben. Aber *fama vulgavit!* Ja wohl; das ist leider das einzige Wahre an der ganzen Erzählung. Wie Vellejus der Fama seine Mittheilungen über Lollius verdankt, so auch Plinius die bei ihm stehende Uebersetzung: *M. Lollius infamatus regum muneribus in toto oriente.* Den Ursprung dieser Gerüchte haben wir in dem ränkesüchtigen Gemüthe des Tiberius zu suchen; auf ihn fallen die dem Lollius vorgeworfenen *perfida et plena subdoli ac versuti animi consilia* zurück; auf ihn paßt die Charakteristik: „*Homo in omnia quam recte faciendi cupidior et inter summam vitiorum dissimulationem vitiosissimus.*“ Wie mangelhaft und entstellt überdies die Begebenheiten vom Jahre 6 vor Chr. Geb. bis zum Jahre 4 nach Chr. Geb. bei Vellejus erzählt sind, ergiebt eine Vergleichung seiner Erzählung mit Tacitus und Sueton über denselben Zeitabschnitt. Lassen wir aber seine unbegründeten Aeußerungen über des Lollius Charakter dahingestellt und halten wir uns an seine historischen Data, so ergänzen und bestätigen diese, was durch die übereinstimmenden Berichte des Sueton und Tacitus, wie auch des Horaz, bekannt ist.

Hiernach war der Verlauf der Begebenheiten etwa folgender. Es bestand im Hause des Augustus seit dessen zweiter Vermählung ein Streit entgegengesetzter Interessen und ein Kampf zwischen den Anhängern des Kaisers und der Livia. Unter jenen ragten hervor Mäcenas und Agrippa; auch Horaz gehörte dazu; die andere Partei bildeten Livia und ihr an Gesinnung gleicher Sohn Tiberius. Erst spät im Lauf der Zeit bekamen diese die Oberhand. M. Lollius, zu dem engeren Kreise der Freunde des Augustus gehörig und Consul in demselben Jahre (21 vor Chr. Geb.), in welchem Agrippa und Julia verheirathet wurden, schien mit seinen Söhnen frühzeitig zur einstigen Erziehung und Beschützung der Kinder des Agrippa erwählt zu sein (vergl. Hor. Epist. I, 18). So bedeutend und angesehen er deshalb bei Augustus war, so sehr mußte er für Tiberius und Livia — denn der hochherzige Drusus, nach des Marcellus Tode (23 vor Chr. Geb.) der Liebling des Kaisers und des Volkes, theilte ihre Gesinnung nicht — ein Gegenstand des Neides und des Hasses sein. Als er vom Obercommando am Rhein nach der Niederlage gegen die Germanen (16 nach Chr. Geb.) abtrat, erfuhr er weder öffentlichen Tadel noch Ungunst von Seiten des Augustus, und bei der Rückkehr nach Rom (13 vor Chr. Geb.) wurde ein Gelegenheitsgedicht (Od. IV, 9), von dem beliebten Nationaldichter Horaz auf ihn verfaßt, zu einem wahren Triumphliede. War der ehrgeizige Tiberius in den Oden, welche Horaz ihm und seinem Bruder Drusus für die Besiegung der Rhätier und Vindelicier widmete (Od. IV, 4 und 14), zu kurz gekommen, so erhielt sein Groll

neue Nahrung, als er sah, daß der von Horaz öffentlich gelobte Lollius in seinem Ansehen bei Hofe sich so glänzend behauptete. Der Tod des Agrippa und die Vermählung mit der Julia (12 vor Chr. Geb.) brachte ihm statt erhöhter Macht nur Schmach und Kummer. Als auch Drusus (9 vor Chr. Geb.) und im Jahr darauf Mäcenä und Horaz gestorben waren, stand ihm der verhaßte Lollius als Hauptstütze des Augustus noch gegenüber, mit der Sorge für die Erziehung und Leitung der vom Kaiser adoptirten Söhne des Agrippa, Cajus und Lucius Caesar, betraut. Da konnte sich der in seinen ehelichen Rechten gekränkte und in seinen ehrgeizigen Bestrebungen gehemmte Tiberius nicht länger halten; er zog sich nach Rhodus zurück (6 vor Chr. Geb.) in eine freiwillige Verbannung. Als er hier schon 4 Jahre in unüblicher Muße zugebracht hatte, erfuhr er die nicht beneidenswerthe Genugthuung, daß seine Gemahlin von ihrem eigenen Vater zur Strafe ihres buhlerischen Lebenswandels in die Verbannung geschickt worden, er selbst aber bekam, weil man seiner finstern Gesinnung nicht traute, die erbetene Erlaubniß zur Rückkehr nicht. Drei Jahre später, als die Adoptivsöhne des Kaisers, Cajus und Lucius, zu Jünglingen herangewachsen waren, kam Lollius als Begleiter und Aufseher des zum Statthalter des Orients ernannten Cajus Caesar mit diesem nach Samos. Tiberius, welcher Kunde davon erhalten, erschien auch dasselbst, angeblich, um seinen Stiefsohn zu besuchen, in der That aber, um sich durch Cajus die Erlaubniß zur Rückkehr nach Rom zu erwirken; er fand diesen jedoch ungünstig gestimmt und schied von ihm und seinem Führer, Rache im Herzen. Cajus und Lollius reisten indeß weiter nach Syrien. Hier hatte der Prinz, durch die vorsichtigen Anordnungen des Lollius geschützt, eine Zusammenkunft mit dem Partherkönige auf einer Insel des Euphrat, im Angesicht beider Heere. Dagegen wurde Tiberius, obgleich er sich auf Rhodus nach wie vor in die Einsamkeit zurückzog, von vorüberreisenden Staatsbeamten und beurlaubten Officieren aus dem Heerlager des Cajus der Etiquette und Klugheit gemäß besucht. Diese Gelegenheit nun benutzte der Schlaupkopf und brachte es durch seine Vertrauten in der Umgebung des Cajus dahin, daß dieser sich mit Lollius entzweite, und da er wußte, daß der Kaiser mit Cajus festgesetzt hatte, ohne die Zustimmung des Letzteren ihn nicht zurückrufen, so bestürmte er den unberatnen Prinzen mit seinen Klagen und Bitten so lange, bis er seine Absicht erreichte. Tiberius kehrte nach Rom zurück (2 nach Chr. Geb.) im achten Jahre der Verbannung, Lollius aber, seines Einflusses auf den eigenwilligen Cajus beraubt und den Gewaltthätigkeiten seiner Feinde in Syrien wie in Rom preisgegeben, starb plötzlich als Opfer seiner Treue und seiner vielleicht zu streng erfüllten Pflichten. Als traute oder spottete man der Leichtgläubigkeit des Publikums, hatte man das Gerücht verbreitet, ein Parther habe dem Augustus die treulosen und verschmitzten Pläne des Lollius angezeigt, und darauf sei dieser, ungewiß, ob eines zufälligen oder freiwilligen Todes, gestorben. Nun war es dem heimtückischen Tiberius im Verein mit seiner herrschsüchtigen Mutter ein Leichtes, bei dem altersschwachen Augustus seinen Willen durchzusetzen, und er ruhte nicht eher, als bis alle seine Gegner vernichtet waren. Den Caesar Lucius ereilte der Tod auf der Reise nach Spanien, bald nach der Rückkehr des Tiberius von Rhodus; und daß auch Cajus Caesar Rom nicht wiedersah, dafür hatte Tiberius schon gesorgt; denn während der durch seinen Einfluß ernannte Nachfolger des Lollius, der rohe und habgierige Sulpicius, die Aufsicht über den Prinzen führte, wurde dieser, wie Vellejus berichtet, bei einer unvorsichtigen (durch keinen Lollius bewachten) Unterredung in Armenien von einem gewissen Adduus schwer verwundet und zur Regierung unfähig gemacht, und lasterhafte Schmeichler wetteiferten mit einander,

den Prinzen moralisch und physisch zu verfühlen seiner Verworfenheit lieber im entferntesten, als nach Rom zurückkehren wollte. E Krankheit (4 nach Chr. Geb.), wie Tacitus von der Livia und ihres Sohnes Tiberius.

Schließlich haben wir noch eine Bemerkung wichtigen, die an sich harmlos lautet, bei der erfüllt und Verdacht erregt. Er sagt nämlich, Leben endete, sei bald nachher auch Censorius gestorben, und wie sich Menschen (Wer die und Livia!) über den Tod des Lollius gefreuden des Censorinus als eines Mannes, der zu Welt geboren worden, seine Mitbürger mit Censorinus gewesen, wird als bekannt vorausgesetzt Consul Censorinus gemeint, welcher dem beifandankte und im Todesjahre des Dichters (nicht, was Censorinus damals in Asien zu thmann oder als Staatsbeamter dort verweilte. Lollius und Censorinus würdig, anzunehmen, mit Horaz, so jetzt noch mit einander in frstanden. Auch liegt die Vermuthung nahe, Cnus zum Nachfolger des Lollius erwählt habeteresse des Tiberius es erheischte, einen so Gegenpartei durch alle nur möglichen Mittel. Wie dem auch sei, so ist wenigstens nicht zu Episode von Censorinus benutzte, um den vten Lollius durch Gegenüberstellung des Cerscheinen zu lassen, gleichwie Tiberius in secius Quirinus eine Gelegenheit benutzte, sein befriedigen. Indem aber die feindliche Absicht so offenbar heraustritt, wird der Tadel aus ilzu einem rechtfertigenden Lobe des Lollius. sal des Letzteren gehnt, hatte ihn und sein Epistel des ersten Buches leise, aber vergeb Hofflebens gewarnt und zur Befolgung seines dert; das aber hat er sich schwerlich gedacht sorinus und Lollius beiden Freunden zugleich und der Unsterblichkeit sein würden.

Potsdam.

II.

Zum Horaz

Sermon. I, 10, 54. *Non ridet versus Enni gra
Cum de se loquitur non ut*

Diese Stelle wird gewöhnlich so verstanden Poesie des Ennius Mangel an Kraft vorgeworfen sowohl mit dem gerade in dieser Beziehung den dichterischen Charakter des Ennius in W auch dem Sinne des folgenden Verses (v. 55) :

der Comparativ *major*, welcher auf Lucilius selbst geht, steht in einem offenbaren Gegensatze zu dem vorhergehenden *minores*, wie das beigelegte *reprensis* beweist, indem die Verse des Ennius im Vergleich mit denen des Lucilius als diesen wegen ihrer Schwerfälligkeit nachstehend bezeichnet werden sollen. Dafs überhaupt hier nur an den rhythmischen Bau der Verse, nicht aber an den mehr oder minder ernsten und kräftigen Inhalt, was *gravitas* allerdings an sich auch bedeuten kann, zu denken ist, beweist auch das Folgende, wo Horaz es für eine offene Frage erklärt, *num rerum dura negavit Versiculos natura magis factos et rantes Mollius etc.* Diese Worte enthalten einen analogen Gegensatz zu den oben erwähnten *versus gravitate minores* i. e. *versus gravius eunt* *et coque ipso inferiores Lucilii versibus, ut ipse opinabatur, magis factis et mollius euntibus.* In der Bedeutung „Schwerfälligkeit“ kommt *gravitas* nicht nur bei Dichtern, sondern selbst bei Cicero vor, wie z. B. in Orat. III, 11, 42. *Rustica vox et agrestis quosdam delectat: ut tuus, Catule, sodalis, L. Cotta, gaudere mihi videtur gravitate linguae sonoque vocis agresti.* Sallust. Orat. Licin. (Histor. fragm. 3, 22 ed. Gerl.) *Injuria gravitate tutior est*, welche Stelle auch der Construction nach der unsrigen ganz analog ist.

Neisse.

Hoffmann.

III.

Von Lobeck's Ajax p. 277 ed. II. zu Klemens' Alexandrinus lib. V. p. 568 D. ed. Sylburg.

Zu der Lesart *ἄλλη μοῖρα* v. 516 seines Ajax macht Lobeck, ausgehend von dem euphemistischen Gebrauch des *ἄλλος* und *ἕτερος*, des *alius* und *alter*, die Bemerkung: „*Apud nos anders in contrariam partem valet, es wird anders werden, ich werde es anders machen, id est melius. Hinc intelligas licet Graecos Romanosque laetos praesentibus nihil ultra appetivisse, Germanos vero, inquires genus hominum, omnes suas spes in futuro collocatas habere.*“ Bis auf das tadelnde „*inquires genus hominum*“ mag man sich der überraschenden Bemerkung erfreuen, die uns am unerwarteten Orte mit einem Male einen Blick in die Verschiedenheit der classischen und der germanischen Denkweise erschließt. Mit jenem Tadel aber hat es seine eigene Bewandtnisse. Denn wenn wir auch die Bemerkung unterdrücken wollen, daß das griechische *ἄλλος* nicht eben, wie so oft unser deutsches „anders“, das Zukünftige, sondern vielmehr in Verbindung mit *χρόνος* u. a. das Vergangene bezeichnet (s. Wolf zu Demosth. Lept. p. 234), und daß also die Ausdrücke *ἄλλος δαίμων* und *ἄλλη μοῖρα* schwerlich im Gegensatz gegen das jetzige Geschick zu denken sind; wenn wir auch, sage ich, darauf eingehen, bei Gelegenheit des *ἄλλος* und *anders* die griechische und die deutsche Lesensanschauung an ihrem Blick in die Zukunft zu charakterisiren: so möchte doch der Optimismus des deutschen „anders“ mehr auf christliche Glaubensfreudigkeit, denn auf die altgermanische Unruhe zurückzuführen sein. Der Gegensatz des *ἄλλος* ist, soviel ich die fraglichen Ausdrücke kenne, das Ich mit seinem Wollen und Wünschen; *μοῖρα* ist das abhängig von dem Ich und von außen her Zugetheilte, oder die zu-

thetische Macht selbst; ἄλλη μοῖρα daher dasjenige Loos, welches ist, als das Ich, d. h. anders, als Wille und Wunsch desselben. Ist das Eine, die μοῖρα, so zu sagen, sein contradictorisches, ἢ sein contraires Gegenheil. So sind die Opfer, die man vor de eines wichtigeren Unternehmens anstellte, ein Mittel, sei es d söhnung und Gewinnung, sei es durch Erforschung des höheren das Ich mit der μοῖρα in Einklang zu bringen. Stimmen beide so gilt eben der menschliche Wille; so mag es gekommen i μοῖρα allein zu der Bedeutung von ἄλλη μοῖρα gekommen i feindliche μοῖρα ist nun aber vor allen Dingen der Tod, als d Gegensatz gegen das Ich; denn der Wunsch zu leben, der S tungstrieb bildet die erste unmittelbare Bethätigung des Ich. Ist die allen gemeine μοῖρα, und wie er am Ziele einer jeden I steht, ist es natürlich, daß den Alten, denen der „Todesst noch nicht erschienen war, der Blick in die ungewisse Zukunft sorgenweckend war, und daß sie sich gern zu der Philosophie in praesens animus, zu dem odium curare quod ultra est ver

Freilich muß sich diese Gedankenreihe bei uns ganz ande ten, die wir die Macht, welche über uns und gegen unsern Willen waltet, in einer liebenden Vaterhand wissen und am Zi Laufbahn nicht den Hades, dessen Königthum Achill so geru niedrigsten Erdenloose vertauscht haben würde, sondern Verkl Seligkeit sehen. Demgemäß ist uns der Gegensatz des Eins dern, des Diesseits und Jenseits, des Hier und Dort nicht der von Leben und Tod, sondern von Leben und höherem Leben, d so oft „das andere Leben“ nennen. Im christlichen Glaube Eine mit dem Andern, die Gegenwart mit der Zukunft, der M Gott veröhnt. Wir haben den Gegensatz der antiken und d eben Anschauung in diesem Puncte ziemlich scharf, wenn wir chische εἰ συμβήσεται τι ἄλλο, das Lobeck aus Thucyd. VII, 8 vergleichen mit unserm „wenn mir etwas Menschliches begeg dem Griechen das ἄλλο, ist uns das Menschliche, also gerade selbige, meistens der Tod, der das gemeinsame Erbtheil unse Natur ist.

Wie ich diesen Gedanken über Lobeck's Note nachtr, ich mich der oben angeführten Stelle der Stromata, an der M vorbeigestreift war. Da werden nämlich aus Dionysius daz (περὶ τῆς ἐμφάσεως τοῦ περὶ τῶν τροχικῶν συμβόλου) Deutung über das Zweigsymbol aufgeführt und zuletzt folgende Worte Iwos δε καὶ (sc. διδοσθαι τοὺς θαλλοὺς τοῖς προσκυνοῦσιν) δε ται (οἱ πολλοί), ὅς οὗτοι αὐ καίονται, οὕτως καὶ τοὺς εἰς τοῦ βλον ταχέως ἐκλινεῖν καὶ πυρὸς ἔργον γενήσεσθαι. Sylburg i Potter steht mir nicht zu Gebote; überhaupt nichts als die q Ausgabe. Cölln 1688.) erkennt die Unverständlichkeit der St den Worten: post τοὺς εἰς τοῦτον τὸν βλον desideratur εἰσόντι mile quid. Mir aber ist auch das τοῦτον verdächtig, einerselb Grammatiker die Anschauung eines diesseitigen und eines ande wie wir das oben erörtert haben, gewiss noch fremd war, ande selbst der Kirchenvater, wenn man ihm diese Worte zuschreibe vielleicht eher ὁ ἐκταυθεῖν, oder ὁ δεῦρο, oder ὁ τῶν βλον gen würde. Ich schlage daher vor, indem ich mich an Sylburg's B anschliesse, zu lesen: οὕτως καὶ τοὺς εἰσιόντας τὸν βλον τα κ. τ. ἢ. εἰσιόντας und εἰς τοῦτον können schon verwechs und die Stellung des τὸν βλον erklärt sich aus seiner doppelte rigkeit zu εἰσιόντας wie zu ἐκλινεῖν, welche beiden Wörter so d schen Gegensatz bilden. In dieser Fassung glaube ich auch die

dem Dionysius zuschreiben zu dürfen, obgleich ich nicht leugnen will, laß mir zweifelhaft ist, ob die Ausdruckweise *ἔργον γυνίσθαι τινός* bis in die Zeit desselben hinaufreicht. Aufklärung hierüber findet sich vielleicht bei Wyttenbach Bibl. crit. III, 2. p. 16, welches Buch mir nicht zur Hand ist.

Roselen.

A. Stendener.

IV.

Z u T a c i t u s .

Die letzten Herausgeber des Tacitus haben es noch nicht für überflüssig erachtet, bei Besprechung des ersten Satzes der Annalen auf die bei diesem Schriftsteller vorkommenden Hexameter hinzuweisen; doch hat keiner von ihnen die Sache mit der Genauigkeit behandelt, welche, wenn einmal darüber gesprochen werden soll, mit Recht verlangt werden kann. Hingegen haben Andere in selbstgefälliger Spielerei Verse herauszufinden sich bemüht auch an Stellen, wo Zusammenhang und Interpunction ganz und gar verbieten, an solche zu denken. Drum mögen einige Worte darüber hier Platz finden.

Das Alterthum selbst sah, wie aus Cic. de orat. III, 47, 182. orat. 16. 189 und Quint. IX, 4, 172 hervorgeht, Verse in der Prosa durchaus als Fehler an. Aber es hielt drum doch nicht, wie die, welche auf Auffindung von Versen ausgingen, Alles, was irgendwie rhythmisch klang, schon für einen Vers, weil unter irgend eine Versgattung sich gewiß sehr viele prosaische Sätze oder Satztheile bringen ließen; sondern es ging bei Beurtheilung hiervon von vernünftigen Gesichtspunkten aus. Ganz richtig bemerkt darüber Nipperdey (Leipzig 1851) in der Note zum ersten Satze der Annalen, daß sich zwar mehrere Hexameter im Tacitus finden, man aber wirklich als solche nur die betrachten kann, welche zu Anfang oder am Ende eines Satzes stehen, oder in der Mitte so, daß sie unverbundene Worte umfassen. Außer diesen Fällen bemerke sie nur, welcher sie suche. Da nun das Alterthum Verse in der Prosa durchaus als Fehler angesehen habe, so habe Tacitus einen Hexameter, den er zu Anfang des Werkes befindlich und einen geschlossenen Satz umhüllend bemerkt haben müsse, nicht ändern wollen, um nicht einen größeren Fehler zu begehen, Verschlechterung des Ausdrucks oder der Wortstellung, wie denn aus demselben Gesichtspunkte Quint. a. a. O. §. 74 urtheile. Dergleichen wirklich als Hexameter anzusehende Sätze habe Tacitus außer dem, womit die Annalen beginnen, noch zwei: Ann. XV, 9. „*subiectis campis magna specie volitabant*“ und Germ. 39. „*augurium et prisca formidine sacrum*.“ Diese könnten ihm indeß entgangen sein. Ungenau ist nun an dieser Bemerkung Nipperdey's, daß Tacitus nur noch zwei den eben angegebenen Bedingungen entsprechende Hexameter haben soll. Darüber unten das Nähere. So viel aber ist klar, laß besonders auch Tacitus sich vor rhythmischer Wortstellung äußerst sorgfältig gehütet hat, da so wenige versartige Sätze bei ihm vorkommen. Ebenso einleuchtend aber ist, daß man nur unter den bezeichneten Bedingungen einen Satz als wirklichen Hexameter betrachten darf. Denn wenn man durch gewaltsame Verknüpfung nicht zusammengehöri-

ger Satztheile bei sorgfältigem Aufspüren aller etwa vermäfsig klingenden Ausgänge glücklicherweise eine Art von Rhythmus entdeckt oder vorfindet, so beweist das gewifs noch nicht, dafs der Schriftsteller sich wirklich einen Vers in der Prosa habe entwischen lassen. Wenn man aber sogar so weit geht, von einem und demselben Worte, *primi* z. B., die letzte Silbe zu benutzen, um durch Zusammenstellung derselben mit des darauf folgenden und damit zusammenhängenden oder auch ganz und gar davon zu trennenden Worten einen Hexameter heroicus daraus zu fabriciren, so ist das, glimpflich gesprochen, eine leere und müfsige Spielerei. Auf diese Weise hat man denn folgende wundervolle Hexameter glücklich zu Tage gefördert:

Germ. 2: *Primi Rhenum transgressi Gallos expulerint ac.*

Germ. 16: *Nullas Germanorum populis urbes habitari.*

Man glaube nun nicht, dafs wir uns etwa Jemand denken, welcher mit einem Schriftsteller spielen könnte: es ist wirklich so gespielt worden, und das betreffende, in diesem Jahre erschienene Werkchen hat namhaft gemacht werden. Der Verfasser desselben findet in folgenden Satze Germ. 32: „*Nec maior apud Chattos peditum laus quam Tencteris equitum. Sic instituere maiores*“ Veranlassung, herauszuklügel den Hexameter:

Laus quam Tencteris equitum. sic instituere.

Warum nicht lieber so: *Maior apud Chattos peditum laus quam Tencteris?* Dann hätte man doch wenigstens eng verbundene Worte, in einem Hexameter spondiacus freilich, der aber dem ovidischen Met. l. 117 ganz genau entspräche.

Der Entdecker jener Hexameter führt dann aus dem 45. Kapitel der Germania noch folgenden Satz als Hexameter auf:

Suionibus Sitonum gentes continuantur.

Es bildet dieser mit dem aus Cap. 46 angeführten „*hi tamen inter Germanos potius referuntur*“ das einzige Paar, welches den vorher aufgestellten Bedingungen, unter denen ein Satz in Prosa als Hexameter betrachtet werden könne, entspricht: es steht zu Anfang eines Satzes und umfaßt eng verbundene Worte. Uebrigens sind beide Verse, wenn sie als solche angesehen werden könnten, an sich miserabel wegen Mangels an gehöriger Cäsur. Dazu kommt aber, dafs der Verfasser des ange deuteten Schriftchens über die Germania des Tacitus das Wort *Suionibus* offenbar als Choriambus mißst; denn sonst paßt es nicht in den angeblichen Hexameter. Woher diese Notiz über die Kürze des Vokals *o* in dem Worte? Uns sind nur *Suiones* bekannt.

Ueber die fernere Bemerkung, dafs sich „*plerique v. v. numeri troch. vel iambi*“ finden, und dafs die „*qui iamb. numeri sunt, saepe per modum epodon iunguntur, quamquam singuli pedes crebrius solationes syllabarum admittunt*“ — darüber wollen wir kein Wort verlieren, als das, dafs der Prosaiker noch entdeckt oder geboren werden muß, der nicht in der reinsten Prosa einmal zufällig auch eine trochäische oder iambische Wortfügung sich erlauben sollte, die man durch Zerreißen zusammengehöriger Satztheile, durch völlige Auflösung des Sinn-Verbandes nicht zu einem Verse stempeln könnte. Denn so gut der Verfasser sich erlauben zu dürfen glaubt, die letzte Silbe von einem Worte zu trennen und sie zum Folgenden zu ziehen, um einen Vers herauszubringen, steht es Jedem frei, die erste Silbe zu trennen und zum Vorhergehenden

zu ziehen. Und dann hat der Verfasser selbst sich S. 8 folgenden Hexameter zu Schulden kommen lassen, der sich mit den von ihm bei Tacitus aufgespürten messen darf: „*At minime dubium est, quin haec verba z Tacito pro | fecta sint.*“ Doch weg mit dieser zeitraubenden Spielerei, mit welcher man einen Schriftsteller nur mißhandelt!

Indefs zur Berichtigung und Vervollständigung der in den neuesten Ausgaben enthaltenen Bemerkungen wollen wir auf einige Stellen verweisen, in welchen Hexameter vorkommen, welche auffallender Weise bisher von keinem Herausgeber, so viel uns bekannt, sind bemerkt worden. Und doch erfüllen dieselben die von Nipperdey aufgestellten Bedingungen, so daß es, wenn derselbe sagt, außer den von ihm bezeichneten Fällen finde Hexameter nur, wer sie suche, wunderbarlich ist, daß ihm die von uns anzugebenden und zu jenen Fällen zu rechnenden entgangen sind. Denn sie umfassen 1) eng verbundene Worte, stehen 2) am Ende eines Satzes (oder Kapitels), sind 3) ganz regelrecht gebildet, so daß man schwerlich etwas daran aussetzen kann.

Es sind folgende, wovon der erste dem mehrmals erwähnten Verfasser trotz seines Suchens entgangen ist:

Germ. 35: *Nullis raptibus aut latrocinis populantur.*

Ann. III, 44 (am Ende des Kapitels): *Compererat modica esse et vulgatis leviora.*

Agr. 10: *Littore terrarum velut in cuneum tenuatur.*

Dazu könnte noch, wenn man von dem Eintritte der Cäsur nach Präpositionen absehen wollte, gerechnet werden: Ann. VI, 37: *Enim cum legionibus in Syriam remeavit.* Danach sind also die Worte Nipperdey's a. a. O. zu berichtigen.

Coblenz.

Hilgers.

V.

Bemerkungen zu F. Kohlrausch's Abhandlung: Auch zur Revision des Lehrplans der höheren Schulen und des Abiturientenprüfungs-Reglements.

(Zeitschr. f. d. Gymnasialw. X, 3, S. 209 ff.)

In der schätzenswerthen, in der Ueberschrift bezeichneten Abhandlung des Oberschulraths Kohlrausch, welche ebenso viel Einsicht, als wohlwollende Sorge für das Beste der Jugend offenbart, ist mir aufgefallen, daß für den deutschen Unterricht in Prima nur 2 Stunden eingesetzt werden. Nach der für die Maturitätsprüfung von dem Verf. festgehaltenen Forderung soll der Schüler außer der Fähigkeit, einen guten Aufsatz zu schreiben, auch Bekanntschaft mit den Hauptepochen der deutschen Literaturgeschichte und besonders mit einigen klassischen Schriftstellern der neueren Zeit an den Tag legen. Daß der Verf. außerdem etwas auf Gewandtheit der Rede und Ausbildung des mündlichen Vortrags gibt, geht aus S. 257 hervor, wo er sagt, er lege der mündlichen Prüfung auch darum einen bedeutenden Werth bei, weil wir Deutschen noch

immer zu viel auf die stille Beschäftigung mit der Feder und zu wenig auf die Uebung in lebendiger mündlicher Gedankenmittheilung geben. „Nöthigen wir daher Lehrer¹⁾ und Schüler, bei dem wichtigen Acte der Abgangsprüfung die Fertigkeit in mündlicher Rede, sowohl in zusammenhängender Darlegung, als in kurzer, präciser Frage und Antwort an den Tag zu legen.“ Wird Fertigkeit in mündlicher Rede verlangt, so muß doch auch in besonderen Lectionen etwas dafür geschehen, und diese können nur die deutschen Lectionen sein. Wahrscheinlich wird auch von dem Verf. das Declamiren nicht verworfen. Wie ist es nun denkbar, daß in zwei wöchentliche Stunden dieses Alles zusammengedrängt werde! Wir halten es für durchaus unmöglich, mag man auch Alles noch so compendiös einrichten, zumal wenn auch etwas Altdeutsches gelesen werden soll, was nach der Ansicht des Verf. doch wol wünschenswerth sein möchte. Selbst in Secunda wird man nicht leicht mit 2 Stunden sich begnügen können. Wir müssen mindestens drei deutsche Stunden für Prima in Anspruch nehmen, glauben dagegen mit 2 Religionsstunden statt der angesetzten 3 ausreichen zu können, wofür die Erfahrung spricht. Durch Vermehrung der Religionsstunden wird der religiöse Sinn nicht befördert, sondern durch den religiösen, alle Lehrer beaeelnden Geist, von dem aber nicht viel Aufhebens gemacht werden darf, da sonst die Gefahr nahe liegt, Heuchler zu erziehen. — Selbst der Geschichtsunterricht, dem Oberschulrath Kohlrausch 3 Stunden zuweist, kann mit Landfermann in Prima auf 2 beschränkt werden; denn man muß nicht so viel leisten wollen, daß die Schüler, wenn sie zur Universität übergegangen sind, scheinbar mit Recht der akademischen Geschichtsverlesungen glauben entzathen zu können. Tiefere Einsicht in den Zusammenhang und die Bedeutung der geschichtlichen Erscheinungen kann doch noch kein Schüler erwerben, und so würde es viel rathsamer sein, ihn mit dem Bewußtsein, in diesem wichtigen und interessanten Fache nur erst den Grund gelegt zu haben, zur Universität zu entlassen; dann würde er gewiß nicht versäumen, die historischen Vorlesungen ausgezeichneter akademischer Lehrer zu besuchen, welche jetzt, wo die Studiosen fast ausschließlichsich sich um ihr Brotstudium bekümmern, nach einer ziemlich allgemeinen Klage nur zu sehr vernachlässigt werden. Ohne Frage würde ihnen dadurch eine tüchtigere, eindringendere und nachhaltigere Kenntniß der Geschichte zu Theil werden, als wenn sie diesen Gegenstand schon auf der Schule absolvirt zu haben vermeinen; auch würden sie vor Einseitigkeit, welche bei der herrschenden Richtung auf das Brotstudium so nahe liegt, leichter bewahrt bleiben. Ueberhaupt ist es eine Hauptsache für den Gymnasialunterricht, daß er der Universität nicht vorgreife, sondern sich auf ein bescheidenes Maas des den Schülern Mitzutheilenden zu beschränken wisse. Daß die Schüler etwas können, dahin hat das Gymnasium vorzüglich zu sehen; die wissenschaftliche Einsicht gewährt erst die Universität, und das Gymnasium hat nur die Elemente einzelner Wissenschaften zu lehren. Für höchst gefährlich halten wir die Ansicht, daß das Gymnasium nicht eine Vorbereitungsanstalt für die Universität sei, sondern einen selbständigen Zweck zu verfolgen habe.

Es freut uns, daß Oberschulrath Kohlrausch nichts Wesentliches gegen die Wiedereinführung des lateinischen Aufsatzes bei der Maturitätsprüfung zu erinnern hat. Es ist dieses auch eine natürliche Consequenz der von ihm vertretenen Ansicht, daß auf die alten Sprachen, namentlich die lateinische, wieder mehr Gewicht gelegt werden müsse.

¹⁾ Der Verf. vergißt hier, was er oben gesagt hat (S. 239 f.), daß das Maturitätsexamen nicht zur Controlle der Lehrer dienen solle!

Ein ander Ding ist es, ein richtiges Exercitium zu machen und einen guten Aufsatz zu schreiben; ersteres lernt allmählich unter der Leitung eines tüchtigen, eifrigen Lehrers auch der Minderbegabte, letzteres aber nicht so leicht. Ich weiß, welche Gründe für Einführung des Exercitii beim Maturitätsexamen angeführt wurden, und bin weit entfernt, die Richtigkeit derselben zu bestreiten. Aber ebensoviel läßt sich für den Aufsatz sagen, und ich glaube noch etwas mehr. Meines Erachtens wird durch die Uebung in Abfassung freier lateinischer Aufsätze vorzugsweise die stilistische Gewandtheit des Schülers überhaupt befördert. Wenn mich nicht Alles täuscht, so haben die Schüler, seitdem sie wenig oder gar nicht mehr in freien lateinischen Arbeiten geübt werden, namentlich auch im deutschen Stil Rückschritte gemacht, indem sie nicht mehr so, wie früher, die Kunst verstehen, gute Perioden zu bilden und die Sätze angemessen mit einander zu verbinden. Das ist ja auch natürlich, da sie durch das Exercitium nur lernen, auf grammatische Richtigkeit, einzelne Wendungen und Ausdrücke zu achten. Allerdings wird der Schüler beim lateinischen Aufsatz hauptsächlich die Phrasen und Constructionen anbringen, welche ihm geläufig sind; aber der kundige Lehrer kann doch aus dem Ganzen hinlänglich erkennen, wie weit jener das fremde Idiom zu beherrschen gelernt hat. Warum macht man aber die Einrichtung nicht so, daß man Beides neben einander bei der Maturitätsprüfung anwendet, indem man für das lateinische Exercitium etwa 2 Stunden und für den Aufsatz 4 Stunden bestimmt? Wir müssen von unserem Standpunkte den Aufsatz jedenfalls für das Wichtigere halten und dringend wünschen, daß er in sein altes Recht wieder eingesetzt werde. Ist auch die Mehrzahl der lateinischen Maturitätsaufsätze ohne Gehalt, so wird doch aus denselben ersehen werden können, ob der Schüler Sinn für stilistische Form gewonnen hat, während die Exercitien nur die sprachlichen Einzelkenntnisse documentiren. In der Zeit, wo man die Grammatik fast als Hauptsache in den alten Sprachstunden hinstellte, mußte man freilich wol auf solche Einzelkenntnisse ein besonderes Gewicht legen und deshalb das Exercitium vorziehen; aber jetzt hat man doch Gottlob! jene vorwiegend grammatische Richtung im Allgemeinen wieder verlassen und die alten Schriftsteller um ihrer selbst wegen zu schätzen und zu interpretiren gelernt. Sie werden nicht mehr als Mittel betrachtet, grammatische Regeln einzuüben und zu erläutern, sondern Inhalt, Geist und Kunstform finden die Beachtung, welche sie verdienen. Deshalb möge man jetzt auch dem freien lateinischen Aufsatz wieder seine frühere Bedeutung zurückgeben, was zumal da unabweislich sein möchte, wo die von Kohlrausch mit Recht empfohlene Bildung einer Selecta ins Leben treten sollte. Diese Bedeutung kann er aber nur erhalten durch Wiedereinführung beim Maturitätsexamen; denn kommt er hier nicht mehr vor, so äußert dieses von selbst eine entsprechende Rückwirkung auf die Schule.

Nun erlauben wir uns noch, den bescheidenen Zweifel auszusprechen, ob das Maturitätsexamen, wie Kohlrausch meint, wirklich für den Schüler ein Ehrentag werden könne, auf den er sich im voraus gleichsam freue, da er dann zu zeigen im Stande sei, was er der Anstalt und den Lehrern verdanke, die ihn so lange treu unterrichtet. Wir glauben, das Gefühl der Furcht wird immer überwiegend bleiben, weil zu bedeutende äußere Folgen an das Resultat der Prüfung geknüpft sind.

Ein hannoverscher Lehrer.

VI.

Einige Bemerkungen zu: F. Kohlrausch, Auch zur Revision des Lehrplans der höheren Schulen etc. Märzheft 1856.

Die seit einem Decennium in Versammlungen und Schriften eifrig betriebenen Verhandlungen über die Organisation der höheren Schulen haben in Preussen durch die Verordnungen vom 7. und 12. Januar d. J. in Bezug auf die Gymnasien — in Hannover durch jene Abhandlung des Herrn Oberschulraths Kohlrausch für unser gesamntes höheres Schulwesen einen Abschluss gefunden. Wenn dasjenige, was der grössere und aus verschiedenartigen Theilen zusammengesetzte Staat als Gesetz gibt, bei uns in der Form des Gutachtens gegeben wird, so werden die hannoverschen Lehrer sich doch um so mehr zu einem bereitwilligen Eingehen auf die Sache verpflichtet fühlen, als der gegebene Plan in der That auf einer höheren Auctorität, als der der Oberbehörde ruht, nämlich auf der einer langen, vielseitigen und umsichtigen Erfahrung. Die Schrift des Herrn Oberschulrath Kohlrausch hat vor vielen andern dieser Art einen besonderen Vorzug: nämlich den des Mangels an Originalität. Wenn das für andere literarische Erscheinungen einen Tadel begründet, so ist es für eine Schrift, welche von solcher Stelle ausgeht, ein hohes Verdienst, dass sie jeder persönlichen Neigung und Stimmung, jeder aus beschränkten und zufälligen Verhältnissen einseitig abstrahirten Theorie Herr wird und aus der Mannigfaltigkeit der Meinungen — „Alles prüfend und das Beste behaltend“ — dasjenige mit sicherem Takte und Bewusstsein herauszugreifen weis, was allgemeineren oder doch für einen gewissen Kreis bleibenden Werth hat, und dass sie diese oft aus verschiedenen Richtungen hervorgehenden Momente wieder zu einer harmonischen Einheit verbunden hat, welche einerseits eine feste Norm darbietet und andererseits Geschmeidigkeit genug hat, um im Einzelnen wieder mannigfaltigen Bedürfnissen Genüge zu leisten. Anerkennenswerth ist es, dass der Verf. in seinem Interesse für das Rechte sich selbst vor dem Bekenntnisse einer Inconsequenz seiner Handlungen nicht scheut (S. 222 u. 223). Denn allerdings vertrat derselbe 1847 und 1848 — nachgebend dem damals besonders rührenden Theile des hannoverschen Lehrerstandes auf pädagogischem Gebiete — die Idee des „Gesammtgymnasiums“ im strengsten Sinne des Wortes. Dass das Gesammtgymnasium trotzdem auf der Versammlung der Gymnasiallehrer in Hannover im October 1848 durchfiel, hatte hauptsächlich darin seinen Grund, weil sich der noch unklaren Vorstellung von dem Gesammtgymnasium eine Carikatur angeheftet hatte, welche von den Anhängern desselben nicht entschieden genug zurückgewiesen wurde ¹⁾. Dagegen stand das Princip, welches der jetzigen Schrift des Herrn Oberschulrath Kohlrausch zu Grunde gelegt ist und auch schon seit einigen Jahren von unserer Oberbehörde immer mehr zur Durchführung gebracht wird, das Princip einer möglichststen Trennung der Gymnasial- und Realklassen zu Anfang jener Versammlung in der Minorität, arbeitete sich aber in der Debatte meistens von selbst durch, besonders mit Hilfe einiger angesehenen Reallehrer, welche, während sie entschieden ein humanistisches Element für die Realschulen festhielten, doch durch die Verheissungen des Gesammtgymnasiums nicht befriedigt wurden. Uebrigens war jenes Princip und die Art seiner Anwendung auf

¹⁾ Vergl. Zur Schulreform. Von Moriz Rother. Aurich u. Leer 1848.

unsere Verhältnisse in den Grundzügen schon vollständig dargelegt in den seit April 1848 erschienenen „Blättern für das gesammte Schulwesen des Hannoverschen Landes“ No. 3 und No. 25. Obgleich diese „Blätter“ damals als von einer oppositionellen Seite ausgehend wenig Theilnahme fanden, so hat doch unsere Oberbehörde in einer schätzenswerthen Unbefangenheit bald die Richtigkeit dieser dann auch von jener Versammlung wenigstens implicite acceptirten Ansichten anerkannt und von ihrem höheren Standpunkte dahin präcisirt, wie sie jetzt in der Abhandlung des Herrn Oberschulrath Kohlrausch vorgelegt sind. Ausgegangen ist der Gedanke von jüngeren Lehrern, welche, von Haus aus Philologen, doch längere Zeit auch in Real- oder Parallelklassen beschäftigt waren und dadurch ein lebhafteres Interesse für eine befriedigende Ordnung dieser inklaaren und unerquicklichen Zustände eines „Gesammtgymnasiums“ gewonnen hatten; die Gegner waren die Lehrer der oberen Gymnasialklassen und die Direktoren, welche theils nur mit Widerwillen sich zu Concessionen gegen „die Anforderungen des Publikums“ verstanden, theils unter Anerkennung der Berechtigung derselben doch die Einheit der höheren Schulen unter allen Umständen festhalten wollten. Dieses Streben führte zu der Vorstellung von einem „Gesammtgymnasium“, „einer allgemeinen Bildungsanstalt für die gesammte edlere männliche Jugend des deutschen Volks“, welches als ein Ideal hingestellt wurde, aber keine Wirklichkeit hat finden können, außer etwa als ein Nothbehelf, aus Gründen „der Sparsamkeit“ (s. Kohlrausch p. 231).

Ich habe mir gestattet, auf den historischen Verlauf dieser Angelegenheit hinzuweisen, weil Herr Regierungs- und Schulrath Landfermann in seiner Abhandlung „Zur Revision“ etc. in manchen Stücken mit den rührender Vorstellungen von dem Gesammtgymnasium in auffallender Weise übereinstimmt, und die Frage an anderen Orten also wohl noch praktisch ist. Seine „ächte höhere Bürgerschule für den ganzen christlichen Adel deutscher Nation“ ist auch nur dadurch möglich, daß den Nichtstudirenden die Theilnahme am Gymnasium im Wesentlichen zudekretirt wird und diesen Schülern nur einige Concessionen gemacht werden; was, wie wir es im Hannoverschen nun schon erfahren haben, bei aller scheinbaren Einheit weit eher dazu führt, die Schüler der einzelnen Klassen in zwei Hälften, „eine bevorzugte und eine vernachlässigte“, zu spalten, als die vollständige Trennung der Parallelklassen, welche vielmehr in den Lehrern und besonders in dem Direktor das Streben erweckt, beiden Theilen gerecht zu werden. Es zeigt sich, daß beide Theile, jeder selbständig entwickelt und doch zu einer Anstalt vereint, wo es noch nöthig ist, Bande der Gemeinsamkeit genug haben, und der gegenseitige Einfluß des humanistischen und realistischen Elements scheint gerade erst jetzt um so segensreicher zu werden, als ein jedes für sich freien Spielraum erhalten hat und den Einfluß des andern nicht gezwungen, sondern durch freie Anregung veranlaßt aufnimmt. Es gibt keinen schlimmeren „Dualismus“, als einen innerlich versteckten. Ein Dualismus unserer Bildung ist unleugbar vorhanden; die Schule hat nicht die Macht, gegen ihn durch äußere Organisationen anzukämpfen. Deshalb glaube ich, daß auch in Preußen Pläne, wie der des Herrn Schulrath Landfermann — so wahr und vorzüglich eine Menge von Grundsätzen und Ansichten in seiner Schrift sind — dennoch, weil sie in einigen Stücken zu idealistisch-theoretisch oder zu subjektiv sind, der Macht der vorliegenden Verhältnisse weichen und ähnlichen Einrichtungen Platz machen werden, wie die Herr Oberschulrath Kohlrausch in objektiver Weise von den Bedürfnissen und Zuständen unserer Schulen abstrahirt und schematisirt hat. Wenn man im Hannoverschen, wie es scheint, eher zu einem sicheren Abschlusse dieser Organisationen gekommen ist, als anderwärts, so liegt

der Grund wohl theils in dem Umstande, da-
 lerer Gröſſe die verschiedenen Bedürfnisse s
 theils darin, daſs, während an anderen Orte
 Streite der Gymnasial- und Reallehrer oder i
 tisch behandelt wurde, bei uns die Entscheld
 jener Doppelverhältnisse heraus gefunden ist
 daſs an der Spitze unseres Schulwesens seit la
 Person steht, welche, ohne nach theoretisch
 kratischen Tendenzen schnell mit amtlicher Ge
 Gang der Entwicklung vorsichtig geleitet und
 nehmend und vorurtheilsfrei beobachtet hat,
 Abend eines segensreichen Lebens die Theor
 Resultat einer reichen Induktion gleichsam a
 zu erwarten, daſs die hannoverschen Schulen
 als ein theures Vermächtnis für lange Zeit fea
 weiter ausbilden werden; wir wünschen aber
 gende Hand des Auctors noch lange Kraft b
 stand dieser nach und nach erwachsenen organi
 Möchte es ihm doch bald gelingen, auf den
 freien Anregung die empfohlene Regelung der
 tung einer Selektta und vor Allem eine Auff
 Maturitätsprüfungen in seinem Sinne ins Leb

Den angeführten Punkten möchte ich das
 wichtigen und in der Abhandlung des Herrn (s
 sowohl, wie in der des Herrn Schulrath La
 genug berührten, aber wohl noch nicht ernstl
 zogenen Punkt anreihen. Ich meine eine H
 gien als Corporationen. — „Das Lehrercolle
 nur zu oft ein loses Aggregat von Männern,
 liche Verhältnisse zusammengeführt sind und
 heit nicht gefunden haben, ja oft nicht einma
 a. a. O. S. 9). „Die rechte Einheit des Gan
 richtigen Einsicht und dem ernsten Willen des
 (Kohlrausch S. 232). Jene Anklage und d
 selbst manches Collegium, welches aus einzi
 sammengesetzt ist. Der Geist eines Colle
 Summe der einzelnen Bestandtheile. Darum
 großer Wichtigkeit: wodurch ein rechter Co
 fördert werden könne? Gerade die gespalten
 gymnasien in dem weiteren Sinne, wie der N
 dürfen collegialen Geist der Lehrerschaft im
 Anstalt als eines Ganzen dem Publikum geger
 Grade als die reinen Gymnasien. Will man d
 ner dieser Trennungen damit entgentreten,
 doch wieder durch das gemeinschaftliche C
 würden, so wird man nun Alles aufbieten m
 einem wirklichen zu machen. Bislang fehlt es
 gegebenen Formen, in denen der Geist der Gen
 zum Leben und Wachsen kommen könnte.
 meinsame Ausübung von Rechten und I
 Conferenzen sind dieſs nur in wenigen Fäll
 Schulhauses und der gleiche Glockenschlag l
 „das Aggregat“ zusammen. Wo etwas mehr
 man es gewöhnlich der Zufälligkeit einer aufse
 selligen Einigung zu verdanken. Eine Störung
 sofort auseinanderfallen, weil es eben als solch

de officielle äußere Form hat. Man sollte deshalb auch die Mittel nicht verschmähen, das Collegium den Lehrern selbst und öffentlich respektabel vor Augen zu stellen, z. B. die Correspondenz-Behörden an es richten, öffentliche Bekanntmachungen, Zeugnisse dergl. in seinem Namen ausstellen, kurz es ebenso stellen, wie öffentliche Collegia. So unerheblich ein Einzelnes dieser Art er mag, so würde doch die Gesammtheit solcher gemeinschaftlicher immer eine Erinnerung an die von einer Gesammtheit getragene des Einzelnen sein. Man wird aber noch weiter gehen müssen, je möglichst große Zahl gemeinsamer Thätigkeiten des Collegiums haben. Die vorzüglichste unter diesen würde die Maturitätsprüfung sein.

Der Oberschulrath Kohlrausch hat die Maturitätsprüfung von einer dargestellt, welche gewiss den allgemeinen Beifall der Lehrer finden. Mit vollem Rechte soll der Tag der Prüfung ein Ehren- und Festtag der Schule sein ¹⁾. Er wird es nur bei wenigen Schulen unseres sein. Bei einigen ist es ein halber Ferientag, indem die Schule nicht und sich Niemand weiter um die Festlichkeit kümmert, als die Autoren; bei anderen ist es ein halber Werkeltag, indem die Arbeiter und mittleren Klassen selbst mit Hülfe von Vikariaten fortwird. Wäre es nun nicht recht und angemessen, hier, wenn der an das Ende der Laufbahn gelangt ist, welche er an der Hand der Lehrer durchlaufen hat, die Frucht seines Strebens und der Mühen der Lehrer auch der Gesammtheit vorzulegen, indem er vor versammelter Collegio examinirt würde? Dadurch würde ihm und allen übrigen Schülern die Schule lebendig als ein Ganzes, ihre Lehrer als eine Gemeinschaft entgegen treten. Ich würde es auch für zweckmäßig halten, das mündliche Examen — als „ein Ehrentag der Schule, an welcher die Frucht ihrer langen, mit Liebe geübten Pflege an den ihren Zöglingen darlegen will“ — öffentlich gehalten würde, so dass allen Schülern und dem Publikum der Zutritt gestattet wäre. Ueberlauf brauchte man nicht hängen zu sein; Störungen ließen sich eine feste Ordnung vermeiden ²⁾. Die üblichen Klassenexamina an, wie es auch theilweise schon geschieht, aus eben solchem Ge- sichtspunkte betrachten. Allein bei diesen präsentirt sich weniger das Ganze und die ganze Schule, als vielmehr der einzelne Lehrer mit seiner Klasse dem Publikum. Bei den Maturitätsprüfungen würde das Ganze die ehrenvolle Stellung eines Gerichtshofes einnehmen. Denn sollte diese Repräsentation — so werthvoll sie auch schon als solche doch nicht inhaltslos sein, sondern das ganze Collegium müßte von Commissarien der Regierung und des Patronats über das Examen stimmen. In den meisten Fällen würde es, wie gewöhnlich bei uns, mit Fug und Recht nur eine Zustimmung zu dem Urtheile der Autoren sein; allein da die Regierungen einmal eine Controle der Maturitätsprüfung für nöthig erachten, so möchte diese wohl die beste und zuverlässigste sein. Das Wichtigste bleibt aber, daß das Collegium in der lebendigsten Frage der ganzen Schule gemeinsam handelt. Es

Ich erinnere mich, daß auch C. Fr. Hermann in dem pädagogischen Seminar eine solche Betrachtung der Sache auf das Nachdrücklichste

Nebenbei bemerke ich, ob es nicht rathlich ist, auch den Realklassen, ein Abgang nach vollendetem Cursus stattfindet, eine ähnliche Ehre zu werden zu lassen. Uebrigens würden bei einer solchen Einrichtung Klassenexamina der Prima und ersten Realklasse wegfallen können.

Einheit des Ganzen mehr ein Abstraktes als eine Maturitätsexamen verbindet die oberen Lehrer d Verantwortlichkeit und eine wirklich collegialische bis aber richten sie häufig kaum anders ihre Bl gentlich einmal über mangelhafte Einübung der unteren Lehrer haben noch nicht einmal ein ähnl so daß man nicht selten bemerkt, wie die tüchtig ihrer Pflichten und Interessen auf ihre Klasse besa gen mit resignirender Gleichgültigkeit betrachten Schüler schleicht das Gefühl, daß jeder nur seir für sich habe. Daher auf Seiten der Lehrer Eigen teilen“, Rücksichtslosigkeit, Indolenz; auf Seiter stellung, daß der bis dahin Allmächtige nach der mehr zu sagen, keinen Einfluß zu üben habe. Ve mit aufmerksamem Auge die oft leisen und verate schliefungen! Muß nicht leider mitunter selbst keit der Schüler durch Mittel der Strenge aufrech

Vergrößert wird die Kluft noch durch die je Anstellungen. Die jungen Lehrer treten fast nur ein; sie werden den Schülern der oberen Klassen Thätigkeit bekannt; ihr jugendliches Alter forder die natürliche Hochachtung von jenen; sie stehen auctoritätslos gegenüber. Es fehlt ihnen jede An ganze der Anstalt ein Interesse zu gewinnen; es d ehe sie einmal Gelegenheit haben, sich an den ob zen irgendwie zu betheiligen. So gewinnen sie im glücklichen Falle Interesse an ihrer Klasse, die fern. Sie besprechen sich vielleicht mit ihren näch fern diese noch Lust haben, ein wenig aus ihrem l — über Methode und Disciplin. aber an die ober

nn. Es wird unter den älteren Lehrern sicher einige geben, welche reit sind, zu bekennen, daß sie die rechte Fähigkeit, in den oberen Klassen zu unterrichten, hauptsächlich durch eine zeitige Praxis erlangt haben; so wie es andererseits nicht zweifelhaft ist, daß mancher wohl gebildet wissenschaftlich ausgebildete Lehrer Kenntnisse und Kunst dadurch eingebüßt hat, daß er zu lange in den unteren Klassen stecken geblieben ist. Nur ein Paar Stunden in den oberen Klassen (und dabei Theilnahme am Abiturientenexamen) würden eine hinreichende Gelegenheit und ein mächtiger Sporn zur Fortbildung sein.

Auch für die praktische Vorbildung der Gymnasiallehrer ist im Hannoverischen mit der zweiten Abtheilung des pädagogischen Seminars in Göttingen ein oft rühmlich erwähnter, aber bis jetzt noch wenig nachgefolgter Versuch gemacht, über dessen Resultate es wohl Zeit wäre, ein ungeprüftes, unbefangenes Urtheil abzugeben. So wenig ich dazu berechtigt bin, so darf ich doch wohl auf einige Mängel dieses Institutes aufmerksam machen, welche auf der Hand liegen. Es kann einer Schule unmöglich gut thun, daß Jahr aus Jahr ein vier Candidaten ihre ersten Experimente an ihr machen, um so weniger, da diese Candidaten nicht in das volle Lehrercollegium beigegeben sind, sondern stehend die Stellen der zwei ordentlichen Lehrern versehen. Ob die Gelegenheit zur wissenschaftlichen Fortbildung, welche die Universität bietet, bei der für den jungen Lehrer reichlichen Stundenzahl (12—15) und bei der Nothwendigkeit für Unbemittelte, ihr Einkommen (150 Thlr.) durch Privatstunden zu erhöhen, gehörig benutzt werden kann, scheint zweifelhaft. Schwerlich wird auch ein Collegium die nachhaltige Attraktionskraft haben, diese während neu hinzukommenden und bald wieder scheidenden Elemente in seinen Kreis zu ziehen, daß von vorn herein in dem jungen Lehrer der rechte collegialische Sinn, die Hingebung an die Anstalt — so wichtiges Moment für die Bildung des Lehrers — geweckt und gefördert wird, insbesondere in der Universitätsstadt, wo das Gegengewicht akademischer Freundschaften und Verbindungen zu stark dem entgegenwirkt. Uebrigens wird auch nur die kleinere Hälfte der hannoverschen Gymnasiallehrer in dem Seminare gebildet; die übrigen treten an anderen Schulen sofort ein Probejahr mit der vollen Stundenzahl eines Laboranten an. Und da diese Candidaten durchschnittlich ebenso gut oder noch schneller befördert werden, so könnte man daraus den Schluß ziehen, daß die Behörde sie auch für ebenso gut oder besser praktisch ausgebildet erachte. Der Schluß mag so nicht ganz begründet sein; allein zu leugnen ist nicht, daß ein junger Lehrer, welcher sich sofort in voller praktischer Thätigkeit bewährt, damit eine größere Bürgschaft gibt, als jener, welcher in einer halben Thätigkeit unter dem direkten Schutze der Anleitung des Vorstehers des Seminars seine ersten Versuche macht. Es steht sogar zu befürchten, daß diese Hülfe des Seminars noch in das Lehramt noch nothdürftig einführt, welcher unter anderen Umständen zu seinem und der Schulen Besten noch bei Zeiten zurückgeschreckt sein würde. Da nun die gewöhnliche alte Weise des Probejahres, soviel ich weiß, nicht mehr Schwierigkeiten und Uebelstände bezeugt hat, als der Durchgang durch das Seminar, so muß dieses Institut wohl nicht in dem Maße als ein entschiedenes Bedürfnis erscheinen, als welches es mehrfach hingestellt wird. Diesen Ausspruch braucht man so wenig zu scheuen, da der gegenwärtige Direktor des Instituts durch seine pädagogische Einsicht und einen außerordentlich thätigen Eifer aus sich selbst gewiß macht, was daraus zu machen ist. Allein da man in dem Seminare aus guten Gründen doch nicht ein Analogon der „Schülerseminare“ aufgestellt hat — (wie es wohl Manche verlangen oder vorstellen mögen) — so geschieht und kann mit den vier Seminari-

doch als auf der Universität (in der ersten Ausdehnung
her eine weitere Ausdehnung zu wünschen wäre)
werden, und eine fruchtbare Kritik würde vermuth-
lichen Männern besser collegialiter als *ex officio* ge-
hen. Ein solches collegialisches, vertrauterer Verhältnis ist
Direktor und den wechselnden Seminaristen nicht zu
warten. Ja, die übrigen Geschäfte des Direktors ei-
werden es ihm nicht gestatten, sich in jedem halb-
so speciell um die Anleitung des neu Eingetretenen
Mehrerer zu kümmern, wie es die Vorstellung vor-
verlangen scheint, — wenn er nicht etwa (und davon
bleiben!) ein Methodenliebhaber ist, der Vergnügen
Lieblingstheorie oder Routine zur Geltung zu bringen
zu entgehen, welcher man bei mancher Persönlichkeit
ausgesetzt sein wird, und auch die Uebelstände zu v
Institut selbst bei der geeignetsten Persönlichkeit e-
den kann, möchte ich vorschlagen, die praktisch
jungen Lehrer zu einer Aufgabe der Lehre
ehen, um damit einerseits wieder ein Band dazwischen
andererseits dem Lehrlinge die beste Schule zu bieten
liesse sich noch verhandeln; ich denke mir die Sache
des Probejahrs wähle sich der Candidat ein Gymna-
him eins zugewiesen, an dem jedoch sämtliche Leh-
ständig besetzt sind. Längere oder kürzere Zeit, ein
jahr lang, übertrage ihm nun ein Lehrer (natürlich
gende unter Leitung des Direktors) einige seiner Stun-
den ihm in den ersten Stunden, wie er darin zu verfahren
den Candidaten fortfahren, sei aber namentlich Auf-
genwärtig, bespreche die Pensa vorher und nachher
rektionen, Versetzungen, Zeugnisse, Disciplinarfälle
ihm. Im zweiten Viertel oder Halbjahr teile

mal irgend einer nicht theoretisch aufgestellten, sondern durch ihren Bestand berechtigten Methode anzuschließen, — eine seltene Fähigkeit des Lehrerstandes, aber eine der wesentlichsten Bedingungen für ein gedeihliches Zusammenwirken! — Der Neuling gewinnt so sicher wenigstens ein gewisses Maas und eine Art von Routine, mit welcher er dann sein Amt beginnen kann, ohne daß der Selbstbestimmung nach seiner Individualität dadurch zu große Schranken gesetzt wären. Auch bei späterem Vorrücken und selbst Springen in höhere Klassen wird er aus einer solchen Lehrzeit ein Bild von den Standpunkten der verschiedenen Klassen mitbringen, welches selbst schon länger gedienten Lehrern bei Versetzungen in andere Klassen öfter abgeht. Es wird sich erkennen lassen, ob seine lehrerische Befähigung vielseitig genug ist, um sich in verschiedene Unterrichtszweige und Klassen hineinzufinden, oder ob ihn seine Natur auf ein gewisses Gebiet beschränkt. Vor Allem wird er trotz seiner aggrirten Stellung sofort ein „Colleg“, indem er zu allen Lehrern in ein engeres Verhältnis tritt, an den Besprechungen in den Conferenzen und im Privatverkehr über Angelegenheiten der Schule besser theilnehmen kann; seine Stellung macht ihn willig, zu hören, und es ist doch wohl vorauszusetzen, daß wenigstens eine große Zahl von Lehrern auch geneigt sein wird, ihre Ansichten und Erfahrungen mitzutheilen. Die Lehrer ihrerseits empfangen ein erfrischendes Element; die gegenseitige pädagogische Stumpfsheit, welche bei längerem Zusammenleben eines Collegiums einzutreten pflegt, wird aufgerüttelt, sie sind veranlaßt, sich über ihre eigene Thätigkeit klarer zu werden und mit Jemand darüber zu reden, der ihnen nicht mit einem fertigen Urtheile gegenübersteht. Und eine solche sich öfter wiederholende Erfrischung thut den Lehrercollegien noth. Wenige Wissenschaften leiden an so heftigen Schwankungen des auf sie verwandten Eifers, wie die Pädagogik. Von Zeit zu Zeit wird sie erhoben als diejenige Wissenschaft, von welcher das Heil der Menschheit, der Bestand von Staat und Kirche abhängt; dann stürzt sich eine Menge Gelehrter und Praktiker darauf, das wahre Grundprincip der Erziehung, die einzig richtige Theorie oder den alleinseligmachenden Kunstgriff der Unterrichtsmethode ausfindig zu machen; man debattirt und experimentirt, schriftsteltet und instruiert von oben und unten. Bald darauf erkennt man, daß alle Theorie grau ist, man empfindet einen Ekel an den Abstraktionen, jeder Pädagoge docirt wieder, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, und bekümmert sich weiter gar nicht um das Wie und Warum bei ihm selber und bei Anderen. Diese Extreme sind beide nachtheilig für die Schulen. Es wäre zu wünschen, daß die Praxis fortwährend von der Theorie in einer bedächtigen, aber lebendigen Weise durchzogen würde; das ist das Schutzmittel gegen Schlendrian und plötzliche Umschläge in den Methoden. Aber der Einzelne kommt mit sich leicht zum Abschlusse in einer praktischen Wissenschaft, wie die Pädagogik; er bedarf erneuter Anregung durch die Collegen; er soll sich seine Pädagogik nicht für sich machen, sondern so, wie sie sich einem Ganzen, einer collegialischen Wirksamkeit am besten anschließt, sei es, daß er sich fügt oder Andere sich ihm zu fügen überredet. Sobald aber die Lehrer einer Schule längere Zeit mit einander gearbeitet haben, tritt nothwendig eine Stagnation ein, indem sie entweder einen gegenseitigen Anschluß gefunden haben, oder, was wohl noch häufiger der Fall ist, an der Erreichung eines solchen verzweifeln und nun jeder seinen eigenen Gang fortgeht. Ein gemeinschaftlicher Eleve würde ihnen nun ein *docendo discimus* sein, wenn er zu allen in Beziehung träte und nicht wie gewöhnlich unten an gesetzt würde, wo er dann in seiner Verlassenheit auch bald merkt, daß es mit den schönen Redensarten von „methodischem Gange“, „einheitlichem Zusammenwirken“ u. dgl. in der Wirklichkeit meistens nicht viel auf sich

hat. Ein Neuling dagegen, welcher in der bezeichneten Weise dem Collegio aggregirt ist, stört die einzelnen Lehrer auf; die Schule dagegen würde durch ihn so gut wie gar keine Störung erleiden; denn für die Erleichterung, welche die einzelnen Meister durch ihn genießen, kann man sie für den ungestörten Fortgang ihrer Stunden verantwortlich machen. In dieser Weise etwa könnte meiner Meinung nach den mit Recht gesteigerten Anforderungen an einen gewissen Grad von Sicherheit der jungen Lehrer in Handhabung der Unterrichtsmethode und Disciplin genügt werden.

Bei allen Organisationsplänen des Schulwesens wird schließlich an die unbestimmbare Wirksamkeit der Persönlichkeit des Lehrers und an den Geist des Collegiums appellirt. Man hat Recht, von dem Lehrer in starkem Maße das Bewußtsein einer hohen moralischen, über die äußerliche Gesetzlichkeit hinausgehenden Berufspflicht zu fordern, man hat Recht, ideale Forderungen zu stellen: — aber man denke auch daran, dieser schweren Pflicht in den Realitäten nach Möglichkeit zu Hülfe zu kommen und dahin zu wirken, daß die Stellung, welche die Personen und die Collegien einnehmen, immer mehr eine solche werde, welche der Entwicklung von „Persönlichkeit“ und „Geist des Collegiums“ mehr förderlich als hinderlich sei.

Ein Hannoverscher Gymnasiallehrer.

VII.

Das part. prät. für den ausdrück passiver fähigkeit.

Wenn in der lateinischen sprache partizipien des perf. pass. die bedeutung eines verbaladjektiva auf *-ilis* haben, so erklärt sich dieser gebrauch aus dem natürlichen übergange wiederholten leidens in einen zustand, welcher dauernd endlich zur eigenschaft wird, sowie aus der folgerung, daß ein gegenstand, an welchem eine thätigkeit sich häufig geäußert hat, auch ferner dieselbe zu erleiden fähig ist. Genau vergleicht sich nach form und bedeutung das griechische verbaladjektiv auf *-τός*, wodurch theils ein abgeschlossenes leiden, theils eine passive möglichkeit bezeichnet wird, z. b. *στυγνός*, das bei Homer als attribut von *χίτων* (Il. V. 113) geflochten, gedreht, gewunden heißt, in der verbindung aber *στυγνῶν δὲ τε καὶ θεῶν αὐτοῖς* (Il. IX, 497) lenksam. Wer fortwährend verachtet worden ist, gilt als verachtet und somit verächtlich. Daher kann für diesen letzteren begriff *contemptus* ausreichen (in gesunkener latinität *contemptibilis*, woher franz. und engl. *contemptible*). Ebenso wird *acceptus* als synon. von *gratus* verstanden (franz. und engl. *acceptable*); denn was immer angenommen worden ist, wird ja annehmlich, angenehm sein (vgl. *δεκτός* in gleichem sinne).

Zwar demselben grunde angehörig, doch nicht auf gleich absoluter stufe der adjektivität stehend, auch bei weitem nicht von so allgemeiner geltung sind partizipialformen wie *coercitus* (*laetum et vir monitis coercitum militem*: Tac. Agric. 33). Solche treten am liebsten in der zusammensetzung mit der privativen vorsilbe *in-* auf, z. b. *inictus*, *indomitus*, *infectus*, *incorruptus*, *inexhaustus*, *inaccessus*,

immensus, incomprehensus; sie alle behaupten schon wegen jener vorstufe allerdings vollkommen adjektivischen karakter; ja *immensus* bewegt sich in gleicher allgemeinheit des gebrauches wie die positiven *contemptus* und *acceptus*.

Es lässt sich erwarten, dass aus der deutschen sprache, in welcher adjektiven auf -lich und -bar so verschwenderisch ausgetheilt sind, jenen beiden lateinischen analoge beispiele nicht leicht entnommen werden können. Doch scheint das adj. gerathen in ausdrücken wie „es ist gerathen (gerathener, das gerathenste) nicht hinzugehn“, weil es ganz die bedeutung von rätlich oder rathsam hat, wirklich auf solcher stufe zu stehn. Gleicherweise enthält das part. angebracht z. b. in dem satze „bei dem ist eure bitte wol angebracht“ (*non is est, quem frustra rogetis*) unverkennbar dieselbe modalität, als wenn es heisst: bei dem könnt ihr eure bitte wol anbringen.

Anderer art ist, wenn mit „leicht“ und „schwer“ ein part. prät. verbunden wird, z. b. ein leicht erregter mensch; verführt zu schwergelestem liebesbande (Goethe Faust). Hier tritt zwar auch der begriff passiver möglichkeit deutlich genug hervor; allein der modus steckt in den beigesetzten wörtern leicht und schwer, während das part. ähnlich zu verstehen ist wie in der lateinischen struktur „*opus est facto*“; vgl. aus dem mhd. da von ist mir michels bezzet gewigen; mir ist lieber tót gelegen; waz touc nu mër da von geseit? (Grimm gr. IV, 128—129).

Häufiger als im nhd. begegnen im mhd. den lateinischen *invictus* u. s. w. entsprechende ausdrücke, z. b. ungewunnen (unüberwindlich) und unbetwungen¹⁾, unerwendet oder unerwant (unabwendlich), unüberdäht (nicht zu überdenken), ungemessen (schon im ahd. als attribut Gottes). Im armen Heinrich heisst es: si ist iemer ungeschriben diu fröude die si hāten (kann nie beschrieben werden, ist unbeschreiblich). Als rechtsformel galt im älteren deutsch: stete, feste und unverbrochen (vgl. Grimm rechtsalterth. s. 29), neben unverbrüchlich.

Itzehoe.

K. G. Andresen.

VIII.

Eine eigenthümliche lateinische struktur mit einer gothischen verglichen.

Dass die verben *coepi* und *desino* in der verbindung mit einem passiven infinitiv selbst in passiver form auftreten, begegnet nicht allein bei den besten schriftstellern sehr häufig, sondern kann als ganz bestimmte regel in anspruch genommen werden²⁾, z. b. *Interea comitia*

¹⁾ Vgl. Schiller Wallensteins tod IV, 9: denn meine Thekla hat ihres vaters unbezwungnes herz. Gleichwol scheint es nicht eben nothwendig, hier ein modusverhältnis anzunehmen; denn das unbezwungene ist ebenso wol stark als das unbezwingliche.

²⁾ Die grammatiken lassen bisweilen im stich; auch Krüger §. 477 anm. 1 lehrt nicht entschieden. Die ausnahmen bei *fieri*, welche verzeich-

nostra — haberi coepta sunt (Cic. Verr. Act. I, 9); *L. Papirius Crassus primum Papirius vocari est desitus* (Cic. Fam. IX, 21). Von gleicher beschaffenheit sind die veralteten passivformen *potestur* und *possitur* (Lucret., Cato), *quita est* (Terent.), *nequitur* (von Sallust nicht verschmäht) bei einem passiven inf.; vgl. Haase zu Reislgs vorles. anm. 284.

Der karakter aller dieser verben ist ein auxiliärer, und dieser umstand macht die passive verwendung für den ersten augenblick um so auffallender, weil hilfsverben sonst einer passiven fassung nicht fähig zu sein pflegen. Allein die vermuthung liegt nahe, dass im lateinischen die umsetzung ins passiv bei aller verschiedenheit doch in einigen zusammenhänge steht mit der dieser sprache so geläufigen konstruktion des sogenannten nominat. d. inf. bei passiver stellung namentlich der beiden in die verba sentiendi et declarandi sich anschliessenden verben *juber* und *vetare*. Man vgl. Cic. Philipp. II, 32, 79 *Hic igitur rebus praeclari commendatus, jussus se renuntiari consul*; Varr. R. R. III, 17 *Coepi sunt a praesone renuntiari, quem quasque tribus fecerint edilia*.

Die nothwendigkeit einer unterscheidung mittelst der aktiven und der passiven form von *coepi* und *desino* liegt zwar an und für sich nicht vor, weil an dem genus des beigesetzten inf. die fassung jedesmal hinreichend zu erkennen ist (vgl. Nep. Timoth. III, 1 *Hic cum esset magno natu, et magistratus gerere desisset, bello Athenienses undique premi sunt coepti*); aber auch eine solche gehäufte bestimmtheit des ausdrucks gereicht einer sprache nur zum vorthell.

Es zieht an, aus einer sprache, welche uns Deutschen in gewisser hinsicht näher, in anderer freilich ferner steht als die lateinische, einen syntaktischen gebrauch zu vergleichen, der jenem *potestur* und *nequitur* mit passivem inf. nahetritt. Die gothische nemlich, welche sich der später zur regel erhobenen umschreibung des pass. durch „werden“ nur selten bedient, dagegen sehr gern die aktive form auch in pass. bedeutung verwendet, z. b. *garunnun háusjan jah leikinón fram imma* (*συνήγορον ἀκούειν καὶ θεράπευσθαι ὑπ' αὐτοῦ*), wagt es das hilfsverb, wenn der beigesetzte inf. passivisch verstanden werden soll, selbst ins passiv zu stellen: *skulds ist usháuhjan sa sunus mans* (*δεῖ ἱρωδῆ-ρας τὸν υἱὸν τοῦ ἀνθρώπου*); *hvaíva mahts ist man gabairan* (*ὡς δύναται ἄνθρωπος γεννηθῆναι*); s. Grimm gramm. IV, 59—60; vergl. s. 943. Skulds ist wäre gleichsam lat. *debetur*, und mahts ist entspricht dem veralteten *potestur* und *nequitur*, während skal und mag, die beim aktiven inf. stehn, in gewöhnlicher weise *debet* und *potest* oder *nequit* wiedergehen.

Itzehoe.

K. G. Andresen.

net werden, z. b. *Eo forum tenente plura fieri judicia coeperunt* (Cic. Brut. 27, 106); *Conventus (senatorum), qui initia celebrabantur, jam diu fieri desierunt* (Cic. ad Attic. I, 19) sind nur scheinbar; einfach erledigen sie sich dadurch, dass *fieri* deponens ist, nicht passiv von *facere*, wie denn schwerlich lateinisch gesagt worden ist: *judicium facere, conventum facere*.

IX.

Entgegnung.

In dem Juli- und Augustheft des Jahrgangs 1855 dieser Zeitschrift hat Herr Schade aus Anclam eine Ansicht „über den botanischen Unterricht auf Gymnasien“ veröffentlicht und bei deren Begründung Behauptungen aufgestellt, die von einer solchen Unbekanntschaft mit dem wahren Wesen dieses Unterrichts zeugen, daß jede Widerlegung überflüssig erscheinen dürfte. Wenn trotzdem der Unterzeichnete zu einer näheren Beleuchtung der bezeichneten Ansicht sich entschlossen hat, so ist dies allein in der Absicht geschehen, vor einem in neuester Zeit von vielen Seiten her anempfohlenen Wege zur Vereinfachung des Gymnasialunterrichts zu warnen, vor einem Wege, der im Wesentlichen darauf hinausläuft, gewisse Lehrgegenstände auf dem Lektionsplane der Gymnasien zwar dem Namen nach fortzuführen, sie aber in einer Weise zu betreiben, der eine völlige Ausschließung entschieden vorzuziehen ist.

Was nun die Ansicht des Herrn Schade über botanischen Unterricht betrifft, welcher er „im Interesse der Sache eine allgemeine Geltung zu verschaffen“ hofft, so muß zunächst bemerkt werden, daß Herr Schade nicht eine, sondern zwei, und zwar ganz entgegengesetzte Ansichten über naturwissenschaftlichen Unterricht zu haben scheint. Denn S. 610 und 611 bemüht sich Herr Schade, den Beweis zu führen, „daß die Botanik zur Zeit eine bloße Fachwissenschaft sei, deren gründliche Kenntnisse nicht von jedem auf Bildung Anspruch machenden im Bewußtsein der Gegenwart verlangt wird“, während er S. 612 behauptet, „daß zu einer möglichst allseitigen menschlichen Bildung auch eine gewisse Kenntnisse des Pflanzenreichs, eine gewisse Vertrautheit der Natur überhaupt gehört.“

Der Behauptung des Herrn Schade, „daß der Unterricht in der Pflanzenkunde in den unteren Klassen unserer Gymnasien etwas durchaus Nutz- und Zweckloses ist“, tritt der Unterzeichnete aus voller Ueberzeugung bei, jedoch nur für den Fall, daß dieser Unterricht in die Hand eines solchen Lehrers gelegt werden sollte, wie ihn Herr Schade beim Niederschreiben seiner Ansichten sich vorgestellt hat. Ein Lehrer, welcher des ihm anvertrauten Lehrzweiges wegen von seinen Collegen sich hängeln läßt, welches Schicksal nach der Erfahrung des Herrn Schade in der Regel dem Lehrer des botanischen Unterrichts zu Theil wird, verdient gar nicht den Namen eines Lehrers. Ob Herr Schade selbst jemals botanischen Unterricht ertheilt hat, ist aus seinem Aufsätze nicht zu ersehen. Herr Schade stellt sich selbst nur als einen enthusiastischen Naturfreund vor, der seiner „Beschäftigung mit den Pflanzen die angenehmsten Stunden seines Lebens verdankt“ und den Anspruch „weg mit aller Botanik von unseren Gymnasien“ als eine „barbarische Forderung“ bezeichnet. Daß aber nicht jeder Naturfreund auch schon befähigt ist, den botanischen Unterricht methodisch zu regeln, hat Herr Schade durch die Veröffentlichung seiner Ansichten über diesen Unterricht bewiesen.

Herr Schade will vor Allem, daß der botanische Unterricht aus dem Untergymnasium entfernt werde, weil 1) „die Botanik zur Zeit eine bloße Fachwissenschaft ist, und weil 2) die Schüler die in den unteren Klassen mit vieler Anstrengung erworbenen botanischen Kenntnisse in den oberen Klassen, wo dieser Unterricht aufhört, doch wieder vollständig vergessen.“ Herr Schade erklärt aber die Botanik deshalb für eine bloße Fachwissenschaft, „weil nicht nur gelehrte Männer, sondern auch

bloß gebildete Bürger und Gewerbtreibende ihre Unkenntniß der Botanik offen zur Schau tragen können, ohne dadurch eine ungünstige Meinung über sich hervorzurufen.“ Dafs nach diesem Kriterium einer Fachwissenschaft sämtliche Unterrichtsobjecte des Gymnasiums als Fachwissenschaften sich definiren lassen, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Wenn aber Herr Schade gleichzeitig auch behauptet, „dafs nicht einmal die Lehrer an den Gelehrten-Schulen Botanik zu wissen brauchen“, so befindet sich derselbe in einem offensbaren Widerspruche mit dem Reglement für die Prüfung der Kandidaten des höheren Schulamts vom 20. April 1831, nach welchem von dem Lehrer der Mathematik und Naturwissenschaften (§. 19) für diesen Unterricht „außer einem reichen und systematisch geordneten Wissen in Zoologie, Botanik und Mineralogie noch die Kenntniß der naturwissenschaftlichen Anthropologie und physischen Geographie“ gefordert wird. Dafs der naturwissenschaftliche Unterricht in vielen Gymnasien schon von den mittleren, fast allgemein aber von den höheren Klassen ausgeschlossen wird, ist eine Einrichtung, die eben so sehr mit dem Prüfungs-Reglement vom 4. Juni 1834, nach welchem die Naturbeschreibung zu den Gegenständen der mündlichen Abiturienten-Prüfung gehört, als mit der Instruction für die Directoren und Lehrer an Gymnasien vom 24. October 1837 in Widerspruch steht, welche letztere ausdrücklich vorschreibt: „An die Stelle der Physik in der zweiten Klasse kann der naturgeschichtliche Unterricht, und zwar um so mehr treten, als in dieser und der folgenden Klasse für die Physik die unentbehrliche Grundlage mittelst des mathematischen Unterrichts noch fortwährend gewonnen wird, in dem zweijährigen Cursus der ersten Klasse in zwei wöchentlichen Stunden Zeit genug für den Unterricht in der Physik, wie ihn der wissenschaftliche Zweck der Gymnasien erfordert, gegeben ist, und es endlich räthlich scheint, das Naturleben, das in den vier unteren Klassen von Stufe zu Stufe entwickelt worden, nochmals in seinen wichtigsten Gestaltungen den Schülern der zweiten Klasse vorüber zu führen, und ihnen die Idee desselben zum Bewusstsein zu bringen.“ Die Behauptung des Herrn Schade, „dafs die Botanik sich aus Mißverständniß oder irrtümlicher Weise in die Unterrichtsgegenstände des Untergymnasiums eingeschlichen hat“, beruht selbst auf einem Irrthum, der schon in der Instruction vom 24. October 1837 seine Widerlegung gefunden hat. Der betreffende Passus dieses Ministerial-Rescripts lautet: „Sie (die Lehrgegenstände in dem Gymnasium, welche die Grundlage jeder höheren Bildung ausmachen, zu denen auch die Naturbeschreibung gehört) sind nicht willkürlich zusammengeläuft; vielmehr haben sie sich im Laufe von Jahrhunderten als Glieder eines lebendigen Organismus entfaltet, indem sie, mehr oder minder entwickelt, in den Gymnasien immer vorhanden waren. Es kann daher von diesen Lehrgegenständen auch keiner aus dem, in sich abgeschlossenen Kreise des Gymnasial-Unterrichts ohne wesentliche Gefährdung der Jugendbildung entfernt werden, und alle dahin zielenden Vorschläge sind nach näherer Prüfung unzweckmäfsig und unausführbar erschienen.“ Unter den Voraussetzungen, die Herrn Schade's Urtheil über den botanischen Unterricht des Untergymnasiums zu Grunde liegen, würde jeder naturgeschichtliche Unterricht, auch im Obergymnasium, nicht nur zwecklos, sondern sogar zweckwidrig sein. Es giebt einen naturgeschichtlichen Unterricht, durch welchen den Schülern die Naturgeschichte für alle Zukunft verleiht werden kann: das ist der naturgeschichtliche Unterricht, welcher we-

sentlich nur das Gedächtniß der Schüler in Anspruch nimmt. Von einem solchen Unterricht mag es gelten, was Herr Schade sagt: „daß die Schüler in den unteren Klassen nur für das Vergessen lernen, und daß die Secundaner nicht mehr wissen, was sie von der Botanik in Quinta gelernt haben.“ Aber wo steht es denn geschrieben, daß der botanische Unterricht in einer so geistlosen Weise betrieben werden soll? Das Reglement vom 4. Juni 1834 fordert in der Naturbeschreibung von den Abiturienten „Kenntniß der allgemeinen Classification der Naturproducte, Uebung im Beschreiben und Bildung der Anschauung für dieses Gebiet“, verlangt also Bildung und nicht vergesslichen Gedächtniskram, und die Instruction vom 24. October 1837 bezeichnet die verkehrte Forderung, welche den Grad der errungenen geistigen Bildung nur nach dem abmessen wollte, was die Schüler auswendig gelernt und behalten haben, geradezu als einen „Unfug“. Daß Herr Schade aber überall nur gegen selbstgeschaffene Feinde kämpft, davon zeugt auch die Behauptung, „daß der botanische Unterricht im besten Falle nur durch zwei Klassen des Untergymnasiums fortgeführt werde.“ Welches namhafte Hinderniß gebietet denn eine solche Einschränkung gerade der wichtigsten naturhistorischen Schul-Disciplin?

Herr Schade will ferner auch darum den botanischen Unterricht von dem Untergymnasium ausschließen, weil er diesen Unterricht für weit schwieriger hält als den Sprachunterricht, und hat auch hierin wieder unter gewissen Voraussetzungen recht: Der botanische Unterricht ist schwieriger 1) für einen Lehrer, der — dieses Gegenstandes unkundig ist, 2) für Schüler — sobald man von ihnen eine „nachhaltige Auffassung und Erlernung“ des in den botanischen Lehrbüchern aufgenommenen „Lehrstoffs“ verlangt. Eine vernünftige Pädagogik fragt aber nicht darnach, auf welcher Stufe der Unterricht am leichtesten, sondern nur darnach, wo er am bildendsten ist, und legt durchaus kein Gewicht darauf, wieviel von einem Gegenstande, sondern wie an ihm gelernt wird und welchen Beitrag die Beschäftigung mit ihm der Bildung gewähre. Daß es aber ebenso naturgemäß als nothwendig ist, mit der von dem Reglement geforderten Uebung im Beschreiben der Naturkörper und der Bildung des Anschauungsvermögens bereits in der Sexta zu beginnen, wird kein Sachkundiger in Abrede stellen. Herr Schade stellt ja selbst den botanischen Anfangsunterricht mit der Declination und Conjugation in Parallele, und müßte folgerichtig auch diese grammatischen Vorübungen den oberen Klassen der Gymnasien zuweisen.

Daß die Schüler durch die Bekanntschaft mit der „botanischen Declination und Conjugation eben so wenig in das Wesen und Verständniß der Natur als durch Erlernung der sprachlichen Declination und Conjugation in das Wesen und den Geist einer Sprache einzudringen vermögen“, will der Unterzeichnete nicht bezweifeln, kann aber die Frage nicht unterdrücken: ob denn Herr Schade einen Weg kennt, auf dem die Schüler ohne die genannten Vorkenntnisse zu dem eben bezeichneten Ziele gelangen können? Herr Schade versichert in der That, einen solchen Weg entdeckt zu haben, „der sich auf der ebenen StraÙe der Wirklichkeit der gegebenen Zustände bewegt und zu den angestrebten Zielen leitet“, und bezeichnet diesen Weg also: „Man gebe den schon gereiften, an Anschauungen reicheren Schülern der Obertertia zu Anfang jedes Sommersemesters in etwa 12 bis 16 Unterrichtsstunden eine Anleitung, sich mit der Pflanzenkunde selbst thätig zu beschäftigen, und halte sie, mit Hinweisung auf gute Lesebücher, an, einen Nachweis über ihre botanischen Studien zu liefern. Wenn unter Aufsicht des botanischen Lehrers, der ihnen dabei zu Hilfe kommt, dieses Verlangen auch an die Secundaner und Primaner gestellt wird, so werden die jungen Leute nicht

nur im Allgemeinen in einem ununterbrochenen Verkehr mit diesem Theile der Natur erhalten bleiben, sondern es wird auch die Vorschrift des Abiturientenreglements in Rücksicht auf die botanischen Kenntnisse des Abiturienten eine Wahrheit und nicht, wie bisher, eine bloße zur Lächerlichkeit herabgesunkene Form sein.“ Dafs Herr Schade auf diesem Weg das von ihm erstrebte Ziel erreicht, wird Niemand bezweifeln; denn das von Herrn Schade in der Botanik „angestrebte Ziel“ ist der Bausismus, eine leider! sehr ausgefabrene „Strafe der Wirklichkeit“, die nunmehr aber dergestalt in Verruf gekommen ist, dafs die vorgesetzte Behörde sich veranlafst gesehen hat, die Passage darauf durch Warnungstafeln zu untersagen. Hätte Herr Schade die Instruction vom 24. October 1837 mit Aufmerksamkeit gelesen, so würde er wohl Anstand genommen haben, den Anordnungen der Behörden zu Trotz einen ausdrücklich verbotenen Weg anzupfehlen.

In einer Zeit, welche uns Bücher liefert, aus denen man die französische oder jede andere Sprache in etwa 15 Stunden vollkommen erlernen kann, wird wohl die von Herrn Schade anempfohlene Methode, welche in 12 bis 16 den Schülern der Obertertia ertheilten botanischen Unterrichtsstunden Dasselbe zu leisten verspricht, was bisher nur durch einen mehrjährigen Unterricht erzielt werden konnte, nicht mehr überraschen: nur bleibt es räthselhaft, auf welche Weise die Obertertianer des Herrn Schade bei dem Anschluss der Botanik von dem Untergymnasio des Reichthum ihrer naturhistorischen Anschauungen sich erworben haben, auf die Herr Schade seinen Unterricht in den oberen Gymnasialklassen basirt. Doch Herr Schade kommt uns bei der Lösung dieses Räthels zu Hilfe, indem er bemerkt: „Hinweisungen auf Bürgerschulen gewärtige er sich um so weniger, als dort der botanische Unterricht auch formal bilden soll, was auf dem Gymnasium von Ueberflusse wäre“; denn „des Gemüths und Verstand bildenden Unterrichtsstoffes giebt es auf unseren Gymnasien soviel, dafs eine unnöthige Vermehrung desselben nur schadet.“ Herr Schade hat sich durch eine irrige Vorstellung von dem Wesen der formalen Bildung zu der Voraussetzung verleiten lassen, dafs der Sprachunterricht in den unteren Klassen eben so gut, wie für sprachliche Objecte, auch für die richtige Auffassung von Gegenständen der Natur befähige, eine Voraussetzung, der doch schon die alltägliche Erfahrung entgegensteht, welche Versicherungen der Art, dafs durch die Uebung des Ohres eine Bildung des Auges erzielt werde, schlechterdings zu den Lächerlichkeiten zählt.

Bis jetzt haben die Gymnasien es vorzugsweise als ihre Aufgabe betrachtet, ihren Schülern eine formale Bildung zu geben, und den Materialismus der Realschule zum Vorwurf gemacht. Damit wir aber „nicht zur unabänderlichen Starrheit unserer Zustände gelangen“, ist Herr Schade bemüht, das bisher angenommene Verhältnifs umzukehren: in der Realschule soll fortan ein formal bildender botanischer Unterricht ertheilt werden, während in dem Gymnasium die Schüler ihre botanischen Kenntnisse aus Lesebüchern sich zusammenzusuchen haben. Warum zieht aber Herr Schade einen botanischen Unterricht aus Büchern dem durch einen kundigen Lehrer ertheilten vor, da es doch in der That wenig Anstrengung bedarf, um einzusehen, dafs Naturgeschichte ohne Naturkörper blofs aus Büchern zu studiren ein nicht weniger widersinniges Beginnen ist, als das Lesen einer Schriftsprache ohne Schriftzeichen lernen zu wollen! Weil nach Herrn Schade's Erfahrung „die Lehrer an den Gelehrten-Schulen nicht Botanik zu wissen brauchen“ und ein Blinder dem andern füglich nicht den Weg weisen kann. Diesem Geständnifs gegenüber ist die Behauptung des Herrn Schade, „dafs die Mangelhaftigkeit des botanischen Unterrichts außerhalb der Qualification des Lehrers liegt“.

nur eine leere Entschuldigung, die an den Ausspruch erinnert: Wenn der Lehrer einen Schnitzer macht, bekommen die Jungen Prügel.

Wie wenig Herr Schade — trotz seiner Klage, „dafs so vielen Menschen die Natur eine ungeöffnete Quelle ungeahnter Lust und Freude leiht“, und trotz seiner Ueberzeugung, „dafs es lange nicht so viele erknocherte und herzlose Menschen geben würde, wenn sie ihr Inneres an recht empfundenen Eindrücken der Natur zu öffnen vermöchten“, — das Bedürfnis für den naturwissenschaftlichen Unterricht befähigter Lehrer anerkennt, beweist derselbe durch den Vorschlag, „dafs (nicht die künftigen Lehrer der Naturgeschichte etwa, sondern nur) die Primaner, welche Aerzte, Forstleute, Cameralisten oder Oekonomen von höherer Bildung werden wollen“, in besonderen, den hebräischen parallel zu legenden Stunden (nicht etwa einen gründlichen Unterricht in der Botanik erteilen sollen, sondern) über die Vortheile einer gründlichen botanischen Kenntniss für ihren künftigen Beruf belehrt“ und dadurch „zur Fortsetzung ihres Privatstudiums im Interesse für die Botanik rege erhalten werden.“ Für einen solchen naturhistorischen Unterricht bedarf es allerdings „einer vermehrten Lehrkraft nicht“: der botanische Unterricht wird am zweckmässigsten in die Hand desjenigen Lehrers gelegt, welcher die beste Ueberredungsgabe besitzt, und von einem Mangel an geeigneten Lehrkräften für den naturhistorischen Unterricht auf Gymnasien kann hinfort nicht mehr die Rede sein!

Der Unterzeichnete, welcher seit einer langen Reihe von Jahren den naturhistorischen Unterricht in verschiedenen höheren Lehranstalten — in einer höheren Töchterschule, in einer Realschule und in einem Gymnasium — erteilt und daneben es stets als seine Pflicht erachtet hat, mit den literarischen Erscheinungen auf diesem Unterrichtsgebiete sich möglichst vertraut zu machen, ist zu der festen Ueberzeugung gelangt — und darin durch jede neu auftauchende Ansicht nur immer mehr bestärkt worden —, dafs das Haupthindernis eines gedeiblichen naturhistorischen Unterrichts allein in dem Mangel an dafür befähigten Lehrern zu suchen ist, und dafs diesem Mangel längst abgeholfen wäre, wenn die mit dem naturhistorischen Unterrichte in den Gymnasien betrauten Lehrer sich weniger um originelle Reformvorschläge als vielmehr darum bemüht hätten, diesen Unterricht der gesetzlichen Vorschrift gemäfs und namentlich im Geiste der mehrerwähnten Instruction zu betreiben.

Krotoschin.

W. Bleich.

Fünfte Abtheilung.

Vermischte Nachrichten über Gymnasien und Schulwesen.

I.

Lateinische Vocabularien.

Da die Frage über die Einführung lateinischer Vocabularien eine besondere Wichtigkeit erlangt hat, wird es für die Leser der Zeitschrift von Interesse sein, wenn wir die Vorrede des von Herrn Director Bonnell bearbeiteten und vor wenigen Tagen erschienenen Vocabulariums hier mittheilen. Sie lautet:

„Das von mir bearbeitete lateinische Vocabularium bezweckt neben dem grammatischen Unterrichte und den eingeführten Lesebüchern den Anfängern im Lateinischen einen methodisch geordneten Wörternvorrath zum Auswendiglernen zu bieten. Das Königl. Unterrichts-Ministerium hat in einer Circularverfügung vom 10. April d. J. auf die Nothwendigkeit empirischer Grundlagen beim ersten Unterricht hingewiesen, für die Zeit der größten Willigkeit des Gedächtnisses ein methodisches Vocabellernen dringend empfohlen und die Gesichtspuncte, nach welchen ein Vocabularium zu entwerfen wäre, aufgestellt. Da nun von den bereits vorhandenen keines ebenso den sachlichen wie den etymologischen verfolgt, und ich mit den in der hohen Verfügung aufgestellten Grundsätzen vollkommen übereinstimme, so habe ich zur Förderung des lateinischen Unterrichts die vorliegende Arbeit, welche ich hiermit dem pädagogischen Publicum biete, gern übernommen.“

„Die seit mehreren Jahrzehnten beim Sprachunterrichte vorherrschende grammatische Methode hat der Wörterkenntniss bedeutenden Eintrag gethan, und während grammatische Sicherheit wohl noch erzielt wird, hat doch die Fertigkeit im Gebrauche der Sprache selbst sehr abgenommen. Die Grammatiken und Lesebücher bieten nun zwar den Anfängern einen gewissen Wörternvorrath dar, doch erstere nur zur Einübung der grammatischen Regeln, letztere zum Verständniß der in ihnen enthaltenen Sätze, so daß also bei der Erlernung der Wörter vorwiegend der Zufall das Leitende ist und der Schüler für eine Menge der gewöhnlichsten Begriffe keinen lateinischen Ausdruck gewinnt. Um diese Lücke auszufüllen, soll mein Vocabularium ergänzend neben dem bisherigen Lehrstoff einhergehen; und da sich Einzelheiten am leichtesten und festesten dem Gedächtnisse einprägen, wenn sie durch ein gewisses Band, äußerliches oder innerliches, verknüpft sind: vereinigen die beiden Theile desselben gruppenweise in mehreren Abschnitten Zusammengehöriges.“

„Der erste oder sachliche Theil ist für die Sexta, der zweite oder etymologische für Quinta bis Unter-Tertia bestimmt, so daß in Quinta die Verba Primitiva und in Quarta die ihnen beigefügten Wörter desselben Stammes gelernt, in Unter-Tertia beide Theile, vorzugsweise aber der zweite wiederholt werden. Es versteht sich indeß von selbst, daß der einsichtige Lehrer nach dem Bedürfnisse seines Unterrichtsganges auch Einzelnes aus dem zweiten Theil in die Sexta hinübernehmen wird und umgekehrt.“

„Die Hülfe, welche ein so geordnetes Vocabellernen dem ganzen lateinischen Unterrichte bietet, wird die vom Lehrer auf dasselbe verwandte Zeit reichlich wieder einbringen und der große Nutzen des methodischen Vocabellernens sich sowohl bei der Lectüre als bei den Exercitien bewähren, zumal wenn die beim ersten Unterrichte eingeführten Elementarbücher selbst einen solchen Plan befolgen, daß in ihnen die methodisch erlernten Vocabeln in einer entsprechenden Folge wiederkehren.“

„Der erste Theil enthält die gangbarsten Nomina der lateinischen Sprache: die Substantiva nach der alten bewährten Methode von Joh. Amos, *Comenius orbis sensualium pictus* in 38 Abschnitten diejenigen Wörter, meistens *concreta*, zusammenfassend, welche sich gewissen Hauptbegriffen unterordnen ließen; daran reihen sich diejenigen, welche die deutsche Sprache aus der lateinischen entlehnt hat, und No. 40 die wichtigsten Abstracta und Adjectiva mit ihren Gegensätzen. Die Kenntniß und die stete Bereitschaft gerade der entgegengesetzten Begriffe, der Opposita, ist nicht nur für den sicheren Gebrauch der Sprache, sondern auch für den Schmuck der Rede von großer Wichtigkeit und wird im gewöhnlichen Gebrauche nur allmählich und sehr mühsam erworben. Die Opposita sind aber von mir so gewählt, daß meistens die in ihrer Grundbedeutung und Grundform entgegengesetzten Wörter einander gegenübergestellt sind, selten solche, deren Gegensatz nur durch ein privatives *in* ausgedrückt wird, weil die elegante lateinische Redeweise selten Opposita solcher Art anwendet, und diese sich auch leicht finden oder bilden lassen.“

„Der zweite etymologische Theil legt die Verba primitiva zum Grunde, nach der Uebereinstimmung in ihrer Flexion zusammengestellt, lehnt sich also hauptsächlich an die in den Grammatiken übliche Anordnung derselben an, weil in der Form Uebereinstimmendes leichter als das bloß alphabetisch Geordnete gelernt wird. Die regelmäßig flectirten Verba sind ebenfalls vollständig angegeben. An die einzelnen derselben schließen sich dann sowohl die Verba derivata als die übrigen Wörter desselben Stammes an, so daß der Schüler von den vornehmlichsten Wortfamilien die gebräuchlichsten und wichtigsten Individuen kennen lernt oder schon bekannte in ihrem Zusammenhange mit stammverwandten wiederfindet und so praktisch mit der lateinischen Wortbildung bekannt gemacht wird. Es versteht sich von selbst, daß der Lehrer darauf aufmerksam macht, daß das Verbum nicht die Wurzel für die an dasselbe angereihten Wörter sei, sondern nur einer der Hauptbegriffe der gemeinschaftlichen Wurzel.“

„In dem ganzen Vocabularium habe ich übrigens hauptsächlich auf Erlernung derjenigen Wörter gesehen, welche sich bei der Lectüre der klassischen Prosaiker auf der Schule bieten und bei den eigenen stilistischen Übungen am meisten zur Anwendung zu kommen pflegen. Zu den einzelnen Wörtern habe ich mit wenigen Ausnahmen nur eine Bedeutung, und zwar die gangbarste, gesetzt, weil das Buch für den praktischen Gebrauch, nicht für gelehrte Forschungen, bestimmt ist; zugleich habe ich mich bemüht, diese Bedeutung so zu wählen, daß sich die Entwicklung der übrigen desselben Wortes aus ihr ergibt.“

„Im zweiten Theile habe ich es nicht für nöthig erachtet, jedes Mal zu den Substantiven die Genitive und zu den Adjectiven die sämtlichen Endungen anzugeben, weil ein Quartaner, für den die Erlernung derselben bestimmt ist, sie selbst wohl bilden können. Auch fehlt das Deutsche zu denjenigen Verbis compositis, wo der Schüler es aus der Versilbe von selbst erkennen kann.“

„Den Schluß macht eine Auswahl von Sprüchen mit den entsprechenden in deutscher Sprache. Wenn sich die Schüler in jeder Woche nur Einen jener goldenen Sprüche, in denen vor Jahrtausenden sich die Weisheit durch die Sprache Latiums offenbarte, einprägen: so werden sie einen kostbaren Schatz nicht nur von eleganten lateinischen Redensarten für die Schule, sondern auch von nützlichen Lehren für das Leben einsammeln.“

II.

Uebersicht über die Maturitätsprüfungen in Preussen im Jahre 1855.

Provinz Brandenburg: Abiturienten . . . 216.

Maturitätsaspiranten 28:

Werder 15.

Realgymnasium 13.

Provinz Preussen: Abitur. 215.

Matur. 14:

Königsberg Friedr.-Colleg. 1.

— Altstadt 4.

— Kneiphof 1.

Braunsberg 1.

Rastenburg 4.

Tilsit 1.

Conitz 2.

Provinz Pommern: Abitur. 92.

Matur. 7 in Stralsund.

Provinz Posen: Abitur. 129.

Matur. 11:

Posen Marien-Gymn. 3.

Lissa 1.

Ostrowo 4.

Trzemeszno 3.

Provinz Schlesien: Abitur. 344.

Matur. 33:

Breslau kathol. 17.

— Eilenb. 1.

— Friedrichsgymn. 6.

Brieg 1.

Glogau kathol. 2.

Görlitz 2.

	Gleiwitz	2.
	Neisse	1.
	Ratibor	1.
Provinz Sachsen:	Abitur. 250.	
	Matur. 33:	
	Halle lat.	14.
	— Pädagog.	13.
	Erfurt	1.
	Merseburg	5.
Provinz Westphalen:	Abitur. 206.	
	Matur. 47:	
	Münster	30.
	Coesfeld	6.
	Recklinghausen	6.
	Herford	1.
	Arnsberg	3.
	Dortmund	1.
Rheinprovinz:	Abitur. 300.	
	Matur. 22:	
	Aachen	3.
	Coblenz	2.
	Bonn	8.
	Cöln kathol.	1.
	— Friedr. Wilh.	4.
	Wesel	2.
	Hedingen	2.

Sechste Abtheilung

Personalnotizen

1) Ernennungen

Der Candidat des höheren Schulamts Johann Heintichen Lehrer an dem Gymnasium zu T. (9. Juli 1856).

Am Gymnasium zu Essen ist die Anstellung Hülfslehrers Johann Ferdinand Seck als bemittelt worden (den 22. Juli 1856).

Der ordentliche Lehrer am Gymnasium zu Wernecke ist zum ersten Oberlehrer am Gymnasium befördert worden (den 20. August 1856).

Der Lehrer Dr. Richter an der Realschule als ordentlicher Lehrer an das Gymnasium zu T. (26. August 1856).

Des Königs Majestät haben geruht, den Candidaten zu Heiligenstadt Dr. Joseph Kramarczik als Candidaten Allernüchtern zu ernennen (den 26. August 1856).

Den Lehrern Schmidt und Deimling und Caspari am Lyceum zu Wertheim wurde dem Vorstand der höheren Bürgerschule über die Vorstandsstelle der höheren Bürgerschule (den 19. April 1856).

Prof. Schneyder in Rastatt wurde in Heiligenstadt dadurch erledigte Stelle dem Prof. Trotter in Heiligenstadt (15. August 1856).

Prof. Otto Eisenlohr am Lyceum in Karlsruhe, und Lehrer Müller daselbst in die höhere Bürgerschule in Lörrach versetzt.

Am 6. October 1856 im Druck

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

**Zur Methode des lateinischen Elementar-Unterrichts.
Mit besonderer Rücksicht auf die Darstellung der
Declination und Conjugation in der Schulgram-
matik.**

Welches Endziel der Unterricht in der lateinischen Sprache auch immer verfolgen möge, sei es das Lateinsprechen oder das Lateinschreiben oder das gründliche Verstehen der Klassiker, und welche Veränderungen bei verändertem Ziele auch die Methode erfahren möge: ein günstiger Erfolg wird unter allen Umständen, wie bei jedem anderen so auch bei diesem Unterrichte, bedingt bleiben von der sichern Grundlage der Elemente. Sicherheit in den Formen und deren Anwendung in kurzen, den Kindern verständlichen Sätzen nebst der festen Aneignung einer angemessenen Anzahl von Vocabeln, das dürfte wohl die stereotype Aufgabe einer Sexta des Gymnasii sein. Nicht so leicht wie über den Umfang des Pensums dürfte sich aber eine Einigung über die im Anfangsunterrichte am zweckmäßigsten anzuwendenden Lehrmethode erzielen lassen. Zwar wird die Wichtigkeit derselben von Niemanden in Abrede gestellt, aber es ist zum großen Nachtheil einer besseren methodischen Regelung dieses Anfangsunterrichts die Ansicht weit verbreitet, daß die Methode allein von der Persönlichkeit des Lehrers abhänge oder, wie man sich auszudrücken pflegt, daß der Kopf und die Erfahrung des Lehrers die beste Methode sei; daß jede vorgezeichnete Methode den Lehrer beenge und dadurch seinen Unterricht nur erfolgloser mache. Indessen kann man die Wahrheit dieser Aussprüche anerkennen, ohne auch nur im mindesten geneigt zu sein, alle Verhandlungen über die Methode für überflüssig zu erklären. Denn abgesehen davon, daß jeder Lehrer, der nicht etwa in dünnkelhaftem Wahne sich über das Bekenntniß „Nicht daß ich's

schon ergriffen hätte“ erhebt, bemüht sein wird, durch die Erfahrung Anderer das Gebiet der eigenen Erfahrung zu erweitern: daß den Lehrern aber nur höchst selten die Gelegenheit geboten ist, einen ihnen zugewiesenen Lehrgegenstand von einem anderen Lehrer mit Schülern betreiben zu sehen, um vielleicht ein zweckmäßigeres methodisches Verfahren kennen zu lernen; daß folglich die meisten Lehrer fast nur auf dem Wege schriftlicher Mittheilung von der Lehrweise Anderer Kunde erhalten: so sind auch jene Aussprüche, denen gemäß jeder Lehrerwechsel eine totale Aenderung der Lehrmethode, ja zum Theil selbst des Lehrplans, zur Folge haben müßte, nur in beschränktem Sinne wahr. Sie gelten nur von der subjectiven Methode, d. h. nur von demjenigen Lehrverfahren, welches allein durch die Individualität des Lehrers und der Schüler bedingt wird, welches sich überall verschieden gestalten muß und sich eben darum auch nicht verzeichnen läßt. Anders verhält es sich aber mit der objectiven Methode, die unabhängig von äußeren Umständen allein nach Principien geregelt wird, welche eines Theils aus der durch die Wissenschaft erkannten Natur des Lehrobjects, anderen Theils aus dem durch die Psychologie ergründeten Denkverfahren des menschlichen Geistes hervorgegangen sind. Die objective Methode verhält sich zu der subjectiven etwa wie die Theorie zur Praxis, wie der Plan zu seiner Ausführung. Aus diesem Verhältnisse geht aber von selbst hervor: daß die objective Methode zwar unabhängig von der subjectiven, diese aber nicht unabhängig von jener ist; daß in Lehrbüchern nur die objective Methode vorgezeichnet werden kann, nicht aber die allein durch praktische Uebungen zu erwerbende subjective Methode; daß aber überhaupt jede Methode eine planlose Willkür des Lehrenden ausschließt, denselben vielmehr verpflichtet, seinen Unterricht durchweg den Grundsätzen der Didaktik gemäß nach dem eingeführten Lehrbuche zu ertheilen. Aus diesem Verhältnisse geht endlich aber auch die Ueberzeugung hervor, daß für einen erspriesslichen Unterricht die Abfassung des demselben zu Grunde gelegten Lehrbuches nichts weniger als gleichgiltig ist. Ergiebt sich aber an dem Wesen der objectiven Methode, daß ihre Entwicklung mit der Ausbildung der Wissenschaft gleichmäßig fortschreiten muß, so müßte man auch von der Beschaffenheit des Lehrbuches auf den jedesmaligen Zustand der in demselben behandelten Wissenschaft — wie auch umgekehrt — mit Sicherheit schließen dürfen, und es müßte sonach, was den in Rede stehenden Unterricht anbelangt, sich bei einer im Hinblick auf die bedeutenden Fortschritte in Wissenschaft und Methode angestellten Vergleichung der lateinischen Schulgrammatiken unserer Zeit mit denen der verflossenen Jahrzehende eine durchgreifende Veränderung ergeben. Das ist aber keinesweges der Fall, und es will fast scheinen, als ob in die neuen Grammatiken bloß dem Herkommen zu Liebe aus den alten noch so Manches mit hinübergenommen wird, was von dem heutigen Schulunterricht nicht mehr geboten ist. Daß beispielsweise die in dem etymologischen Theile

er Grammatik aufgeführten Ausnahmen sich noch bedeutend armindern ließen, wenn die höchst selten oder in den in der Schule gewöhnlich gelesenen Schriftstellern gar nicht vorkommenden Ausdrücke ausgeschieden würden, möge nur beiläufig bemerkt werden, indem ich hier die Aufmerksamkeit nur auf die zweckmäßige Darstellung der Declination und Conjugation in den Grammatiken lenken will.

Wer diesen Unterricht mit Anfängern längere Zeit hindurch betrieben hat, wird ohne Zweifel zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß die Befestigung in den Formen, wie die Einübung der Genus- und Casus-Regeln nicht sowohl durch den häuslichen Fleiß der Schüler, als vielmehr durch den mündlichen Verkehr zwischen Lehrern und Schülern, also durch den Unterricht selbst, erzielt wird. Ist dies aber der Fall, was wohl nicht bezweifelt werden dürfte, so müssen die zahlreichen, vollständig aufgestellten Paradigmen mindestens für überflüssig erklärt werden. Daß sie in der That aber noch mehr als dies, daß sie sogar zweckwidrig sind, soll durch die nachfolgende Darstellung wiesen werden.

Ueber die erste Declination ist in dieser Beziehung nichts zu merken. Allgemein findet man hier nur ein Paradigma (*mensa*) aufgeführt. Daß bei der Einübung die Beispiele mit Rücksicht darauf zu wählen sind, daß deutsche Masculina, Feminina und neutra (z. B. *stella*, *rosa*, *porta*) neben einander declinirt und sich geläufig gemacht werden, ist eine Forderung, die sich bei Gelegenheit der Uebersetzung von selbst geltend macht. Erfordert aber das Uebersetzungsbuch auch schon für Sexta die Declination der Wörter auf *e*, *as* und *es*, so will ich zwar ein Paradigma für je eines dieser Wörter nicht gerade für überflüssig erklären, muß aber bemerken, daß ich eine schnelle und sichere Einübung derselben bei den meisten Schülern immer dadurch erzielt habe, daß ich diese Declinationen mit der auf *a* in Vergleichung stellen und bemerken ließ, daß alle diese Wörter im Plural wie die auf *a* declinirt werden; daß die auf *as* nur durch das *s* des Nominativ sich von *mensa* in der Declination unterscheiden; daß die auf *e* und *es* im Accusativ ein *n* und außerdem überall *e* haben, wo *mensa* ein *a* hat. Der Nomin. und der Gen. auf *es* machen keine Schwierigkeit, da die Schüler gehalten sind, beide Casus schon beim Erlernen der Vocabeln sich zu merken. — Es ist bei diesem Verfahren nicht bloß auf die Kürze und Sicherheit des methodischen Weges abgesehen; der Anfangsunterricht legt dem Lehrer noch eine besondere Verpflichtung auf, nämlich die Anleitung zum Lernen, und es muß mit derselben begonnen werden, ehe dem Schüler eine nachtheilige Angewöhnung bequem geworden ist. Haben sich die Schüler erst an ein bloß mechanisches Auswendiglernen gewöhnt, so lassen sie sich davon nicht so leicht wieder abbringen. Das Gedächtniß soll zwar auf der untersten Lehrstufe in den Vordergrund treten, aber es soll dem Schüler nicht zu einem leblosen Behälter werden; er soll es vielmehr als ein unentbehrliches Mittel zur Ue-

terstützung seiner Verstandes-Operationen schätzen lernen. Als ein bloßes Mittel darf es aber auf keinem Stadium des Unterrichts ausschließlich cultivirt werden, und es ist darum auch der Ausspruch „der Verstand muß anfangs gar nicht mitarbeiten“ sicherlich falsch. Das Vergleichen und Unterscheiden — das wesentlichste Geschäft des Verstandes — ist nicht nur nicht ein Hinderniß für eine nachhaltige Auffassung, sondern gerade im Gegentheil ein so wichtiges Erleichterungsmittel für dieselbe, daß der Lehrer eine unverantwortliche Vernachlässigung sich nicht zu Schulden kommen lassen, der seine Schüler damit nicht vertraut machte.

Bei der zweiten Declination werden in der Regel unter Berücksichtigung der Wörter auf *us*, *er*, *ir*, *um* vier Paradigmen aufgeführt, von denen mindestens zwei überflüssig sind. Sobald der Schüler die Declination von *puer* kennt, wird er auch *er* decliniren und, nach der kurzen Bemerkung, daß die Wörter auf *us* im Voc. Sing. die Endung *e* erhalten, auch *servus* und ähnliche, wie denn ja auch für die Declination der Eigennamen auf *ius* und *jus* eine ähnliche Bemerkung schon für hinreichend erachtet wird. Ein Paradigma auf *um* dürfte vielleicht deshalb aufzunehmen sein, um die Declination für das Neutrum zu veranschaulichen, obwohl auch dafür nach meiner Erfahrung die Bemerkung genügt, daß alle Neutra drei gleiche Casus haben, daß der Acc. und Voc. immer dem Nom. gleich sind und diese drei Casus im Plural sich auf *a* endigen.

Wenn man aber bei der dritten Declination sogar 19 (Billroth-Ellendt) oder 22 (Putzsche) Paradigmen aufgeführt findet, so kann man in der That zu der Vermuthung kommen, daß die Schulgrammatiken neben ihrem eigentlichen Zwecke auch noch den verfolgen, hin und wieder zur Prüfung der Unverwundlichkeit des guten Willens der Jugend dem Lehrer ein geeignetes Material zu liefern. Es darf doch wohl bezweifelt werden, daß irgend ein Lehrer durch die Schulgrammatik sich dazu wird verleiten lassen, sämtliche Paradigmen seinen Schülern auch nur zum Durchlesen aufzugeben. Das „Ebenso gehen auch“ unter jedem Paradigma scheint allerdings einen noch viel weiter gehenden Mechanismus zu begünstigen. (Die Beispiele zur Einübung der Formen werden doch wohl am zweckmäßigsten dem eingeführten Lesebuche und dem Vocabularium entnommen.) Die Paradigmen haben nur für solche Schüler Werth, die sich noch in einem Alter befinden, in dem ihnen die Lehre von der Genitivbildung und die mit Rücksicht auf dieselbe zu beachtende Verschiedenheit der Stämme nicht zugemuthet werden darf. Dem Verstande soll aber nichts geboten werden, wofür er noch nicht reif ist. Hat der Anfänger, worauf zu halten ist, den Genitiv schon beim Lernen der Vocabeln gemerkt, so weiß er auch die übrigen Casus zu bilden, sobald er nur die Declination eines einzigen Beispiels (am besten eines ungleichsilbigen Wortes) mit Sicherheit kennt. Davon kann sich Jeder ja durch einen ganz einfachen Versuch überzeugen. Man übe mit dem Schüler bei-

spielsweise die Declination von *homo* ein, und er wird alsbald jedes andere Wort der dritten Declination decliniren können, selbst (nach einem kurzen Hinweis auf die schon bei der zweiten Declination gemerkte Regel) die Neutra; die Wörter, welche den Acc. Sing. auf *im*, den Abl. auf *i*, den Nom. Plur. auf *is* und den Gen. auf *ium* bilden, müssen ja ohnehin durch besondere Regeln erlernt werden. — Ist aber die Aufstellung der Paradigmen mit Rücksicht auf die Stämme unpraktisch, verlangt die Praxis vielmehr dabei eine bloße Rücksichtnahme auf das Genus, so sind drei Paradigmen für die dritte Declination, und zwar ein ungleichsilbiges männliches, ein gleichsilbiges weibliches und ein sächliches (etwa *homo*, *nubes*, *mare*), vollkommen ausreichend. Jede größere Anzahl von Paradigmen ist nicht bloß, wie so eben nachgewiesen, überflüssig, sondern aus mehreren Gründen sogar zweckwidrig. Das Paradigma soll als eine be spielsweise übersichtliche Darstellung aller Casus die Declination veranschaulichen, dem Schüler gleichsam ein Bild von derselben geben. Nun bedarf es aber nicht erst einer besonderen psychologischen Erörterung, um darzuthun, daß der Schüler diese Bilder um so klarer und sicherer mittelst der Anschauung seinem Gedächtnisse einprägen wird, je kleiner ihre Anzahl ist, und daß folglich jedes Zuviel auch in diesem Betracht den beabsichtigten Zweck geradezu verhindert. Ein anderer Grund gegen die vielen Paradigmen liegt darin, daß dieselben den Schülern als bequeme Eselsbrücken bei der Lösung ihrer schriftlichen Aufgaben dienen und also ein gedankenloses mechanisches Arbeiten begünstigen. Gewöhnt sich aber erst der Schüler daran, die aufgegebene schriftliche Declination lediglich nach einem vorliegenden Schema auszuführen, anstatt dabei der Casus- und Genusregeln sich zu erinnern, so geht nicht nur der Zweck dieser Arbeiten verloren, sondern dem Schüler wird dadurch zu seinem Nachtheil auch jenes Verfahren geläufig, welches oft noch bei dem späteren Unterrichte in der Weise sich offenbart, daß die Schüler, anstatt der anzuwendenden Regel nachzudenken, lieber mühsam ganze Hefte und Bücher durchsuchen, um die aufgegebene Anwendung irgendwo zu entdecken.

Bei der vierten und fünften Declination ist hinsichtlich der Paradigmen nichts zu bemerken. Dagegen müssen noch die Paradigmen zur Declination der Adjectiva als überflüssig bezeichnet werden, für welche der einfache Hinweis auf die drei ersten Declinationen der Substantiva, mit denen sie völlig übereinstimmen, genügt. Wovon der Unterricht keinen Gebrauch machen kann, das gehört auch nicht in ein Schulbuch. Jede unnütze Vermehrung der Bogenzahl einer Schulgrammatik ist aber zugleich ein Hinderniß für Lehren und Lernen.

Bei weitem unzweckmäßiger als die Darstellung der Declinationen ist aber die der Conjugationen. Die Paradigmen nehmen hier zum Schrecken der Anfänger 30 bis 40 Seiten ein. Dabei hat jede folgende Conjugation ein von der vorher erlernten so durch und durch verschiedenes Aussehen, daß der Schüler glau-

ben muß, er habe soviel verschiedene Conjugationen zu erlernen, als seine Grammatik Paradigmen enthält, während er in Wirklichkeit doch nur eine Conjugation vollständig einüben, bei allen übrigen aber nur unbedeutende Abweichungen von derselben sich merken darf. Dafs der Schüler, auch wenn er alle Paradigmen in und aufer der Reihe herzusagen weifs, noch nicht sicher in Conjugiren ist, wenn er dabei nicht mit der Ableitung der Verbalformen von den Grundformen sich vertraut gemacht hat, ist eine bekannte Erfahrung, zu welcher namentlich privatim für die Schule vorbereitete Schüler nicht selten Gelegenheit geben. Zwar findet sich auch in den Schulgrammatiken ein Nachweis über diese Ableitungen, aber überall in einer Auffassung, die eine vorangegangene mechanische Einübung der Paradigmen voraussetzt. Hat aber der Schüler sich erst in einer so unerquicklichen Weise durch die sogenannten vier regelmässigen Conjugationen durchgearbeitet, so erscheinen ihm diese Ableitungen als ein sehr entbehrliches Beiwerk, von dem er in der Folge auch wirklich keinen Gebrauch macht. Welche Formen alle vom Präsens, vom Perfectum etc. abgeleitet werden, dafür hat der Anfänger in Conjugiren durchaus kein Interesse; zeigt man ihm aber gleich bei der Einübung der einzelnen Formen, wie er sich dieselben durch Ableitung von einer bestimmten Grundform am leichtesten merken, und wie er sich mittelst einer kurzen Regel über eine ganze Reihe von Schwierigkeiten forthelfen kann, so wird er diese Regeln zugleich mit dem Erlernen der Formen nicht nur gern aufnehmen, sondern später auch von selbst auf deren Anwendung bedacht sein, und sich dadurch am sichersten vor groben Verstössen schützen.

In solcher Weise habe ich seit einigen Jahren die Einübung der Conjugation in Sexta betrieben und dabei ein so günstiges Resultat erzielt, dafs ich mich gedrungen fühle, den von mir befolgten Lehrgang einer weiteren Prüfung hiermit zu empfehlen. Bevor ich denselben näher bezeichne, muß ich noch bemerken, dafs in dem hiesigen Gymnasium für Sexta der erste Theil von Schönborn's lateinischem Lesebuche eingeführt ist, welches die Einrichtung hat, dafs für die Uebersetzung der §§. 1—7 die Schüler aufer den Vocabeln und einer theilweisen Einübung der ersten und zweiten Declination nur das Präs., Imperf. und Perf. Indic. von dem Hilfsverbum *esse* zu erlernen haben. Sobald ich nun zu §. 8 komme, der die Kenntnifs des Präs. und Imperf. Indic. der ersten Conjugation voraussetzt, mache ich die Schüler damit bekannt, dafs man im Lateinischen vier Conjugationen annimmt, und an der Endung des Infinitivi (*āre, ēre, ĩre, ūre*) erkennt, auf welche Art ein Verbum zu conjugiren ist, dafs man also, um ein Verbum conjugiren zu können, vor Allem den Infinitiv, überhaupt aber den Verbalstamm und die vier Grundformen des Verbi (Präs., Perf., Supin. und Infin.) sich merken muß; vorläufig genüge aber die Kenntnifs des Infinitivi und des Verbalstammes. Beide Stücke müssen die Schüler zuerst an deutschen Verben unterscheiden. Sie lernen den Infinitiv als die Form des

ri kennen, in welcher es eine Thätigkeit bloß nennt (Nennen), und finden bei der Vergleichung der deutschen und lateinischen Infinitive (die dabei an die Schultafel geschrieben werden) sehr bald, daß wie im Deutschen der Infinitiv immer auf *en*, so im Lateinischen auf *re* oder *ere* endige, und hören nun, daß nach Weglassung dieser Endungen von den Verben beider Sprachen der Verbalstamm übrig bleibe, welcher im Lateinischen in der ersten Conjugation auf *a*, in der zweiten auf *e*, in der dritten auf einen Consonanten (seltener auf *u*) und in der vierten auf *i* endigt. Nach der Bemerkung, daß von diesen Stämmen das Präs. und Imperf. Indic. und das Fut. gebildet werden, wird diese Bildung an verschiedenen Verben der ersten Conjugation ausgeführt, und zwar an einem Beispiel in folgender Weise. Unter der Ueberschrift „*Præsens*“ wird an die Schultafel der Verbalstamm (z. B. *ama*) sechsmal unter einander geschrieben; darauf werden an denselben mit größerer Schrift die Endungen *o*, *s*, *t*, *mus*, *tis*, *nt* gesetzt; die Endung *o* wird aber so geschrieben, daß sie das *a* des Stammes umschließt. Dabei merken sich die Schüler nun die Regel: „Das Præsens (Indic.) wird dadurch gebildet, daß man an den Verbalstamm die Endungen *o*, *s*, *t* u. s. w. hängt, wobei jedoch (in der ersten Conjug.) das *a* der ersten Person von dem *o* verschluckt wird.“ In gleicher Weise werden das Imperf. und Fut. gelehrt, wobei die Schüler nun schon von selbst die Regel ausrechnen: „Das Imperf. (Indic.) wird dadurch gebildet, daß man an den Verbalstamm die Endungen *bam*, *bas*, *t*, *bamus*, *batis*, *bant*, und das Fut. dadurch, daß man an den Verbalstamm die Endungen *bo*, *bis*, *bit*, *bimus*, *bis*, *bunt* hängt.“ Zur Einübung dieser Tempora werden die §§. 8 u. 9 (des Lesebuchs) vorkommenden Verba in der Weise benutzt, daß die Schüler anfänglich von dem einen und dem anderen Verb sämtliche Personen der Reihe nach (vor- und rückwärts), dann durch alle drei Tempora ein und dieselbe Person, endlich einzelne Personen außer der Reihe angeben müssen. Wer einen Fehler macht, muß ihn unter Angabe der Bildungsregel verbessern, oder dies thut der folgende Schüler und rückt für einen Platz hinauf. Der angeregte Wettstreit spannt die Aufmerksamkeit der Schüler und hilft denselben oft schon in wenigen Minuten über die Schwierigkeit des Einübens hinweg. Warum dürfen diese Uebungen nicht erst stundenlang fortgesetzt werden; es ist sogar zweckmäßiger, die Uebersetzung aus dem Lesebuch von Zeit zu Zeit durch dergleichen Uebungen auf einige Minuten zu unterbrechen. Nothwendig ist es aber, daß die Schüler von einem und dem anderen Verb auch eine vollständige Conjugation (soweit sie bereits erlernt ist) zu Hause niederreiben.

Da die Uebersetzung der §§. 10—17 unseres Lesebuchs neben der Declination der Substantiva, welche nach den drei Hauptregeln der dritten Declination sich richten, die Kenntniß des Perf. und Plusquamp. Indic., sowie des Infinit. Act. voraus-

setzt, so werden nun die von dem Perfectum abgeleiteten Tempora in ganz ähnlicher Weise wie früher die Temp. Imperf. eingeübt und dabei folgende Bildungsregeln gemerkt: „Sämmtliche Personen des Perf., Plusq. und Fut. exacti, sowie der Infin. Perf. (Act.) werden von der 1. Person des Perf. Indic. gebildet, und zwar die übrigen Personen des Perf. Indic. dadurch, daß man die Endung *i* der 1. Person verwandelt in *isti, it, imus, istis, erunt*; das Plusq. Indic. wird dadurch gebildet, daß man das *i* der 1. Person verwandelt in *eram, eras, erat, eramus, eratis, erant*; das Fut. exact. durch Verwandlung jenes *i* in *eris, erit, erimus, eritis, erint*; der Infin. Perf. durch Verwandlung des *i* in *isse*. Das Participium Fut. Act. erhält man, wenn man die Endung *um* des Supinums verwandelt in *urus, a, um*, und den Infinitiv Fut. Act. wenn man zu diesem Participium *esse* setzt. Das Participium Präs. wird gebildet, indem man an den Verbalstamm *ns* hängt. Die 2. Person Sing. des Imperativi erhält man, wenn man von dem Infin. Präs. *re* fortläßt, und die übrigen Personen, wenn man an die 2. Person Sing. *te, to, lo, tote, nto* hängt.“ Der mündlichen Einübung dieser Formen in der Schule gehen schriftliche häusliche Ausarbeitungen parallel, und zwar in der Weise, daß die Schüler von Zeit zu Zeit von einem Verbum aus jedem Tempus des Indicativ immer nur je eine bestimmte Person, den Imperativ, die Infinitive und die Participia aber (die bei der Uebersetzung seltener zur Anwendung kommen und deshalb mehr nebenbei geübt werden müssen) vollständig niederschreiben.

Mit der Uebersetzung des §. 18 des Lesebuchs beginnt die Einübung des Coniunctivi der ersten Coniugation, der in ganz gleicher Weise wie der Indicativ erlernt wird. Die Schüler haben dabei folgende Bildungsregeln zu merken: „Der Coniunctiv wird, mit Ausnahme des Präs., in allen Coniugationen auf gleiche Weise gebildet. Das Präs. Conj. der ersten Coniugation erhält man, wenn man an den Verbalstamm die Personen-Endungen *m, s, t, mus, tis, nt* setzt, und vor denselben den Kennlaut *a* in *e* verwandelt. Das Imperf. Conj. wird dadurch gebildet, daß man an den ganzen Infin. Präs. die Personen-Endungen *m, s, t, mus, tis, nt* hängt. Das Perf. und Plusq. Conj. werden von der 1. Person des Perf. Indic. gebildet, und zwar das Perf. Conj., indem man die Endung *i* der 1. Person Perf. Indic. verwandelt in *erim, eris, erit, erimus, eritis, erint*, und das Plusq. Conj., indem man jenes *i* verwandelt in *issem, isses, isset, issemus, issetis, isseint*.“

Sobald nun die Schüler das ganze Activum der ersten Coniugation kennen, müssen sie zu größerer Befestigung in demselben von Zeit zu Zeit ein Verbum zu Hause schriftlich conjugiren, und zwar in der Weise, daß sie jede Person des Indicativi mit der

ben Person des *Conjunctivi* zusammenstellen. Um die Schüler doch nicht mit Schreiben zu überbürden und sie dadurch zum Schlecht Schreiben zu nöthigen, dürfen sie in der Regel zum *jem Tempus* des *Indic.* und *Conj.* nur eine Person (bei jedem gegebenen Beispiele eine andere) aufschreiben, wogegen sie aus dem oben (beim *Indicativ*) angegebenen Grunde den *Imperativ*, die *Infinitive* und die *Participia* noch öfters vollständig anzugeben haben.

Es dürfte vielleicht scheinen, als wenn durch die vielen Endungen, welche bei der Einübung der ersten Conjugation zu merken sind, die Schüler verwirrt werden könnten. Das ist aber keinesweges der Fall. Denn das Erlernen jener Endungen wird einerseits schon dadurch erleichtert, daß die Schüler vor den Formen der ersten Conjugation schon die entsprechenden und zum Theil gleichen Formen an dem Hilfsverbum *esse*, dessen Einübung der ersten Conjugation immer schrittweise vorangeführt wird, kennen gelernt haben; andererseits darf aber auch nicht übersehen werden, daß diese Endungen nicht so massenhaft, wie sie es in der gedrängten Zusammenstellung erscheinen, sondern nur in angemessenen Zwischenräumen den Schülern vorgeführt werden. Unser Lesebuch hat die zweckmäßige Einrichtung, daß die Einübung der ersten Conjugation — neben dem Erlernen der fünf Declinationen und der Comparison der *Adjectiva* — auf die ganze erste Hälfte des Schuljahres bis in den Anfang des zweiten Semesters vertheilt ist, indem erst mit §. 49 (das Buch hat deren 80) die zweite Conjugation gefordert wird; neben welcher nur noch die *Pronomina* und *Numeralia* einzuüben sind, so daß die letzten Monate des Schuljahres hauptsächlich für die Conjugation und die erforderlichen Repetitionen verwendet werden. In längerem Verweilen bei der ersten Conjugation ist aber durchaus kein Zeitverlust; denn mit der gewonnenen Sicherheit in der ersten Conjugation haben die Schüler die Hauptschwierigkeit für die übrigen Conjugationen überwunden.

Die Darstellung des *Passivi* ist ohne Zweifel der unbrauchbarste Theil in unseren Schulgrammatiken. Die in denselben aufgestellten Regeln über die Bildung des *Passivi* scheinen nur dazu funden zu sein, die Schüler in der irrigen Meinung zu bestärken, daß sie mit jeder neuen Conjugation auch wieder ein anderes *Passivum* zu erlernen haben, während sie in Wirklichkeit durch die gründliche Erlernung eines einzigen *Passivi* sich die Fertigkeit erwerben, jedes beliebige *Verbum transit.* im *Passivo* conjugiren zu können. Bei der Einübung des *Passivi* verfähre ich auf folgende Weise. Die Schüler müssen erst ein und das andere deutsche Zeitwort im *Passivo* conjugiren, und sich dabei merken, daß im Deutschen das ganze *Passivum* dadurch gebildet wird, daß man das *Partic. Perf.* mit den Formen des Hilfszeitworts verbindet. Zwar sind die Schüler schon bei der Einübung des *Activi* der ersten Conjugation sowie der Conjugation von *esse* daran gewöhnt worden, die *Tempora* der dauernden Handlung von denen der vollendeten Handlung zu sondern,

doch stellt sich jetzt erst eine schärfere Unterscheidung beider Arten der Tempora als nothwendig heraus. Für diesen Zweck genügt meistens schon die Bemerkung, daß man sich bei „er schreibt, er schrieb, er wird schreiben“ Jemanden vorstellt, der mit Schreiben beschäftigt ist, der die Feder noch in der Hand hält, während man bei „er hat geschrieben, er hatte geschrieben, er wird geschrieben haben“ sich Einen denkt, der schon mit Schreiben fertig ist, die Feder schon weggelegt hat; daß mit Rücksicht auf diesen Unterschied das Präs., Imperf. und Fut. Tempora imperfecta, und das Perf., Plusq. und Fut. exact Tempora perfecta genannt werden. — Nach der Bemerkung, daß das Passivum in allen Conjugationen auf dieselbe Weise gebildet wird (die einzigen unerheblichen Ausnahmen sind: der Infin. Präs. der 3. Conj. und das Partic. Fut. der 3. und 4. Conj.), werden zuerst die Temp. perf. eingeübt, wobei sich die Schüler die Bildungsregel merken: „Das Passivum der Temp. perf., sowie des Infin. perf. wird (auf dieselbe Weise wie das ganze Passivum im Deutschen, und zwar) dadurch gebildet, daß man das Partic. perf. mit dem Präs., Imperf. und Fut. des Hilfsverbi *esse* verbindet.“ — Bei der Einübung der Temp. imperf. verfare ich auf folgende Weise. Nach der Bemerkung, daß sämtliche Personen der Temp. imperf. im Passivo von denselben Personen des Activi gebildet werden, beginne ich — vom Leichterem zum Schwierigeren fortschreitend — mit der Bildung der dritten Person. Ich theile die Schultafel durch einen senkrechten Kreidestrich in zwei Hälften. schreibe über die linke „Indicativ“, über die rechte „Conjunctiv“; dann schreibe ich unter die Ueberschriften „Präs., Imperf., Fut.“ auf der linken, und unter „Präs. und Imperf.“ auf der rechten Seite alle dritten Personen des Sing. und Plur. Activi von *amo*; darauf setze ich mit größerer Schrift zu jeder Person die Endung *ur*. und die Schüler finden nun von selbst (und merken sich eben deshalb um so sicherer) die Bildungsregel: „Die 3. Person Sing. und Plur. der Temp. imperf. des Passivi erhält man, wenn man an dieselben Personen des Activi die Endung *ur* hängt.“ Zur sichern Einübung lasse ich diese Bildung nicht nur an zahlreichen schon bekannten Verben der ersten Conjugation ausführen, sondern, damit die Schüler sich auch davon überzeugen, daß sie nun von jedem Verb einer anderen Conjugation diese Personen zu bilden im Stande sind, sobald sie nur das Activum kennen, führe ich auch einige Verba anderer Conjugationen im Activo an und lasse von denselben das Passivum angeben; indem ich z. B. sage „*fert* er trägt, *punitur* sie mögen strafen, *carpebat* er pflückte“, antwortet der dazu aufgeforderte Schüler „*fertur* er wird getragen, *puniuntur* ... etc.“ — In gleicher Weise werden hierauf auch die übrigen Personen eingeübt; jedoch ist es der schwächeren Schüler wegen rathsam, in derselben Stunde nicht die Bildung verschiedener Personen vorzunehmen. — Die 1. Person Sing. und Plur. wird (wie die 3. Person) auf gleiche Weise gebildet. Nachdem ich sämtliche

rate Personen Sing. und Plur. der Temp. imperf. von *amo* an in die Schultafel geschrieben habe, setze ich hinter jede Person ein rösleres *r*; nun durchstreiche ich von allen Formen, in denen dieses *r* hinter einen Consonanten zu stehen kommt, diesen Consonanten, und leite dabei die Schüler auf folgende Bildungsregel: Die 1. Person Sing. und Plur. des Pass. der Temp. imperf. erhält man, wenn man an dieselben Personen des Activi ein *r* hängt; wenn aber dabei das *r* hinter einen Consonanten der Activ-Endung zu stehen kommt, so muß dieser wegfallen.“ Auch hierbei werden einige Beispiele aus anderen Conjugationen angeführt (z. B. *moner*, *legem*, *punire*, *copiamur*, *ferimur*). — Für die Bildung der 2. Person Plur. merken die Schüler sich die Regel: Die 2. Person Plur. des Pass. der Temp. imperf. wird von derselben Person des Activi gebildet, indem man die Endung *tis* in *mini* verwandelt.“ (Beispiele wie oben: *moner(tis)*, *legemini*, *punire(tis)*, *copiamini*, *ferimini*). Die einzige scheinbare Ausnahme von dieser Regel, daß nämlich bei der Bildung des Präs. Pass. von *ferre* vor der Endung *mini* der im Activo vor *tis* ausgefallene Bindevokal *i* wieder aufgenommen wird (*fer(tis)*), erfahren die Schüler erst später. „Die 2. Person Sing. des Pass. der Temp. imperf. wird von derselben Person des Activi gebildet, indem man die Endung *s* desselben in *ris* verwandelt; kommt dabei aber vor die Endung *ris* ein kurzes *a* zu stehen (nur im Fut. der 1. und 2. Conj., sowie im Präs. Indic. der 3. Conj.), so geht dasselbe in *e* über.“ Beispiele: *amab(is)ris*, *fer(s)ris*; — *moner(is)eris*, *leg(is)eris*; — dagegen *pun(is)ris*, weil *i* hier lang ist). Den tüchtigeren Schülern kann bei dieser Gelegenheit auch wohl gesagt werden, daß in *s* zwischen zwei Vocalen im Lateinischen in der Regel in *r* übergehe, und daß dieses *r* statt eines *u* und *i* ein *o* und *e* vor sich liebe (daher: *corpus*, *corpōris*; *lepus*, *lepōris*; *capis*, *capōris*; nicht: *corpusis*, *lepusis*, *capisis* etc.). — Der Kürze wegen möge die Art und Weise der Einübung der noch übrigen Formen nur durch die Angabe der dabei zu lernenden Bildungsregeln angeleitet werden. Bildung des Imperativ: „Die 2. Pers. Sing. Präs. des Imperativi ist der Form nach gleich dem Infin. Präs. Act.; die 2. Pers. Plur. erhält man, wenn man die Endung *te* (welche der Endung *tis* des Präs. Indic. Act. entspricht) in *mini* verwandelt, die übrigen Personen aber, welche im Activo auf *o* endigen, wenn man an dieselben ein *r* hängt.“ — „Der Infin. Präs. Pass. wird von derselben activen Form gebildet, wenn man die Endung *re* in *ri* (in der 3. Conj. *ere* in *i*) verwandelt. Der Infin. Fut. Pass. wird gebildet, indem man *iri* zum Suffixum setzt.“ — „Das Particip Fut. Pass. erhält man, wenn man an den Verbalstamm (der 1. und 2. Conj.) *ndus*, *a*, *um* (der 3. und 4. Conj. *endus*, *a*, *um*) hängt.“ Die hier angegebenen Abweichungen von der ersten Conjugation kom-

men selbstverständlich bei der Einübung dieser Conjugation noch nicht zur Sprache.

Nachdem nun die Schüler das ganze Activum und Passivum der ersten Conjugation erlernt haben, werden sie in der schnellen und sichern Unterscheidung der activen und passiven Formen mündlich und schriftlich vielfach geübt. Bald wird die Angabe des deutschen, bald die des lateinischen Ausdrucks in Aufgabe gestellt, und wie bei der Einübung des Passivi der Temp. imp. die passiven Formen von den entsprechenden activen abgeleitet werden, so werden jetzt auch umgekehrt passive Formen durch eine Rückumwandlung auf die entsprechenden activen Formen zurückgeführt. Der Schüler muß mit derselben Sicherheit, mit welcher er z. B. von dem Activum *amas* das Passivum *amari*, oder von *amabis amaberis* etc. bildet, auch umgekehrt sogleich anzugeben im Stande sein, von welcher activen Form und in welcher Weise eine ihm genannte passive Form hergeleitet ist. Die Formen des lateinischen Conjunctivi muß der Schüler mit gleicher Sicherheit angeben können, gleichviel ob ihm eine deutsche einfache oder eine durch mögen oder werden umschriebene Form genannt wird. Anfänglich verwechseln die Schüler häufig das Präs. Pass. und Fut. Act. mit einander. Diesen Fehler habe ich am leichtesten dadurch beseitigt, daß ich einige Male ausschließlich nur diese beiden Formen neben einander üben ließ (Beispiele: du fragst, du wirst gefragt, du wirst fragen, du wirst gefragt werden; — der Lehrer wird fragen, das Land wird verwüstet etc.) und bei einer vorkommenden Verwechslung durch die Frage: „geschieht das jetzt oder wird es erst geschehen?“ auf die richtige Form aufmerksam machte. Schriftlich müssen die Schüler nun öfter ein und dieselbe Person durch alle Tempora des Act. und Pass., Indic. und Conjunct. immer neben einander angeben (z. B. die 3. Person Sing.: Präs. *laudat* er lobt, *laudatur* er wird gelobt, *laudet* er möge loben, *laudetur* etc.; Imperf. *laudabat* etc.); eben so wird jede active Form der Imperf. Infin. und Partic. mit der entsprechenden passiven zusammengestellt.

Ist die erste Conjugation auf die beschriebene Weise eingeübt worden, so genügt für die Bildung der zweiten Conjugation die Bemerkung, daß sie durchweg nach denselben Regeln wie die 1. Conjug. gebildet wird, mit alleiniger Ausnahme des Präs. Conj. Act., welches man in der 2. (sowie in der 3. und 4.) Conjug. erhält, wenn man an den Verbalstamm die Endungen *am, as, at, amus, atis, ant* setzt. Zwar werden auch hier noch ähnliche Uebungen, wie bei der 1. Conjug., mündlich und schriftlich vorgenommen, aber sie dienen hier nicht sowohl dazu, den Schülern neue Formen zur Anschauung zu bringen, als vielmehr zu dem Zwecke, das bei der 1. Conjug. Erlernte durch veränderte Beispiele noch klarer und unvergesslicher zu machen. Die einzige Schwierigkeit, welche hier zu überwinden ist, liegt in dem Umstande, daß die hier zur Einübung kommenden Verba in ihren Grundformen weit

ehr als die der 1. Conjug. von einander abweichen, und daß
en deshalb von jetzt ab die Schüler beim Erlernen der Verba
cht bloß das Präs., sondern auch noch die drei anderen Grund-
rmen (die Tempora thematica) sich zu merken haben.

Da die 4. Conjug. mit der 1. und 2. weit mehr übereinstimmt
; die 3., so wäre es zweckmäßiger, sie zur 3. und die von
len am meisten abweichende 3. Conjug. zur 4. zu machen. So
nge insofern die alte Reihenfolge noch in der Schulgrammatik
r besteht, müssen zwar die bisherigen Benennungen beibehal-
n werden, was jedoch den Lehrer nicht davon abhalten darf,
i Unterricht gleich nach der 2. die 4. Conjug. folgen zu lassen.
ie Einübung der 4. Conjug. beginne ich mit der Bemerkung,
ß eben so wie die Bildung der 2. Conjug. sich nur in der Ab-
itung des Präs. Conj. Act. von der der 1. Conjug. unterschei-
t, die 4. fast nur in der Bildung des Fut. Act. von der 2.
onjug. abweicht. Die vollständige Unterscheidung der 4. von
r 1. und 2. Conjug. ist aus folgenden bei der Einübung sich
gebenden Bildungsregeln zu ersehen: „Die 4. Conjug. unter-
scheidet sich in ihrer Bildung von der 1. Conjug. 1)
urch die Ableitung des Präs. Conj., welches eben so
der 4. (und 3.) wie in der 2. Conjug. gebildet wird;
on der 1. und 2. Conjug. aber in folgenden drei Stük-
en: 2) In der 4. Conjug. tritt vor die Endung *nt* der
Person Plur. des Präs. Indic., sowie vor die Endung
o derselben Person des Imperativi der Bindevocal *a*
B. *puniesset, puniesseto*); 3) vor sämtliche Endungen
es Imperf. Indic., sowie vor die Endung des Partic.
räs. und des Partic. Fut. Pass. tritt der Bindevocal *e*
B. *puniebam, puniebas* etc. — *puniens, puniendus*);
4) das Futurum wird (wie auch in der 3. Conj.) dadurch
ebildet, daß man an den Verbalstamm die Endungen
a, es, et, emus, etis, ent hängt.“

Nun werden diese drei Conjugationen vielfach mündlich und
chriftlich neben einander geübt, namentlich die Temp. imp., die
operative, Infin. und Participia (die Temp. perf. zeigen keine
erschiedenheit), und zwar schriftlich in der Weise, daß immer
ieselbe Form (z. B. alle ersten Personen Sing. der Temp. imp.,
er alle 2. Pers. etc., oder die Partic. Präs. etc.) in eine Reihe
stellt werden, damit die charakteristischen Laute (die Kenn-
ste *a, e, i*), durch welche sich diese drei Conjugationen am
chtesten unterscheiden lassen, recht deutlich hervortreten (z. B.
ia, mone, punit; — *amass, mones, punitis* etc.).

Die 3. Conjug. stimmt hinsichtlich ihrer Bildung am meisten
it der 4. Conjug. überein, von welcher sie sich nur im Präs.
dic. und im Imperativ unterscheidet. Darum gelten für die
Conjug. 1) sämtliche bei der 4. Conjug. vermerkten
er Bildungsregeln; außer denen ist bloß noch zu merken:

Vor die Endungen *s, t, mus, tis* des Präs. Indic. und
or die Endungen *te, to, tote* (oder kürzer: vor sämtliche
rsonenendungen des Präs. Indic. und des Imperat., mit Aus-

nahme der ersten und letzten) tritt in der 3. Conjug. der Bindevocal *i*.“ — Für die Verba der 3. Conjug. auf *io* wird folgende Bildungsregel gegeben: „Folgende Verba der 3. Conj. *capio, cupio, facio* etc. schalten in allen den Formen, welche wir von dem Verbalstamm ableiten, und außerdem noch in der letzten Person des Imperativi zwischen den Verbalstamm und die Endung überall ein *i* ein (ausgenommen diejenigen Personen des Präs. Indic. welche schon nach der regelmäßigen 3. Conjug. den Bindevocal *i* erhalten).“

Obgleich das Passivum sämtlicher Conjugationen nach denselben Regeln gebildet und also schon vollständig bei der ersten Conjugation erlernt wird, so muß dasselbe doch bei den Aufgaben zur Einübung der übrigen Conjugationen noch immer berücksichtigt werden. Das Erlernen der Regeln ist nur ein Mittel, die sichere Einübung der Formen ist der Zweck, und dieser kann allein dadurch vollständig erreicht werden, daß die Einübung mehrmals aufs neue und an möglichst verschiedenen Beispielen vorgenommen wird. Unter den schriftlichen Aufgaben am Schlusse der vier Conjugationen wird darum auch diejenige nicht fehlen, nach welcher dieselbe passive Form von je vier Verben der verschiedenen Conjugationen neben einander anzugeben ist.

Rücksichtlich der Paradigmen für die Conjugation muß noch bemerkt werden, daß es für das hier beschriebene methodische Verfahren vollkommen hinreicht, wenn nur ein Activum, ein Passivum und ein Deponens — und zwar für die 1. Conjug. — vollständig aufgestellt wird. Die Bildungsregeln sind den Paradigmen voranzusetzen, und zwar nach Paragraphen geordnet, auf die zurückgewiesen werden kann. Für das Activum der übrigen drei Conjugationen wird zwar auch je ein Paradigma aufzustellen sein, in welchem jedoch nur diejenigen Formen vollständig anzugeben sind, durch welche sich die betreffende Conjugation von der vorangegangenen unterscheidet. Alle übrigen Formen die hinsichtlich ihrer Ableitung mit denen einer vorangegangenen Conjugation übereinstimmen, dürfen nur angedeutet werden und zwar in der Weise, daß z. B. von jedem Tempus des Indic. und Conjunct. nur die 1. Person Sing. (für das Präs. Conj. am Fut. der 3. und 4. Conjug. auch die 2. Person) aufgeführt wird. In dem Paradigma für die 2. Conjug. würden also nur beim Präs. Conj. alle Personen anzugeben sein; in dem für die 3. Conjug. (wenn sie vor die 4. zu stehen kommt) wären vollständig aufzuführen das Präs. und Imperf. Indic. und das Futurum; wogegen der ganze Indicativ und Conjunctiv der 4. Conjug. nur durch die Angabe einzelner Personen angedeutet werden dürfte. — Ebenso sind die Paradigmen für die Verba anomala abzukürzen. Da bei spielsweise die Conjugation von *ferre* hinsichtlich ihrer Bildung von der regelm. 3. Conjug. nur im Präs. Indic. und im Imperal (durch Ausstossung des Bindevocals *i*) abweicht, so ist es doch mindestens überflüssig, auch die übrigen Tempora, namentlich die Temp. perf. und das Imperf. Conj., welche Formen ja bei allen

nach den anomalen Verben, denselben Bildungsregeln folgen, vollständig auszuführen. Eine solche Vollständigkeit ist eine leidige Lebergründlichkeit, durch welche aber — wovon man sich auch bei dieser Gelegenheit überzeugen kann — im Unterrichte nicht weniger geschadet wird als durch Ungründlichkeit. Anstatt das wirklich zu Erlernende in möglichster Anschaulichkeit fürs Auge arzustellen, wird es unter bereits Bekanntes förmlich versteckt. Läßt man es schon für einen pädagogischen Mißgriff, wenn den Schülern etwas mündlich mitgetheilt wird, was sie von selbst finden können, so darf doch ohne Zweifel noch weit weniger eine schriftliche Mittheilung Dessen, was sie bereits wissen, der doch aus dem vorangegangenen Unterrichte wissen sollten, ebilligt werden. Zum Belege dafür, daß der eben bezeichnete Mißgriff nicht so selten vorkommt, als man bei dem offenbar nachtheiligen Einflusse desselben auf das Gedeihen des Unterrichts erwarten sollte, möge hier noch eine ganz ähnliche unzulässige Einrichtung vermerkt werden, die darin besteht, daß bei den in dem Lexikon zum lateinischen Lesebuche aufgeführten Substantiven das Genus derselben angegeben ist, ein nicht geringeres Hinderniß für das fruchtbare Erlernen der Genusregeln als die zahlreichen Paradigmen für die sichere Einübung der Declination und Conjugation.

Es ist seit einigen Jahren soviel über die Nothwendigkeit veresserter Lehrmethoden und namentlich über die Concentration des Unterrichts geschrieben worden, daß sich wohl Jedermann nur Genüge von der Unerschöpflichkeit dieser Quellen für die pädagogische Journal-Literatur überzeugt haben wird. Indessen will es doch scheinen, daß bei alle dem Meinen und Behaupten und Dafürhalten im Wesentlichen nichts weiter herausgekommen wäre als eine bloße Vermehrung der Ansichten, durch welche selber die Unterrichts-Praxis eben nicht sonderlich gefördert worden ist. Hätte das letzte Jahrzehend uns nur halb so viele Nachrichten darüber geliefert, in welcher Weise die einzelnen Lehrfächer von dem aus falsch verstandener Gründlichkeit aufgenommenen Ballaste zu befreien wären, als es uns allgemeine Klagen über das Zuvielerlei und Allzuviel im Unterrichte gebracht hat, so würde die Aufgabe, welche die Vereinfachung des Unterrichts sich zum Ziele gesetzt hat, ihrer Lösung schon näher gerückt sein. Aus dieser Ueberzeugung ist die vorliegende Darstellung hervorgegangen. Möchte sie dem beabsichtigten Zwecke förderlich sein!

Krotoschin.

W. Bleich.

Zweite Abtheilung.

Literarische Berichte.

I.

Praktisch-methodische Gesangschule für den Volksgesang-Unterricht nach den Principien und für die Tonbezeichnung J. C. F. Thomascik's. Von Franz Schmidt. Berlin bei Huber 1856. IV u. 67 S. 8. Dazu: Gesangsübungsheft von Demselben. Ebendas. 32 S. (Preis für Beides 15 Sgr.)

Eine Anzeige der beiden vorliegenden Bücher gehört zu den unabweisbaren Pflichten der Zeitschrift für das Gymnasialwesen. Unter Volksgesang-Unterricht nach Thomascik's Grundsätzen ist ja nichts weniger als der bloße Gesangunterricht der Elementarschule zu verstehen, und gerade die gegenwärtigen Arbeiten sind es, durch welche dem Umschwung, den Thomascik zunächst in den gesamten Gesangunterricht zu bringen zu seiner Aufgabe gemacht hat, nun auch in höheren Schulen die Bahn geebnet werden soll. Herr Schmidt bestimmt im Schlusswort seiner Gesangschule (S. 66) dieselbe ausdrücklich auch für Bürger-, Realschulen und Gymnasien. Ref. aber macht es sich unter diesen Umständen bei der Wichtigkeit der Sache zur Pflicht, sich darüber so gemeinschaftlich als möglich auszusprechen, damit sein Bericht in der Hauptsache auch solchen Gymnasiallehrern verständlich ist, denen nicht specielle musikalische Kenntnisse zu Gebote stehen.

Auch durch die individuelle methodische Auffassung des Gegenstandes Seitens unseres Verf.'s sind Thomascik's Bestrebungen, die in Berliner Schulen bereits seit dem Jahre 1851 zur Geltung gelangt sind, wo der Pfarrer aus Altpreußen dort persönlich auftrat, und ein verdienter Musiker, C. Wendel, seine „Mittheilungen über das Volksgesangs-Erziehungs-System Thomascik's“ herausgab, denen bald das treffliche Programm von Hartung (1852) und dessen Erörterungen im Brandenburger Schulblatt (1853 S. 30 ff.) folgten, durch die vorliegenden Arbeiten in ein neues Stadium eingeführt worden. Die Gymnasien können sie nicht mehr ignoriren, und es wird daher vorzugsweise Aufgabe der gegenwärtigen Anzeige sein, bei dem Anlaß, den die Besprechung der vorliegenden Bücher giebt, das Thomascik'sche System, so weit es in das Leben der Schule eingreift, im Zusammenhange vorzuführen und dasselbe nach den allgemeinen Principien eines zweckmäßigen Unterrichts mit besonderer Rücksicht auf das Bedürfnis der Gymnasien zu besprechen.

Bekanntlich datiren Thomascik's Bestrebungen nicht von gestern und heute. Seit einem Menschenalter hat er dieselben in seiner Gemeinde, dem bekannten Schwarzstein ¹⁾, ins Leben geführt. Es war zuerst der als Mensch wie als Schulmann so ehrenwerthe, oft unterschätzte Provinzial-Schulrath Lucas, der die ganze Tragweite der Thomascik'schen Gedanken erkannte und würdigte. Als Lucas durch die Unzufriedenheit eines ephemeren Ministeriums i. J. 1848 nach dem Großherzogthum Posen ersetzt wurde (wo er bekanntlich seinen Tod fand), sank darum das Interesse der Regierung an Thomascik's Bestrebungen keineswegs. Im Jahre darauf unternahm dieser mit Unterstützung der höchsten Behörde seine erste pädagogische Reise durch alle Provinzen unseres Vaterlandes und einen Theil des übrigen Deutschlands. Sein System wurde bekannter, die Zahl seiner Schriften mehrte sich, und bald begannen auch Andere von ihm eingeschlagenen Weg öffentlich zu besprechen ²⁾. Seitdem ist das Interesse für die Sache in stetem Steigen gewesen. Die Spitzen und Vertreter der Provinzialbehörden haben sich durch häufige persönliche Prüfung des Thomascik'schen Verfahrens von der Tiefe und Bedeutung desselben überzeugt, eine große Anzahl von Lehrern der Seminare und Volksschulen Preussens sind durch Staatsmittel in den Stand gesetzt worden, in kürzeren oder längeren Cursen das System Thomascik's, insofern es zunächst eine Reform des elementaren Gesangsunterrichts vermittelt, näher kennen zu lernen, während eine ebenso große Anzahl anderer Lehrer, selbst aus fremden Provinzen, die Reise mit eigenen Mitteln ausführte. Die Folge davon war, daß zahlreiche Schulen, nicht bloß in der Provinz Preußen ³⁾, diese Grundsätze adoptirten, daß die Seminare der Provinz in ihren methodischen Vorträgen mehr oder weniger darauf eingingen, daß überhaupt die Sache eine Bedeutung gewonnen hat, welche die Gegenwart nicht übersehen darf und die Zukunft ohne Frage allgemeiner erkennen und nutzen wird.

Von der gegenwärtigen Besprechung müssen wir natürlich das Volksgesangsbildungs-System Thomascik's als Ganzes ausschließen. Gleichviel, ob Zeiten kommen können, in denen dies auch für die Gymnasien

¹⁾ Vgl. den Aufsatz: „Der Pfarrer Thomascik und der Schwarzsteiner Gesang“ vom Musikdirector Döring im 4. Hefte des Königsberger Volksschulfreundes für 1850. Im Auszuge wieder abgedruckt in den angeführten „Mittheilungen“, Berlin 1851.

²⁾ Von Thomascik's Schriften führt Schmidt im vorliegenden Buche i. 19 nur die wichtigsten an. Vollständiger sind sie aufgeführt im Königsberger Volksschulfreund für 1851. Heft 1. S. 8 und in den „Mittheilungen“ i. 12. Ausßer den Abhandlungen über den Gesang als Gegenstand des Volksschulunterrichts und der kirchlichen Pflege, und über die Volksschule als Vermittelung der Lebensschule, im Volksschulfreund und im Provinzial-Kirchenblatt für 1842 nennen wir die Mittheilungen über die Erziehung des Volks zum gehörigen Gesange durch Haus, Schule und Kirche (2 Hefte, Rastenburg 1843, 45), die Andeutungen über die Nehrlich'sche Gesangschule in Berlin (Rastenburg 1845), die Schrift zur Begründung eines ABC der allgemeinen elementaren Gesangs-Ausübungs-Technik (Berlin 1849), die Grundzüge einer allgemeinen erziehenden Volksgesangsbildungs-Ordnung (Berlin 1849), die Pädagogische Reise (Rastenburg 1850, unvollendet), die Gesangsnoth der Kirche (ebendas. 1853), das Gemeinschaftliche Lied der Schule fürs Leben, 2. Heft (2. Aufl.) Königsberg 1844, 2. Heft Rastenburg 1853. Dazu gehören noch größere Aufsätze im Schulblatt der Provinz Brandenburg (1856) n. a.

³⁾ Von Berliner Schulen nennen wir die Friedrich-Wilhelmstädtische höhere Lehranstalt.

eine allseitige Bedeutung gewinnen würde, oder nicht: für jetzt liegen solche Zeiten uns vielleicht fern, und es ist natürlich, daß jedes Jahrhundert vor Allem Das ins Auge faßt, was seinen unmittelbaren Bedürfnissen und Interessen entspricht. Es genügt uns daher, hervorzuheben, daß unter den Mitteln, die Thomascik für die allgemeine Gesangsbildung, die Volks-Gesangsbildung, in Anwendung gebracht wissen will ihm zwei oben stehen. Das erste von diesen, die Hervorrufung eines durch ein Repertoire von auserlesenem klassischen Material, das sich traditionell fortpflanzt, getragenen Lebensgesanges, der das Interesse und die Empfänglichkeit für den Gesang schon im Kinde zu nähren geeignet ist, reicht sehr wesentlich über den Kreis der Schule hinaus: das zweite fällt ihr überwiegend anheim. Es ist dies eine Vereinfachung der gangbaren Bezeichnung des Noteninhalts für den Gesang, wodurch nach vorgängiger unschwerer Schulung selbst der Elementarschüler in den Stand gesetzt werden soll, in einer Weise vom Blatte zu singen, die seine Geisteskraft so wenig absorbiert, daß der Geist desselben für ein Erfassen des seelischen Inhalts des Tonstücks frei bleibt, und somit der Schule die ästhetische und ethische Bedeutung des Gesanges in vollem Maaße gesichert ist.

Diese Vereinfachung der Technik legt nun auch Herr Schmidt seiner praktisch-methodischen Gesangschule zu Grunde und basirt ihre Anwendung (S. 20) mit vollem Rechte auf den Grundsatz, daß die Gesangsbildung der Schule keine andere Tendenz und Qualität haben kann, als die einer Kunstbildung überhaupt. In der That, so lächerlich es wäre, bei dem Schulunterricht im Zeichnen die Nachbildung unwürdiger Muster zu verlangen, oder aus der Literatur das Unvollkommene für die Jugend zu wählen, weil das Bessere für die Schule zu gut sei: gerade so verkehrt wäre es, als Tendenz des Gesangunterrichts in der Schule das Hinarbeiten auf das in künstlerischer Hinsicht Mittelmäßige und bei der Qualität der Gesangleistungen die Stümperei zu sanctioniren. Für die Jugend ist bekanntlich überall das Beste gerade gut genug, und das Unvollkommene steht mit dem Idealen, das ja auch den Inhalt der Tonkunst bildet, in so grellem Widerspruch, daß ohne heillose Verwirrung Beides nicht zusammengespant oder gar identificirt werden kann.

Allerdings gehört die Kunst als solche in die Fachschule. Aber daß der Gesangunterricht schon als Theil des erziehenden Unterrichts die Aufgabe hat, das Ohr (wie der Unterricht im Zeichnen das Auge) für Ideale der Kunst empfänglich zu machen, ist ebenso gewiß. Ref. erkennt Letzteres (s. seine Schrift über die Vereinigung der principiellen Gegensätze in unserm altklassischen Schulunterricht S. 53) sogar als die Grundlage aller Forderungen, die an die Gesangsbildung des Gymnasialschülers gestellt werden können. Daß dies bei dem bisherigen Verfahren nur unvollkommen geschehen kann, das dem Gesangunterricht die allgemeine Instrumental-Notenschrift zu Grunde legt, und nothgedrungen, bevor der Schüler die complicirte Technik derselben vollständig beherrscht — die selbst der Künstler von Fach nur durch die mühsamsten Übungen so weit zu überwinden pflegt, daß er, wie man es nennt, sein Stück vom Blatte singt —, zu Übungen fortschreitet, wobei das Notenblatt nur ein ungefährer Anhalt für das Gedächtniß ist, unterliegt vor Kundigen heut zu Tage keinem Zweifel. Soll aber diese Technik vollständig vom Schüler beherrscht werden, wählt man dazu etwa den unsäglich weiten Weg, den die Pestalozzi'sche Schule dazu gewiesen hat (siehe den Versuch von Pfeiffer und Nägeli in Zeller's 4tem Hefte der Beiträge zur Beförderung der preussischen National-Erziehung), wie wäre es dann anders möglich, als daß das leidige Handhaben der Instrumentalnote im elementaren Gesangunterricht, das Hinarbeiten des treuen Lehrers auf ihre

gnung, das Streben des regsamen Schülers nach ihrer Bewältigung
ust bei den Uebungen, die Geistesthätigkeit bei der Ausführung in
1 solchen Maasse absorbiert, daß dann vollends von einer ästhetischen
und ethischen, mit einem Worte von einer seelischen Bedeutung
Gesanges kaum in untergeordneter Weise die Rede sein kann, und
blreichen Fällen selbst das treue Ohr durch die Quälerei mit Schwierigkeiten, die in der Schulkasse am wenigsten zu überwinden sind, veroder vernachlässigt, oder gar verdorben wird?

aher seit Decennien die Versuche einer Vereinfachung der Notenschrift für den Gesangunterricht. Hierzu gehört zuerst das sehr verbreitete Singen nach Ziffern. Ohne Frage ist dies ein bloßer Nothbehelf, der lediglich an das Gedächtniß hält, die Anschauung der Töne, wie sie der Notenplan bietet, ganz verschmäh, und daher zu denjenigen Mängeln führt, welche die Vernachlässigung der Anwendung, dieser Grundlage aller Bildung für das Ideal, nothwendig mitführt¹⁾. Daher andererseits Versuche zur Vereinfachung des unterrichtlichen Verfahrens, wie sie in Deutschland z. B. von Hauer durch blige Einführung in das Notensystem (zuerst durch einen einlinigen Plan, auf den ein zweiliner u. s. w. folgt, s. die vorliegende Gesangslehre S. 17, der Ref. diese Notiz entnimmt) angestrebt wird, dessen Zweck jedoch, insofern sie ein Vertheilen der Schwierigkeit bezwecken, Kraft- und Zeitaufwand nicht wesentlich mindern können. Daher ist die Aufmerksamkeit, die von allen Seiten der Thomascik'schen Methode und zunächst seiner Vocal-Gesangnote, der sog. Zahlennote, zu Theil geworden ist.

Der Name rechtfertigt sich dadurch, daß sie die rationale Unmittelbarkeit der Tonbezeichnung durch die Zahl mit der Anschaulichkeit des Bildes der Notenzeichen vereinigt. Sie tritt in Gegensatz mit der alphabetischen Notenschrift, insofern sie nicht, wie diese, bestimmte Töne, sondern, behufs der auf dem Instrument zu machenden Griffe, sondern, wenn es beim Gesang allein ankommt, mittelst der Tonabstände benennt, daher sie auch unter Voraussetzung des durch den Leiter des Gesanges jedesmal anzugebenden Grundtons mit einer Grundform in der Tonart und in der Dur-Scala für alle Tonarten ausreicht. Ihr Gebrauch beruht auf der unbestreitbaren Thatsache, daß es zwar bei solchen Instrumenten, welche feste Töne hervorbringen — das Horn z. B., bei den Tonarten durch die Wahl des Aufsatzes hervorgebracht werden, der Vocalmusik ganz gleich²⁾ —, auf die Bezeichnung der Töne

1) In Frankreich hat neuerdings Chev  (zuerst 1842, dann durch seinen Gesangsverein in Paris und seine *Méthode de musique vocale par M. Emile Chev ,   Paris 1851*) das Ziffernsingen in der Weise gelehrt, daß der Schüler danach die sogen. natürliche Tonleiter von 5 Tönen und 2 halben Tönen singen und dann nach einander die Töne 2, 3, 4, 5 u. s. w. zur Tonica machen lernt. Dieser sehr nahe liegende Fortschritt der bemerkenswerthen Leistungen des Chev 'schen Gesangsvereins zur Folge hat und die Ueberzeugung hervorgerufen (Nat. Ztg. 1855 S. 528), daß Absurdität eines absoluten Tons, des Kammertons, für die Vocalmusik unbrauchbar sei. Damit ist aber erst ein Moment der Thomascik'schen Methode in Frankreich zur Anerkennung gelangt.

2) Der Spieler liest und greift z. B. c, e, g, und doch klingen diese auf dem D-Horn d, fis, a, auf dem F-Horn f, a, c u. s. w. So nach Thomascik's Zahlennote immer nur 1, 3, 5 u. s. w. geschrieben und gelesen, aber von jedem als 1 gesetzten Grundton aus die Terz, Quinte u. s. w. gefordert und gesungen. Dem Leiter des Gesanges wird der

nach Höhe und Tiefe ankommt, damit der rechte Griff gewählt wird, die menschliche Stimme aber bekanntlich keine Saiten und Tasten, kein Claviatur hat, sondern von Gott dem Schöpfer zum Treffen von Tonabständen bestimmt ist. Demzufolge braucht für die menschliche Stimme nicht erst die Stimmung nach einem vermeintlich absoluten Kammerton zu Grunde gelegt zu werden, mit einem Worte: es ist für sie jeder Ton zum Grundton absolut eben so sehr berechtigt, als derjenige, wonach zufällig das nächste Klavier gestimmt ist. Auf diese von der Natur verbürgte Thatsache gründen sich, klar und einfach, wie alles Rechte und Wahre, die beiden Hauptsätze der Thomascik'schen Technik, die erst bereits im Jahre 1851 in einem Aufsätze im Königsberger Volksfreund dahin formulirte, 1. daß für den Gesang der ursprüngliche melodische Werth der Notenzeichen nur der von Tonabständen zu sein braucht, während sie ihren Werth zur Bezeichnung bestimmter Töne durch die Fixirung des Grundtons erhalten; 2. daß der elementare Gesangsunterricht in der Bildung des Ohrs für Tonabstände besteht, um die Festigkeit zu erwecken, jeden Ton nach der diatonischen und chromatischen, der Dur- und Moll-Scala in ihrer reinen Grundform, von irgend einem gegebenen Grundton aus, mit Sicherheit treffen zu können. Ist diese Sicherheit erlangt, ist die Festigkeit des Gehörs für die einzelnen Tonabstände in ihrer reinen Form erlangt, so sind fast alle Schwierigkeiten des Gesangsunterrichts gehoben. Wie wunderbar leicht dies aber an Kindern geschieht, die durch einen anderweitigen Gesangsunterricht und die verwirrende Künstlichkeit unseres Instrumental-Notensystems noch nicht befangen und irre gemacht sind, kann Jeder, der vom Schlandrian zu abstrahiren vermag, durch Eingehen auf Thomascik's Verfahren selbst erproben. Thomascik beruft sich, und, wie auch Ref. bezeugen kann, mit Recht, auf tausend und aber tausend Beweise an Schülern und Schülerinnen, die Thomascik selbst, oder Lehrer, die seine Technik adoptirt haben, einzeln oder in Colonnen und Klassen unterrichtet haben. Es wäre ja auch niederschlagend, wenn Gott, der fast jedem Kinde ein gesundes Organ zum Gesang verliehen, so viel verkrüppelte Gehörsanlagen dazu geschaffen hätte, als die Wirklichkeit leider aufweist!

Der Sänger, der auf die bezeichnete Weise geschult ist, braucht in einem wie in allen Fällen nur die Bezeichnung der Scala als Dur- oder Moll-Leiter, um sofort in die absolute Form der Tonabstände jeden beliebigen Toninhalt zu gießen. Nicht einmal für ihn, sondern nur für den Leiter des Gesanges bedarf es behufs der Fixirung des Grundtons der Bezeichnung der bestimmten Tonart, aus der gesungen werden soll. Die sonstigen Mittel der Technik sind überaus einfach. Auf der untersten Linie des gewöhnlichen fünflinigen Notenplans steht ein für allemal die Thomascik'sche Eins. Daß jede Bezeichnung des Tonschlüssels überflüssig ist, liegt auf der Hand. Man braucht höchstens bei mehrstimmigen Gesängen dem Leiter des Gesanges noch die sogenannte kleine Octave, die eingestrichene u. s. w. durch irgend ein Buchstabenzeichen zu verdeutlichen. Das Erhöhungs- und das Erniedrigungszeichen tritt natürlich nur bei den sog. zufälligen Modulationen ein, um diejenigen halben Tonabstände, die nicht schon in der Scala liegen, zu bezeichnen. Die sog. bleibenden Modulationen (den Uebergang aus einer Tonart in die andere) kann man durch erneute Setzung des Uebergangstons, als des neuen Grundtons, auf die Stelle der Eins unter Hinzufügung eines passenden Merkzeichens für die Identität der beiden Notenschiffen ausdrücken.

Grundton durch ein beigeschriebenes: C-Dur oder A-Moll u. dgl. bezeichnet. Dem unsichern Ohr kann ein Monochord zu Hülfe kommen.

bei einem so einfachen Notensystem ist, wie es bei einem sachgemässen Unterricht im Zeichnen zunächst auf Bildung des Augenmaasses ankommt, die erfolgreiche Bildung des Gehörmaasses für den melodischen Unterschied der Töne ohne selbstgeschaffene Schwierigkeiten gesichert ¹⁾. Es

¹⁾ Es hat nicht an Solchen gefehlt, die gegen die Zahlennote technische Bedenken geäussert haben. Der bedeutendste unter diesen Gegnern ist F. Bergmann im Schulblatt der Provinz Brandenburg 1855 Heft 1 u. 2. Gegen ihn ist E. Bergmann mit entschiedenem Erfolge aufgetreten (Kögl. Preuss. Volksschulfreund 1855 Heft 3. S. 179 ff.). Die Einwürfe, die er widerlegt, sind folgende. 1. Durch das Notiren für jede Tonart auf denselben Stufen (hat man gemeint) wird häufig eine Verrückung des Tons um eine Octave höher oder tiefer, als seine eigentliche Lage ist, nothwendig. Dies heisst die Elemente unklar auffassen, wovon bei der Zahlennote ausgegangen wird. Die Verschiedenheit im Charakter der Tonarten hat nicht im entferntesten in ihrem innern Bau den Grund, da der gleichschwebenden Temperatur zufolge jede nach demselben Grundgesetz sich richtet, sondern nur in der durch den Grundton äusserlich hinzutretenden Höhe. Die menschliche Stimme, sagt Bergmann mit Recht, erzeugt jede Tonart gleich leicht und auf dieselbe Weise. Sollte dem nicht auch die Tonschrift entsprechen müssen und müssen? 2. Man hat die Einfachheit des Verfahrens, die Modulation von der Haupttonart in eine andere zu bezeichnen, verkannt. Die Vereinfachung ergibt sich bei den sog. zufälligen Modulationen schon daraus, dass ein Kreuz oder b bei den Zahlennoten an sich verstanden wird, während bei der Instrumentalnote solche zufällige Versetzungszeichen erst mit dem wesentlichen zusammengekommen die richtige Auffassung ergeben. Ist es in Chören, Motetten, Psalmen u. dergl. die Modulation bleibend, so reicht auf dem Punkte, wo die Nebentonart eintritt, das einfachste Zeichen aus. Ihr Grundton wird durch ein solches (z. B. 5 = 1) wieder Eins genannt und auf der ersten Linie oder im 4ten Raume notirt. 3. Am wenigsten hätte man wohl daran zweifeln sollen, dass, wenn eine einstimmige Melodie sich durch die Zahlennote darstellen lässt, dies auch bei mehrstimmigen der Fall sein wird. Man hat daher nur eine Unbequemlichkeit bei einigen Tonarten geltend machen können, deren Grundton und Tonleiter in dem Umfang der Stimme liegt, dass dadurch die Melodie ganz oder theilweise „*plagatisch*“ (statt *authentisch*) wird. Dagegen bemerkt Bergmann, dass dies so hohe oder tiefe Notiren sich in der Praxis besser macht, als es beim ersten Anblick scheint, da man nur in seltenen Fällen über die rechte Hülllinie nach oben oder unten zu schreiben haben wird, und die Regel anzuwenden ist, für „Tenor in derselben Octave, wie für Sopran, und Bass in der des Alt zu setzen, also Tenor und Bass 16füßig zu lesen.“ Dabei kann übrigens bei 2 Sopranen und bei 2 Altstimmen oder bei 2 Tenoren und 2 Bassstimmen noch irgend ein leichtes Mittel zur Hervorhebung des Hauptgrundtons (derjenigen Eins, die der Stimme am bequemsten liegt), nämlich ob auf der 1sten Linie oder im 4ten Raume, angewandt werden. Gegenüber hebt Bergmann mit Recht den Vortheil hervor, den die allen Stimmen gemeinsame Notenschrift gewährt, und beseitigt den sehr äusserlichen Einwand, dass Tenor und Bass in derselben Octave des Notensystems seien, wie Tenor und Alt damit, dass unsere Musiker schon längst für Tenor 16füßig schreiben, indem sie im G-Schlüssel notiren, und dass, „wenn es ihnen kein Verbrechen gegen die 4 alten Schlüssel ist, sie es auch vermerken werden, wenn der Bassschlüssel mit allen übrigen zu Grabe geht.“ Die angebliche Schwierigkeit des Transponirens aus der Instrumentalnote die Zahlennote existirt, wie Bergmann schlagend bemerkt, gar nicht. Vielmehr ist es leichter als das gewöhnliche Transponiren aus einer Tonart

wird ja die einfachste Form zum Träger der mannigfaltigsten Töne gemacht, und zwar die absolute, fertige Form der Tonabstände, nicht an solche, die erst mit Verstand und Gedächtniß mühevoll berechnet und construiert werden muß.

Ueber Thomascik's Methode kann Ref. sich nicht anders aussprechen, als er es bereits 1851 im Volksfreund in einem Aufsatz gethan hat, den er auf persönliche Veranlassung des verstorbenen Provinz-Schulrath Giesebrecht niederschrieb und der insofern als eine musikalische Darstellung gelten konnte, als Ref. damals specielle Rücksicht auf Thomascik genommen hatte. Er hebt daher auch hier hervor, daß dem Ohrenmaße von vorn herein eine Stütze an der Anschauung gegeben wird, und zwar in einer Weise, die den 5 Linien des Notensystems auf die bald übergegangen werden soll, auf die natürlichste Weise entspricht, nämlich an den 5 Fingern der Hand. Die Berührung des linken Fingers der linken Hand markirt die Eins, die des Rechs ihm und dem Goldfinger die Zwei u. s. w., die des Zeigefingers die Sieben, worauf dann wieder die Eins u. s. w. folgt und nach oben und unten hin noch die Glieder des Arms zu Hülfe genommen werden können. Wie sehr aber der Verstand, die notorisch stärkste Stütze der receptiven Functionen des Geistes, durch die Zahlennote zu Hülfe genommen wird, während schon die complicirte Nomenclatur von *c* und *d* u. s. w. jede Unmittelbarkeit seiner Anwendung erschwert, bedarf keiner weiteren Ausführung. Die Wirksamkeit dieser vereinigten Mittel bleibt auch im auch im Erfolg nicht aus. Bei der angedeuteten, durch eine so vereinfachte Technik getragenen Methode bekommt der Schüler (und ganz die jüngere) für das Singen der chromatischen Leiter leicht Ohr und Organ, ohne daß diese ihm für jetzt völlig zum Eigenthum zu werden braucht, wenn ihm nur die gangbarsten chromatischen Intervalle, z. B. die Vierte, die erniedrigte Sieben gleich eben so fest eingeübt werden, wie die diatonische Leiter. Dann erst werden ihm die bekannten Regeln der Metascale gegeben und dieselbe abwechselnd mit Wiederholungen der Diatonscale eingeübt. Bei allen diesen Uebungen kann schon die Mehrstimmigkeit eintreten und geleitet werden, indem verschiedene Finger der rechten Hand des Lehrers die verschiedenen Stimmen nach ihren Tönen an den Fingern seiner linken Hand markiren.

Ref. übergeht die Andeutungen Thomascik's über die Einübung rhythmischer Verhältnisse, die in dem vorliegenden Buche Schmidt's (S. 51 ff.) in vollständigerer Entwicklung vorliegen, so wie die Ansichten desselben über die sog. musikalische Dynamik. Das bedarf nur noch

in die andere: denn der Proceß hat ein Stadium weniger, das Einklinken des gefundenen Intervalls (das die Zahlennote jetzt einfach giebt) in ein neues Buchstabengewand. 5. Der Einwand bedarf aber vollends keiner ernstlichen Widerlegung, daß durch allgemeine Verbreitung der Zahlennote die wahren Schätze der Gesangsliteratur, weil sie im Instrumental-Notensystem aufgezeichnet sind, werthlos würden u. s. w. — Mit etwas mehr Grund muß Hentschel, den wir eine Autorität auf dem Gebiete des Gesanges anerkennen würden, wenn dergleichen in Sachen der Wahrheit überhaupt zulässig wäre, die Bemerkung, daß keine Notenschrift der Welt den Sänger zu helfen machen werde, daß „alle“ Nachhülfe entbehrlich wäre. Es ist aber doch wohl ein großer Unterschied, ob eine Notenschrift die Erlangung der Tüchtigkeit erschwert oder nicht. In Summa wiederholt sich bei Thomascik's Praxis die bekannte Erzählung vom Ei des Columbus. Um den Zweck zu erreichen, wird ein Theil der Form geopfert, an dem um so weniger bedauert als sie doch überwunden werden muß, wenn der Inhalt benutzt werden soll.

der Hinzufügung, daß erst nach Erreichung der besprochenen Fundamentbildung, deren Befestigung natürlich unausgesetzt fort dauert, der Unterricht zur Einübung von Gesangstücken nach der Note fortschreitet. Dabei wird Note für Note nach ihrem schon durch den Zahlennamen markirten Abstand vom Grundton an der Hand des Lehrers, oder, wenn die Klasse zu groß ist, an einem hölzernen Stock mit 5 kurzen Quer-Parallelstäben, die den 5 Notenlinien eben so entsprechen, wie die 5 Finger der Hand — es ist dies der sogen. Gesang-Telegraph —, mit gleichzeitiger anschaulicher Andeutung ihres rhythmischen Gehaltes den Schülern aufgewiesen und von ihnen ohne Weiteres, und sehr bald mit der Schnelligkeit des erforderlichen Tempos, nachgesungen. Die geschriebenen Noten endlich, die den Schülern in die Hand gegeben werden, sind dann nichts als eine dauernde Fixirung dessen, was ihnen an den Fingern des Lehrers oder am Gesang-Telegraphen bereits zur Anschauung gebracht ist: sie lernt der Schüler zuletzt auch ohne vorgängige körperliche Demonstration der bezeichneten Art in einer Weise benutzen, die jeder unbefangene Beurtheiler ein Singen vom Blatte nennen muß. Ist der Schüler aber so weit gebracht, daß er melodisch- und rhythmisch-richtig vom Blatte singen kann, erfordert das Singen nach der Note für ihn nicht viel mehr Geistesanstrengung als das Lesen gedruckter Schrift, so ist er auf der Stufe angelangt, wo für ihn mit Leichtigkeit der Gesangsunterricht seine seelischen Früchte entfaltet. Dann kann, und vorzugsweise, wo das Interesse für Gesang aufmuntert und mitwirkt, bei einer gut gewählten Mannigfaltigkeit der Uebungen schon der Schüler den verstandenen Text auch in musikalischer Hinsicht bis zu einem gewissen Grade verstehen und selbst größere Tongemälde mit dem Bewußtsein ihres idealen Inhalts vortragen lernen: wir meinen so, wie die Schwarzsteiner Dorfjugend sogar sie sonntäglich zu hoher Ueberraschung gebildeter Kunstkenner vorträgt¹⁾.

Ref. ging oben von der Ansicht aus, daß durch Schmidt's Buch die Bestrebungen Thomascik's in ein neues Stadium getreten seien. Zuvörderst ist nun wohl klar, daß er die eben dargestellte Technik nicht anders als recipiren kann, wenn er seine Gesanglehre auf die „Tonbezeichnung“ Thomascik's gründet. Und Ref. freut sich, bei der Anwendung derselben im begleitenden Gesangsübungsheft keine vermeintliche Besserung der rationell-einfachen Thomascik'schen Grundlagen gefunden zu haben, wie sie vor zwei Jahren in einer andern Gesanglehre, der von Hoppe, versucht ist. Der Fortschritt der Sache in Schmidt's Darstellung liegt vielmehr in der Art der methodischen Anwendung dieser Technik. Wir rechnen hierzu nicht den Umstand, daß die Nothwendigkeit des Ausgehens von der Sache, des Uebergangs von ihr zum Zeichen mit vollkommener Consequenz festgehalten ist: dies ist vielmehr der erste von Thomascik ausgesprochene Grundsatz, das Wesen jeglicher Anwendung seiner Technik. Eben so wenig gehört dazu die Sorgsamkeit der Vermittelung dieses Uebergangs, das stete Festhalten der Einheit aller Maas- und Anschauungsformen des Noteninhalts. Auch diese wies Ref. als in der Natur der rationellen Anwendung einer auf diese Einheit berechneten Technik begründet nach. Vielmehr liegt das Verdienst Schmidt's in der großen Schärfe, mit der er alle zur Erlangung der Gesangfertigkeit nöthigen Uebungen zuerst trennt und dann stufenweise in einsichtiger Weise sich mit einander verbinden läßt (S. 27 ff. 52 ff.). In Ersterem ist Hartung sein Vorgänger (s. Dessen Abhandlung im Programm

¹⁾ Vergl. die oben angeführte Abhandlung des Musikdirectors Döring über den Schwarzsteiner Gesang.

der Friedrich-Wilhelmstädtischen höheren Lehranstalt ist überwiegend sein eigenes Verdienst. Letzteres hat sich hier einen freien Spielraum in der Besonderen Methodik des Schreib-Lese- und Programm der Dorotheenstädtischen Realschule hat, geht er von einer getrennten Behandlung der nöthigen Uebungen aus, im Besondern der reellen Gesangsübungen, des melodischen Theils der rhythmischen u. s. w. Und hieran knüpft er eine methodisch-geordnete Verbindung der verschiedenen Thätigkeiten des Verstandes und der zur Fertigkeit geübt sind. Die Grundlage bildet der Rhythmus mit melodischen Vorübungen, der rhythmische Gehörübungen aller Art sich am Uebergang der theoretischen Vorübungen zu also die endliche Anwendung einer beherrschenden Kraft auf den Schüler wirken kann (S. 32). Zeichen findet aber nach Schmidt nur so als den Ton nach dem Notenzeichen, sondern die und gehörten Töne findet (S. 32), worin wir die Gestaltung des Uebergangs von der Sache zu Befestigung der Vermittelung zwischen Ton und Schrift der Verf. in folgendem Stufengange. *A.* 1) reine Schreibübungen den *A* Abschreibebüchern vom Telegraphen, *c*) Die des Gehörten) folgen. Der Lehrer singt erst mit *la — la*, worauf die Schüler in Zahlen noten und es niederschreiben. Den Beschluss bilden geschriebenen Noten durch die Schüler mit und graphiren an der eigenen Hand, und *e*) das die Schultafel geschriebenen Uebungen mit und Hand. Davon zunächst unabhängig ist *B.* die Schrift in rhythmischer Beziehung (S. 31) mit Stufengange. Auch die Verbindung der Melodie und in einer solchen analogen methodischen Ordnung gehen sodann (als Analysis) nicht den syntactischen Uebungen voran, sondern Stufe für Stufe nach. nach oder gleich mit dem angeschauten Bilde (graphen) gebildet, jetzt wird der Ton dem *S.* nach er sein Höhenverhältniss oder Zeitverhältnissen soll. Auf einer so entwickelten methodischen Verf. die Manifestation der Beherrschung einer dem Vortrag von Gesangstücken ruhen. Er ist der allgemeinen Gesichtspunkte zur Begründung methodischen Gesanglehre, denen er im zweiten einen praktisch-methodischen Lehrgang des Gesangs folgen lässt.

Als einen Vorzug des vorstehenden Buches kennen, dass der Verf. sich von der Vorstellung seines Gegenstand erschöpft oder abgeschlossen. Reihe der Methodiker, die auf der allgemeineren Grundlage die Behandlung ihres Stoffes natürlich, dass er sich die Möglichkeit vorbehält Individualität in anderer Weise ihre Methodik realisiren könnte. Gibt es doch hier, wie über

cher Vorschriften. Eine zu weit gehende Vorschrift beschränkt durch ihre Künstlichkeit die Möglichkeit der Nachahmung und durch ihr Detail die Freiheit derselben, ohne welche die vollkommenste Methodik zur Manier und die Frucht des Unterrichts statt der Bildung ein Abrichten wird. So wird z. B. mancher Lehrer bei den Gehörübungen es für statthaft finden, von zusammenhängenden Theilen einer eben geübten Scala auszugehen (12, 23, 34 . . . 43 u. s. w.), daran Uebungen in nicht zusammenhängenden Tönen der Leiter zu knüpfen, und endlich soweit zu gehen, aus Theilen und Tönen der Scala sofort den Grundton angeben zu lassen, während ein anderer einen andern Weg vorziehen wird, der seiner Eigenthümlichkeit besser entspricht. Und eben so ist es mit der Stufenfolge der Treffübungen. Thomascik pflegt mit dem Einüben der Secunde zu beginnen, von da aus in die Uebungen der Terz überzuleiten (123, 13; 234, 24 u. s. w.), dann zur Einübung der Quarte fortzuschreiten, wobei anfangs noch ein leises Einklingen der Zwischentöne nöthig sein wird, und am nöthigsten bei der schwersten Quarte 4:7 und 7:4, während er bei der Einübung der Quinte die Terz zu Hülfe nehmen (135, 15) und das schwere Sexten-Intervall mit Hülfe der oberen Eins aneignen läßt, bis Uebungen in der None, Decime u. s. w. diesen Theil des Unterrichts beschließen. Aber ohne Frage ist Thomascik weit entfernt, in diesem Stufengange eine absolute Nothwendigkeit zu sehen. *In necessariis unitas, in reliquis libertas* gilt auch hier, und das Wort unseres Verf.'s, daß sein Buch keine Ansprüche auf Vollständigkeit in Betreff der Behandlung des Gesangunterrichts überhaupt macht (S. 66), ist uns eine Gewähr dafür, daß er bei manchen Punkten auch der dem einzelnen Lehrer zu vindicirenden Freiheit eingedenk gewesen ist.

Für diejenigen Leser aber, welche die Mühe nicht gescheut haben, Ref. bis hierher zu folgen, nunmehr noch eine Bemerkung über den didaktischen Gehalt einer auf Thomascik's Grundsätze basirten Methodik des Gesangunterrichts.

Abgesehen von der großen stofflichen Erleichterung, die diese Technik dem Aneignen musikalischer Kenntnisse und Fertigkeiten bietet, abgesehen davon, daß eine Schulung nach der Zahlennote gerade die zweckmäßigste Vorstufe zum Verständniß und, wo es nothwendig wird, zur Aneignung der gewöhnlichen Buchstaben- (Instrumental-) Note ist, wird ein in der vorliegenden Weise ertheilter Gesangunterricht in formaler Hinsicht so fruchtbar, daß es keine Seite der Geistesthätigkeit giebt, welche durch ihn nicht in der mannigfachsten Weise gehoben und gefördert wird. Beginnen wir mit der Anschauung, so ist es keine Frage, daß der Ausgang des Gesangunterrichts von einer Anschauungsweise, welche die unmittelbarste Deckung von Bild und Sache zur Grundlage hat, eine Bestimmtheit, Schärfe und Sicherheit der Tonvorstellungen erzielt, die allein eine höhere Aufgabe an die musikalische Gehörbildung zu stellen gestattet, aber auch nach jeder andern Seite hin mittelbare Früchte reifen läßt. Zugleich braucht bei Anwendung der Zahlennote die Function des eigentlichen Verstandes, als Begriffsvermögens, in keinem Augenblicke zu ruhen, wie bei der Anwendung der Instrumentalnote, bei der die analytische, wie die synthetische Function desselben unter dem Einfluß der Unmöglichkeit eines steten rationellen Bewußtseins über den Maassinhalt der durch wechselnde Buchstabennamen bezeichneten Tonverhältnisse, überwiegend durch das Gedächtniß vertreten wird: vielmehr theilt hier der messende Verstand, der die Zahl mit ihren Ganzen und Hälften bei der Scala, wie beim Rhythmus, zu seinem Elemente hat, die Operationen der Sinne und regelt nicht bloß die Thätigkeit der Anschauung und der Reproduction, sondern er wird zugleich selber durch das Auge und das Ohr überwacht und gestützt. Und wenn wir nun andererseits die Rückwir-

entwickelte Wirklichkeit gegebenen Organismus wurzelt. Es ist also mit einem Worte das Princip einer realen Bestimmung des erziehenden Unterrichts, das auch von der Thomascik'schen Technik und einer ihr angemessenen Methode vorausgesetzt wird, und dessen klarer Erkenntniß sie ihre Kraft und ihre Bedeutung verdankt.

Ref. schließt seine Anzeige mit dem Wunsche, daß die vorliegenden Bücher (deren typographische Ausstattung übrigens vortrefflich ist) recht bald eine Verbreitung finden mögen, die der Sorgfalt ihrer Ausführung und dem Werthe der Gedanken entspricht, für welche sie eintreten. Er knüpft daran die Bemerkung, daß ihrer Richtung auch ein besonderes Schulliederbuch von C. Hartung und Fr. Schmidt dient, das bei demselben Verleger in zwei Heften erschienen ist, von denen das erste bereits die zweite Auflage erlebt hat.

Rastenburg.

L. Kühnast.

II.

Das evangelische Gymnasium nach den berechtigten Forderungen der Zeit. In Commission bei Bädeker in Essen. 1856. 76 S. 8.

Der Verfasser (Dr. Breiter in Hamm) bemerkt zu Anfang der Vorrede, daß seine Schrift aus einem rein persönlichen Bedürfnisse hervorgegangen sei, vermuthet aber mit Recht, daß die Veröffentlichung derselben auch in weiteren Kreisen gebilligt werde. Es ist in der That nothwendig, daß der Lehrstand durch vielfache Verständigung unter seinen Gliedern eine feste, klare Stellung zu den Anforderungen gewinne, welche von Seiten des christlichen Volkes an die Schule gestellt werden. Und dazu will der Verf. beitragen. Er kritisirt die schimmernden Ideale der Zeit, weist die Keime des Bessern auf, die in den Gedanken der Besonnenen verborgen liegen, und indem er auf die Erziehung und Bildung insbesondere übergeht, beschreibt er die Zielpuncte derselben, namentlich insofern sie nicht anders gedacht werden können, als religiös und national bestimmt. Das Gymnasium soll erziehen: „zu christlichem Leben und zu christlicher Erkenntnis, zu vaterländischer Gesinnung, zu der durch christliche Erkenntnis geregelten, auf dem Boden nationaler Tradition erwachsenen Weisheit.“ In den folgenden, zu den practischen Aufgaben fortgehenden Abschnitten des Buches tritt es besonders hervor, daß der Verf. mehr eine Zusammenstellung des Bewährten, als eine eigenthümliche Lösung des noch Fraglichen im Sinne hatte. Der Zusammenhang bringt es sogar öfters mit sich, daß Triviales aufgenommen wird, wenn z. B. erwähnt wird, daß Homer, Tacitus oder die Mathematik und Naturwissenschaft nicht erbaulich behandelt werden dürfe; zuweilen bleibt der Verf. auch an der Oberfläche hängen, wenn er z. B. den Satz einfach hinstellt: Je mehr man dem Gymnasium theologischen Character verleiht, desto mehr verkennt man seinen Beruf.“ Denn es kann wohl schwerlich der Verf. glauben, daß diese Proposition durch die nachfolgenden drei Sätze hinlänglich gestützt werde. Man richtet nicht viel aus, wenn man den theologisch-kritischen Abstractionen gegenüber, welche hier und da noch den Religions-Unterricht der Gymnasien entstellen mö-

gen, immer von „christlicher Gemüthsbildung, Bekräftigung im Glauben und der aus ihm entspringenden Begeisterung für die Lehre, von Opferwilligkeit für ihre Erhaltung und Ausbreitung, von der Heranbildung von Kämpfern für die evangelische Kirche“ spricht. Es hat wohl nichts der ruhigen Entwicklung der Didactik mehr geschadet, als daß dem Unterricht in seiner Looserissenheit vom Leben der Familie und der Gemeinde so große sittliche, gemüthumbildende Wirkungen abverlangt worden sind. Darf man dem Lehrer, der sieht, wie er trotz aller Sorgsamkeit und Gewissenhaftigkeit nichts vermag gegen die übrigen Factoren der Entwicklung seines Zöglings, durch die hyperideale Auffassung seiner Wirksamkeit den Muth rauben? Der Verf. hat auch, was nicht verkannt werden darf, an anderen Stellen (S. 37) diesem Irrthum zu begegnen gesucht. Und wenn er vorschlägt, dem Religions-Unterricht in Sexta und Quinta je vier, von Quinta an je drei wöchentliche Stunden einzuräumen, so zeigt er wenigstens eine Einsicht in die Bedingungen, an welche eine erhöhte direct-ethische Einwirkung des Religions-Unterrichts geknüpft sein mußte. Nach dem Religions-Unterricht bespricht der Verf. die übrigen Gegenstände mit Besonnenheit und in der Regel an der Hand guter Auctoritäten. Auf die Aenderungen des Normalplanes durch die Verfügung vom 7. Januar d. J. konnte nur in einigen Anmerkungen Rücksicht genommen werden.

Berlin.

Hollenberg.

III.

Karl Feldmann oder der angehende Gymnasiast. Winke für Aeltern und Schüler. Von Dr. August Gräfenhan. Eisenleben 1856. X u. 165 S. 8.

Der Verf. hat versucht, in diesem Buche „einzelne Scenen aus dem Schulleben eines angehenden Gymnasiasten zu einem pädagogisch-didactischen Roman zusammenzustellen und nebenbei Aeltern Andeutungen zu geben, wie sie ihren Kindern bei Erfüllung der Schulpflichten zur Hand gehen können.“ Unsere Schrift zerfällt, wie jeder gute Roman, in Kapitel, und zwar in acht. Den Inhalt findet man auf S. IX u. X ausreichend beschrieben. Der Vater Feldmann ist sehr verständig und hört die einfältigsten Rathschläge seiner Nachbarn über die Wahl einer Unterrichtsanstalt für seinen Sohn und die doctrinären Erörterungen des Directors Gymnasii mit seltener Langmuth an. Wir lernen beiläufig aus diesen Erörterungen, daß das Wohnen der Schüler in Gasthöfen gesetzlich verboten ist und auch aus welchen guten Gründen; ferner, daß es am besten sei, den Schüler zu einem Lehrer der Schule in Pension zu geben. Sodann wird uns im 3. Kapitel Karls Einführung in die Sexta geschildert. Der Pensionsvater Dr. Sonntag kauft die erforderlichen Bücher, grundsätzlich nur neue, legt dem kleinen Karl ein Aufgabenbuch an und beruhigt den Zögling darüber, daß ihm die Auffassung gewisser Dinge nicht leicht werde. Es steht zu hoffen, daß einige deistische Sätze, welche Dr. Sonntag bei dieser Gelegenheit von sich giebt, „von dem Vorgange und Beispielen Jesu Christi, der durch seine Lehre uns allen die Wiedergeburt im heiligen Geiste möglich gemacht“ habe, von dem 9jähri-

gen Karl nicht verstanden worden. Gewiss ist dieß indess nicht, denn der kleine Junge hat eine fatale Nachahmungsfähigkeit. So schreibt er S. 69 einen Brief an seine Eltern, in welchem unter Anderem die weisen Sätze (ein Echo der Ermahnungen des Herrn Sonntag) vorkommen: „Aeltern sollen ihre Kinder nicht veranlassen, oft nach Hause zu kommen. Die Zeit ist unwiederruflich.“ Und Herr Sonntag „freut sich herzlich“ über dergleichen ekelhafte Pedanterien. Als bald darauf der Knabe in den Ferien seine Eltern sieht, erzählt er, daß er, wie seine Mitpensionäre, im Hause des Dr. Sonntag „so zu sagen von Ordnung lebe“, und citirt dann noch aus dem weisen Salomo, daß Alles seine Zeit habe. Im weitem Verlauf werden dem kleinen Karl, der sich in Betreff der deutschen Lectüre vergangen hat, von einem Pastor Friedreich recht passende und ernste Vorhaltungen gemacht. Dagegen ist es sehr bedenklich, wenn Dr. Sonntag den 9jährigen Knaben zu der Führung eines ausführlichen, reflexionsvollen Tagebuches anhält. Und was soll man gar zu folgender Motivirung sagen: „Lass dir nicht genügen, es in diesen Tagen nur gefühlt zu haben, sondern halte es fest durchs Niederschreiben, damit du dich auch später noch daran ergötzen kannst. Es ist ein großer Verlust, allmählich um die Gefühle seiner Jugend zu kommen; sie sind die reizendsten, die wir genießen (!); das Alter ist nicht im Stande, sie zurückzuzaubern u. s. w.“ Eilen wir zu dem Ausgange unsers Romans, der passend als ein pädagogisches Martyrium bezeichnet werden kann. Der Sextaner Karl Feldmann wird nämlich mit noch zwölf andern nach Quinta versetzt, aber in einem Privatbriefe des Dr. Sonntag wird dem Vater gerathen, den Knaben bei seiner zarten Constitution noch ein halbes Jahr in Sexta zu lassen. Der Vater löst nach S. 163 u. 164 das schwere Problem, den Knaben am Ende der Ferien für das Zurückbleiben in Sexta zu gewinnen; er wird glänzend gerechtfertigt, da Karl in der That bald darauf für 4 Wochen lang krank wird.

Wir wünschen nicht, daß der auf andern Gebieten so verdiente Verfasser eine Literaturgattung weiter anbaue, in der er gänzlich deplacirt erscheint.

Berlin.

Hollenberg.

IV.

Evangelische Schulreden, gehalten im Friedrichsgymnasium zu Altenburg von Dr. Fr. H. R. Frank, Lic. d. Theol., Professor. 1856. VIII u. 110 S. 8.

Die vorliegenden zehn Schulreden verdanken ihre Entstehung zunächst einer im Vorwort erwähnten „lößlichen Sitte“, vermöge welcher am bezeichneten Gymnasium viermal im Jahre eine erbauliche Rede vor der ganzen Schulgemeinde gehalten wird. Man kann fragen, ob von einer so selten wiederkehrenden Einwirkung ein großer Erfolg zu erwarten sei. Indess hat der Redner ein unbestreitbares Recht, für diese seine Einwirkung sich die umfassendsten Ziele zu erwählen. „Die Ziele, welche ich bei der Abfassung dieser Reden anstrebte, waren einestheils die Auslegung des göttlichen Wortes überhaupt, insofern dieses den Zöglingen der

Schule nach ihrer allgemein-menschlichen und gehalten werden muß, andertheils insbesondere Verhältnisses zwischen dem Schulleben nebst christlichen Leben nebst seinen Anforderungen, die ungleich schwierigere, schon deshalb, weil einandersehung jenes Verhältnisses, soweit genommen wurde, noch bei Weitem nicht zur Gleichwohl durfte diese Aufgabe nicht umgar Ernst gemacht werden sollte mit dem Satze Sauerteig ist, bestimmt, den Teig ganz zu der der Christlichkeit für die Gymnasien besagt niger als diese, daß all die verschiedenen Se ihre scheinbar entlegensten Punkte hin zu Beziehung gesetzt und von der Kraft des E (S. IV f.). Wie wir mit den hierin ausgespro reden einverstanden sind, so sind wir es au vorliegenden Sammlung selbst. Die Sprache ten und zeigt öfters (S. 8) eine wohlthuende ist frei von der Formelhaftigkeit vieler Predruck der Wahrhaftigkeit. Jüngere Schüler stehen, den älteren dagegen müssen diese Re theil ihrer gesammten Bildung werden. Der neuen Lehre in Uebereinstimmung, doch hätte der Verf. hier und da mehr in der Nähe des halten hätte; so ist z. B. S. 28 und 29 auf di kirchliche Lehre über die Wirksamkeit der K scheint, ohne Noth eingegangen worden. De Schulreden scheint uns darin zu liegen, daß sche Partien der heiligen Schrift anknüpfe „Theologie der Thatsachen“ S. 121 u. f. in gewerthes gesagt. Nur bei einer sorgfältigen Geschichte kann es dem Redner gelingen, wie den Kleinen, etwas zu bieten.

Berlin.

V.

- 1) Biblische Geschichte des Alten Testam Schulen von R. Grafsmann. Mit ren Abbildungen. Stettin 1856 bei
- 2) Biblische Geschichte des Neuen Test für Schulen von R. Grafsmann. 1856 bei R. Grafsmann.

Dieses aus zwei ganz gleichmäßig gearbe bende Lehrbuch der biblischen Geschichte un derartigen Lehrbüchern besonders dadurch, da schichtlich behandelt, ohne für die religiöse, desselben besondern Anhalt zu bieten. Ob die Schule angemessen sei, darüber wollen wir

rechten; die Beantwortung dieser Frage würde auch davon abhängen, ob der Verf. sein Buch für untere oder mittlere Klassen bestimmt vorüber er sich in einer Vorrede hätte aussprechen mögen. Für die Stufe dieses Unterrichtes, also für die Klassen Sexta und Quinta, ist ja gewöhnlich die biblische Geschichte gelehrt wird, ist eine solche Anwendung und Belebung der Geschichte im Einzelnen jedennothwendig und Pflicht jedes Lehrers, der weiß, daß er Religionsunterricht gibt; es muß dem Kinde der religiöse Inhalt jeder biblischen Geschichte, gewissermaßen ihre Ausbeute für Glauben und Leben durch die Anwendung auf die Lehren des Katechismus und auf passende Bibeldrucke und Liederverse nahe und ans Herz gelegt werden. Eine solche Anwendung ist freilich durch das vorliegende Buch nicht ausgeschlossen, auch nicht nahe gelegt und erleichtert. Und doch werden wohl viele wünschen, daß für solche Belehrungen der Leitfaden das Gedächtnis der Schüler unterstütze, sei es etwa durch einen als Inhaltsangabe der Geschichte beigegebenen Bibelspruch, wie in der biblischen Geschichte von Zeuss, sei es durch eine Reihe von Bibelsprüchen, wie in dem Heftchen für den Unterricht in den biblischen Geschichten“ von Zahn, sei es auch durch Heraushebung biblischer Lehren nebst Liedern, wie in Zahn's biblischen Geschichten. Solchen oder ähnlichen hat, wie gesagt, der Verf. des vorliegenden Leitfadens nicht gegeben. Er hat vielleicht geglaubt (es wäre wünschenswerth gewesen, auch hier seine Meinung in einer Vorrede zu hören; da diese nicht gegeben ist, kann man immer nur aus dem Inhalte des Buches selbst schließen), daß die einfache Darlegung der Thatfachen der biblischen Geschichte schon religiöse Belehrung genug darbiete, daß eine richtige Auffassung derselben in Verbindung mit der Geschichte der Nachbarvölker schon genug zeige, wie Gott auf besondere Weise in dieser heiligen Geschichte wirksam gewesen sei. Recensent will dieß an sich keineswegs in Abrede stellen, vielmehr gern zugeben, daß die Darstellung des weitreichenden Heilsplanes Gottes in der Geschichte des Volkes Israel, des sich vollendenden in der Geschichte Jesu und der Gründung der Kirche durch seine Apostel, — daß also die Behandlung der heiligen Geschichte als eines organischen Ganzen in sich zusammenhängender Thatfachen wirkliche und tiefe Erbauung in sich schliesse, und daß eine gründliche Erkenntniß von diesem Plane Gottes eine wichtige Aufgabe des Religionsunterrichtes auf Gymnasien sei: aber er müßte auf eine solche Anwendung doch zweierlei erwidern: 1. Eine solche pragmatische Behandlung der biblischen Geschichte ist auf den untern Stufen des Gymnasial-Unterrichts nicht möglich, sondern erst auf einer höhern, wo der Unterricht für Geschichte als solche schon durch Erzählung und eindringende Betrachtung einzelner hervorragender geschichtlicher Thatfachen geweckt wird. 2. Das vorliegende Lehrbuch scheint keineswegs bestimmt geeignet, einem solchen Unterrichte als Grundlage zu dienen: denn es ist für eine allgemeinere historische Anschauung der biblischen Geschichte nur als Einleitung einige historische, geographische und beson-der chronologische Uebersichten, die an sich recht schätzenswerth sein können, aber dem vom Recensenten bezeichneten Zwecke nicht genügen. Er erfordert vielmehr eine bestimmte pragmatische Darlegung des göttlichen Heilsplanes mit Hervorhebung seiner einzelnen Stufen und mit genauer Beleuchtung der Eigenthümlichkeit von jeder derselben, etwa in der Weise, wie Kurtz in seiner „heiligen Geschichte“ gegeben hat. Zu einer solchen Darstellung aber, wenn der Verf. sie etwa beabsichtigt hätte, paßt wiederum die genau mit den Worten der heiligen Schrift gegebene Darstellung der einzelnen Geschichten und persönlichen Züge aus dem Le-

sei (wer sie sucht, kann sie sich aus der Bibel zusammenrechnen, oder bei Kurtz oder sonst wo finden); auch möchten manche der hier mit Sicherheit hingestellten Zeitbestimmungen aus der ältesten Geschichte noch nicht so unzweifelhaft feststehen, daß ihre Aufnahme in ein Schulbuch räthlich wäre. Eben dies meint Rec. auch von dem Geburtsjahre des Herrn, obwohl er selbst dem Verf. darin beistimmt, daß Christus 4 Jahre vor unserer Zeitrechnung, 749 nach Roms Erbauung, geboren sei. Dem Verf. scheint an dieser chronologischen Bestimmung sehr viel gelegen zu sein, denn er bringt sie in der Geschichte des A. T. zweimal, in der des N. T. noch einmal, die Notiz jedesmal noch durch eine Anmerkung unter dem Texte erläuternd. — Der Geschichte des N. T. ist S. III—VIII als „Einleitung“ vorangeschickt: 1. Die Fürsten Palästinas zur Zeit des Herrn; 2. die Familie des Herrn, wobei Rec. die Angabe in Zweifel ziehen möchte, daß Jacobus, der „Bruder des Herrn“, der nach Gal. 2, 9 eine Säule der Kirche genannt wird, von Jacobus dem Kleinen oder Jüngeren, dem Apostel, unterschieden sei; für abgeschlossen kann wenigstens die Untersuchung darüber noch keineswegs gelten; 3. die befreundeten Frauen; 4. die zwölf Jünger; 5. die Zeitfolge im Leben des Herrn: hier nimmt der Verf. an, daß die öffentliche Thätigkeit des Herrn einen Zeitraum von 5, wenigstens über 4 Jahren umfaßt habe, während gewöhnlich nur 3 Jahre dafür angenommen werden. Daher setzt er denn den Tod des Herrn 32 nach Chr. oder 785 a. u. c., während Andere 783 annehmen. Auch in der Vertheilung der einzelnen Lehrjahre des Herrn möchte nicht Alles unbezweifelt feststehen. 6. folgt die Zeitbestimmung der Geschichte der Apostel, wo der Tod des Paulus 64 nach Chr. gesetzt ist, statt nach der gewöhnlichen Annahme 67. — Alle diese geographischen, archäologischen und chronologischen Angaben, so dankenswerth sie großentheils im Einzelnen sind, stehen zu lose und abgerissen neben der Geschichte; für die unteren Klassen sind sie zum Theil unnöthig, für die oberen müßten sie organisch mit der Geschichtsentwicklung verbunden und in deren Darstellung verarbeitet sein. — Die beigegebenen Karten: 1. für die Zeit der Patriarchen bis auf Josua (nebst einer Karte der Lage des Paradieses); 2. für die Zeit der Richter und Könige; 3. für die Zeit Christi; 4. für die Reisen des Paulus; ferner der Plan von Jerusalem zur Zeit Jesu, endlich besonders die Grundrisse der Stiftshütte und des salomonischen wie herodianischen Tempels, nebst Zeichnungen der Stiftshütte und ihrer Geräthe, zeichnen das Buch vortheilhaft aus und erhöhen seine Brauchbarkeit, vorausgesetzt, daß sie den Preis nicht zu sehr erhöhen. Die Karten köpften bei einer zweiten Auflage noch etwas schärfer im Druck ausgeführt werden.

Neustettin.

Franck.

VI.

Die genetische Entwicklung der Platonischen Philosophie, eileitend dargestellt von Dr. Franz Susemihl, Privatdocenten der Philologie an der Universität Greifswald. Erster Theil Leipzig, B. G. Teubner, 1855. XVI u. 486 S. Preis 3 Thlr.

Ref. wünscht, sich zunächst gegen den Verdacht zu verwahren, als meinte er, mit den vorliegenden Zeilen die Aufmerksamkeit erst auf ein Buch hinlenken zu müssen, das ohne Zweifel schon längst bei allen Fremden Plato's die verdiente Anerkennung und in ihren Bibliotheken den gebührenden Platz gefunden hat. Ref. freut sich nur, daß ihm eine Gelegenheit geboten ist, diesen Erfolg zu constatiren und dem Herrn Verf. seinen Dank für mannigfachen Genuß und vielfältige Belehrung auszusprechen. In der That war seine Aufgabe keine leichte. Zwar die Methode zu einem tieferen Eindringen in die Platonischen Schriften aufgeben zu haben, ist C. F. Hermann's Verdienst, und Steinbart's vorzügliche Leistungen hatten gezeigt, was auf diesem Wege der Einzelersuchung zu erreichen sei. Aber gerade die Vortrefflichkeit dieser und ähnlicher Arbeiten machte es einem Nachfolger schwer, noch darüber hinauszugehen. Es gehörte dazu außer dem gründlichsten Studium der Platonischen Dialoge selbst eine vollständige Bekanntschaft mit der betreffenden Litteratur und eine selbständige, gewissenhafte Prüfung der abweichenden Ansichten. Diese Gründlichkeit, eben so fern von urtheilloser Abhängigkeit als von der hochmüthigen Geringschätzung fremder Verdienste, wie sie in anderen ähnlichen Werken so unangenehm berührt diese Gewissenhaftigkeit, welche sich Mängel und Lücken nicht verbirgt dieses klare Bewußtsein über den Werth der gewonnenen Resultate bilden die Hauptvorzüge dieser neuen Bearbeitung der Platonischen Dialoge.

Der vorliegende erste Band enthält nach einer kurzen Einleitung über den Bildungsgang Platons eine Analyse der ethisch-propädeutischen (1st Reihe) und der dialektisch-indirecten Dialoge (2te Reihe). Der Verf. behandelt je nach der Wichtigkeit des Gesprächs mit größerer oder geringerer Ausführlichkeit die Einrahmung, den Gang der Untersuchung, den Gedankengang oder Endzweck des Dialogs. Die Betrachtung der Method einerseits und der wissenschaftlichen Resultate andererseits giebt das Kriterium für die Stelle ab, welche der Verf. dem Gespräch in der Reihe der übrigen anweist. Aus Nützlichkeitsgründen hätte Ref. gern noch öfters eine so übersichtliche Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten über den Grundgedanken der einzelnen Gespräche gefunden, wie zum Parmenides (S. 353).

Was zunächst die Anordnung der Dialoge betrifft, so weiß ein Jeder der einmal einen derartigen Versuch gemacht hat, wie schwierig es ist durch Betrachtung und Vergleichung des Inhalts zweier Gespräche ein feste eigene Ueberzeugung von ihrer Abfassungszeit zu gewinnen, geschweige denn, sie Andern mitzutheilen. In den meisten Fällen ist ein doppelte Auffassung möglich, indem dem Einen als unentwickelter Keim erscheint, was der Andere als kurze Recapitulation früherer Untersuchungen ansieht. Und doch kann bei dem Mangel geschichtlicher Zeugnisse nur der Inhalt der Gespräche die Reihenfolge bestimmen. Bei den späteren und umfangreicheren Schriften Platons tritt nun das Verhältniß der einzelnen zu einander wohl deutlich genug hervor, Herr Susemihl glaubt aber „schon unter den frühesten platonischen Werken einen engen systematischen Zusammenhang nachweisen zu können.“ Ref. gesteht, daß er

einen solchen Nachweis von vorn herein für unmöglich gehalten hat und — auch jetzt noch dafür hält. Der erkennende Menscheng Geist steigt vom Einzelnen zum Allgemeinen auf und überschaut dann von der Höhe aus den zurückgelegten Weg. Wer mit dem System beginnt, hat schon verloren. Das ist aber das Kennzeichen des Genius, daß er mit glücklichem Griff in einem fruchtbaren Moment die Keime einer künftigen Entwicklung ahnt, daß er in echter Begeisterung und im Bewusstsein ernstesten Strebens an dem Erfolg nicht zweifelt, sondern zuversichtlich die Arbeit beginnt, deren endliches Resultat er noch nicht übersieht. Das ist es auch, was Plato als den philosophischen Wahnsinn bezeichnet, und je schwerer es sein möchte, denselben treffender zu charakterisiren, als dies Herr Sussemit S. 223 gethan hat, um so klarer ist es auch, daß Plato hier seine eigenen geistigen Lebenserfahrungen ausspricht. Der Herr Verf. wird hierauf entgegen, daß dies Alles ihm nicht neu ist, aber nur die Entwicklung des Philosophen, nicht seiner Philosophie trifft. Wenn aber wirklich Platons „früherer Geist“ unmittelbar die Hand ans Werk gelegt hat (S. 3), wie ist dann eine streng planmäßige Productivität denkbar? Und wenn nun endlich Herr Sussemit zum Euthydemus so überzeugend nachweist, daß es der Geist und Zweck, nicht die Form, das ernstliche Verlangen nach Ergründung der Wahrheit, nicht die leicht abzuwägende Technik der Fragestellung ist, der die socratiche Methode ihre mächtige Wirkung verdankt (S. 134), sollte man da erwarten, daß er Platon seine schriftstellerische Laufbahn mit einem Gespräche würde eröffnen lassen, welches den vorsätzlich Lügenden mit dem streng Wahrhaftigen auf gleiche Linie stellt. Die Paradoxie dieses Satzes ist zu verzeihen, als daß Platon sie hätte wagen dürfen, bevor andere Schriften die Mittel einer befriedigenden Lösung boten. Je planmäßiger ein junger Schriftsteller verfährt, desto mehr sind wir berechtigt, in seinem ersten Werke eine Art von Programm zu erwarten. Soviel aber wenigstens steht doch wohl fest, daß kaum ein Dialog weniger geeignet sein kann, als das Studium des Platon und in den Geist seiner Philosophie einzuführen, als gerade der kleinere Hippias. Es sind dies vielleicht schon zu viel Worte über einen Punkt, dem der Herr Verf. selbst schwerlich eine besondere Wichtigkeit beilegen kann und von dem der Werth des Buches glücklicherweise völlig unabhängig ist. Dieser Werth besteht, wie schon angedeutet, vor Allem in der genauen und gründlichen Zergliederung des Gedankenganges und des philosophischen Inhalts der einzelnen Dialoge; daß dadurch mehrfach ihr wahres gegenseitiges Verhältniß aufgedeckt und ihnen damit ein sicherer Platz in der Reihe der übrigen angewiesen worden ist (z. B. Theätet, Parmenides), versteht sich von selbst. Der Verf. hat sich nicht darauf beschränkt, die tüchtigsten Arbeiten für seinen Zweck zu verwerthen; fast überall ist es ihm gelungen, die Gedanken seiner Vorgänger durch scharfsinnige Vertiefung zu ergänzen und zu berichtigen; man vergleiche, außer der schon angeführten Stelle S. 134, z. B. die Erörterungen zum Kratylus (S. 172), zum Theätet (S. 205), zum Phädrus (S. 245), zum Parmenides (S. 341) u. s. w.

Ueber die Auffassung des Schlussbeweises im Phädon hat sich bereits ein interessanter wissenschaftlicher Streit zwischen dem Verf. und dem scharfsinnigen Commentator des Phädon, Herrn Director Schmidt in Wittenberg erhoben (siehe Jahn's Jahrbücher LXXIII, 4 S. 238). Auch hier muß Ref. dem Verf. durchaus beistimmen. Platon glaubt wissenschaftlich an die Unsterblichkeit der Seele, und der einzige Mangel, der dem Beweise anhaftet, ist der, daß er nicht von dem individuellen Fortbestehen der Seele überzeugen kann. Wenn ich die, wie mir scheint, entscheidende Bemerkung Deuschle's a. a. O. noch durch ein Bild erläutern darf, das ich nur bitten muß, nicht zu streng vom naturwissen-

schaftlichen Standpunkte aus zu beurtheilen: gelänge es auch, nachzuweisen, daß das Licht nicht nur nicht Finsterniß werden, sondern überhaupt nicht untergehen könne, so wäre doch damit noch nicht gezeigt, daß das Licht der einzelnen Kerze als solches fortbestehen müsse. Daß in einzelnen Punkten Ref. gleichwohl noch abweichende Meinungen begt, darf nicht verwundern, so schwierig es auch sein möchte, dieselben in der Kürze zu begründen. So kann sich Ref. z. B. nicht überzeugen, daß nach dem Lysis die Freundschaft „das Mittel sei, durch welches die Liebe das höchste Gut erreicht“ (S. 23). Identisch freilich sind $\phi\iota\lambda\iota\alpha$ und $\kappa\alpha\tau'$; nicht, noch weniger kann die Jugend der Mitunterredner Platon entbehren, daß er nicht sofort das rechte Wort gebraucht. Aber wenn eine oberflächliche Auffassung der Zeitgenossen der Platonischen Liebe den Vorwurf machen konnte, daß sie die Sinnlichkeit ausschliesse, so soll der Lysis nachweisen, daß dem Begriff der $\phi\iota\lambda\iota\alpha$ ein wesentliches Moment fehle, wodurch sie eben zum $\kappa\alpha\tau'$ wird, die Fruchtbarkeit, die gütige Zeugungskraft. Die Zeugung, nicht der Sinnengenuss, ist das Wesentliche am $\kappa\alpha\tau'$, und eine Freundschaft, die fruchtbar ist, muß „Liebe“ genannt werden, und diese ist es auch, welche, ihnen selber unbekannt, die beiden jugendlichen Freunde verbindet. Auf diese Weise lösen sich alle Probleme des Lysis ohne Schwierigkeit, und es wird zugleich deutlich, warum in den späteren Gesprächen der $\kappa\alpha\tau'$ vollständig an die Stelle der $\phi\iota\lambda\iota\alpha$ tritt. Hiernach würde auch das Verhältniß des Lysis zum Phädrus und zum Symposium zu modificiren sein.

Sehr dankenawerth ist die sorgfältige Charakteristik der Personen, welche Platon in seinen Dialogen auftreten läßt, namentlich auch die Untersuchungen über die Gründe, welche Platon bestimmt haben, einzelne Gespräche als Wiedererzählungen dieser oder jener Person in den Mund zu legen. Ueberall zeigt sich hier neben dem gründlichen Kenner des Platon gleichzeitig der gründliche Kenner der griechischen Philosophie überhaupt. Wenn Herr Susemihl (S. 78) die Zeichnung des Menon weniger gelungen findet, weil derselbe das Eine Mal außer Stande ist, den klaren methodischen Erörterungen des Socrates zu folgen, und ein ander Mal doch wieder einen solchen Scharfsinn entwickelt, daß er diesen Erörterungen S. 75 C. auf halbem Wege entgegen kommt, so dürfte nicht zu vergessen sein, wie leicht ihm dieser Aufschwung durch die vorangehende doppelte Frage nach dem Wesen der Gestalt und der Farbe (S. 74) gemacht worden ist. Uebrigens enthält gerade diese Charakteristik der Personen manche vorzugsweise feine und anregende Bemerkung.

Mit Spannung sieht Ref. der Fortsetzung des trefflichen Werkes entgegen, das sich auch äußerlich durch saubere und sorgfältige Ausstattung empfiehlt.

Berlin.

Rud. Schultze.

VII.

Friedr. Hofmann, Sammlung von Aufgaben aus der Arithmetik und Algebra für Gymnasien und Gewerbschulen. Drei Theile. Baireuth, Grau'sche Buchhandl., 1ste Aufl. 1853, 2te Aufl. 1856. Preis ohne die Resultate 2½ Thlr.

Diese vor einigen Jahren in erster Auflage erschienene Aufgabensammlung hat bereits damals von mehreren Seiten sehr günstige Beurtheilung erfahren und, wie das Erscheinen der zweiten Auflage vermuthen läßt, auch in weiteren Kreisen practisch Anerkennung gefunden. In der That zeichnet sich dieselbe durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der systematisch geordneten Aufgaben aus, und es dürfte kaum eine andere ebenso reichhaltige Sammlung dieser Art gefunden werden. Der Verf. hatte ursprünglich mit bestimmter Absicht die Resultate der Aufgaben nicht veröffentlicht, weil er dadurch das Buch als Schulbuch zweckmäßiger zu machen und Mißbrauch von Seiten der Schüler zu verhüten glaubte; dem mehrseitig ausgesprochenen Wunsche nach Mittheilung der Resultate aber war dann dadurch vorläufig genügt worden, daß der größte Theil derselben in drei autographirten Heften veröffentlicht wurde. Bei der neuen Auflage, von der bis jetzt der erste Theil vorliegt, erscheinen die Resultate in besonderen Heften, den einzelnen Theilen der Sammlung entsprechend und in gleich guter Ausstattung, doch will die Verlagsbandlung ohne Zustimmung der betreffenden Lehrer kein Exemplar davon an die Schüler aushändigen lassen. Daß die Durchführung einer solchen Vorsichtsmaßregel auf die Dauer möglich sei, ist sehr zu bezweifeln; andererseits aber ist es überhaupt fraglich, ob die Mittheilung der Resultate so leicht zu erheblichem Mißbrauch von Seiten der Schüler führen könne. Die bekannte Sammlung von Meier Hirsch, in welcher allen Aufgaben die Resultate unmittelbar beigelegt sind, hat sich unzweifelhaft sehr brauchbar und zweckmäßig erwiesen, und das fühlbar gewordene Bedürfnis nach anderen Sammlungen hat seinen Grund gewiß nicht in diesem Umstande, sondern wohl größtentheils in der Unvollständigkeit einzelner Theile und in der Einförmigkeit der Aufgaben namentlich der ersten Abtheilung. Auch in der vortrefflichen Sammlung von Heis, die jetzt bereits in siebenter Auflage erschienen ist, sind den meisten Uebungsbeispielen die Resultate entweder unmittelbar beigelegt oder hinter größeren Abschnitten in besonderen Paragraphen zusammengestellt. Es giebt allerdings eine ganze Reihe von Aufgaben, bei denen die vorherige Kenntniß der Resultate mindestens überflüssig, vielleicht sogar geradezu unzweckmäßig ist, z. B. die Beispiele zur Anwendung der einfachen Rechnungsoperationen in Zahlen oder einfachen Buchstabengrößen; dagegen giebt es eine sehr bedeutende Anzahl von Aufgaben, bei denen die Mittheilung der Resultate auf den größeren Theil der Schüler vortheilhaft anregend wirkt; dahin gehören u. a. die schwierigeren Umformungen gegebener Buchstaben-Ausdrücke durch vermischte Operationen, die Aufstellung und Auflösung von Gleichungen u. s. w.; wobei jedoch zugegeben werden mag, daß bei mehreren gleichartigen Aufgaben, deren Lösungen genau dieselben Operationen erfordern, die Beifügung der Resultate theilweise unterbleiben kann. Den Versuchen der Täuschung des Lehrers von Seiten der Schüler durch äußerliche Mittel erfolgreich vorzubeugen, ist namentlich bei den häuslichen schriftlichen Arbeiten überhaupt sehr schwierig, am schwierigsten vielleicht bei den mathematischen Aufgaben, und wenn man bei den geometrischen einzelne Kunststückchen zu ihrer Er-

schwerung anwenden kann (z. B. die geforderte mit den Buchstaben des Namens des Verfassers arithmetischen Aufgaben fast unmöglich. Wenn Resultat nicht mittheilt, so vertritt das Heft den Schüler seine Stelle und liefert dem trägen ganzen Ausrechnung dazu; überhaupt aber ist Richtigkeit der Resultate eine sehr unvollkommene Beurtheilung der Kenntnisse des Einzelnen. Ist die Schüler zu selbstständiger Bethätigung zu wirklichen Interesses an der Sache und die Erwerb bei den Schülern, daß der Lehrer ihre Kenntniss im öffentlichen Unterricht gründlich zu beurtheilen Kenntniss verhältnißmäßig einfacher Resultate, Rechnung erfordert, veranlaßt im Gegentheil oft durch Anregung zu wiederholter Rechnung und der Fehler entschiedenen Vortheil wenigstens fleißigen Schüler. Es ist Aufgabe und Pflicht zu solchen zu machen.

Was nun den Inhalt der vorliegenden Sammlung der erste Theil arithmetische Aufgaben, und nannte Zahlen, wobei die Klammern und Rechenreihen angewendet, außerdem namentlich die Berücksichtigung sind, S. 47—155 Aufgaben Einschluss der Zins-, Münz- und Wechsel-Rechnung von Fakturen, wobei der Verf. wohl mehr verbachten als der Gymnasien im Auge gehalten. Anhang außer Aufgaben für die Wurzelausziehung und zur Vergleichung verschiedener Maße. — Der zweite Theil, welcher algebraische Aufgaben in zwei Abtheilungen, deren erste S. 1—106 die Größten-Größen incl. der negativen Zahlen, Potenzen Exponenten, einfache Wurzelgrößen und R. S. 107—205 Gleichungen vom 1. Grade mit Beispielen zur Anwendung derselben darbietet. — Der dritte Theil, welche den dritten Band bilden, Wurzelgrößen, Potenzen mit allgemeinen Expositionen in schwierigeren Aufgaben Berücksichtigung der Logarithmen, S. 103—110 Kettenbrüche und S. 111—265 Gleichungen vom 1. und 2. Grade Unbekannten und zahlreiche Anwendungen in Zinsen-, S. 266—310 arithmetische und geometrische Zinsen- und Renten-Rechnung.

Man sieht aus dieser Uebersicht schon die Reiche, die dadurch noch gefördert ist, daß, ohne der zu schaden, der Raum sehr geschickt benutzt. Worten sehr kurz, aber doch klar ausgedrückte Daten mit Buchstaben bezeichnet, diesen aber verwerthen beigelegt sind. Hierbei wäre es nun gewesen, den Aufgaben abwechselnd die Lösung und die Resultate der Zahlenbeispiele unmittelbar

Diese Reichhaltigkeit, die geschickte Auswahl und die zweckmäßige Anordnung der Aufgaben einer dringenden Empfehlung würdig, und wo Schule nicht thunlich erscheint, wird wenigstens dieser Weise anderweitig passenden Gebrauch da Glogau.

VIII.

Friedr. Hofmann, Sammlung von stereometrischen Aufgaben.
Baireuth, Grau'sche Buchh. 1854. 104 S. Preis 10 Ngr.

Es sind in dieser Sammlung 534 verschiedene Aufgaben zur Berechnung einzelner Körperstücke aus gegebenen Daten zusammengestellt, die Data wie in der Sammlung arithmetischer und algebraischer Aufgaben durch Buchstaben bezeichnet und dann Reihen von entsprechenden Zahlenwerthen beigelegt; die Resultate aber auch hier absichtlich nicht mitgetheilt. Der Ueberzeugung des Verf., daß es sehr vortheilhaft sei, wenn die Schüler die Resultate nicht vorher kennen, ist schon anderweitig die ebenfalls auf bestimmten Erfahrungen begründete Ansicht entgegengestellt worden, daß namentlich bei solchen Aufgaben, welche eine längere und verwickeltere Rechnung oder Anwendung einer größeren Anzahl verschiedener Sätze erfordern, die Kenntniß der Resultate für die meisten Schüler keineswegs schädlich, sondern vielmehr nützlich sei, zumal dadurch auch die Benutzung einer solchen Sammlung zu Privatübungen wesentlich erleichtert wird, auf die in den oberen Klassen doch immer zu rechnen sein dürfte.

Die Sammlung zerfällt in 13 Abschnitte: Würfel, Parallelepipeden, Prisma, Cylinder, Pyramide, Kegel, abgekürzte Pyramide, abgekürzter Kegel, Kugel, Kugel-Ausschnitt, Abschnitt und Zone, regelmäßige Körper, vermischte Aufgaben, Aufgaben vom 3. und 4. Grade. Die Aufgaben selbst sind kurz und bestimmt gestellt, in großer Mannigfaltigkeit recht geschickt ausgewählt, und geben passende Gelegenheit, die Sätze über die Eigenschaften und Mafverhältnisse der einfachen Körper und verschiedene arithmetische und algebraische Rechnungen zu vielseitiger Anwendung zu bringen, so daß die Sammlung namentlich den Lehrern zu gelegentlicher Benutzung mit Recht empfohlen werden kann. Für die unmittelbare Einführung in Gymnasien ist sie eigentlich zu umfassend, da dem nächsten Bedürfnis schon die Lehrbücher zu genügen pflegen, überhaupt aber die Sätze und Aufgaben über die Lage der Linien und Ebenen mehr Berücksichtigung verdienen als die Berechnungs-Aufgaben.

Glogau.

Rühle.

IX.

J. J. Oppel, Leitfaden für den Unterricht in der Elementar-Mathematik an höheren Lehranstalten. Erster geometrischer Theil. Frankfurt a. M. bei H. L. Brönnner 1855.

Dieses Buch ist, wie der Verf. sagt, aus dem speciellen Bedürfnis der Anstalt, an der er seit Jahren thätig ist, hervorgegangen, indem er eines Leitfadens für den Unterricht auf dem Gymnasium zu bedürfen glaubte, der bei strenger Wahl und Beschränkung des Stoffes dem Schüler die Uebersicht erleichterte und ihn befähigte, sich auf den Unterricht vorzubereiten und das Erlernte im Zusammenhange gründlich zu repetiren. — Wenn einerseits zugegeben werden muß, daß sehr viele der vor-

handenen mathematischen Schulbücher dem Bedürfnis des Gymnasial-Unterrichts nicht entsprechen, indem sie theils zu viel Stoff bieten, theils zu ausführlich in der Darstellung, namentlich in der Durchführung der Beweise sind; so ist doch andererseits nicht abzusehen, wie der vorliegende Leitfaden den vom Verf. selbst gestellten Anforderungen genügen soll. Das Buch enthält in 1006 Paragraphen auf 221 Seiten kleinen Formates die Hauptsätze der Planimetrie, Stereometrie, der ebenen und sphärischen Trigonometrie und die Grundbegriffe der analytischen Geometrie, ins Besondere der Lehre von den Kegelschnitten, also einen selbst bei der Beschränkung auf die zum Fortschreiten nothwendigsten Sätze umfangreichen Stoff. Dabei fehlt es doch nicht an mancherlei historischen und etymologischen Anmerkungen, an Winken für den Lehrer zur Vervollständigung und Weiterführung des gegebenen Stoffes, an allerlei praktischen Aufgaben und Zahlenbeispielen selbst aus der Astronomie, ja unter den Fragen, welche die Anmerkungen zur Anregung der Selbstthätigkeit der Schüler enthalten, haben sogar noch verfängliche Fragen Platz finden können. Natürlich hat das Nothwendigste darunter gelitten. Definitionen giebt es in dem ganzen Buche nicht, statt derselben Fragen, wie: „Was heisst ein Winkel?“, „Welche Figuren heissen ähnlich?“, „Was versteht man unter einem Polyeder?“ u. s. w., oder Ausdrücke wie: „Eintheilung der Vierecke in Parallelogramme oder Trapeze“, „Geometrische Definition der Hyperbel“ u. a. m. Wenn das Buch ein Hilfsmittel für Lehrer sein sollte, die noch nicht wissen, was und in welcher Reihenfolge sie es zu behandeln haben, so könnte man sich dergleichen Brocken wohl vielleicht gefallen lassen; aber es sollen Schüler danach sich vorbereiten und gründlich repetiren. Das Nothwendigste in einem mathematischen Leitfaden sind doch wohl gerade vollständige, kurz und klar ausgesprochene Definitionen, aus diesen allein sind ja die weiteren einfachen Eigenschaften der verschiedenen Raumgrößen zu folgern. Definitionen und Lehrsätze müssen in bestimmter Form vom Schüler genau und treu memorirt werden und ihm die Möglichkeit geboten sein, gerade diese immer wieder sich vorzuführen und einzuprägen. — Auch die Andeutungen der Beweise sind namentlich im ersten Theil des Buches zu dürftig, während sie gerade hier ausführlicher sein könnten und sollten; ohne irgendwie verständnisloses Auswendiglernen zu befördern, müssten sie mehr als bloße Citate einzelner Paragraphen geben und so die Erinnerung an die beim mündlichen Unterricht möglichst klar gegebene Darstellung des logischen Zusammenhanges und der genetischen Entwicklung sicherer unterstützen. — In der Anordnung des Stoffes fehlt es außerdem nicht an Inconsequenzen; so steht z. B. §. 137 der Satz: „Parallelogramme von gleicher Höhe verhalten sich wie ihre Grundlinien“, dann §. 139: „Was heisst: eine Grösse messen?“, aber erst §. 249 wieder an Stelle eine Definition die Frage: „Was heisst: zwei Paar Größen sind proportionirt?“ und daran angeschlossen einige Sätze über Proportionen.

Das hier Gesagte wird genügen, um die Zweifel an der Brauchbarkeit dieses Leitfadens als begründet erscheinen zu lassen. Ein näheres Eingehen auf Einzelheiten in Bezug auf die Wahl und Anordnung der Sätze und Aufgaben namentlich in der letzten Hälfte des Buches dürfte hier zu weit führen und um so weniger gerechtfertigt erscheinen, als das ganze Büchlein wirklich weder wissenschaftlich noch pädagogisch größeren Wert hat und nur in den historischen und etymologischen Anmerkungen Einiges bietet, was in vielen anderen mathematischen Schulbüchern mit Unrecht fehlt. Ein Leitfaden für Gymnasien wenigstens sollte immer der gleichen Anmerkungen möglichst zahlreich, wenn auch in kürzester Fassung aufgenommen haben.

Glogau.

Rühle.

X.

Horaz' Satiren und Briefe. Ins Deutsche übertragen von Fr. Frölich. Schleswig, Th. van der Smissen, 1856.

In demselben Maße, wie die Alterthumswissenschaft heutzutage an Umfang und Tiefe gewinnt, vereinsamt sie auch und zieht sich vom Leben der Gebildeten auf die Höhen der Erkenntniß zurück. Wohl mag sich darin ein Naturgesetz aller Wissenschaft offenbaren, aber wenn wir sehen, wie heute fast alle, die nicht Philologie studiren, „die Alten hinter sich lassen, die Schule zu hüten“, so dürfen wir uns nicht verbergen, daß gerade die Schule mit ihrem zerstreuen Vielen und ihren zu straff gespannten Forderungen, d. h. mit Einem Worte, mit ihrer Fachlehrerei, zum guten Theil die Schuld der immer weiter um sich greifenden banausischen Misologie trägt. Und doch hat die Philologie mehr als jede andere Wissenschaft die Aufgabe, das Leben bis in seine tiefsten Schichten zu durchdringen und zu veredeln; doch bedarf die Philologie mehr als jede andere Wissenschaft zu ihrer eigenen Befruchtung der Berührung mit dem Leben der Gebildeten. Denn wenn der große Haufe die Philologen „Wortklauber“ schilt, so ist allerdings nicht zu verkennen, daß gerade dieser Wissenschaft die Gefahr, vor sorgfältig liebevoller Erforschung des Einzelnen das Ganze aus den Augen zu verlieren, am nächsten liegt: je glänzender sich ihr Scharfsinn bewährt, desto mehr vertrocknet ihr Witz: doch eben dieser Gefahr begegnen am sichersten philologische Bestrebungen gebildeter und feinfühlender Laien, welche oft durch einen hellen orientirenden Ueberblick über ein Ganzes der künftigen Gelehrsamkeit erst den richtigen Standpunkt der Beurtheilung wieder gezeigt haben.

Je seltener aber heutzutage solche Bestrebungen werden, desto willkommener muß den Philologen von Fach eine Uebersetzung der Satiren und Briefe des Horaz sein, die von einem ebenso feingebildeten, wie sittlich ernst und gediegenen Laien ausgeht. Herr Frölich in Schleswig, durch die politischen Verhältnisse der jüngsten Zeit von seinem vieljährigen Berufsgeschäfte, der Rechtsanwaltschaft, ausgeschlossen, hat zunächst zu seiner eigenen Unterhaltung und Erheiterung das antike Schatzkästlein der Lebensweisheit ins Deutsche übertragen, dann aber, dem Wunsche von Freunden willfahrend, die Frucht seiner unfreiwilligen Muse dem Publikum zum Grusse dargeboten. Wir aber haben alle Ursache, ihm für die Mittheilung dieser durchaus originalen, aber trefflich gelungenen Arbeit unsern wärmsten Dank zu sagen, und nicht etwa bloß mit Gönnermühe ihn in der Philologenwelt willkommen zu heißen, sondern die vielen glücklichen Funde seines sicheren Geschmackes der Wissenschaft als dauernden Gewinn anzurechnen.

Befremdlich zwar und misstrauenerweckend wird es den meisten Philologen sein, daß in dieser Uebersetzung der Hexameter des Originals mit dem fünffüßigen Jambus vertauscht ist. Auch ich bin selbstverständlich der Ansicht, daß die Versform für ein poetisches Werk so wenig gleichgiltig ist, daß vielmehr der durch den Vers bedingte Stil nicht mehr Form, sondern Wesen einer dichterischen Schöpfung genannt werden muß: aber wer jenes Wieland-Frölich'sche Wagniß tadelt oder bedenklich findet, den möcht' ich auf zwei höchst bedeutsame Gründe, welche dies Wagniß rechtfertigen, aufmerksam machen. Schon Wieland und Frölich selbst machen in dem Vorwort zu ihren Uebersetzungen die unwillkürliche Bemerkung, daß der deutsche Hexameter für der Sermonen

musa pedestris zu prunkvoll und majestätisch sei, d. h. daß er einen vi^{ten} höheren, schwungvolleren Stil bedinge, als der lateinische des Original¹⁾. Wie könnt' es auch anders sein? In keiner Sprache fließt der Hexameter so leicht und zwanglos dahin, wie in derjenigen, die ihn zuerst gekannt, der griechischen; bei der unendlichen Formenfülle und der Biegsamkeit des homerischen Dialectes war es eben „keine Kunst gute Hexameter zu bilden, und jeder noch so einfache Gedanke schmeiß sich ohne Verzerrung und Künstelei in dies anmuthige Gewand. Daß denn auch der homerische Vers, dem seligen Leben der Götter vergleichbar, so leicht und heiter dahinfließt, daß Göthe mit Recht gemeint hat sein wundervoll einfacher Stil lasse sich deutsch nur durch rhythmische Prosa wiedergeben. Viel schwerer ward es den Römern, gute Hexameter zu bauen; die Starrheit der Formen gebot künstliche Verschränkung der Worte, mühevoller Absichtlichkeit und rhetorische Berechnung gab folglich der Redewendung etwas Gewähltes und Getragenes, und der lateinische Zwang der Form schuf so einen Stil, der an feierlicher Würde und Erhabenheit die homerischen Einfachheit weit hinter sich ließ. We aber vollends im Deutschen versucht hat, regelrechte und wohlklingende Hexameter zu schaffen, der weiß, welche Noth hier der Mangel an natürlich geschlossenen Formen und an Doppelkürzen bereitet; hier gilt es, sorgfältig zu wählen und so sehr die Bahnen gewöhnlicher Rede zu meiden, daß der Stil des deutschen Hexameters nothwendig prunkvoll und majestätisch wird¹⁾. Nur Eigensinn und Geschmacklosigkeit können leugnen, daß der deutsche Hexameter einen völlig andern Charakter trägt als der lateinische und vollends der griechische; dasselbe Metrum ist nicht allemal dasselbe in verschiedenen Sprachen. Sollte es also nicht gestattet, ja nothwendig sein, die Satiren und Episteln des Horaz deutsch in ein anderes Metrum zu übertragen? — Dazu kommt aber noch ein zweites, höchst wichtiges Moment. Die Kunstkritiker sind sich einig, daß der Hexameter in allen Sprachen das Metrum des ruhigen, ebenmäßiger streng objektiven Stils ist; der lateinische insbesondere, wie wir gesehen haben, trägt den Charakter feierlicher Würde. Ihm und dem durch ihn bedingten Stil genügt in wahrhafter Vollkommenheit das Pathos und die Farbenpracht des sinnig und langsam arbeitenden Virgil, weniger und auch in schwungvolleren Partien der elegante Ovid: aber für den weltmännisch-zierlichen, witzig-springenden, petillantesten Stil der horazischen Satiren und eines guten Theils seiner Episteln ist die strenge Ebenmäßigkeit und Würde des lateinischen Hexameters nicht die vollkommen natürliche und harmonische Form. Mit dieser Behauptung wird es mir zwar, fürchtlich, ergehen, wie dem Horaz mit seiner Verunglimpfung lucilischer Verse; aber ich kann nicht anders urtheilen: ich meine, daß Horaz, wenn er sich für diese Dichtungen der hergebrachten Form hätte entschlagen können, um eine jambische zu finden, sich nicht eine seinem geistreichen Wesen fremdartige Fessel auferlegt haben würde. Denn ist Horaz nicht witzig? bebt er nicht vor jeder systematischen Strenge zurück! vollführt er nicht mit prächtiger Leichtigkeit und Grazie die verwegensten Sprünge

¹⁾ So eben finde ich im deutschen Museum No. 4 eine kurze werbende Anzeige des Frölich'schen Horaz. Auch Prutz meint dort, der deutsche Hexameter trete zu feierlich und großartig auf. Wenn er dann aber fortfährt: „daß er dies freilich nicht zu thun braucht, das haben z. B. die Göthe'schen Hexameter längst bewiesen“ — so ist freilich mit Stolz zu preisen, daß der Stil in „Hermann und Dorothea“ eine homerisch hohe Einfachheit hat, aber dies doch eben auf Kosten der Verse, die holpericht zu finden man gerade kein Platan zu sein braucht.

Ich denke doch, ja! wer aber dies zugiebt, muß entweder meinem Tadel beistimmen oder aufhören, den Hexameter den heroischen Vers zu nennen. Wenn es demnach gerechtfertigt erscheint, daß eine deutsche Uebersetzung der Satiren und Episteln das Metrum des Originals aufgiebt, so kann weiter kein Zweifel darüber obwalten, daß die dem deutschen Gesprächston angemessene Versform der fünffüßige Jambus ist, wie ihn mit glücklichem Griff zuerst Wieland, dann, jedoch in sorgfältigerer und correcterer Art, Frölich für diese Uebersetzung angewandt hat. Man vergleiche die Wieland'sche und die Frölich'sche Arbeit mit allen hexametrischen Uebersetzungen: sie werden den praktischen Beweis von der Richtigkeit meiner theoretischen Argumentation liefern. In allen sich streng an die Form haltenden Horazübersetzungen, die ich kenne, bis auf die neueste Kirchner'sche herab, sind zuweilen einzelne Ausdrücke treffend übersetzt, viele Feinheiten mit bewunderungswürdiger Sorgfalt wiedergegeben, alles Salope sogar in Redewendungen und im Versbau gewissenhaft nachgeahmt: aber von horazischem Geist findet sich bitterwenig darin — man hat die Theile in seiner Hand, es fehlt leider nur das geistige Band. Damit will ich gelehrten und achtbaren Männern, wie Weber, Strodtmann, Kirchner, keinen Vorwurf machen — sie haben gewiß das Mögliche geleistet auf dem von ihnen eingeschlagenen Wege; aber wenn schon der lateinische Hexameter den lebendigen Muthwillen der horazischen Muse beengt, so ist vollends die strenge, großartige Würde des deutschen ein Gewand, das ihre anmutig spielende Art zu Tode schnürt. Dazu kommt nun noch, daß der moderne Geschäftston zur Zersetzung und Auflösung der straffen lateinischen Periode zwingt und schon dadurch eine größere Wortfülle, als die des Originals ist, hervorruft; wie sollt' es aber möglich sein, diese in die knappe Form des antiken Maaßes hineinzuzwängen, ohne wesentliche Feinheiten des Gedankens aufzugeben? — Indem dagegen Wieland und Frölich in ihrer leichten und gefälligen Form sich frei ergehen können, wird es ihnen möglich, die echte Uebersetzungstreue zu wahren; ihre Arbeiten liest man fast mit demselben Vergnügen wie das Original, ja! nicht selten erscheint der Gedanke des durch seine Form allzu sehr beengten Dichters bei ihnen erst völlig entbunden und von seinen Fesseln befreit.

Wie verhält sich nun aber Frölich's Uebersetzung zu der seines Vorgängers Wieland? Zunächst ist der Vers des ersteren regelrecht und klangvoll, während Wieland, überhaupt nicht Meister im Versbau, mit Bewußtsein sich nach seiner Bequemlichkeit gehen läßt; ein wesentlicher Vorzug der Frölich'schen Verse besteht aber darin, daß sie nicht, wie bei seinem Vorgänger so oft, die Sätze widerlich zerhacken, sondern in schönem Rhythmus stets ein abgemessenes Ganzes zu Ende begleiten. Stil und Sprache sind bei beiden im Ganzen untadelig; die größere Treue der Uebersetzung aber läßt sich von Frölich rühmen. Denn nicht nur giebt er die Nuditäten und jugendlichen Rohheiten des römischen Dichters derb und unverfälscht wieder, um, der Wahrheit die Ehre gebend, auch die faulen Stellen an der sonst so frischen und gesunden Erscheinung des Horaz offen darzulegen, sondern er vermeidet auch gewissenhaft jede ungehörige Einmischung moderner Gesichtspunkte und geistreicher Ideen: er will eben nicht einen Horaz geben, wie er unter uns hätte dichten können, sondern den antiken, diesen aber in einer Form, daß modernen Lesern klar werde, wie der alte Dichter in seiner Zeit und auf dieselbe gewirkt habe. Hierbei ist nur zu bedauern, daß Frölich, aus allzu großer Gewissenhaftigkeit, nichts von seinen Vorgängern hat entleihen wollen, woher es denn kommt, daß nicht nur manche witzige Pointen, die z. B. Wieland äußerst fein und treffend wiedergegeben hat, bei ihm zuweilen matt und stumpf werden, sondern daß auch an etwa 20

Stellen, die früher schon richtig übersetzt waren, bei ihm kleine Verbesserungen sich finden.

Ein großes wissenschaftliches Verdienst aber hat sich Frölich dadurch erworben, daß er den Gedankengehalt in Absätzen lichtvoll gruppiert und dadurch die Uebersicht über das architektonische Verhältniß der einzelnen Theile jedes Gedichtes wesentlich erleichtert, ja! hier und da erst möglich macht. Auch sind die Einwürfe fingirter Gegner fast überall sehr treffend und glücklich als solche bezeichnet, und gerade diese beiden Vorzüge sind es, um deren willen die Wissenschaft Herrn Frölich's seinem Takt und sicherem Urtheil zu großem Danke verpflichtet ist. In dieser Beziehung bedauere ich nur, daß auch Sat. 1, 4, 81—85 die berühmte Stelle *Absentem qui rodit etc.* von Frölich ebenso wie von allen andern Auslegern und Uebersetzern als emphatischer Ausruf des Bern gefaßt worden ist und nicht vielmehr als gegen ihn selbst gerichtete Denunciation von Seiten seines Gegners. Und doch kann, wie mir scheint, für eine genauere Betrachtung gar kein Zweifel über das rechte Verhältniß übrig bleiben. Das Komma, das unter allgemeinem Beifall Döderlein auf der Altenburger Philologenversammlung vor *amicum* setzte, will ich von vorn herein sehr gern adoptiren, freilich nicht, um dadurch die Moralität des Horaz zu Hülfe zu kommen, sondern aus dem sehr nicht ternen und äußerlichen, aber bei einem gefeiltten Dichter wie dem unsern nicht unwichtigen Grunde, daß in den vier übrigen Relativsätze dieser Periode niemals *qui* voransteht, daß also die Concinnität fordert, zu verbinden *amicum qui non defendit etc.* Betrachten wir nun aber die so interpungirte Stelle in dem Zusammenhange, den alle Aulger ihr anweisen. Der Gegner sagt: „Du bist hämisch und schadenfroh und aus purer Schlechtigkeit verletzest du.“ Worauf Horaz mit Ueberlegen erwidert: „Woher nimmst du diesen Vorwurf gegen mich? kannst du dich dafür auf einen meiner Freunde berufen? (Ja!) Wer einen Abwesenden durchhechelt, wer einen Freund nicht gegen fremde Angriffe vertheidigt, wer auf das Hohngelächter der Leute und auf den Ruf ein Witzboldes erpicht ist, wer Dinge, die er nicht gesehen, erdichtet hat und Anvertrautes nicht verschweigen, der ist schwarz, vor dem solltet ihr Römer, dich hüten. (Aber solcher Fehler kann mich doch Niemand zeihen)“ — und hierauf geht er über zu der Betrachtung, wie man gegen Andere nachsichtig sei, ihn aber wegen seines harmlosen Spottes unbillig beurtheile. In der That! das ist ein Gedankengang, über dessen burschen Sprünge wohl nur die Vorliebe für den scheinbaren sittlichen Unwill der Phrase *absentem qui rodit etc.* täuschen können. Denn zunächst würde doch Horaz gar nicht umhin gekonnt haben, den von mir in Klammern ergänzten Gedanken: „Aber solcher Fehler kann mich doch Niemand zeihen“ mit auszudrücken, wie er das in einem ähnlichen Zusammenhange v. 101 thut. Sodann welche komische Widerlegung des gemachten Vorwurfes hämischen Wesens würd' es sein, wenn er dagesagte: „Wer einen Abwesenden durchhechelt — der ist schwarz“, wie durchaus unvermittelt würde sich daran v. 86 anschließen. Auch der Inhalt des edel klingenden Gemeinplatzes paßt so wenig in den Mund des Horaz, daß er ihm vielmehr das Stempel der Schamlosigkeit aufdrücken würde; denn wie? wenn Horaz auch nur einen Rosillos Gargonius geißelt, darf er dann mit Entrüstung rufen: *absentem qui dicit, hic niger est* —? nachdem er einen guten Theil der Epoden und zweite Satire geschrieben hatte, durfte er dann, ohne zu erröthen, brüsten: *solutos qui captat risus hominum famamque dicaris, hic niger est* —? Und wie oft hat er nicht, wenn auch nur im Scherz, Ungehöriges fingirt! wie oft nicht, und wär' es auch nur in der 9ten Satire Privatgespräch mit dem Zudringlichen, Anvertrautes ausgeplaudert!

nag, ich glaube erwiesen zu haben, daß die Worte *absentem* — *caveto* nicht eine mit Unwillen von Horaz auf einen ihm gemachten Vorwurf gesprochene Erwiderung enthalten können; versuchen wir es denn mit der andern Auffassung: „Du bist hämiach“, sagt der Gegner. „Wie begründest du diesen Vorwurf?“ fragt der Dichter. „Ei“, erwidert jener, „wer Abwesende durchhechelt (wie du), wer einen Freund nicht gegen fremde Beschuldigungen vertheidigt, wer auf Spottgelächter der Menschen und auf den Ruf eines Witzboldes ausgeht, wer Ungesehenes erdichten, Anvertrautes nicht verschweigen kann, der ist schwarz, vor dem sollst du, o Römer, dich hüten.“ — „Nun“, vertheidigt sich Horaz, „wenn bei einem fröhlichen Gelage Jemand die tolle Laune sprudeln läßt und Keinen verschont, so gilt er für einen artigen und jovialen Kameraden, mich aber beurtheilst du so unbillig!“ — Hier ist, wie mich dünkt, vernünftiger Zusammenhang; und wer will leugnen, daß zu jeder einzelnen der allerdings weit übertreibenden Anklagen Horaz in seinen Schriften irgend welche Veranlassung gegeben habe? Aber der Beweis für die Richtigkeit meiner Auffassung läßt sich fast mit mathematischer Sicherheit führen aus v. 91. Hier nämlich wäre der Ausdruck *infesto nigris* „dir, dem Haarer der Schwarzen“ unmotivirt und deshalb als singulärer Ausdruck ungereimt, wenn nicht der Gegner vorher den Dichter als *niger* denunziert hätte. Auch v. 100 enthält eine Replik auf des Gegners Stichwort.

Aber zurück zu Frölich's Uebersetzung, deren weiteres bedeutendes Verdienst darin besteht, daß, weil er mit offenem unbefangenen Blicke den Zusammenhang jedes Gedichtes überschaut, er nicht selten die schlagend richtige Erklärung einzelner dunkler Stellen giebt. So zu Epist. 1, 13, 10 *Viribus uteris per clivos, flumina, lamas* bringt noch Krüger, im Mißverständniß den früheren Auslegern folgend, die Paraphrase: „Lafe so an der erforderlichen Anstrengung auf dem Marsche nicht fehlen, um dich nach Rom durchzuarbeiten.“ Welche wunderliche Ermahnung, einem Boten nachzurufen: „Aber arbeite dich auch durch!“ — Frölich dagegen hat die concessive Bedeutung des Verses klar erkannt, indem er übersetzt: „Gebrauche deine Kräfte immerhin, Um über Hügel, Fluß und Sumpf zu kommen; Bist du jedoch am Ziele angelangt, So mußt du dein Gepäck mit Anstand halten.“ Natürlich, der ungeschlachte Bote soll unterwegs den Spielraum für seine plumpen Kräfte haben, aber vor Augustus sein Päckchen zierlich präsentiren. Ebenso v. 8 in derselben Epistel ist *clitellae* sehr richtig auf das zu überbringende Packet selbst bezogen; dieses wird sein Sattel genannt, indem Vinus *Asella*, selber der Esel, von dem hier die Rede ist, es an Riemen über Nacken und Schultern gehängt hat. An einen wirklichen Esel, auf dem der Bote reite, ist es nicht zu denken; Vinus geht zu Fuß. — Um endlich von Frölich's sicherem Takt in Bezug auf die Verbindung und Interpunction der Sätze ein Beispiel anzuführen, so vergleiche man Sat. 1, 1, 38 seine Uebersetzung, in welcher *cum te* richtig auf das Vorübergehende bezogen wird, mit Kirchner's Interpunction. Dieser verbindet *cum te neque servidus aestus* als Vordersatz mit dem nachfolgenden *quid juvat etc.*

Daß trotzdem manche Stellen, an denen selbst Bentley's Scharfsinn und Kirchner's Fleiß und Gelehrsamkeit gescheitert sind, auch in Frölich's Uebersetzung ihre Erledigung nicht gefunden haben, versteht sich von selbst und kann also diesem verdienstlichen Werke nicht zum Vorwurf gereichen. Wenigstens einer von jenen Stellen jedoch glaube ich einiges Licht bringen zu können; es sei mir deshalb erlaubt, sie zum Schlusse dieser Besprechung, damit der Recensent doch nicht bloß loben oder tadeln, so gut ich vermag, kurz zu beleuchten.

Sat. 1, 1, 88 übersetzt Frölich nach Heindorf's Lesart, die nur von sehr wenigen Handschriften verbürgt ist, *ac si cognatos etc.*, so daß

operam perdas von dem ersten *si* v. 87 abhängend ist, in den von *miraris* aber abhängig eingeschoben sich findet *si cognatos retinere* aber wäre ihrer Undeutlichkeit halber unerbötlich könnte anders als *si cognatos etc.* durch *ac* nicht hindern. Dazu wäre der zu dritt eingeschachtelt *quos tibi dat* durchaus müßig. Bei weitem der dorfischen Erklärung verdient diejenige Benignatos liest, oder die auf ganz denselben (Kirchner's, der mit Recht die besser beglaubten Neueren den Satz ironisch: „Du würdest die ohne dein Zuthun die Natur dir giebt (und erhalten könntest), dir als Freunde erhalten wollt schwenden, wie Einer, der einen Esel lehren ten.“ Gegen diese Erklärung aber hab' ich erstlich würde *infelix* neben *operam perdas* da ja nichts anderes heißen könnte als „in deine eine Bedeutung, die noch dazu schwerlich aus den kann; zweitens aber — und dies ist die der ironischen Bedeutung von *operam perdas lum etc.* so wenig passen, daß, wenn Horaz verstanden hätte, er sich eine schlimme Geschick den kommen lassen. Denn die ironische Wen Nachdruck auf das in der entgegengesetzten E hier auf *perdas* (womit gemeint wäre: „du wirst belohnt sehen“), und duldet nicht, daß durch merksamkeit davon abgelenkt werde; die Ironie Sätze, scharfe Pointen. Ich meine, man kann wie hier durch die schleppende Vergleichung ironisch gemeinten *operam perdas* die Spitze Horaz hat ja selber durch das vorausgegangen den Weg zur richtigen Erklärung gewiesen. Aus der Seele des *avarus* heraus gesprochen (meinst du) wenn du krank wirst, so hast du worauf mit schneidendem Hohn der Dichter *salvum te volt etc.*: gerade so läßt er auch v. letzten verzweifelten Einwurf erheben: „Aber Verwandten, die ohne dein Zuthun die Natur erhalten wolltest, so würdest du natürlich, wenn hoffen, doch leichtes Spiel haben.“ Den Nachter durch die Form der Aposiopesis unausgesprochen höhnende Entgegnung dafür hinzuwerfen: „Krankdrängnis, in Unglück, so würdest du so gewenn Jemand einen Esel dressiren wollte, sch brauchen also nur nach *amicos* einen Gedanken zudeuten, daß der im Sinne des *avarus* zu gedrückt ist, wofür denn mit einer unerwarteten Dichters folgt. Daß mit dem *at* ein aus dem gemachter Einwurf hinlänglich markiert ist und „meinst du“ gar nicht etwa durch ein *inquis* kann zumal nach Seyffert's ausgezeichnete p. 139) als bekannt vorausgesetzt werden. — über den vorhergehenden v. 87 erlaubt. Keine den Ausgaben läßt sich herab, die Conjunctive erklären, und doch ist der erstere sehr auffallend

nich durchaus räthselhaft. Denn Horaz drückt es ja nicht als Gedanken des *avarus*, sondern objectiv als ganz gewiß aus, daß der Habsüchtige die Liebe nicht verdient. Ein weiteres Bedenken liegt in dem, einen Gegensatz herausfordernden, *cum tu*: nach dem Vordersatz „da du dem Geld alles hintansetzest“ sollte man erwarten: „wie kannst du dich wundern, wenn auch andere das thun?“ Daß hiervon aber nichts in der gewöhnlichen Lesart liegt, ist klar. Daher vermuthete ich längst, daß zu lesen sei: *Si nemo praestat, quem non mercaris, amorem*; dadurch wird die grammatische und die sachliche Schwierigkeit gehoben. Zu meiner Freude seh' ich jetzt aus Kirchner's Ausgabe der Satiren, daß mehrere sehr achtbare Handschriften meine Conjectur bestätigen.

Nun aber genug. Ich hoffe, dargethan zu haben, daß Frölich's Uebersetzung, die auch meinen Horazstudien einen neuen Impuls verliehen hat, nicht nur den Laien hochwillkommen sein muß als echte und treue Dolmetscherin der geistreichsten Muse des Alterthums, sondern daß sie auch, trotz kleiner philologischer Mängel, wegen ihrer durch hellen Blick und Feinsinn vermittelten wissenschaftlichen Resultate in hohem Grade die Beachtung der Gelehrten verdient. Ich schliesse mit dem Wunsch, daß der geehrte Herr Uebersetzer noch recht viele so treffliche Gaben den Gelehrten und den Gebildeten darbringen möge.

Plön in Holstein.

Heinrich Keck.

XI.

Aufgaben zu Lateinischen Stilübungen. Mit besonderer Berücksichtigung von Krebs' Anleitung zum Lateinschreiben und von Zumpt's, Schulz's und Feldbausch's lateinischen Grammatiken und mit Anmerkungen versehen von Karl Friedrich Süpfle, Großherzogl. Hofrath und Professor am Lyceum zu Karlsruhe. Zweiter Theil. Aufgaben für obere Klassen. Siebente verbesserte Auflage. Karlsruhe, 1855. Druck und Verlag von Ch. Th. Groos. VIII u. 392 S. 8.

Kurz nach dem Erscheinen der siebenten Auflage des ersten Theiles der lateinischen Stilübungen von Herrn Süpfle — vgl. unsere Anzeige in dieser Zeitschrift Jahrg. IX. S. 200 — machte sich auch die vorliegende siebente Auflage des zweiten, von demselben Herausgeber verfaßten Theiles nöthig. Ehe Ref. zur Mittheilung weniger und unbedeutender Bemerkungen zu diesem Cursus übergeht, kann er nicht unerwähnt lassen, daß das Eigenthümliche dieses Theiles ebenso wie bei dem ersten in der gleichmäßigen Verbindung streng grammatischer Aufgaben mit freien Übungsstücken besteht, ein Umstand, der beiden auch in anderer Hinsicht trefflichen Büchern so weite Verbreitung verschafft hat. Die erste Abtheilung enthält von S. 3—108 zusammenhängende Aufgaben über bestimmte Regeln: Vom Gebrauch der Modi: Indicativ und Coniunctiv. Von den Coniunctionen und den Relativwörtern in Beziehung auf die Modi. Von den Fragesätzen. Vom Jussiv und Imperativ. Vom Infinitiv und den Gerundien. Von der Coniunction: daß. Von der indirecten Rede. Von den Supinen. Von den Participien. Die zweite Abtheilung bringt

freie Aufgaben, größtentheils aus der griechischen und römischen Literatur, doch fehlt es nicht an Aufgaben anderen Inhaltes, so No. 173–188 über die Jungfrau von Orleans. Der Inhalt ist überall anziehend und belehrend; ein fester christlicher Glaube thut sich oft und wohlthun dem Leser kund.

Die große Sorgfalt, die der Herr Verf. gewohnterweise auf die neuen Auflagen seiner Bücher verwendet, ist auch in dem vorliegenden Buch sehr oft ersichtlich in Beziehung auf Inhalt und Form. Eine immer größere Verbreitung wird daher auch diesem so zweckmäßigen und bildenden Theile sicher nicht fehlen.

Einige Bemerkungen, die Ref. zu machen Gelegenheit hatte, mögen hier Platz finden. No. 13, 13 *prae*, also wie *παρά*. Xen. Mem. 1, 4, 14 *παρά τὰ ἄλλα ὥς ὅτι ἀνθρώποι βιοτεύουσιν*. Ref. macht diese Bemerkung, weil er zu seiner Freude gesehen hat, daß der Verf. öfters die griechische Sprache in Vergleich zieht. No. 16, 7 u. 9. Vgl. No. 4, 10 u. 7, 5. No. 17 a. E. soll wohl heißen: vielfältig. Dabei konnte vor *multifarius* gewarnt werden. No. 18, 8 wohl passivisch. No. 20, 5. Vgl. 19, 16. No. 25, 13. Vgl. 13, 14. No. 36, 6 würde ein Beispiel noch nützlicher sein. Caes. b. g. 4, 17: *difficultas proponebatur propter multitudinem, rapiditatem altitudinemque*. Damit wäre zu vgl. Caes. b. g. 1, 1. No. 44* auch Xen. Mem. 2, 1, 28. No. 49, 5. Vgl. 7, 5. No. 52, 4 u. 5 ist kaum einige Mal dagewesen. No. 54, 1. Vgl. 34, 4. No. 54, 16: Caes. b. g. 2, 27: *in extrema spe salutis virtutem praeniternat*. No. 60, 6 konnte auch auf 2, 6 verwiesen werden. No. 60, 13 konnte etwas weiter gefaßt werden: Gewisse Hilfsverba (phraseologische Verba) wie: „müssen, dürfen, brauchen, lassen und wissen“ werden im Lateinischen oft nicht übersetzt, sondern liegen schon im Verbum, so *me ipse consolari* ich weiß zu trösten, *doleo* ich muß bedauern.

Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr schön; Druckfehler finden sich selten, so No. 9, 15; No. 32, 1.

Sondershausen.

Hartmann.

XII.

Bibliothek gediegener und interessanter französischer Werke. Zum Gebrauche höherer Bildungsanstalten ausgewählt und mit den Biographien der betreffenden Classiker ausgestattet von Dr. Anton Göbel, Gymnasial-Oberlehrer. Münster, Theissing'sche Buchhandlung. 12.

Der Umstand, daß diese „Bibliothek“ im Prospect ihr Erscheinen durch die Unzulänglichkeit der Chrestomathien rechtfertigt, veranlaßt uns, einige Worte über diesen Gegenstand zu sagen.

Die Lectüre der Classiker eines fremden Volkes hat einen doppelten Zweck. Einerseits soll der Schüler die Form der fremden Sprache sich aneignen, andererseits aber sollen Inhalt und Form zusammen denselben dahin führen, daß er bedeutende Gedanken großer Schriftsteller in sich aufnimmt, mit den Eigenthümlichkeiten der Verfasser auch den Geist ihrer Nation auffaßt und so die persönlichen und nationalen Eigenthümlichkeiten

n seiner selbst auszubilden und zu ergänzen in Stand gesetzt wird. So lange der erste Zweck Hauptsache ist, mögen Chrestomathien ausreichen und nach Ueberwindung der Anfangsgründe der betreffenden Sprache nützlicher sein als solche Übungsbücher, die sich überall an bestimmte Paragraphen der Grammatik anlehnen. Sobald aber der zweite Zweck Hauptsache wird — und das wird er unseres Bedünkens bei einer neuern Sprache eher, als bei einer alten —, reichen die von den Chrestomathien abgetrennten Stücke nicht mehr aus. *Ex ungue leonem* sagt zwar das Sprichwort, aber aus der Krallen kann doch nur derjenige auf den Löwen schliessen, der ihn sonst schon kennt. Wer möchte z. B. zugeben, dass man aus den beiden ersten Kapiteln der *considérations* von Montesquieu, oder aus dem dritten Kapitel des *esprit des lois* ein Urtheil über die eigenthümlichen Vorzüge dieser Werke gewänne, und doch gibt die 1 ihrer Art gewiss vortreffliche Chrestomathie von Mager nur die bezeichneten Stücke. Sie kann des Raumes wegen nicht mehr bieten und ist damit aus Montesquieu mehr aufgenommen, als andere Sammlungen. Durch solches Stückwerk kann im Einzelnen unmöglich dem von der höchsten Behörde in der letzten Zeit noch ausgesprochenen Streben nach Concentration des Unterrichts gedient werden. Freilich die Abwechslung ergötzt: heute liest man Voltaire, morgen Chateaubriand, den andern Tag Cicero, den andern Tacitus; daher zum Theil die große Vorliebe für Chrestomathien. Unsere Schüler lernen daraus von tausend Dingen und Schriftstellern etwas, aber kein einziges Werk, keinen Schriftsteller gründlich kennen, sie werden verleitet zu Urtheilen, die vorschnell, so nicht dunkelhaft genannt werden müssen, weil sie ohne Kenntniss des Ganzen abgegeben werden. — Es sei uns erlaubt, kurz auf einen Ausspruch Göthe's zurückzukommen, welcher der Sammlung von Ideler und Nolte als Motto vorangedruckt ist. Es heisst (Dichtung u. Wahrh. Schiller-Ausg. in 40 Bdn. XXII. S. 54): „Was man auch gegen solche Sammlungen sagen mag, welche die Autoren zerstückelt mittheilen, sie rufen doch manche gute Wirkung hervor. Sind wir doch nicht immer so gefasst und so geistreich, dass wir ein ganzes Werk in uns aufzunehmen vermöchten. Streichen wir nicht in einem Buche Stellen an, die sich unmittelbar auf uns beziehen? Junge Leute besonders, denen es an durchgreifender Bildung fehlt, werden von glänzenden Stellen gar löblich aufgeregt.“ Abgesehen davon, dass Göthe hier solchen Sammlungen nur so fern gute Wirkungen beilegt, als wir nicht immer gefasst und geistreich genug sind, um ganze Werke in uns aufzunehmen, als es ferner an Lesern an durchgreifender Bildung fehlt, abgesehen davon, spricht Göthe diesen Gedanken aus mit Rücksicht auf Dodd's *beauties of Shakespeare*. Eine derartige Sammlung, die zwar Stücke bringt, aber doch nur solche, die demselben Schriftsteller angehören, ist weit verschieden von Ideler und Nolte's Chrestomathie und allen ähnlichen. Der Dichter setzt hinzu gerade mit Rücksicht auf Shakespeare: „Jene herrlichen Eigenheiten, die großen Sprüche, die trefflichen Schilderungen, die humoristischen Züge, Alles traf mich einzeln und gewaltig“. Er griff dennoch sofort zum ganzen Shakespeare, als Wieland's Uebersetzung ihm dieselben zugänglich machte. Gerade Göthe zeigt uns, wie man durch Auffassung einzelner aber ganzer Individualitäten fremder Litteraturen in der Bildung gefördert wird, und er hätte wohl am allerwenigsten den unten Lappen der Chrestomathien dem einheitlichen Gewebe einer ganzen Schrift vorgezogen.

Erachten wir demnach unter dem angegebenen Gesichtspunkte die Chrestomathien für unzweckmässig, so verkennen wir andererseits die Nothwendigkeit einer solchen Sammlung für den Unterricht in der Litteraturgeschichte, sowie für den in der Rhetorik und Poetik nicht. Allein was den

anges und ohne Textveränderung vorgenommen werden konnte. Das Buch wird besonders für die Geschichte des 4ten Jahrhunderts vortreffliche Dienste leisten. Denn „die großartigen Erscheinungen der Völkerwanderung, die Kämpfe der germanischen Stämme mit den Römern, das letzte Ringen des griechisch-römischen Heidenthums mit der Religion des Sohnes Gottes, das mächtige Walten eines der größten Herrscher, so die Geschichte kennt, — das Alles wird uns mit historischer Treue und Bründlichkeit, sowie in den lebendigsten und frischesten Farben geschildert.“ Ueber den Stil Fléchier's sagt La Harpe (*cours de littér.*): *L'esprit, l'élégance, la pureté, la justesse et la délicatesse des idées, une diction ornée, fleurie, cadencée, telles sont les qualités distinctives de Fléchier.* Wir setzen auch eine Stelle hierher aus Baron (*Résumé de l'hist. de la litt. franç.*): *Fléchier mérite d'être soigneusement étudié surtout par les jeunes gens pour la régularité de ses plans, le soin qu'il met à donner de la valeur aux plus petits détails, la pureté continue de sa diction, la singulière propriété de son expression souvent pittoresque, et l'harmonie tantôt brillante et gracieuse, tantôt grave et imposante de ses périodes.* Damit scheint das Buch hinreichend empfohlen.

2. *Histoire de Charlemagne par Capefigue.*

Der Natur der Sache nach eignet sich von den drei gegenwärtig bestehenden Schulen der französischen Geschichtschreibung weder die rationale noch die fatalistische für die Schule in dem Grade, wie die descriptive. Die wenigsten unserer Schüler sind im Stande, Guizot's großartige Consequenzen zu fassen wegen Mangel an durchgreifend historischer und philosophischer Bildung; die Fatalisten, wie Thiers, dürften nur mit großer Vorsicht gelesen werden, und mit Recht sprach sich noch vor Kurzem in dieser Zeitschrift Herr Regierungs- und Schulrath Landfermann gegen Mignet's in Schulen vielgelesenes Werk *histoire de la révolution* aus. Die beschreibende Schule hat ihre Mängel, auch Capefigue, und zwar dieser um so mehr, da seine außerordentliche Fruchtbarkeit ihm schaden mußte. Nicht selten vermisst man bei ihm Gründlichkeit des Urtheils und eingehendes Studium des Einzelnen. Dieser Mangel muß natürlich am ehesten in der Behandlung der Thaten der Culturgeschichte zu Tage treten. Nun aber liegt uns statt des umfangreichen Buches von Capefigue nur ein kleines Bändchen vor, worüber der Herausgeber sich folgendermaßen äußert: „Die weitläufige Geschichte von Carls Vorgängern, die speciellen Untersuchungen über den Zustand des Handels, der Industrie, der Künste und Wissenschaften in jenen Zeiten, die Mittheilungen über die altfranzösischen Ritterromane, die ausführlichen Besprechungen der carolingischen Gesetze, der Verfassung, des Rechtswesens — —, dieses und vieles Andere hat der Herausgeber weggelassen und nur das beibehalten und einfach zusammengestellt, was zum Leben des großen Carl selbst gehört.“ Demnach bleibt uns die Darstellung der einfachen geschichtlichen Thaten in dem der Schule und vorzüglich Capefigue eigenen brillanten Stile. Und mit dieser Zusammenstellung ist der Schule ein wirklicher Dienst geleistet. Die Wichtigkeit dieser Lectüre für die historische Bildung liegt am Tage.

3. *Histoire de la première croisade par Michaud.*

Auch Michaud gehört der *école descriptive* an. Sein bedeutendstes Werk neben der *Histoire des progrès et de la chute de l'empire de Mysore* ist das, woraus Herr Göbel den ersten Theil hat abdrucken lassen:

histoire des croisades. Alle Urtheile stimmen Werk in die Reihe der besten Erzeugnisse sein Darstellung steht noch höher als die Capel Kritiker, der den Tadel nicht verschweigt (*M chaud, dont la marche est majestueuse dans les hommes et les choses se mouvoir et saient — Son style est pur, élégant, hécarts du génie, à-la-fois blâmés et admir*). Geschichte wäre wohl wichtiger zugleich und züge, und unter ihnen besonders der erste.

4. *Mort de Louis XVI par Lamar*

Wenn die Zeitungen Recht haben mit d tne darauf aus sei, seinen Ruhm zu verni Walter Scott, schreibe, um seinem zu Grunde zubelfen, so veründigt dieser Schriftsteller si Fähigkeiten sind und was sie zu Stande brin nutzt, beweist aufser seinen poetischen Wer dins, über deren Bedeutsamkeit nur eine Sti gende Bändchen bietet aus diesem ebenso ele historisch treuen Buche den für die Schule den Tod Ludwigs XVI., also den Mittelpunk tion. Wenn auch weniger lehrreich, als die doch auch dieses besondern Nutzens nicht er

II. Belletristisc

Zwar hat die Belletristik offenbar geringer wissenschaftliche Darstellung, in der Schule alt werden — weshalb wir auch der ersten ur Bibliothek das Prognosticon größerer Verbr len möchten —, indessen darf man sich auch dem Inhalte nach leichtere Lectüre nicht nur terrichts angemessener, sondern auch als E schäftigungen sehr geeignet ist. Leider verfa die verwerfliche Romanlitteratur, leider gibt e frivolen und lasciven Helden von Dumas, f kennen, als die Umgebung Agamemnons. I genzuarbeiten, daß man den jungen Leuten Hand giebt und ihnen Geschmack daran beib punkte aus halten wir auch den Gedanken, e bliothek zu liefern, für sehr zeitgemäße.

5. *Choix de nouvelles du XIX siècle*.

Die erste Nouvelle ist *l'ours de la Maladi* dem als Mitglied der Academie in Paris lebe trauriges Schicksal bekannten Dichters Gabri dige, spannende und schön stilisirte Erzählv vellen von Bouilly, den seine schönen Jugi dienten Ruf erworben haben. Die erste: *Ba la Loire* ist besonders interessant des geschil andere: *l'étoile polaire* ist fesselnd und elega hergehende. Ferner enthält das Bändchen di

in thien (Mager, Plötz u. a.) bekannte Erzählung von Xav. de Maistre: *le lépreux de la cité d'Aoste*, die ergreifende Darstellung der Leiden eines Unglücklichen. Den Schluss macht eine Erzählung von dem als Maler wie als Schriftsteller gleich geschätzten Töpfer: *le grand Saint-Bernard*.

6. *Histoire d'Aladdin, ou la lampe merveilleuse. Conte arabe traduit par Ant. Galland. Edition soigneusement épurée par un Abbé français.*

„Was sich in unserm Aladdin, wie das leider nur zu häufig in dem morgenländischen Märchen der Fall ist, Unpassendes für das jugendliche Alter fand, ist hier sorgfältig ausgeschieden worden, so daß die gegenwärtige Ausgabe nicht nur eine unterhaltende, sondern auch eine wahrhaft bildende Lectüre in der reinsten und edelsten Sprache darbietet.“ Die Vorzüge der Galland'schen Uebersetzung von 1001 Nacht sind anerkannt; sie trifft, wie kaum eine andere, den Ton des Erzählers. Dazu ist gerade Aladdin eins jener Märchen, die, zwar fremden Ursprungs, bei uns Deutschen eine neue Heimath gefunden haben.

Das 7. Bändchen: *Choix de Contes et de Récits (par de Chézy, Thierry, Gebr. Legouvé, Nodier, Walsh, Souvestre)* soll in den nächsten Tagen ausgegeben werden, das 8.: *Nouvelles pittoresques*, das eine lebhaft Veranschaulichung von ethnographischen und geographischen Verhältnissen bezweckt, ist unter der Presse. Bändchen 9—12 werden die III. Abtheilung bilden und Oratorisches enthalten. Sie werden im Laufe des Jahres erscheinen.

In gleicher Ausstattung erschien:

Histoire d'Alexandre le Grand par Rollin.

Rollin ist zu bekannt, als daß es geeignet scheinen könnte, an dieser Stelle noch etwas zu seinem Lobe zu sagen. Der Herausgeber schied aus der *histoire ancienne* diese Biographie aus mit Weglassung weit-schichtiger Digressionen und ungeeigneter Stellen, und nach richtigen pädagogischen Rücksichten theilte er das Ganze in eine Reihe von Kapiteln ein. Auch ist ein Verzeichniß der Hauptquellen, die Rollin für die Geschichte Alexanders benutzt hat, beigelegt.

Fassen wir nun zum Schluss die empfehlenswerthen Seiten dieser Sammlung kurz zusammen.

1) Sie bietet in nicht zu einseitiger Auswahl von klassischen Schriftstellern etwas Ganzes, jedoch so, daß alles Unpassende ausgeschieden ist.

2) Sie gibt statt abgenutzter und bekannter, vielfach wegen fabrikmäßiger Uebersetzungen den Zweck verfehlender Werke Neues und Interessantes.

3) Sie liefert, wenigstens in der ersten Abtheilung, eine dem geschichtlichen Unterrichte sich anschließende und denselben ergänzende Lectüre.

4) Sie eignet sich vortreflich für die Privatlectüre der Schüler. Auf diesen Punkt machen wir ganz besonders aufmerksam, da es gar häufig vorkommt, daß gerade in dieser Beziehung ein Mangel fühlbar wird.

5) Endlich zeichnet sie sich aus durch eine sehr schöne Ausstattung und billigen Preis. Von Seiten des Herausgebers bieten die Bändchen: als Einleitung litterarhistorische Einleitungen, kurz aber ausreichend, meist mit einer Würdigung der schriftstellerischen Leistungen des

betreffenden Autors; zum Schluß geographische und geschichtliche Erläuterungen in alphabetischer Ordnung. Für die dritte Abtheilung sind auch französische Noten versprochen. Der Verleger hat die „Bibliothek“, was Papier und Druck angeht, elegant ausgestattet, und dadurch sich sie von vielen andern Schulbüchern vortheilhaft ab. Die angezeigte Zahl der Druckfehler könnte zwar um einige vermehrt werden, ist aber trotzdem so gering, daß die Ausgabe andern gegenüber sehr correct genannt werden kann. Der Preis ist billig: ein Bändchen von 260 Seiten 8 Ngr. andere zu 5, 6 Ngr. Nach dem Prospect soll die ganze Sammlung so viel kosten, als die Beschaffung einer ordentlichen Chrestomathie.

Somit wünschen wir dem Unternehmen guten Fortgang und glauben den Dank unserer Herren Collegen zu verdienen, indem wir diese Sammlung ihrer Aufmerksamkeit empfehlen.

Emmerich.

Cramer.

XIII.

Die deutsche Geschichte. Ein patriotisches Lehr- und Lesebuch für höhere Bürgerschulen Preussens. Von Ludwig Bender, Rector zu Langenberg. Essen, Bädeker. 1855. 216 S. gr. 8.

Dem Verf. schien es, als ob wir noch kein genügendes Buch besäßen, welches die vaterländische Geschichte für die Jugend passend darstellte, ohne freilich anzugeben, in welchem Verhältnisse seine Arbeit zu den Büchern von Kohlrausch, Duller u. A. stehen soll. Die vaterländische Geschichte, meint er mit Recht, müsse der Jugend bekannt sein, aber wie wenig stichhaltig der Grund gegen die Bevorzugung der alten Völker ist, daß diese doch schon längst von dem Schauplatze der Welt verschwunden seien, während unsere Nation noch lebe, das will ihm bei weiterem Nachdenken wohl einleuchten. Als Hauptaufgabe seines Buchs bezeichnet der Verf. diese, deutschen Nationalstolz zu pflanzen, mit und zu dem Streben, in sich und seinen Landsleuten die wahre nationale Herrlichkeit zur Entfaltung zu bringen, dessen (!) ächten christlichen Patriotismus zu fördern. Ob das alles Jedermann klar ist, möge zu bezweifeln sein. Zum Andern will der Verf. nachweisen, wie es gekommen ist, daß Deutschland sich in so viele Staaten getheilt hat, und denen jeder seine eigenthümliche Aufgabe zum Gedeihen des Ganzen lösen habe. Hier sei von vorn herein bemerkt, daß man über diesen Punkt vergebens Aufschlüsse in dem Buche suchen wird. Endlich will der Verf. besonders die preussische Geschichte berücksichtigen; die Aufgabe hat er erfüllt.

Zweitens aber soll diese deutsche Geschichte zugleich Lehr- und Lesebuch sein. Hier soll nun einerseits nur das Wichtigste, das, was jeder gebildete Deutsche wissen muß, geboten werden, andererseits aber auch ein interessanter Lesestoff. Wie diese schwierige Aufgabe zu lösen zu darüber ließe sich manches Wort reden; daß sie aber so nimmer gelöst werden kann, wie es der Verf. sich gedacht hat, das wird Jedem einleuchten, der irgend eine Seite des Buches aufschlägt, denn die dünnen Skizzen, die uns begegnen, können nimmermehr durch die hier und gar voll tönende Sprache, durch etliche prächtige Beiwörter oder zu

setzte Verse zu einer lebensvollen, die Jugend ergreifenden und fesselnden Darstellung werden. Denn, wie sich der Verf. selbst ausdrückt, „es war ihm geboten, allen Luxus (!) in Thaten, Namen und Jahreszahlen zu vermeiden und nur das zu geben, was wirklich gelernt (!) werden muß.“

Eine Eigenthümlichkeit hat das Buch noch, die wir besonders hervorheben müssen. Wie schon bemerkt, so hat hier und da der Verf. Gedichtstellen eingelegt, um „ausgezeichnete Männer und Ereignisse zu veranschaulichen und dem Gemüthe näher zu bringen“. Wären ganze Gedichte ausführlichen, lebendigen Darstellungen angehängt, so wäre dagegen nichts zu erinnern; indess hier folgen auf die skizzenhaften Erzählungen oft zwei, drei Verse, deren Eindruck dann kein erhebender, sondern eher ein komischer ist. So ist in fünf Zeilen Konradins Gefangennahme und Tod erzählt, und daran hängen sich die Schwab'schen Verse:

„Wirf einen Schleier um, o Sonne!
Der letzte Staufer ist nicht mehr!“

Und welche Erhebung liegt in den der Krönung Napoleons angehängten Versen:

„Er bürstete die Fürstenkinder
Und fürstete die Bürstenbinder“?

Als Anhang folgen einige vollständige patriotische Lieder; sollte eine zweite Auflage des Buches nothwendig werden, so machen wir den Verf. darauf aufmerksam, daß, falls er diesen Theil ausführlicher behandeln will, er die, wie es scheint, ihm nicht bekannte Borussia von Lehmann nachsehen möge.

Die Eintheilung des Stoffes ist diese, daß S. 1—6 die deutschen Urzustände darstellt, worunter die Religion, Lebensweise, Stammeintheilung, Berichte des Tacitus in der Germania begriffen sind. Nach dieser Darstellung der Taciteischen Schilderung folgt die alte Geschichte vom Cimbriern bis auf Karl den Großen S. 7—24, das Mittelalter bis 1517 S. 24—77, hierauf die neuere Zeit bis jetzt S. 78—181; aus der Geschichte der neuern Zeit ist aber besonders ausführlich behandelt die Geschichte der französischen Revolution und der Freiheitskriege, so wie der Zeit von 1848 an; Microslawski, Rumpfsparlament, Custozza, Novara, Klapka, Comorn, Bronnzell, Oltenitza, Kalafat u. s. w. soll also der Schüler auswendig lernen.

Es ist nicht zu leugnen, daß es dem Verf. mit seiner Arbeit Ernst gewesen, daß er die innige Vaterlandsliebe, von der er durchdrungen ist, in die Gemüther der Jugend zu pflanzen bemüht ist. Aber, abgesehen von dem, was oben bemerkt ist, möchten wir ihn auf zwei Punkte noch hinweisen. Einmal ist für den geschichtlichen Unterricht eine andere Auswahl zu treffen, als hier geschehen ist; vieles Beiwerk kann ausgeschieden werden, manches leere Wort muß wegfallen, der dadurch gewonnene Raum möge für ausführlichere Schilderungen benutzt werden. Zum Andern muß für eine zweite Auflage der Verf. sich weit mehr mit den neuern Forschungen bekannt machen, in seiner jetzigen Gestalt ist das Buch überreich an Fehlern. Jeder, der sich nur einigermaßen mit der Geschichte bekannt gemacht hat, stößt bald hier bald da auf solche Irrthümer. Daß unsere Behauptung nicht aus der Luft gegriffen ist, mögen dem Verf. folgende kurze Bemerkungen zum Schlusse beweisen.

S. 1 heißt es: „Seinen Namen leitete der Deutsche von einem Stammvater Teut, Deut (Tuisko) ab, er nannte sich einen Deutschen“. Diese Etymologie findet sich doch wohl heutiges Tages in keinem Buche mehr. „Den Fremden gegenüber nannte er sich Germane, d. h. Wehr-, Kriega-

mann, daher benennen sie sein Stammland Germanien.“ Von Grimm. Leo, Below u. A. scheint der Verf. nichts gelesen zu haben.

S. 2: „Barden, Skalden besangen bei ihren Festmahlen die Thaten der Götter und Helden.“ Seit wie lange sind doch schon diese Barden entfernt!

S. 3: „Alles Oeffentliche wurde an der Malstätte verhandelt, hier wurden auch die Heirathen vollzogen; daher Gemahl, vermählen.“ Nun, einfach heisst doch *mahalen* geloben. — Ebend.: „Wenn der Herzog das Volkervertrauen bewährt hatte, so war er auch im Frieden der Erste Fürst, oder, wenn sein Ansehen sich über mehrere Völkerschaften erstreckte, ihr König, und die seines Gefolges, welche in der Gefahr sich verdient gemacht hatten, blieben auch nachmals seine Gefährten, Grafen, denen er die wichtigsten Aemter übertrug, den Befehl über die einzelnen Schaaren, die Gaugerichte.“ Was im fränkischen Reiche galt, ist hier auf ganz Deutschland übertragen. — Ebend. von dem Ursprunge der Namen der Wochentage: „Vor an stehen Sonne und Mond, die den Dienstag erleuchten.“ Der Dienstag hat seinen Namen von Ziu.

S. 8: „Drusus starb zu Mainz.“ Nicht doch, sondern ehe er den Rhein erreichte.

S. 10: „Die Varusschlacht war zwischen Detmold und Herford, wo lange Reihen von Leichenhügeln sie bezeichnen.“ Diese Leichenhügel kennen wir hier nicht; ob die Schlacht bei uns gewesen, ist sehr zweifelhaft, Essellen und besonders Reinking bringen gewichtige Gegenstände vor.

S. 12 st. Allemannen war zu schreiben Alemannen; S. 13 st. Basento Busento; S. 14 die Hunnenschlacht war 451.

S. 16: „Um dieselbe Zeit schenkte Wulfila seinem Volke die Uebersetzung der heiligen Schrift, die Bibel, das erste Buch in deutscher Sprache (das silberne Buch) und“ —. Was sollen die eingeklammerten Worte bedeuten? — Ebend.: „Freilich erscheint unter den deutschen Völkern das christliche Leben noch schwach.“ Das ist nicht wahr, es war ein lebendiges Christenthum da. — Ebend.: „Bei dem angestammten Bildungstribe der Deutschen ist es nicht zu verwundern, daß sie, bald nachdem sie sich der fremden Länder bemächtigt, sich vor der höheren Cultur ihrer Bevölkerung beugten, auch deren Sprache anbequemen: so sehen wir eine italienische, spanische, französische etc. Sprache entstehen.“ Das ist falsch, das geschah noch nicht so schnell; jene Sprachen sind doch, wie der Verf. wissen wird, ziemlich spät entstanden. — Ebend.: „Die Vasallen (Mannen, Leute, Antrustionen) waren u. s. w.“ Der Name Antrustionen kommt nur bei den Franken vor.

S. 19: „Der Franke Theodorich erweiterte sein Gebiet durch Thüringen“, muß heißen: „durch einen Theil von Thüringen.“

S. 22 handelt von der Ausbreitung des Christenthums in Deutschland, besonders von Bonifacius. Der Verf. fusst hauptsächlich auf den Darstellungen ultramontaner Berichterstatter; Belehrung wird er am leichtesten finden in dem Aufsätze von Heber über Bonifaz in Marriott's Wahrem Protestant IV, 314—346. 385—406. Falsch ist u. A. daß die Boten des Evangeliums wenig Eingang gefunden hätten; Martin von Tours wirkte glänzend am Rhein, im 5ten Jahrhundert waren schon Klöster in Alemannien. Sehr bedeutend ist die Wirksamkeit Kilians, des Apostels von Thüringen, Ruperts, des Apostels von Baiern, 695 Willibrords, und ungemein segensreich wirkte der treffliche Pirmin in Alemannien, Schwaben und Franken; bis 720 zählt man schon 20 deutsche Bisthümer (Trier schon 314, Utrecht 695), bis 715 schon 16 Nonnenklöster; die altdeutsche Kirche war eine frei bischöfliche, daher der römischen Kirche unbequem, daher von den römischen Geschichtschreibern in

lobatten gestellt, mußte aber von einem deutschen und protestantischen Historiker nicht ebenso mißachtet werden. Falsch ist, daß erst Bonifacius, den der Verf. sogar den heiligen Bonifacius nennt, Deutschlands Bekehrer geworden sei; er hat Deutschland zur römischen Kirche bekehrt, das ist sein großes nationales Verdienst. Falsch ist, daß die römische Kirche damals noch kein höheres Ziel kannte, als die lautere Christenlehre zu bewahren und zu verbreiten; denn die reinere Lehre inden wir bei Bonifacius Gegnern. Daß Bonifaz die Thorseiche fällte, davon ist auch kein Aufhebens zu machen, denn Widerstand war streng verpönt. Mittelpunkt seiner Thätigkeit war auch weniger die Mission, als Streitigkeiten mit den verheiratheten Geistlichen und unausgesetzte Bemühungen, die deutsche Sprache beim Gottesdienste zu beseitigen. Falsch ist daher das Epitheton des Edelen. Falsch ist, daß er in hohem Alter ausgezogen sei, weil er unermüdlich in seinem gesegneten Berufe gewesen sei; er zog aus, weil er von Pipin und Papst Stephan sich vernachlässigt sah.

S. 23. Als Probe der altdeutschen Dialekte theilt sonderbarer Weise der Verf. das Vaterunser in angelsächsischer Mundart mit.

S. 26 nennt der Verf. die Irmensäule ein vergöttertes Denkmal Armins.

S. 27 läßt er Roland in den Pyrenäen fallen.

S. 30. Die Schlacht 841 war bei Auxerre am 25. Juni. — Ebend. Lothringen wurde erst nach Lothar II. 855 Austrasien genannt, nicht nach Lothar I. — Ebend. Die Markgrafen gegen die Slaven setzte schon Karl der Große ein, nicht erst Ludwig der Deutsche.

S. 31. Otto der Erlauchte wurde gewählt als der mächtigste Fürst, er verwies an Konrad von Franken, weil dieser jünger war. Die Angaben des Verf. sind falsch.

S. 32. Konrad wurde verwundet auf einem Zuge gegen Baiern, nicht gegen die Ungarn. — Die Fabel, daß die Gesandten Heinrich am Vogelherde getroffen, und er daher der Vogelsteller vom Volke genannt sei, erzählt der Verf. als Geschichte. — Er mußte hinzufügen, daß Heinrich den Vertrag mit den Ungarn für Sachsen und Thüringen schloß. — „Heinrich züchtigte die Dänen“, muß heißen: „unterwarf sie ohne Schlacht.“ — „Heinrich bot den Ungarn einen verstümmelten räudigen Hund“, muß heißen: „er bot ihnen nichts. Als sie Hülfe und Geld von den Dalaminziern forderten, warfen diese ihnen einen fetten Hund hin; sie liefen über die Dalaminzier in Ruhe und warfen sich erst nach Thüringen, dann nach Sachsen.“ — „Heinrich stieß auf sie bei Merseburg“, muß heißen: „bei Riade (Rietheburg an der Unstrut).“

S. 33. „Sein Volk preist ihn als den Vater des Vaterlandes“, heißt besser: „als den Einiger der Stämme.“ — Ebend. sollte bemerkt sein, daß Heinrich, Ottos Bruder, mit Baiern befehdt, sich gegen die Ungarn auszeichnete. — Nicht Adelheid bot dem Otto, sondern er ihr die Hand an. Daß Ludolf die Ungarn gerufen habe, ist nicht zu beweisen, er und Konrad gaben ihnen nur Geld.

S. 34. Ottos Gemahlin hieß Theophano, nicht Theophania. Otto I. wurde begraben zuerst in der Moritzkirche, dann in dem später gebaueten Dome. — Ebend. Wo hat denn je Otto II. gezeigt, daß er verzagt gewesen, wie ihn der Verf. nennt? — Ebend. Eine Schlacht bei Basanello ist ganz unsicher, sie fiel in Calabrien vor. — Ebend. Ob Willigis, wie der Name zu schreiben, eines Wagners Sohn war, ist sehr zweifelhaft.

S. 35. Gerbert kann nicht Ottos Lehrer genannt werden in dem Sinne, wie hier, denn erst 997 kam er nach Deutschland. — Otto setzte nicht zwei Deutsche auf den heiligen Stuhl, sondern erst Gregor V., dann Sil-

icht unterläßt, den geistig und moralisch schwachen Charakter Augusts und den Zelotismus der Verfasser der Concordienformel in ein helles Licht zu setzen. Nicht mit Unrecht ist auf die politische Seite in den Bemühungen Crells hingewiesen, wie er erkannte, daß gerade durch sein Hyperlutherthum Sachsen sich von den andern protestantischen Mächten absonderte, so daß die einsichtsvolle Königin Elisabeth von England ringend und wiederholt mahnte, auf diesem Wege der Trennung der Lutheraner und Reformirten einzuhalten; sie hatte es nicht Hehl, daß ihr bei dem Werke der Concordienformel römischer Einfluß im Spiele einschien. Aber was war von Andreä und seinen Freunden zu hoffen, die über die Kämpfe der Calvinisten in Frankreich und den Niederlanden das Verwerfungsurtheil aussprachen, da, wenn eine Obrigkeit mit Gewalt die Leute zur Abgötterei nöthigen wolle, sich der Ungehorsam der Unterthanen nicht soweit erstrecken dürfe, um das Schwert zu ergreifen? — In die sächsische Geschichte greift auch der letzte Aufsatz des 4. Bandes ein: Kurfürst Friedrich August von Sachsen und seine Wahl zum Könige von Polen, der uns ein interessantes Bild dieses schlechten Regenten und der schreckenvollen Wahlverhandlungen gibt; was Sachsen aber unmittelbar unter den Thorheiten seines ersten katholischen Regenten litt, war noch nicht so schlimm, als daß es von nun an die hohe weltgeschichtliche Aufgabe, die ihm zugefallen war, an Brandenburg überließ; wie ganz anders sich der große Kurfürst als der sächsische benahm, als ihm eine ähnliche Verlockung entgegengehalten wurde, hat passend zum Schluß der Verf. erzählt. — Ausführlicher ist nach alten Quellen die Geschichte des Cola di Rienzo erzählt, wonach der Tribun eine weit unbedeutendere Persönlichkeit war, als ihn die meisten Geschichtsbücher darstellen. Bei der Darstellung der Eroberung Englands durch die Normannen, bei welcher Thierry zu Grunde gelegt ist, ist ausführlich in die Veranlassung eingegangen. In einem kürzeren Aufsatz ist die glänzende Waffenthat der Wegnahme der spanischen Silberflotte durch die Holländer im Jahre 1628 erzählt.

Man ersieht hieraus, daß der Herausgeber in der Wahl anziehender geschichtlicher Begebenheiten und Persönlichkeiten glücklich gewesen ist. Nicht minder ist die würdige und geschmackvolle Darstellung zu loben. Ueber des jugendlichen Leserkreises Bedürfnis ist jedoch, wie man aus dem Referat erkennen wird, gerade in diesem letzten Hefte der Herausgeber hinausgegangen.

Herford.

Hölscher.

XV.

Geschichte des brandenburgisch-preussischen Staates zum Vortrag und zum Selbstunterricht. In zwei Bändchen von Dr. Karl Rosenberg, Professor und ordentlichem Lehrer der Geschichte der städtischen Gewerbschule und dem Neuen Gymnasium zu Berlin. Erstes Bändchen. Von den ältesten Zeiten bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. (1713). Berlin 1855. Vereins-Buchhandlung. 205 S. 8.

Bereits bei anderen Anzeigen der in das Gebiet der preussischen Geschichte einschlagenden literarischen Produkte habe ich darauf aufmerk-

Die Darstellung zeichnet sich aus durch Genauigkeit in den Angaben; nur an einigen Stellen scheinen mir die Urtheile des Verf. nicht ganz stichhaltig. Etwas zu grell ist die Beurtheilung der Charactere der Könige Wenzel und Sigismund so wie Jobsts von Mähren (S. 75). — Unleutlich ist auf S. 82 folgende Ausdrucksweise: „Selbst gewaltige Reichthümer unter Friedrichs Anführung hatten nichts gegen sie (die Hussiten) ausgerichtet. Erst als das Concilium zu Basel (1433) sich gegen sie durch Bewilligung des Kelches beim Abendmahl nachgiebig gezeigt hatte, wandten sie, längst schon unter sich in Parteiungen (Calixtiner, Taboriten, Horebiten, Orphaniten u. s. w.) gespalten, den Kampf gegen sich selber, um sich in fanatischer Wuth aufzureiben.“ — Wenn S. 84 gesagt ist: „Vielleicht ist die Ansicht die richtigste, nach welcher Friedrich I., als ihm selber schon zu wiederholten Malen die Königskrone von Deutschland angetragen worden, die Hoffnung hegte, jene Auszeichnung werde einst seinem als tüchtig bewährten Sohne Johann um so eher angetragen werden, je geringer seine Hausmacht durch den Besitz eines kleineren Erbes wäre“, so stimme ich dieser Ansicht nicht bei. — S. 112, wo erzählt wird, daß der Vetter des Kurfürsten Joachim I., Albrecht, Hochmeister des deutschen Ordens, aus der katholischen Kirche schied und den geistlichen Ordensstaat Preußen (1525) in ein weltliches Herzogthum verwandelte, müßte hinzugefügt werden, daß dies mit Zustimmung des Königs von Polen geschah. — S. 117 wird der Abschluß der Erbverbrüderung zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzoge Friedrich II. von Liegnitz erwähnt und dann weiter gesagt: „Einen solchen Vertrag abzuschließen, war Friedrich II. sowohl durch seine Stellung, als durch die böhmischen Privilegien vollkommen berechtigt.“ Die Darstellung ist hierbei etwas allgemein gehalten, da nur von einem vom Könige Wladislaw den Herzögen von Liegnitz ausgestellten Privilegium, frei über ihr Erbe zu verfügen, die Rede sein kann. — Das über Moritz von Sachsen gefällte Urtheil (S. 119) ist zu hart, wenn der Verf. sein Benehmen dem schmalkaldischen Bunde gegenüber „Verrätherei“ nennt. — Auch S. 151 ist die Satzverbindung unrichtig, wenn es heisst: „Zum Werkzeuge der Unterdrückung des Protestantismus in Böhmen, dann in Mähren und Schlesien, wo überall die Dragoner als Seligmacher wütheten, hatte sich Karl von Lichtenstein hergegeben. Bekanntlich führten die Dragoner den Namen der Lichtensteiner.“ — Das S. 161 über die moralische Nothwendigkeit der Unterdrückung der ständischen Verfassung durch die monarchische Regierung gefällte Urtheil dünkt mir etwas zu zag. Ebenso scheint mir die gegen den Grafen von Schwarzenberg gerichtete Anklage zu hart, wenn es S. 164 heisst: „Ja, es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß heimliche Nachsteller, vielleicht Kreaturen des Grafen von Schwarzenberg, es darauf anlegten, den vielversprechenden, kräftigen Kronprinzen von Brandenburg durch Sinnengenuß zu verlocken, um seinen aufstrebenden Geist niederzuhalten, seine Kraft zu brechen und aus dem Entnervten dann ein gefügiges Werkzeug für die ehrgeizigen Pläne der Höflinge zu machen.“ — Die Darstellung des schwedisch-polnischen Krieges (S. 168 u. 169) ist etwas zu kurz gehalten. Ebenso vermag Ref. in das vom Verf. bei Erzählung der Ausweisung Paul Gerards (S. 172) beigebrachte Raisonement nicht mit einzustimmen. — Besser hätte der Verf. an mancher Stelle seines Buches gethan, bei Ereignissen, deren Einzelheiten zu erörtern der Raum nicht gestattete, die Thatsache objectiv vorzuführen, als subjective Ansichten über dieselben beizufügen, weil die Lectüre derselben den Schüler zu flachem, seichtem Urtheilen verleitet; so bei Darstellung der Veranlassung zum Sturz des Jäups der Stuarts (S. 187). Hier und dort fehlt es dagegen nicht an

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Zu Plat. Menon. 86 e.

Λέγω δὲ τὸ ἐξ ὑποθέσεως ὥδε, ὥςπερ οἱ γεωμέτραι πολλάκις σκοποῦνται, ἐπειδὴν τις ἰρηται αὐτοὺς, οἷον περὶ χωρίου, εἰ οἷόν τε ἐς τόνδε τὸν κύκλον τὸδε τὸ χωρίον τρίγωνον ἐνταθῆναι, εἰποι ἂν τις ὅτι Οὐκ οἶδα, εἰ ἔστι τοῦτο τοιοῦτον, ἀλλ' ὥςπερ μὲν τινα ὑπόθεσιν προὔργου οἶμαι ἔχειν πρὸς τὸ πρᾶγμα τοιάνδε· εἰ μὲν ἔστι τοῦτο τὸ χωρίον τοιοῦτον, οἷον παρὰ τὴν δοθείσαν αὐτοῦ γραμμὴν παρατεῖναι ἡλεῖναι τοιοῦτον χωρίον, οἷον ἂν αὐτὸ τὸ παρατεταμένον ἦ, ἄλλο τι συμβαίνειν μοι δοκεῖ, καὶ ἄλλο αἶ, εἰ ἀδύνατόν ἐστι ταῦτα παθεῖν.

„Ich verstehe aber dieses „„unter einer Voraussetzung““ so, wie die „Geometer häufig Untersuchungen führen, wenn Jemand sie zum Beispiel „in Betreff eines Raumes fragt: Ob es möglich ist, in diesen Kreis „diesen dreieckigen Raum einzuschreiben? Dann würde Jemand „etwa antworten: ich weiß noch nicht, ob dieser Raum ein so beschaffener ist, aber als eine zur Sache förderliche Voraussetzung glaube ich „Folgendes zu besitzen: Wenn dieser Raum so beschaffen ist, daß „er, an die gegebene Linie desselben angelegt, um einen eben „solchen Raum, wie der gegebene selbst, mangelhaft ist, als „dann, dünkt mich, wird etwas anderes erfolgen, und wie „derum etwas anderes, wenn jener Raum nicht im Stande ist, „sich so zu verhalten.“

Die Aufgabe, von welcher hier die Rede ist, scheint folgende zu sein:

Ein Kreis, der Inhalt eines Dreiecks und eine Seite des letzteren sind gegeben; man soll untersuchen, ob das Dreieck dem Kreise einschreibbar ist oder nicht.

Da von dem Dreiecke 2 Data vorhanden sind, so kann jedes derselben der Art sein, daß die Einschreibung des Dreiecks in den Kreis unmöglich wird. Für den gegebenen Inhalt ist dies der Fall, wenn er größer ist, als der Inhalt des in den gegebenen Kreis eingeschriebenen gleichseitigen Dreiecks; für die gegebene Seite, wenn sie größer ist, als der Durchmesser des Kreises.

Demnach wird in Bezug auf die Länge der gegebenen Seite ein Grenzfall eintreten, wenn dieselbe gleich dem Durchmesser ist, also für $l=d$, falls wir die gegebene Seite des Dreiecks durch l und den Durchmesser des Kreises durch d bezeichnen.

Es kann aber dann, wenn $l=d$ ist, der eine bestimmte Reihe von Werthen, von 0 bis durchlaufen, für welche alle das Dreieck in schreibbar ist. Diese letztere Gränze tritt obene Inhalt A des Dreiecks so groß ist, daß von dem Durchmesser (welcher jetzt Grund Dreiecks ist) mit diesem Durchmesser gezogen Kreises wird ¹⁾, d. h. wenn $\frac{2A}{d} = \frac{d}{2}$ oder A

Für $l=d$ und $A = \left(\frac{d}{2}\right)^2$ tritt also eine keit ein; es ist aber dann der Inhalt des Dreiecks über der halben Grundlinie, so daß über der Linie ein jenem gleiches Quadrat beschrieben gegebene Inhalt des Dreiecks, in Form gegebene Seite des Dreiecks angelegt, einen Raum, wie der angelegte selbst ist.

Man kann noch bemerken, daß diese Dreiecke gegebenen Raum keine absolute, sondern eine gegebene Seite bezogen ist; dies scheint auch angedeutet zu sein, denn Platon sagt nicht: „schreibbar ist, wo nicht aber nicht“, sondern „Anderes stattfindet, etwas Anderes hingegen, die Bedingung nicht erfüllt ist.“ Diese Wendung ist, als auf eine absolute Determination zu

Berlin.

II.

Accusativ bei adjektiv

Götzingers deutsche grammatik (II, 86) „das geld los sein, das leben satt sein“ fehl solche adjektiven mit dem accus. auch wohl an der das leben satte mensch. Abgesehen von der wortung ganz dahingestellt bleiben kann, weil jene prädikative verwendung nichts auszufragen bestimmt nicht allein für zulässigkeit, sondern des sprachgebrauches, bei gewissen adjektiven verwendung mit dem hilfsverb „sein“ oder „werden“ kasus des genit. zu benutzen.

Von selbst versteht es sich, daß adjektive tief, alt, welche auch in anderen sprachen

¹⁾ Nach dem Satze, daß die Spitzen der Dreiecke und gemeinschaftlicher Grundlinie auf einer der Geraden liegen; denn es ist $\frac{2A}{d}$ die Höhe des Dreiecks dessen Grundlinie d ist.

stehn ¹⁾, hier gar nicht in betracht kommen, weil der kasus adverbialer natur ist und von dem adjektiv selbst sowenig abhängt wie *multos annos* von *caecus* in dem satze: *Appius caecus multos annos fuit*.

Grimm bespricht gramm. IV, 756 den ausdruck ansichtig werden, welcher sowol mit dem genit. als mit dem accus. verbunden werden kann (sobald meiner, sobald mich die räuber ansichtig wurden). Er urtheilt, dasz der accus. wol nicht von dem in dem adjektiv enthaltenen begriffe „sehen“, sondern von der präpos. „an“ beherrscht werde (vgl. wirt er mich sihtic an, dagegen: dô ich ir sihtic wart); das neuhochd. hat darnach theils die alte konstruktion behalten, theils im un- gefühle der präpos. den für dergleichen fälle sonst allgemein üblichen genit. zugelassen. Weiter findet sich gewahr werden mit dem accus. verzeichnet (den künstler wird man nicht gewahr: Schill. D. Carl.), wofür die mhd. sprache nur den genit. setzen durfte, z. b. daz es (gen.) ir keiner wart gewar = dasz keiner von ihnen es (acc.) gewahr ward. Dem hochd. ausdrücke steht der plattd. wis warn mit derselben konstruktion zur seite (dat schastu wis warn = das sollst du gewahr werden); der altsächs. dialekt kannte beides: giwar und wis werden, war aber an den genit. gebunden (gramm. IV, 734). Auszer ansichtig und gewahr nennt Grimm nur noch werth, das zwar auch heute wie im anfang der genit. regiere, verbunden mit „sein“, jedoch für den ausdrück des lat. *valere* den accus. (das ist keinen heller werth; nicht die mühe werth, *ne vaut pas la peine*). Weil würdig diese bedeutung nicht hat, ist ihm auch der accus. fremd; aber in dem beispiele „nicht die mühe werth“ dürfte der accus. in jeder hinsicht dem gen. nachstehn (es ist der mühe werth, *operae pretium est*).

So gesichert in den angeführten verbindungen der accus. ist, für ebenso geeignet musz er gelten bei müde (gesetzt ich wär es müde: Schiller D. Carlos; seid ihr mich schon müde? Göthe Götz v. Berl.; dessen alter die politik müde sein muste: Grimm gesch. d. d. spr. s. IV); schuldig (ich bin dir groszen dank, einen thaler schuldig); los (das fieber, viel geld los sein oder werden; aus Göthe; den wollen wir bald los sein; das heutige geschlecht wird diesen jammer nicht los; um das grauen los zu werden); gewohnt (man wird die sache bald gewohnt; was jeder lange gewohnt ist: Göthe Herm. u. Dor.); überdrüszig und satt ²⁾, z. b. ein solches leben; zufrieden (aus Göthe: er war es wol zufrieden; das sind auch wir zufrieden; sind Sie das zufrieden?). Voll (vgl. Becker gramm. II, 149. 159) darf nicht mit in die reihe treten, weil in ausdrücken wie „ein becher voll wein, der wald war voll wild“ auch jetzt noch kein anderer kasus als der genit. (mhd. nur: wines ein becher vol, wildes vol) gefühlt wird und in der that gewissermassen selbst formell zu verstehen ist, der accus. sowenig in die vorstellung hineinpaßt wie in den verbindungen „ein glas wein, eine menge soldaten“, für welche sich in allen sprachen überhaupt nur der gen. eignet. Aber dem gewöhnlichen leben mögen noch einige andere den obigen vergleichbare strukturen gelten, die nicht eben nachahmung verdienen, auch der schriftsprache meistens entzogen werden, wie: das kannst du gewärtig sein; ich will ihn schon habhaft werden.

¹⁾ Doch vgl. im mittelhochd. vingers breit, drier järe lanc, tages alt (gramm. IV, 730).

²⁾ Auszerlich vergleicht sich im lat. *pertaesus* (*ignaviam suam: Sueton.*), wo Tacitus den genit. setzt (*lentitudinis eorum pertaesa*). Für „satt sein“ heiszt es lieber „satt haben“, z. b. dein reden hab ich satt, *taedet me sermonis tui*.

Für die frage, wie der eintritt des accus. zu erklären sei, mag zunächst ein blick auf die griechische sprache geworfen werden, in welcher die verbindung von adjectiven mit dem accus. überhaupt am meisten vorkommt und am geeignetsten zu sein scheint. Von den beiden fällen, die hier vorzugsweise in betracht kommen können, ist der eine wiederum adverbialer natur, nemlich der accus. der qualitätsbestimmungen (*τὴν ἀρετὴν, δεινὸς τὴν τέχνην*), mehr mit dem dativ, der auch als wechselbar sich zeigt (vgl. die früher hergebrachte ellipsis *κατὰ*), als mit dem genit. zu vergleichen. Lateinische dichter und spätere prosaiker (nudee brachi ac lacertos: Tacit. Germ. XVII) haben diese einfache weise nachgeahmt; der deutschen sprache ist sie jederzeit fremd geblieben. Der zweite griechische fall bezieht sich auf einige verbaladjektiven, welche bisweilen mit dem accus., als dem ursprünglichen kasus ihrer verben, verbunden werden, z. b. *φιλόμυος εἰ* (Eurip.), *φρυγὰς χόρως* (Plat.), *χοὰς σπονδαίος* (Aeschyl.)¹⁾. Die lateinische sprache kennt solchen gebrauch nicht oder doch nur als ganz vereinzelte und nicht eben mustergiltige ausnahme z. b. *castra hostium visitandus*²⁾; wogegen die verbindung des verbalsubstantivs mit dem accus., den das verb. von welchem es abstammt regiert, in der komödie des Plautus sogar als ziemlich geläufig galt: *Qui tibi hanc digito tactio est?* (Poen. V, 5, 29), *Quid tibi hac receptio est est meum virum?* (Aenar. V, 2, 70), *Quid tibi me, aut quid agam, curatio est?* (Most. I, 1, 33)³⁾.

Man möchte nun zwar nicht ungeneigt sein, einige der genannten deutschen ausdrücke nach der zweiten griechischen weise zu erklären z. b. ansechtig und gewahr werden, schuldig sein, weil auf ansehen, gewahren, schulden der accus. folgt; vgl. im althochd. *mih ist miot seht mih niotót* (*me delectat*), *mih ist wuntar* = mich wundert (*gramm. IV, 245*). Abgesehen jedoch von anderem, was im wege stehen könnte scheint es gerathen, wenigstens den versuch zu machen, eine gemeinsame grundlage für das in rede stehende verhältnis zu gewinnen.

In der lateinischen sprache ist bekanntlich der genitiv in besondere grade geeignet, an substantiven die nähere beziehung auf adjektiven zu bezeichnen; aber denselben kasus regieren auch eine menge verben, welche ihrer bedeutung nach häufig auf gleicher linie mit den adjektiven stehen⁴⁾. Bisweilen nun hat sich statt des genit. oder vielmehr neben demselben der accus. dem verb zugesellt (vgl. *recordari* und *oblivisci* mit gen. und acc.); und dieses ist insbesondere dann der fall, wenn das object das neutrum eines pronomens ist, z. b. *illud me admones; quo nos poeniteret*, verbindungen, die auf demselben grunde ruhen wie: *illu*

¹⁾ Auch *ἐπιστήμους ἦσαν τὰ προσήκοντα τῇ ὀπλίσει* (Xenoph. Cyrop. III, 3, 9) soll nach Poppo z. d. st. und Matthiae gr. §. 346 anm. 3 (vg. §. 422) aus der rektion des verbs *ἐπιστάμαι* erklärt werden; annehmlicher erscheint es, den accus. als ausdruck der näheren bestimmung zu verstehen also unter den ersten fall zu begreifen; vgl. *ἐμπειρος* und *τρεῖς*, die eben den accus. tragen; *τὰ μετέωρα* (Plat. Apol.) wechselt mit *τῶν μετέωρων* (Xen. Symp.) *φροντιστής*.

²⁾ Wenn *doctus* mit dem accus. steht, so ist es natürlich particip nicht adjektiv; vgl. mhd. er was diu buoch gelêret; diu frowe suht gelêret (gr. IV, 643). — Von allen übrigen beispielen verschieden ist die verbindung von *propior* und *proximus* mit dem accus. (s. Reisig §. 367) die sich auf die struktur von *prope* gründet.

³⁾ Die worte „*quid tibi est?*“ wiederholen sich jedesmal formelhaft.

⁴⁾ Vgl. *meminisse* und *memor*, *oblivisci* und *immemor*, *implere* und *plenus*, *egere* und *inops*, *potiri* und *compos*, *accusare* und *reus*.

cave dubites; quod gaudeat quam quod angatur; omnia assentari; utrumque laetor; nihil aliud studeat (s. Reisig §. 385. Krüger gr. s. 409). Als besonders lehrreich erweist sich die redensart: *quid mihi auctor es?* (Plaut. Mil. IV, 3, 1), *Idne estis auctores mihi?* (Terent. Adelph. V, 8, 16), auch von Cic. gebraucht: *a me consilium petis, quid sim tibi auctor* (Ep. ad divers. VI, 8); hier begegnet zugleich das auch den deutschen ausdrücken unentbehrliche hilfverb. Aber am genauesten berührt die deutschen strukturen, und eine derselben sogar wörtlich, die beziehung von *dignum esse* auf den accus. *quid bei* Plaut. Capt. V, 2, 16: *Non me censes scire quid dignus siem?*

Eine betrachtung der aus dem deutschen mitgetheilten und leicht zu vermehrenden beispiele wird das übergewicht des neutrum eines pronomens beraustellen, ja bei „zufrieden sein“ scheint sich der sprachgebrauch auf diese beziehung völlig zu beschränken; einem „*id tibi succenseo*“ vergleicht sich treffend: daz zurnete Rolant (gr. IV, 613). Auch unsere sprache hat viele verben, bei welchen entweder als nebenkasus des früher ausschliesslich giltigen genit. oder geradezu an dessen stelle der accus. gesetzt zu werden pflegt, als: brauchen, begehren, entbehren, vergessen, schonen, pflegen. Wie z. b. die ältere struktur von gewahren mit dem genit., welche noch von Schiller beobachtet wird (wie ich eines felsenriffs gewahre) der neueren mit dem accus. platz gemacht hat, ebenso gilt dieser kasus jetzt in dem zusammengesetzten verbalbegriffe gewahr werden, auf welchen, wie oben angemerkt worden ist, die mhd. sprache nur den genit. folgen liesz.

Noch ein umstand fordert beachtung. Das aus dem mhd. angezogene beispiel „daz es ir keiner wart gewar“ mit der übersetzung „daz keiner von ihnen es gewahr ward“ zeigt die äussere übereinstimmung des mhd. genit. mit dem nhd. accus. es, welcher letztere für esz (mhd. ez) steht. Die möglichkeit liegt nicht fern, daz neuhochdeutsche ausdrücke wie „es gewahr werden, es zufrieden sein“ ursprünglich auf einem missverstände beruhen, nemlich auf verwechselung des accus. mit dem genit. es; vgl. in derselben weise mhd. „ich hân es haele“ mit nhd. „ich habe es behl“ (gr. IV, 247), „ê icha iuch lâze brüchen“ (ichs = ich es, verschieden von ichz = ich ez). Der wunsch „Gott walts!“ enthält eigentlich den genit. (zu walten vgl. gr. IV, 657); aber da es heiszt „das (mhd. des) walte Gott!“, musz wol jetzt der accus. verstanden werden. In der stelle aus Bürgers Leonore: „er hat es nimmermehr gewinn“ mag noch der echte genit. stecken; einer anderen deutung (als accus.) wird erwähnt in Herriks archiv X, 110.

Aus der untersuchung ergibt sich, dazs mit ausnahme von ansichtig, dessen konstruktion eigenen grund zu haben scheint, bei denjenigen adjektiven, welche in verbindung mit dem hilfverb sein oder werden den accus. zulassen, dieser kasus als wechselkasus des genit. in ähnlicher weise zu betrachten sei, wie bei manchen verben von sogar zum theil nahe verwandter bedeutung, ferner dazs das neutrum eines pronomens und unbestimmten zahlwortes am nächsten geeignet sei, eine derartige struktur einzugehn.

Berlin.

K. G. Andresen.

sich „kommt“¹⁾). Ausserdem steht ja das richtungswort „daher“ hinzugefügt. Dem Beispiele aus Opitz vergleicht sich: und die wagen donnerten zum Ziel (Schill.). Mittels der Vorsilbe an lassen sich viele solcher ausdrücke bilden, welche der täglichen rede bekannt sind: angeraselt (vom wagen), angeklappert (vom storch), angeschwirrt (von heuschrecken), angeblasen, angesungen (von menschen); vgl. Grimm wörterb. Daz indessen der begriff des schalles nicht allein diese prägnante bedeutung behauptet, beweisen verbindungen wie: der bund kam angeschwänzt (s. Grimm wörterb. I, 451); und wenn es bei Rabener heisst: „ein Narr, welcher die treppe herauf gefaselt kommt“, so ist dabei wol nicht ausschliesslich an die albernen reden, insofern sie ans ohr schallen, zu denken, vielmehr in allgemeinerem sinne an die art und eigenthümlichkeit des narren.

Es versteht sich nun von selbst, dass man nicht leicht sagt noch sagen darf: er kommt gelacht, gesungen, geschrien, geblasen u. dgl., weil in diese einfachen wörter nicht ohne harte der für den ausdruck nothwendige begriff der bewegung gelegt werden kann.

Beckers bemerkung (gramm. I, 197) „in den ausdrücken: er kommt geritten, gelaufen, geflogen, welche schon im mhd. vorkommen, bezeichnet das part. nicht eine vergangenheit, sondern ist dem part. des präs. ganz gleichbedeutend“, ist nicht geeignet, auch nur ein schwaches licht auf das ursprüngliche grammatische verhältnis der in rede stehenden struktur zu werfen, erweist sich vielmehr als ungründlich. Grimm knüpft an die altsächs. verbindung von werden mit dem part. prät. cum man an und erklärt „wird gekommen“ durch „wird ein gekommener“ d. h. kommt eben; wie „werden“ so bezeichne „kommen“ das nahende, sich beugende²⁾. Hieraus ergibt sich die auxiliärbedeutung von kommen, welche auch im französ., hier freilich zu verschiedenem zwecke, bekannt ist. Zwar bleibt dabei zu berücksichtigen, wie schon angegeben worden ist, dass das hauptverb allemal eine bewegung ausdrückt; weshalb die selbständige bedeutung von „kommen“ nicht aufgegeben sein kann, zumal die bewegung regelmässig in der richtung nach dem subjeckt stattfindet. Andererseits beweisen stellen wie jenes: „dò kam er ùf gestanden“ oder: „daz der michele man zuo der erde gevallen quam“ (paffe Lampr.) die entäusserung aller und jeder selbständigkeit und den rein auxiliären charakter des verbs kommen. Dieser tritt aber auch deutlich hervor, wenn es bei Opitz heisst: „komt auch der quell gerunnen“, und gar wenn er sagt: „die lerche kömpt mit prangen gezogen in die lufft“, wo nicht einmal jene richtung nach dem subjeckt vorzuliegen scheint. Aehnlich ist zu beurtheilen: kommt dann trübsal eingeschlagen (Tscherning in W. Wackernag. leseb. II, 425); erst kam deine liebeswut übergefloszen (Göthes Faust); zögernd kommt die zukunft hergezogen (Schill.); dann kommt es gefloszen, unendlich ergoszen (Uhland). Auffallend steht bei Weichmann poes. d. Nieders. I, 241: „der letzte mahner kömpt mich trotzig angerennt“, wo das part. die verbalrektion behalten hat.

¹⁾ Grimm zu Andreas und Elene s. 129 übersetzt das angels. „aefen com svungen“ durch „der abend kam gerauscht“.

²⁾ Werden in dieser bedeutung ist auch im älteren hochd. gebräuchlich gewesen, z. b. gar hailf sy wainen ward; *altissimus* wart cosen (fieng an zu reden) mit menschlicher natur (aus dem 15. jahrh.); stund an und war erschrocken hart, in dem der strohalm brennen ward (Burkard Wwaldis). Noch heute hört man im niederd. do wurt (ward es, fieng es an zu) snên, frêren u. dgl.

Eine genauere betrachtung aller einzelnen unterschiede in der auffassung. Während genannten ausdrücken auch das einfache haben (schlägt ein, flosz über f. kommt eingeeist diesz in anderen durchaus nicht der fall gen, ganz verschieden von: es fliegt ein vor part. prät. „die treppe herauf gefaselt kommt“ d. tr. h. k.“ (man beachte die abweichende so widerstreben doch die meisten übrigen begeradezu. Und wer merkt nicht einen unterzimmer gesprungen“ und „springend kam ei das part. rein adverbiale bedeutung, wobei selbständigkeit auftritt, z. b. in den altherget angehauen, angestochen (vgl. *equo com* Grimm wörterb. I, 339. 352. 529; ferner, druck betont wird: da kommt er gerittewagen oder zu fusz, wie man vielleicht ermbd. beispiel „er kom mit einem vollen verhält sich so; niht gedrabet steht als entübersetzen: nicht im trab. Umgekehrt heissein) ganz ohne gegensatz: Ihr vater kam zu

Handelt es sich um erklärungs des part. der jetzigen fassung „kommen“ als selbständigen, oder an beidem zugleich theilnehmen, in jenen fälle vorliegen, welcher in der synt deutschen als in anderen sprachen häufig beieinen zustand ausdrückt, der in die gegenesagt werden konnte: läzen uf der tavele stehn laszen), im altsächs. „ward cuman“ eium den begriff des entstehens zu bezeichnen sein, „kommt geritten“ u. s. f. ebenso zu erwichts von beispielen, in welchen der begriff mag man geneigt sein, die selbständigkeit haupten, und alsdann verstehen: kommt als hat und noch reitet¹⁾; mit beziehung dagege „gefallen kam“ ganz jenem altsächs. „wewird ein gerittener²⁾. Für den letzteren fzwischen werden und kommen leicht nachzfranz. wird der begriff werden sogar durch e bezeichnet (*become, devenir*).

Anstatt des part. prät. bedienen sich die

¹⁾ Vgl. aus Grimms märchen: „komm zu nackend, nicht geritten, nicht gefahren, nicht in weg“.

²⁾ Vgl. „So, mehr geschwommen als gewald hinaus“ (Uhland). „Da durchbrachen se hergesprengt, die Pappenheimer den verhack druck getragen bringen gehört hierher (n den baum, noch grün die ruder hergetragen: S bringen (und hinter ihm, welch abenteuer! b geheuer: Schiller). Man sagt auch wol: mit (und kommen die bauern mit dem hohen bett, durch die grosze klosterpforte getragen: Meinhold³⁾ Hiernach verstünde sich „dō kam er uf ein aufgestandener d. h. stand er auf.

sprachen des part. präs., welches auch im mhd. einigemal begegnet. Wenn es im nhd. heisst: „da kommt er, reitend auf einem esel“, so ist dieser fall begreiflich ein verschiedener; hier trennt ein komma den partizipialsatz. Im ahd. steht bei Tatian (Matth. 14, 25) „quam zi in ganganter“ d. i. nicht: kam zu ihnen gegangen, sondern: kam zu ihnen, gehend (Luther: und gieng) auf dem meer.

Der mhd. sprache war auch der gebrauch des infinit. nach kommen nicht unbekannt, z. b. kam riten (s. Grimm gramm. IV, 129); stellen wie: da kam ein schoener vogel singen (J. Pauli im 16. jahrh., bei Wackern. leseb. III, 1, 84); „ein sieberlein kommt stechen mit seinen strahlen spitz“ (Fr. v. Spec) beweisen den fortgang in der nhd. periode. Jetzt ist solche ausdrucksweise verschollen; denn die verbindung von kommen mit zu und dem infin. in den jedermann geläufigen beispielen „irgendwo zu liegen, stehn, sitzen kommen; auf etwas zu reden kommen“ ist natürlich verschieden, wenn gleich der ursprung derselbe zu sein scheint¹⁾. Aber der niederd. dialekt bedient sich neben dem part. auch des infin., z. b. „he kümt flagen, slegen, sprungen“, dagegen: „anfliegen, ansliken, anspringen“; also mit bemerkbarem unterschiede.

Berlin.

K. G. Andresen.

IV.

Noch einige Worte über Horat. II, Sat. 1. Vs. 13 ff.

*Neque enim quivis horrentia pilis
Agmina nec fracta pereuntes cuspide Gallos
Aut labentis equo describat vulnera Parthi.*

Nachdem ich in dieser Zeitschrift Jahrg. IV, S. 177—181 eine von der gewöhnlichen abweichende Erklärung der vorstehenden Stelle des Horatius gegeben hatte, hat sich zuerst Ameis in Jahn's Jahrbh. Bd. 61, S. 152 entschieden dafür ausgesprochen, Baiter darauf in einem besonderen Excursus in den zweiten Band des Orelli'schen Horatius S. 204 fg. der dritten Ausgabe dieselbe aufgenommen, freilich unvollständig, da das, was an dem angeführten Orte Seite 178 von mir gesagt ist, zur Begründung meiner Ansicht eben so nöthig ist als das, was Baiter hat abdrucken lassen. Auch Krüger folgt in gewisser Beziehung in der zweiten Auflage seiner Ausgabe der Satiren und Episteln des Horatius dieser Erklärung, in der Vorrede aber S. XV fg. theilt er eine von Schneidewin im Philologus X, 2 S. 361 vorgetragene mit, die, wie er sagt, alle Beachtung verdient und der zu Folge die Worte eine Verspottung irgend eines uns unbekannten Panegyrikers des Augustus enthalten. Leider ist mir dieser Jahrgang des Philologus nicht zur Hand, und ich kann mich nur an das halten, was Krüger anführt. Darnach sagt Schneidewin: „In scheinbar sehr ernst und würdevoll gehaltenen Versen stichelt der Schalk ohne Frage auf Prachtscenen epischer Panegyriker der Zeit, welche Octavians Großthaten gegen die Gallier wie auch den beliebten Stoff der Partherkriege besungen hatten. Die Aufforderung, Epiker zu wer-

¹⁾ Göthe sagt: und als er kam zu sterben (der könig in Thule); im nhd. konnte kam sterben ausreichen (vgl. Iwein v. 5243).

den, weist Horatius von der Hand, indem er gleich sehr drastische Züge bestimmter Epiker hervorhebt. Der eine hatte recht *con amore* ausgemalt, wie so ein stolzer, stattlicher Cosacke von Parther von seinen Rosse herabgleitend an seinen Wunden verblutet, ein anderer *fracta pereuntes cuspidē Gallos*, wohlgemerkt nicht *Gallum*, wie *volnera Parthi*, sondern *Gallos*. Achtet man darauf und verbindet *pereuntes cuspidē Gallos* möglichst kurz, so kann man den Dichter nicht missverstehen. Der Dichter liefs den Octavianus — denn ihn selbst meinte er doch wohl — seine Lanze gegen einen gallischen Krieger schleudern, welche so gewaltig gegen den Schild traf, dass durch die Zersplitterung der *Cuspidē* nicht er allein, nein mehrere mit ihm getödtet wurden. Das ist freilich etwas, doch wir bewundern ja die Ritter, vor deren kühnem Angesicht der Feinde Lanzen splitttern.“

Die ganze Darstellung verräth so viel Laune, dass man die Erklärung mehr für einen *lusus ingenii* als für ernstlich gemeint zu halten versucht sein könnte. Nichts ist auch nur auf wahrscheinliche Weise erwiesen. Warum sollen diese Verse nur scheinbar sehr ernst und würdevoll gehalten sein? wodurch werden die hier geschilderten Scenen Prachtscenen? warum sind es drastische Züge? Ich meines Theils kann in dem Ausdrucke eben so wenig falsches oder übertriebenes Pathos finden wie in den S. 178 von mir angeführten Beispielen und die Verse für eben so wenig scheinbar ernst und würdevoll gehalten erachten wie die in der dritten Orelli'schen Ausgabe zu I, Sat. 6 Vers 23 und zu II, Sat. 3 Vers 135 besprochenen, sondern nur für die angemessene Andeutung epischen Stoffes, die weit entfernt ist von der Erwähnung der bekannten Verse des *Furius Bibaculus*, auf die „der Schalk“ Horatius „stichelt“. Und was heisst ferner „verbindet man *pereuntes cuspidē Gallos* möglichst kurz“? Lässt es sich sprachlich rechtfertigen, dass damit gesagt sein soll, durch das Zersplitttern einer Lanze seien mehrere Gallier getödtet worden? Und welche Uebertreibung ist das? Das ist ja, um ebenfalls auf eine bekannte Dichterstelle hinzudeuten, noch mehr als die That, von der uns die „Schwäbische Kunde“ berichtet. Endlich was spricht in der Stelle dafür, dass eine persönliche That des Octavianus gemeint sei? Nach meiner Ueberzeugung liegt eine Beziehung in der dreifachen Bezeichnung *horrentia pilis agmina*, *fracta cuspidē pereuntes Gallos* und *labentis equo Parthi*, die nur eine Erklärung zulässt in der allgemeinen Hinweisung auf die Kampfesart der Römer, Gallier und Parther. Die Hauptstütze aber für seine Erklärung scheint Schneidewin in der Veränderung des Numerus *pereuntes Gallos* und *labentis Parthi* gefunden zu haben, doch auch diese dürfte nicht so stark sein. In meiner kleinen Abhandlung habe ich schon I, Od. 19 Vs. 9 fgg. verglichen:

*In me tota ruens Venus
Cyprum deseruit nec patitur Scythas
Et versis animosum equis
Parthum dicere nec quae nihil attinent.*

Ich füge noch Epod. 7 Vs. 3 fgg. hinzu:

*Parumne campis atque Neptuno super
Fusum est Latini sanguinis,
Non ut superbas invidae Carthaginiis
Romanus arces ureret,
Intactus aut Britannus ut descenderet
Sacra catenatus via,
Sed ut secundum vota Parthorum sua
Urbs haec periret dextera?*

Eisenach.

K. H. Funkhüchel.

V.

Q u o d s i .

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß *quodsi* von den lateinischen Schriftstellern verschieden angewendet wird. Denn in einem Theile der selben ist es aufzulösen durch *quod attinet ad illud, de quo dixi, etc.*, z. B. Cic. de Sen. §. 46: *Quodsi quem etiam ista delectant;* 1. §. 48: *Quodsi istis ipsis voluptatibus bona aetas fruitur.* In anderen Stellen vertritt es die Stelle von *hoc*, z. B. *quodsi verum est.* mit nun der jüngere Leser sich sofort zurechtfinden lerne, scheint es in Unterzeichneten nothwendig — und die Erfahrung hat ihm dies bezeugt —, daß im ersteren Falle *quodsi* als ein Wort geschrieben und druckt werde, im zweiten Falle getrennt. So urtheilt schon Kritz Sallust. Catil. II, 2 und Jug. XIV, 21. Dagegen hält Haase zu Sigismund's Vorles. über d. lat. Sprachw. S. 368 N. 372 ein, „daß zu einer solchen Verbindung kein Grund vorhanden sei: denn wenn man in *quod* auch nur die Bedeutung einer Conjunction finden wolle, so habe sie doch mit *si*, *nisi* u. s. w. kein solches Verhältniß, daß daraus ein Compositum entstehen könnte.“ Nun steht aber doch dieses *quod* mit in dem ganzen Satze, an dessen Spitze *si*, *nisi*, *utinam*, *quia* gesetzt ist, in einem Verhältnisse, welches irgendwie bezeichnet sein will: dies kann nach unserem Dafürhalten am besten durch die empfohlene Verbindung geschehen. Wenn man einwendet, daß nach der oben gegebenen Erklärung *quod* vielmehr in Verhältniß zu dem ihm vorangehenden Satze stehe, so würde auch dies durch ein Zeichen angedeutet sein. Welches aus nun auch immer sein möge, so fürchte ich, daß der Zweck der richtigen Uebersicht der fraglichen Stelle dadurch weniger erreicht werde durch die Verbindung in ein Wort.

Wir knüpfen eine andere Frage, die ebenfalls *quodsi* betrifft, an: Soll man den Schüler die Anwendung dieser Conjunction bei dem Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische lehren? Man sage ihm, ja, wenn bei Bedingungssätzen im Eingange die Partikel fehlt und das Subject, es möge Substantivum oder Pronomen sein, nach dem Verbo steht, am sichersten *quodsi* angewendet werden kann, z. B. „Glaubt der Mensch an die allwaltende Fürsorge Gottes, so wird er u. s. w.“ Wir empfehlen derlei Sätze im Deutschen auch nur dann zu gebrauchen, wenn das Vorausgegangene ist, worauf man sich im Folgenden bezieht. Wenigstens habe ich diesen Weg bei dem Unterrichte mit Erfolg eingeschlagen.

Zwickau.

Rüdiger.

VI.

Zu Cicero pro Sestio 45, 97.

Zu den äußerst wenigen Stellen, an welchen Halm's Schulausgabe den Gebrauch in der Klasse nicht ausreichende Hilfe bietet, gehört die oben bezeichnete wegen des dort vorkommenden *negotii gerentes*. Ich vermute nicht etwa, daß dieser Genitiv erklärt werden soll, und begnüge mich wegen des Singulars vollkommen mit der Verweisung auf die Re-

Fünfte Abtheilung.

Vermischte Nachrichten über Gymnasien und Schulwesen.

I.

Auszug aus dem Gesetz vom 28. März 1855 über die Gehälter der an den gelehrten Schulen im Königreich Dänemark und an der gelehrten Schule und Erziehungsanstalt zu Sorö angestellten Rectoren und Lehrer.

(Enthalten in dem im Juni d. J. ausgegebenen Programm der Metropolitanschule zu Kopenhagen.)

§. 1.

a) Die Rectoren der gelehrten Schulen erhalten bei ihrer Anstellung ein Gehalt von 1600 Thlrn. jährlich. Für je fünf Dienstjahre erhalten sie eine Zulage von 200 Thlrn., so lange ihr Gehalt 2200 Thlr. nicht übersteigt. Dem Rector der Metropolitanschule wird eine jährliche Zulage von 200 Thlrn. bewilligt.

Der Rector der höheren Realschule zu Rönne dagegen erhält bei seiner Anstellung ein Gehalt von 1200 Thlrn. Für je fünf Dienstjahre erhält er eine Zulage von 200 Thlrn., so lange sein Gehalt 1800 Thlr. nicht übersteigt. Im Falle ein Oberlehrer einer gelehrten Schule unmittelbar als Rector dieser Realschule angestellt wird, wird sein Gehalt in diesem Amte so bestimmt, als wenn er es die ganze Zeit hindurch bekleidet hätte, während welcher er Oberlehrer gewesen ist.

Die Rectoren erhalten ferner freie Wohnung, doch haben diejenigen Rectoren, welche von jetzt ab angestellt werden, Haussteuer zu entrichten, so wie jede andere Steuer und Abgabe, welche durch die Gesetzgebung auf den Gebrauch eines Hauses gelegt ist.

b) Die Oberlehrer erhalten bei ihrer Anstellung ein Gehalt von 1000 Thlrn. Für je fünf Dienstjahre erhalten sie eine Zulage von 200 Thlrn. jährlich, so lange ihr Gehalt 1600 Thlr. nicht übersteigt.

c) Die Adjuncten erhalten bei ihrer Anstellung 500 Thlr. Für je drei Dienstjahre erhalten sie eine Zulage von 100 Thlrn. jährlich, so lange ihr Gehalt 1000 Thlr. nicht übersteigt.

d) Bei der Metropolitanschule und bei der gelehrten Schule und Erziehungsanstalt zu Sorö soll das halbe, bei den übrigen Schulen das ganze Schulgeld für diejenigen Schüler, welche die Schule über 100 hat, zwischen den Oberlehrern und Adjuncten zu gleichen Theilen getheilt werden.

II.

Statut für das pädagogische Seminar auf der Universität zu Kiel ¹⁾).

§. 1.

Zur Förderung eines wissenschaftlichen Studiums der Pädagogik, so wie zur gründlicheren Vorbereitung und Ausbildung in der Erziehungskunst ist für diejenigen Studirenden, welche sich demnächst dem Lehrfach widmen wollen, auf der Universität zu Kiel, unter der Leitung des Professors der Pädagogik, ein pädagogisches Seminar errichtet.

¹⁾ Schriftliche Fragen im Schulamts-Examen *)

Kiel, Ostern 1856.

1) Mit welchem Recht kann man die Oden des Horaz Nachbildungen griechischer Muster nennen?

2) Ueber die philosophische Bedeutung der Mythen bei Plato.

3) In welchem Verhältniß stehen die Philologie und die philologische Gelehrsamkeit zum Gesamtbegriff des Gymnasiallehrers?

4) Welches Material besitzen wir, um die Glaubwürdigkeit Herodots zu beurtheilen, und was ist von demselben zu halten?

5) *Praemissa brevi de argumento Baccharum Euripidearum notitia carmen choricum, quod in illius fabulae vers. 861—991 legitur, ita exponatur, ut versioni latinae eique pedestri oratione confectae addatur numerorum conspectus et succincta enarratio verborum.*

6) Ueber die verschiedenen logischen Formen des Urtheils, ihren Zusammenhang unter sich, und insbesondere über die Frage, ob das disjunctive Urtheil ein analytisches oder synthetisches ist.

7) Was versteht Aristoteles unter *τρόποι ἐπιστήμης* und welche praktische Regeln knüpft er für die Lehrmethode daran an?

8) Das Flußgebiet des Rheins werde beschrieben und seine historische Bedeutung in den verschiedenen Perioden kurz charakterisirt.

9) Die Stellung der Archonten in Athen ist mit richtiger Unterscheidung der Zeiten kurz zu skizziren.

10) Charakteristik der sog. 3 Seelenvermögen Erinnerung, Gedächtniß, Phantasie.

11) Kann die formale Bildungskraft der Mathematik die der alten Sprachen ersetzen, und wie ergänzen sich Mathematik und Sprachen für die Aufgabe des Gymnasialunterrichts?

12) In welcher Reihenfolge haben sich die curulischen Magistrate aus dem römischen Königthum entwickelt?

13) Welches sind die Hauptunterschiede zwischen dem Gebrauche des griechischen und dem des lateinischen Coniunctivs? Die Beantwortung ist durch einfache Beispiele aus der Erinnerung oder von eigener Erfindung zu erläutern und wo möglich durch die Analyse der Formen zu begründen.

*) Wie bisher immer die schriftlichen Fragen der juristischen und theologischen Amtsexamina im Kieler Correspondenzblatte bekannt gemacht worden sind, wird es sich die Redaction fernerhin auch angelegen sein lassen, die schriftlichen Fragen der Amtsexamina der Gymnasiallehrer im Interesse des Publikums mitzutheilen. (Red. d. K. C.)

Statistische Uebersicht der Thätigkeit der sieben Wissenschaftlichen Prüfungscommissionen.

No.	Jahr	Das Collegium pro rectoratu haben bestanden:						Die Prüfung pro facultate docendi haben bestanden:						Sonstige Prüfungen: pro loco, pro ascensione, in einzelnen Dis- ciplinen, z. B. Reli- gionslehrer-Nachprü- fungen u. s. w., haben bestanden:						Von den pro facultate docendis geprüften Can- didaten sind nicht bestanden:						Summa sämtlicher ab- gehaltenen Prüfungen.															
		Berlin	Königsberg	Breslau	Greifswald	Halle	Bonn	Münster	Summa	Berlin	Königsberg	Breslau	Greifswald	Halle	Bonn	Münster	Summa	Berlin	Königsberg	Breslau	Greifswald	Halle	Bonn	Münster	Summa	Berlin	Königsberg	Breslau	Greifswald	Halle	Bonn	Münster	Summa								
1.	1845	—	2	2	—	—	1	3	2	10	43	12	8	3	7	8	6	87	4	1	3	2	2	7	1	20	4	—	2	—	1	—	851	15	5	11	19	9	125		
2.	1846	4	—	—	—	—	2	2	7	32	13	3	11	1	—	5	4	4	—	—	—	—	—	1	—	853	11	34	4	5	20	8	134	8	134						
3.	1847	1	1	—	—	—	1	2	5	41	8	16	4	6	8	6	89	9	7	10	2	1	8	2	39	5	—	—	4	—	—	—	956	16	30	6	8	18	8	142	
4.	1848	2	1	1	—	—	—	—	1	534	9	17	4	13	11	5	93	5	3	10	2	1	5	5	31	1	142	13	28	6	4	16	11	130	6	4	16	11	130		
5.	1849	3	1	2	—	—	2	2	8	32	6	16	1	7	14	4	80	8	3	6	1	1	3	1	23	2	845	10	27	4	9	19	5	119	4	9	19	5	119		
6.	1850	1	—	—	—	—	2	2	5	39	14	20	2	16	16	5	112	11	3	9	2	1	9	3	38	1	352	17	31	4	17	27	10	158	4	17	27	10	158		
7.	1851	2	—	1	1	1	1	1	7	32	9	21	5	11	18	4	100	13	9	13	1	1	6	4	47	4	1	12	—	1	—	1851	19	47	7	13	25	9	172		
8.	1852	2	—	—	1	2	1	1	6	23	8	12	6	9	16	15	89	12	10	12	3	4	6	3	50	3	—	—	—	—	1	—	1240	18	32	18	14	24	18	156	
9.	1853	2	1	3	—	2	3	—	11	33	5	21	8	7	23	16	113	13	5	29	4	3	9	—	63	3	8	51	11	56	12	12	35	18	196	12	12	35	18	196	
10.	1854	5	3	3	4	—	—	—	15	33	11	11	6	10	23	11	105	12	9	16	5	7	10	3	62	3	1	6	1	2	2	2	1652	24	36	16	18	35	16	198	
11.	1855	—	1	2	2	2	—	—	7	22	8	11	1	11	18	26	97	11	4	10	4	7	18	7	61	3	—	—	5	1	—	1	4	1436	13	28	8	20	37	37	179

Erste Abtheilung.

Abhandlungen.

Allgemeines und Besonderes über den Gymnasialunterricht.

Gymnasien nannten die Griechen einen Platz, auf welchem der nackte Körper durch Uebung diejenige Ausbildung zur Schönheit und Gewandtheit empfangen sollte, den das Ebenmaß zwischen ihm und dem Geiste, die Harmonie der menschlichen Kräfte, erforderte. Bei uns geht der Geist auf das Gymnasium: nur einen Anhang, den man unbeschadet der eigentlichen Bestimmung der Anstalt auch weglassen kann, bildet uns das Turnen. Der Name ist vom äußerlich Erkennbaren, antik Begränzten auf das Innerliche, modern Universalere übertragen, der Stoff des Unterrichts ist für denselben Namen ein anderer geworden; ob aber die Uebertragung sinnvoll genannt werden kann, wird von dem Vorhandensein oder Fehlen eines *tertii comparationis* abhängen. Dafs auf der Alten, wie auf unsern Gymnasien geschieht, gelehrt und gelernt wurde, kann das Wesen nicht sein: denn auch der Grenadier, der seine Instruction über Eintheilung und Rangordnung des Heeres erhält, und welche Honneurs er vor höheren und geringeren Vorgesetzten zu machen habe, wird in den meisten Fällen belehrt und lernt, was er nicht gewusst hat, obgleich nicht auf dem Gymnasium; und um ein anderes Beispiel zu nehmen, der Student, der weiter nichts thut, als in den Hörsälen schreiben und zu Hause repetiren, kann schöne Kenntnisse sammeln und ist doch weit davon entfernt, ein Gymnasiast zu sein. Also nur das Wie des Lernens giebt den Coincidenzpunkt. Den Körper kann man nicht anders bilden, als durch Uebung seiner Kräfte, und insoweit ist Gleichartigkeit zwischen ihm und dem Geiste, dafs auch diesem nur durch Wechsel von Anspannen und Ruhen seines Vermögens Schnellkraft zu Theil wird, die ihn zum Schaffen befähigt. Gleichwie aber der Leib nicht die Löwen-

höhle sein soll, aus der keine Spur Tempel des Geistes, der in den Bewegung thue, so ist auch der Geist selbst nicht stimmmt, sondern auch nicht zum bloß aussen an ihn herangebrachten. Er ist bleibe es nun innerlich subjectiv, oder gewirktes in die Außenwelt trete. W gelernte seinem Geiste assimiliren, da Nahrung sei und neues in ihm erzeuge zeugen kann. Sammelt er nur aus I sitz zu haben, seien es nun Antiquit Producte, und wirthschaftet nicht dam sie ihm Zinsen bringen, so ist er höch wulstsein, der sich immer schwerere G freut an diesem mechanischen Thun. das Gedächtnis; es schlummern noch geweckt werden müssen, und deren Bestimmung hat. Seine Eigenthümlich aber nicht fertig wie ein gegebenes mi barkeit in ihm erschlossen ist, sonder tenz, zur Entelechie der Auregung der Welt außer ihm bedarf und einmal Kraft des Tragens, in Continuität erhe es nicht von schlechterem überwuchert unedler und alles gedeiht schneller, al nicht die größste Sorgfalt zugewendet lich zurück und kann nur durch verme hervorgehoben werden.

Die Dinge, die an das Denken heran es sich von ihm nähre, sind die Kenntn cherlei wissen, damit er ein Substrat h tenz übe, auf dem er sich tummle. D daß sie eben nur dazu da sind, daß si höheren Zweck gelten dürfen: das Kenn chem der Schüler und jeder sein Leben ten soll. Wo auch immer Kräfte des G geübt werden, da ist ein Gymnasium in u uns fragen, wie weit das Können auf de

Selbstverständlich lassen wir die Fe der Stimme, seien es nun mechanisch Seite, weil zum Schönschreiben, Zeichn zu allen übrigen Schulobjecten, eine Na Uebung nicht hervorgebracht werden k aber nur nicht ganz außer dem Zweck Alles übrige wird um so viel mehr ihn ein bloßes Haben, sondern ein Könn der ist etwas und kann zur Geistesgem den, der nicht haben und nur immer h einem andern Genusse seines Capitals z nur in der Anwendung seines Besitzes

ermögens — den Werth desselben erblickt, so daß er Werke mit thut für sich und andere. Lebendige Wissenschaft ist der Gegenstand unserer Betrachtung.

Sprachen und Wissenschaften, pflegt man zu sagen, werden in Gymnasien gelehrt: aber wer kann eine Sprache, der nicht davon weiß? Wissenschaft ist Alles, was wir lernen außer den schon abgethanen Kunst- oder nicht Kunst-Fertigkeiten, und der Stoff ist das Kriterium zur Unterscheidung. Unter zwei Klassen fallen die Wissenschaften, so viele ihrer sind. Was die eine Namen führt, ist einerseits ein Bericht von Geschehenem über von anfänglich fertigen und von gewordenen Zuständen und Gestaltungen der allgemein sichtbaren oder erst durch tiefer gehende Beobachtung und gottgegebenen Blick gefundenen Dinge unseres Planeten, anderseits ein System von Gesetzen, die nicht verliert, sondern bewiesen werden, zwar nicht des Denkens, sondern einer Theorie, die vielen nicht weniger allgemein erscheint, als von den Größen, vielfach angewandt auf die Naturkunde, in der sie voraussichtlich zu allen Theilen in die Erscheinung tritt: einerseits historisch, anderseits mathematisch. Ueber allem einleuchtend schwebt der dialektische Gedanke, die Wissenschaft des Denkens und Wissens an sich, wie der Geist Gottes über den Weltall.

Dieses Gesamtstoffs zweite Hälfte sei dem Verfasser zu überlassen erlaubt, weil er sie nicht über die Elemente versteht. Er hat nie einen Grad des Könnens darin erreicht, der ihn befriedigt hätte. Doch weiß er sehr dessen Werth zu schätzen, was er nicht hat, und glaubt, die Erkenntniß der Größenverhältnisse ist die ganze Hälfte von dem, was den Menschen zu bilden vermag, obgleich er selbst nur zu geringem Theile sich als Beispiel stellen darf. Der sicherste Beweis für den Umfang ihrer natürlichen Bildungsfähigkeit ist die Erscheinung, daß niemand, er mag noch so viel daran lernen, einen ihrer Theile versteht, im Kopfe behält und bei Aufgaben und neuen Beweisen anzuwenden weiß, der nicht denkt (wie in höherem Sinne von der hier nicht in Betracht kommenden Philosophie zu sagen ist), dagegen wenige ihre Theoreme für immer hat und beständig Frucht daraus läßt, der sie einmal eingesehen; wo aber das Denken nöthig ist, wird das Denken geübt, und wer am anhaltendsten und am häufigsten zu denken vermag, ist der gebildetste und muß nothwendig das meiste und das beste produciren. Aber die Größenscheint doch eine particulare Form des Denkens zu erfordern, wozu die Fähigkeit dem einen in sehr vollkommenem, dem andern in geringerem Maße, dem dritten gar nicht gegeben ist, und die, auch wo sie auf das rückhaltloseste erschlossen ist, doch sich nicht zur Philosophie befähigen mag: wie ein sehr guter Philosoph ein schlechter Mathematiker sein kann, so sind Mathematiker absichtlich oder, wie es ihnen scheint, absichtlich oft nicht Mathematiker. Freilich hat Spinoza in Lehrsätzen und Beweisen geschrieben, aber es hat noch niemand behauptet, daß es der größte Vorzug seines Systems sei.

Wissenschaft für die überwiegende Mehrzahl trotz der Anziehung, welche die Natur an sich ausübt, nicht zum Formalismus herabsinken liesse, weil dasjenige, was sie zu lernen aufgibt, eine Legion von Ordnungen und Namen ist (und es in der Regel an Exemplaren fehlt, an denen jedem das Nöthige klar gemacht werden könnte). Nun besteht freilich die Dialektik im Eintheilen, aber ein Knabe hat wenig Freude an dialektischen Principien. Ich glaube, man muß darauf verzichten, daß Abiturienten, denen die Natur nicht Studium sein wird, hier im Vergleich mit den übrigen Objecten eine Prüfung zur Genüge bestehen, und Zweck der Naturkunde. so scheint es, darf auf Gymnasien nicht in Erlangung positiver Kenntnisse gesucht werden, sondern einzig und allein in Erweckung und Nahrung des Interesses an der Natur: der Knabe muß gewöhnt werden, die Augen offen zu haben, wenn er im Walde geht, man muß ihn anhalten, selbst die Eiche von der Buche zu unterscheiden u. dgl.

An der Gränze der Naturwissenschaften einer- und der Geschichte anderseits steht die Erdbeschreibung, soweit sie nicht politisch ist und Gränzen, Flächeninhalt, Städte und Einwohnerzahlen (das trostloseste unter allen Lehrfächern) der Staaten und Provinzen angiebt. Zur Naturkunde gehört sie, insofern sie ein vergleichendes Bild entwirft von der Vertheilung des Wassers und des Landes auf dieser und jener Hemisphäre, von der Küstenbildung der Länder, von dem Wechsel zwischen Höhe und Tiefe, von der Formation der Gebirge, von der Richtung des Wassers, das von diesen Gipfeln des Planeten zu seinem eignen Urquell in beständigem Kreislauf zurückkehrt, von den Strömungen und andern Bewegungen des Meeres, von dem, was unter der Meeresfläche ist, von dem Klima in dieser oder jener Zone, auf dieser oder jener Gebirgshöhe, von den leblosen und lebenden Geschöpfen, die hier und dort entstehen und sich verändern, mit dem Menschen als der Krone des Alls, endlich von den Bewegungen des Planeten und seinen Beziehungen zu andern Weltkörpern. Zur Geschichte bildet sie die Vorhalle, sofern sie die Oertlichkeiten nachweist, an denen die großen Ereignisse der Welt sich begeben haben, aus deren Gestaltung dieselben zum Theil begriffen werden, und sofern sie den Raum vorzeichnet, auf dem im Wechsel der Zeiten die Staaten sich so oder so abgegränzt haben. Die Erdkunde ist Hülfswissenschaft der Geschichte, aber nicht ihrem Wesen nach, sondern neben ihrem eigenthümlichen Werth, den sie hätte, wenn es keine Geschichte gäbe, hat sie auch diesen. Sie ist eigentlich die universale Naturkunde, soweit diese nicht Dinge lehrt, die nicht auf unsrer Erde haften, sondern den Kosmos treffen, doch kennt die Schule sie nur als Beschreibung der Erdoberfläche. Der Schüler soll ein Bild derselben bekommen zunächst für die Heimath, dann für ferner liegende Theile, das er beständig im Geiste anschaut. Das muß er erreichen, wenn er auch auf der obersten Stufe nicht aufhört, kleinere oder grössere Karten zu zeichnen, und was er gezeichnet, sich so einzuprägen, daß er an der Wandkarte selbst

auf die Sprachen fallen, den lebendigsten Ausdruck des Gedankens? In der Sprache ist der ganze Charakter, in der mehr oder weniger ausgebildeten, naiven oder complicirten, sinnlichen oder abstract verständigen der Culturzustand eines Volkes niedergelegt; es wäre also die Kenntniß möglichst vieler Sprachen schon eine recht schätzenswerthe Ergänzung der Geschichte. Bei Auswahl der zu lernenden würde man nun auf Stellung und Werth der Völker in welthistorischer Rücksicht zu sehen haben, d. h. man würde von selbst auf die griechische und römische verfallen, denn Hellas und Rom sind fast die ganze Hälfte der Weltgeschichte. Aber es kommt noch mehr hinzu, was das Urtheil dahin führen muß, diesen beiden den Vorzug zu ertheilen. Sie sind auch für sich betrachtet die ausgebildetesten, am meisten befähigt, den mannigfaltigen Stimmungen der Seele und Färbungen des Gedankens Form zu geben, also nicht allein die würdigsten, daß man sie kenne, sondern auch die lehrreichsten. Und was für die Schule am Ende das wichtigste, weil praktische ist, wir haben sie in Monumenten, deren Inhalt und Form von keinem Volke übertroffen ist. Sie sind nicht bloß ein System von Wort- und Satzformen, das seiner Vorzüglichkeit wegen gekannt zu werden verdient, sondern in Werken überliefert, nach deren Muster aller neuen Völker Geistesleben sich gebildet hat, und aus deren Lesung jeder einzelne Geist immer wieder verjüngt ansteigt. Ich will nicht Eulen nach Athen tragend weiter auseinandersetzen, warum auf Gymnasien die todten Sprachen vor allen lebenden, die aus dem Leben gelernt werden, so bedeutend überwiegen müssen.

Oben habe ich das Können als die Spitze des Unterrichts bezeichnet für nichts mit schärferer Betonung, als für die Sprachen. Der Schüler soll leben in der fremden Sprache, d. h. er soll dasjenige, was sie von der seinen unterscheidet, so inne haben, daß es sich zu einem geordneten Ganzen gestaltet, mit dem er als mit einem Eigenthum schalten und walten kann. Dazu reicht aber nicht eine Kenntniß der regelmäßigen und unregelmäßigen Wortformen hin, so wie der Wortbedeutungen einschließlic der sinnverwandten, auch nicht ein Wissen von den syntaktischen Regeln über Gebrauch der Casus, Tempora und Modi, sondern es gehört dazu im vollen Sinne Klarheit über die der Sprache eigenthümlichen Satz- und Denkformen, über die nicht in Regeln hängende Diction und Periodologie. Erworben wird solches Gut sehr allmählig durch aufmerksames Lesen der mustergültigen Schriftsteller, zu denen Cornelius Nepos nicht gehört, wie man endlich praktisch anerkennen sollte. Der Lehrers muß von Anfang den Schüler zwingen, auf das Unterscheidende in der fremden Sprache gegen die eigene zu achten, nur freilich mit so viel Dialektik, daß er nicht Dinge berührt, die jenem in der eigenen noch fremd sind. Ein andres Verfahren lehrt den Knaben, ein andres den Erwachsenen; denn leichter und schneller lernt ein gereifter Verstand, der auch nur an einem Objecte bereits groß gezogen ist, als ein unmündiger, der vieles ihm

gleich Unbekannte zugleich aufnehmen soll. V Beobachten Eingang gefunden hat, muß gefüb-
pelter Weise zu doppeltem Zweck. Das Geles-
tem Theile auswendig gelernt werden, denn
setzen und Nachübersetzen bringt weder Cicero,
Homer in den Kopf. Was der Knabe eigen bi-
er auswendig wissen, denn er hat noch nicht
standes, mit dem Urtheil über die Sache die
behalten; das aber ist die eine Hälfte von den
bezweckt, Kenntniß der Schriftsteller. Aufse-
gleich, wenn er das nöthigste Material hat, zu
mündlich und schriftlich muß er aus der eig-
Sprache übertragen zuerst Sätze, die den Stoff
ändern, auch schon vorgekommenen Wendun-
später neue Stoffe, in denen aber weder eine
Satzbildung zum ersten Male vorkommen darf,
chere Gefühl hat, er könne ohne Fehler schrei-
das vollkommenste gelernt habe. Bei der Co-
viel daran, daß er die Fehler selbst finde, mög-
teren Stufen Verstöße gegen die Formenlehre
gegen die Satzbildung sein, und daß er sich m-
thätig mit dem Geschriebenen beschäftige, inder
gegangene Notate eine Abschrift davon anfert-
auswendig lernt, wenn sie fehlerfrei geworden
lust, der durch genaues Durchnehmen von St-
entsteht, ist gering gegen den Schaden, der dur-
tiren des Richtigen herbeigeführt wird. Der
fremden Idioms ist also der andre Zweck, den
richt verfolgt, sei es im Schreiben allein, oder a
Lassen wir das letztere nach den jetzigen Forde-
nasiums unberücksichtigt, so tritt dagegen für
Endzweck die freie Anwendung zum Ausdruck
ten hervor, das Denken in der fremden Sprache
Forderung ausgeschlossen werden, der Schüler
fremden Sprache haben. Es kann nicht verlangt
sich ihr gegenüber individuell verhalten, ihr de
Geistes ausdrücken, weil dazu eine Beherrschu-
hört, die ihm noch nicht eigen sein kann. N
ihm zumuthen, daß er die Schreibart eines Ma-
die seinige nach ihr zu formen suche: dann stel-
stilistische Durchbildung ein.

Was vorhin von den Autoren gesagt wurde,
Schreiben zu Grunde gelegt werden, gilt, wie si
von Historikern und Rednern. Aber auch an
Lectüre lassen sich schriftliche Uebungen anstel-
zum Theil angestellt. Werden die Schüler geha
Ovidische und Vergilische Verse auswendig zu
es ihnen eine leichte und liebe Beschäftigung se-
gebenes in die Mafse dieser Dichter zu übertrag
selbständig historische oder mythische Stoffe dar-

Horasisches nachzumodeln wäre dagegen, wenn auch nicht zu schwer, doch zeitraubend und überflüssig.

Schriftliche Uebungen in der Ausdehnung, wie ich sie hier für fremde Sprachen im Allgemeinen eventualiter aufgestellt habe, finden nur in der lateinischen statt. Dafs im Griechischen die freien Aufsätze weggelassen, wird niemand nicht billigen, da ein Primaner noch viel zu kurze Zeit diese Sprache treibt, als dafs er sich ihrer ohne die allergrössten Schwierigkeiten so bedienen könnte. Aber eben weil etwas dergleichen nicht gefordert werden kann, darf das Uebersetzen ins Griechische nicht vernachlässigt werden. Es scheint unter den bisherigen Verhältnissen der zweijährige Cursus von Prima ein Minus von Kenntnissen herbeigeführt zu haben; denn weil das griechische Scriptum, das die frühere Stufe vorschrieb, hier nicht mehr verlangt wurde, brachte es die menschliche Trägheit, der wir alle unterworfen sind, mit sich, dafs die Schüler vergaßen, was sie von Attischer Syntax gelernt hatten: brauchten sie es doch nicht mehr! Und auch das wäre wohl ausführbar und würde eine viel grössere Sicherheit in der Kenntniss epischer Form geben, wenn die Primaner von Zeit zu Zeit einen gegebenen Stoff in Homerische Hexameter übersetzen müßten. Es wäre das gewifs eine sehr anziehende Arbeit für die Mehrzahl, vorausgesetzt, dafs sie einen genügenden Schatz von auswendig gelernten besäßen, der ihnen zu allen Zeiten gegenwärtig wäre.

Von neuern Sprachen sehe ich ab, weil irgend eine von ihnen genügend zu erlernen auf dem Gymnasium nicht die Zeit ist. Warum das Französische immer noch im Besitz des Vorrechts ist, in jeder Klasse zwei Stunden in Beschlag zu nehmen, vermag ich nicht einzusehen. Es ist nicht mehr in dem Sinne wie früher die Weltsprache, die allein die gangbare zwischen den Völkern wäre, sondern theilt diese Eigenschaft jetzt sehr mit dem Deutschen, Englischen, Italiänischen; und es hat nicht eine Literatur, die es der Jugend lieb machen könnte, wie das Englische, das auch in den Beziehungen des Handels jetzt fast mehr in Umlauf ist. Vielleicht wäre es in der heutigen Zeit nicht unzweckmässig, wenigstens von Tertia ab die Einrichtung zu treffen, dafs ein Schüler nach der Wahl seiner Eltern entweder das Französische fortsetzen, oder das Englische lernen könnte. Die drei unteren Klassen würden ihn genug vorbereitet haben, um jenes entweder ausser der Schule ohne Unterbrechung weiter zu treiben oder später, wenn er es nöthig hätte, in kurzer Zeit aus dem Umgange zu lernen.

Aber einen Theil des Sprachunterrichts haben wir noch zu betrachten, der alle einzelnen Fäden zusammenhält und den Schlussstein zur ganzen Gymnasialbildung ausmacht, d. h. den Unterricht in der Muttersprache. Es giebt kein Object, das nothwendiger wäre, denn jedem ist doch die Muttersprache das Nächste und Wichtigste, für jeden ist sie das Gewand, in dem alles an ihn herantreten mufs, und jedes einzelnen Bildung wird danach zunächst und zumeist bemessen, nicht nur ob er die Mut-

Lehrfaches nicht immer unmittelbar überzeugt, sondern meint wohl, der Muttersprache von Natur mächtig zu sein. Diese Schwierigkeiten sind an sich wahrlich nicht klein, werden aber um ein Bedeutendes vermehrt durch das geringe Maß von Zeit, das auf den Gegenstand verwandt werden kann, das aber selbst vermindert wird durch die noch hinzutretende Forderung, daß die Schüler mit den klassischen Werken der National-Literatur bekannt gemacht werden. Der Lehrer muß mit ihnen lesen, theils um Stoff für die Aufsätze zu bekommen, theils um ihnen zu zeigen, wie man lesen müsse, sei es für sich oder laut vor andern. Alles dies läßt es als unbedingt nothwendig erscheinen, daß der deutsche Unterricht wenigstens in jeder der oberen Klassen nicht isolirt stehe in den Händen eines Lehrers, der sonst keine Lectionen in derselben hat, sondern dem Hauptlehrer übertragen werde, der den vollen Ueberblick über die altklassische und moderne Lectüre der Schüler hat und weiß, welche Aufgaben er ihr zumuthen kann, und zugleich außer den ausschließlich dafür bestimmten Lehrstunden Gelegenheit bekommt, die Rechte des Deutschen zu wahren. Aber auch andre, namentlich die Historiker, müssen die Ausbildung der Klasse in der Muttersprache sich mit zur Aufgabe gestellt sein lassen und müssen bei den Repetitionen, die sich von Zeit zu Zeit sehr gut in freie Vorträge der Schüler einkleiden lassen, auf Kürze, Präcision und Geläufigkeit des Ausdrucks, so wie auf Angemessenheit des Sprechtons halten. Außerdem wäre es gewiß sehr zweckmäßig, wenn gerade der Lehrer der Geschichte (oder der Religionslehrer oder der philologische, wenn er nicht den deutschen Unterricht hat) theils um seines eignen Objects, theils um des deutschen Ausdrucks willen (theils auch, damit er die Last der Correcturen etwas mit tragen helfe) über Themata seines Faches zu Hause und in der Klasse Aufsätze schreiben liesse, bei denen vor dem leidigen Pathos zu warnen und auf Klarheit vor allem zu sehen wäre.

Berlin.

W. Ribbeck.

für Lehrerseminarien, oder, allgemeiner gesagt, für solche höhere Schulen, die das Lateinische und Griechische nicht betreiben. Es findet sich nämlich im ganzen Buch auch nicht ein einziges griechisches oder lateinisches Citat; selbst die Titel von Schriften wie Augustin's *confessiones* und *de civitate dei* werden in deutscher Uebersetzung angeführt. Nirgend sprechen die großen Männer, deren Namen wir in dem Buche lesen, mit ihren eigenen Worten zu uns (auch nicht in Uebersetzungen), sondern wir hören nur über sie reden. Dafs es somit eine baare Unmöglichkeit ist, das Leben jener Männer „in anschaulicher und ermunternder Weise“ zu zeichnen, weifs jeder, der je in einem unmittelbaren Verkehr mit den kirchlichen Schriftstellern gestanden hat. Es ist geradezu ein Unrecht, das man an der Gymnasialjugend begeht, wenn man ihre erworbenen Sprachkenntnisse nicht dazu benutzt, um auch auf diesem kirchenhistorischen Gebiete sie in eine unmittelbare Verbindung mit einer Reihe so lebensvoller Persönlichkeiten zu bringen. Dafs der mündliche Vortrag gerade in dieser Hinsicht der Nachhülfe eines Compendiums bedarf, scheint eine Erörterung nicht erst zu verlangen. Kurz, es mufs als ein Mißgriff bezeichnet werden, dafs der Verf., wie es scheint, die Bedürfnisse der verschiedensten Schulen durch sein Buch hat befriedigen wollen.

Damit wäre die Besprechung in einer Zeitschrift für das Gymnasialwesen eigentlich zu Ende. Doch möge es mir gestattet sein, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Einer wesentlichen Verbesserung bedarf zunächst §. 4: Das Heidenthum. Der Ausdruck, dafs das Heidenthum aus dem Gegensatze von Bedürfen und Entbehren entstanden sei, ist nicht blofs schwer zu verstehen, sondern ist auch unrichtig; in Röm. 1. ist der Ursprung des Heidenthums besser dargestellt. Unrichtig ist auch, dafs das Heidenthum nach Christi Erscheinen einen wesentlich andern Character, den des Verfalls und der Erschlaffung, an sich trage; dieser Ruin der alten Welt ist sehr viel früher eingetreten. Ferner verhielten sich die antiken Religionen zu der Allmacht und zu der Heiligkeit Gottes so ganz verschieden, dafs davon unter c. viel bestimmter hätte geredet werden müssen. Die Geschichte Israels in §. 6 ist ein rhetorischer Ueberblick fast ohne alle Thatfachen, nicht einmal Davids Name kommt darin vor. An §. 7 möchte ich auf einen sehr auffallenden Mangel des Buches aufmerksam machen. Die Fabel von den 70 Dolmetschern wird hier ohne alle Bemerkung als Thatsache hingestellt; ebenso wird S. 10 einfach behauptet, dafs Petrus in Rom, und zwar im Jahre 67, gestorben sei; die schöne Geschichte von dem Briefwechsel des Abgarus wird S. 17 mit Bedeutsamkeit als erste Huldigung der Herrscher der Erde zum Besten gegeben; die Meinung, dafs Tertullian später wieder rechtgläubig geworden, wird S. 26 als Thatsache vorausgesetzt, und so herrscht in dem ganzen Buche eine Kritiklosigkeit, die in Erstaunen setzt. — Uebrigens wird Tertullian in 7 Zeilen abgethan, daher kann man sich über Redensarten, wie die, dafs er „vielfach wohlthätig auf die Kirche einwirkte“, nicht wundern. Wenn man mit dieser Dürftigkeit andere Stellen vergleicht, wie §. 25 a, §. 28 a, §. 34 u. 35, §. 57 b u. c., so scheint der Vorwurf der Ungleichmäfsigkeit in der Behandlung des Einzelnen nicht ungegründet zu sein. — Doch ich breche ab, um mich nicht in Specialitäten zu verlieren, die nicht hierher gehören.

Berlin.

Hollenberg.

cher zu beziehen, dergestalt, daß das *αἶδ' προΰψεν* mittelbar verstanden und die *ψυχὰς ἡρώων* als Achäer erklärt werden. Herr v. Hahn fragt nun vor allem „welche achäischen Helden hat denn Achills Zorn des Begräbnisses beraubt?“ Inderthat verdient seine Erklärung, welche unter *ἡρώων* versteht *τῶν Τρώων* und dies ausführlich begründet, nach mehreren Seiten den Vorzug vor der gewöhnlichen. — I, 425 wird *δωδεκάτη ἡοί* ergänzt, nicht *ἡμέρη*, und überhaupt dargethan, wie die olympische auf Morgen beruhende Zeitrechnung stets zu scheiden sei von der mit dem Abend beginnenden menschlichen; daß bei letzterer der Sprachgebrauch zwingend war, wird geschlossen aus der sonst widersinnigen Anordnung Od. V, 388. Welcher besondre Moment des Morgens dabei vom Dichter unter *ἡώς* verstanden werde, bleibe für solche Rechnung gleichgültig. — Wenn es aber I, 493 heißt — *ἐκ τοῖο δωδεκάτῃ γενετ' ἡώς*: so ergibt dem Verf. die Vergleichung mit XXIV, 31, daß jenes *τοῖο* keineswegs zwingend auf das unmittelbar vorhergehende Ereignis bezogen werden muß; denn in *ω* darf nicht Hektors Schleifung als *terminus a quo* angesehen werden, sondern (wie schon Lachmann that) das Hauptereignis: Hektors Tötung; nur so kommen eben zwölf Morgen heraus. — VII, 282 übersetzt Herr v. Hahn „es will Nacht werden“, und bringt interessante Parallelen des neugriechischen Sprachgebrauchs bei; freilich hilft *ἡράδνασε* u. dergl. für Erklärung unserer Stelle wenig, da es sich hier nicht um den Aorist handelt, sondern um den Grundbegriff von *τελεθω*, ob er ein perfektivischer ist wie *ἤκω*, oder nicht. — Dagegen gewinnt das Verständnis wiederum unzweifelhaft bei II. XVI, 61 (S. 45), Od. V, 262 (S. 22) und andern Stellen, auf die wir hier nicht weiter eingehn können.

Treten wir vielmehr dem eigentlichen Zwecke der Arbeit etwas näher, zunächst der Darstellung der chronologischen Gliederung unserer Gedichte im ersten Abschnitte. Die ganze Handlung der Iliade wird (auf Zenodot gestützt, der die Rückkehr des Zeus von den Aethiopen bekanntlich auf den zwanzigsten Tag des Gedichtes fallen läßt) im Gegensatz gegen Lachmann auf 49 (7 × 7) Tage berechnet, das Gedicht selbst für die folgende Untersuchung dreifach getheilt: 1. Eingang (bis Thetis zu Zeus geht — 21 Tage); 2. Tageschronik (7 Tage); 3. Schluß (von Hektors Schleifung bis zu seiner Bestattung — 21 Tage). Den neun Pesttagen des Eingangs entsprechen im Schluß die neun Trauertage um Hektor; Mittelpunkt der Tageschronik und dadurch zugleich der ganzen Ilias ist der dritte große Schlachttag, der 25ste des Gedichtes, so daß nach obiger Annahme 24 Tage vorübergehn, 24 ihm folgen. Dieser Schlachttag umfaßt 6666 Verse weniger drei; er enthält zugleich den „Pivot der ganzen Ilias“, indem der erste Theil „die Achäernoth“ in ihm ihr Ende findet, zugleich aber der zweite, „die Achilleis“ so gut wie deren innerer Theil „die Patrokleis“, beginnt. Eine geometrische Figur macht das Verhältnis letzterer zu einander höchst anschaulich. — So führt uns der Verf. den Plan der Ilias „als ein meisterhaft gegliedertes, streng in sich geschlossenes Ganze“ vor; weit weniger gelingt dies (wie er selbst gesteht) mit der Odyssee. Sehr dankenswerth aber sind jedenfalls die beigegebenen Tabellen über beide Gedichte von Eos zu Eos sowohl (*ἡμεροβύκτια*) als von Dysis zu Dysis nach italienischer Uhr (*νυχθημέρα*).

Die Zahl 6663 bei dem Hauptschlachttag lud natürlich zu weiterem Nachrechnen ein. Herr v. Hahn findet im zweiten Abschnitt, daß das erste Drittel desselben (2221 Verse: die Eintreibung der Achäer in die Verschanzung, nach Verwundung der Besten) genau mit λ , 848 abschließt; während das zweite Drittel (μ , ν , ξ — o, 390) grade bei dem bekrittelten Aufenthalte des Patroklos in Eurypylos Zelte einschneidet und vielleicht deswegen jetzt nur 2219 Verse hat. — Ein weiteres Verhältnis

III.

Aufgaben zu lateinischen Stilübungen. Mit besonderer Berücksichtigung von Krebs' Anleitung zum Lateinschreiben und von Zumpt's, Schulz's und Feldbausch's lateinischen Grammatiken und mit Anmerkungen versehen von K. Fr. Süpfle, Großherzoglichem Hofrath und Professor an dem Lyceum zu Karlsruhe. Erster Theil. Aufgaben für untere und mittlere Klassen. Achte verbess. Aufl. Karlsruhe 1856. Druck und Verlag von C. Th. Groos. XVI u. 288 S. 8.

Je schneller bei der großen Verbreitung des vorliegenden Buches die einzelnen Auflagen auf einander folgen müssen, desto größere Anerkennung verdient die Sorgfalt, mit welcher der unermüdete Verfasser dasselbe noch brauchbarer zu machen stets bemüht ist.

So ist jetzt in No. 5, 20, 21, 29, 31, 35, 72, 73 Manches zweckmäßig geändert, namentlich aus dem zweiten Satze von No. 72 das störende *ipse* verschwunden, auch No. 78, 90 und 100 sind nicht ganz unverändert geblieben; zu der Ueberschrift von No. 126 ist für „Liebe zum Landleben“ passend *rusticatio* angegeben, von No. 127 der Inhalt etwas vervollständigt. Dasselbe gilt von No. 245. No. 264 u. 265 haben einige formelle Erweiterungen erfahren. In No. 278 ist statt „aufgelöst haben würde“ gesetzt „lösen würde“, und so dem Schüler selbst überlassen, das richtige Tempus zu finden. No. 284 ist weiter ausgeführt und um einige Wendungen, an denen der Schüler seine Kräfte üben kann, bereichert, ebenso No. 286. In No. 299 und 300 sind einige scheinbar unbedeutende, doch wohlbegründete Abänderungen vorgenommen; z. B. heisst es statt „ermahnte sie mit lauter Stimme, dass sie Alles außer den Waffen wegwerfen sollten, indem er versprach, dass er ihnen das Verlorne ersetzen werde“ jetzt: „mahnte mit lauter (*magna*) Stimme, sie sollten Alles a. d. W. wegwerfen, er werde ihnen das Verlorne ersetzen. Der bisherige Schlusssatz von No. 305 hat als dem Sinne nach nicht recht treffend einem anderen weichen müssen, der zugleich sprachlich dem Schüler mehr zu überlegen giebt; auch die Stücke von No. 312—316 sind für denselben noch instructiver eingerichtet; überhaupt scheint dem Abschnitt, welcher das Leben und die Thaten Alexanders der Grossen behandelt (No. 257—334), besondere Sorgfalt gewidmet zu sein, und das mit Recht, denn gerade diese Stücke sind nach Inhalt und Form besonders empfehlenswerth und werden gewiss von Lehrern, die durch irgend welche Verhältnisse behindert sind, den ganzen dritten Theil übersetzen zu lassen, seltener überschlagen, als alle anderen. — Von den späteren Stücken hat nur No. 371 erhebliche Veränderungen erlitten, darunter eine historische Berichtigung, die Abreise Ciceros von Rom betreffend. Auffallender Weise ist aber „gegen Leukopetra, einem Vorgebirge“ stehen geblieben, was sich doch sprachlich schwerlich rechtfertigen lässt.

Viele Stücke sind ganz unverändert geblieben, in anderen, auch in manchen der hier angeführten, sind die Abweichungen von der siebenten Auflage nur unerheblich; es werden daher die älteren Bücher zunächst noch neben den neuen ohne Uebelstände für den Unterricht gebraucht werden können.

Anclam.

Gustav Wagner.

Wir würden das „gerne“ streichen, statt, wie der Verf. gethan hat, hinzuzufügen. „oder *que* an das letzte hängt“. Wir stellen das Factum zwar keinesweges in Abrede, fürchten aber, daß die Schüler, — die sich ohnehin schwer daran gewöhnen, die Conjunction auszulassen, — sobald es ihnen überhaupt nachgegeben wird, jedesmal *que* setzen werden. Und doch ist dies keinesweges zulässig, denn *que* hat immer eine gewisse zusammenfassende oder abschließende Kraft, ist in solchen Fällen gleichsam ein abgeschwächtes *denique*, und kann daher überall da nicht stehn, wo dem Sprechenden die Ordnung der aufgezählten Gegenstände ganz gleichgültig ist, oder auch die Möglichkeit offen gelassen werden soll, daß sich die Aufzählung noch fortsetzen liesse. — Wer sich davon überzeugen will, wie der Verf. auch auf Folgerichtigkeit und Schärfe der Gedanken in den Uebungsstücken selbst ein achtames Auge geworfen hat, der vergleiche etwa No. 43 und 78 der neuen Auflage mit ihrer früheren Gestalt.

Anclam.

Gustav Wagner.

V.

M. Tullii Ciceronis oratio de imperio Cn. Pompeji sive pro lege Manilia. Mit vollständiger Einleitung, kritischen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von G. W. Gofsrau, Oberlehrer am Gymnasium zu Quedlinburg. Quedlinburg, Druck und Verlag von Ludwig I. Franke. 1854. VI u. 183 S. 8. 15 Sgr.

Auch von dieser Rede gilt, was Herr Gofsrau als Zweck seiner im Jahre 1853 erschienenen Ausgabe der Rosciana, von der Ref. in dieser Zeitschrift (1853) VII, 10 S. 789—791 Anzeige gemacht hat, angesehen wissen will. Sie soll vor Allem die Lage der Dinge beleuchten und rechtfertigen, welche und inwiefern sie das öffentliche Auftreten des Redners veranlaßt und seine Stellung zur Sache bestimmt haben. Demgemäß gleicht denn auch die äußere Einrichtung beider Bändchen einander vollkommen, etwas weniger, vielleicht in Folge des ganz verschiedenen Gegenstandes, die innere, worauf schon der anders gefasste Titel hindeutet. Denn während dieser dort ganz einfach — *Edidit W. G. Gofsrau* — lautet, ist er hier genauer so formulirt: Mit vollständiger Einleitung, kritischen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von G. W. Gofsrau etc. Und letztere fehlen in der Rosciana gänzlich und mußten es grundsätzlich, da der Verf. den Unterschied seiner Ausgabe von anderen im Vorwort zur Rosc. I dahin ausspricht, daß „sie alle Sacherklärungen in die Einleitung zusammenzieht und gar nicht auf Erklärung der Sprache eingeht, sondern deren Kenntniß voraussetzt“. Hier gibt es aber nicht nur gradezu dahin einschlagende, sondern auch die kritischen haben nicht selten ein sprachexegetisches Gepräge, wo Synonymik, Zusammenhang, Grammatik u. A. einer aufgenommenen Lesart zur Handhabe und Stütze dienen. Bei einem solchen Befunde darf es natürlich, wie schon der bloße Augenschein lehrt, mit der Aeußerung in der Vorrede zur Manilia VI: „Wer den jetzigen Bestand der Erklärungen

nur über die aus Vorstehendem ersichtlichen Punkte nähere Auskunft erhalten, sondern auch über Sulla's Parteimanoeuvres, über die damaligen politischen Strömungen in Rom, über den Seeräuberkrieg nach seiner ganzen Ausdehnung, über hervorragende Persönlichkeiten, die mithandelnd und mitrathend in die Zeitverhältnisse eingreifen, wie Lucullus, Catulus, Hortensius u. A. Den mit besonderer Vorliebe behandelten Kern und Ausgangspunkt aber bilden Pompejus und Cicero, die beide gegen althergebrachte, ihrem Namen nachtheilige Ansichten mit folgenden Grundgedanken in Schutz genommen werden: diesem habe sein Prätorienamt die Pflicht, vor dem versammelten Volke über eine so hochwichtige Frage zu sprechen, außerdem persönliches Interesse nicht ganz fern gelegen; ersterer sei nicht schlechthin für einen Günstling des Glückes anzusehen, sondern verdiene wirklich das Lob eines großen Mannes, der immer und überall recht selbständig und planmäßig verfahren wäre. In dieser Richtung denn vornehmlich erfolgen die von den bisherigen differirenden Untersuchungen und gehen nach Vorr. VI darauf aus, dem in Umlauf gesetzten, auch von Drumann neuerdings wiederholten und doch unberechtigten Urtheile über Pompejus und Cicero entgegenzutreten.

War nun dies nach der ausdrücklichen Erklärung des Herausgebers a. a. O. ein Grund mehr, seine Arbeit über den mithridatischen Krieg, in Bezug auf welchen so Vieles noch unklar sei, zu veröffentlichen, so dürfte in Anbetracht des eingenommenen Standpunktes, welcher zu einer wie auch immer verdeckten Polemik gegen gangbare, aber der Erläuterung bedürftige historische Auffassungen führen müßte, darüber wohl ein Zweifel entstehen, ob bei dem Umfange, zu dem so die Einleitung angeschwollen ist, die ursprüngliche Bestimmung der Ausgabe, welche nach Rosc. Vorw. I für jeden sein soll, „der ohne besondere Nachhülfe die lateinischen Sätze verstehen kann; also auch für Schüler“ noch Geltung haben, da sie in den Händen der letzteren mit ihrer Ueberfülle leicht Ueberdruß erzeugen kann, allen denjenigen aber, deren Absehen darauf ausgeht, die ciceronische Rede ohne Umschweife und Abwege zu lesen, ohne Zweifel unbequem ist. Und so kommen wir wieder auf die oben ausgesprochene Ansicht zurück, daß die ihrem Gehalte nach preiswürdige Einleitung zwar an und für sich eine recht schätzbare Zugabe sei, aber mehr dem Historiker von Fach, oder wem sonst für dergleichen Dinge Sinn und Geschmack ist, zusagen werde. Wollte also Herr Gofsrau jenen weiteren Leserkreis streng im Auge behalten, so mußte er, das Füllhorn seines Wissens zur Zeit verschließend, um nicht zu überschütten oder zu übersättigen, den in Rede stehenden Theil seiner Ausgabe auf ein geringeres Maas zurückführen und einzelne Abschnitte, wenn auch nicht grade ganz bei Seite liegen lassen, doch bis auf das Nothwendigste abkürzen. Das gilt unseres Erachtens am meisten von denen auf S. 3—19. 33—40. 42—44. 65—79. Gesetzt aber, es könnte gestattet sein, Alles in den Bereich dieser Erörterungen zu ziehen, wofür sich nur ein Anknüpfungspunkt in der Rede fände, würde da nicht beispielsweise zu §. 22 auch noch ein mythologischer Bericht über die Medea einzuflechten, zu §. 12 (vgl. §. 5) das Bundesverhältnis Roms mit Ariobarzanes in mehr als gelegentlichen Andeutungen zu berühren, zu §. 11 der Satz — *maiores nostri saepe, mercatoribus ac naviculariis nostris infariosius tractatis, bella gesserunt* — mit dem Verfahren der Römer gegen die Tarentiner, Illyrier u. A. zu erhärten gewesen sein? Sehen wir indeß davon ganz ab und nehmen den Fall, wie er uns in dem Buche vorliegt! Das schrankenlose Aufspeichern von allerlei wie auch immer auf das Schriftstück bezüglichem Material in Form einer Einleitung birgt die Gefahr in sich, in jenes alte Uebel rückfällig zu werden, dem für den Schulzweck wenigstens durch die Haupt-Sauppe'sche Sammlung

gesteuert werden soll, nur dafs dasselbe hier an Vorschein käme. Es ist nämlich zu bezorgen, statt des sonstigen Wustes von Anmerkungen und leicht als Nebensache erscheint, nunmehr die 1 Text wie ein unscheinbares Beiwerk in den H

Die Einleitung im Einzelnen zu durchmusteren da uns die benutzten, in der Vorr. III f. nam schätzten Quellschriftsteller nicht alle zu Gel ist noch zu erinnern übrig, was mehr das A sind außer den im Verzeichniß bereits verme untergelaufen S. 92 Z. 5 u. ermittelten st. ver nicht gekommen zu sein) und S. 124 Anm. 1 *tracinis* st. — *nio*, zu welcher Stelle der Vo zunehmen war Plut. Cic. III ἀραδείμαρος (παροφθασας θανατάσθη. Sodann kehrt eine öfter wieder: S. 16 Z. 9 u. Delos, was, und in Mytilene, was, S. 130 Z. 17 o. sogar das röm Heinsius' Teut I. §. 207). Hierzu kommen derer Art: Nicht ganz richtig heißt es S. 12 war die Grundsteuer seit 166 aufgehob liche Aufhebung erfolgte überhaupt nicht, so den römischen Bürgern seitdem nicht mehr ei Gesch. der röm. Staatsverf. S. 338). An Ueber S. 85 Z. 14 ff. o. die Behauptung, dafs die Laufbahn des Pompejus so außerordentlich ge ganzen römischen Geschichte nichts Aehnliches jedenfalls sowohl was das Lebensalter, als auch Erfolge betrifft, der ältere Scipio gesetzt wer Bescheidenheit und Uneigennützigkeit noch höh

Auch im Texte und den dazu gehörigen Ne mit abzuthun, ist dem Auge des Correctors noch Anm. 10 *Quod bella st. quot.* S. 152 Z. 8 o. . *ibid.* Z. 9 o. *sejunctum* st. — *ctam.* S. 16 — *rint.* S. 164 Z. 4 o. *cupidiatem* st. — *di omittunt* st. *omittunt.* Und muß es S. 16 *etiam cetera non in eum dicta Cicero volebi cetera etc.?* Wie läßt sich ferner S. 179 An fertigen, wenn es daselbst heißt: *si satis consa cupiditas significetur, non opus est additame* nämlich, in dieser Hinsicht ein Altconservativer, lateinische Sprache beibehalten und verstößt n lich gegen die jetzt mehr übliche Sitte, verste bei neueren Herausgebern, auch der obengenan mer genug vermiedenen Fehler zu bewahren, de tigkeit übermäßig zu erleichtern. Darin ist ab weit gegangen, dafs er im Streben nach Kürze man wohl wünschen möchte, dafs sie allgemei es aber nicht sind, wie Hand, prakt. Handb. u laestra Cic.; Gofsrau, Virg. Aen.

Den meisten Raum unter dem nach Halm (doch in manchen Stellen abweichenden Texte 1 Varianten ein und was daselbst zur Begründung art oder zu weiterer Erwägung Platz gefunde ausgeführt und eingekleidet ist, dafs der Leser davon leicht erkennen oder ausfindig machen ka berechneten Verfahren, weil zum Nachdenken a

ohne Gewinn für die Schärfung der Urtheilskraft, dürften sich leicht auch diejenigen befreunden, welche von derlei Ausgaben, wie die vorliegende ist, die Kritik ganz fern gehalten wünschen, dagegen einen kritisch festgestellten Text unter allen Bedingungen und Erfordernissen obenan stellen.

Solcher Fälle heben wir beispielshalber einige aus. In I, 1 findet sich zu *auctoritatem loci attingere* Folgendes bemerkt: No. 9 *attingere E. P. al. mel. — contingere det. Dicitur attingere forum Fam. 5, 8. rempublicam Att. 2, 28 (st. 22). „auctoritatem contingere est assequi, quod ab h. l. alienum“*. Ern. — III, 7 zu *macula Mithridatico b. s. concepta* No. 3 *concepta E. suscepta vell. Utrumque recte dicitur, nam et concepta macula legitur pro Rosc. Am. 24, 66 concepta turpitudine atque infamia Verr. I, 16, 49. concipere dedecus Off. I, 34, 123 et suscipi maculam pro Font. 12, 26. susceptum flagitium et dedecus pro Mur. 5, 12; sed prius, ut recte monuit Halm, verbis quae sequuntur quae penitus jam inedit egregie convenit. — Ibid. zu ita nostri — contendunt No. 10 *nostri E. al. vestri al. „Ubicunque aliquam rem male gestam in sequentibus commemorat, id caute orator providit, ut ne quid, se ipso quodam modo excluso, modestiam laesisse existimaretur“ Ben. cf. §. 22. 23. 26. 38. 43. 46. 64. Ubi potentiae habetur ratio, vester usurpatur, sic vestra provincia, vectigalia, vestrum imperium dicitur. Nonnunquam quaestio est paullo difficilior cf. §. 11. 16. — VI, 14 zu rerum quae exportentur No. 7 *exportentur E. al. — exportantur in Mss. plerisque. Quid interest? — Ibid. zu dignitatem retinere vultis No. 9 *retinere E. al. sustinere al. Retinetur res, quae ne amittatur; sustinetur, quae ne corrumpat, periculum est. — VII, 19 zu fortunae — defendantur No. 7 *defendantur E. al. — defenduntur det. Utrum praestat? — XIV, 40 zu non avaritia — devocavit No. 4 *devocavit E. al. Praestare hoc alteri revocare, quod est in S. al., facile apparet. — XVI, 48 zu res — ad Cn. Pompejum detulerunt No. 1 *detulerunt E. al. respondet verbo optare — contulerunt S. al. Non dicitur conferre ad aliquem aliquid pro tribuere (?) sed in aliquem vel alicui. — XXIII, 67 zu videbat praetores locupletari No. 1 *praetores locupletari E. C. T. al. sed in E. adscriptum est non, quod etiam in aliis inest, in quibus est etiam pro praetores: P. R. et Po. Ro., itaque altera admodum diversa est scriptura populum Romanum non locupletari. Ultra praestet sententia et unde error natus sit, facile expendas.********

Ein anderer Theil dieser eklektisch verzeichneten Varianten ist mehr gut gemeint, als nothwendig und besonders ersprießlich, und wird nur unter Anleitung von Sachverständigen für einen gewissen Theil von Lesern nutzbar, anderen Falls so gut wie nicht vorhanden angesehen werden: so z. B. I, 1 No. 6 *adhuc E. — om. al. — No. 7 vitae meae E. al. — meae vitae Edd. — Ibid. 3 No. 1 *desse nemini E. al. — nemini desse al. det. — No. 2 *possit E. — potest al. — IV, 9 No. 3 *districti Mss. boni districti E. distracti al. det. — V, 11 No. 2 *extinctum E. al. extinctam al. — No. 4 *ereptam vitam E. — vitam ereptam vell. — No. 8 *tradere E. al. — relinquere al. — No. 9 *id quod Mss. — illud quod Edd.********

Ein gleiches Ziel, wie das oben bezeichnete, sucht Herr Gofsrau auch damit zu erreichen, daß er durch Anführung von Parallelstellen sowohl aus der Rede selbst, als auch anderwärts theils aus Cicero, theils aus anderen Klassikern, in welchem Falle diese meistens ausgeschrieben sind, seine Meinung mehr errathen, als offen zu erkennen gibt. Der beabsichtigte Erfolg davon läßt sich nicht in Abrede stellen; es liegt aber in der Natur solcher Audeutungen, daß nicht Alles sofort verständ-

nahme auf zwei nicht eben allgemein zugängliche Bücher (von Seyffert und Gofrau) über die doppelte Fassung von *quod egerunt — quod reliquerunt*. Das Citat von Z. §. 627. 629 thut dem Leser, der dessen bedarf, unstreitig einen bessern Dienst. — Zu IV, 9 No. 9 mochte des unstatthaften Versuches (durch *postea quum*), den auffälligen Conjunctiv nach *posteaquam* zu erklären, gedacht werden, alles Uebrige war füglich durch Z. §. 507 abzuthun. — No. 11 zu IV, 9 handelt über den Sinnesunterschied von *simularet* der Mss. und *simulasset* der Edd.; No. 5 bemerkt zu *neque enim illae* — in XI, 29 ein *leve anacoluthon*, *quod excipitur* §. 36; No. 11 zu XI, 30 hebt den Grund zu dem aus der Stellung *consilii celeritate* entstehenden Chiasmus hervor; No. 4 zu XXII, 64 kündigt die auf p. 136 f. geführte Verteidigung der als unächt angefochtenen Episode (von *Atque in hoc bello — XXIII, 68 venisse gaudeant*) an; No. 2 zu XXIV, 70 rechtfertigt den Ausdruck *templum* von der Rednerbühne. — No. 4 zu VI, 14 macht in treffender Weise auf den doppelsinnigen Gebrauch von *tantus*, je nach seiner Verbindung, aufmerksam, verwirft aber zu schroff mit einem „*male docetur*“ die die Sache bezeichnende Fassung — *t. nec minuit, nec auget* —, wofür es einfacher, auch hier, *t. vox media certum aliquem modum signat etc.* heißen könnte. — In Vergleich zu Anderem (z. B. No. 7 zu XIV, 42 *consilio vertit* Seyffert Palaestra p. 315: staatsmännische Klugheit) durfte nicht übergangen werden, was Matth. zu XIX, 59 über *praecipuum jus* (Vorrecht) anmerkt, demzufolge es unser Privilegium ist. Dieses allgemein üblich gewordene Kunstwort findet sich übrigens schon bei Schriftstellern der nachklassischen Zeit, wie zu ersehen z. B. aus Senec. Benef. III, 11 *quaedam privilegia parentibus data sunt*.

So viel wird hinreichen, um mit dem Inhalte und Werthe dieses Buches hinlänglich bekannt zu machen. Möge es nur in die Hände recht Vieler kommen, die dasselbe zu nutzen verstehen! Solchen glauben wir es bestens empfehlen zu können.

Torgau.

Rothmann

VI.

Hesychii q. v. f. editionis specimen proponit Mauricius Schmidt. Ienae, sumptibus Frederici Maukii. 1856.
 16 Seiten in Quart.

Das Lexikon des Hesychius ist ein seltsames Conglomerat. In der ganzen Masse der Griechischen Litteratur giebt es wohl kein zweites Werk, das eine solche Fülle der wichtigsten und werthvollsten Notizen für alle Gebiete des philologischen Wissens und dabei so viel Abgeschmacktheiten und so bodenlosen Unsinn enthielt; darum auch kein Werk, das so viel gebraucht oder mißbraucht und dabei so wenig wirklich gelesen würde. Es ist dießs Lexikon unentbehrlich für einen jeden, der sich mit gelehrten philologischen Studien befaßt, und gleichwohl dürften unter den Hunderten, die zu dieser Zunft sich bekennen, kaum zwanzig sich finden, welche Geduld und Ausdauer gehabt hätten, den Wust von Glossen von Anfang bis zu Ende durchzuarbeiten. Die wenigen aber, die dieser Entsaugung fähig waren, werden an einer einmaligen Lectüre

und das philologische Publicum hätte allen Grund, für eine solche Arbeit dankbar zu sein.

Herr Mor. Schmidt hat sich nun nicht darauf beschränkt, das von Andern Gebotene zu registriren, sondern in dem vorliegenden Specimen, das auf vierzehn Quartseiten den Anfang des Hesychianischen Lexikon bis ἀγανοῖσιν (nach der hier eingeführten Zählung 310 Glossen, vol. I p. 4—33 der Alberti'schen Ausg.) enthält, die umfassendsten Proben sowohl seines divinatorischen Talentes als der ausgebreitetsten Erudition niedergelegt. So sehr ich beides schätze und anerkenne, so wäre doch, wie ich glaube, eine weise Beschränkung auf das unumgänglich Nothwendige in mehr als einer Hinsicht wünschenswerth und dem Unternehmen förderlich gewesen. Wie dieß gemeint sei, wird sich aus einem Bericht über die Einrichtung und Methode des vorliegenden Specimen ergeben.

Sehen wir zunächst auf die Constitution des Textes. Die massenhaften Fehler des jetzigen Hesychius sind theils dem Autor selbst, theils den Abschreibern zur Last zu legen. Corrigirt werden dürfen natürlich nur die letzteren: bei den Fehlern, die der Autor selbst gemacht oder fortgepflanzt hat, muß die Kritik sich darauf beschränken, den Irrthum zu rügen und, soweit es möglich ist, den Ursprung desselben nachzuweisen. Zwischen καρθμοί und καρῖται steht in der Handschrift folgende von Musurus ausgelassene Glosse (bei Schow p. 404):

καρθμοιο, μέγινες τραχεῖς τόπου.

Die Lösung dieses Räthsels hat Meineke Philol. vol. 3 p. 321 gegeben durch Verweisung auf Il. B, 814: ἀθάνατοι δέ τε σῆμα πολυσκαρθμοιο Μυρῖνης. Somit wird man ein Recht haben, zu schreiben: καρθμοιο Μυρῖνης· τραχέος τόπου. Wollte dagegen jemand πολυσκαρθμοιο als Lemma substituiren, so würde er, soweit wir urtheilen können, an dem Autor selbst sich vergreifen. Dieß eine Beispiel, dem sich ähnliche in Menge anreihen ließen, kann lehren, zu welcher Behutsamkeit die eigenthümliche Verfassung des Hesychius uns nöthigt. Diese Bebutsamkeit mußte vor Aenderungen warnen, die der alphabetischen Folge der Glossen widerstreben. Es scheint mir z. B. sehr misslich, daß Gl. 3 ἀάφατοι statt ἀάβατοι in den Text gesetzt ist, theils weil das Digamma öfters durch Beta vertreten wird (Schmidt selbst nimmt an, daß ἀβληρα Gl. 43 so viel sei als ἀφληρα, ohne darum das Beta anzufechten), theils weil die Glosse ἀάγεις folgt. Zwischen Ἀβαρνεύς und Ἀβαρος stand bisher: ἀβάρνου· στένε, οἰμῶζε, βόα. Jetzt ist das Lemma ἀβαλον geschrieben nach einem Dresdener Cyrillus. Ich kenne weder ἀβάρνου noch ἀβαλον als Imperativ, halte aber die letztere Schreibweise bei Hesychius für unmöglich. Nicht minder gewagt ist es, wenn das immerhin fehlerhafte ἀβλλιον trotz seiner Stellung zwischen ἄβιν und ἀβλιτα in Ἀμβριον geändert wird (Gl. 121); oder wenn Gl. 102 jetzt lautet Βαβελιν statt des überlieferten und durch das Alphabet gebotenen ἀβελιν. Dagegen würde ich statt ἀβριβλιτερον Gl. 187 unbedenklich ἀβριβλιτερον gesetzt haben, theils weil so bei Suidas und Zonaras gelesen wird, theils weil die Buchstabenfolge dieß vorschreibt. An Stellen, wo verschiedene Emendationsversuche gleich berechtigt sind, ist es namentlich bei Autoren wie Hesychius, die nur für gelehrte Zwecke benutzt werden, das rathsamste, die Ueberlieferung beizubehalten. Darum kann ich es nicht billigen, wenn Gl. 298 statt ἀγάμητος· ἄγμος ἀβνῆ geändert ist: ἀγάμητος· ἄγμος, Σοφοκλῆς Ἀμύκω. Die Aenderung des Salmasius (ἀζνῆ statt ἀβνῆ) hat den Vorzug paläographischer Wahrscheinlichkeit, und es ist zu viel gesagt, wenn Schmidt behauptet: „cum teste Bekk. 336 ἀγάμητος· ἀπὸ τοῦ ἄγμος Σοφοκλῆς usus sit, apparet h. l. tragici mentionem excidisse“. Zwischen ἀάγεις und ἀαδῆς steht in der Handschrift:

Specimen auf Alberti's Ausgabe und Schow's Collation angewiesen war, und füge den Wunsch hinzu, daß Schmidt einst im Stande sein möge, auf seine Ausgabe des Hesychius die Worte von P. P. Dobree Phot. Lex. p. IX anzuwenden: *illud jure postulo, ut major etiam tacenti mihi habeatur fides, quam diserte loquentibus ceteris editoribus.*

Die zweite Rubrik der Anmerkungen giebt Parallelstellen und Varianten anderer Lexika und Grammatiker. Es figuriren hier folgende Büchertitel: Anecdota Bekkeri, Apollonii Lex. Hom., Cyrillus (und zwar Cyrillus Alberti, Cyrillus Brem., Cyrillus Fabricii, Cyrillus Dresdensis, Cyrillus Vindobonensis, Cyrillus Vossianus), der sog. Draco, Erotianus, Etymol. Crameri Anecd. Paris., Etym. Gud., Etym. M., Etym. Or., Eustathius, Glossae codicis Barocc., Glossae manuscr. Goldastii, Lexicon Upsalense, Phavorinus, Philemon, Philoxenus, Photius, Scholia II., Stephanus Byzantius, Suidas, Zenobius, Zonaras. Allerdings ist die Vergleichung der einzelnen Glossensammlungen unter einander nicht bloß nützlich, sondern sogar nothwendig; und wer sich jemals mit den Griechischen Grammatikern beschäftigt hat, wird wissen, wie unbequem und zeitraubend es ist, bei jeder Einzelheit so und so viel alte Lexika nachschlagen zu müssen. Allein offenbar verkannte Schmidt seine Aufgabe, wenn er für die Parallelstellen der Grammatiker eine besondere Rubrik machte. Denn auf Ermittlung der Quellen des Hesychius sind die hier gegebenen Nachweisungen nicht berechnet: was sich für die Verbesserung oder Ergänzung des Textes aus den Parallelstellen ergab, gehörte in die dritte Rubrik der Anmerkungen, die Tentamina, wo denn dieselbe Litteratur der alten Grammatiker vielfach wiederkehrt.

Dieser dritten Rubrik, der wichtigsten und umfangreichsten in den Anmerkungen, möchte ich eine größere Leichtigkeit und Einfachheit wünschen. Zunächst ist es nicht gerathen, einen Autor wie Hesychius mit überflüssigen Bemerkungen anzuschwellen; überflüssig aber ist jede nicht dringend gebotene Bemerkung. Dabin rechne ich, was zu Gl. 77 über die Verwechslung von *I* und *P* gesagt wird: „*Σic i in p abiit ap. Hesych. μερῶν pro μελῶν, quod Schwenckius sensit, ὄρεσι pro οἰσι quod corr. Schaeff. Long. p. 396, ἰδαρθύλα pro ἰν δ' Αἰθύλα ut emendabat Salmassius, CI nr. 1593 Ἀρρονκλειός pro Ἀνιονκλειός ab Ahrente dial. I p. 170 restituito.*“ Aehnlich zu Gl. 298: „*Deinde Salmass. conii. ἄνυ. Ac de confusione β et ζ agit Bast. comm. pal. p. 811, qui uti poterat lectione κυβικηνοί pro κυζικηνοί ap. Theophrast. Stobaei I p. 176.*“ Zu Gl. 236: „*ἀβλωτος in ἄσωστος abiit etiam ap. Plut. Alcib. c. 3.*“ Vollends müßten die Citate nicht so gehäuft werden, wie es in der Anmerkung zu Gl. 96 geschieht: „*ἐρῆ enim vocis ἱρμηρεύεται, in his familiaris, compendium. Cf. Hes. Δανιήλ, δεηβών, Ἰωνάς, Μιχαῆας, Ὠσήρ. Philo de temul. I 377, 10, de migr. Abr. I 462, 39. Catena in Jerem. c. 38, 7. Et. Gud. Ἀδάμ. Zonar. p. 3. 1605.*“ Wozu eigentlich diese Citate? Nachschlagen wird sie niemand, und für die Glosse des Hesychius, zu der sie angeführt werden, sind sie glücklicher Weise ganz entbehrlich. Dagegen ist es eine harte Zumuthung, wenn zu der Glosse 19 ἄανθα nachgesehen werden sollen „*F. Ranke Hesych. p. 101. Schwenck in Mus. Rhen. 1843 p. 160. Schneidewin Symb. crit. p. 117. A. Nauck Ar. Byz. p. 231.*“, oder wenn man über ἄας Gl. 21 sich nicht wohlfeiler unterrichten darf, als durch ein Vergleichen von „*Ahrens dial. I p. 121. 206. Lobeck rhemat. p. 253. Düntzer Zenod. p. 51. W. Ribbeck in philol. tom. VIII p. 671.*“ Wäre es nicht zweckdienlicher gewesen, statt so vieler Citate ein für Hesychius wichtiges Ergebnis zu bieten? Hesychius ist ein subsidiärer Schriftsteller, den die wenigsten um seiner selbst willen lesen und benutzen werden. Um so mehr muß ein Herausgeber desselben darauf bedacht sein, alles für das Verständniß der einzelnen Glossen

Die vierte Rubrik der Anmerkungen, die mit *SCR.* bezeichnet ist, führt, soviel ich sehe, den Quellen der einzelnen Glossen nach. Freilich läuft manches mit unter, was diesem Zweck nicht entspricht, wie die Bemerkung zu Gl. 211: „*Glossa (ἀβρότορον* πού τις) fortasse Didymi est e λῆς. κωμ., cuius tamen de Abrotano meretrice Themistoclis matre iarratiuncula resecta est. Abrotani e. g. Nic. Ther. 66. 91. Alex. 46.*

Theophr. CPl. VI, 24 meminerunt. Possis etiam 'Αβρότορον πὸ τις coll. Strab. XVII 835.*“ Bei currenten Wörtern wird es meistens unmöglich sein, mit einiger Bestimmtheit anzugeben, welche unter mehreren Stellen Hesychius oder sein Gewährsmann im Auge hatte. Daraus ist es zu erklären, daß wir öfters einer Häufung von Citaten begegnen, wie Gl. 89 „*Aesch. Prom. 2. Eur. Herc. 851. Bacch. 10. Isocr. Hel. 25.*“), Gl. 128 „*Lex. Eurip. p. 3 ed. Matth. Arist. Plut. 969. Aeschin. 538 R. Plat. Legg. p. 926. B.*“) und sonst. Wäre es nicht gerathener, in einem solchen Fall auf das Nachweisen der Quelle zu verzichten? Auch hier ist Beschränkung wünschenswerth, und die nothwendige Scheidung des Möglichen und des Gewissen scheint nicht überall festgehalten zu sein; wie es z. B. mir nicht klar ist, weshalb die Glosse ἀβέλτερος gerade aus Alexis Athen. XIII p. 562 B stammen soll. Dagegen halte ich es für sicher, daß ἀβλητος (Gl. 144) sich auf Il. A, 540 bezieht. Das Verständniß des Hesychius würde erleichtert worden sein, wenn statt der bloßen Verweisungen auf Schriftsteller die bezeichneten Stellen wörtlich angeführt wären; Bemerkungen wie die zu Gl. 87 gegebene: „*Cf. B. Hase ad H. Steph. p. 46 B, quem fugit Mich. Apost. I, 3 ab Heinsio appositus ἱθασιάντος ἀνθρώπος εἰ*“ gehörten wohl überhaupt nicht in diese Rubrik. Wenn zu Gl. 200 gesagt wird „*Vid. ἀβαρὺ ibique Alb.*“, so vermag sich dies nicht mit der Absicht des Herausgebers, zu erreichen, „*ut Albertina farragine in posterum sine damno careamus*“. Unbequem ist es, wenn tragische Fragmente bald nach den Quellen, bald nach Matthiae, bald nach Wagner, bald nach Nauck citirt werden.

Noch möchte ich über die äußere Einrichtung des zu erwartenden Hesychius mir einige Bemerkungen erlauben. Für den Text wären gespaltene Columnen wünschenswerth; bei der jetzigen Einrichtung wird einerseits das Auge verletzt durch die allzu große Ungleichheit der Länge der Zeilen, andererseits durch die Raumverschwendung das Werk vertheuert. Die Zählung der Glossen ist, wie ich glaube, entbehrlich: wird sie behalten, so scheint es mir für die Erleichterung des Citirens und Nachschlagens ganz nothwendig, daß auf jeder einzelnen Seite auch die Hunderte und Tausende bezeichnet werden. Gegen die Vertheilung der *annotatio* in vier Rubriken erheben sich mancherlei Bedenken; mindestens wird die Bequemlichkeit der Benutzung dadurch beeinträchtigt; es wird offenbar dem Herausgeber gefallen, die zweite, dritte und vierte Rubrik zu einer einzigen zu verschmelzen.

Die Frage nach der Einrichtung und Methode schien mir für die neue Ausgabe des Hesychius allein in Betracht zu kommen. So unumwunden ich über Einzelnes meine Bedenken geäußert habe, so wenig mähle ich mir an, hier Gesetze geben zu wollen. Genug, wenn der Herausgeber einige meiner Bemerkungen der Beachtung werth findet und in allen das ehebendige Interesse am Gegenstand wahrnimmt. So schliesse ich denn mit dem aufrichtigen Wunsch, daß es dem Herausgeber vergönnt sein möge, das großartige und mit bewunderungswürdiger Energie begonnene Werk mit heiterem Muth und ungebrochener Kraft fortzuführen zum bleibenden Gewinn der Wissenschaft.

klaren und gründlichen Ergreifen des Einzelnen und Ganzen nothwendig erscheint. Die neue Ausgabe hat den ganzen darauf bezüglichen Stoff in zwei größere Abschnitte getheilt, von denen der eine §. 15—19 handelt über: Abfall und Einschaltung, Verschmelzung, Assimilation und Dissimilation, Vertauschung und Versetzung der Consonanten. Besondere Beachtung scheint uns in diesem Abschnitte das zu verdienen, was (S. 53. 3) gelehrt wird: Der Vokal *i* scheint in gewissen Lautverbindungen einen Anklang an das konsonantische *j* (Jod) bekommen zu haben. In dieser Lautgeltung verschmolz er dann mit einem vorausgehenden *K*- und *T*-Laute zu dem zischelnden *ζ* oder *σσ* (neuattisch *ττ*), während er bei vorausgehender Liquida (*λ, ν, ρ*) wieder abfiel und entweder durch Verdoppelung der Liquida (wie bei *λ* allgemein), oder durch Dehnung des der Liquida vorausgehenden Vokals (*ε* in *ελ*, *α* in *αλ*, *ι* in *ιλ*, *υ* in *υλ* vor *ν* und *ρ*) ersetzt wurde. Die Beobachtung dieses Lautgesetzes gibt sich zu erkennen theils in gewissen unregelmäßigen Komparativbildungen, theils in den verstärkten Präsensformen kurzer Verbstämme. So entstanden u. s. w. u. s. w. Der andere Abschnitt §. 20—22 handelt von den Vokalveränderungen: Verschmelzung (Kontraktion, Krasis, Aphäresis und Synizesis), Abstofsung (Elision und Synkope), Umlautung der Vokale. Aus gründlichen Studien sind die vielfachen Veränderungen in der Behandlung der Declination hervorgegangen. Wir erwähnen das, was §. 38 über die dritte Declination bezüglich der Bildung des Nominativs gesagt wird. §. 40 ist die Anordnung der Paradigmen der dritten Declination sehr praktisch; §. 41—44 handeln über die Zusammenziehung in der dritten Declination: A. Zusammenziehung im Wortstamme. B. Zusammenziehung des Stammes mit der Casusendung. I. Zusammenziehung der Wörter, deren Stamm vokalisches auslautet. II. Zusammenziehung der Wörter, deren Stamm ursprünglich konsonantisch auslautet. Eine völlige Neugestaltung erfahren die §§. 51—54 über die Vergleichungsgrade. Ref. muß gestehen, daß er in keinem von ihm zu Gebote stehenden griechischen Lehrbüchern eine so klare Uebersicht, verbunden mit einer so lichtvollen Kürze, gefunden hat als in dem Rost'schen Buche; gerade diese §§. scheinen ihm sehr gelungen und der Beachtung sehr werth. Ebenso ist §. 48: Eigenthümlichkeiten und Arten der adjektivischen Wörter, ganz umgearbeitet und in die Gattung der quantitativen Adjektiva alles dahin Gehörnde aufgenommen worden, was man früher theils unter die Pronomina, theils unter die qualitativen Adjektiva vertheilte. Eine Vergleichung des §. 59 in der älteren mit dem in der neuen Auflage: Correlativa oder qualitative Adjektiva von generellem Begriffe, wird beweisen, daß man es nicht bloß mit einem vermehrten, sondern mit einem umgearbeiteten Buche zu thun hat. Einer durchgreifenden Umgestaltung wurde die Lehre vom Verbum in §. 61—82 unterzogen. Man vergleiche z. B. das, was §. 64 über die Personalsuffixa in ihrer ungeschwächten und geschwächten Form mit beigefügten Erläuterungen gelehrt wird; dazu die Bemerkungen über die Bildung des Perfekts in §. 64; dazu §. 69—73, wo vom Verbalstamm und den Veränderungen gehandelt wird, welche derselbe entweder im Inlaut oder im Auslaut erleidet. Wesentlich verbessert ist auch §. 82: Verschiedene Arten der unregelmäßigen und mangelhaften Verba nebst Nachweis ihrer Entstehungsart. Der zweite Anhang zur Formenlehre: Ueber griechische Dialekte, besonders über die homerische Sprache (S. 343—397), ist vielfach erweitert und berichtigt.

Was die Syntax anlangt, so beschränken wir uns auch hier auf die Anführung einzelner Punkte, die uns als wesentliche erschienen. §. 97 trägt die Ueberschrift: Eigenthümlichkeiten im Gebrauch des Adjektivs und der adjektivischen sowohl als der adverbialischen Vergleichungsformen. Während in der älteren Auflage die einzelnen Regeln über den

That, wie wirklich, Plat. Phaedr. p. 242 E. Ap. Socr. p. 17 D. 21 D. u. s. f. Es scheint demnach $\alpha\iota\tau\omega$ ursprünglich überhaupt nur den Zweck gehabt zu haben, den Inhalt eines Satzes zu bekräftigen. Da aber eine solche Bekräftigung hauptsächlich da erforderlich war, wo der Satz ein thatsächliches Ergebnis aus dem Vorhergehenden enthielt, so kam auch in diesem Falle $\alpha\iota\tau\omega$ am häufigsten zur Anwendung und wurde demnach in einem Zusammenhange gebraucht, wo andere Sprachen eine konsekutive Partikel eintreten lassen.

Soviel mag in der Kürze hinreichen, um auf die wesentlich erhöhte Tüchtigkeit des Buches hingewiesen und zu einem genaueren Studium dieser neuen Auflage einige Veranlassung gegeben zu haben. Von größtem Nutzen beim Gebrauche dieser Ausgabe ist der fast sechs Bogen starke Index, der mit einer Sorgsamkeit und Genauigkeit so vervollständigt wurde, daß nicht leicht eine Nachweisung über Form und Gebrauch eines griechischen Wortes vermisst werden dürfte. Die äußere Ausstattung des Buches ist sehr schön. — In demselben Verlage ist der erste Theil der Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen in das Griechische in der achten Auflage erschienen.

Sondershausen.

Hartmann.

VIII.

Cajus Plinius Secundus Naturgeschichte. Uebersetzt und mit erläuternden Registern versehen von Dr. Christian Friedrich Lebrecht Strack, weiland Professor in Bremen. Uebersetzt und herausgegeben von Dr. Max Ernst Dietrich Lebrecht Strack, Oberlehrer am Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Erster Theil. Bremen, Joh. Georg Heyse, 1853. X u. 534 S. 8. Zweiter Theil. 1854. XIV u. 464 S. Dritter Theil. 1855. XIV u. 573 S. 6 Thlr. 7½ Sgr.

Seit der wohl unvollendet gebliebenen Uebersetzung der Naturgeschichte des Plinius von M. Fritsch im Jahre 1829 und 1830 ist unseres Wissens ein neuer Versuch, diesen römischen Hauptschriftsteller ins Deutsche zu übertragen, nicht gemacht worden. Erst jetzt erscheint in der Metzler'schen Sammlung eine Uebersetzung von Külb, die wir jedoch nicht weiter berücksichtigen können. Es kann aber bei der großen Bedeutsamkeit, die Plinius mit Recht schon im Alterthume hatte, und bei dem reichen Inhalte, den er mit der größten Sorgfalt, wenn auch nicht immer mit der nöthigen Akribie in den 37 Büchern niederlegte, nicht befremden, wenn diese für uns so reiche Quelle gemeinnütziger Kenntnisse in einem dem Forscher wie dem gebildeten Laien treuen und klaren Deutsch wiedergegeben wird, zumal durch Sillig's großes Verdienst der Text des Plinius wesentlich ein anderer geworden ist, nachdem er vorzüglich im Mittelalter durch die Hand unkundiger und neuerungssüchtiger Benutzer vielfach verschlechtert worden war.

Der im Jahre 1852 verstorbene Director Strack in Bremen hatte die Uebersetzung des Plinius ins Deutsche zu seiner Lieblingsarbeit gemacht

Vierte Abtheilung.

Miscellen.

I.

Zu Horaz Epod. XIII, 1. 2.

*Horrida tempestas caelum contraxit, et imbres
Nivesque deducunt Jovem etc.*

Das Komma nach *contraxit* und die Annahme, daß *imbres nivesque* zusammengehöre, wird in Nauck's Ausgabe einem „allgemeinen Mißverständnisse“ zugeschrieben; denn *caelum contraxit et imbres* sei „eben so originell zusammengestellt wie *te premet nox fabulaeque manes* I, 4, 16. oder *currus et rabiem parat* I, 15, 12.“ Diese Erklärung steht freilich im Widerspruch mit dem Gemeingefühle, welches sich eines poetischen Sinnes nicht baar und ledig bekennen mag. Daher dürfte eine Apologie der für irrig gehaltenen Ansicht um so gerechtfertigter erscheinen, je mehr sie dem Gedanken des Dichters nachgeht und denselben Allen der Sache näher oder ferner stehenden zum klaren Bewußtsein zu bringen sucht. Zuvörderst steht fest, daß *caelum contrahere* die Verfinsterung des Himmels bezeichne, gleichwie Cicero N. D. II, 40, 102 von der Entfernung der Sonne bezüglich der Rückwirkung auf die Erde sagt: *tum quasi tristitia quadam contrahit terram, tum vicissim laetificat, ut cum caelo exhilarata videatur*. Auch liegt der Gedanke an das *frontem contrahere* nahe. Selbstverständlich aber ruht die derartige Ausdrucksweise auf der Anschauung von einem Zusammenziehen der Wolken, welche bei ihrer Verdichtung den Anblick des reinen Himmels dem Aufschauenden gleichsam verschließen, daher Sil. Ital. XII, 612: *caelumque tenebris clauditur* und demzufolge die Gegensätze *recludi, reserari, resolvi, aperiri luce, sole ac colore*, wozu Ruperti a. a. O. und Burmann zu Val. Fl. I, 655 den Nachweis geben. Nachdem nun der Dichter mit malerischer Anschaulichkeit den Gedanken ausgesprochen: „Schaudriges Unwetter umschloß den Himmel; herabsteigt in Regengufs und Flocken Zeus“ — folgt das *et imbres* nämlich *contraxit* für *collegit* abschwächend nach; dagegen nimmt der Gedanke eine überraschende und lebhaft gesteigerte Wendung durch den Beisatz: „und herab steigt Juppiter in Regengufs und Schneeflocken“¹⁾, nur daß

¹⁾ Zur vergleichenden Uebersicht mögen hier einige Uebersetzungsversuche Platz finden, als von Vofs: „Schaudriges Ungewitter umschloß den Himmel; herabsteigt in Regengufs und Flocken Zeus“ — Klammer Schmidt:

der Text zur Erhöhung der Idee vom Regenschauer und Schneegestöber dem Juppiter eine passive Rolle statt der sonst gewöhnlichen activen theilt (Od. I, 16, 12. Sil. Ital. XII, 635. Verg. Ge. II, 325. Forbiger das u. vergl. Barth zu Stat. Theb. II, 154. Bach zu Ovid. Met. XI, 517. so wie über den ursprünglichen Sinn des alten Glaubens Wernsdorf zu Poet. lat. min. III, p. 536 ff.), es müßte denn Jemand, um die Selbstbestimmung des göttlichen Autokrators zu wahren, dem Verbo *deducunt* den Sinn „der Begleitung“ unterlegen, welcher nicht selten ein erfreuliches Schlaglicht auf manche mißverständene Stelle wirft, s. Bach und Dissen zu Tib. I, 4, 80., Th. Schmid zu Hor. Epist. I, 2, 31. Wie dem auch sei, dem aufmerksamen Leser kann die Beobachtung nicht entgehen, daß in derlei Schilderungen die Verbindung des Juppiter mit den *imbres* und zuweilen auch mit den *nives* fast typisch geworden ist. Deß ist Zeuge unser Dichter selbst, wenn er Epod. II, 29 sagt: *At cum tonantis annus hibernus Jovis Imbres nivesque comparat*, ferner Sil. Ital. XII, 609: *Ipse e Tarpeio sublimis vertice cuncta, Et ventos simul et nubes et grandinis iras Fulminaque et tonitrus et nimbus conciet atros*. — Val. Fl. V, 305: *Qualiter ex alta cum Juppiter arce coruscet, Pliadas ille movens mixtumque sonoris imbre m Horriferae nitem*. Häufigst tritt der *imber* allein in der Zeichnung auf, als Verg. Ecl. VII, 60: *Juppiter et laeto descendet plurimus imbri*; Ge. II, 325. Val. Fl. I, 81: *turbidus atro Aethera caeruleum cum quateret Juppiter imbre*, und Colum. C. H. 51: *Juppiter abnegat imbrem*. Ibid. 204: *Maximus ipse Deum — Acremque veteres imitatur amores laque sinum matris violento depluit imbre*. Ibid. 329: *Saepe ferus durus iaculatur Juppiter imbres*. — Petron. 122: *Sanguineoque repens descendit Juppiter imbre*. — Claud. in Eutrop. I, 4: *nimboque minacem Sanguineo rubuisse Jovem*. — Ovid. Met. II, 310: *Sed neque — nubes Tunc habuit, nec, quos caelo dimitteret, imbres*. Mit dieser Vorstellung steht der *Juppiter pluvius* (Tib. I, 7, 26, nach Verg. Ge. I, 617: *J. uridus*) im innigsten Zusammenhange.

Kurz, ohne die Belege *pleno sacco* auszuschütten, dürfte schon aus diesen Anführungen sattsam hervorgehen, daß Horaz in den Worten: *et imbres Nivesque deducunt Jovem*, der antiken Anschauung Ausdruck gegeben habe. Die Form aber auf Unkosten des Gedankens bevorzugen, würde eine Sünde wider den Dichter selbst sein, der kein Bedenken getragen, selbst mit gehaltenen Verbindungswörtern hin und wieder den Vers abzuschließen. Hierzu kommt noch ein grammatischer Grund, in Folge dessen die Partikeln *et* und *que* entweder zwei Begriffe wie hier und Od. I, 28, 31: *Fors et debita iura vicesque superbae* — III, 21, 21: *et — Venus Segnesque nodum Gratiae Vivaque* — Sat. I, 8, 39: *Julius et fragilis — furque Voranus* u. a. m. oder zwei Sätze wie Sat. I, 3,

„Düstere Wolken umziehen den Himmel; im Wedel von Flocken, im Regenguß stürzt Zeus herab“ — Scheller: „Schreckliches Wetter umhüllt den Himmel, und Jupiter stürzt Herab im Regenguß und Schnee“ — Garve: „Schauderig engte den Himmel ein Sturmwetter: in Regen Und Flocken füllt hernieder Zeus“ — Theodor Obbarius: „Schauriges Wetter umgibt den Himmel, in heftigem Regen Und Schnee erscheint Juppiter“ — Stradtman: „Schauriges Sturmwetter umnachtet den Himmel, in Regen Und Schnee entsteigt Jupiter“ — Neumann: „Rauh ist der Himmel; der Sturm ballt Wolken, und Jupiter sendet Uns Schnee und Regengüsse zu“ — Statt der Uebersetzung Gust. Ludwig's, die uns nicht zur Hand ist, geben wir die von Vanderbourg: „*Les cieus sont affaïsés sous les poids des tempêtes; Jupiter, en neige, en torrents, Semble descendre sur nos têtes*“.

139—141 (das. Heindorf u. Krüger) enger verbinden, was umgekehrt wie III, 21, 18: *viresque et addis cornua* in noch höherem Grade der Fall ist. In ersterer Hinsicht (Heinr. Juven. XVI, 31) darf heutzutage selbst auf Cicero Berufung Statt finden, über welchen Madvig zu Fin. V, 22, 64, Klotz zu Tusc. I, 2, 4 (jedoch nicht ohne Kühner's Widerspruch), Feldhügel zu de Legg. I, 12, 31. 24, 63 zu vergleichen sind, so wie über Livius Drakenborch zu XXIX, 12, 5. Aus den hier dargelegten Motiven fühlten wir uns verpflichtet, bereits in der Schulausgabe unseres Sohnes, des Dr. Theodor Obbarius, Jena bei Mauke 1856, obachon nur andeutungsweise, gegen die neue Erklärung obiger Stelle vorzugehen, welche, wie wir jetzt finden, auch Franz Ritter in Folge des codex Heinianus zu der seinigen gemacht hat. Obachon wir keinesweges gesonnen sind, bei Meinungsverschiedenheit uns mit dem Schilde fremder Auctorität zu decken, so kann doch nicht unbemerkt gelassen werden, daß die mit den Kommata's so sparsamen Horazeditoren Haupt und Meineke hinter *contraxit* interpungiren, nicht zu gedenken derer, welche, wie Düntzer, Theodor Schmid und Stallbaum, in der Interpunction ausgiebiger verfahren.

Rudolstadt.

L. S. Obbarius.

II.

Zu Xenophon's Anabasis Buch I.

So wie in des VII. Bandes 8ten Hefte S. 657 dieser Zeitschrift von dem Unterzeichneten eine Stelle aus des Xenophon's Anabasis behandelt worden ist, so erlaubt sich derselbe auch gegenwärtig einige Stellen dieser Schrift, und zwar aus dem ersten Buche, zu besprechen und die Früchte seiner Xenophontischen Studien dem Urtheile der Freunde des Xenophon zu übergeben. Die erste Stelle findet sich

Kap. VII. §. 15 u. 16:

Παρατίτατο δὲ ἡ τάφρος ἄνω διὰ τοῦ πεδίου ἐπὶ δώδεκα παρασάγγας μέχρι τοῦ Μηδείας τείχους ¹⁾. Ἦν δὲ παρὰ τὸν Εὐφράτην πάροδος στενὴ μεταξὺ τοῦ ποταμοῦ καὶ τῆς τάφρου ὡς εἴκοσι ποδῶν τὸ εὖρος. Ταύτην δὲ τὴν τάφρον βασιλεὺς μέγας ποιεῖ ἀντὶ ἐνέματος, ἐπειδὴ πυνθάνεται Κύρῳ προσελαύνοντα. Ταύτην δὲ τὴν πάροδον Κύρος τε καὶ ἡ στρατιὰ παρήλασε καὶ ἐγένοντο εἰς αὐτὴν τῆς τάφρου. Xenophon erwähnt hier zunächst den tiefen Graben, auf welchen Cyrus gestossen sei, welcher sich landeinwärts durch die Ebene erstreckt habe. Unpassend folgen nun die Worte ἦν δὲ παρὰ τὸν Εὐφρ. πάροδος, da nicht eine Erwähnung des Durchganges, sondern des Grabens erwartet wird. Dagegen wird des ersteren an einer Stelle bald darauf gedacht, welche mit der vorhergehen-

¹⁾ Die hier folgenden Worte: *ἐνθα δὲ — γέφυρας δ' ἵππεισιν* habe ich weggelassen, weil sie parenthetisch aufzufassen sind; daher billige ich die Zeichen der Parenthese in Poppo's Ausgabe und ziehe mit diesem Herausgeber nach dem Vorgange des Boccage die ganze Stelle in Zweifel.

Kap. X. §. 16 (§. 15 Matth.):

ἀμα μὲν θαύμαζον (οἱ Ἕλληνες), ὅτι οὐδαμοῦ Κύρος φαίνεται, οὐδ' ἄν' αὐτοῦ οὐδεὶς παρέλῃ. Niemand würde an dieser Stelle einen Ofen nehmen, wenn sie von den Handschriften gegeben würde, allein man findet hier *παρήει*, welches Schneider und mit ihm Krüger und Kühner — dieser nach cod. A — in *παρήν* verändert haben. Man mag indessen erwägen, an wie vielen Stellen Xenophon vom Indic.

Opt. übergeht, so wird man die handschriftliche Lesart $\pi\alpha\rho\eta\epsilon$ beibehalten geneigt sein; nur eine Stelle diene zum Beleg II, 1, 3: $\alpha\upsilon\tau\omicron\iota$ ν , $\delta\tau\iota$ $\kappa\upsilon\rho\omicron\varsigma$ $\mu\epsilon\tau$ $\tau\acute{\epsilon}\theta\eta\kappa\epsilon\upsilon$, $\lambda\omicron\upsilon\kappa\alpha\iota\omicron\varsigma$ $\delta\epsilon$ $\pi\epsilon\phi\epsilon\rho\gamma\omega\varsigma$ $\epsilon\lambda\eta$ $\mu\epsilon\tau\alpha$ $\tau\omega\upsilon$ ν $\beta\alpha\beta\beta\acute{\alpha}\rho\omega\upsilon$. Vergl. *ibid.* 2, 15. Daher stimme ich völlig Herrn Matte bei, welcher in unsrer Stelle die frühere Lesart $\pi\alpha\rho\eta\epsilon$ schützt. Es kann ich nicht verhehlen, daß ich gewüßten, derselbe hätte an andern Stellen sich den Resultaten der neueren Kritik mehr angeschlossen, so hat er I, 9, 6 $\kappa\alpha\tau\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\upsilon\epsilon$, wofür die meisten Mss. $\kappa\alpha\tau\acute{\epsilon}\lambda\epsilon\tau\alpha\upsilon\epsilon$ setzen, und ebend. §. 10 $\kappa\epsilon\iota$ $\delta\epsilon$ $\kappa\alpha\iota$ $\kappa\alpha\iota\omicron\iota\upsilon$ $\pi\rho\acute{\alpha}\gamma\epsilon\iota\alpha\upsilon$, obwohl glaubliche Zeugen und mit ihnen Kühner $\kappa\alpha\iota$ weglassen. Vielleicht hat Matthiae diesen Umstand in der neuen Auflage seiner schätzbaren Ausgabe berücksichtigt oder wird ihn berücksichtigen.

Zwickau.

Rüdiger,

III.

Ueber die Verschiedenheit der Gleichnisse in Homers Ilias und Odyssee.

lias und Odyssee sind zwei epische Schöpfungen, deren Hintergrund unähnliche Lebensverhältnisse bilden: hier Thatenlust und heroische Strenge und höchste Anspannung der Leidenschaft in einer reichen Fülle der Handlung wirksam, dort eine Art von Rundgemälde aus dem Leben der Familie und der Gesellschaft, gruppiert in geschlossenen Kreisen um einen Helden in Kampf und in stiller Duldung gleich grossen Helden. Wie soll man sich so ganz verschiedenartige Dichtungen bei dem innigen Verwachsenen mit Stoff und Form im Epos nicht auch abheben in Bezug auf die Verhältnisse, die ein substantielles Moment des homerischen Epos bilden?

Und doch ist meines Wissens diese Seite der Differenz noch wenig
orgehoben, so sehr man sonst seit alten Zeiten mit sorgfältigster
auigkeit bis in die kleinsten Züge die Verschiedenheit dieser
sen Einem Sänger zugeschriebenen Gedichte verfolgt hat. Es sei ge-
et, in den nachfolgenden Bemerkungen einige Hauptpunkte hervorzu-
n.

Was sich auf den ersten Blick ergibt, ist der große Unterschied der Epen in Rücksicht des häufigen Vorkommens der Gleichnisse, da die Iliade eine mehr als vierfach größere Zahl bietet. Im 16ten und 17ten Gesange finden sich allein so viel, als alle Gesänge der Odyssee zusammen aufweisen können (39). Und diese Erscheinung kann nicht übersehen werden. Ist es eine wesentliche Bedeutung des epischen Gleichnisses, den Strom der Begebenheiten zu hemmen und in einer concreten Gestalt festzuhalten (Sickel Ueber d. homer. Gl. Rofsleben 1847), so wird ganz

en, von denen man sagen könnte, daß der Stoff der Odyssee minder Anlaß geboten, wie zahlreich sind in der Iliade die Scenen aus der Welt der Thiere, die hier als Abbilder des bewegten menschlichen Lebens und Treibens, von dem am Boden liegenden Wurme bis zur mächtigen Gestalt des Löwen, durch alle Abstufungen in größter Abwechselung sich hindurchziehen! Die Odyssee greift in ihren Gleichnissen mehr in den Kreis der niedriger organisirten Thiere: Fische und Vögel. Wie eine Möwe schwebt Hermes über den Gewässern (Od. V, 51), wie ein Secunhn stürzt das phönizische Weib aus dem Schiffe (XV, 479. Vgl. XII, 113. 415), wie Fische werden die Gefährten des Odysseus von den Lättrygonen gespiesset (X, 124) und zappelnd von der Scylla in die Höhe geschleudert (XII, 255), und die Leichen der Freier liegen übereinander gehäuft, wie im Sande des Gestades hingeschüttete, vom Sonnenstrahl gesengte Seefische (XXII, 384). Drosseln ähnlich hängen und zappeln in den Schlingen die bestraften treulosen Mägde (XXII, 468), und das Weien des Telemach und seines Vaters gleicht dem Klaggeschrei der Raubvögel um ihre Jungen (XVI, 216) u. s. w. Aber der schlanke Hirsch und das feurige Ross und der Sohn des Berges, der Löwe, treten uns viel mehr in ihren Eigenthümlichkeiten aufgefaßt, schärfer und reicher characterisirt aus den Gleichnissen der Iliade entgegen, wie aus denen der Odyssee. Vom Löwen hat die Odyssee nur drei ausgeführtere Gleichnisse, von denen noch das eine eine bloße Wiederholung ist — IV, 335. XVII, 126 [vgl. IV, 791. VI, 130]. XXII, 402. — ein matter Abklatsch von der markvollen Zeichnung des Königs der Thiere in der Iliade, wie er zornverköndend die Stirne runzelt, funkelnden Blicks und mit schäumendem Rachen sich krümmt zum gewaltigen Sprunge.

Aber wenn auch unläugbar die Zahl und Mannigfaltigkeit, der Umfang der Ausführung und die sinnliche Lebendigkeit des Gleichnisses in der Odyssee abnimmt, so ist doch nicht in jeder Beziehung ein Abfall von der in der Iliade erreichten Höhe zuzugeben, sondern nach einer gewissen Richtung hin auch ein Fortschritt zu finden. Beobachten wir, aus welcher Sphäre fast ausschliesslich die Gleichnisse der Iliade geschöpft sind, so zeigt sich die sinnlich natürliche Welt als der Boden, dem sie fast alle entstammen. Auf diesem Boden freilich fühlt sich der Dichter heimisch, da faßt er die lieblichen wie die großartigen Züge bis ins Kleinste auf und wählt seine Bilder aus der ganzen Erscheinungswelt, der belebten wie der unbelebten. Aber aus dem Menschenleben, aus der Welt des Geistes und Gemüths nimmt er fast nie seine Gleichnisse, und wo er es einmal thut, sind es nicht tiefere Regungen des Gefühls, die er bezeichnet, sondern etwas äußerliche Reflexion. Sehr characteristisch ist dafür die bekannte Stelle der Iliade (XV, 80), wo es von der Here heisst:

Wie der Gedanke des Mannes enteilt, der mancherlei Länder
Wandernd gehend und später noch denkt in sinnendem Geiste:
„Dabin möcht' ich und dorthin“, und vielerlei Dinge sich vorstellt,
Ebenso schnell durcheilte den Weg die erhabene Hera,
Bis sie die Hüh'n des Olympos erreichte. (Monje.)

Anders die Odyssee. In ihren Bildern aus der Natur, mußten wir zugeben, hat sie nicht die kräftige Frische und die Anmuth der Iliade, aber sie streift viel häufiger in ihren Gleichnissen in das Menschenleben, das Gebiet der Kunst und die Welt des Geistes hinüber. Dazu einige Belege.

Hurtig entflieht das Schiff der Phäaken, wie ein Fittig oder ein Gedanke (Od. VII, 36). Den gewaltigen Bogen spannt Odysseus mit solcher Leichtigkeit, wie ein gesangeskundiger Mann die Saite der Phor-

Fünfte Abtheilung.

ermischte Nachrichten über Gymnasien und Schulwesen.

Ein Amts-Jubiläum.

Am 1. December 1856 wurde das Amts-Jubiläum des Herrn Prior Dr. Friedrich Carl Köpke von dem Königlichen Joachimsthal'schen Gymnasium, dem derselbe seit beinahe 40 Jahren angehört, von den zahlreichen Freunden und Verehrern desselben festlich begangen. Obwohl der Feier auf den Wunsch des Jubilars enge Grenzen gezogen werden mußten, so wird es doch, bei der hohen Achtung, der Herr Prof. Köpke in weiten Kreisen steht, bei der Pietät, die seine zahlreichen Schüler widmen, hinlänglich gerechtfertigt erscheinen, wenn auch diese Blätter des seltenen Ehrentages in Kürze gedenken. Die amtliche Thätigkeit des Jubilars begann am 1. December 1806, an welchem Tage derselbe von Beller mann in das hiesige Seminar für gute Schulen aufgenommen wurde und eben dadurch reglementsmäßig die Rechte eines ordentlichen Gymnasiallehrers trat. Seitdem hat er fünf Gymnasien als Lehrer gewirkt, zuerst an dem Köllnischen Gymnasium, dann an dem Berlinischen Gymnasium zum grauen Kloster; von October 1808 als Collaborator am Werderschen Gymnasium, vom 16. October 1810 bis Ostern 1817 als Oberlehrer am Collegium Fridericianum in Königsberg in Preußen, von wo ihn ein ehrenvoller Ruf als Professor an das Joachimsthal'sche Gymnasium führte. Diesem hat er seitdem seine Unterbrechung seine Kraft gewidmet, zuletzt als erster Lehrer der Theologie; auch ward ihm die Verwaltung der Bibliothek desselben und das Amt eines Curators der Oelrichs'schen Stiftung vor vielen Jahren übertragen. Schon aus diesen allgemeinen Angaben über die bisherige Amtsthätigkeit des Jubilars läßt sich ersehen, welche Liebe und Theilnahme derselbe an seinem Ehrentage entgegenkommen mußte. Es war ein steter Wettstreit, in dem Keiner zurückstehen mochte, der mit dem Verdienst in amtlichen oder persönlichen Beziehungen gelebt hatte, und der die Empfindung, welche Alle beherrschte, gestaltete sich um so freudiger, als es dem Jubilar durch Gottes Gnade vergönnt war, das Amt in frischer Rüstigkeit und in voller amtlicher Thätigkeit zu begeben. Am frühen Morgen ward derselbe von den Schülern des Joachimsthal'schen Gymnasiums feierlich begrüßt. Der Chor des Alumnats sang einen Choral und ein von einem Schüler auf die Melodie des *Integer vitae* componirtes Lied, worauf der *Primus omnium* im Verein mit mehreren Schülern der obersten Classen die Glückwünsche und das Dankgefühl

schlossen sich die Pforten des gastlichen Hauses, und obwohl noch viele zarte Beweise von Aufmerksamkeit und Verehrung den Weg in das Heiligthum der Familie gefunden, uns ziemt es, an dieser Stelle abzubrechen. — Es war der Wunsch des Jubilars gewesen, den übrigen Theil des Tages im stillen Kreise der Seinigen zuzubringen: die Anstalt hatte demnach in keiner anderen Weise der allgemeinen Stimmung einen Ausdruck geben können, als dadurch, daß für die Alumnen ein Festessen angeordnet worden war, bei welchem die Wünsche, die Aller Herzen erfüllten, in einer jugendlichem Frohsinn entsprechenden Weise sich äußerten. Für die ernsten Zwecke der Schule wird der Tag kein verlorener sein; denn alle Glieder derselben haben sich erhoben an dem Gedanken, welchen Gehalt und welche innere Bedeutung das einer großen Aufgabe mit Treue und Hingebung gewidmete Leben des Jubilars in sich schließt. Möge es ihm denn noch lange vergönnt sein, in ungeschwächter Kraft zum Heile der Schule oder zum Frommen der Wissenschaft thätig zu sein.

J. Mützell.

Κῆνον, ὃ χρυσόθρονον Μοῖς, αἶδε,
 Ὅς Κολωνίας ἀπὸ βαλβίδων ἤ-
 Ξεν εἰς δρόμον δέκ' ἐκὼν φέρεσθαι
 Περτάκις ἄθλα,

Κοσμίους ὃς θυμὸν Ἰθελὲ' ἵπασσιν
 Ἰσοδαιμόνων ποθίοντα μύθους,
 Ὅλβον ὑπερέποντα νέους ὀπάζων,
 Σώφρονα γνώμην.

Εὐκλειῶς βλον παραδείγμαθ' εἰρῶν
 Υἱέας μάμα πατέρων μαθητάς
 Προσφιλεῖς λαυνε Γερηνοῖς ὡς
 Ῥήμασι Νέστωρ,

Ἀνδρῶν τ' αἰὲν κρατερὸς παλαιῶν
 Ἐνὸν ἀνθρώποις μόρον ἀσθενέσσω
 Ἀντρέπει γέρον, θεόθεν γὰρ ἦβας
 Ἰσχὺ' θάλλει.

August.

*Quid, Musa, tentas insolitis modos
 Aptare chordis? Iam nimios fuge
 Pompae paratus et memento
 Simpliciore placere cultu.*

*Cui erta nectas, egregii viri
 Frons est capillis sparsa senilibus,
 Quo nil tulerunt haec ferentoe
 Candidius meliusque saecula.*

*O rara vitae condicio! Viret
 Invicta longis ecce laboribus
 Et laeta conlecti e palaestra
 Pulveris uncta nitet senectus.*

*Quae dena virtus lustra manens loco
 Flexit reflexit curriculi rotam,
 Ludo suetos nec supremo
 Vult spacio revocare gressus.*

*Fruare dono, quod meritum bene
 Longi laboris sedula munera
 Ferunt, repostae iam beata
 Otia nunc habeas senectae;
 Quam multa tu per laeta per aspera
 Enisus! at non languit inpetus,
 Corpusque non fessum est, vigenisque
 Mens stetit officio fidelis.*

*Te Regimonti moenia fervida
 Primum iuventa non solitum iugum
 Videre iungentem, sed acer
 Munus inis retinesque dexter.*

*Maiorque campus mox patefit tibi.
 Bono vocarunt omine litus ad
 Spreae atque Musarum decoram
 Quam posuit Ioachimus aedem.*

*Redire Phoebum dein deciens quater
 Vides eodem sub Lare, nec tibi
 Mutata lex fati neque aevum
 Sollicito trepidum pavore*

*Curisque lapsus est. Non sine gaudio
 Cursus peractos respicies, neque
 Vigebit emensam iuventam
 Iam memori remeare mente.*

*Multi labores multaque taedia
 Illos fatigant, qui iuvenum student
 Formare ferventum novella
 Pectora et immemores severae*

*Normae coercent; nec pia gratia
 Referre tantis praemia pro bonis
 Valet, sed una est atque sola
 Laus animi sibi conscientis*

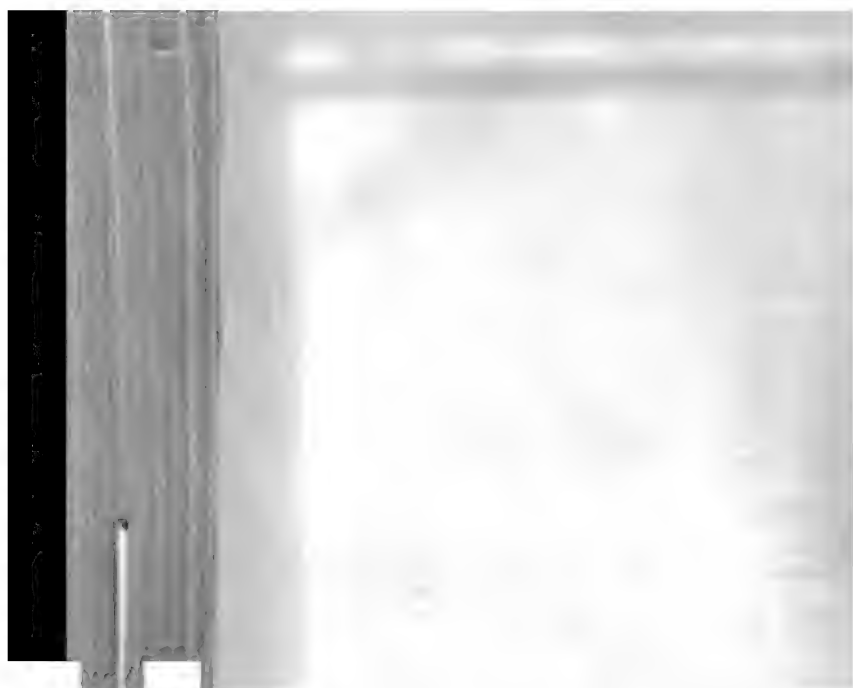
*Rectaeque mentis. — Sed placidus tamen
 Preces tuorum votaue candida
 Audi, piisque nunc rogamus
 Cordibus, atque fave benigne.*

*Sic tu per omnes, quot superant tibi,
 Annos vigenti corpore floreas,
 Ut, care praeceptor, tuorum
 Numquam animo excideris fideli.*

*Ornetque corpus mens senio inpigra,
 Faustisque constans, aequa per aspera,
 (Sed fausta sit fortuna semper!)
 Quem tenuit teneatque cursum.*

*Haec haec benigne perficiat deus,
 Ducatque laetos omina ad exitus,
 Tibique clemens peratet et te
 Tempus in omne beare pergat!*

Lucian Müller.







JUL 28 1937

